Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

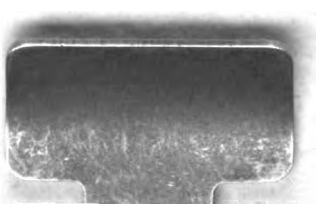
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

KONINKLIJKE BIBLIOTHEEK
0611 1378



Digitized by Google

Aufgestellt am 30. Nov. 44.

No 832.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nbs-A2

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Jahrgang 1844.

Erster Band.

Berlin, bei W. Besser.

1844.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

№ 1.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

I.

Volksrecht und Juristenrecht. Von D. Georg Beseler, Geh. Justizr. und Prof. zu Greifswald. Leipzig, 1843. *Weidmann'sche Buchhandlung. VI u.* 364 S. 8.

Wenn irgendwo, so ist bei der Beurtheilung von Büchern über allgemeine Fragen nöthig, auf die Geschichte der Theorie zurückzugehen, um zu finden, ob die Ansicht der Verfasser einen Fortschritt der Entwickelung enthält. Die Continuität mit dem letzten Moment dieser Geschichte garantirt noch nicht einen positiven Gewinn, denn sie schliefst die Möglichkeit einer Abbeugung von dem rechten Weg nicht aus, umgekehrt kann das Zurückgehen auf einen früheren Standpunct einen wahren Fortschritt in sich tragen, wenn der letzte Versuch eine solche Abirrung war. Aber es geschieht auch nicht selten gerade bei jenen Fragen, dafs unter dem Gewand einer neuen Ansicht die Unvollkommenheit eines früheren Stadiums der Theorie sich wiederholt, oder von einem in der Vergangenheit liegenden Moment aus ein damals vermiedener Abweg versucht, und so ein Irrthum geboren wird, über dessen Möglichkeit die Fortgeschrittenen hinaus zu sein glaubten.

Bei der vor uns liegenden Schrift handelt es sich von der Entstehung und Fortbildung des Rechts, und von dem unmittelbaren oder mittelbaren Antheil, den Volk, Gesetzgebung, Wissenschaft daran haben.

Unsere Betrachtung wird sich in zwei Theile zerlegen, den vorbereitenden, der jene Darlegung der bisherigen Ansichten, so weit sie für unseren Zweck erforderlich ist, enthalten soll, sodann die Vergleichung der Meinungen des Verfassers damit, nach ihrem theoretischen und praktischen Gehalt.

Die Epoche der deutschen Jurisprudenz, die man nachher mit dem Namen der historischen Schule bezeichnet hat, fand eine Theorie des Rechts vor, in welcher der Staat von seiner natürlichen Grundlage, der Nation, emancipirt und zu einem rein willkührlichen, mechanischen Gebilde gemacht worden war. Das Recht wurde allein auf die gesetzgebende Gewalt zurückgeführt; was sich aufserdem noch als rechtserzeugende Kraft aufdrang, — und man hätte die Augen gewaltsam verschliefsen müssen, um nicht zu sehen dafs es aller Orten Rechtssätze giebt, die ohne pro, mulgirt zu sein gelten, — das wufste man mit der Gesetzgebung in Verbindung zu bringen, als ein mittelbares Product derselben aufzufassen, und so die Alleinherrschaft des gesetzlichen Rechts, allenfalls mit Hülfe der Eintheilung in geschriebene und ungeschriebene Gesetze aufrecht zu erhalten. Die Anfänge dieser Theorie liegen sehr weit zurück, sie ist die Theorie der bei der äufseren Erscheinung stehen bleibenden Vorstellung, die in Deutschland durch die Existenz eines umfassenden geschriebenen Rechts, wie es im corpus iuris civilis und canonici gegeben war, begünstigt wurde; ihre wissenschaftliche Ausbildung wurde unmittelbar vor dem Eintritt der sie bekämpfenden Richtungen vollendet.

Von diesen letzteren bedürfen die Versuche, dem Staat ohne Rücksicht auf seine natürliche Grundlage, also in so weit auf dem Standpunct der älteren Theorie, durch seine unmittelbare Verbindung mit dem göttlichen Willen ein inneres Leben zu verschaffen, hier keiner weiteren Erwähnung.

Einen andern Weg schlug die historische Schule ein. Sie ging auf den Begriff des Nationellen zurück, und erkannte in diesem den natürlichen Grund des Rechts und des Staats. Die rechtserzeugende Kraft war ihr der Geist des Volks, woraus auch die Gesetzgebung den Inhalt ihrer Aussprüche schöpft. Die Gesetzgebung trat aus der Stellung einer ursprüngli-

Digitized by Google

chen in die einer abgeleiteten Quelle des Rechts, welche andere gleichmäfsig, ja zum Theil noch früher zur Thätigkeit berufene neben sich anzuerkennen hat. Verlor die Gesetzgebung dadurch an Ansehen, Macht und innerer Würde? Es konnte den Anschein haben, und die nachdrückliche Hervorhebung der unterdrückten Wahrheit, wie es die Bestreitung eines verjährten und viel verzweigten Irrthums mit sich bringt, mochte eine solche Meinung vorübergehend entschuldbar machen. In der That aber konnte die neue Ansicht nur die Wirkung haben, diese Rechtsquelle selbst innerlich zu festigen und zu heben, oder wenn diese Wirkung auszubleiben schien, hatte wenigstens die Ansicht selbst keine Schuld.

Das läfst sich wohl behaupten, dafs der berühmte Verfasser des Berufs unserer Zeit manchen Mifsverständnissen, absichtlichen und zufälligen, würde zuvorgekommen sein, wenn er das Nicht*sollen* der Codification ausschliefslicher hervorgehoben hätte, mochte er es übrigens so nachdrücklich und schonungslos, wie er nur wollte, darthun. Nicht zu *können* war ein unverzeihlicher Vorwurf, und rifs in jedem, der irgend einmal durch ein Examen gefallen oder sonst mit solchen Anforderungen in Collision gekommen war, schmerzliche Wunden wieder auf. Auch war die Kritik der Gesetzgeber, die ihre Gesetzbücher wie Lehrbücher und Systeme angefertigt hatten, und die Welt mit ihnen nicht blofs regieren, sondern auch unterrichten und wie über wissenschaftliche Entdeckungen in Erstaunen setzen wollten, zu gerecht, um nicht verletzend zu sein.

Vor allem nun brachte die neue Auffassung der Sache die beiden Rechte, das gesetzliche und das mit dem Namen des Gewohnheitsrecht bezeichnete, in ihr richtiges Verhältnifs. Sie führte das letztere auf sein wahres Fundament zurück.

Die Thatsache, auf deren wissenschaftliche Erklärung es ankam, war diese. Ein Satz ist fortwährend als Rechtssatz angesehen und angewendet worden, entweder in den richterlichen Entscheidungen oder auch durch freiwilligen Gehorsam gegen das darin enthaltene Gebot. Dieses Herkommen, diese Gewohnheit soll eine Autorität haben; wie es bisher in solchen Fällen gehalten wurde, so soll es auch ferner gehalten werden. Worauf gründet sich diese Autorität? Man sieht, dafs von der richtigen Antwort auf diese Frage auch die richtige Bestimmung des Mafses dieser Autorität abhängt.

Viele knüpften die Thatsache an das Institut der Verjährung. Sie glaubten, wie Rechte durch eine lange fortgesetzte Ausübung erworben, wie sie durch Nichtausübung verloren werden können, eben so gut könnten Rechtssätze per consuetudinem entstehen, per desuetudinem untergehen. Es konnte aber auf die Länge nicht verborgen bleiben, dafs damit nichts erklärt, und kein praktischer Mafsstab für die Gränzen jener Autorität zu gewinnen war. Der Verjährung liegt der Gedanke zu Grunde, dafs die Dauer des factischen Zustandes die Unvollkommenheit oder, was im Resultat auf dasselbe hinausläuft, die Unerweislichkeit der rechtmäfsigen Entstehung ersetzen soll. Wollte man dies auf Rechtssätze anwenden, so war man dadurch nicht der Frage überhoben, welches denn die eigentliche Entstehung des Rechtssatzes sei, die oder deren Nachweisung durch das Herkommen ergänzt oder ersetzt werden soll. Ferner aber hat die Verjährung die Wirkung, dafs mit ihrem Ablauf nicht etwa blofs eine Vermuthung für oder wider das Dasein des Rechts entsteht, die noch immer den Beweis des Gegentheils zuliefse, sondern dafs es schlechterdings und durch die Verjährung selbst erworben oder verloren ist, und diese verstärkte Wirkung, welche nothwendig wird, um die wohlthätigen Zwecke des Instituts vollkommen zu erreichen, hat hier, wo es sich um einzelne Rechtsbefugnisse handelt, kein Bedenken. Es widerspricht der Gerechtigkeit nicht, dafs Rechte, die der Einzelne durch ein Rechtsgeschäft willkührlich aufgeben kann, ihm auch durch eine andauernde Versäumnifs verloren gehen sollen. Ganz anders, wenn wir dieses Recht der Verjährung auf Rechtssätze anzuwenden hätten. Würde hier in derselben Art die lange Uebung den Rechtssatz erzeugen, ohne dafs man ihn weiter nach seiner Herkunft fragen dürfte, so würden wir der Thätigkeit oder Unthätigkeit der Einzelnen, in deren Acten eben die Gewohnheit besteht, eine weit über sie hinausreichende Wirkung zuerkennen, und wir kämen, möchten wir übrigens auch diese Verjährung durch allerlei gehäufte Erfordernisse sehr erschweren, doch immer zu dem unsinnigen Resultat, dafs eine kleinere oder gröfsere Anzahl einzelner Privatpersonen einem ganzen Volk durch eine gröfsere oder kleinere Anzahl von Hand-

Digitized by Google

lungen, die sie in einer gewissen Richtung vorgenommen hätten, Gesetze vorschrieben.

Wenig wäre gewonnen, wenn man diese Rechtsentstehung dadurch stützen wollte, dafs man sie auf den Gesetzgeber zurückführte, der statt die Rechtssätze pflichtmäfsig selbst zu erwägen und in verfassungsmäfsiger Weise zu promulgiren, sein Amt auf jene unordentliche und unzuverläfsige Weise von Andern verwalten liefse. Ein solcher Gesetzgeber verdiente als ein gewissenloser Haushalter von seinem Amt entfernt zu werden.

Auf dem Weg nach dem innern Grund der Autorität des Herkommens kam man zur Autonomie, einer Art von untergeordneter Gesetzgebung, die von Corporationen in ihren inneren Angelegenheiten, und zum Theil auch von Behörden in Dingen ihres Berufs, so weit die Anordnung gewisser Puncte ihrem eigenen Ermessen überlassen ist, ausgeübt wird. Wie vermöge dieser autonomischen Befugnifs ausdrückliche Festsetzungen, Statuten, gemacht werden können, so läfst sich auch ein stillschweigendes Uebereinkommen denken, welches sich in der Uebung (Observanz) ausspricht, und dessen Existenz durch das Herkommen, die Gewohnheit sich nachweisen läfst. Es giebt nun in der That ein solches Herkommen, aber es fragt sich, ob alles Gewohnheitsrecht sich auf dieses Princip zurückführen läfst? Viele haben dies geglaubt; das ganze Volk betrachteten sie als eine solche (von dem Staat noch unterschiedene) Corporation, welche durch eine stillschweigende Uebereinkunft Recht setze und in der Gewohnheit zur Erscheinung bringe, und wie bei der Volksgewohnheit, so stehe auch bei der eines einzelnen Stammes oder Orts eine Corporation im Hintergrund, deren stillschweigende Beschlüsse in der Provinzial- und Ortsgewohnheit zu erkennen seien. Wie wir nun vorhin bei einer andern Theorie es unbegreiflich gefunden haben, dafs ein Gesetzgeber, um seinen Willen kund zu thun, daneben noch die Gewohnheit einzelner Unterthanen nöthig finden sollte, um stillschweigende Gesetze zu erlassen, so müssen wir hier von dem Standpunct des Volks aus es für widersinnig erklären, dafs dieses neben seinem Gesetzgeber, der ja zum Ausspruch des Willens der Gesammtheit berufen ist, noch ein anderes Organ für die Gesetzgebung habe, dafs mit einem Wort in einem Staat zwei von einander verschiedene Gesetzgeber existiren. Das Dasein einer solchen Corporation, die das Volk noch aufser dem Staate bildete, ist eine reine Erdichtung. Und was das particuläre Herkommen anlangt, so kann es allerdings von einer Corporation als autonomisches Recht ausgehen, aber dies ist der kleinste Theil des in der Gewohnheit erscheinenden Rechts; zum gröfsten Theil geht es nicht von einer Corporation als solcher, sondern von einer natürlichen Gesammtheit aus, die allein und nicht die ihr etwa gegebene Form der Corporation das Subject des Rechtsbewufstseins ist, um das es sich bei der Gewohnheit handelt.

Die Zurückführung des Gewohnheitsrechts auf den der Nation eingebornen Rechtssinn, auf die unmittelbare Volksüberzeugung, die sich in den Gliedern des Volks und ihrem Rechtsleben manifestirt, ist der Schritt, den die historische Schule in der Theorie der Entstehung des Rechts gethan hat. Darauf also (abgesehen von den wenigen Fällen, wo das Herkommen unter den Begriff einer Observanz fällt) und allein darauf beruht die Autorität der Gewohnheit für die Erkenntnifs des Rechts, dafs sich in den Acten, die sie bilden, eine gemeinsame nationelle Ueberzeugung (sei es des gesammten Volks oder einer natürlichen Abzweigung desselben) kund giebt und daraus erkannt werden kann. Die Gewohnheit macht das Recht nicht, sie läfst es nur erkennen. Es ist der Wille nicht eines künstlichen, sondern eines natürlichen Ganzen, auf den es ankommt, und darum auch nicht ein Beschluss oder Vertrag, sondern eine auf unsichtbaren Wegen sich bildende Einheit der Ueberzeugung, welche die Glieder jenes Ganzen als solche verbindet.

So hat Savigny in seinem System das Recht überhaupt, wegen seines nationellen Charakters, als Volksrecht bezeichnet, und in einem vorzüglichen Sinn das Gewohnheitsrecht, insofern bei diesem die Nationalität des Rechts am unmittelbarsten sich herausstellt. Aber in der That hat auch das gesetzliche nicht ein gegen diese Natur des Rechts unabhängiges Dasein, und er nennt mit Grund auch die Gesetzgebung ein Organ des Volksrechts, so gut es bei dem Gewohnheitsrecht die Glieder der Nation in dieser ihrer unmittelbaren Eigenschaft sind.

Eine eigenthümliche Form der Gewohnheit stellt sich uns dar, bei welcher die Frage entsteht, ob ihr eine besondere, von jenem Gewohnheits- oder Volks-

Digitized by Google

recht verschiedene Bedeutung zukommt. Dies ist die Erscheinung in der Thätigkeit derjenigen Glieder des Volks, die einen besonderen Beruf für die Anwendung des Rechts haben, einer Thätigkeit, die theils in der Mittheilung der Kenntnifs des Rechts überhaupt und für specielle Fälle, theils in der richterlichen Entscheidung der Rechtsfälle besteht. Man nennt die Gewohnheit, welche durch richterliche Entscheidungen gebildet wird, den Gerichtsgebrauch; ein etwas allgemeinerer Name ist Praxis, die überhaupt die Anwendung des Rechts auf einzelne Fälle, also aufser dem Gerichtsgebrauch noch die Thätigkeit des Respondenten begreift. Um die gesammte Thätigkeit jener Personen zu umfassen, habe ich das in ihr zur Erscheinung kommende Recht das Juristenrecht genannt, ein Name, welchem seitdem das Bürgerrecht verliehen worden ist.

Dafs die Ansichten der Personen, welche die Rechtskenntnifs zu ihrem besonderen Lebensberufe machen, mit der Absicht, nicht blofs für ihren eigenen Rechtsverkehr, sondern auch für Andere davon Gebrauch zu machen, einen vorzüglichen Einfluſs auf die Praxis des Rechts gewinnen, ist etwas so sehr in der Natur der Sache selbst liegendes, dafs dieser Einfluſs gar nicht von besonderen Verhältnissen, auch nicht von der Bildung der Gerichte abhängt. So finden wir ihn in Rom, wo die Gerichte keineswegs mit Juristen, sondern mit gewöhnlichen Bürgern besetzt waren, eben so wie in der Gegenwart, wo man für das Richteramt die Eigenschaft eines Juristen voraussetzt.

Wir haben aber diesen Einfluſs der Juristen nicht als eine historische Thatsache, sondern als ein praktisches Moment für die Anwendung des Rechts und die ihr vorausgehende Erkenntnifs desselben zu betrachten. Unsere Frage ist: welchen Einfluſs soll der Richter, und unter welchen Bedingungen soll er ihn den Ansichten der Autoren und der bisherigen Entscheidungsweise solcher Rechtsfälle, wie ihm jetzt einer vorliegt, auf sein Urtheil gestatten? Dies wird von dem Grund, auf dem die Autorität dieser Manifestationen des Rechts beruht, abhängen.

Im Mittelalter nahm man ohne Weiteres an, die communis opinio doctorum habe eine unverbrüchliche Autorität für den Richter, ohne sich weiter viel um den Grund der Sache zu bekümmern. Wenn nun aber die Frage entstand, wann denn eine solche gemeine Meinung existire, so gab man die wunderlichsten Antworten, z. B. das sei communis opinio, worin Accursius und Bartolus mit einander übereinstimmten, wo dies nicht entscheide, mache die Meinung von zehn bewährten Autoren communem opinionem, und wenn man etwa auf beiden Seiten zehn solche Doctoren allegire, so solle das Alter der streitenden Autoren entscheiden. Diese Thorheiten wurden später allgemein verworfen, aber nur um statt der communis opinio einen andern Götzen in dem usus fori aufzurichten, dem man eine ganz eben so unvernünftige und abergläubische Verehrung erwies, indem man den Richter verpflichten wollte, eine Ansicht blofs darum zu befolgen, weil in den Gerichten des Landes, oder wenigstens in diesem Gericht bisher darnach entschieden worden sei. Allenfalls wurde die nöthige Stabilität des Rechtsprechens als Grund dafür angeführt, nur Schade, dafs diese Stabilität der Geistesträgheit, ja dem geistigen Tod so ähnlich sah, wie ein Ei dem andern. Einige setzten diesem Unwesen die Krone dadurch auf, dafs sie den Präjudicien der Obergerichte sogar eine verbindliche Kraft für die ihnen untergebenen Untergerichte zuschrieben, d. h. wenn man die Sache beim rechten Namen nennen wollte, man setzte die Unterrichter in solchen Fällen zu blofsen Urtheilern über das Factum, zu Geschworenen herab, wovon freilich die Gerichtsverfassung kein Wort enthält.

Was gewann man mit dieser Theorie, wenn man sie so nennen darf? Entweder jene Exilirung jedes geistigen Fortschritts aus den Gerichten, oder wenn dieses nicht gelang, einen permanenten Kriegsstand zwischen den älteren und jüngeren Mitgliedern des Gerichts, in dem es nicht fehlen konnte, dafs der Sieg doch wohl auch den Neuerern blieb, und das vielleicht nicht selten in solchen Fällen, wo eine gesunde Theorie dem bisherigen Usus wirklich eine bindende Autorität zugestanden hätte, die aber von jener unbedingten und absoluten Meinung in eine ununterschiedene Masse mit den Fällen, wofür sie vernünftig sich nicht behaupten läfst, zusammengeworfen wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 2.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

Volksrecht und Juristenrecht. Von Dr. Georg Beseler.

(Fortsetzung.)

Ganz anders gestaltet sich die Sache, wenn wir, dem Grund dieser Autoritäten nachgehend, finden, dafs gemeine Meinung und Gerichtsgebrauch, wie Gewohnheit überhaupt, mögliche Manifestationen eines Gewohnheitsrechts, also einer nationellen Rechtsansicht sind, die sich in der Thätigkeit dieser Glieder des Volks, als natürlicher Repräsentanten desselben in ihrem Beruf, kundmacht. Sollen daher gemeine Meinung und Praxis eine Autorität haben, so müssen sie von der Beschaffenheit sein, dafs aus ihnen auf die Existenz eines in der nationellen Ueberzeugung gegründeten Rechtssatzes geschlossen werden kann; dies ist der Grund jener Autorität und ihre Voraussetzung. Wie aber rechtfertigt sich diese Identificirung des Juristenrechts mit dem Gewohnheitsrecht?

Vor allem ist gewifs, dafs eine gemeinsame Volksüberzeugung nicht nothwendig eine actuelle Ueberzeugung aller einzelnen Glieder des Volks ist. Wir werden nicht blofs diejenigen aufser Ansatz lassen müssen, die überall gar keine Ueberzeugung haben, wie Kinder und Wahnsinnige, so wie die, welche mit ihren Sinnen und Gedanken sich wenigstens von allen öffentlichen Dingen in ein individuelles Pathmos irgend einer Art zurückziehn, sondern auch die, deren Beruf sie der Klasse von Verhältnissen, deren Recht in Frage ist, entweder total entfremdet, so dafs sie vielleicht kaum ihre Existenz kennen, oder wenigstens so fern hält, dafs sich ihnen dieselben nie als Object eines Urtheils dargeboten haben. Wenn von einer gemeinsamen Ueberzeugung über das Recht der Wechsel die Rede ist, werden wir nicht erwarten, diese Ueberzeugung bei Bauern zu finden, wegen des Rechts der Gränzscheidung und der Weideservitut werden wir nicht bei dem Bankier nachfragen. Aber auch unter denen, in welchen wir eine actuelle Ueberzeugung über den fraglichen Rechtssatz im allgemeinen voraussetzen dürfen, unter den actuellen Trägern der Volksüberzeugung werden wir eine ausgezeichnete Stelle denen einräumen, deren Verhältnisse sie mehr als andere mit den Rechtsfragen überhaupt oder einer gewissen Art in Berührung bringen (ohne damit der Möglichkeit vorzugreifen, dafs diese Berührung von der Beschaffenheit sein kann, dafs das individuelle Interesse vielleicht die reine Reflexion der gemeinsamen Ueberzeugung in ihrem Geiste stört), wir werden z. B. nicht in allen wechselfähigen Personen gleicher Geistesgaben die gleiche Stärke und den gleichen Umfang des Bewufstseins von dem Recht des Wechsels voraussetzen. Die am häufigsten und mannigfachsten in diesen Dingen sich Bewegenden werden wir bei der Frage der gemeinsamen Volksüberzeugung als die natürlichen Repräsentanten der ganzen Klasse hervorheben. In allen diesen Puncten sind wir gewifs noch nicht aus der Sphäre der unmittelbaren Volksüberzeugung, des Gewohnheitsrechts, oder wenn man will des Volksrechts in diesem vorzüglicheren Sinn herausgetreten. Denken wir uns ferner Gerichte mit Personen besetzt, die dieses Amt nicht zu ihrem ausschliefslichen Beruf gemacht haben, so wird die Ansicht dieser, wenn sie öfter zu dieser Thätigkeit berufen waren, z. B. der Kaufleute, die als Beisitzer von Handelsgerichten fungirt haben, über eine Rechtsfrage dieser Art ceteris paribus eine vorzügliche Geltung bei uns haben, ohne dafs wir darum noch auf etwas anderes, als auf Constatirung einer Volksüberzeugung ausgehen. So haben wir uns z. B. den Verfasser des Sachsenspiegels zu denken, der ohne Zweifel theils durch seine allgemeinen Geistesgaben, theils durch seine vielfache Beschäftigung als Schöffe die Eigenschaft eines natürlichen Vertreters seines Volks erhielt, und durch den Erfolg der Aufzeichnung seiner Erfahrungen, zu der

Digitized by Google

er sich entschlofs, als solcher bewährt ward. Verwandeln wir nun in Gedanken diese Urtheiler und Richter, von denen die Rede war, in solche, die mit diesem Amt keinen andern Beruf verbinden, setzen wir hinzu, dafs sie eine theoretische Vorbereitung für ihren Beruf erhalten haben, haben sie dadurch aufgehört, die Fähigkeit jener Repräsentation zu besitzen? und sind wir, wenn wir auf die übereinstimmenden Ansichten dieser Juristen und auf ihre Urtheile als auf eine Autorität blicken, plötzlich und zwar unter allen Umständen aus dem Bereich der unmittelbaren Volksüberzeugung herausgetreten, so dafs keine Möglichkeit mehr bliebe, diese Juristen in ihrer Berufsthätigkeit als Glieder ihres Volks, nur eben als die rechtsverständigsten und durch ihren Beruf zu jener natürlichen Repräsentation am meisten geeigneten zu betrachten? Gewifs nicht. Hätte die Jurisprudenz je diesen Erfolg der Entnationalisirung gehabt, so wäre sie selbst sicher der unschuldige Theil gewesen, die Schuld an einem solchen, übrigens natürlich nur partiell denkbaren Resultat, hätte nicht das Studium, sondern ein verkehrtes getragen. Von der andern Seite wäre es kein Volk, sondern ein Pöbel zu nennen, bei dem der Gelehrte um dieser Eigenschaft willen die Volksthümlichkeit verlieren, als ein fremdes Element ausgeschieden werden würde.

Soweit liefs sich die Theorie der Rechtsentstehung von dem Standpunct der historischen Schule feststellen. Sie gelangt von der Anknüpfung des Rechts an die Nation zu den zwei Rechtsquellen, die mit der äufseren Autorität des (unmittelbaren oder mittelbaren) Volkswillens versehen sind: unmittelbare Volksüberzeugung und Gesetzgebung. Man hat versucht, jenes Juristenrecht als ein drittes hinzustellen, unter der Form, dafs der Juristenstand an die Stelle des Volks trete, das Juristenrecht also nur in dem Sinn als Volksrecht gelten könne, wie auch das gesetzliche. Die Unrichtigkeit dieser Ansicht ergiebt sich aus der so eben gegebenen Ausführung, in der wir gesehen haben, dafs zwischen dem unmittelbaren Volksbewufstsein und jenem Juristenrecht kein qualitativer Unterschied zu machen ist, und dies wird bestätigt, wenn wir dieses Verhältnifs mit dem der Gesetzgebung vergleichen. Ein Rechtssatz gilt nicht darum, dafs er Ueberzeugung des Juristenstandes, sondern darum, dafs diese Ueberzeugung Volksüberzeugung ist. Ein Gesetz dagegen gilt, weil es vom Gesetzgeber promulgirt ist; es wird erwartet, dafs es dem wirklichen Nationalwillen entspreche, aber seine Gültigkeit hängt nicht von einer Untersuchung dieser Voraussetzung ab; der Gesetzgeber ist allerdings auch als natürlicher Repräsentant seines Volks zu betrachten, aber zugleich ist er ein durch die Verfassung constituirter, dessen Wille als Wille der Gesammtheit fingirt wird. So ist die Gesetzgebung eine formell selbstständige Rechtsquelle, nicht so das Bewufstsein des Juristenstandes.

Aber neben diesen beiden Quellen des Rechts, deren Product wir das Gewohnheitsrecht und das gesetzliche nennen, ergab sich noch eine dritte, sie ergänzende. Es findet sich, dafs der Richter auch bei der gröfsten Ausdehnung jener Rechte einer Ergänzung bedarf, ohne die er in sehr vielen Fällen keine Norm der Entscheidung haben würde. In solchen Fällen entnimmt er den anzuwendenden Rechtssatz aus den Principien des bestehenden Rechts; vermöge der vernünftigen Natur des Rechts mufs auch das als Recht gelten, was mit innerer Nothwendigkeit aus dem gegebenen Rechte folgt. Es ist die Aufgabe der Wissenschaft, das gegebene Recht auf seine Principien zurückzuführen, und aus diesen jene nothwendigen Ergänzungen abzuleiten. So hat die Jurisprudenz nicht blofs eine receptive, sondern wie jede wahre Wissenschaft eine productive Aufgabe, sie tritt selbst in die Reihe der Rechtsquellen. Ich habe das durch sie erzeugte Recht, welches nicht wie jene andern auf einer äufseren, sondern lediglich auf innerer Autorität beruht, und allein um der Wahrheit seiner Deduction willen gilt, das Recht der Wissenschaft genannt; auch der allgemeine Name des Juristenrechts ist darauf anwendbar, indem auch dieses Recht äufserlich in der theoretischen und praktischen Thätigkeit der Juristen sich darstellt. Den Unterschied aber zwischen dieser und der oben vorgekommenen Art des Juristenrechts überall sich gegenwärtig zu erhalten, ist von äufserster Wichtigkeit, da die gemeine Meinung und Praxis hier, als Praxis eines Rechts, das seinen Anspruch auf Geltung nur auf seine Wahrheit gründet, nie jene äufsere Autorität haben kann, wie bei dem Gewohnheitsrecht. Savigny hat den Ausdruck wissenschaftliches Recht schon für das Juristenrecht in jener ersten Bedeutung gebraucht. Ich mifsbillige diesen Sprachge-

Digitized by Google

brauch theils aus dem Grund, weil jene oben berührte Function der Juristen mit ihrer Eigenschaft als Träger der Wissenschaft in keinem wesentlichen Zusammenhang steht, denn auch als blofsen Rechtskundigen, vor der Entstehung einer eigentlichen Rechtswissenschaft, kommt sie ihnen zu; theils weil er anzeigen soll, dafs der ganze productive Einfluss der Juristen auf das Recht entweder in jener Function beschlossen ist, oder dafs wenn auch die zweite eigentlich wissenschaftliche Function nicht geleugnet wird, sie mit jener nur eine und dieselbe Klasse der Rechtsbildung ausmacht. — Ich habe angedeutet, es sei ein Hinausgehen über den Standpunct der reinen historischen Schule nothwendig gewesen, um zu dieser dritten Rechtsquelle zu gelangen. Dies wird einleuchten, wenn man erwägt, dafs diese Schule vorzugsweise der freien Seite des Rechts, denn dies eben ist die geschichtliche, sich zukehrt, seine logische oder vernünftige dagegen zwar nicht negirt, aber doch in den Hintergrund gestellt, und ihr weniger Einfluss, als ihr gebührt, zuerkannt hat.

Wie verhalten sich nun zu diesen Resultaten die Ansichten Beseler's? Wir werden eine erhebliche Abweichung derselben von jenen erwarten dürfen; schon der Umfang seiner Schrift spricht es aus, dafs ihr Verfasser eine eigenthümliche Auffassung der Sache zu geben gemeint ist.

Vor allem leugnet er den zuletzt erwähnten Schlufsstein der von der historischen Schule begonnenen Theorie der Rechtsquellen, er spricht der *Wissenschaft* die productive Kraft ab. Er begreift nicht, dafs die Deduction eines Rechtssatzes aus innern Gründen eine Production sei, da ja der aus dem gegebenen Recht und seinen Principien abzuleitende Rechtssatz implicite schon darin enthalten sei, die Wissenschaft erzeuge ihn so wenig, als der Bergmann das Erz, das er aus dem Innern der Erde auf die Oberfläche bringt. Wenn damit gesagt werden soll, dafs eine wahre Schöpfung nur die aus Nichts ist, so müssen wir dies freilich zugeben, aber dieser Wahrheit zugleich die Anwendbarkeit auf unsere Frage durchaus in Abrede stellen, da von diesem Gesichtspuncte aus überall von menschlichen Productionen, namentlich also auch von menschlichen Rechtsquellen nicht die Rede sein könnte. Der Künstler wird in dem Mafs gelobt, in welchem ihm eine dem darzustellenden Gedanken so angemessene Gestaltung gelingt, dafs wir in ihr die ihm gleichsam angeborene und nothwendige Form zu erblicken glauben; in demselben Mafse aber würde seiner Thätigkeit das Prädicat des Schaffens zu versagen, dagegen der des Pfuschers beizulegen sein, dessen mulier formosa superne desinit in atrum piscem. Eben so würde ein Volk, das die ihm eingepflanzte Rechtsidee auf die dem Begriff des Rechts gemäfseste und der Natur der gegebenen Verhältnisse entsprechendste Weise bis in die kleinsten Fäden ausbildet, in Beziehung auf die schaffende Kraft niedriger stehen, als das (wenn es ein solches giebt), welches von einem unbeständigen, hin und herspringenden, dem Widersprechenden und Ungleichen zugeneigten Geist getrieben ein Recht zur Welt brächte, von dem kein Satz zu dem andern pafste.

Bleiben wir also, wie billig, überall in dem Kreis der menschlichen Erzeugungen stehen, so werden wir nicht anstehen zu sagen, dafs die Erde aus dem Samen das Gewächs, und eben so, dafs die Jurisprudenz die Rechtssätze hervorbringt, nach denen z. B. die eigenthümlichen Verhältnisse der Actiengesellschaft zu beurtheilen sind, die Entscheidung ferner der Frage, ob der Richter in einem constitutionellen Staat über die verfassungsmäfsige Promulgation eines Gesetzes zum Behuf seiner Anwendung zu urtheilen hat, der Frage, ob die Publication der Gesetze oder die Existenz eines Gewohnheitsrechts Gegenstand eines processualischen Beweises sein kann u. s. f. Diese Rechtssätze, werden wir sagen, da sie aus dem bestehenden Recht vermöge seiner vernünftigen Natur erschlossen werden, sind allerdings in ihm schon als Keime gegeben, dieser Umstand aber hindert nicht, den Act, wodurch sie erst zum Bewufstsein und aus ihrem unentwickelten Zustand zum actuellen Dasein gebracht worden sind, als Erzeugung derselben zu betrachten, und wenn uns jemand das Gleichnifs vom Bergmann und dem Erz entgegenhält, so wird das Einzige, was wir daraus lernen können, das sein, dafs er die wissenschaftliche Thätigkeit für eine mechanische hält und durch diese Vorstellung sich abgehalten sieht, ihre Productivität anzuerkennen.

In Beziehung auf diesen Schlufsstein des Systems der Rechtsquellen enthält also das uns vorliegende Werk nur eine rückgängige Bewegung, und zwar ohne

Digitized by Google

von dem früheren Punct etwa wieder vorwärts zu gehen, an die Stelle der negirten Abschliefsung eine andere zu setzen, und so das praktische Bedürfnifs zu befriedigen, welches sich damit verbindet. Dieses besteht, wie oben schon angedeutet wurde, darin dafs wir durch die Unterscheidung eines doppelten Einflusses der Juristen auf das Recht in den Stand gesetzt werden, die Autorität der gemeinen Meinung und Praxis richtig zu würdigen. So ist der processualische Beweis des Gewohnheitsrechts Jahrhunderte lang ausschliefslich herrschende und in der Anwendung befolgte Ansicht gewesen. Ist sie Gewohnheitsrecht, so ist kein Richter befugt, davon abzuweichen; ganz anders, wenn sie (und so verhält es sich wirklich damit) eine Doctrin, ein lediglich auf innern Gründen beruhendes Recht ist. Hier würde jeder Richter, der die feste, wohlgegründete Ueberzeugung von ihrer Unrichtigkeit, ihrem Widerspruch mit den von dem richterlichen Amt und seinen Aufgaben geltenden Principien gewonnen hat, pflichtwidrig handeln, wenn er sie noch ferner anwenden wollte. Auch die wünschenswerthe Stabilität der Justiz wird so hinlänglich gewahrt; nichts ist entfernter von unserem Princip, als den Richter zu einer Wetterfahne zu machen, die sich nach jedem Wind einer neuen Lehre richtet; die neuen Entdeckungen wirklicher Wahrheiten sind nicht so häufig, dafs ihre Befolgung in jener Hinsicht irgend bedenklich werden könnte. Nach dem Standpuncte dagegen, den der Verf. sich gewählt hat, verschliefsen wir entweder den wissenschaftlichen Fortschritten die Thüre zur Praxis, was gerade jetzt keinen Rechtstheil empfindlicher treffen würde, als das einheimische deutsche Recht, oder wir öffnen einen so weiten Eingang, dafs durch ihn mit jenen auch eine Willkühr unaufhaltsam eindringt, die eben so eine Praxis, der ein wahrhaftes Gewohnheitsrecht zu Grunde liegt, für nichts achtet.

Der Mittelpunct der ganzen Schrift, und das, was vornehmlich neu zu sein scheint, ist die Meinung von dem, was wir Gewohnheitsrecht nennen. An die Stelle dieses setzt Beseler drei verschiedene Dinge, die er als Volksrecht, Gewohnheitsrecht, Juristenrecht bezeichnet.

Volksrecht wird bestimmt als das im Volk entstandene und in dessen Bewufstsein lebende Recht. Aus diesem Begriff scheint zunächst ein Gegensatz gegen das Gewohnheitsrecht und das gesammte Juristenrecht nicht hervorzugehen, man wird also wohl die Worte der Definition in einem ganz besondern Sinn verstehen sollen, und so ist es auch. Die Unterscheidung vom Gewohnheitsrecht wird ausdrücklich festgesetzt. Für das Volksrecht ist es gleichgültig, ob es in der Gewohnheit, der Uebung erscheine oder nicht. So also sollen wir das Leben im Bewufstsein verstehen: es könnte sein, dafs eine schlechte Gewohnheit das Volksrecht von der Anwendung ausgeschlossen hätte; das ist für seine Existenz indifferent, genug dafs es im Bewufstsein des Volks existirt. Das ist nun wirklich eine neue Auffassung der Sache; ein anderes ist, ob dem gesunden praktischen Verstand dieses ideale, unnahbare Leben des Rechts einleuchten wird. Wir lassen dies jetzt noch dahingestellt, und verzichten auch auf die Frage, ob diese Erfindung nicht vielleicht blofs ein Mifsverständnifs oder eine Mifsanwendung der Wahrheit sei, dafs das Recht nicht durch die Gewohnheit entsteht, also seine *Entstehung* von der Gewohnheit unabhängig ist. Aber wir sind überhaupt noch nicht genug von dem Wesen dieses Volksrechts unterrichtet; dazu gehört, dafs wir erfahren, was unter Volk verstanden wird. Es war der bedeutendste Schritt zur wahren Theorie der Rechtsentstehung, dafs man aufhörte, das Volk in dem politischen Sinn der Regierten als die Quelle des ungeschriebenen Rechts zu betrachten, wie es lange in verschiedenen Gestalten geschehen war, dafs man das natürliche Ganze, die Nation, als Subject des Rechtsbewufstseins erkannte. Beseler hat die redliche Absicht, sich nicht von dieser wesentlichen Bedingung eines richtigen Verständnisses zu entfernen, er weist ausdrücklich die ältere Vermischung mit dem Inbegriff der Unterthanen zurück. Leider hat ihn dies nicht verhindert, mit dem Wort Volk doch auch wieder unversehens einen, in der vulgären Sprache nicht eben ungewöhnlichen, aber von dem der Nation wesentlich verschiedenen Begriff zu verbinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 3.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

Volksrecht und Juristenrecht. Von D. Georg Beseler.

(Fortsetzung.)

Aus seiner ganzen Abhandlung geht nämlich hervor, dafs er unter Volk blofs das übrige Volk ohne die juristisch gebildeten Glieder der Nation versteht. Zu seinem Volk, zu seiner Nation gehören allerdings nicht blofs die Bauern und der geringere Bürgerstand, wiewohl er eben so gut und mit derselben Unterstützung durch einen vulgären Sprachgebrauch auch diese Gränze hätte ziehen können, nein er rechnet auch die Gebildeten dahin, sogar den ganzen hohen Adel; nur die Rechtsgelehrten schliefst er aus, diese werden, man weifs nicht wie, durch die Wissenschaft, mit der sie sich befleckt haben, des unmittelbaren nationellen Rechtsbewufstseins ohne weiteres beraubt. Seine Ansicht läfst sich auch hier als ein Rückschritt zu einem früheren Standpunct bezeichnen, nur dafs er diesem eine andere Gestalt giebt. Sonst sollte das Volk gegen die Regierung, jetzt soll es gegen seine Juristen Front machen.

Man verstehe wohl, dafs hier nicht von einer Anzahl Juristen die Rede ist, die ihre Aufgabe schlecht erkennen und ausführen; es gilt von den Juristen als solchen überhaupt. Denn so unzufrieden unser Autor mit dem Juristenrecht in vielen Puncten ist, so ist er doch weit entfernt, über das ganze ein Verdammungsurtheil zu sprechen. Da wäre denn wohl eine gründliche Antwort auf die Frage am Ort gewesen, woher denn *diesem*, von seinen Juristen secedirenden Volk das Recht komme, in rechtlichen Dingen die ihm zugeschriebene eminente Stelle einzunehmen, statt wie Beseler es vorzieht, diese Berechtigung stillschweigend vorauszusetzen. Machen wir uns die Sache durch eine Analogie deutlich. Wie das Recht etwas nationelles ist, so giebt es auch Religionen, die diese Eigenschaft haben, es sind die heidnischen. Wenn nun hier jemand sagte, Volksreligion ist die im Volk entstandene und in seinem Bewufstsein lebende, in diesem Volk aber zählen seine Priester nicht mit, und wir schliefsen sie, wohl zu merken, nicht blofs aus, insofern sich nachweisen läfst, dafs sie durch falsche Auffassung oder Betrug die Volksreligion corrumpiren, sondern wir schliefsen sie absolut aus, weil sie Priester sind, und dieser Gegensatz von Volk und Priestern auch den vulgären Sprachgebrauch für sich hat, — so würde diese Ansicht für eine ziemlich verkehrte gehalten werden. Man setze aber statt Volksreligion Volksrecht, und statt Priester die „Priester der Themis", so hat man, wenn ich nicht irre, die Ansicht unseres Autors.

Mit der Erkenntnifs dieses Volksrechts steht es fast noch prekärer, als mit seiner Berechtigung. Diesem Punct ist ein besonderes Capitel gewidmet, dessen Inhalt jedoch die Schwierigkeit eher ins Licht zu setzen als zu heben geeignet ist. Die sicherste Erkenntnifsquelle einer Volksüberzeugung, ihre wirkliche Uebung in den vorkommenden Fällen, bleibt aufser Ansatz, da ja das Volksrecht von dem wirklichen Usus unabhängig sein soll. Das Volk selbst nun weifs natürlich sein Recht, das ist schon durch die Definition des Volksrechts gegeben; nach der gegenwärtigen Gerichtsverfassung wird dies allein nicht viel helfen; es müssen noch Andere diese Kenntnifs erlangen. Diese müssen suchen sich dem Volk zu nähern, bei ihm Erkundigung einziehen, dann von dem unmittelbar Erkundeten einen Schlufs auf das übrige machen u. s. f. Jene Kenntnifs wird nach Beseler der Advocat sehr leicht gewinnen können, nicht viel schwerer wird sie dem Unterrichter zufallen, sehr schwierig wird sie dem Oberrichter werden, „der fast nur mit Acten verkehrt" (die Lage eines solchen Oberrichters mufs schrecklich sein, zumal wenn er es, wie hier vor-

Digitized by Google

ausgesetzt zu werden scheint, von Geburt ist, — sie erinnert überdies an die Etikette der Märchen, welche die Könige mit Krone und Scepter zu Tische und zu Bette gehen läfst), fast ganz unmöglich wird sie dem Universitätsgelehrten — hoffentlich werden Ausnahmen statuirt werden, sonst würden wir dieses Buch nicht aus den Händen seines Verfassers haben erhalten können.

Es gehörte viel Eifer für die Sache dazu, dieses Capitel von der Erkenntnifs des Volksrechts zu schreiben, ohne die vollkommene Unbestimmtheit und Unsicherheit der darin gegebenen Anweisungen inne zu werden, die sich zuletzt in Allgemeinheiten verlaufen wie: es komme alles an auf den „unbefangenen, verständigen Sinn, den ungetrübten natürlichen Blick, den Eifer für das Wirkliche und Wahre", oder: man müsse „die rechte Mitte zwischen Zweifel und Glauben halten", eine Mitte, die sicherlich unter allen eine der unentdecktesten ist. Wenigstens von der praktischen Unzulänglichkeit seiner Regeln für den Richter scheint B. eine Ahnung gehabt zu haben, denn er sucht einen andern Ausweg, um seinem Volksrecht die Anwendung zu sichern. Das Einfachste scheint ihm, die Personen, welche seiner Meinung nach ausschliefslich das natürliche, eingeborene Bewufstsein desselben in sich tragen, in die Gerichte zu ziehen; zu diesem Zweck unterwirft er im neunten Capitel die gegenwärtige Gerichtsverfassung einer Kritik. Er behandelt darin vielerlei, was nicht zur Sache gehört, so z. B. die Geschwornengerichte, deren Einführung für sein Volksrecht indifferent ist, da die Geschwornen nicht das Recht weisen, sondern auf das Factum beschränkt sind, — denn Uebergriffe in die Rechtsfrage, wie den Ausspruch des Nichtschuldig über einen vollkommen überwiesenen Angeklagten, wenn die Geschwornen das Gesetz für zu hart oder sonst ungerecht halten, wird er doch nicht in Schutz nehmen, oder zu Gunsten seines Volksrechts wünschen wollen. Da diese wichtige Frage durch die Verbindung mit seinem Gegenstand kein neues Licht erhält, da sie ferner nicht geeignet ist, so im Vorbeigehen und wie in einer Anmerkung discutirt zu werden, so wäre es sicher wünschenswerth gewesen, wenn er seinen Ansichten über diesen und verwandte Puncte die der Sache zu Gute kommende Form einer besonderen Erörterung hätte geben wollen. Es ist kaum anders zu erwarten, als dafs bei einer solchen desultorischen Behandlung überdies von Fragen, die nicht in die Specialstudien des Autors einschlagen, Ungenauigkeiten mit unterlaufen. Eine Aeufserung aber hat noch einen andern Charakter als den einer theoretischen Ungenauigkeit, es ist die Behauptung, dafs in Deutschland thatsächlich eine allgemeine Mifsstimmung gegen die mit Juristen besetzten Gerichte verbreitet sei. Sei es, dafs wir diese Aeufserung nebst einigen andern als Gunst suchende Gefälligkeit gegen eine politische Partei betrachten, oder, was wir lieber wollen, dem leidenschaftlichen Eifer unseres Autors für seine Volksrechtsidee zuschreiben, immer bleibt es ein in seiner Stellung schwer zu entschuldigender Leichtsinn, eine solche Thatsache ohne den Schein eines Beweises zu behaupten. Denn dafs sie „dem aufmerksamen Beobachter auch bei der Unvollkommenheit der Organe, welche bei uns die öffentliche Meinung hat, nicht entgehen könne", wird wohl nicht als Beweis gelten sollen. Allerdings ist es ein Fluch der Censur, dafs für die Phantasie derer, die nur über die Zeitungsblätter weg in das Leben sehen, hinter jeder Aeufserung des Mifsvergnügens eine unübersehbare Schaar anderer noch viel gewaltigerer steht, die nur nicht den Schlagbaum haben passiren dürfen, aber mit einiger Ueberlegung möchten selbst diese finden, dafs wenn überall, doch nur ausnahmsweise die Censur Aeufserungen der Unzufriedenheit mit der in den Gerichten vorherrschenden Rechtsgelehrsamkeit zu unterdrücken sich veranlafst sehen würde. Ich getraue mir nach meinen Erfahrungen in drei deutschen Ländern zu behaupten, dafs im allgemeinen unter allen möglichen Gegenständen einer Unzufriedenheit im Volk die Personen der Richter und ihre Eigenschaft als Rechtsgelehrter einer der allerletzten ist, dafs selbst in Zeiten eines wachsenden, vielfach genährten Mifstrauens die Gerichte ihre Ehre bei dem Volk nicht am wenigsten bewahrt haben.

Lassen wir aber diesen Punct ruhen, bis es dem Autor gefallen wird, seine Erfahrungen, durch die er sich zu der in jener Behauptung liegenden Anklage berechtigt hielt, mitzutheilen, und wenden uns zu der Gerichtsreform, die er, um für sein Volksrecht dem Mangel der Erkennbarkeit abzuhelfen, in Vorschlag bringt. Sie besteht darin, dafs die Gerichte neben den Juristen, die er selbst für unentbehrlich hält, Bei-

Digitized by Google

sitzer aus dem Laienstand d. h. aus dem, was *er* Volk nennt, erhalten. Das Mifslingen eines solchen Versuchs in den würtembergischen Oberamtsgerichten schreckt ihn nicht ab, dagegen legt er ein grofses Gewicht auf den Erfolg, den gemischte Handelsgerichte gehabt haben, wobei er vergifst, das bedeutende Standesinteresse, welches dieser Einrichtung eine nachhaltig auf alle einzelnen Glieder des Standes wirkende Kraft zu geben vermag, in Anschlag zu bringen. Schlüge er sonstige Specialgerichte vor z. B. Adelsgerichte, Bauerngerichte, für Rechtsverhältnisse, bei denen der Stand selbst sich afficirt findet, so würde ich wenigstens, der ich die innere Lebendigkeit und den Erfolg solcher Einrichtungen an einzelnen Beispielen aus unmittelbarer Anschauung zu erfahren Gelegenheit gehabt habe, diese Berufung für vollkommen zulässig halten. Aber zu erwarten, dafs der Bauer (wenn er nicht etwa ein schlechter Hauswirth ist, aus welcher Classe die s. g. Bauerkönige, Baueradvocaten, die ewigen Gerichtsläufer und Gerichtsbeisteher zu erwachsen pflegen, die denn auch mit Vergnügen einen Sitz annehmen würden, den man ihnen jetzt nicht anzubieten gewohnt ist), zu erwarten, dafs der tüchtige Handwerker und Fabrikant, dafs der Kaufmann bei gemeinen Gerichten sich Jahr aus Jahr ein mit lebendigem Eifer betheiligen, dafs sie für die Idee eines Volksrechts ihre Sinnen und Gedanken, und was mehr ist, ihre Zeit einsetzen werden, das ist mehr als einem Erfahrenen zugemuthet werden kann, es ist reine Schwärmerei. Wenn nun schon aus diesem Grund die Wiederbelebung der Schöffengerichte ohne Zweifel eine todte Geburt sein würde, so stellt sich noch aufserdem durch die dabei nöthig befundene Verkleinerung der Gerichtsbezirke und mithin Vermehrung der Gerichte, die alle collegialisch sein sollen, mit ihrer Vergröfserung der Kosten für die zu besoldenden Justizbeamten, für die Gerichtslocalitäten u. s. f. und mit der in demselben Verhältnifs zunehmenden Unmöglichkeit, unbesoldete Laienrichter zu finden, deren sonstige Geschäfte das ihnen angemuthete Opfer zulassen, der ganze Plan so ungünstig dar, dafs man wohl dem nicht zürnen dürfte, der ihn für einen der unpraktischesten hielte, die je aus der Feder eines Gelehrten geflossen sind.

Man braucht nicht für ein Volksrecht, wie es unser Autor im Sinne hat, zu schwärmen, man braucht ferner nicht zu denen zu gehören, welche die untergegangenen Schöffengerichte mit der Wehmuth eines Erwachsenen betrachten, dem bei dem Anblick seiner Kinderkleider die glücklichen Tage von Ehemals ins Gedächtnifs kommen, der aber darum doch nicht sie dadurch zurückzubringen meinen wird, dafs er seinen ungefügen Leib in sie zu pressen versucht, — man könnte in der That mit dem blofsen Verstand und von dem Standpuncte der gegenwärtigen Zweckmäfsigkeit aus eine solche Einrichtung der Gerichte für wünschenswerth halten, nur wird man dann seine Wünsche auf das praktisch Erreichbare beschränken. Für das Volksrecht Beseler's allerdings ist die Unausführbarkeit seiner Volksgerichte ein Todesurtheil, und dies ist ein Punct, worin die praktische Erwägung mit der theoretischen Kritik des Begriffs vollkommen zusammentrifft.

Das *Gewohnheitsrecht*, glaubt B., sollte freilich der Ausdruck des Volksrechts sein, aber dies sei nicht immer wirklich der Fall, es habe sich oft unvolksthümlichen Tendenzen geöffnet, und sei dem Volksrecht häufig feindlich gegenübergetreten.

Nach der gereinigten Lehre vom Gewohnheitsrecht ist dies unmöglich, entweder liegt der Gewohnheit eine nationelle Rechtsüberzeugung zu Grunde, dann mag sein Inhalt allerdings dem was das eine oder andere Individuum nach seiner subjectiven Einsicht für volksthümlich hält, entgegen, aber dadurch hört es nicht auf vox populi zu sein, oder die Gewohnheit ist ein blinder Schlendrian, oder auch blofs die Uebung einer doctrinellen Ansicht, dann enthält sie gar kein Gewohnheitsrecht. Wie kommt nun B. zu einem Conflict mit dem Volksrecht? Sehr einfach dadurch, dafs er das für die Autorität der Gewohnheit gewonnene Princip aufgiebt, und zu der vernunftlosen Vorstellung zurückkehrt, das Recht entstehe durch Gewohnheit wie durch eine Art von Verjährung. Er versichert, „gewissermafsen" habe seine Schrift von dieser Vorstellung ihren „eigentlichen" Ausgang genommen, und wirklich ist bei manchen ihrer Resultate eine solche Abstammung ganz und gar nicht unglaublich. Vielleicht indessen hat doch auch umgekehrt die Volksrechtsgrille auf die Umkehr zu dem Grab jener älteren Meinung einigen Einfluss gehabt. Gar manches, was als gültiges Volksrecht in Anspruch genommen werden soll, widerspricht dem wahren Volksrecht, das mit

Digitized by Google

dem Gewohnheitsrecht identisch ist; da war es eine bequeme Auskunft, das letztere um seine Ehre zu bringen, und zu etwas zu machen, was Irrthum und Verkehrtheit anfangen, Blindheit und geistige Beschränkung fortsetzen und die blofsen sich abrollenden Tage vollenden mögen. Es als kopflose Mifsgeburt darzustellen, scheint mir ein Kunstgriff unseres Autors, damit wir für die Schönheiten *seines* Volksrechts desto empfänglicher würden, die Fundamente unseres sicheren Wohnhauses sucht er wegzunehmen, damit die Desperation uns in die weitgeöffneten Pforten seines Luftschlosses treibe. Er lobt den Theil meines Buchs, der die frühere Lehre vom Beweis des Gewohnheitsrechts bestritten, und ihr die Anleitung zur wahren praktischen Behandlung substituirt hat, aber ich kann redlicher Weise von seinem Standpunct aus das Lob nicht annehmen. Denn wäre das s. g. Gewohnheitsrecht wirklich nichts als ein durch Gewohnheit *entstandenes* angebliches Recht, wäre dem Volk damit die Schmach auferlegt, blofs und allein darum, weil man etwas bisher als wahr angenommen, es auch für alle Zukunft so annehmen zu müssen, wäre jenes Recht eine Kette, die in den einzelnen Acten der Uebung von Glied zu Glied entstünde, bis sie endlich mit einem dreifsigsten, oder vierzigsten, oder hundertsten Glied fertig und um den armen Sclaven geschlungen wäre, wäre endlich der allgemeine Wille, der sich in dem Gewohnheitsrecht ausspricht, zu einer blofsen Rechtsbefugnifs degradirt, die durch Verjährung entstehen mag, so würde ich meine Ansicht stehenden Fufses widerrufen, und es für ganz gerecht halten, dafs man dem ein solches Pseudorecht Allegirenden denselben Beweis auferlege, den man von jedem, der eine Verjährung für seine Ansprüche anführt, fordert. Ueberhaupt bin ich so stolz, einen gewissen Grad von systematischem Zusammenhang in meinem Buch vorauszusetzen, und zu glauben, dafs man nicht das Princip beliebig verwerfen, die Consequenzen aber bestens acceptiren könne.

Das *Juristenrecht*, soweit es nicht auf reiner wissenschaftlicher Deduction beruht, wird in der vorliegenden Schrift wie ein Schiff auf stürmischem Meer bald hoch in den Lüften getragen, bald von einem Abgrund verschlungen. Zuvörderst wird ihm eine ganz selbstständige Stellung eingeräumt, der Juristenstand erscheint wie ein gesetzgebender Senat, der bald ohne Umschweif das Recht dictirt, wie dies bei den römischen Juristen der Fall gewesen sei, bald freilich für seine Erfindungen der Gewohnheit sich bedienen mufs, um auf diesem dunklen Schleichhändlerweg seine Waare über die Gränze zu bringen; diese würdige Methode soll vornehmlich die der deutschen Juristen gewesen sein. So haben sie gleich von vorn herein das ganze römische Recht, und nachher wieder eine Masse von Modificationen, den usus modernus dieses Rechts, wie Novellen zu einem Gesetzbuch, eingeschleppt. Denn dafs irgend einmal eine nationelle Regung existirt hätte, auf welche jenes grofse Ereignifs zurückgeführt werden könnte, daran ist natürlich gar nicht zu denken, — so wenig wie bei unsern Constitutionen, von denen niemand behaupten wird, dafs sie auf deutschem Boden gewachsen sind. Was mufs es denn wohl gewesen sein, das die ersten Deutschen in bedeutender Zahl nach Bologna getrieben hat? waren es vielleicht die Seelen der künftigen deutschen Juristen, die damals schon in andern Leibern ihr Unwesen trieben? Halten wir uns aber bei dieser kleinen Schwierigkeit des Verhältnisses von Ursache und Wirkung nicht auf, so sieht man wohl, es ist ohngefähr die Heineccius'sche Ansicht vom prätorischen Edict und seinen Fictionen, und sie gereicht dem deutschen Volk eben so zur Ehre, wie diese dem römischen; in beiden Fällen wird ein ziemlich grofser Grad Stupidität in dem Volk vorausgesetzt, das diesen Usurpationen geduldig zusah, bis ihm das Netz ganz über die Ohren gezogen war. Denn dafs das Volk die Macht gehabt hätte, dem Unfug zu steuern, wenn ihm nur so viel Verstand beschieden war, etwas davon zu merken, ist nicht zu bezweifeln, da selbst zu der Beseler'schen Nation auch die Souveräne, der hohe und niedere Adel gehören. Aber B. hält jene Rechtmacherei der Juristen eigentlich nicht für eine Usurpation; obgleich es besser wäre, wenn es gar keine Juristen gäbe, so kommt ihnen doch, nachdem sie einmal da sind, jene Gewalt von Rechtswegen zu. Denn er billigt ausdrücklich die Ansicht Maurenbrecher's, diese aber ist keine andere, als jene alte verkommene Lehre von der communis opinio doctorum und ihrer äufseren grundlosen Autorität.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 4.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

Volksrecht und Juristenrecht. Von Dr. Georg Beseler.

(Schluſs.)

Dahin also werden wir zurückverschlagen; Erzeugung von Rechtssätzen durch juristische Consequenz und Analogie, theoretische Irrthümer, praktische Mifsgriffe, Reflexionen nationeller Rechtsanschauungen, alles wird in eine Masse zusammengeknetet, mit dem Stempel des Juristenrechts legitimirt und uns als unzerreifsbare Fessel aufgedrungen, bis vielleicht ein mitleidiger Gesetzgeber sich unseres Elends erbarmt. Dafs diese durch unsern Autor von der Nation ausgeschlossenen Juristen „*zuweilen* ein Organ des Volksrechts gewesen sind, oder doch eine vernünftige Rechtsbildung befördert haben, soll gar nicht geleugnet werden, aber dies ist wahrlich *nicht immer* (nach dem „bisweilen" eine fast überflüssige Cautel) der Fall gewesen, und an und für sich etwas Zufälliges, aus welchem die Berechtigung zu einer solchen Machtvollkommenheit nicht hergeleitet werden darf". Und nun schliefst sich doch auch wieder der unvernünftigen Autorität der communis opinio die unvernünftige Gewohnheit freundlichst an: „die Gewohnheit hat diesem Treiben der Juristen die rechtliche Sanction gegeben".

Damit indessen die Juristen auf ihre „Machtvollkommenheit" nicht hochmüthig werden — denn solchen Leuten liefse sich wohl die Freude selbst an einer unvernünftigen Gewalt zutrauen — so wird ihnen auf der andern Seite ein Spiegelbild vorgehalten, vor dem sie zum Tod erschrecken können. Vieles davon hat schon der Redner pro Murena gesagt; wie er dazu kam, da er Juristen im Auge hatte, die noch keinen besondern Stand bildeten, überhaupt römische Juristen, denen Beseler alles das zuerkennt, was er den unsrigen abspricht, ist freilich kaum zu erklären. Man könnte durch die Vergleichung der heutigen Philippica mit jener römischen sogar auf den Gedanken kommen, auch bei unserem Redner, wie Cicero von seiner Rede entschuldigend sagte, möchte wohl manches apud imperitos dictum, aliquid etiam coronae datum, und die Sache nicht so schlimm sein, wenn nicht etwa die Ciceroniana eine untergeschobene, und eben so wie die Beselerische auf die deutschen Juristen gemünzt ist.

Einige Vorwürfe sind nicht ganz klar. Zwei Uebelstände sollen als schwere Last auf der deutschen Jurisprudenz liegen, und den Charakter des deutschen Juristenrechts bestimmen: todte Gelehrsamkeit und dem Leben entfremdete Theorie. Man hat diesen Vorwurf wohl eher gehört, um eine angeblich geringe Wirkung der Juristen auf das Leben zu erklären, hier aber werden diesen todten Gelehrten und leblosen Theoretikern ganz ungeheure Wirkungen, wie z. B. die Einführung des römischen Rechts, zugeschrieben. Das ist ein Mysterium, wenn wir nicht annehmen, dafs jene todte Gelehrsamkeit und haarspaltende Theoriesucht wirklich zugleich eine Seite des deutschen Volkscharakters ist, so dafs dann eben in diesen Eigenschaften die Juristen sich als ächte Kinder ihres Volks bewährt und eben deshalb auch einen immensen Einfluſs auf sein Recht gewonnen haben. Und in der That, wenn jene wirklich so allgemeine Eigenschaften der deutschen Juristen sind, woher sollten sie insgesammt sie denn bekommen haben, so sie nicht ein mütterliches Erbtheil sind? Wären dagegen blofs die Auswüchse der Gelehrsamkeit gemeint, so sollte man doch kaum glauben, dafs die Abhandlungen über das jus civile papirianum, über die obvagulatio, über den antestatus, über lanx und licium, und andere amoenitates iuris romani et germanici sehr erheblichen Schaden in der Praxis angerichtet hätten. Dafs ferner die Juristen „aufser Zusammenhang mit dem ursprünglichen deutschen Rechtsleben gekommen sind", ist in demselben Grade wahr, in dem es auch von dem ganzen Volk gilt; dafs aber das deutsche Gerichtswesen

Digitized by Google

die Juristen von der Anschauung und Durchdringung der Lebensverhältnisse entfernt halten mufs, ist eine Behauptung, die jedem, der in Gerichten auch nur vorübergehend gelebt hat, höchst wunderlich vorkommen mufs. Meint B. einzelne Gelehrte, die von der ihnen überall offenstehenden Gelegenheit keinen Gebrauch gemacht haben, so trägt das Gerichtswesen daran keine Schuld, und jene würden unter jeder andern Form desselben eben so ausschliefslich ihrer Studierlampenneigung nachhängen. Ich bin nie auf eine erhebliche Schwierigkeit gestofsen, die dem die lebendige Anschauung dieser Dinge suchenden Gelehrten entgegengestellt würde, und auch er würde wohl, wenn er gleich in seiner nächsten Umgebung den Versuch machen wollte, dieselbe Erfahrung machen können. Wie ungerecht ist es endlich, wenn er uns in den stärksten Ausdrücken „die Menge von nichtsnutzigem Plunder, oberflächlichen Salbadereien, Abgeschmacktheiten und Irrthümern in dem Wust der deutschen juristischen Literatur" vorführt, ohne die Schreibseligkeit unserer Nation in Anschlag zu bringen, und ohne zu bedenken, dafs jedes andere Fach der Literatur, wenn nicht mehr, doch gewifs nicht weniger „Kanonenfutter" aufzuweisen hat. Es ist übrigens ein eignes Ding mit solchen Verdammungen; gewöhnlich kommen sie weit hinter der eigentlichen Blüthezeit der Sünde; nachdem wir uns, wie ich hoffe, zu einem besseren Lebenswandel aufgerafft und, wenn gleich noch in mancherlei Schwachheit, angeschickt haben, müssen wir uns die Flüche um die Ohren donnern hören, die kein Mensch unsern in der Sicherheit ihrer Laster einherschreitenden Vorfahren zugerufen hat, und unser Autor gleicht in etwas den Predigern, die ihren fleifsigen Zuhörern die Ermahnungen halten, welche auf die wegbleibenden Verächter berechnet sind.

Ich behaupte keineswegs, der gegenwärtige Zustand der Jurisprudenz sei von der Beschaffenheit, dafs ich und Andere uns nicht manche Vorwürfe mehr oder weniger zu Herzen nehmen sollten, und gewifs wird der Bufsredner selbst nicht unterlassen, vor seiner Thüre zu kehren. Nur Eines bitte ich, er möge nicht auf seiner Ansicht vom Volksrecht als unfehlbarem Mafsstab sowohl unserer, als insonderheit auch seiner eignen Thätigkeit bestehen; denn das möchte den Gewissenhaften zu unerträglicher Beschwerung gereichen, die Andern aber möchten es auf Muthwillen und Willkühr ziehen, und uns statt „des Reichs gemeine Recht, Landesordnungen und löblich hergekommene redliche Gewohnheiten" ihr eigenes „Gutdünken, eines jeden erwogene Billigkeit, oder eigen fürgenommen und nicht dem Rechten gemäfs informirten Gewissen" neben einbringen, und würde der neue Schaden fast ärger sein, als der alte Buchstabendienst.

Dagegen, was ihm zuletzt noch zu einer eindringlichen Schlufsvermahnung Anlafs giebt, dafs es „freilich kein geringes Verlangen ist, welches an einen ganzen Stand gestellt wird, auf die ausschliefsliche Macht einer hergebrachten Herrschaft zu verzichten, und sich mit dem Einflufs zu begnügen, welchen die gröfsere Kunde und Tüchtigkeit nach dem Mafs ihres innern Werthes ertheilen", so dafs „für engherzige und selbstsüchtige Seelen ein solches Opfer unerschwinglich scheinen mag", ist wohl kaum (wenn überall diese peroratio nicht etwa eine lex erratica ist) ein erhebliches Hindernifs zu nennen. Von jener „Herrschaft" des ganzen Standes, welche Bewandtnifs es auch damit haben möge, fällt jedenfalls ein so unbemerkbar kleiner Antheil auf die einzelnen Glieder, dafs manche dieses Besitzthums wahrscheinlich jetzt erst durch Beseler inne werden, und schwerlich ein Jurist sich weigern wird, es gegen die von jenem gebotenen Güter zu vertauschen.

Fassen wir noch einmal die in dem vorliegenden Werk vorgetragene Ansicht in zwei Worte zusammen, so geht es für Gewohnheits- und Juristenrecht auf einen früheren Standpunct zurück, von dem aus sie weder theoretisch gerechtfertigt werden, noch eine vernünftige praktische Anwendung finden können. Für diesen Verlust bietet uns der Autor ein s. g. Volksrecht, dessen Erkenntnifs keiner nur einigermafsen bestimmter, zuverlässiger, dem Verstand genügender, dem praktischen Bedürfnifs entsprechender, die Unterscheidung des wirklichen Nationalbewufstseins von blofsen individuellen Wünschen und Zuträglichkeiten, oder theoretischen Prädilectionen und Einbildungen garantirender Regeln fähig ist. Und wie ist er zu diesem willkührlichen Begriff vom Volksrecht und seinen Gegensätzen gekommen, oder wie ist es geschehen, dafs er daran hängen geblieben ist? Ich glaube, unter anderm durch Vernachlässigung der ersten Regel für den, der sich eines so vieldeutigen Worts, wie Volk es geworden ist, bedient, nämlich sich in jedem

Digitized by Google

Moment genau über die Bedeutung desselben Rechenschaft zu geben. Wäre ihm aufgegeben worden, sich überall des weniger proteusartigen Worts Nation zu bedienen, vielleicht wären zwei Drittheile seines Buchs oder mehr ungeschrieben geblieben.

Da er nun alles ungeschriebene Recht um seinen innern Halt bringt, und ihm nichts davon übrig bleibt, als die unbegründete Macht eines Juristenstandes, sodann die angebliche Macht einer Negation der Jurisprudenz, der reliqua multitudo, die ihm ausschliefslich das Volk ist, endlich die unvernünftige Macht der principienlosen Gewohnheit, so darf man sich nicht wundern, dafs er sich zuletzt einer formellen Autorität in die Arme wirft, und die Functionen der Gesetzgebung in demselben Mafse erhöht, als er das ungeschriebene Recht erniedrigt hat. Der Erfahrene konnte schon bei dem Auslauf und den ersten Bewegungen des Schiffleins voraussehen, dafs es in diesen Nothhafen einzulaufen sich genöthigt finden würde.

Dessenungeachtet bleibt es immer ein merkwürdiger Anblick, zu sehen, wie ein jüngerer Gelehrter, der eine wissenschaftlich bildende Kraft in sich fühlt und diese auch schon bethätigt hat, die Codification, d. h. die gesetzliche Hervorbringung eines Rechtssystems, vertheidigt; wie er das, was die Wissenschaft in freier Thätigkeit schaffen soll, der äufseren Autorität des Gesetzgebers überliefert, wie er den Zufluchtsort der Kraftlosigkeit und Geistesarmuth in Anspruch nimmt, und in den Orden tritt, dessen Gelübde einen Verzicht auf geistigen Erwerb, Zeugung, und eigene Einsicht in sich schliefsen. Noch merkwürdiger ist diese Erscheinung bei einem Germanisten, der nicht wie ein Romanist die Gewohnheit eines geschriebenen Rechts, das Manche fälschlich für eine Codification gehalten oder so behandelt haben, zur Entschuldigung hat, der aus dem freien grünen Wald und Feld in die mönchischen Mauern sich verkriechen, statt des dem Lerchengesang gleich in die Lüfte steigenden Jagdlieds in fröstelnder Kellernacht die Hora singen will, und der jetzt in diesen späten Tagen nach dem angebissenen Apfel greift, den die civilistische Eva vorlängst weggeworfen hat.

Was in aller Welt sollen uns bei dieser Frage die alten Gesetzgeber, die er heraufbeschwört als Muster, wie das politische Genie durch die That des Gesetzes und energischer Reform sein Volk vorwärts und dessen Kräfte in die rechte Bahn bringt, und für die, nicht für die Juristen, der Spruch gelten soll: etenim qui ex errore imperitae multitudinis pendet, hic in magnis viris non est habendus, was soll uns die Berufung auf Karl den Grofsen und Luther? Wie kommen diese Männer zur Codification? Jener hatte zu viele sachliche Gedanken, um in der blofsen Form eines das ganze Rechtssystem einschliefsenden Gesetzbuchs einen Ruhm zu suchen, und diesem fiel es niemals ein, eine Dogmatik zu schreiben und von der Kirche als Gesetz annehmen zu lassen.

Man sagt, die Irrthümer der Gelehrten seien lehrreich, nur nicht immer für sie selbst, so dafs man in dieser Sphäre gegen das Sprichwort eher durch fremden als durch eigenen Schaden klug wird. Ich kann den Wunsch nicht unterdrücken, dafs der Verf. des beurtheilten Werks eine Ausnahme zu machen sich entschliefsen möchte; und das Wohlwollen für seine Person selbst, die Achtung vor seinem Talent, die Erwartung von seiner künftigen Thätigkeit, die zunächst für betheiligt zu halten ist, könnten, wie ich glaube, keinen bessern Wunsch zum neuen Jahr erfinden.

G. F. Puchta.

II.

Verhandlungen der gelehrten Esthnischen Gesellschaft zu Dorpat. Ersten Bandes erstes Heft. 1840. 96 ***Seiten. Zweites Heft.*** 1843. 93 ***Seiten. Dorpat, in Commission bei Severin, und Leipzig, in Commission bei Köhler.***

Vorliegende Zeitschrift kann von uns Deutschen um so freudiger begrüfst werden, als die Mitglieder der auf dem Titel erwähnten Gesellschaft sämmtlich, oder doch mit sehr wenigen Ausnahmen, unsere Stammes- und Sprachgenossen sind. Diese Männer, zum Theil schon durch bürgerliche Stellung und Wirkungskreis auf gründliche Bekanntschaft mit der Sprache ihrer *esthnisch* redenden Landsleute angewiesen, und mit den alten Sagen, Sitten und Meinungen der *Esthen* befreundet, lenken unsere Aufmerksamkeit einem Urvolke des europäischen Nordens wieder zu, das in Scandinavien früher als die germanischen Stämme selber heimisch war. Die heutigen Nachkommen der ältesten

Digitized by Google

Bewohner Esthland's und Livland's gehören nämlich zur westlichen Gruppe der von uns sogenannten finnischen oder tschudischen Völker, deren östliche Gruppe im Ural und einem Theile Sibiriens wohnt *).

Die gelehrte esthnische Gesellschaft besteht seit 1839. Sie versammelt sich einmal in jedem Monate zu Dorpat, um Vorträge zu halten und ihre Angelegenheiten zu besprechen. Aufser der Bekanntmachung gröfserer und kleinerer Aufsätze ihrer Mitglieder sorgt sie für eine möglichst reichhaltige Bücher- und Handschriften-Sammlung, und für Abfassung von Werken, welche dem weiteren wissenschaftlichen Anbau der Sprache gewidmet sind, oder überhaupt die Bildung und Veredlung des Volkes zum Gegenstand haben. Eine merkwürdige Erscheinung, dafs Gelehrte und Geschäftsmänner, die nur insofern dem Lande angehören, als sie daselbst eingebürgert und zum Theil geboren sind, kaum mit Wissen des einfachen Naturvolkes, in dessen Nähe oder Mitte sie wirken, die Erinnerung an dessen frühere Schicksale wieder beleben und dafür sorgen, dafs die Welt von dem ganzen geistigen Sein desselben ein treues Bild erhalte. Aber dieses arme Trümmervolk hat auch seinen Sagenkreis, in welchem frische Anschauung der Natur, selbständig schaffende Einbildungskraft, und ein gewisses stolzes Selbstgefühl, Trotz aller Unterdrückung von aufsen her, sich kund geben. Es hat seine bildsame wohlklingende Sprache, seine anmuthigen Volkslieder; und die Brüder der Esthen in Finnland können sich sogar eines alten volksthümlichen Epos rühmen, das uns in eine liebliche und zugleich ganz neue Zauber- und Mährchenwelt einführt.

Das berüchtigte Werk des verstorbenen *von Parrot:* „Liwen, Letten und Eesten", welches 1839 zu Berlin die im höchsten Grad unverdiente Ehre einer neuen Auflage erlebte, hätte den rechten Standpunct, von welchem die finnischen Völker und ihre Sprachen zu betrachten sind, gänzlich verschieben können, wenn ein solches Luftgebäude heutiges Tags überhaupt noch von Bestand wäre und nicht, auch ohne den kräftigen Anhauch der Kritik, bald in sich zusammenstürzte. Da jene Schrift gleichwohl einige bedeutende und verdienstvolle, nur mit dem Gegenstande ganz und gar nicht vertraute Männer verblendet hat, so ist Herren *Hansen's* vortreffliche Recension derselben (im 2ten Hefte vorliegender Verhandlungen) nicht überflüfsig gewesen. Der Verf. zeigt hier auf eine den Kenner und Nichtkenner befriedigende Weise, dafs von Parrot weder allgemeine Sprachkenntnisse, noch insbesondere Kenntnifs von denen Sprachen besessen, auf welchen alle seine Behauptungen ruhen, dafs er mit Nichtbeachtung alles Thatsächlichen, aller selbständigen Bildung und Gestaltung der Sprachen sie bunt durcheinander wirrt und so die abenteuerlichste Jagd ins Blaue anstellt. Hr. Hansen bemerkt, es sei ihm erst *ein* Buch vorgekommen, das sich mit Parrot's Werke messen könne: die „Scythika von Liebusch" (1833); Schade, dafs er, um das geistreiche Kleeblatt voll zu machen, nicht auch von dem, 1837 erschienenen „Sprachgeschlecht der Titanen" Kenntnifs genommen hat. An solchen vereinzelten Mifsgeburten wird nie absoluter Mangel sein, so lange Halbwisserei, erhitzte Phantasie und blindes Selbstvertrauen im Bunde wirken; allein sie werden auch immer unschädlicher vorüber gehen.

Von zwei Artikeln des nunmehr verstorbenen *Jürgenson* ist einer den beiden Hauptmundarten der esthnischen Sprache gewidmet; der Andere, aus seinen hinterlassenen Papieren mitgetheilt, bespricht Anfänge und Fortentwicklung der esthnischen Litteratur, von der ältesten Zeit bis auf das Erscheinen der revalesthnischen Bibelübersetzung (1715).

(Der Beschlufs folgt.)

*) S. den Artikel: „die tschudischen Sprachen und der ungarische Sprachforscher Reguly Antal", abgedruckt in Erman's Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rufsland (1843. 1tes Heft). — Den Namen *Finnen* haben die an der Ostsee wohnenden Völker dieses Schlages von Scandinaviern, den Namen *Tschudy* und *Tschuchonzy* aber von den Russen erhalten. Wie fremd ihnen *selbst* diese Benennungen sind, ergiebt schon der Umstand, dafs die Laute *f* und *tsch* in ihren Sprachen gar nicht vorkommen. Der Ehste nennt sich *Tallo-poig*, Erdensohn, oder *Maa-mees*, Land-Mann; der eigentliche Finne (Finnländer) aber *Suomalainen*, Sumpfland-Bewohner. Von den offenbar slawischen Wörtern *Tschudy* und *Tschuchonzy* kann man Ersteres durch *Fremde*, Letzteres durch *Uebelriechende* übersetzen; diese Bedeutung hat noch das polnische *czuchny* (*tschuchny*).

Digitized by Google

№ 5.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

Verhandlungen der gelehrten Esthnischen Gesellschaft zu Dorpat.

(Schluſs.)

So weit die Sagen der Esthen reichen, waren sie Ureinwohner des Landes, in welchem ihre heutigen Nachkommen, ungefähr 620,000 Seelen auf einem Flächenraum von 770 □ Meilen, angesessen sind. Wahrhaft geschichtliche Kunde, dieses Volk betreffend, hat man erst aus der Periode, als seine Selbständigkeit unterging. Eine unbefangene Vergleichung ihrer Sprache mit der *Liwischen* und eigentlich *Finnischen* zeigt, daſs sie zu diesen beiden nicht als Tochter, wie Manche irrig behauptet haben, sondern als Schwester sich verhält. Was für Veränderungen die Sprache vor Anfang des 17ten Jahrhunderts erlebt haben möge, kann man nicht angeben, weil keine bis auf uns gekommene schriftliche Urkunde in derselben weiter hinaufreicht. Die verschiednen politischen Verhältnisse, in welche der Esthe schon seit dem Ende des 12ten Jahrhunderts zu Deutschen, Dänen, Schweden und Russen trat, haben ohne Zweifel Einfluſs auf die Sprache gehabt; allein gewiſs wirkte das Christenthum noch viel mehr, indem es theils die äuſseren Verhältnisse der Esthen anders gestaltete, theils, wenigstens seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts, als die Reformation dort Eingang fand, auch dem geistigen Leben des Volkes eine andere Richtung gab. Schon damals wurde das Esthnische in zwei Mundarten, der von *Reval*, und der von *Dörpt* (Dorpat) gesprochen; man ersieht aber aus den Schriften *Stahl's* und *Rossini's* (s. unten), daſs diese Mundarten einander vor zwei Jahrhunderten viel näher standen als jetzt, und zwar nicht bloſs im Gebrauche einzelner Wörter, sondern auch hinsichtlich der Beugung und Satzstellung. Wenn wir noch ein Paar Jahrhunderte zurückgehen könnten, so würde wohl aller Unterschied verschwinden. Der dörpt'sche Dialekt ist minder ausgebildet und wird von den Dörpt-Esthen selbst weniger geschätzt, als der reval'sche; auch spricht ihn kaum ein Siebentheil des Volkes; daher man wohl wünschen darf, daſs er in den letzteren allmälig aufgehe und Beide zu einer ehstnischen Gesammtsprache sich vereinigen.

Die alten Esthen besaſsen keine eigne Schrift: sie erhielten dieselbe vermuthlich erst durch die, seit 1184 eingedrungenen Deutschen und durch das ihnen auferlegte Christenthum. Diese Schrift war und blieb die *lateinische*; um gewisse eigenthümliche Laute darzustellen, wählte man deutsche Buchstaben, mochten sie nun passende Vertreter derselben sein, oder nicht, und noch jetzt ist keine der Aussprache ganz gemäſse Rechtschreibung eingeführt. Aus dem Zeitraume von 1200 bis 1630 hat man nur äuſserst dürftige Sprach- und Schriftdenkmäler; denn die noch erhaltenen *Volkslieder* oder sogenannten *Runen* (*rigge-wersid*) scheinen gröſstentheils nicht alt, oder wenigstens sehr verändert zu sein. Das erste gedruckte esthnische Buch erschien 1553; es war eine Uebersetzung des kleinen Katechismus Luthers, von Fr. Witte. 1622 wurde der römisch-katholische Katechismus nebst einem kleinen Gesangbuche in derselben Sprache gedruckt; allein von diesen und einigen anderen kleinen Schriften ist kein Exemplar mehr aufzufinden. Als Esth- und Livland unter der weisen schwedischen Regierung neue Kräfte sammeln konnten, auch Schule und Kirche wieder in Thätigkeit traten, da erstanden einsichtsvolle Männer, welche die Bildung des Volkes sich angelegen sein liefsen. Zwei evangelische Geistliche, der in Reval geborene *Stahl* und ein Ausländer, Namens *Rossinius*, brachen zuerst Bahn: obschon ihre Schriften nur unvollkommene grammatische Kenntniſs bekunden und von Germanismen wimmeln, so geben sie doch im Ganzen ein ziemlich treues Bild des damaligen Culturzu-

Digitized by Google

standes der Sprache. Rossinius verfafste im dörpt'schen Dialekt eine neue Uebersetzung des Luther'schen Katechismus (1632), der Leidensgeschichte, und der Evangelien und Episteln für alle Sonntage. Stahl schrieb sein deutsch-esthnisches „Hand- und Hausbuch für das Fürstenthumb Ehsten" (drei Quartbände mit gespaltenen Columnen); einen sehr umfassenden Laien-Spiegel zum Gebrauche für Prediger (1641 und 1649), und die erste esthnische Grammatik *). Die Sprache kam jetzt zu Ehren, so dafs selbst Professoren am Gymnasium zu Reval Einzelnes esthnisch schrieben; doch blieben Geistliche ihre vornehmsten Pfleger. 1656 trat das erste reval-esthnische, 1685 das erste dörpt-esthnische Gesangbuch in Reimen und Versmafs ans Licht. Man sorgte für kleine und grofse Katechismen, für Elementarbücher und Sprachlehren mit gröfserem Eifer. Das ganze Neue Testament wurde im dörpt'schen Dialekte 1686, im reval'schen 1715 zuerst gedruckt. Eine vollständige Bibelübersetzung (im reval-esthnischen Dialekte) lief erst 1739 vom Stapel; ist aber auch nach dem Grundtexte bearbeitet und vortrefflich gelungen.

Der Flexion des Wortstammes im Esthnischen hat Dr. *Fählmann*, Präsident des Vereines, einen lehrreichen Artikel gewidmet. Da man diese Eigenthümlichkeit der Sprache, welche auf ihre ganze grammatische Gestaltung einen mächtigen Einfluss übt, bis jetzt keiner genauen Prüfung unterworfen, so liegt die Behandlung der Grammatik zum Theil noch im Argen. Der Verf. hält sich immer genau an die lebende Volkssprache, nicht an das Bücher-Idiom, welches für sich allein, wie er richtig bemerkt, keine strenge Sprachforschung möglich macht. Wenn selbst in Sprachen, deren Orthographie dem lebendigen Lautsysteme am innigsten sich anschmiegt, deren Bücherstil ein sehr treues Bild des Redestils ist, dem *Ohre* noch manche Nachlese bleibt: wie viel mehr in solchen, wo die Schrift eine unvollkommene Darstellung der Laute und ihrer Wechsel ist, wo der Schreibgebrauch von dem Sprachgebrauche oft sehr abweicht! — Es folge hier eine kurze Uebersicht der vornehmsten esthnischen Lauterscheinungen. Schlufsconsonanten des Stammes werden, wenn das Wort am Ende wächst, oft verdoppelt, d. h. *geschärft* ausgesprochen: *tak-takko-takkune; jor-jorro-jorrisema*; oder sie verwandeln sich, sofern sie harte Stumme sind, in die entsprechenden weichen; sofern sie weiche, in die weichsten, oder fallen dann noch gewöhnlicher aus: *auk-augo*; *laut-lauda*; dagegen *laud-laua*; *märg-märja*; *raag-rao*. Dies geschieht namentlich in den meisten Casus des Nomen, in gewissen Verbalformen und anderen Ableitungen. Einige Consonantenverbindungen wie *kk*, *rg*, *nd etc.* erfordern Assimilation, wenn der Stamm Bildungszusätze erhält, und zwar wird alle Mal der zweite Consonant dem ersten assimilirt, z. B. *sahk-sahha*; *muld-mulla*; *kumb-kumma*; *pard-parra*; *kurg-kurre*. — Gewisse Doppelconsonanten des Stammes fallen in den Genitivformen der Substantive und in bestimmten Verbal- und Ableitungsformen ganz aus, und von den übrig bleibenden zwei Vocalen wird dann öfter, wenn sie nicht gut verträglich sind, der eine verändert: *kodda-koa*; *aggo-ao*; *tagguma-taun*; dagegen *ubba-oa*; *idda-ea*; *sidduma-seun*. In einigen Gegenden werden die schwer verträglichsten Vocale mühsam neben einander ausgesprochen; anderwärts schiebt man *j* oder *w* dazwischen, wie in vielen Sprachen.

Die Verwandlung eines Endconsonanten in den weicheren seiner Classe, wenn Casuspartikeln zum Worte treten, ist, um nur in der tatarischen Sprachenclasse zu bleiben, bei den Türken etwas sehr gewöhnliches und wird von jedem Vocale bedingt, z. B. *qurt-qurdun-qurda*; dagegen *qurtlar*; *dajaq-dajaghun etc.* dagegen *dajaqlar*; *köpek-köpegin* oder *köpejin etc.* *). In den *finnischen* Sprachen kann man diese Schwächung nur in Fällen, wie die eben erwähnten sind, dem Einflusse des hinzutretenden Vocals beimessen; wird dieser Vocal als zum Stamme gleichsam nothwendig betrachtet, so behält die vorhergehende Consonanz ihre ganze Kraft und Härte; sie wird weder abgestuft noch assimilirt. Als Beispiel diene das Abstracta bildende *ma*, auch wenn es durch einen Vocal mit dem Stamme verknüpft ist: man spricht *rökima* ($\sqrt{rök}$) und nicht *rögima*; dafür aber *rögin*, *rögatus etc.* Man spricht *sahkama*, *muldama*, *kargama*, statt *sahkama*, *mullama*, *karrama*, wogegen in anderen abgeleiteten Formen die

*) Sie erschien unter dem seltsamen Titel: „Anführung zu der Esthnischen Sprache, auf wohlgemeinten Rath und bittliches Ersuchen publicirt von *Henrico Stahlen*. Reval. 1637. 8.

*) Auch Beispiele, dafs ein folgender Consonant dem vorhergehenden sich assimilirt, giebt es in der türkischen Volkssprache, z. B. *onlar*, sie, wird *onnar*; *bunlar*, diese, *bunnar*.

Digitized by Google

Assimilation vorkommt. Eben so ist es mit Wörtern die schon als Nominative auf Vocale ausgehen, oder wo die eigentliche Stammform, welche Nominativ sein sollte, ausnahmsweise nur in den obliquen Beugefällen erscheint, z. B. *tügas-tüka; kobas-kopa; kohhus-kohto etc.* Es giebt endlich auch bestimmtere Verbalformen, in welchen der consonantische Wurzelkern unangetastet bleibt. Als Beispiele, wie die Esthen durch kluge Benutzung der Vortheile, die ihnen Abstufung und Assimilation gewähren, fast gleichlautende Verba von sehr verschiedner Bedeutung in allen Conjugations-Verhältnissen von einander zu sondern wissen, mögen die von dem Verf. angeführten Verba *ulkuma* (*wandern*, von *ulk*, offenbar identisch mit dem indogermanischen *walk*), neben *ulguma* (*heulen*), und *wôitma* (*besiegen*), neben *wôidma* (beschmieren) uns dienen:

Stamm.	*ulkuma* (*ulk*).	*ulguma* (*ulg*).	*wôitma* (*wôit*).	*wôidma* (*wôid*).
Infinitiv.	*ulkuda.*	*ulguda.*	*wôita.*	*wôida.*
Präsens.	*ulgun.*	*ullun.*	*wôidan.*	*wôian.*
Präteritum.	*ulkusin.*	*ulgusin.*	*wôitsin.*	*wôidsin.*
Präs. Conjunct.	*ulguksin.*	*ulluksin.*	*wôidaksin.*	*wôiaksin.*
Part. activ.	*ulkunud.*	*ulgunud.*	*wôitnud.*	*wôidnud.*
— passiv.	*ulgutud.*	*ullutud.*	*wôidetud.*	*wôietud.*
Präs. passiv.	*ulgutakse.*	*ullutakse.*	*wôidetakse.*	*wôietakse.*
Prät. passiv.	*ulguti.*	*ulluti.*	*wôideti.*	*wôieti.*

Von sprachlichem Werthe ist auch der kurze Artikel Pastor *Meyer's*: „Ueber die Eintheilung des Tages und der Nacht bei den Dörpt-Esthen". Bezeichnungen der Zeit nach der *Stunde* hört man nur bei solchen Esthen, die mit Deutschen in stärkere Berührung gekommen sind; sonst aber bezeichnet der esthnische Bauer die Zeitabschnitte nach dem sichtbaren Stande der Sonne, nach Mahlzeiten und nach dem Krähen des Hahns, mit welchem der Wendepunct des Tages beginnt. Zwischen dem ersten und zweiten Hahnenschrei liegt die Mitternacht, welche, setzen wir hinzu, bei den Tschuwaschen an der Wolga *awdan-awdat* (*Hahnenschrei*, für-Zeit des ersten Krähens) genannt wird, und darnach richten sich dann die weiteren Bestimmungen bis zur Morgendämmerung.

Dr. *Fählmann* erzählt mehrere alte Sagen der Ehsten, die er selber aus dem Munde des Volkes gehört. Wegen ihrer frischen Natürlichkeit und ihres gesunden Humors haben diese *einfachen* Töne auch bei uns allgemeinen Anklang gefunden. Wir lernen hier *Wannemunne*, den Gott des Gesanges (den *Wäinämöinen* der Finnen) kennen, der sich vom Himmel herabsenkt, um allen Geschöpfen seine bezaubernde Kunst zu lehren; desgleichen *Wanna-Essa*, den *alten Vater*, Schöpfer Himmels und der Erde, wie er durch Thiere das vielgefeierte Wasser *Emback* *) bei Dorpat 'graben läfst und den Völkern ihre Sprachen mit einem Kochlöffel zuschöpft. Wie Pastor *Hollmann* in einem Artikel „über die Bedeutung des Wortes *Pikne*" berichtet, so wird der Name des Wanna-Essa (*Pikne*, auch *Pikker*) noch jetzt bisweilen von Gauklern angerufen, wenn sie Kranke heilen wollen; und ein Ehste, der neben seinem Christenthum den alten Heidenglauben fortpflanzt (was nicht selten vorkommen mag), wendet sich wohl im Gebete an den Altvater, wenn er vor den *Diis minorum gentium* Ruhe haben will. Diese werden nämlich als sehr habsüchtige tückische Wesen

*) Zart und rührend ist die Liebe zu diesem unscheinbaren aber classischen Bächlein in folgenden Zeilen eines von dem Verf. angeführten Volksliedes ausgedrückt:

Ei kõigile õnneks antud,
Õnneks antud, palgaks pantud,
Emma jõe jälgi käia,
Emma wahtu wadataie,
Emma kohkamist kulata,
Emma seljas sõiteletes
Emma silma wadataie,
Emma silmas ennast nähha.

Nicht Jedem ist das Glück geworden,
Das Glück geworden, der Lohn geworden,
Am Ufer des Mutterbachs sich zu ergehen,
Den Schaum der Mutter zu sehen,
Das Brausen der Mutter zu hören,
Auf dem Rücken der Mutter fahrend
Der Mutter in's Auge zu schauen,
In der Mutter Auge sich selbst zu sehen.

Digitized by Google

gedacht, die mit den freiwillig dargebrachten Opfern des Landmanns selten fürlieb nehmen und durch allerlei ihm zugefügten Schabernack noch mehr zu erpressen suchen, wogegen der Wanna-Essa über blutige und unblutige Opfer erhaben ist. Man fleht ihn an, die übermüthigen Götter niedern Ranges mit seiner glühenden Eisenruthe zu züchtigen. Der Verf. beschreibt neun Arten von Götzenopfern, denen er selber auf die Spur gekommen. — In Pastor *Boubrig's* Artikel: „Zur näheren Kenntnifs der Volkssagen und des Aberglaubens der Ehsten" ist von der alten ehstnischen oder finnischen Mythologie nichts mehr zu finden: wir werden hier mit schelmischen, boshaften und dummen Streichen unseres mittelalterlichen Teufels, mit Schatzgräber-Abenteuern u. dgl. bekannt gemacht, die zwar angenehm unterhaltend sind, aber der nationalen Färbung entbehren.

Eine Inhaltsübersicht des finnischen Nationalepos *Kalewala*, und die Probe einer ehstnischen und deutschen Uebersetzung des Prologs, Erstere von Hrn. *Holmberg*, Letztere vom Candidaten *Mühlberg*, erwähnen wir nur beiläufig, weil diese herrliche Schöpfung der finnischen Vorzeit, welcher kein slawisches Volk etwas Aehnliches an die Seite stellen kann, schon viel besprochen und bewundert worden ist.

Es bleiben uns jetzt noch ein Paar Worte über die archäologischen Artikel zu sagen. Hr. *Hueck* berichtet über die Burgwälle Liv- und Ehstlands. Neben den hohen und stolzen Ritterburgen aus mittelalterlicher Zeit sieht man in beiden Provinzen die unscheinbaren Befestigungswerke der Ureinwohner des Landes nur wenig über den Boden sich erheben. Sie bestehen aus aufgeworfener Erde oder Steinen ohne Mörtel, und dienten in Friedenszeiten als Sitz und Wohnung des Aeltesten einer Landschaft, bei plötzlichen Ueberfällen unruhiger Nachbarn aber als Zufluchtsort für die Bevölkerung der umliegenden Dörfer. Eine niedrige Brustwehr, den Rand der Schanze umgebend, wurde durch Pfähle verstärkt; hölzerne Hütten im Bereiche dieses Pfahlwerks benutzten die vom Feinde Bedrängten als einstweilige Wohnung bis zum Abzuge der Plündernden. Man kennt bis jetzt über 50 alte Befestigungen dieser Art; der Verf. ist aber überzeugt, dafs bei genauerer Durchforschung der Ostseeprovinzen vielleicht noch eben so viele sich werden nachweisen lassen. Als Sitz des Aeltesten und als Mittelpunct einer Landschaft (*kihhelkond*) wurden diese von Deutschen sogenannte *Bauerberge* oder *Bauerburge* zum Theil durch deutsche Ritter zur Anlage von Schlössern benutzt, oder man erbaute wenigstens in ihrer Nähe die Ritterburg oder die Kirche, welcher die umliegende Landschaft als Kirchsprengel zugewiesen ward. In die interessante längere oder kürzere Beschreibung dieser altehstnischen Bauwerke und ihrer geographischen Lage können wir dem Verf. nicht folgen; sie lehren uns, wie Herr Hueck bemerkt, dafs der rohe *Sohn der Erde* (*Tallapoig*, wie der Esthe sich nennt) selbst die Ungunst eines sumpfigen Bodens zu seiner Sicherheit, die unfruchtbarsten Plätze zu Erhaltung seines Lebens dankbar benutzt hat. Die Menge jener kleinen Burgen beweist aber auch die zu frühe Zerstückelung des Volkes in kleine, von einander unabhängige Stämme, die es herrschsüchtigen Nachbarn, trotz tapferer Gegenwehr, bald in die Hände lieferte; daher die Ehsten, das Schicksal der übrigen westfinnischen Völker theilend, nur als Sclaven den Schauplatz der Geschichte betreten.

Dr. *Hansen* handelt von einigen bei Oberpahlen gefundenen arabischen Münzen, die nach seiner Bestimmung aus dem 9ten und 10ten Jahrhundert u. Z. sind, demjenigen Zeitraume welcher den Münzcabinetten überhaupt die meiste Ausbeute geliefert hat. Wahrscheinlich sind diese Münzen durch Zwischenverkehr an die Ostsee gekommen. — Von zwei Artikeln des Prof. *Kruse* ist der eine ein vorläufiger Bericht über zwei von ihm unternommene antiquarische Reisen durch die Ostseeprovinzen, auf denen er griechische Alterthümer (ungefähr aus dem 3ten Jahrh. v. Chr.), römische aus der älteren Kaiserzeit, und scandinavisch-germanische (der *Form* nach die meisten) vorfand. Es gelang ihm unter Anderem, auch Gräber aufzugraben, und an verschiednen Orten eine siebenfache Construction derselben, die Leichname aber, da wo sie unverbrannt beerdigt waren, in ihrem ganzen Schmucke wieder aufzufinden. — Der andere Artikel ist zur Vertheidigung des Fundationsbriefes des St. Michaeliskosters zu Reval. Die Urkunden der östlichen Ostseeländer reichen im Ganzen nicht weit über den Anfang des 13. Jahrh. hinaus; isolirt steht darum die erwähnte Urkunde, wenn sie, wie sie selber angiebt, aus dem Jahre 1093 ist. *Brandis* erwähnt ihrer zuerst in seinen *Monumenta Livoniae antiquae*, und bemerkt dabei, dafs er sie von der letzten Aebtissin des Klosters (1600) zur Benutzung erhalten. Diese Urkunde in lateinischer Sprache mit plattdeutscher Uebersetzung ist jetzt wieder entdeckt worden, und der Verf. theilt sie mit, wie schon Paucker in seiner Ausgabe des Brandis gethan, fügt aber noch ein Facsimile des lateinischen Textes hinzu. Der angebliche Stifter, König *Erich Ejegod*, will, wie es in dem Documente heifst, durch eine himmlische Erscheinung zu diesem Schritte bestimmt worden sein. Es hat kein äufseres Zeichen der Unächtheit, und der erheblichste innere Scrupel, dafs nämlich der Cistercienser-Orden erst 1098 gestiftet sei, läfst sich beseitigen, indem dieser Orden, wie mancher andere, *de facto* schon eine Reihe von Jahren bestand, ehe der Papst ihn bestätigte. Nach Ordericus Vitalis mufs schon eine Zeitlang vor 1094 eine Regel der Cistercienser bestanden haben. Dafs König Erich Ejegod, wie Viele wollen, erst 1095 zur Regierung in Dänemark gekommen sei, ist sehr zweifelhaft, indem sowohl über die Dauer der Regierung dieses Fürsten, als namentlich über das Jahr ihres Anfangs bei den Chronikschreibern viel Verwirrung herrscht.

Schott.

Digitized by Google

№ 6.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

III.

Französische Orthoëpie von A. Steffenhagen, Oberlehrer am Friedrich-Franz und Real-Gymnasium zu Parchim. Parchim und Ludwigslust, 1841. *Verlag der Hinstorff'schen Hofbuchhandlung.* 586 S. 8.

Die französische Aussprache, dieses so complicirte Product sehr verschiedenartiger Elemente, die in dem Glühofen des Pariser Centrallebens zu einer wunderbar und oft wunderlich schattirten und schillernden Masse verarbeitet wurden, ist seit den Grammatikern des siebenzehnten Jahrhunderts, die gleichsam die Constituante der Sprachgesetzgebung bildeten, ein Gegenstand vieler Schriften geworden, die theils als Monographien und oft von bedeutendem Umfange, theils als integrirende Theile der Grammatiken dieselbe auf alle mögliche Weise ins Klare zu bringen suchten, ohne jedoch vielmehr zu leisten als wirre Massen von Thatsachen beizubringen, bei deren Aufstellung noch aufserdem subjective Ueberzeugungen und Annahmen eine so bedeutende Rolle spielen, dafs an Uebereinstimmung selbst in den wesentlichsten Puncten nicht zu denken ist. Der Grund davon lag darin, dafs zu der Zeit, als man anfing über die Gesetze der Aussprache zu reflectiren, die Fusion der verschiedenen Elemente schon so weit gediehen war, dafs an eine geschichtliche Sonderung derselben und an eine methodische Entwickelung der Lautgesetze, bei dem damaligen Zustande der Sprachwissenschaft nicht zu denken war. Ein Jeder sah sich nach Mustern um, die als unumstöfsliche Auctorität hingestellt werden konnten und bei denen man keine andere Mühe hatte, als etwa die des erklärenden Cicerone, indem man kurz weg sagte: dies Wort wird so ausgesprochen, jenes aber so; und diese Muster fand man am bequemsten am Hofe, weil ihnen schon dadurch, dafs sie von dort herstammten, ein bedeutendes Gewicht in der Meinung gesichert wurde. Unglücklicherweise war aber gerade damals der Hof nicht der geeignetste Ort, um in sprachlicher Beziehung als Orakel zu gelten. Nachdem nämlich unter der langen Regierung der Catharine von Medici die italienische Sprache bei Hofe Modesprache geworden war und auch auf die Aussprache bedeutend eingewirkt hatte, machte sich gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts der gascognische Einfluſs geltend und brachte neue Schwankungen in der Hofsprache hervor, die gegen Ende der Regierung Ludwigs XIII. kaum als ausgeglichen angesehen werden konnten. So mufste gleich bei den ersten Versuchen einer Fixirung der Aussprache die Willkühr eine Rolle spielen und die Zeit hat gelehrt, dafs der naturgemäfse Entwicklungsgang der Sprache die willkührlichen Fesseln nicht überall ertrug.

Man kann sehr wohl mit Fallot (Recherches etc. p. 12) annehmen, dafs wenn die germanischen Sprachen auf Grammatik und Wörterbuch der neulateinischen Sprachen und besonders der französischen, bei ihrer Bildung keinen entschiedenen Einfluſs ausübten, dieser Einfluſs hingegen auf die Aussprache ungemein grofs war. Es war der germanische Sprachgeist besonders, der mit seiner stark assimilirenden Gewalt die lateinischen Wortformen brach und ihnen den neuen Stempel aufdrückte, den sie nicht wieder zu verwischen vermochten. Daher schreibt es sich denn auch, dafs die mundartlichen Unterschiede, die von Anfang an die verschiedenen Idiome der Provinzen charakterisirten, in besonders hohem Grade in der Aussprache und Wortform liegen, und wenn man in den Schriften der früheren Jahrhunderte nicht selten fünfzehn bis zwanzig verschiedenen Orthographien für dasselbe Wort findet, so deutet dies klar auf sehr verschiedene Arten der Aussprache, die oft in sehr geringen örtlichen Entfernungen neben einander bestanden, wie noch heut

Digitized by Google

die Volksdialekte oft in einem Raume von wenigen Meilen auffällige Abweichungen zeigen. In dem Maafse nun wie die Schriftsprache, die sich als Ausdruck der Gesammtintelligenz des Volkes herausbildete, den Wortschatz der Sprache zu sichten und die Geburtsstätte künftig etwa zu bildender Wortformen in gewisse politische Grenzen des Landes zu schliefsen suchte, strebte die Aussprache, Hand in Hand mit jener, danach den harmonischen Grundton aufzufinden, welcher allen tonischen Aeufserungen der Sprache als Norm dienen und gleichsam den Pol bilden sollte, nach welchem sie sich zu richten hätten. Das Bedürfnifs der Harmonie ist es, welches als oberstes Gesetz der eigentlich sogenannten *Sprach*bildung in seiner Verkörperung alle die unzähligen Lautmodificationen hervorbrachte, die an und für sich betrachtet oft als Abnormitäten erscheinen, dessenungeachtet aber doch nur als einzelne Töne zu betrachten sind, die in dem harmonischen Ganzen ihren nothwendigen und wohlbegründeten Platz einnehmen. Dafs hierbei Vieles nur örtlich eine wahrhafte Geltung hat und sich nur durch äufsere Umstände zu allgemeiner Norm aufgeschwungen, ist hierbei eben so wenig aufser Acht zu lassen, als bei der fixirten Spriftsprache überhaupt. Die ganze südliche Hälfte von Frankreich z. B. kennt ihrer sprachlichen Natur nach die Nasenlaute und den oi Laut gar nicht und ahmt sie nur mit Schwierigkeit und unvollkommen nach. Und selbst innerhalb des eigentlichen Grundes und Bodens, dem das herrschende Lautgesetz vornehmlich entwachsen, wird Vieles, was das Detail der Lauterscheinungen betrifft, immer ein Gegenstand des Streites bleiben, da die feineren Nüancen in allen Dingen sich schwer einer absoluten Regel unterwerfen und überall mehr dem Gebiete des Geschmackes anheim fallen. Berücksichtigt man dabei, dafs das wissenschaftliche Studium der neulateinischen Sprachen erst in der jüngsten Zeit einigermafsen wesentlich gefördert worden, und die Orthographie in Frankreich (auch wohl mit Recht) als von der Etymologie abhängig behandelt worden ist, so dafs der Laut sich selbständig fortbewegte, während der Buchstabe stehen blieb, so wird man an ein wissenschaftliches Werk über die französische Aussprache, bei dem Mangel vieler und wesentlicher Vorarbeiten, die strenge Forderung noch nicht stellen können, dafs es einen vollständigen historischen Nachweis gebe über die gegenseitigen Verhältnisse der Wandelung des Lautes und des Lautzeichens, über die verschiedenen Phasen, die der allgemeine Charakter des Grundtons durchlaufen von seiner germanischen Entstehung bis zu seiner jetzigen charakteristischen Ausbildung, über die Quantität und Qualität der Elemente, welche die Provinzialdialekte als Contingent und fremder Einflufs dazu geliefert u. d. m. Wir werden uns darauf beschränken müssen, zu untersuchen, in wie weit die Laut- und Tonverhältnisse der französischen Sprache, wie sie gegenwärtig im Munde der Gebildeten der Nation bestehen, sich methodisch richtig und vollständig aufgestellt finden, und es gereicht dem Referenten zu nicht geringer Genugthuung aus voller Uerzeugung erklären zu können, dafs das vorliegende Buch in dieser Beziehung eine aufserordentliche Befriedigung gewährt. Es ist ein streng wissenschaftlich aufgefafstes und consequent durchgeführtes Werk, in welchem der Hr. Verf. die Resultate eines sehr gründlichen und umfassenden Studiums der französischen Sprache und insbesondere der Aussprache mit Klarheit und Ruhe vorführt. —

Die erste Hauptschwierigkeit bei Darstellung der französischen Aussprache für Fremde ist, in dem fremden Idiom Lautzeichen zu finden, welche den französischen Laut anschaulich darstellen. An dieser Schwierigkeit sind fast alle deutschen Bearbeiter gescheitert, indem sie den deutschen Lautzeichen entweder zuviel oder zuwenig zutrauten und so auf der einen Seite durch monstruöse Zusammenstellungen von Buchstaben ohne weiteres den fremden Laut wiederzugeben vermeinten, oder, auf der andern, Alles von einem Sachverständigen vorgesprochen wissen wollten. Hr. Steffenhagen hat diese Klippe so umgangen, dafs er zuerst eine Lauttafel von mäfsigem Umfange aufstellt, welche die einfachen Vocal- und Consonantenlaute an und für sich enthält. Die Kenntnifs der richtigen Aussprache dieser Laute setzt er nun als bekannt voraus, verlangend, dafs sie dem Ohre durch mündliche Mittheilung eingeprägt seien, und auf dieser einfachen Basis gründet er seine prononciation figurée, die er nun mit französischen Zeichen und ohne das Auge allzusehr zu beleidigen mit Schärfe und Sicherheit zu geben vermag. Einzuwenden wäre hier nur, dafs bei Darstellung des oi Lautes, besonders in nasaler Verbindung, die Bezeichnung o^{a} nicht ganz entsprechend erscheint, da die Aussprache, wenigstens die Pariser,

Digitized by Google

sich vielmehr nach o^{e} neigt. Ganz richtig ist dagegen die Forderung alle Vocale (besonders die der mittleren Tonhöhe e, a, o) in der Scala um einige Töne höher auszusprechen, als man dies im Deutschen gewöhnlich thut. Dadurch, dafs die Lautlehre von der Tonlehre getrennt behandelt ist, gewinnt jeder dieser beiden Capitel an Uebersichtlichkeit, was um so nöthiger war, als bei der erstern eine Menge orthographischer Bemerkungen eingeflochten sind, die den Umfang derselben in einigen Abschnitten bedeutend vermehren. Jedes Lautzeichen wird nun in seiner Geltung und Aussprache am Anfange, in der Mitte und am Ende der Wörter und in diesem letzteren Falle in und aufser seinem Zusammenhange mit folgenden Wörtern behandelt, und aufserdem dem geschriebenen Accent eine besondere Berücksichtigung gewidmet. Die Gründlichkeit und Vollständigkeit, mit welcher der Hr. Verfasser überall verfährt, hat ihn in diesem Puncte oft ganz in das Gebiet der grammatischen Formenlehre gebracht, wie, unter vielen andern Fällen, z. B. bei dem e, wo die ganze Lehre von der Accentuation desselben in Zeitwörtern der ersten Conjugation, in den Adverbien auf ment u. s. w. ausführlicher aufgestellt ist, als in irgend einer Grammatik. Dies könnte freilich als etwas dem Gegenstande Fremdes angesehen werden, wir wollen aber mit dem Hrn. Verf. darüber nicht rechten, da man nur zu sehr gewohnt ist auf dem Gebiet der französischen Grammatik eher weniger zu finden, als man sucht, denn zuviel. Bei der Bezeichnung der Aussprache ist überall auf die Verschiedenheit derselben in der gewöhnlichen Rede, im höheren Vortrage und in der Poesie Rücksicht genommen, und die unzähligen Besonderheiten, die sich hier herausstellen, so wie die Meinungsverschiedenheiten, die Deutsche und Franzosen darüber ausgesprochen, sind, aufser dem was sich im Text als Regel aufgestellt findet, in eintausenddreihundert und siebenzig Noten, die zum Theil kritische Beleuchtungen enthalten und über die ganze betreffende Litteratur Auskunft geben, besprochen. Die Silbentrennung, die im Französischen so viel Eigenthümlichkeiten darbietet und fast in allen orthoepischen Schriften mit unbegreiflicher Kürze abgefertigt ist, wird hier bei jedem Laute ausführlich behandelt. So finden sich gleich bei den zusammengesetzten Vocalzeichen, die nicht einer Silbe angehören und deren Trennung nicht immer durch ein Trema in der Schrift angedeutet ist, eine Menge schätzbarer Bestimmungen und Beispiele aus den Dichtern selbst über Eigennamen und Fremdwörter. Bei dem oi Laute geht der Hr. Verf. gründlich auf die allmählige Transformation dieses Lautes in ai ein, und sucht die zum Theil noch bestehenden Schwankungen in der Aussprache desselben zu bestimmen. Es dürfte vielleicht nicht uninteressant sein, das Schicksal dieses höchst nationalen Lautes näher zu betrachten. Er gehört in seiner vollständigen Ausbildung (= o^{a}) dem nordöstlichen Frankreich an und ist also wesentlich burgundisch und pikardisch. Somit fand er sich auch in dem gröfsten Theile von Isle de France, an deren westlichen Gränzen sich aber die normännische Aussprache geltend machte, nach welcher oi wie ei und e lautete und auch so geschrieben wurde. Der Vorwurf, dafs die Aussprache des oi = ai nicht national sei, ist mithin ungegründet. Und wenn demnach die normännischen Hofleute zur Zeit der Katharine von Medici diesen Laut nicht mit der Breite und Sonorität aussprachen, wie die aus den mittleren und östlichen Provinzen, und jenen die Südfranzosen, denen er ganz fremd ist, hierin folgten, so thaten die tonangebenden Italiener weiter nichts, als dafs sie sich für eine schon zum Theil bestehende Aussprache erklärten, indem sie in Wörtern wie françois, avois etc. oi entschieden wie è aussprachen. (S. 101 ff.). Die Klagen der gleichzeitigen Schriftsteller beweisen, dafs diese Mode nur zu schnell Nachahmung fand. Henri Estienne († 1598) sagt: On n'ose plus dire *François* et *Françoise* sous peine d'être appelé pédant, mais faut dire *Francès* et *Francèse* .... Pareillement *j'étès, je faisès, je disès* etc. non pas *j'étois, je faisois, je disois* u. s. w. Theodor Beza († 1605) sagt, dafs Manche oi wie ai läsen und es so machten wie die französirten Italiener, die den Diphthong zu zwei Silben (o—è) verlängerten. Begreiflicherweise erstreckte sich diese neue Sitte besonders über diejenigen Wörter, die zur täglichen Conversation nothwendig waren, während diejenigen Wörter in ihrem Laute unangetastet blieben, die sich mehr dem täglichen Gebrauche entzogen. Eben so dauerte es im discours soutenu und in der Poesie bei weitem länger, bis die neue Sitte auch dort sich Eingang verschaffte. Noch Vaugelas († 1650) Remarques I. p. 93 sagt, man spreche beim Gericht gewöhnlich je *faisois* wie *faiso^{a}*, und Thomas Corneille († 1709) meinte, er würde bei öffentlicher

Digitized by Google

Rede *françoª*, *françoªse* und in der Conversation français, française aussprechen. Bei den classischen Dichtern des Jahrhunderts Ludwig's XIV. finden sich noch hin und wieder Reime auf ois = oª, wo die jetzige Aussprache è verlangen würde. Dies ist besonders der Fall bei Corneille und Boileau, aber auch bei Quinault und selbst bei Racine und Voltaire, der indefs in späteren Ausgaben mehrere dergleichen Verse änderte. Es ist leicht begreiflich, dafs bei einer solchen vor sich gehenden Lautwandelung in einer Sprache aus Neuerungssucht auch wohl Wörter gewandelt wurden, die ein späterer Geschmack wieder auf ihre frühere Bedeutung zurückführte. Dergleichen Wörter sind z. B. von den bei Regnier Desmarets († 1709) angeführten: croire, croître, noyer, nettoyer, droit, froid, je sois, tu sois etc.

Nicolas Berain, Parlaments-Advocat zu Rouen, machte zuerst den Vorschlag (in einer Schrift, betitelt Nouvelles Remarques de la Langue française. Rouen 1675), in allen Fällen, wo oi wie è lauten solle, lieber ai zu schreiben. Nach Nodier (Journ. de la L. fr.) hätten vor diesem schon Lesclache, Laurent Joubert und Taillemont die Frage angeregt. Der Vorschlag fand keinen Beifall, wie folgendes Factum beweiset. Racine hatte in seiner Andromède geschrieben:

. . . . . *Lassé de ses trompeurs attraits*
Aulieu de l'enlever, seigneur, je la fuirais

Fuirais mit ais um dem Auge zu genügen. Dies war ihm jedoch so anstöfsig, dafs er lieber die ganze Stelle änderte und schrieb:

. . . . . *Lassé de ses trompeurs attraits*
Aulieu de l'enlever, fuyez-la pour jamais.

Voltaire nun war es, der die von Nicolas Berain angeregte Orthographie allgemein einzuführen bemüht war. Nach Beuchot datirt sein erster derartiger Versuch von 1751. Die Academie und die vornehmsten Grammatiker, als d'Olivet, Girard, Dumarsais, Domergue, Bacon, Beauzee, d'Alembert etc., erklärten sich gegen die neue Orthographie, und so lange Voltaire lebte, blieb der Streit unentschieden. Nach seinem Tode (1778) ruhte derselbe und mit ihm die Voltairesche Orthographie, bis es einem Factor in der Druckerei des Moniteur, Namens Colas, einfiel, das Stück vom 1. November 1790 nach der Voltaire'schen Orthographie zu drucken. Das Stück vom 31. October hat noch die alte Orthographie, vom 1. November aber finden wir im Moniteur fortwährend die neue. So wurde der alte Kampf wieder aufgenommen und so lange fortgeführt, bis die Academie in ihrer Sitzung am 11. März 1819 sich für die neue Orthographie entschied, und diese Entscheidung durch Annahme derselben bei der sechsten Ausgabe ihres Wörterbuchs 1835 documentirte. Von den neuern Schriftstellern ist es vielleicht nur noch Charles Nodier, welcher mit Beharrlichkeit in seinen Schriften die alte Orthographie festhält.

S. 196 finden wir interessante Zusammenstellungen über die Aussprache der Nasenlaute vor Vocalen. Die Natur des Nasenlautes hat von den frühesten Zeiten her die französischen Grammatiker lebhaft beschäftigt. Ueber die vocalische Natur desselben spricht sich der Abbé Dangeau († 1723) sehr überzeugend aus; er sagt: Ein mit einem Nasenlaute ausgehendes Wort ist stets gleich zu achten einem mit einem Vocale ausgehenden Worte. Dies haben auch die Römer schon begriffen, die ihre Endungen am, em, im, um, wohl deshalb, weil sie dieselben nasal aussprachen, auch stets vor einem nachfolgenden Vocale elidirten, um den Hiatus zu vermeiden. Es mufs also ein Auskunftsmittel auch im Französischen gefunden werden; sie zu elidiren, ist nie Sitte gewesen, ein n intercalaire oder euphonique einzuschieben, nur unter gewissen Bedingungen. Somit bliebe die nächste Zuflucht, dergleichen verfängliche Stellungen zu vermeiden; und wir bemerken, dafs Dichter von feinem Tacte dies verstanden haben. Ich las, um zur klaren Ansicht von der Sache zu kommen, den Cinna des Corneille zu dem Zwecke durch, um die Stellen zu zählen, in denen der Hiatus durch Zusammenstofsen des Nasenlautes mit dem Vocale entsteht; ich fand solcher Stellen 26. Ich dachte, Corneille mit seiner normännischen Aussprache hat dergleichen Dinge wohl nicht so scharf gehört, und las den Mithridate des Racine; ich fand eilf ähnliche Stellen; doch fast nur da, wo durch eine eintretende Pause der Hiatus verdeckt wird. Ich dachte weiter, wer Dichter und Declamator zugleich ist, mufs hierin ein noch feineres Ohr haben, ich las den Misanthrope des Molière: hier fand ich nur 8 dergleichen Stellen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 7.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

Französische Orthoëpie von A. Steffenhagen.

(Schluſs.)

Noch weiter dachte ich, wer Dichter und Musikus zugleich ist, der muſs es am besten wissen; ich las einen Band Opern von Quinault, der 4 Stücke enthielt. In einem Stücke war keine einzige ähnliche Stelle, in den andern dreien waren zwar einige Stellen, aber so angebracht, daſs durch scharfe Trennung der Wörter jeder Miſslaut aufgehoben wurde. — Hieraus scheint mit Recht der Schluſs entnommen werden zu können, daſs, so lange kein anderes Auskunftsmittel zur Aufhebung des Hiatus ausfindig gemacht worden ist, man dergleichen Verbindungen in der Poesie geschickt vermeiden müsse. In der Prosa machen sich drei Arten der Aussprache in diesem Falle geltend. Diejenigen französischen Grammatiker, welche der Analogie und nicht dem Usus folgen, wollen, daſs zwei Wörter neben einander eben so behandelt werden sollen, als zwei Silben eines Wortes oder zwei Wörter in einem französischen Compositum; also wie ich inaction spreche i-nac-tion ohne Nasenlaut, eben so auch un ami, bon appétit, spr. u- nami, bo- nappétit. Die Vertreter dieser Art der Umlautung sind unter den älteren Grammatikern Regnier Desmarets und Féraud; unter den neueren besonders Dubroca, Girault Duvivier und die Grammaire nationale. Eine andere Art der Aussprache, die sich besonders in der französischen Schweiz und in Belgien zeigt, aber auch in Frankreich von vielen gebildeten Männern angenommen worden ist, ist die, dem ersten Worte der Verbindung seinen Nasenlaut zu nehmen und noch überdies vor dem nachfolgenden mit einem Vocale anfangenden Worte in der Aussprache ein n einzuschalten; also un ami = un-nami oder ön-nami. Im Wesentlichen ist diese zweite Aussprache wenig von der ersten unterschieden. Die dritte Art der Aussprache ist diejenige, die als Usus in Paris sich geltend machte und ungeachtet ihrer Schwerfälligkeit gegen die erste und zweite doch den Beifall der Mehrzahl der Grammatiker gefunden hat. Dieser Aussprache nach bleibt das erste Wort nasal, und das folgende Wort bekommt ein n intercalaire; z. B. un ami spr. un nami oder öng' nami. Die Academie hat sich für keine dieser drei Arten bestimmt ausgesprochen. Herr Steffenhagen adoptirt die letztere, ohne ihr jedoch das Wort zu reden und entwickelt ausführlich die Fälle, wo die Lautwandelung Statt findet und wo nicht.

Bei dem h hat der Hr. Verf. es aufgegeben, aus inneren oder etymologischen Gründen die Aspiration oder Nichtaspiration dieses Buchstaben zu erklären, was allerdings nach den vielfach angestellten vergeblichen Versuchen kaum noch rathsam erscheint. Er klassificirt die zahlreiche Klasse von Wörtern, die mit h anfangen, und von denen die Grammatiken gewöhnlich nur eine sehr abgekürzte Liste geben, nach der Anfangssilbe und sagt z. B., die Wörter in hac-, hach, haf-, hah-, haj-, hak-, hal-, han-, hap-, haq-, har-, has-, hat-, hav-, sind aspirirt, worauf aber natürlich viele Ausnahmen und Ausnahmen von Ausnahmen folgen, so daſs man nicht besser daran ist, als wenn man die Wörter mit aspirirtem h etwa in einer Liste zusammengestellt fände. Die Sorgfalt und Uebersichtlichkeit, mit welcher Alles beigebracht ist, was über diesen Buchstaben und seine Aussprache geschrieben worden ist, muſs aber auch hier anerkannt werden. Besonders interessant sind die Regeln über die Aussprache des h in der Mitte der Wörter.

Bei dem s Laute sind besonders die Fälle, wo s als Auslauter am Ende zum folgenden Worte hinübergezogen wird, so umfassend und gründlich aufgestellt und beleuchtet, daſs kaum noch etwas dabei zu wünschen übrig bleiben dürfte. Wie überall, ist auch hier vielfach auf die Aussprache der Eigennamen Rücksicht genommen.

Digitized by Google

Als Anhang zur Lautlehre folgt auf dieselbe eine detaillirte Uebersicht der französischen Lautordnung, die durch bildliche Darstellung der Lautscalen und Lautverbindungen, vocalische und consonantische, und entsprechende Beispielsammlungen veranschaulicht wird.

Den zweiten Hauptabschnitt des Werkes bildet die Tonlehre, zerfallend in die beiden Unterabtheilungen der Lehre von der Quantität und der Lehre vom Accent. In keinem Capitel der französischen Grammatik herrscht eine solche Willkühr, als in der Quantitätsbestimmung der Wörter und Silben. Man hat seit d'Olivet diesen Zweig nicht wesentlich gefördert, und auch Herr Steffenhagen beschränkt sich darauf, das weitläuftige Detail aller der subjectiven Ansichten, die bisher darüber ausgesprochen worden sind, methodisch zu ordnen und zu klassificiren, ohne eigentlich ein eigenes System zu geben, obgleich er den Grund der bodenlosen Willkühr sehr richtig mit darin findet, dafs die Franzosen die *gedehnte* Länge von der *geschärften* Länge bisher nicht zu unterscheiden gewufst hätten, woher ihnen eine überwiegende Anzahl von Kürzen entstehen. Auch in der Lehre vom Accent findet sich fast nur Bekanntes, während das, was Ackermann in seinem Traité de l'Accent zu Beherzigendes darüber gesagt hat, vielleicht etwas zu kurz abgefertigt erscheint. Nachdem der Hr. Verf. noch einige gehaltvolle Capitel über die Betonung des Satzes in der Conversation, beim oratorischen Vortrage und der poetischen Recitation gegeben, geht er schliefslich zu den französischen Dialekten in orthoepischer Hinsicht über, wobei er besonders des Unterzeichneten Tableau synoptique des Idiomes populaires zum Grunde legt. Rechnet man hierzu eine ganz rationell geordnete und mit etymologischen Belegen versehene Abhandlung über die Homonyma, so darf man wohl behaupten, dafs das vorliegende Werk eine der gewissenhaftesten und gediegensten Arbeiten ist, die über die französische Sprache im Sinne der heutigen Sprachforschung geliefert worden, und dafs es sich als würdige Propyläen hinstellt zu einer künftigen wahrhaft wissenschaftlichen Grammatik.

Schnakenburg.

IV.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie, von Dr. Justus Liebig. Braunschweig, 1842. Auch unter dem Titel: ***Die Thier-Chemie oder die animalische Chemie, u. s. w. Zweite unveränderte Auflage. Ebendaselbst. 1843.*** *)

Die animalische und selbst die vegetabilische Chemie hatte in neuern Zeiten einen Standpunct und eine Entwickelungsweise gewonnen, wodurch sie der Erkenntnifs physiologischer Processe statt förderlich zu sein, vielmehr hinderlich wurde, und es kam fast dahin, dafs die Physiologie von den Daten der organischen Chemie keinen, oder nur einen historischen Gebrauch machen konnte. Stellte sich nämlich der Physiologe bei der Darstellung der chemischen oder Mischungs-Processe im thierischen Körper die Frage, auf welche Weise diese oder jene thierische Flüssigkeit den einen, oder andern chemischen Lebensprocefs einleite, oder bewirke, so fand er sich in nicht geringer Verlegenheit, zu sehen, wie der Chemiker eine scheinbar einfache, oder doch wenig complicirte Flüssigkeit in eine grofse Menge von Stoffen zersplitterte und zerlegte, und wufste nicht, welchem dieser einzelnen Stoffe, oder wie vielen davon er die chemisch-vitale Action eigentlich zuschreiben solle. Es war wirklich der Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen. Ich erinnere nur, um diese Rüge nicht unbegründet zu lassen, an die Analyse der Galle, welche die neuere Chemie der Physiologie suppeditirt hat. Diese wichtige animalische Flüssigkeit, deren Wirkung auf die Nahrungsstoffe und den Darmkanal doch nur eine einfache sein kann, soll nach den Analysen der neuern Chemie (nach der von *Gmelin*) aus nicht weniger, als 26 einzelnen Bestandtheilen oder Stoffen bestehen, deren namentlicher Aufzählung wir hier wohl überhoben sein können! Welche Idee soll sich nun der Physiologe von der Natur und Wirkung der Galle machen, welchem dieser Stoffe soll er wohl die verdauende Kraft oder Eigenschaft der Galle zuschreiben, und was sollen die vielen übrigen Stoffe hierbei zu thun haben?

*) Obschon das oben genannte Werk bereits im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift sowohl vom chemischen als auch vom physiologischen Standpunct aus besprochen worden, so wird doch die Mittheilung dieser von werther und bewährter Hand eingegangenen ferneren Recension in dem Umstand ihre Entschuldigung finden, dafs diese Recension als Versuch einer Ausgleichung jener einander entgegenstehenden Auffassungsweisen zu betrachten sein dürfte.

Digitized by Google

Es hat den Physiologen diese Zersplitterung und endlose Zersetzung organischer Flüssigkeiten, wodurch denselben ihr organischer Zusammenhang, ihr Leben und ihre Lebenswirkung geraubt und sie zu Producten der Zersetzung umgebildet werden, auf eine Stufe zurückversetzt, wie sie in längst vergangenen Zeiten der Arzt einnahm, der ein ellenlanges Recept mit zahllosen Ingredienzien verschrieb, dadurch aufser Stande, anzugeben, welchem derselben er die Gegenwirkung auf die Krankheit zuzuschreiben habe. Aus diesem Labyrinthe, in welches der Chemiker den Physiologen geführt hatte, wufste sich dieser nicht wohl mehr herauszufinden. Was sollte der Physiologe mit all' den supernumerären Bestandtheilen der Galle, des Speichels u. s. w. machen, wozu bei der Erklärung des Verdauungsprocesses sie alle anwenden? Er war daher fast genöthigt, sich nur an einen dieser vielen Stoffe thierischer Flüssigkeiten, an die Quintessenz so zu sagen derselben, nämlich an denjenigen Bestandtheil zu halten, welcher dieser oder jener thierischen Flüssigkeit eigenthümlich zukommen sollte, an das Ptyalin des Speichels, den Gallenstoff der Galle u. s. f. Allein diese Bestandtheile waren ebenfalls schon so zersetzte und chemisch getödtete so zu sagen, dafs von ihrem Vorkommen, also auch von ihrer Wirkung in der vitalen, oder organischen Flüssigkeit keine Rede mehr sein konnte. Es blieb dem Physiologen zwar ein anderer Weg noch offen, um diesem Labyrinthe zu entkommen, es war der der vergleichenden thierischen Chemie. Um z. B. den Antheil der Galle an der Verdauungs-Chemie zu bestimmen, schien der beste Weg, Licht zu gewinnen, der zu sein, die chemische Analyse der Galle verschiedener Thiere zunächst schon der Säugethiere, unter einander zu vergleichen; woraus sich sodann ergab, dafs als die wesentlichsten Bestandtheile der Galle nur entweder *Gallenharz* und *Natrum* oder Picromel und Natrum übrig bleiben. So war dieser Verlegenheit des Physiologen wenigst in Etwas abgeholfen. So unbrauchbar und abschreckend nun für den Physiologen jene ins Unendliche gehende Zersplitterung der Bestandtheile organischer Substanzen der frühern Chemie war, um so willkommner mufste ihm das Resultat neuerer chemischen Analysen sein, welche durch ihre Einfachheit der lebenden Natur so zu sagen näher zu stehen kamen. Als daher *Demarçay* die Galle als eine Seife, als welche schon *Homberg* sie benannte, aus *Cholein-säure* und *Natron* bestehend, darstellte, so war diese Analyse dem Physiologen viel brauchbarer zur Erklärung der Lebenswirkung dieser Flüssigkeit. Es war überhaupt an der Zeit, dafs die organische, und insbesondere die thierische Chemie einer gänzlichen Umgestaltung und neuer Schöpfung entgegengeführt wurde. Es mufste die Scheidewand, welche die animalische Chemie und die Physiologie bisher auseinander hielt und trennte, aufgehoben, und jener der Zutritt zu den geheimern Processen des Lebens gestattet werden. Dafs aufser *Mulder* und *Dumas* diese Reorganisation hauptsächlich dem Autor der organischen Chemie zu verdanken sei, wird jeder gerne zugestehen und ihm zum Ruhme anrechnen. Es möge aber dem Physiologen auch vergönnt sein, den Chemiker an der Schwelle seiner Wissenschaft zu empfangen und ihn auf die Gränzen aufmerksam zu machen, welche das Leben allen Processen in ihrem Kreise vorzeichnet, dem Chemiker gleichsam das „ne turbetis circulos meos" zurufend. Ohne sich in das Innere der Analyse des Chemikers einzulassen, glaubt der Physiologe seiner Seits, das, was von der Chemie in der vitalen Sphäre zu leisten sei, und die Tiefe oder die Gränze dieser Leistung bestimmen und überwachen zu dürfen. —

„Ich habe den Zweck gehabt, sagt der Verf. der organischen Chemie, die Kreuzungspuncte der Physiologie und Chemie in diesem Buche hervorzuheben, und die Stellen anzudeuten, wo beide Wissenschaften ineinander greifen. Die hier gegebenen und gelösten Fragen und Aufgaben werden eine neue Physiologie und eine rationelle Pathologie begründen". — Wir wollen uns nun mit dem Verf. auf diese Kreuzungspuncte begeben, und bei der Beantwortung der vorgelegten Fragen und Aufgaben vom physiologischen Standpuncte aus unsere individuelle Ansicht entwickeln und der des Chemikers zur Seite stellen. Im Allgemeinen glauben wir aber im Voraus bemerken zu dürfen, dafs, so richtig auch die neuen chemischen Theoreme sein mögen, welche der Verf. uns anbietet, doch nicht übersehen werden darf, dafs aufser dem chemischen Processe auch der elektrische, der dynamische und selbst der mechanische Procefs ihre Rollen im thierischen Organismus spielen und verschiedene Acte des Lebensvorganges mitconstituiren. Es hat freilich den Anschein, als wolle der Verf. alle Lebensäufserungen auf einen chemischen Procefs reduciren, und wenn er

Digitized by Google

ausruft: „was hat die Psyche, was hat Bewufstsein und Geist mit der Entwickelung des menschlichen Foetus, mit der des Foetus im Hühnerei zu schaffen? gewifs nicht mehr, als sie Antheil nimmt an der Entwickelung der Pflanze"! — und später nicht ansteht, die Lebenskraft selbst als Product eines chemischen Processes anzusehen, — so wollen wir ihn geradè nicht des Materialismus anklagen, müssen aber bemerken, dafs die Ideen von Kraft, Lebenskraft, Seele u. s. w. nicht blofs leere Namen oder Worte sind, sondern Bewufstseinsformen, deren Erkenntnifs die, das empirische Wissen überragende, metaphysische Region unseres Geistes ausmacht. Wenn auch der Empiriker bei den Worten „*Kraft*, *Seele*" u. s. w. sich nichts zu denken im Stande ist, so folgt hieraus noch nicht, dafs diese Worte nicht bei Andern eine tief gehende Erkenntnifs und Einsicht zur Folge haben. Möge der, welcher nur den Wirkungen in der Natur nachspürt, sich damit begnügen, ihrem Spiele zuzusehen, der menschliche Geist wird stets nach der Ursache dieser Wirkungen fragen, und sich ein mehr oder minder vollkommnes System von Kräften und Endursachen schaffen, um in sein Wissen eine höhere Einheit und Ordnung zu bringen. Hat ja die empirische Chemie gerade in neuerer Zeit durch die Annahme einer *catalytischen* Kraft gezeigt, wie sehr sie einer höhern, als blofs empirischen Erkenntnifs bedarf, um nur die einfachsten chemischen Vorgänge sich deutlich zu machen und ein Verständnifs darein zu bringen. Wenn auch, wie der Verf. richtig sagt, weder die Chemie, noch die Anatomie uns jemals Aufschlufs geben werden, wie der Lichtstrahl zum Bewufstsein gelange, so werden wir doch nicht ermüden, die uns noch fehlende Brücke durch hypothetische Vorstellungen aufzubauen, um die zwei entgegengesetzten Substanzen als Lichtstrahl und Geist in unserem Erkenntnifsacte einander näher zu bringen. Der Verf. scheut so sehr alle höheren Deutungen und Erklärungen, dafs er überall, wo er mit seinen chemischen Agentien nicht ausreicht, Wunder sieht, und wie er selbst ausdrücklich sagt, die Bildung des Zinnobers für ein eben so grofses Räthsel, als die Bildung des Auges aus der Substanz des Blutes hält. Uns scheint jedoch ein Vorgang, wie die Bildung des Zinnobers, den wir der Natur nachmachen können, kein so grofses Räthsel zu sein, als die Bildung des Auges mit seinen unendlich fein, zart und wundervoll gebauten Theilen, ein Weltkörper so zu sagen gegen ein Gran Sand. —

Fassen wir zuvörderst den Standpunct ins Auge, auf welchem der Chemiker und der Physiologe der organischen Natur gegenüberstehen, so scheint es uns, dafs sich sogleich von hier aus eine Divergenz der Ansichten und der Behandlung des organischen Leibes entwickele, indem die Richtungslinie der Untersuchung des Chemikers nach dem *Todten*, die des Physiologen nach dem *Leben* hinweiset. Der Chemiker betrachtet z. B. die allgemeine Nahrungsquelle der Organe, das Blut, als aus einzelnen zerlegten Stoffen bestehend, welche sodann in der Bildung der Organe unter verschiedenen Verhältnissen wieder zum Vorschein kommen. Der Physiologe aber kennt keinen Kohlenstoff, Stickstoff, Wasserstoff, oder Sauerstoff in dem Organismus, — er kennt nur lebende, organisch-gemischte Flüssigkeiten und Theile. Es ernährt sich und bildet sich kein Organ, weder aus dem Kohlenstoff, noch aus dem Stickstoff, die nirgends frei zu finden sind, nicht einmal aus den halborganisirten Bestandtheilen, aus dem Faserstoffe, dem Eiweifse u. s. w., sondern aus *ganzen*, *nicht zersetzten*, *organischen*, *lebensfähigen Elementen*. Wäre das ganze Nahrungs- und Bildungsleben eine blofse Aufnahme von Kohlenstoff, oder Stickstoff, so würde es ja der Natur genügen, reinen Stickstoff, oder Kohlenstoff als Nahrung zu reichen, und der Stickstoff der eingeathmeten Atmosphäre wäre schon hinreichend, den thierischen Organismus mit dem Hauptelement seiner Nahrung zu versorgen. Allein der lebende Organismus verlangt keine zersetzten Urstoffe, sondern, das Thier, wie die Pflanze, noch infusorischer Gährung fähige, noch lebenskräftige Bestandtheile. Die chemische Analyse der thierischen organischen Theile einer Flüssigkeit ist daher zur Erkenntnifs der Vorgänge des thierischen Lebens sehr wichtig, allein nur insofern als sie ein todtes Schema dem lebenden gegenüberstellt, und jenes dieses erläutert, gleichsam wie die mathematische Figur der Thierkörper; — aber beide erklären dessen Wesen noch nicht. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 8.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie, von Dr. Justus Liebig.

(Fortsetzung.)

Ueberhaupt mufs der Physiologe Bedenken tragen, das Haupt-Dogma der neuern organischen Chemie, nämlich das, dafs alle stickstoffhaltigen pflanzlichen und thierischen Bestandtheile Modificationen einer Grundsubstanz, des Proteins, oder sogenannte Protein-Verbindungen seien, als ein *physiologisches* Axiom zu adoptiren. Das Protein ist der durch Präcipitation und Sublimation von seinen anorganischen Stoffen möglichst befreite thierische Grundbestandtheil des Eiweifses und Fibrin's. Durch Essigsäure und Phosphorsäure wird es in eine gallertartige Substanz aufgelöst. Aus diesem Protein läfst nun der Chemiker Eiweifs — durch Zusatz von 1 Phosphor und 2 Schwefel, Fibrin — durch Zusatz von 1 Phosphor und 1 Schwefel sich bilden. Es kann dem Physiologen zwar nur höchst interessant sein, zu sehen, wie die zwei für die thierische Organisation so wichtigen differenten Stoffe, das Albumen und die Fibra, dieselbe animalische Grundlage in einem, der Gallerte ähnlichen, Grundstoffe, dem Protein, haben; aber um so räthselhafter ist ihm die vitale Differenz, unter welcher diese zwei Stoffe im plastischen Lebens-Processe auftreten, indem jenes, das Eiweifs, z. B. die Nervenmarksubstanz, das Fibrin aber die Grundlage der Muskelsubstanz bildet. Es möchte daher dem Physiologen klar in die Augen springen, dafs andere höhere Processe noch wirksam sein müssen, als das blofse Hinzutreten von Atomen von Phosphor und Schwefel, um das zersetzte Protein in das organisirte Eiweifs und Fibrin umzuwandeln. So scheint nun der Gewinn, welcher dem Physiologen aus dieser neuen chemischen Analyse erwachsen ist, mehr ein diagnostischer und nur ein Erkenntnifsmittel gewonnen zu sein, jede beliebige unkenntliche Substanz als eine stickstoffhaltige thierische vegetabilische durch allgemeine Charaktere zu bestimmen. — In frühern Zeiten war die Chemie zu dem Resultate gelangt, dafs der Pflanzenkörper vorwaltend aus Kohlenstoff, der Thierkörper aus Stickstoff bestehe. Die neuere Chemie hat aber diesen Irrthum verbessert und gezeigt, dafs in dem Pflanzenkörper ganz analoge Bestandtheile, wie im Thierkörper, vorhanden, und aus denselben Elementen und in denselben Verhältnissen gemischt seien, so das Pflanzenalbumin, Pflanzenfibrin, u. s. w. Die Physiologie mufste diesen Fortschritt nur willkommen heifsen, indem sie sonst, durch die Chemie irre geleitet, hätte annehmen müssen, dafs das Thier, welches blofs Pflanzennahrung geniefst, seinen Stickstoff aus einer andern Quelle schöpfen, oder den Kohlenstoff in Stickstoff umzuwandeln die Fähigkeit haben müfste. Nun findet aber die Chemie alle Bestandtheile der stickstoffhaltigen thierischen Substanz, und in neuester Zeit auch die Fettsubstanz, nach Dumas, Boussingault und Payen, gegen des Verf.'s Ansicht, in den Pflanzen, und es gehört also nur eine gröfsere Anziehungskraft des Thierkörpers dazu, bei einer gröfsern Quantität von Pflanzennahrung dieselbe Quantität von Stoffen, namentlich von Stickstoff aus derselben sich zu bereiten, womit die gröfsere räumliche Ausdehnung der Nahrungswege, die gröfsere Quantität von aufgenommener Nahrung, die längern und wiederholten Nahrungsprocesse (das Wiederkäuen) übereinstimmen. Es entsteht aber überhaupt die Frage, besteht das Wesen der Ernährung des thierischen oder organischen Körpers blofs in einer Extraction und Aufnahme von Stoffen, welche denen, die Substanz des Bluts und der verschiedenen Organe des Körpers constituirenden gleich gemischt sind; oder findet hierbei in und durch den Körper, oder durch den Lebensprocefs eine Umwandelung der aufgenommenen Stoffe in verschiedenen Stu-

Digitized by Google

fen von der einfachsten unorganischen Substanz bis zu der zusammengesetzten thierischen Substanz statt? Diese Frage, welche ich vor mehr denn 25 Jahren in meinen Vorlesungen unter solchem allgemeinen Gesichtspuncte aufgestellt, und durch die hierher gehörigen, damals noch wenigen Facta zu erläutern gesucht habe, wurde von dem Verf. aufs Neue zum Gegenstand genauer Untersuchungen, obwohl unter einem etwas beschränkten Gesichtspuncte, auserlesen. Er beschränkt sich nämlich blofs auf die kleinern chemischen Processe, wodurch etwa im Körper das Fett selbst fabricirt werde, da es nach ihm nicht aus der genossenen Nahrung unmittelbar entnommen werden könne. Es ist nicht mehr nöthig, daran zu erinnern, dafs ihm von Dumas u. A. bereits bewiesen wurde, dafs auch hier wohl blofs eine Extraction der schon in der Pflanzennahrung vorhandenen Fettsubstanzen statt finde. Stellen wir aber die Frage allgemeiner, so müssen wir auch über die Mischung des Bluts hinausgehen, und die Mischung aller Organe des Körpers in den Kreis der Untersuchung ziehen. Das Blut enthält z. B. keine freie Kalkerde, welche in den Knochen in so grofser Quantität und in so loser Verbindung vorkömmt. Es zerfällt daher jene Hauptfrage in mehre Unterfragen. *Die erste Frage wäre:* Findet eine blofse Aufnahme verschiedener *unorganischer* Substanzen bei der Ernährung Statt, oder kann der Organismus die eine in die andere verwandeln? Die Kalkerde gehört zu denjenigen unorganischen Substanzen, welche in dem thierischen Körper auf eine ähnliche Weise, wie die Kieselerde in dem Pflanzenkörper, eine grofse Rolle spielt. Diese Frage erfordert eine Reihe neuer chemischer Untersuchungen. Die Facta, welche *Schrader* und *Braconnot* in Beziehung auf die Pflanzen, und *Vauquelin* in Beziehung auf die Thiere geliefert haben, sind unzureichend. Die letztern Versuche möchten aber am kürzesten zum Ziele führen. — Allein es sind diese Versuche Vauquelin's viel zu kurze Zeit fortgesetzt, um ein sicheres Resultat zu liefern; denn ein Ersatz für die fehlende Kalknahrung kann ja eine Zeitlang durch Resorption der Knochenerde des Thiers geliefert worden sein! Es wäre also hierbei eine gleichzeitige Analyse der Knochen der Henne zum Facit erforderlich. Bei den Versuchen von Braconnot und Schrader hat man wohl zu bedenken, dafs der Sand und die Metallpulver eine Menge Feuchtigkeit aus der Atmosphäre anziehen, welche die nothwendige Kieselerde enthalten können. Es dürfte daher wohl anzunehmen sein, dafs die Umwandlung einzelner Erdarten in einander, als z. B. der Kieselerde in Kalkerde, eben so ins Reich der Träume gehöre, als die Umwandlung der Metalle auf dem Wege des unorganisch-chemischen, oder auf dem des vitalen chemischen Processes. Die Gründe hiefür sind: 1) weil alle in dem thierischen Körper bleibend oder vorübergehend, wesentlich oder zufällig vorkommenden unorganischen Stoffe in der Nahrung des Thieres vorgefunden werden. Ich erinnere hier an die neueren Untersuchungen französischer Chemiker, nach welchen man bei der chemischen Analyse selbst Spuren von Blei und Kupfer in den thierischen Theilen auffand; beide wahrscheinlich aus metallenen Geschirren, blei- oder zinnernen Tellern, Bleiröhren der Wasserleitungen, Kupfergeschirre u. s. w. herrührend; 2) weil der Organismus im Stande ist aus den Nahrungsstoffen diese unorganischen Substanzen zu entnehmen, so lange er im gesunden Zustande sich befindet; dagegen bei Schwäche der Assimilationsorgane diese Fähigkeit sich vermindert und ein Bedürfnifs, ein Hunger nach gewissen unorganischen Substanzen, z. B. nach Kalkerde in der Pica der Schwangern, in heifsen Klimaten nach Erdarten entsteht, und der Genufs einfacher unorganischer Substanzen, z. B. des Eisens in der Bleichsucht, den nöthigen Ersatz liefert und die Gesundheit herstellt.

Die Homogeneität der thierischen und vegetabilischen Mischung tritt deutlicher hervor bei der Zersetzung des organischen Körpers, indem durch solche Zersetzungen, worunter die Gährung oben ansteht, Producte erzeugt werden, die in ihrer Mischung sich mehr an einander annähern. Es sind diese Zersetzungsproducte die Säuren und Salze. So finden wir dieselben Säuren und Salze in beiden organischen Körpern, wenn sich gewisse Zersetzungsprocesse in ihnen entwickeln, zu Tage treten. So kömmt die Essigsäure, die Benzoesäure, Sauerkleesäure unter solchen Umständen in beiden Reichen vor. Umwandlungen dieser Säuren in einander finden bekanntlich im chemischen Lebensprocesse häufig statt, so die Umwandlung der Milchsäure in die Essigsäure. Auch die Umwandlung der Benzoesäure in Hippursäure nach Ure gehört hierher. Besonders ist hier aber die Zuckersäure zu erwähnen. Der Zucker ist nicht blofs ein Product des Pflanzenreiches, sondern

Digitized by Google

auch animalischer Processe, zunächst im kranken Zustande, im Diabetes, wahrscheinlich auch bei gewissen Hautkrankheiten, dem Milchschorf, Favus, Tinea. Findet eine solche Homogeneität chemischer Zersetzungsprocesse in dem vegetabilischen und thierischen Körper statt, so läfst sich mit Grund schliefsen, dafs diese Stoffe auch durch den Lebensprocefs wieder zurückgebildet, gleichsam integrirt werden können, oder dafs aus solchen Säuren, namentlich dem Zucker, die animalische Basis als Nahrungsmittel wieder gewonnen werden kann. Man führt, um zu beweisen, dafs der Zucker als stickstoffleere Substanz nicht zur Ernährung tauglich sein könne, die Versuche Magendie's an, nach welchen bekanntlich Hunde, die jener Physiologe mit Zucker und Gummi fütterte, abzehrten und starben. Dagegen aber läfst sich sagen, dafs wenigstens in heifsen Klimaten der Zucker oft ein Hauptnahrungsmittel, so das der Neger in den Plantagen, ausmacht. Von *Bolivar* wird erzählt, dafs er öfters mehre Wochen blofs von Zuckerwasser gelebt habe, und dabei die angreifendsten Strapazen der Feldzüge aushielt.

Eine zweite Frage ist die: Werden die aufgenommenen vegetabilischen Stoffe durch die Kräfte der Assimilation in thierische Substanzen umgewandelt? Es kann hierbei nicht wohl die Rede sein, ob der Kohlenstoff in Stickstoff umgewandelt werden könne, welche Umwandlung eben so wie die der unorganischen Stoffe ineinander dadurch entbehrlich wird, dafs die Pflanzen einen grofsen Antheil von Stickstoff, in ihren Saamen namentlich, enthalten, sondern nur davon, ob die stickstoffhaltigen Pflanzenstoffe in analoge thierische, und ebenso die kohlenstoffhaltigen in die ihnen verwandten thierischen Stoffe umgewandelt werden. Hier zeigt sich nun wieder die Grenze der Chemie ganz deutlich. Die Chemie scheint damit ganz zufrieden zu sein, dafs sie dieselben Procente C. N. H. und O. in dem Pflanzenalbumin, Pflanzenfibrin u. s. w., wie in den thierischen Stoffen gleichen Namens aufgefunden hat; aber damit ist für den Physiologen noch nicht ein thierisches Albumin und Fibrin gebildet. Es sind beide, das Pflanzenalbumin und Fibrin, so wie das thierische Albumin und Fibrin, durch ihre physiologischen Charaktere so sehr verschieden, dafs der Assimilationsprocefs noch eine neue Metamorphose hinzufügen mufs. Eben so möchte sich dieses in Betreff der nicht stickstoffhaltigen vegetabilischen Bestandtheile verhalten. Das Oel der Pflanzen kann wohl als Hauptquelle der Fettbildung angesehen werden, allein es findet nicht nur überhaupt, sondern in verschiedenen Thieren und in verschiedenen Organen desselben Thieres eine wahrhafte Metamorphose in Fettarten von ganz verschiedenem Charakter statt. Wir werden dieser Aufgabe sogleich bei Beantwortung der dritten Frage näher treten.

Die dritte Frage, die wichtigste wohl, ist diese: Findet durch den Procefs der Assimilation sowohl, als durch den der Bildung der Organe eine Umwandlung der verschiedenen thierischen Stoffe in einander, also der nicht stickstoffhaltigen in stickstoffhaltige und beider wieder untereinander statt? oder, speciell ausgedrückt, kann Fett in Eiweifs, dieses in Faserstoff umgewandelt, und dieser in jene wieder zurückgebildet werden? Diese Frage gehört nunmehr der eigentlichen physiologischen Chemie an. Die analytische Chemie antwortet auf diese Frage durch ihre Formeln, vermöge welcher das Fibrin vom Eiweifs nur durch 1 S. unterschieden wäre, ohne im Stande zu sein durch Zuthat von diesem 1 S. aus Albumin Fibrin selbst darzustellen. „Die chemische Analyse", sagt der Verf., „hat zu dem merkwürdigen Resultate geführt, dafs Fibrin und Albumin einerlei organische Elemente und zwar in dem nämlichen Gewichtsverhältnisse enthalten, in der Art also, dafs, wenn man zwei Analysen, die eine von Fibrin, die andere von Albumin neben einander stellt, wir keinen gröfsern Unterschied in der procentischen Zusammensetzung wahrnehmen, wie in zwei Analysen von Fibrin, oder in zwei Analysen von Albumin". *) Auch der Harnstoff ist vom Albumin nach diesen Formeln nur wenig unterschieden; etwa nur durch 2 N. 6 H. und O. Es ist merkwürdig, dafs der Schwefel, welcher doch in der Mischung der Haare so reichlich vorkömmt, hier nicht erwähnt ist, — und doch welche grofse vitale Differenz zwischen Gehirnsubstanz (Albumin) und Haarsubstanz! Nach diesen Formeln besteht Fett aus $C^{12} H^{20} O^{2}$, Amylon aus $C^{12} H^{20} O^{10}$. Keinem Chemiker möchte es aber wohl je gelingen, durch Zusatz von 10 O zu Fett Amylon zu bilden. — Es sind also andere höhere organisch-vitale Differenzen dieser Stoffe vorhanden, welche die analytische Chemie darzustellen nicht im Stande ist.

*) 1. Aufl. S. 42. 2. Aufl. S. 39.

Digitized by Google

Uebrigens mufs noch nebenbei bemerkt werden, dafs die analytische Chemie ihr Thema noch lange nicht erschöpft hat, wenn sie uns blofs die Formeln für das Albumin, Fibrin, Casein, Chondrin u. s. w. nachweist, und andere wichtige thierische Substanzen, als den Schleim, die Gallerte, völlig mit Stillschweigen übergeht.

Findet nun durch den gesammten Assimilations- und Bildungsprocefs eine Umwandlung des Fettes in Albumin, des Albumins in Faserstoff und regressiv statt? Eine solche Umwandlung könnte nur durch Hinzusetzung von H u. N bei dem Fette, und von S bei dem Albumin stattfinden; freies *Wasserstoffgas* könnte etwa durch den Genufs des Wassers, der Feuchtigkeit der Atmosphäre, *Stickgas* durch die Respiration aufgenommen, und dem mit dem Blute circulirenden Fette mitgetheilt werden. Es wird allerdings schwer zu beweisen sein, dafs wir nicht blofs aus den vegetabilischen Nahrungsmitteln den schon gebildeten Faserstoff und Eiweifs derselben in schon hinreichender Quantität erhalten. Wenn wir aber bedenken, dafs Thiere, welche blofs von Vegetabilien sich ernähren, z. B. der Elephant von Reis, der Strauls von Pflanzen, in Beziehung auf die Masse ihrer Muskeln und somit des Faserstoffes ihres Körpers alle fleischfressenden Thiere übertreffen, so möchte eine solche wirkliche Umwandlung wahrscheinlich werden. Da kein Thier reines Eiweifs oder reinen Faserstoff allein geniefst, und jenes, namentlich im coagulirten Zustande, zu den unverdaulichsten Speisen gehört; da ferner beide Stoffe in den ersten Verdauungswegen, in dem Magen und Zwölffingerdarm, durch eine eigenthümliche Schleimsäure eine völlige Zersetzung erleiden, so kann in jedem Falle nur von einer Wiederbildung aus den Elementen des Eiweifsstoffes und Faserstoffes die Rede sein, in welchen beide Stoffe, aber im indifferenten Zustande, sich befinden müssen. Diese Ansicht wird noch dadurch begründet, dafs wir in den Bestandtheilen des thierischen Eies vor und geraume Zeit nach dem Bebrüten keine Spur von Faserstoff bemerken, welches jedoch bald bsi der Bildung der Knochenpuncte der Wirbel zur Seite der Rückensaite zu Tage tritt; wo sich also der Faserstoff aus seinen ununterscheidbaren Elementen bilden mufs. Am meisten beweisend aber für die specifische Verschiedenheit des Eiweifs- und Faserstoffes möchte sein, dafs der Faserstoff nur lose mit dem Eiweifsstoff im Blute und Fleische verbunden vorkömmt, so dafs jener von diesem durch einfachen mechanischen Stofs leicht getrennt werden kann, während derselbe Stofs nicht im Stande ist, aus reinem Eiweifs nur etwas Faserstoff zu bilden. Es sind also beide Stoffe vital specifisch von einander verschieden und ineinander nicht unwandelbar. Dafür sprechen auch ihre entgegengesetzten mikroskopischen Charactere. Der Faserstoff ist ein reiner Flufs von Elementarkügelchen, welche sich vermöge ihrer Cohaerenz in Stäbchen gestalten, während der Eiweifsstoff aus ganz feinen Kügelchen besteht, welche diese Adhaesion aneinander nicht besitzen. Dafs Eiweifs- und Faserstoff identisch seien, sagt der Verf., *) werde dadurch bestätigt, dafs es P. Denis gelang, Fibrin in den Zustand von Albumin künstlich überzuführen, ihm also die Löslichkeit und Gerinnbarkeit des Eiweifses zu geben. Allein Löslichkeit und Gerinnbarkeit sind nur accidentelle Unterschiedsmerkmale dieser beiden Stoffe, und nur das Mikroskop könnte darüber Aufschlufs geben, ob in solchem Falle der geronnene Faserstoff mit dem geronnenen Eiweifs wirklich identisch sei.

Wenden wir uns zu andern animalischen Stoffen, und gehen wir zur Frage über, wie verhält es sich mit der Gallerte und dem Fette, so wie mit dem Schleim? Sind diese etwa als Producte des Eiweifsstoffes und Faserstoffes anzusehen, oder sind sie Mittelstufen der organischen Metamorphose? Kann Gallerte und Fett namentlich durch die Assimilation in Eiweifsstoff umgewandelt werden? Was die Gallerte betrifft, über welche uns leider der Verf. gar keine Aufklärung giebt, haben wir eine merkwürdige Beobachtung von Hildebrand, gemäfs welcher Fleisch, mehrmals der Fäulnifs ausgesetzt, immer wieder ein neues Quantum von Gallerte liefert; somit kömmt hierbei eine Stückbildung des Faserstoffes in Gallerte durch viele einfache Zersetzung zu Stande.

---

*) 1. Aufl. S. 42. 2. Aufl. S. 39.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 9.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie, von Dr. Justus Liebig.

(Fortsetzung.)

Die Bildung des Fettes gehört zu denjenigen vitalen Erscheinungen, welche die Natur uns näher gelegt hat, um leichter einen Blick in die Werkstätte seiner Bereitung thun zu können. Es sind Erfahrungen vorhanden, welche einen überraschend schnellen Vorgang der Fettbildung wahrnehmen lassen, so dafs seine Bereitung durch den Organismus mit grofser Leichtigkeit mufs geschehen können. Es möchte daher zuvörderst angenommen werden können, a) dafs die Fettkügelchen aus der thierischen Nahrung unmittelbar oder unverändert in's Blut aufgenommen werden, und von da aus gleichsam wie ein Secretionsproduct an den Wandungen der Blättchen der serösen Stämme des Zellgewebes abgesetzt werden; b) dafs die fetten Oele der vegetabilischen Nahrung in thierisches Fett umgewandelt werden, was um so wahrscheinlicher ist, als das Fett am thierischen Körper ebenfalls an verschiedenen Stellen desselben unter verschiedenen Formen erscheint, und so verschiedentlich umgewandelt werden mufs.

Es wäre eben noch diese reine, oder so zu sagen ungetrübte Aufnahme der Fett- oder Oelkügelchen durch den Assimilationsproceſs in das Blut *empirisch* zu erweisen. Um diesen Beweis zu erhalten, habe ich Frösche mit frischem Oele (Rüböl) gefüttert; indem ich denselben Morgens um 7 Uhr einen starken Theelöffel voll Oel in den Magen instillirte, welches nicht wieder ausgebrochen wurde. Nach vier Stunden habe ich dem Frosch den Oberschenkel amputirt, und nach zurückgepreſster Haut das ausfliefsende Blut in einem Uhrglase aufgefangen. Darauf wurde der Frosch getödtet. Ein Theil des Oels war noch mit etwas eiweifsähnlichem Schleime verbunden im Magen. Der Pförtner war ganz fest verschlossen, wie verwachsen. Im Duodenum war eine gelbe ölige Flüssigkeit, aber immer weniger nach abwärts. Im Blute, frisch unter das Mikroskop gebracht, liefs sich kein Oeltröpfchen erkennen. So wie aber das Blut coagulirt war und Serum sich abschied, sah man in diesem eine grofse Menge Oeltröpfchen von $\frac{1}{300}$ — $\frac{1}{1000}$ p. C., eben so im Blute des Herzens, der Leber und der Milz.

Ich bemerke hier gelegentlich, dafs ich ein ähnliches Verhalten des Bluts in Betreff der aufgenommenen Milchkügelchen früher beobachtete (v. Froriep's Notizen No. 365. 1830).

Es ist also durch diese Beobachtung der unmittelbare Uebergang der Oelkügelchen aus den Verdauungswegen in das Blut erwiesen.

Eine Aufnahme der vegetabilischen Oelkügelchen in's Blut, und damit in das Innere der Organe, so wie deren Absetzung an verschiedenen Secretionsstellen, namentlich im Zellgewebe, ist nunmehr eine physiologische Thatsache! Ihre Umwandlung in Fett möchte keinem Zweifel unterliegen.

Ob aber im thierischen Körper Fett in Eiweifs- oder Faserstoff umgewandelt werde, oder werden könne, oder umgekehrt, ob Eiweifs- und Faserstoff bei dem Assimilationsproceſs in Fett umgebildet werde, diese Frage erfordert andere Beweiselemente.

Um Thiere fett zu machen, ist nicht blofs reichliche Nahrung, sondern auch Ruhe, eine an Sauerstoff ärmere Atmosphäre, kältere Temperatur, seltneres Athemholen u. s. w. erforderlich. Alles was den Lebensproceſs und den Verbrauch von Stoffen innerhalb des Organismus erhöht und vermehrt, hindert die Fettbildung. Ruhe des Gehirns, der Muskeln (Niederhängen und Anheften der Gänse), Hemmung des Athmens, der Oxydation des Blutes, der Transpiration sind Bedingungen des Fettwerdens. Also ist Fettbil-

Digitized by Google

dung nur Folge zurückgehaltener assimilirter Stoffe. Hierzu kömmt, dafs Fettbildung unter der Haut bei Menschen und Thieren eine Art von Secretion ist, die in Folge der von Aufsen einwirkenden Kälte oft plötzlich von der Natur als Rückwirkung oder Reflexsecretion eintritt. Wir haben oben angeführt, dafs Wandervögel bei eintretender Kälte des Spätherbstes oft in einer Nacht fett werden. Es ist also anzunehmen, dafs, da die Fettbildung im thierischen Körper sich aus dem Ersparnifsfond bei verminderter Thätigkeit des Lebens erklären läfst, keine Umwandlung von Eiweifs- oder Faserstoff in Fett anzunehmen nöthig sein möchte. Aber kann der Fettstoff nicht in Eiweifs- oder Faserstoff durch den Assimilationsprocefs umgewandelt werden? Da es als ein Factum betrachtet werden kann, dafs wir eine gewisse, wenn auch geringe Menge von Stickstoff bei der Respiration aufnehmen, so dürfte durch eine Aufnahme des Stickstoffs von Seiten der Fettkügelchen des Bluts eine Umwandlung derselben in Faserstoffblasen, oder in Blasen des Eiweifs angenommen werden können. Seite 44 der organischen Chemie sagt zwar der Verf., dafs kein Stickstoff aus der Atmosphäre in dem Lebensprocesse verwendet werde, allein ohne allen Beweis, wie uns scheint. Diese Umwandlung wird dadurch noch wahrscheinlicher, dafs wir bei vermindertem plastischen Lebensprocefs, z. B. in Lähmungen, bei Contracturen der Gliedmafsen eine Rückbildung und Umwandlung der Muskelmasse in eine speck- und fettähnliche Masse wahrnehmen. Doch bleibt diese etwaige Bildung des Faserstoffs aus Fett nur eine accessorische, und die Hauptquelle dieser Bildung ist die unmittelbare Aufnahme der Elemente des Eiweifs- und Faserstoffes aus der Nahrung selbst. — Die Fettbildung erklärt sich der Verf. allein dadurch, dafs der zugeführte Kohlenstoff aus Mangel an Sauerstoff nicht ausgeführt werde, sondern als Fett sich anhäufe? Wir sehen aber nicht ein, warum dieser Kohlenstoff, setzen wir auch, dafs er im Ueberschusse aufgenommen würde, nicht auch zur Bildung der eiweifs- und fibrinhaltigen Theile des Körpers, wo er noch 50 bis 60 p. C. beträgt, verwendet werden soll. Richtig ist, dafs Verminderung der Respiration, also Verminderung der Aufnahme von Sauerstoff, die Fetterzeugung begünstige. Allein die Sache geht wieder nicht so todt chemisch zu; denn erstens hätte der Verf. noch zu beweisen, dafs fette Menschen weniger Kohlensäure ausathmen, als magere, was noch nicht erwiesen ist, zweitens wirkt hier vielmehr der Sauerstoff als Lebensreiz, die Thätigkeit der Organe anspornend und den Verbrauch der umgesetzten Stoffe, das Lebensöl verbrennend, und die Fetterzeugung ist somit Folge der Unthätigkeit und der verminderten Umsetzung aller Theile. Daher Ruhe, Anbinden der Gänse u. s. w. die Fettbildung begünstigt, man möge eine kohlenstoffige oder stickstoffige Nahrung geben. Denken, Bewegen, Schwitzen läfst keine Fettbildung aufkommen, der Maniacus, welcher fett wird, wird blödsinnig.

Die Fettbildung wird ferner als eine Quelle der Wärme, oder zur Erhaltung der constanten Temperatur des Körpers beitragend angesehen. Diese Ansicht verträgt sich aber nicht mit dem andern Factum, dafs Mangel an Sauerstoffaufnahme die Fettbildung bedinge, und mit der daraus fliefsenden Thatsache, dafs die Temperatur des Körpers bei Fetten geringer, als bei Magern ist, bei welchen raschere Respiration und gröfsere Sauerstoffaufnahme statt findet.

Nachdem der Verf. das Dasein des Albumins und Faserstoffs in der Pflanzennahrung, und in der Milch das Aequivalent als Kasein nachgewiesen hat, stellt er die Frage auf, wozu dient nun das Fett und der Milchzucker bei der Nahrung der Thiere durch Milch? Seine Antwort hierauf ist, dafs diese kohlen- und wasserstoffigen Substanzen zur Hervorbringung der thierischen Wärme und zum Widerstand gegen die äufsere Einwirkung des Sauerstoffs verwendet werden.

Dagegen haben wir nun einzuwenden: erstens, dafs die kohlenstoffigen Substanzen eben so gut, wie die stickstoffigen, Eiweifs und Fibrin, gewisse Organe und wesentliche Theile des thierischen Körpers bilden, z. B. das Fettgewebe, die Leber, das Knochenmark; zweitens, dafs bei den Pflanzen dieselbe Aufnahme und Ausscheidung von Kohlenstoff und in noch gröfserem Maafse stattfindet ohne Wärmeerzeugung; drittens, dafs bei niedern Thieren solche Wärmeerzeugung bei derselben Aufnahme von kohlenstoffiger Substanz nicht stattfindet; viertens, dafs Kohlensäurebildung an andern Stellen, z. B. im Urinsysteme, Darmkanale, ohne besondere Wärmeerzeugung stattfindet; fünftens, dafs die Wärmeentwickelung im thierischen Körper eine

Digitized by Google

Folge des Verbrennungsprocesses nicht blofs der kohlenstoffhaltigen sondern auch der stickstoffigen Bestandtheile ist.

Da sich Kohlensäure als ein neues Gebilde in der exspirirten Luft vorfindet, so ist allerdings zu schliefsen, dafs die Kohle von dem Blute geliefert werde, allein da sie ein Product des Verbrennungsprocesses ist, so ist es weit wahrscheinlicher, dafs sie von stickstoffhaltigen Bestandtheilen des Blutes, namentlich von dem Eiweifs- und Faserstoff, entnommen werde, als dafs die kohlenstoffigen additionellen ins Blut aufgenommenen Nahrungssubstanzen diesen Kohlenstoff liefern sollten. Wie abhängig wäre dieser wichtigste Act der thierischen Oekonomie von äufsern Einflüssen! Diese Ansicht möchte sich noch dadurch empfehlen, dafs der hierbei im Blute zurückbleibende Stickstoff zu einer weitern Verbindung gebraucht werden könnte.

Dafs die stickstofffreien Substanzen nicht blofse Respirationsmittel sind, sondern auch zugleich Nahrungsmittel, oder dieses selbst allein für sich schon sein können, geht ferner auch aus folgenden Gründen hervor: 1) enthalten alle höhern thierischen Stoffe, Albumin, Fibrin, 50—60 p. C. Kohlenstoff; 2) bedarf es also nur des von Aufsen durch die Respiration in der Lunge, oder durch Contact im Darmcanal aufgenommenen Sauerstoffes, um die 15—20 p. C. Stickstoff zu ersetzen; 3) nehmen wir wahr, dafs bei den pflanzenfressenden Thieren, was wenigstens für die jüngere und mittlere Lebenszeit gilt, in den Excreten der Lunge und der Haut, ja selbst in den der Nieren (der Harn der grasfressenden Thiere enthält so viel Benzoesäure, dafs man früher versuchte, diesen aus diesem Harne ökonomisch zu gewinnen) kein oder nur sehr wenig Ammonium zeigt, während der Harn der fleischfressenden Thiere eine grofse Quantität freies Ammonium enthält. Dasselbe Verhältnifs möchte sich in der Ausdünstungsflüssigkeit und in dem Hauch der Respirationsorgane nachweisen lassen. So wird also bei denselben der Stickstoff zurückbehalten, während er bei den Fleischfressern im Ueberschufs vorhanden gleichsam durch Ausfuhr an allen Orten vergeudet wird. Die Pflanzenfresser sind *Stickstofffesthalter* und *Kohlenstoffentlader*, während die Fleischfresser *Kohlenstofffesthalter* und *Stickstoffabgeber* sind; 4) die oben erwähnten Versuche von Magendie, welche der Verf. jedoch nicht zu kennen scheint, welcher Hunde mit Gummi oder Zucker fütterte, und Abmagern und Tod davon erfolgen sah, sind nicht beweisend, weil Zucker und Gummi im Magen und Darmkanal, vielleicht noch am meisten im Dickdarme eine saure Gährung erleiden und dabei laxirend wirken und so die Abzehrung verursachten. Experimente mit Fett, Oel, selbst mit Amylon würden wohl andere Resultate geben.

Wenn der Verf. den Satz, dafs die stickstofffreien Nahrungsmittel als sogenannte Respirationsmittel anzusehen seien, früher auch durch die Beobachtung zu belegen suchte, dafs man bei den Völkern kalter Landstriche des hohen Norden einen gröfsern Gebrauch von fettstoffiger Nahrung bemerke, so möchte gerade diese Beobachtung so zu deuten sein, dafs der nöthige Schutz der thierischen Theile gegen Kälte das Bedürfnifs zu einem Isolatorium, wie das Fett ist, hervorruft, mehr noch gegen die äufsere Haut als gegen die Lunge hin.

Die angeblich neuen Lehrsätze der organischen Chemie, dafs die Leber kohlenstoffhaltige Substanzen, die Nieren stickstoffhaltige Substanzen ab- und aussondern, es mögen diese Stoffe nun durch Assimilation, Absorption oder durch Resorption (Umsetzung) ins Blut gelangt sein, sind indefs nicht so ganz neu, sondern schon früher in den physiologischen Lehrbüchern aufgestellt worden.

Wenn aber diese vitalen Processe als eine pure chemische Analyse des Thierstoffes in Kohlenstoff und Stickstoff, wovon der eine durch die Leber, der andere durch die Nieren aus der Lebenssphäre sich entfernt, angesehen werden, so möchte es kaum der Mühe werth sein, zu leben. Es wird so das Wesen des Lebens in einen Secretions- und Excretionsprocefs gesetzt, welche selbst doch nur Anhängsel der thierischen Oekonomie sind. Die Secretionsorgane haben aber eine gröfsere Beziehung nach Innen, als nach Aufsen, und dienen nur nebenbei zur Ausscheidung verbrannter Stoffe, als Kohlensäure und stickstoffsaurer Producte. Bei dem Foetus, in welchem der kaum glimmende Lebensprocefs noch wenig Kohle und Asche gebildet hat, finden wir wenig zersetzte Producte in den Flüssigkeiten der Secretionsorgane, die fast alle blofsen Eiweifsstoff liefern. Es sind daher die zersetzten Stoffe der Secretionsorgane fast so zu sagen eine Nebensache; die Hauptsache ist die Bil-

Digitized by Google

dung organischer Bestandtheile, in der Leber — des Eiweifsstoffes mit vorwaltendem Kohlenstoff und Natron, in der Niere — des Eiweifsstoffes, mit vorwaltendem Stickstoff und Ammoniak. Die Nieren sind aber nur ein Anhang der Genitalien und hier ist die Werkstätte der Secretion des eigentlich thierischen Stickstoffes, der Samensubstanz nämlich. — Eben so ist es eine blofse Annahme, dafs bei der Umsetzung der Gebilde Kohlenstoff und Stickstoff frei werden, und ins Blut aufgenommen werden, es sind nur verbrannte thierische Stoffe, die einer allmähligen Zersetzung entgegengehn, so wie sie an der Oberfläche des Körpers in den Erweiterungen der Secretionsorgane mit der äufsern Luft zusammentreffen.

Zugleich dürfte nicht mit Stillschweigen übergangen werden, dafs der Verf. seine Physiologie zu sehr auf einige wenige (hauptsächlich nur zwei) Hauptsecretionen, auf die der Leber und der Nieren, beschränkt, während die Hautausdünstung, welche doch keine blofse Kohlensäureaushauchung ist, die Secretion des Magensaftes, die des ganzen Darmcanals, die des Speichels in quantitativer Hinsicht der der Galle nahe stehen.

Endlich mufs noch in Anschlag gebracht werden, dafs wenn die Galle auch gröfstentheils nur kohlenstoffhaltige Substanzen liefert, weil es ihre Hauptbestimmung sein möchte, durch das Herz und die bitterstoffigen Bestandtheile den Darmcanal zum motus peristalticus zu reizen, so enthält sie doch auch einige stickstoffhaltige Ingredienzien, z. B. Fleischextract, Eiweifs, kohlensaures Ammonium. Auch der bittere Stoff der Galle ist dem Welter'schen Bitter, durch Salpetersäure aus Fleisch gewonnen, ähnlich.

Wie sich der Verf. den Procefs der Assimilation und Secretion denkt, eben so betrachtet er den Ernährungsprocefs als eine Anhäufung von Kohlenstoff und Stickstoff. Die eigentlichen lebendigen Bestandtheile des Bluts, die Blutblasen oder Blutkörperchen spielen nach ihm hierbei eine ganz untergeordnete Rolle. Sie seien blofs Träger des Sauerstoffes und hätten nachweisbar keinen Antheil am Nutritionsprocesse. Wir halten diese Ansicht, von der wir wohl wissen, dafs sie von neuern Physiologen getheilt wird, für eine grofse Verirrung, welche alle Möglichkeit der Einsicht in den vitalen Procefs der Ernährung und Bildung abschneidet. Nie wird aber die Physiologie sich Leben und Bildung des Organismus erklären können, in dessen Adern statt lebendiger Blutelemente einige oxygentragende Luftbällchen und Partikeln von Kohlenstoff und Stickstoff circuliren. Das Blut enthält nicht blofs rothgefärbte Blutbläschen, sondern in grofser Zahl die weifsen Blutkügelchen, die eigentliche Quelle aller Ernährung, Bildung und Secretion.

Merkwürdig erscheint, dafs der Vf. wirklich glaubt, dafs „durch die Athembewegungen alle Gase, welche die leeren Räume ausfüllen, nach der Brusthöhle hingetrieben würden, indem durch die Bewegung des Zwerchfells und die Erweiterung der Brusthöhle ein luftverdünnter Raum entstehe, in dessen Folge, durch den atmosphärischen Luftdruck, Luft von allen Seiten her in die Lungen eingetrieben würde; es finde freilich das Maximum der Ausgleichung durch die Luftröhre statt, aber auch von Innen müfsten alle Gase eine Bewegung nach der Brusthöhle und Lunge hin empfangen" *). Der Druck des bei der Inspiration herabsteigenden Zwerchfells wirkt den in dem Magen und Darmcanal enthaltenen Gasen leicht entgegen, da diese nach oben und unten bekanntlich ausweichen können. Wären aber derlei Gase in der Unterleibshöhle selbst enthalten, so würde das Zwerchfell nicht herabsteigen und insofern kein luftleerer Raum in der Brusthöhle, oder keine Inspiration stattfinden können. Es ist also gegen alle physikalischen Gesetze, wenn der Verf. von allen Seiten her Luft durch den Druck der Atmosphäre in die Lungen eintreten läfst, und hierbei der Luftröhre nur das Maximum zugesteht.

„Von dem Stickgas", sagt der Vf., „im besondern, mit dem sich das Blut bei seinem Durchgange durch die Lunge, wie eine jede andere Flüssigkeit sättigt, d. h. von dem es so viel aufnimmt, als seinem Auflösungsvermögen entspricht, mufs angenommen werden, dafs es nicht durch den Kreislauf des Blutes, sondern auf einem directern Wege wieder aus dem Magen tritt" **). Dieses soll wohl heifsen *aus dem Körper*. Wir möchten aber sehr bezweifeln, dafs das Blut das aufgenommene Stickgas so leicht wieder nach Aufsen abgiebt, was eben so wenig stattfinden wird, als das Blut das aufgenommene Sauerstoffgas ja auch nicht in Gasform abgiebt.

*) 1. Aufl. S. 119. 2. Aufl. S. 107.
**) 1. Aufl. S. 119. 2. Aufl. S. 107.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 10.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie, von Dr. Justus Liebig.

(Schlufs.)

Um zu beweisen, dafs durch die Haut Stickgas resorbirt werde, ein Beweis, der zu den schwierigsten der Physiologie gehören möchte, scheint dem Vf. folgendes Räsonnement hinreichend: „So wenig, oder so viel die verschluckte Stickstoffmenge nun auch betragen mag, gewifs ist, dafs dieses Gas durch den Mund, Nase oder Haut wieder austritt, und wenn wir die grofse Menge Stickgas in Betrachtung ziehen, welche von Magendie in den Eingeweiden Hingerichteter nachgewiesen worden ist, so wie die Abwesenheit von allem Sauerstoffgas in den nämlichen Organen, so mufs angenommen werden, dafs auch in Folge der Resorption durch die Haut Luft, d. h. Stickgas, eintritt, welches durch die Lunge wieder austritt" *). Die Menge von Stickgas im Darmcanal hingerichteter Personen (und zwar gesunder Personen) erklärt sich leicht aus der stets niedergeschluckten atmosphärischen Luft, deren Sauerstoffgas im Darmcanal ganz auf dieselbe Weise ins Blut tritt, wie in den Lungen. Eine Ausscheidung von Stickgas findet im Darmcanal nicht statt, und ist kaum erweislich. Eben so rein hypothetisch ist die Annahme des Verf.'s, dafs Stickgas durch die äufsere Haut austrete, wie und in welcher Form? Wenn der Verf. daselbst sagt: „das Stickgas tritt durch den Mund, Nase *oder Haut* wieder aus", so ist hier das „*oder*" zu leicht, indem wohl ein grofser Unterschied ist zwischen einem offnen Canal (Mund — Nase), und einer geschlossenen, dichten Haut. Wie sollte wohl bei dieser todten Ansicht des Verf.'s der Bestand der Luft in der Schwimmblase der Fische möglich sein? Mit dieser Angabe steht auch in Widerspruch die früher (S. 44) gemachte, indem er sagt: es werde kein Stickstoff aus der Atmosphäre in dem Lebensprocefs verwandelt. Mit der Ansicht des Verfassers, dafs stickstoffige Pflanzen die ausschliefslichen Nahrungsmittel seien, möchte sich die, dafs die Giftpflanzen durch ihr stickstoffiges Princip als solche wirken, nicht wohl vereinigen lassen. Es ist aber auch diese Theorie nicht in der Erfahrung begründet, indem heftige Gifte, als Picrotoxin, Solanin, Morphin nur sehr wenig Stickstoff, (1, 30; 1, 64; 4, 99); dagegen eine Menge Kohlenstoff (60, 26; 62, 11; 72, 34) besitzen, und man ihre giftige Eigenschaft mehr der Uebermenge des Kohlenstoffs, (bei einer geringern Menge an Sauerstoff, als Amylon, einer gröfsern jedoch, als das Pflanzenalbumin und Fibrin) zuschreiben dürfte.

Es kann daher nicht fehlen, dafs der Verfasser bei consequenter Durchführung seiner Lehrsätze ganz unrichtige Ansichten vom thierischen Organismus folgert. So sagte derselbe Seite 77: „Es ist offenbar, dafs in dem Organismus des pflanzenfressenden Thiers, dessen Nahrung eine verhältnifsmäfsig so kleine Menge seiner Blutbestandtheile enthält, der Act der Umsetzung der vorhandenen Gebilde, dafs demzufolge ihre Erneuerung, die Reproduction derselben, bei weitem minder rasch vor sich geht, wie bei fleischfressenden Thieren, denn wäre dies der Fall, so würde eine tausendmal reichere Vegetation zu ihrer Ernährung nicht hinreichen; Zucker, Gummi, Amylon würden keine Bedingungen zur Erhaltung ihres Lebens sein, eben weil die kohlenstoffhaltigen Producte der Umsetzung ihrer Organe für den Respirationsprocefs hinreichen würden". Nun ist es aber ein entschiedenes Factum, dafs die pflanzenfressenden Thiere, welche sich schon durch den grofsen Umfang ihrer Körper-Masse auszeichnen, auch einen sehr hohen Grad von Repro-

*) 1. Aufl. S. 119. 2 Aufl. S. 108.

Digitized by Google

duction besitzen, welcher insbesondere weit lebhafter vor sich geht, als bei fleischfressenden Thieren.

Es ist daher ganz im Geiste des Chemikers gesprochen, wenn der Verfasser sagt: „Die entscheidensten Versuche der Physiologen haben dargethan, dafs der Verdauungsprocefs unabhängig ist von der Lebensthätigkeit, er geht vor sich in Folge einer rein chemischen Action, ganz ähnlich den Zersetzungs- oder Umsetzungsprocessen, die man mit Fäulnifs, Gährung und Verwesung bezeichnet" *).

Nie wird aber der Physiologe den Magen für einen blofsen Destillirkolben, und die Magensäfte für chemische Reagentien halten. Dafs das eigentlich wirksame Princip der Verdauung an den thierischen Schleim und an die Haut des Magens selbst gebunden ist, und dafs dasselbe und seine Wirkung durch andere Säuren nicht ersetzt werden kann, spricht schon dafür. Uebrigens ist der Säurungsprocefs im Magen ja bei vielen Thieren, namentlich bei Fleischfressenden, bei welchen, wenn sie blofs Fleisch und keine Knochen dabei zum Fressen bekommen, der Magensaft öfters alkalisch reagirt, sehr gering. Ueberhaupt scheint die Verdauung in den ersten Wegen nur einen Gährungsprocefs herbeizuführen bestimmt, welcher das Zerfallen der vegetabilischen und thierischen Nahrungsmittel in ihre infusorischen Elemente gestattet, aber nicht eine so rohe Auflösung zu sein, wie sie der Chemiker für das Wesen derselben hält, und welche eine Zerstörung der nährenden Theile der Speisen sein würde.

Das Eiweifs ist ja auch dem Verfasser ein wesentliches Nahrungsmittel, und gerade dieses wird durch die Säure des Magens coagulirt und so unverdaulich gemacht. Wie sehr der Verfasser an seine todt-chemische Ansicht der Physiologie des thierischen Körpers gefesselt ist, dafür wollen wir noch ein Beispiel anführen. Seite 118 heifst es: „Erinnert man sich zuletzt an die tödtlichen Zufälle, die in Weinländern so häufig durch den Genufs von sogenannten federweifsen Weinen veranlafst werden, so kann man nicht den geringsten Zweifel hegen, dafs Gase jeder Art, im Wasser lösliche oder unlösliche, das Vermögen besitzen, die thierischen Gewebe zu durchdringen, ähnlich wie Wasser von ungeleimtem Papier durchgelassen wird. Der federweifse Wein ist in Gährung begriffener Wein, welche durch die Temperatur des Magens gesteigert wird; das entwickelte kohlensaure Gas dringt durch die Wände des Magens, des Zwerchfells, durch alle Häute in die Lungenzellen, und verdrängt aus diesen die atmosphärische Luft. Der Mensch stirbt mit allen Zeichen der Erstickung in einem irrespirabeln Gase, und der sicherste Beweis für ihr Vorhandensein in der Lunge ist unstreitig der Umstand, dafs das Einathmen von Ammoniakgas als das beste Gegenmittel gegen diesen Krankheitszustand anerkannt ist". Was kaum an todten thierischen Häuten, oder nach dem Tode an den Membranen statt findet, eine Durchdringung derselben durch Gase, nimmt der Verfasser als beständig im Leben geschehend an. Er läfst, was vorläufig gesagt, nie ein Physiolog oder Anatom gesehen hat, Gase nicht nur durch die Wände des Magens hindurch treten, sondern auch die Häute des Zwerchfells und die der Lungenzellen durchdringen, und so hier die atmosphärische Luft verdrängen. Es möge nur nebenbei erwähnt werden, dafs diese Gase von dem Magen bis in das Innere der Lungenzellen, die Zellhäute und Muskelhäute abgerechnet, mehr als zehn Häute durchwandern müfsten! Auch wäre es schon wohl hinreichend, die Respiration zu hemmen und zu suspendiren, wenn solches Austreten von Gasen nur in die Unterleibshöhle, geschweige gar in die Brusthöhle geschähe. Ferner müfste ja dieses sodann auch in entgegengesetzter Richtung geschehen können, so dafs das atmosphärische Gas aus den Lungenzellen in den Brustfellsack austreten würde, wo wir auf den alten *Hambergischen* Irrthum zurückgeführt würden. Nie hat ein Physiologe derlei gesehen, und *Haller* hat schon *Hamberger's* und Anderer fehlerhafte Versuche und Schlüsse in dieser Hinsicht gehörig widerlegt.

Solche Irrsätze hätten vermieden werden können, wenn der Verfasser seine Wissenschaft nicht zu sehr überschätzt und das Gutachten des Physiologen über seine Ideen und Aussprüche zu Rathe gezogen hätte. So plausibel es auch dem Chemiker erscheinen mag, den Lebensprocefs als einfaches Eintreten und Austreten von elementaren Stoffen, als eine Zufuhr und Ausfuhr von einfachen Substanzen, worüber er eine statistische Tabelle entwirft, zu betrachten: der Phy-

*) 1. Aufl. S. 110. 2. Aufl. S. 100.

Digitized by Google

siologe wird nie zugeben, dafs diese einfachen Stoffe in den lebendigen Umwandlungsprocessen frei zu Tage treten und unverhüllt eine Rolle spielen. Die Zersetzungen, welche bei den vitalen Processen vorkommen, erreichen den organischen Bildungsstoff nicht, welcher stets unversehrt in und neben denselben verbleibt. Nie und nimmermehr wird der Phönix aus der chemischen Asche entstehen! Auch wäre man längst, bedürfte es blofs des Stickstoffes und Kohlenstoffes zum Leben, auf die Erfindung gekommen, statt Fleisch, Brod und Zucker die Quintessenz derselben als Stickstoff und Kohlenstoff auszubieten und statt solide Speiseläden einfache Gasbuden anzulegen, wo jeder sich seinen Bedarf an Stickstoff zur Stillung des Hungers und von Kohlenstoff zum Schutz gegen Kälte einkaufen könnte. Es führt uns jedoch diese Polemisirung oder der Vorwurf, dafs der Verf. der organischen Chemie alles Heil von der zersetzenden todten Analyse allein erwarte, noch auf die Bemerkung oder den Tadel, dafs derselbe bei seinen Untersuchungen das Mikroskop gänzlich hintangesetzt und vernachläfsiget habe. Das Mikroskop oder die mikroskopische Untersuchung der in Zersetzung begriffenen thierischen Substanzen scheint uns aber das Mittelglied zu sein, welches die Physiologie und die Chemie einander näher bringt, uns gleichsam die Asche im Lebendigen und das noch Lebende in der Asche zeigt. Von der Einführung des Mikroskopes in die chemische Untersuchung glauben *wir* wenigstens die gröfsten Fortschritte der eigentlichen organischen Chemie noch hoffen zu dürfen.

Mayer.

V.

1. *Journal of the American Oriental Society. Vol. I. No. I. Boston*, 1843.
2. *An inaugural discourse on Arabic and Sanscrit literature in Yale College. Del. b. E. E. Salisbury. New-Haven*, 1843.
3. *A system of Greek prosody and metre for the use of schools and colleges, to which are appended: Remarks on Indo-Germanic analogies by Charles Anthon LL. D. Yay Professor of the Greec and Latin languages in Columbia college, New-York, and Rector of the Grammar School. New-York* 1842.

Wenn wir jede Ausbreitung der Wissenschaft zugleich auch als einen Fortschritt derselben bezeichnen können, so begrüfsen wir die eben genannten Schriften als einen solchen, da sie Zeugnifs geben, einmal davon, dafs ein Land, welches bisher noch wissenschaftlichen Forschungen ziemlich fremd geblieben war, sich nun auch denselben anschliefst, und einzusehen beginnt, dafs nicht alles, dessen unmittelbarer Nutzen nicht grade auf der Hand liegt, darum unnütz sei, dann aber auch davon, dafs es deutscher Geist und deutsches Streben vorzugsweise seien, die gleiche Bestrebungen in Nordamerika hervorgerufen haben, und uns daher auffordern, uns um die Weiterbildung unserer Anfänge in jenem Lande zu bekümmern, da der unläugbar grofse Vorsprung jenes Volks in allen praktischen Dingen dort gewifs die Wissenschaft mehr ins Leben einführen wird als dies bisher bei uns geschehen ist, und wir daher unsrerseits später vielleicht von dorther zu lernen haben werden.

Indem wir die genannten Schriften so eben als vorzugsweise den Bestrebungen in unserm Vaterlande nahe stehend und aus ihnen hervorgegangen bezeichneten, haben wir nur die eignen Gedanken der unter No. 1. genannten angegeben, die es an mehreren Stellen mit Wärme anerkennt, wie viele Zweige der Kenntnifs des Morgenlandes und unter diesen vor allen die wissenschaftliche Erforschung der Sprachen desselben in Deutschland vorzugsweise Pflege erhalten, und zu Resultaten geführt haben, welche man vor dem nicht ahnte. Sprachforschung ist es daher vorzugsweise, welche sich die Gesellschaft, deren Journal wir hier erhalten, zum Ziele gesetzt hat, und die Statuten derselben art. II. sprechen sich näher dahin aus, dafs 1) die Bemühung um Weiterverbreitung der Kenntnifs asiatischer, afrikanischer und polynesischer Sprachen, 2) die Veröffentlichung von Abhandlungen, Uebersetzungen, Vocabularien und anderer auf diese Sprachen bezüglicher Werke Zweck der Gesellschaft sein sollen. Aufser den Statuten der Gesellschaft enthält dies Heft dann zugleich die Rede des Präsidenten derselben Herrn John Pickering in Boston, mit welcher die erste jährliche Sitzung eröffnet worden ist. Der Verf. sagt selbst in der Vorrede, dafs da sie nicht ursprünglich zur Veröffentlichung bestimmt gewesen sei, er manches darin jetzt populärer, als es vor einer Versammlung von Gelehrten angemessen sei, umgestaltet habe, und wir dürfen deshalb nur die allgemeinen Gesichtspuncte derselben hier mit ein Paar Worten angeben.

Der Vf. bestimmt das Feld für die Untersuchungen der Gesellschaft (p. 5) als das orientalische im weitesten Sinne des Worts, indem er nicht allein die Völker unter dem Namen orientalische begreift, welche bis auf den heutigen Tag den Orient bewohnen, sondern auch diejenigen einschliefst, welche ehmals ihre Sitze daselbst hatten und durch Krieg oder andere Ursachen aus ihren ursprünglichen Sitzen vertrieben wurden, aber ihren orientalischen Charakter erhalten haben und immer noch als Orientalen anzusehen seien. Es sei aber auch die Absicht, fährt der Verfasser fort, die Untersuchungen über den östlichen Continent bis zu den uncivilisirten Nationen, welche die verschiedenen Inselgruppen des indischen und stillen Oceans bewohnen, auszudehnen, um mittelst der so erhaltenen Materialien zu einer allgemeinen Ethnographie der Erde beizutragen.

Im folgenden giebt der Verf. dann einen allgemeinen Ueberblick über den Zustand unserer Kenntnisse von den genannten

Digitized by Google

Völkern und hebt als die wichtigsten derselben in der alten Welt die Egypter und Inder hervor, indem er jene zunächst bespricht. Nachdem er hier von den Resultaten der neusten Werke über die Entzifferung der Hieroglyphen gesprochen, theilt er einige Auszüge aus den bereits bekannten Briefen von Lepsius aus Aegypten mit, um zu zeigen, ein wie grofses Feld hier noch für die Untersuchung bleibe. Die Forschungen über die Sprachen der Berbern, Syriens, Kleinasiens, der kaukasischen Völkerschaften und Armeniens kurz berührend, spricht er dann von den Keilinschriften, wo er sagt, dafs diese Charaktere wie die ägyptischen Hieroglyphen lange Zeit die Geschicklichkeit der Alterthumsforscher verspottet hätten, dafs aber endlich das Genie und die Gelehrsamkeit Deutschlands, auf welches alle Nationen wegen der tiefen Forschungen dieser Art blickten, einen Schlüssel zu denselben gefunden hätten, und Grotefends mehrmals rühmend erwähnt; in einem Nachtrage werden dann auch Lassen und Burnouf gebührend genannt. Indem der Verf. dann Persien und Arabien bespricht, kommt er weiter zu Indien, wo er bemerkt, dafs durch die neueren Untersuchungen die Gränzen einer klassischen Erziehung (of a liberal education) so erweitert seien, dafs es nothwendig geworden mit der römischen und griechischen Gelehrsamkeit zugleich einen Theil der orientalischen zu verbinden. Hier geht er nun zu Bemerkungen über die Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen über, und sagt, dafs es jedem Amerikaner zur Genugthuung gereiche, dafs jetzt einige seiner Landsleute sich in Deutschland, jenem geistvollen Boden für tiefe Gelehrsamkeit, befänden, um dort das Sanskrit zu studiren. In einer Anmerkung dazu erwähnt er, dafs der Verf. der unter 2) genannten Schrift, seitdem diese Rede gehalten ward, nach Amerika zurückgekehrt sei und eine reiche Sammlung orientalischer Manuscripte (hauptsächlich der früheren de Sacyschen Sammlung) sowie eine Sanskritbibliothek mit heim gebracht habe. Dann spricht er von der chinesischen und den polynesischen Sprachen und bemerkt, wie namentlich Hülfsmittel für dieselben durch die zahlreichen amerikanischen Missionäre, von denen nicht weniger als 150 eine klassische Erziehung genossen hätten, einerseits schon vorhanden, andrerseits noch zu erwarten seien.

Nachdem er dann die bisherigen Bemühungen der Nordamerikaner auf dem Felde der orient. Literatur durchgegangen, kommt er gegen den Schlufs auf die philologische Wirksamkeit des heutigen Englands zu sprechen, wo er die eigenen Stimmen der Unbefriedigung aus demselben, nämlich Citate aus englischen Schriften, anführt. Indefs ist auch hier ein regeres Leben für die Zukunft zu hoffen, seit sich vor etwa einem Jahre dort eine allgemeine philologische Gesellschaft zur Erforschung der sämmtlichen lebenden und todten Sprachen der Erde gebildet hat.

Schliefslich kommt der Verf. auf die Frage, die jemand aufwerfen möchte, zu welchem positiven Nutzen es führe, die Geschichte unserer Mitmenschen vergangener Zeiten aus fernen Gegenden zu kennen, und beantwortet sie dahin, dafs der praktische Nutzen freilich nicht immer und überall klar dargelegt werden könne, dafs es aber ein natürliches Bedürfnifs des menschlichen Geistes sei, Auskunft über seine Ausbildung von frühester Zeit an zu erlangen, und dafs es ehrenvoll und ein würdiges Streben sei, diesem Verlangen Genüge zu leisten.

Als Anhang enthält dies erste Heft der orientalischen Gesellschaft ein Verzeichnifs von Vokabularien, Grammatiken und Uebersetzungen, welche auf Kosten der amerikanischen Missionsgesellschaft gedruckt sind, sowie ein Verzeichnifs der über den Orient handelnden Reisebeschreibungen von Nordamerikanern. Zuletzt werden noch einige Auszüge europäischer Journale über orientalische Literatur gegeben.

In der unter No. 2 genannten Schrift giebt der bereits genannte Verf, der sich vor einigen Jahren zum Zweck indischer und arabischer Studien in Europa und namentlich auch bei uns aufhielt, einen Ueberblick über die Entwickelung der arabischen und indischen Literatur, in welchem er zeigt, mit welchem Eifer er sich diesen Studien seit der kurzen Zeit, wo er sie begann, hingegeben. Diese Rede ist zugleich der Beginn zur Einführung dieser Studien auf der Universität zu New-Haven, an welcher der Verf. jetzt für dieselben als Professor angestellt ist, und wir dürfen somit in ihm den ersten officiellen Vertreter der Sanskritliteratur in Nordamerika begrüfsen. Möge das ernste Streben des Verf.'s ihm bald recht viele Zuhörer zuführen, und so die Kenntnifs der Zustände weiteste Verbreitung erhalten, welche mit denen der Israeliten und Aegypter uns als die ältesten in der Geschichte bekannten entgegentreten, und dadurch, dafs sie mit denen der europäischen Völker in ältester Zeit in mannigfachem Zusammenhange waren, auf die Entwickelung auch dieser ein nicht geringes Licht verbreiten.

Die unter No. 3 genannte Schrift ist eigentlich ein Anhang zu des Verf.'s Grammatik der griechischen Sprache, den er nur gesondert erscheinen liefs, um die Ausdehnung jenes Werks nicht allzusehr zu vergröfsern. Nachdem der Verf. die griechische Metrik ausführlich behandelt hat, giebt er von S 189—270 eine gedrängte Darstellung der vergleichenden Grammatik bis zu den Personalendungen des Verbums. Aus dem Schlufs, wo der Verf. sagt „wir haben jetzt die Gränze, welche wir uns in der Verfolgung unserer gegenwärtigen Untersuchung gesetzt hatten, erreicht", sollte man schliefsen, dafs Herr Anthon hier selbstständige Forschungen gebe, allein wir haben diese in dem Buche nicht entdecken können, müssen im Gegentheil bemerken, dafs derselbe sich stets an fremde Arbeiten hält, und dafs der Hauptinhalt des Buches ein meist wörtlicher Auszug aus Bopp's vergleichender Grammatik bis zum Schlufs des dritten Heftes sei. Herr Anthon hat zwar auch die Werke von Pott, Prichard (the eastern origine etc.), Eichhoff (Parallèle des langues), Mérian (Principe de l'étude comparative des langues) u. a. gelegentlich benutzt und angeführt, allein wir haben doch nirgends eine selbstständige Ansicht, aufser dafs er vielleicht hier und da einmal ein einzelnes Wort zur Vergleichung einschiebt, gefunden. Die Zusammenstellung der bereits genannten Werke, aus denen der Verf. seine Bemerkungen entnimmt, zeigt dann, dafs er noch nicht zu festen kritischen Ansichten über die Grundsätze der vergleichenden Grammatik gekommen sei, und das ist auch der Grund, der es ihm möglich machte, die bis jetzt ganz haltlosen Grundsätze von einer allen Völkern der Erde gemeinsamen Ursprache an die Spitze seiner Zusammenstellung zu setzen. Daher finden wir demnach auch Sätze wie den, dafs der Wechsel der Vocale so häufig vorkomme, dafs er bei der Vergleichung der Sprachen und Dialekte ganz und gar nicht in Anschlag gebracht werden könne, und dafs auch die Consonanten alle miteinander wechselten, wofür Belege aus allen möglichen Sprachen gegeben werden, ohne dafs der Verf. angäbe, dafs ein Wechsel der Laute nur nach bestimmten Gesetzen statt finde.

So gern wir daher in dem Buche des Herrn Anthon das Bestreben die Resultate der vergleichenden Grammatik seinen Landsleuten in kurzem Ueberblick zugänglich zu machen anerkennen, so wenig können wir doch diese das wahre mit dem falschen vermischende Methode derselben gut heifsen, und wollen hoffen, dafs die in den Schriften No 1. und 2. besprochenen Bestrebungen ihn bald auf eine richtigere Bahn führen werden, zumal es wenigstens Anerkennung verdient, dafs er, der einer Richtung angehört, die sich bei uns vorzugsweise die klassische zu nennen beliebt, doch nicht einer so ausschliefslichen Tendenz huldigt und den Blick für ausgedehntere Forschungen offen behalten hat.

Wir wünschen schliefslich dem neu erwachten Streben für die Belebung der Kenntnifs des Orients in Nordamerika den besten Fortgang und werden uns freuen, wenn wir recht bald auf selbstständige Forschungen von dort zurückkommen können.

A. Kuhn.

Digitized by Google

№ 11.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

VI.

Elegie scielte di Properzio ed elegie di Tibullo, volgarizzate dal Marchese Antonio Cavalli di Ravenna. Con note. Torino, stabilimento tipografico Fontana. 1842. *VIII. u.* 455 *S. gr.* 8.

Man ist gewohnt, die Beschäftigung der neueren Italiäner mit der classischen Literatur sehr gering anzuschlagen and ihnen, mit wenigen Ausnahmen, Gründlichkeit, wissenschaftliche Strenge und Unbefangenheit abzusprechen. Und allerdings scheinen sie sich gegen die von Deutschland ausgegangene lebendigere und freiere Bewegung auch auf diesem Gebiet abzuschliefsen, zufrieden in dem Wiederschein des Ruhmes zu leben, der wie ein sichres Erbtheil früherer Jahrhunderte auch ihnen, wie sie meinen, noch immer zu Gute kommt. Allein so allgemein gefafst hört das Urtheil auf gerecht zu sein und wird zum Vorurtheil. Wer wird es läugnen, dafs, verglichen mit der grofsartigen Thätigkeit und der fruchtbaren Begeisterung für die Alterthumsstudien im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, die heutige Philologie in Italien gering und arm erscheint: Texteskritik, genaue Benutzung der Manuscripte ist in der Regel die kleinste Sorge, sie wird neidlos den Ausländern überlassen; von griechischen Autoren werden gemeinhin die lateinischen Uebersetzungen wie die Autorität des Schriftstellers selbst citirt; Ausgaben mit weitläuftigen Sachcommentaren sind die gesuchtesten: die Philologie hat ausschliefslich die Richtung auf das Reale und Historische. Aber dafs eben nach dieser Seite hin Italien sehr verdienstvolle Gelehrte auch in der neueren Zeit gehabt hat und noch besitzt, ist eine nicht genug anerkannte Thatsache. Der patriotische Eifer, von welchem Forschungen dieser Art jetzt immer häufiger in Italien hervorgerufen und durch vereintes Streben und oft mit nicht geringen Opfern gefördert werden, läfst im näheren Umgange mit Männern, die ihnen ihr Leben gewidmet haben, Einseitigkeiten und den nachwirkenden Mangel gründlicher Schulbildung leichter übersehen; man freut sich einer Gelehrsamkeit, die sich nicht isoliren mag, sondern vor Allem bemüht ist, an das wirkliche Leben anzuknüpfen. In diesem Sinne wird Manchem das dankbare Zeugnifs des früh verstorbenen W. Abeken in seinem jüngst erschienenen Werk über die Denkmale von Mittelitalien willkommen gewesen sein, wo er den Beistand und die Belehrung der Männer rühmt, deren Eifer für vaterländisches Alterthum, zwischen amtlichen Geschäften und Widerwärtigkeit in stillen Lucubrationen genährt, vom Staate weder unterstützt noch belohnt, blofs in sich selbst und in der Anerkennung der Gleichgesinnten die schönste Befriedigung findet.

Dafs die Regierungsverhältnisse der einzelnen Länder auf Maafs, Richtung und Charakter dieser Bestrebungen von dem entschiedensten Einflufs sind, bedarf keiner Ausführung: es kann nicht auffallen, dafs man im Allgemeinen Freiheit und Regsamkeit in wissenschaftlicher Forschung verbreiteter z. B. in Florenz und Neapel findet, als in Rom selbst, einerseits weil unleugbar im Kirchenstaate wirklich gröfsere Hindernisse und bestimmtere Schranken diesen Studien gesetzt sind, aber auch weil die neueren Römer mit einer auch sonst vielfach wahrnehmbaren Ruhe und Selbstgenugsamkeit sich freiwillig abschliefsen und einen Zusammenhang mit der ausländischen philologischen Literatur für entbehrlich halten, während in jenen andern Städten eine entschiedene geistige Beweglichkeit nicht zu verkennen ist, die mit Verlangen nach wissenschaftlichem Verkehr gerade auf Deutschland schaut; in Folge dessen man in Neapel und selbst auf Sicilien bisweilen einer höchst überraschenden Bekanntschaft mit neueren deutschen histo-

Digitized by Google

rischen, philologischen und archäologischen Werken begegnet. —

Doch eine ganz andere und besondere Art classischer Bildung ist es, zu deren näherer Betrachtung durch vorstehende allgemeine Bemerkungen überzuführen geeignet schien. Zahlreicher als in andern Ländern finden sich nämlich in Italien, zumal unter den alten adligen Familien des Landes, diejenigen Männer, welche den Gelehrten und den Weltmann geschickt vereinigend, bald ernst gemeinten Studien einen grofsen Theil ihrer Zeit und ihres Vermögens widmen, bald in philologischer und antiquarischer Gelehrsamkeit einen wohlanständigen Luxus und bisweilen eine Art Ersatz für den immer mehr schwindenden aristokratischen Glanz suchen. Beschäftigung mit den Classikern, und fast ausschliefslich mit den römischen, als vaterländischen, gehört auf diese Weise mit zu den vornehmen Liebhabereien: man versucht sich in Uebersetzungen, Nachahmungen u. dgl., und die grofse Theilnahme des Publicums begünstigt und erhebt diesen Dilettantismus oft über alle Gebühr. So ist denn allmählig eine nicht unbedeutende Zahl von Uebersetzungen der römischen Dichter entstanden; sehr geschätzt ist unter andern die des Horaz von dem vor Kurzem in Sicilien verstorbenen Grafen Gargallo Grimaldi: und sie verdient Auszeichnung, sowohl wegen der treuen und gewandten Uebersetzung, als wegen der, wenn nicht gelehrten, so doch feinen und geistreichen Bemerkungen. Neuerdings hat die Uebersetzung des *Properz* und *Tibull* vom Marchese *Cavalli* in Ravenna viel Lob in Italien gefunden. Sie mag hier zu dem Versuch dienen, diese Art von Uebersetzungen und von Gelehrsamkeit überhaupt zu charakterisiren.

Die Schrift ist, wie alle der bezeichneten Art, äufserlich sehr schön ausgestattet: die Verfasser setzen eine Ehre darein, so elegant wie möglich zu erscheinen; denn von Gewinn kann schon bei dem ganzen Zustande des italiänischen Buchhandels in solchen Fällen nie die Rede sein. Viele einzelne der übersetzten Elegieen waren früher schon gedruckt, hier sind sie zum ersten Mal vereinigt, vermehrt, verbessert, und das Ganze dem Könige von Sardinien dedicirt. Aber auch in dieser Vereinigung ist es nur eine Auswahl, indem eine, im Ganzen aber geringe, Anzahl solcher Gedichte übergangen ist, die dem Verf. das Schicklichkeitsgefühl zu übertragen verbot, wiewohl man nicht sagen kann, dafs dies ein gleichmäfsig befolgter Grundsatz wäre; denn einige Elegieen sind aus sonstiger Willkür weggelassen, und andere wieder mufs man sich wundern in dieser guten Gesellschaft anzutreffen. Bei einer solchen nach subjectiven Beweggründen eingerichteten Auswahl, noch mehr aber bei der ganzen übrigen Behandlungsweise möchte es scheinen, dafs man Unrecht thun würde, einen streng wissenschaftlichen Mafsstab an das Werk zu legen; aber der Verf. selbst giebt diesen Anspruch keineswegs auf: ob er wirklich dazu berechtigt ist, wird sich sehr bald zeigen lassen. Obgleich er nämlich die Forderung philologischer Genauigkeit in seiner Arbeit erfüllt zu haben meint, so findet man doch von selbständiger Forschung, ja von eigenem Urtheil im Grunde keine einzige Probe; er kann lediglich auf das Verdienst Anspruch machen, die Form in der Uebersetzung sorgfältig und geschickt ausgebildet zu haben, obschon die Wahl des Metrums keine sonderlich glückliche zu nennen ist: es sind Terzinen, die in sehr vielen Fällen die verfehlte Uebersetzung mit veranlafst haben. Um alles Andere, was über die Schönheit der Form hinausgeht, den Vorzug von Lesarten, Erklärung schwieriger Stellen, oder gar den Zusammenhang verschiedener Gedichte unter einander, also um ihre Anordnung, um die Chronologie, ist er gänzlich unbekümmert. Ueber jedem Gedichte steht ein Argument, beim Properz nach Vulpius und Barth, ohne dafs sie genannt sind, beim Tibull weniger abhängig, und darum leichter unrichtig, z. B. über der Elegie Ibitis Aegeas: Infermossi Tibullo, quando in compagnia di Messala navigava alla battaglia d'Azio, was zu schreiben schon der erste Vers des Gedichtes hätte verbieten sollen. Der Uebersetzung zum Grunde liegt dann und wird mit unglaublicher Pietät festgehalten der Text und die Eintheilung Scaligers bei Properz und Tibull, so dafs also bei diesem auch noch alle die willkürlichen Transpositionen verschiedener Theile der Gedichte zu finden sind; spätere Ausgaben, zumal die der neuesten Zeit, sind dem Herausgeber unbekannt, oder gerade im Wesentlichen gleichgültig: Scaliger war ein so grofser Philolog, ist noch immer ein so gefeierter Name, also warum von ihm abgehen? Das ist italiänische Stabilität: Ignoriren des Fortschritts, das leichteste Mittel mit ihm fertig zu werden. Aeufserst selten sind Fälle wie bei Prop. el. 4, 7 (Lachm.):

Digitized by Google

quantunque nell' ordine dei distici siasi quasi sempre seguita la lezione dello Scaligero, pure in quest' elegia si è prescelta quella che dal Volpi e da Kuinoel è giudicata migliore; freilich ohne weitere Begründung. Aehnlich heifst es einigemal in den Anmerkungen: si è seguita qui la lezione del Kuinoel, perchè piu naturale. Dergleichen kann bei der überwiegend unkritischen Art, wie die Uebersetzung mit dem Text umgeht, nur als ein Versuch angesehen werden, hin und wieder den wissenschaftlichen Schein zu retten, und ist immer ganz willkürlich; denn an andern auffallenderen Stellen findet man gewifs immer das Alte und Veraltete, also z. B. Prop. 3, 34. 39, wo längst Aeschyleo cothurno aufgenommen ist, liest man hier noch nach Scaliger: al coturno d'Achille.

Doch die allgemeine Beschaffenheit der Uebersetzung zeigt auch im Uebrigen bald, dafs es unnütz ist, schwierige Stellen der Auffassung wegen nachzusehen: es ist weniger eine Uebersetzung als eine Umschreibung, bei der man nicht blofs die Worttreue Preis geben mufs, sondern auch Sinn und Zusammenhang in sehr vielen Fällen so leichtfertig behandelt sieht, dafs in den allgemeinen Redensarten alle Kraft des Individuellen zu Grunde geht, die Schwierigkeiten umgangen und oft etwas ganz Fremdartiges substituirt wird. Eine freie Uebersetzung wäre ja nicht ohne Weiteres zu verwerfen und hätte hier an dem einmal gewählten Metrum schon eine gewisse Entschuldigung, abgesehen davon, dafs es die Sprache selbst den Italiänern fast eben so sehr wie den Franzosen erschwert oder unmöglich macht, bei Uebertragungen alter Schriftsteller etwa in Vossischer Weise genau zu sein. Aber zu diesen Hindernissen, die in der Sprache liegen, kommt eine fast grundsätzliche geringe Achtung vor der Integrität des Autors, wie sie jetzt in Deutschland kaum noch möglich wäre: doch selbst diese Freiheit könnte für das, was sie vorenthält, durch Geist und sinnreiche Wendung des Gegebenen entschädigen, wie es bisweilen in der erwähnten Horazübersetzung von Gargallo geschieht; hier fehlt aber auch dieser Ersatz. Von einem bestimmten Charakter kann so wenig wie von Methode und Princip die Rede sein: das Gewöhnlichste ist eine ganz allgemeine dem Sinn nachtastende Umschreibung; daneben finden sich aber auch ganz buchstäbliche Uebersetzungen, und sogar eine, keineswegs ungezwungene, Anwendung des aus dem Lateinischen stammenden italiänischen Ausdrucks; aber diese Art von Genauigkeit nimmt sich nur wie eine gelegentliche Spielerei aus.

Einige Beispiele mögen das Gesagte bestätigen. Da ein Distichon immer in einer Terzine wiedergegeben wird, mufste die Uebersetzung nothwendig weitläuftiger werden, und eben so nöthigten die drei gleichen Reime zu allerlei willkürlichen Zusätzen oder zu leeren Wiederholungen. Wie Prop. 1, 18. 16. lumina turpia lacrimis übersetzt wird durch: in lagrime sepolto ciglio, *ove resiede Amore*, kommt Unzähliges vor.

Pr. 1, 5. 23:

Nec tibi nobilitas poterit succurrere amanti:
Nescit Amor priscis cedere imaginibus.
Non la tua fiamma trovera mercede
Per chiaro sangue, o per famoso ingegno:
Ad immagini avite amor non cede.

was wegen der Kürze, mit der der Pentameter wiedergegeben ist, zugleich ein seltenes Beispiel ist.

Pr. 1, 14. 17:

Illa potest magnas heroum infringere vires,
Illa etiam duris mentibus esse dolor.
Ella dei grandi eroi le forze doma
Ella ai sofi più austeri infligge doglia,
E ne ghermisce la superba chioma.

Tibull. 4, 2. 10.

Seu compsit, comptis est veneranda comis.
Se con le treccie adornasi la testa,
Sembra la diva della terza stella.

So geht in den Uebertreibungen der einfache Sinn verloren, das Meiste erscheint gegen das Original geputzt und überladen. Doctae Musae sind hier le Muse vittrici in tutte prove.

Pr. 3, 18. 3:

Si quid vidisti, semper vidisse negato:
Aut si quid doluit forte, dolere nega,
Quanto vedesti d'aver visto nega,
E il duol racchiudi, se con viso altero
Ella menzogne a discolparsi allega.

Tib. 1, 1. 11:

Nam veneror, seu stipes habet desertus in agris
Seu vetus in trivio florea serta lapis.
Se ritto ceppo ne le ville io mai
Vidi o nei trivi qualche pietra antica
Di ghirlande onorata, mi prostrai.

wobei in den Anmerkungen desertus noch durch defixus erklärt wird, was man für längst beseitigt halten sollte. — Tib. 1, 5. 33: Et tantum venerata virum hunc sedula curet (Delia Messallam): a l'uomo,

Digitized by Google

che tanta luce intorno spande, was der idyllischen Schilderung gänzlich widerspricht. Ebendaselbst wird durch die unrichtige Uebersetzung v. 25:

Consuescet numerare pecus, consuescet amantis
Garrulus in dominae ludere verna sinu.
E sul grembo di lei, che mi vagheggia,
Imparera il mio servo pargoletto
Giocosamente a noverar la greggia.

zugleich die ursprüngliche Schönheit verwischt; und kurz vorher: Pressaque veloci candida musta pede bezieht er die beiden Adjectiva auf den Fufs; dergleichen Ungenauigkeiten man in poetischen Uebertragungen leicht entschuldigt, wo die Abweichung eine gröfsere Anschaulichkeit hervorbringt: aber in diesem Fall braucht es der Uebersetzer, weil er sich schon vorher die andre Willkürlichkeit erlaubt hat, das Keltern der Delia selbst zuzuschreiben. — Beispiele, wie das lebendig und malerisch Individuelle in eine prosaische Allgemeinheit übersetzt wird, finden sich auf jeder Seite. Gleich im Anfang,

Pr. 1, 1. 3:

Tum mihi constantis deiecit lumina fastus
Et caput impositis pressit Amor pedibus.
Allor domato il mio fasto si arrese;
Andai con gli occhi bassi, e il Dio d'amore
Sul mio capo versò ben mille offese.

Pr. 1, 7. 23:

Nec poterunt iuvenes nostro reticere sepulcro:
Ardoris nostri magne poeta iaces.
Nè garzone sara, che non si degni
Di dir passando avanti alla mia tomba:
Salve, o poeta, che ad amar ne insegni.

Wie viel schöner ist Tib. 1, 2. 98: Quid messes uris acerba tuas? gegen das leere: che mi sterpi con mano crudele? und 2, 1, 38: his vita magistris Desuevit querna pellere glande famem, gegen: cibo di ghiande non è piu in costume. Aehnlich prosaisch abgeschwächt:

Tib. 1, 7. 57:

Nec taceat monumenta viae, quem Tuscula tellus
Candidaque antiquo detinet Alba Lare.
Nè fia giammai, che da la mente cada,
A chi d'Alba e da Tuscoli si parte,
La costrutta per te novella strada.

und noch viel mehr 3, 8. 29:

At vobis Tuscae celebrantur numina lymphae,
Et facilis lenta pellitur unda manu.
I puri fonti del suolo Toscano,
O cari amici, voi lodate a cielo,
E vi notate con esperta mano.

Gleich darnach die Unterscheidung von erimus und fuisse durch etwas Entsprechendes wiederzugeben, war dem Uebersetzer auch nicht möglich. — Das Schicklichkeitsgefühl, von dem geleitet er nun auch einzelne verfängliche Stellen frei behandelt, ist mindestens ein höchst unklares, und bringt in diese antiken Elegiker oft eine moderne phrasenreiche Sentimentalität. Und was hilft es auch z. B. im Argument amicizia statt amore zu setzen, wenn das Gedicht selbst kein Wort von Freundschaft, sondern nur von Liebe spricht; oder z. B. dulcissima furta durch desiri intesi wiederzugeben? Sehr mifsrathene Versuche einer solchen willkürlichen und höchst inconsequenten Umwandlung finden sich namentlich im Properz. Dafs es nach allem Diesem endlich an mifsverstandenen und falsch übersetzten Stellen nicht fehlen wird, setzt man wohl ohne Weiteres voraus. Geringe Versehen nicht zu erwähnen, so sind doch Fälle erheblich, wie:

Pr. 3, 26. 25:

Nam mea quum recitat, dicit se odisse beatos:
Carmina tam sancte nulla puella colit.
Anzi afferma, leggendo il mio volume,
Che i ricchi ell' odia: nulla donna ha sciolto
In Pindo il volo con piu sante piume.

u. 1, 8. 16:

Crudelem infesta saepe vocare manu.
— al mio crine portar la mano infesta.

1, 1. 17:

In me tardus Amor non ullas cogitat artes,
Nec meminit notas, ut prius, ire vias.
Codardo in me si è fatto amor; non arte,
Non ingegni mi trova: assai lo invoco;
Ma da l'usato stil non si diparte.

Tib. 1, 7. 23:

Nile pater, quanam possim te dicere causa
Aut quibus in terris occuluisse caput?
O Nilo padre, chi mai fia, che tenti
Lodar te grande, se nascoso è dove
Ti piaccia derivar le tue sorgenti?

Doch für den Zweck dieser Anzeige ist es unnöthig, die Proben unrichtiger und verfehlter Auffassung zu vermehren.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 12.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

Elegie scielte di Properzio ed elegie di Tibullo. volgarizzate dal Marchese Antonio Cavalli di Ravenna.

(Schluſs.)

Daſs nicht einige Gedichte gelungener übersetzt wären, wird damit nicht geleugnet; mehrere sind unverkennbar mit Gefühl für die Schönheit des Originals wiedergegeben, z. B. Prop. el. 1, 2., zum Theil auch el. 3. Allein einige glücklich getroffene Stellen sind kein Beweis von Uebersetzungskunst, und geschickte Wendungen und wohlangebrachte Bilder können den durchweg mangelnden dichterischen Geist nicht ersetzen.

Schliefslich noch einen Blick auf die jedem Gedicht beigegebenen Anmerkungen. Man wird von ihnen nach allem Bisherigen keine eigentliche Unterstützung des Verständnisses erwarten. Sie sind gröfstentheils inhaltsarm und unzureichend; vor Allem aber fehlt es an Einheit des Plans: es ist eine willkürliche Mischung von allerlei ungleich vertheilten Notizen über das Historische und Mythologische, zu denen besonders die Alexandrinische Gelehrsamkeit des Properz treffliche Gelegenheit bot. Schwierige Dinge bleiben unerklärt, und Allbekanntes, besonders die kleinen Geschichten aus der Mythologie, werden nach der Tradition in alten Compendien mit Vorliebe erzählt. Für den populären Gebrauch möchte das immerhin passend und nützlich sein, wenn nur nicht immer wieder der geborgte Schein von Gelehrsamkeit dem Buche doch eine höhere Bestimmung anweisen sollte. Der Verf. geht so weit über das volgarizzare hinaus, daſs er eben auch zu dem lateinischen Text philologische Anmerkungen versucht: die Autorität griechischer und lateinischer Schriftsteller wird vielfach erwähnt, Belegstellen für die Bedeutung eines Wortes angeführt, wo es freilich nie der Rechtfertigung bedarf; aber es heifst dann ausdrücklich: ho portate queste citazioni per giustificarmi dell' aver tradotto. — Sogar griechische Stellen kommen wörtlich vor, z. B. in der Nachweisung von Etymologieen; aber dergleichen Versuche sind schon im Druck fast sämmtlich verunglückt. Eine gute, nur dort nicht hingehörende, Auseinandersetzung über die Bücherrollen bei den Alten theilt der Verf. S. 395 aus dem Briefe eines Freundes mit, an den er sich deshalb gewandt hatte, während eigne Kenntnifs in der Sache leicht zu erwerben war. — Mancherlei findet man ausführlich besprochen, wozu der Text keine Veranlassung, sondern nur einen äufsern Anknüpfungspunct darbietet; z. B. wo in dem Gedicht eine mythologische Person erwähnt wird, geben die Anmerkungen in müfsiger Breite oftmals gleich die ganze Geschichte derselben und eine allegorische Deutung des Mythos obenein. Veraltetes und Irrthümliches findet sich daher nicht selten, namentlich auch in geographischen Dingen; daneben Vieles, das durch die Fassung vage und mifsverständlich wird. Wohl jede Seite der Anmerkungen bietet ungesucht irgend eine Probe dieser Mängel dar; z. B. bei avecta externis Hippodamia rotis: cioè sopra un carro, che era stato fatto nella Frigia, ove si lavoravano i migliori cocchi del mondo. — Tibull. 2, 3. 47. ist von Samischem Thongeschirr die Rede. Die Anmerkung beginnt: Samo, isola del mare Icario, ove si narra che Giunone nascesse, fosse educata e fatta moglie di Giove. Samo fu la patria di Pitagora, che per questo fu chiamato il vecchio di Samo. Si dice che ivi fossero fatti i primi vasi di terra cotta, che servivano per l'uso giornaliero delle mense frugali, etc. — Bei geographischen und historischen Notizen verfährt er am sorglosesten, z. B. Hypanis: fiume della Scizia, ora Polonia. — Il Carpazio, mare procelloso tra l'Egitto e Rodi. — Delfi era una città dell' Acaja. — Acheloo, fiume del Epiro. — I Britanni e i Belgi, popoli delle Gallie, che da-

Digitized by Google

gli antichi scrittori sono tolti l'uno per l'altro. — La Caria era una provincia della Doride. — L'ara massima, fondata da Ercole nel foro Romano. — So läfst er die Sueven vom Marius, den Mithridates in Thracien vom Pompejus besiegt werden. — Andromeda fu liberata e sposata da Teseo. — Tolomeo, padre di Cleopatra, fu detto auleto, perchè era suonatore di flauto. — Zu Tib. 1, 7. 47. ein Irrthum über die mystische Ciste: in una cesta, cha stava ai piedi del simulacro di Osiride, si contenevano scritti i maggiori segreti della religione e delle scienze egiziane. — Propert. 3, 24. 29. liest er noch immer Cretaei, und versteht darunter den Epimenides, von dem es dann heifst: fu autore di un libro sulla deformità dei vizi umani, e visse lunghissimamente. — La geometria nacque dal bisogno, che gli Egiziani ebbero di misurare i terreni coperti dalla belletta del Nilo. Noch leerer sind durch ihre unbestimmte Allgemeinheit Anmerkungen dieser Art: Bei den alten Römern gli uomini dediti ai piaceri vagavano inghirlandati di rose, di mirte e di ellera. — La speranza era tenuta per compagna del genio buono di ciascuno, e credevasi che progesse conforti nelle difficolta della vita.

Ueberzeugt man sich also leicht, dafs durch Schriften dieser Art das Studium der Classiker um nichts gefördert wird, und dafs sie auch als Versuche, dieselben zu popularisiren, keine Anerkennung verdienen, so mufs man doch andrerseits so gerecht sein, aus ihnen kein allgemeines Maafs für die Schätzung der Alterthumswissenschaften in Italien hernehmen zu wollen. Es sind „Musarum otia honesta", die als solche von den Freunden der Verfasser mit lautem Beifall begrüfst, und von Einsichtigen dort immer mit viel gröfserer Schonung beurtheilt werden, als sie es ihrem wahren Gehalte nach verdienen.

L. Wiese.

VII.

***Rigveda-Sanhita, liber primus, Sanscrite et Latine; edidit Fridericus Rosen. London*, 1838.**

Nicht leicht hat seit der Begründung der Sanskritstudien in Europa ein bedeutenderes Werk die Presse verlassen, denn wir mögen es von Seiten seines Inhalts oder von Seiten der tiefen Forschungen desjenigen, der es zur Erscheinung brachte, betrachten, in beiden Rücksichten werden wir uns gestehen müssen, dafs in der Kenntnifs des indischen Altertums durch dasselbe eine neue Epoche begründet wird. Aber je mehr sich uns diese Ueberzeugung aufdringt, um so tiefer wird uns auch das Gefühl des Schmerzes über den Verlust dessen ergreifen, der ein solches Werk mit allen Kräften während einer Reihe von Jahren pflegte, mit dem, wenn wir die Schätze welche er mit sich genommen nach den Kleinoden die er zurückliefs messen mögen, und gewifs dürfen wir das, ein für uns fast unersetzbarer Reichtum mit in die Gruft getragen wurde; denn werden auch viele seine herrlichen Bemühungen aufnehmen, und wird die Zukunft alles wieder an's Licht führen, was jetzt verloren ging, denn nichts wahrhaft Bedeutendes ist noch jemals verloren gegangen, so wird es doch der Zeit, und einer langen bedürfen, um alles wieder so in einen Brennpunct zusammenzuführen, von dem aus Licht und Wärme über den Theil des indischen Altertums ströme, den sich Rosen für seine ganz besondre Pflege ausersehen. Gleich nach seiner Ankunft in London, wohin er als Professor der orientalischen Sprachen an der neu begründeten Londoner Universität berufen wurde, waren es die Vedas, deren Durchforschung er seine Zeit hauptsächlich widmete, und bald trat als Vorläufer des jetzt zu besprechenden Werks sein Rig Vedae specimen hervor (1830), in welchem er zeigte, was in diesem Theile der Literatur von ihm zu erwarten sei. Endlich nach acht Jahren war das Werk zum Drucke reif, aber es war Rosen nicht mehr vergönnt es zu vollenden, mitten in der Arbeit ward er in der Blüte der Jahre durch einen schnellen Tod hinfortgerissen, und von den acht Büchern des Rigveda liegt uns nur eines vollständig mit lateinischer Uebersetzung und Anmerkungen, welche noch einen Theil des 31sten Hymnus besprechen, vor. Aber auch so unvollendet ist es doch von einer grofsen Bedeutung, und es bleibt ihm der Ruhm die Bahn für alle gebrochen zu haben. Wir wollen deshalb im Folgenden, was wir am Buche eigentlich haben, mit gedrängten Zügen zu entwerfen suchen.

Sehen wir auf die Entwicklung des indischen Lebens, die uns in den epischen Gedichten und den Werken der späteren Zeit entgegentritt, so finden wir hier das indische Volk bereits auf einer hohen Stufe der Bildung, und wir werfen uns die Frage auf, welches

Digitized by Google

die Anfänge waren, aus denen alles das hervorging; diese Werke selbst weisen uns aber an unzähligen Stellen auf die Anfänge zurück, indem sich jeder, der seinen Glauben, sein Recht, eine Sitte stützen will, auf die Çruti und die Smṛiti, auf den Veda und Manus Gesetze stützt. Wie nun aber die ganze Literatur der Inder vorzugsweise eine religiöse genannt werden kann, und das zuletzt genannte Buch des Manus als göttlicher Offenbarung entstammend sich selbst bezeichnet, so ist es deshalb die ganze Fülle dieser Offenbarung, zu der wir, um eine klare Einsicht in die besondern Erscheinungen des indischen Lebens zu haben, zurückgehen müssen, und diese finden wir in den Veden und den Upanischads. Von diesen erhalten wir hier zwar nur ein Bruchstück, aber ein kostbares, das den Schleier nicht nur von einzelnen Geheimnissen des indischen Lebens zieht, sondern auch ein neues Licht über Gestalten verbreitet, die wir bereits im hellsten Glanze zu sehen meinten; nicht der Schöpfung des indischen Himmels allein schauen wir hier zu, sondern es sind sogar zuweilen Götter der gesammten indogermanischen Völker, die uns oft in neuer, bisher nicht gekannter Gestalt entgegentreten, deren ursprünglichstes Wesen uns erst hier klar wird. Wem daher die Anfänge des Ahnens von der Gottheit bei diesen Völkern nicht gleichgültig sind, und wie wäre das möglich in einer Zeit, wo das Wissen von derselben eine neue Form sich zu erringen strebt, wo alles was Glauben und Wissen betrifft mit schöner Wärme, oft mit glühender Kampflust für das einmal als wahr Erkannte ergriffen wird, der wird diese Quellen, die ihn gewissermafsen auch auf seine Anfänge zurückführen, mit Freude begrüfsen und die von ihnen gewährten Resultate zu seinem Eigentum zu machen bereit sein. — Wie nah sich dies Wesen und die Namen einzelner Götter der indogermanischen Völker stehen, hat Referent bereits an einem Beispiel in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum nachgewiesen; als Resultat stellte sich dort heraus, dafs der homerische Ζεὺς πατήρ, der römische Juppiter, der indische Djaus pitâ und der deutsche Ziu *eine* Gottheit waren, deren Wesen sich am besten durch das noch der späteren indischen Sprache erhaltene Wort djaus der Himmel erklärte. Diese Auffassung, nach welcher der Gott als Inbegriff der verehrten Naturerscheinungen auftritt, wird in den drei ersten Sprachen noch durch manche Wendungen unterstützt, und dem Referenten ist es demnach für den obersten Gott der genannten Völker unzweifelhaft, dafs er kein ursprünglich ethischer Begriff, sondern der als Gott verehrte Himmel mit seinen Erscheinungen sei. Wie dieser Begriff noch näher zu bestimmen sei, ob namentlich Sonne, Mond und Sterne in den Bereich seiner Macht gehören, oder er allein die Wolkenregion mit Blitz und Donner umfafst, bleibe weiterer Forschung überlassen; hier genüge die Feststellung des Grundsatzes für die Gottesverehrung jener Völker, dafs sie sinnliche, ihnen gewaltig gegenübertretende Naturerscheinungen doch als persönliches, geistiges Wesen zu ihrem *obersten Gott* machen, woraus wir wohl mit Recht schliefsen dürfen, dafs auch viele der übrigen Göttergestalten eine ähnliche Erklärung finden müssen. Doch das weiter zu verfolgen ist hier nicht der Ort, und wir wenden uns daher zu den Göttern der Vedas und zunächst zu denen des Rigveda zurück. Ueberall tritt uns hier die Verehrung der sinnlichen Natur entgegen, doch ist sie überall als die geistig belebte und in Einzelwesen selbständig besonderte gefafst; die einzelne Erscheinung ist die That irgend eines Gottes, und selbst wo man hie und da meinen möchte, dafs nur von der Naturerscheinung als solcher die Rede sei, tritt an andern Stellen die Auffassung von einem persönlichen Wesen deutlich hervor. Ich will hier nur ein Beispiel, das unzählige Male wiederkehrt, anführen: Indras, der in der späteren Mythologie als König des Himmels und der dreizehn Götter auftretende Gott, wird in vielen Hymnen dargestellt als der, welcher den Blitz gegen die Wolke schleudert, dafs sie sich öffnet und den fruchtbringenden Regen auf die Erde hinabsendet; diese Wolke (unter andern auch Vṛitras, der Verhüller, genannt) tritt aber in andern Hymnen als ein persönliches Wesen, Vṛitras genannt, auf, das sich in dieser Wolke verbirgt, sich mit ihr umhüllt in seinem Kampfe gegen den Indras, und von ihm erschlagen wird, sie stirbt durch den Blitz, ihr Körper fällt als Regen zur Erde und nun führt er die Sonne am Himmel herauf, dafs sie das All erblicke (h. 51. v. 4, 52. 8, 54. 10 u. s. w.). — Der mächtigen Naturgewalt einerseits und dem persönlich gedachten Gotte andrerseits entspricht es dann, wenn diesem eine weite, überschwängliche Gewalt bei-

Digitized by Google

gelegt wird, und er die geistigen Eigenschaften des Menschen nur in erhöhtem Maafse besitzt. So heifst es von Indras (h. 52. 12—14) „du verweilst an der Gränze des Luftraums in deiner selbstgeschaffenen Kraft, siegreichen Geistes; uns zum Nutzen schufst du die Erde ein Bild deiner Kraft, den Aether, den Himmel, die Luft hältst du umfassend. Du bist das Bild der Erde, du bist der Schützer des Himmels, des grofsen, in dem die Helden strahlen; den ganzen über uns sichtbaren Raum erfüllst du mit deiner Gröfse, kein anderer ist dir vergleichbar. Himmel und Erde fassen dich nicht, die Ströme der Luft, die Wolken, erreichen nicht deine Gränze, du allein hast alles aufser dir erschaffen". An Gestalt wird er darum schön und jugendlich gedacht (h. 11. 4.), auf prächtigem goldnem Wagen daher fahrend (h. 6. 2.). — Auf dieselbe Weise wird auch mehrfach die Macht der übrigen Götter geschildert, und namentlich sind es auch die geistigen Güter, Tugend und Weisheit, um deren Verleihung sie angerufen werden; die bedeutendsten derselben werden gebeten, die Sünde durch Erkenntnifs zu entfernen, so namentlich Indras und Agnis (h. 36. 14. etc.). — Kehren wir nun aber zu jener ursprünglichen Auffassung der Götter als Naturerscheinungen zurück, so zeigt sich hier, dafs grade in denjenigen, deren in den uns vorliegenden Hymnen am meisten Erwähnung geschieht, nämlich Indras, Agnis, die beiden Açvinas, Savitâ, Sûryas und Ushas, Licht, Feuer und Wärme ganz vorzüglich verehrt erscheinen und alle übrigen Götter mehr oder minder in Beziehung auf diese gebracht werden. Bereits in dem ältesten Ausleger des Rigvedas findet sich eine ähnliche Bemerkung, nämlich in der Nirukti des Yâskas, welcher sämmtliche Gottheiten auf drei zurückführt und die übrigen als besondre Erscheinungen derselben darstellt. Diese drei sind Agnis, der seine Wohnung auf der Erde hat, Vâyus oder Indras, der in der Luft, und Sûryas, der im Himmel wohnt. Wir geben die Stelle nach der Chambersschen Handschrift No. 85. lib. VII. c. 5. tisrâ eva devatâ, iti nairuktâ; agnih prtivîst'âno, vâyur vê' ndro vâ' ntarixast'ânah, sûryo dyust'ânas; tâsâm mâhâb'âgyâd ekaikasyâ api bahûni nâmad'eyâni b'avanti. Diese drei werden aber in dem Inhaltsverzeichnifs zum Rigveda, in der Anukramanikâ (Cod. 58 in d. Chambersschen Sammlung c. 2. vgl. Colebrooke über die Vedas) auf einen Gott, den grofsen Geist, mahân âtmâ, zurückgeführt, und als Beweis wird die Stelle des 115ten Hymnus v. 1. sûrya âtmâ g'agatas tast'us'aç ca, die Sonne ist die Seele des Wandelnden und Stehenden", angeführt, eben so eine andre, welche lautet: „Agnim, Mitram, Varunam, Indram âhus" „ihn nennen sie Agnis, Mitras, Varunas, Indras"; indefs beide beweisen schwerlich für den dort ausgesprochenen Satz, und auch in dem uns jetzt vorliegenden Theile des Rigveda findet sich keine Stelle, die ein klares Bewufstsein von einem einzigen Gotte ausspräche. Denn im 89sten Hymnus wird zwar Aditis (auch Pûshan, die Sonne) König und Herr des wandelnden und festen, sowie der Allwissende genannt, und am Schlufs heifst es Aditis sei Himmel und Luft; Vater, Mutter, Sohn; alle Götter und Menschen seien Aditis, er sei das geborne und das zu gebärende", aber er erscheint dadurch eben nur als der vorzüglich Verehrte, das Bewufstsein von der Einheit aller ist noch nicht durchgedrungen, denn sie bestehen ja neben ihm, und zumal in andern Hymnen, mit ganz gleichen Prädicaten. Andrerseits scheint es zwar auch hin und wieder, als wenn der eine Gott geradezu an die Stelle des andern träte, und als ob auf diese Weise die Einheit aller vermittelt sei; so wird statt des Indras in dem bereits erwähnten Kampfe mit dem Vritras mehrmals Agnis genannt, und h. 59. v. 6. geradezu gesagt, dafs die Sterblichen ihn verehren als den, welcher den Vritras schlug, dafs er die Wasser ergofs und die Wolke zerschlug, aber er ist hier nur das Feuer des Blitzes, das in dem ganzen Mythus die bedeutendste Rolle spielt, und beide, wenn auch hier vereint, werden doch oft genug an andern Stellen getrennt und neben einander genannt, so dafs wir nicht daran denken können, dafs beide im Bewufstsein des Inders identisch gewesen seien, sondern dafs sie sich höchstens in dieser oder jener Form in demselben berührt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 13.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

Rigveda-Sanhita, liber primus, Sanscrite et Latine; edidit Fridericus Rosen.

(Fortsetzung.)

Solche ist aber hier die feurige Erscheinung, das Licht, und wenn wir berücksichtigen, dafs jener Kampf des Indras mit dem Vritras der Hauptmythus von demselben ist, um den sich fast seine ganze Verehrung dreht, Agnis und Sûryas, Feuer und Sonne, die beiden aufser ihm genannten Gottheiten ferner ebenfalls Gottheiten des Lichtes sind, so kann es wohl nur als nahe liegend erscheinen, wenn die spätere Erklärung der Vedas, die sich schon der Speculation überläfst, in ihnen nur *einen* Gott findet und als solchen grade den Sûryas die Quelle alles Lichtes nennt *). Wie der Uebergang von diesem zum Brahma stattgefunden, darüber werden uns vielleicht die Upanishads Aufschlufs geben, immerhin merkwürdig ist aber, dafs ein Gott dieses Namens (eben so wenig als Çiva) im Rigveda gar nicht vorzukommen scheint, wenigstens befindet er sich nicht unter den im 5ten Capitel des Nig'antu aufgezählten Göttern und in den dazu gehörigen Erläuterungen des VII—XII. Buches der Nirukti, wohl aber findet sich in unsern Hymnen und auch in jener Aufzählung Vishnus. An einer Stelle (h. 101. 5.) könnte man zwar den Brahmâ erwähnt glauben, doch erklärt Sâyanas richtig „brahmane" für „brahmag'âtaye". Im Sâma Veda dagegen finde ich den Brahmâ, aber neben andern Göttern erwähnt. Prap. I. 10. 1. **).

Wir haben oben die Stelle der Commentatoren angeführt, in welcher die drei vedischen Hauptgötter genannt werden, und diese treten wie schon gesagt als die bedeutendsten auf, indefs bestehen doch auch andre Gestalten neben ihnen, und diese wie jene wollen wir hier mit ein Paar Worten berühren. Um mit dem Agnis zu beginnen (auch die Brâhmanas des Rigveda nennen ihn den nächsten oder vielmehr untersten -avamas- Gott, den Vishnus dagegen den obersten Rigved. Brâhm. Cod. Chamb. No. 77. c. 1.) so sehen wir ihn hauptsächlich als das Feuer auftreten, das auf der Flamme des Altars, in dem zum Himmel steigenden Rauch die Götter zum Opfer des Menschen herabführt; er ist der jugendliche, frische Gott, da er sich täglich neu entzündet und heifst Sohn der Kraft, da ihn der Priester durch das kräftige Reiben zweier Holzstücke hervorbringt (h. 31. 4. vgl. Sâmaveda ed. Steevenson P. II. Adhy. V. h. 6.). Dieser Gebrauch ist um so bemerkenswerther, als das Nothfeuer bei uns in derselben Weise entzündet wurde und noch wird, und dafs bei Römern, Griechen und Kelten dieselbe Sitte erscheint (Grimm d. Myth. 340 ff.). — Indra's Kampf mit dem Vritra, gegen den er die Blitze schleudert und nun den Regen auf die Erde hinabströmen läfst, ist bereits oben erwähnt; er wurde aber auch, wie wir oben sahen, von den Commentatoren mit dem Vâyu gleichgesetzt, und auch in unsern Hymnen

*) Unmöglich wäre auch nicht, dafs solche Stellen wie der oben genannte letzte Vers des Hymnus an den Aditis späteren Ursprungs seien und erst von den ältesten Commentatoren, die vielleicht auch die Sammler der Hymnen waren, angeflickt wurden. Der genannte Hymnus schliefst so vollständig und schön mit dem neunten Verse ab, dafs man etwas überrascht ist, nun noch einen solchen wie den oben mitgetheilten folgen zu sehen.

**) Ich sehe eben, dafs sich das Nichtvorkommen des Brahma im Nighantu und der Nirukti daraus erklärt, dafs die beiden letzten Bücher der Nirukti speciell von ihm handeln, und hier werden auch Hymnen zu seinem Lobe angeführt, die ich indefs noch nicht weiter geprüft habe. Aus der ganzen Darstellung ergiebt sich hier aber die vollkommen pantheistische Ansicht des Yâskas und hiebei ist es interessant schon bei ihm eine sehr ausgebildete Lehre von der Seelenwanderung mit Angabe der verschiedenen Stufen derselben zu finden. Wir hoffen auf diesen wie auf andere Puncte der vedischen Religion nächstens an einem andern Orte zurückzukommen.

Digitized by Google

wird er einige Male mit ihm verbunden genannt (h. 2. 2; 23. 2.); wie ihm daher besonders die Luft als Wohnstätte und Reich angewiesen ist, so ist er auch der Herr des Windes, und aus diesem Grunde erscheinen die Marutas oder Winde stets in seinem Gefolge. Als gewaltiger Kämpfer mit der Wolke ist er auch zum Kriegsgotte geworden, der den Menschen den Sieg in der Schlacht verleiht und die Städte der Feinde zerstört. Darum kämpft er auch besonders gegen Asura's *) und Raxasas und hilft den Menschen gegen sie und hier ist besonders ein Mythos erwähnenswerth. Die Pani's, ein Asurengeschlecht, hatten den Angirasa's Kühe geraubt und in einer Höle verborgen, da wandten sich diese im Gebet an Indras um die Wiedererlangung und dieser entsandte die Götterhündin Saramâ, um die geraubten Thiere aufzuspüren; die gehörte das Gebrüll der Thiere, benachrichtigte den Indras und der führte die Kühe den Angirasas zurück. Rosen, der drei Versionen dieses Mythos in den Anmerkungen p. XX—XXI mittheilt, hat bereits auf die grofse Aehnlichkeit desselben mit der Erzählung vom Herakles und Cacus aufmerksam gemacht, wir fügen noch hinzu, dafs in einem unsrer Hymnen gesagt wird, wie die Angirasa's durch Indras Hülfe ihre Kühe wieder erlangt hätten, indem sie die Spuren der Hufe erkannten (h. 62. 2.) und dafs Hartung, ohne die indische Sage zu kennen, den Herkules, oder vielmehr, wie ihn ältere römische Ueberlieferungen nennen Garanus, Recaranus, in dieser Sage für Jupiter erklärt. — Als Götter, die häufig in Verbindung mit Indras und Agnis genannt werden, treten noch Mitras, Aryaman, Rudras und Varunas auf. Indefs wird doch von allen, den Varunas etwa ausgenommen, wenig mehr als der Name ausgesagt **). Varunas, in der spätern epischen Mythologie der Gott des Meeres, hat hier noch einen weiteren Wirkungskreis, indem ihm namentlich auch der bedeckende Wolkenhimmel zufällt (daher sein Name von √vṛi), wir sehen, dafs er daher bis auf den Namen mit dem griechischen Οὐρανός übereinstimmt. Ihm schliefsen wir die Sarasvatî an, die Göttin des Wassers und wie auch späterhin der Beredsamkeit; das gewaltige Rauschen der Wogen, das murmelnde Rauschen des Stroms, das geschwätzige Rieseln des Quells scheint zu dem zweiten Begriff übergeführt zu haben, doch hat auch wohl die klare Durchsichtigkeit des Wassers ihren Antheil daran, wie schon A. W. v. Schlegel den Zusammenhang der Licht und Rede ausdrückenden Wurzeln der indogerm. Sprachen nachgewiesen hat. — Als Licht bringende Gottheiten werden Savitâ, Sûryas, Somas und die Acvina's genannt. Somas oder Indus (bei welchem wir an die bereits von andern verglichenen römischen Idus erinnern) ist der Mond, doch ist Somas zu gleicher Zeit auch ein Beinamen des Indra, besonders in seiner zeugenden Kraft (Wurzel su generare) h. 91. — Das Tagesgestirn ist Sûryas, ihm bereiten die Açvina's und Ushas die Morgenröthe den Weg. Jene beiden als Zwillinge gedacht, werden sehr häufig angerufen, sie erscheinen auf einem dreirädrigen Wagen und erscheinen drei Mal des Tages, drei Mal bei der Nacht, wie überhaupt alles ihnen eignende in der Dreizahl auftritt. Was man sich jedoch unter ihnen zu denken habe, ist nicht klar und auch die Ausleger, wie ich aus der Nirukti ersehe, scheinen schwankend darüber gewesen zu sein. Besonders werden sie als Aerzte, bis'ag'au, gepriesen und unzählige Heilungen derselben angeführt. Ihren Wagen besteigt Ushas die Morgenröthe, welche Leben auf die Erde zurückführt, und deshalb der Lebenshauch alles irdischen genannt wird (113. 15.); sie ist die Schwester der Nacht, der sie auf ihrem Wege am Himmel folgt, und nachdem sie die Pforten desselben geöffnet, erscheint Sûryas oder Pûshan, welcher von den Strahlen heraufgeführt wird. Sieben gelbliche Rosse ziehen seinen Wagen, auf dem er von sieben Strahlen umkränzt thront; sobald er die Rosse vom

*) Dabei ist jedoch bemerkenswerth, dafs die Götter selbst hier mehrfach Asuras genannt werden, so Varunas, Indras, Savitâ; ihr späterer Name Suras verhält sich zu diesem grade so wie asu (das masc. in der Bedeutung spiritus steht h. 116. 13.) zu dem späteren su, denn dafs jenes die ursprüngliche Form sei, zeigt das griech. ἠΰ in dem η unwiderleglich. Vgl. auch Hoefer Beiträge S. 394. Danach enthielte der spätere Mythos über den Ursprung des Namens der Suras und Asuras nichts als eine etymologische Deutung eines bereits unverständlich gewordenen Namens.

**) Mitras und Aryaman erinnern jener an Mithras, dieser an Ahriman und Irmin. Es sind schwerlich blofse Namensübereinstimmungen, indefs läfst sich für jetzt noch nichts sicheres darüber feststellen. Rudras ist später ein Beinamen des Çivas; möglich, dafs er unter diesem Namen im Rigveda auftritt; im 114ten Hymnus, aus dem wir ihn besonders kennen lernen, gleicht er in vielen Puncten dem Indras und scheint nur eine andere Form desselben.

Digitized by Google

Wagen löst, umhüllt die Nacht mit Finsternifs die Welt. So wandelt er Tag für Tag seinen Weg und führt wieder und wieder die sechs Jahreszeiten zurück. (23. 15.). — Doch wir können diese Mittheilungen über die einzelnen Götter nicht weiter fortsetzen und wollen nur noch ein paar Worte über eine besondre Erscheinung sagen. Es werden nämlich mehrmals Götter nicht allein paarweis zusammen genannt, sondern ihre Namen werden sogar in compositis verschmolzen, so Indrâgnî, Indravayû, Mitrâgnî, Agnîsomâ, dabei werden von ihnen Thaten erzählt, die oft nur einem von beiden zukommen, jedoch sind diese von der Art, dafs sie der andere Gott seiner ganzen Natur nach ebenfalls recht gut verrichtet haben könnte; es scheint demnach, dafs dies besondre vermittelnde Gottheiten gewesen seien, die gewifs auch als Doppelwesen dargestellt wurden, und wohl zum Theil die Veranlassung zur späteren Vielarmigkeit und Vielköpfigkeit der indischen Götter gegeben haben; ich entsinne mich wenigstens im Augenblick nicht, dafs bereits im Rigveda mehrhäuptige Götter aufträten; nur Indras und Vâyus heifsen 23. 2. tausendäugig, so auch Agnis h. 79. 12., Agnis vieräugig h. 31. 13. — Wie hier paarweise tritt in fast allen Hymnen des 15ten und 16ten Capitels eine ganze Gruppe von Göttern auf, nämlich Mitras, Varunas, Aditis, Sindhus, Pritbiwî und Dyaus, die jedesmal am Schlufs des Hymnus mit derselben stets wiederkehrenden Formel „tan no Mitro Varuno mâmahantâm Aditih Sindhuh Prithivî uta Dyauh" angerufen und um Gewährung des im Hymnus an die besondre Gottheit gerichteten Wunsches gebeten werden. Diese in den Hymnen angerufenen Gottheiten sind besonders Indras und Agnis und es scheint demnach, dafs jene Götter ältere seien, die ihre Macht noch nicht ganz verloren haben und daher mit den jüngeren zugleich um Verleihung von Gaben angerufen werden. Dieser Gegensatz von alten und jungen Göttern findet sich bereits ausdrücklich 27. 13. — Aufser diesen stets mit besondern Namen auftretenden einzelnen Göttern erscheinen auch ganze Schaaren (gana's) solcher, und von diesen sind besonders die Marutas die steten Begleiter des Indras zu nennen, die ihm namentlich in den Kampf folgen und daher auch von den Sterblichen um Sieg angefleht werden. Doch wir verlassen die Götterwelt, um noch ein Paar Worte über die uns in den Hymnen sich zeigenden irdischen Verhältnisse des indischen Lebens hinzuzufügen.

Wir sahen eben, mit welchen Göttern man den Himmel bevölkerte; einer aber ist es vorzugsweise, der auf der Erde seine Wohnung hat, nämlich Agnis, der Gott des Feuers, dieser ist daher gewissermafsen der Vermittler zwischen Menschen und Göttern und ladet diese ein zu jenen herabzukommen, indem er sie in seinem Flammenwagen des Opferfeuers herabgeleitet. Hier sind ihnen Polster von reinem Grase (vrîktabarhis) bereitet, auf denen sie sich niederzulassen gebeten werden, um die ihnen dargebrachten Opfer entgegen zu nehmen; diese bestehen im Safte der Somapflanze (sutam, somâsas), in Butter, Milch und Honig, welche in Schalen dargebracht werden. Es scheint dafs dies Opfer am Tage zuvor es gebracht wird, bereitet wurde (h. 45. 10, 47. 1.). Aber auch Thieropfer finden sich, so ein der Wölfin Vrîkî (?) dargebrachtes Opfer des Rig'râcvas von hundert Böcken (117. 17.); dem Indras werden Kühe geopfert (121. 7.); ja h. 31. 15. heifst es sogar ganz im Gegensatz zu den späteren Zeiten, wer ein lebendiges Opferthier schlachtet, ist dem Himmel ähnlich d. h. doch wohl erlangt ihn. Die heilige Siebenzahl tritt auch hier auf in den sieben Opferpriestern des Agnis und den sieben Hymnensängern des Indra (58. 7; 62. 4.); die Opfer scheinen sowohl unter freiem Himmel als in Tempeln dargebracht zu sein, so heifst es vom Agnis „vermehre die Speise dessen, der dich in deinem Tempel (so Rosen; sve dame kann aber auch „in seinem Hause" heifsen) täglich entzündet" (h. 71. 6.).

(Die Fortsetzung folgt.)

VIII.

Explication d'une Inscription Grecque trouvée dans l'interieur d'une statue antique de bronze; avec des observations sur quelques points de l'histoire de l'art chez les anciens. Par M. Letronne. Paris 1843. *Imprimerie royale.* 56 *in IV.*

Eine Bronzestatue des Louvre, im archaistischen Stil, von welcher Herr Letronne schon 1835 nachgewiesen hatte (Lettre à M. Millingen in den Annali dell' Instituto archeologico t. VI. p. 198—236), dafs sie einen Gott, und zwar einen Apoll, darstelle, hat, nachdem sie acht Jahre in der Gallerie aufgestellt gewesen, zu einer unvermutheten Entdeckung und diese wieder zu der vorliegenden interessanten Schrift desselben Forschers Anlafs gegeben. Die Inschrift auf dem linken Fufse besagte nur,

Digitized by Google

dafs ein Gewisser, von dessen Namen sich nur die Endung . . . ος erhalten, dies Bild aus dem Ertrag eines Zehnten der Athene geweiht habe; als man nun aber die Statue, welche lange Zeit auf dem Meeresboden gelegen, um weitere Oxydation zu verhüten, von dem Schlamm, der sie füllte, zu reinigen versuchte, wurden aus den Augenöffnungen mehrere Bleistücke gezogen, die bei näherer Untersuchung griechische Buchstaben zeigten. Die drei erhaltenen Stücke (das vierte und längste wurde aus Unachtsamkeit zerstört) lassen nach des gelehrten Verfassers überzeugender Anordnung und Ergänzung, mit völliger Sicherheit folgende Inschrift erkennen:

[Μ, Ζ oder 'Αθ]ηνόδο[τος . . . . .] φῶν 'Ρόδ[ι]ος ἐπόο[υν].

Das Vaterland des ersten Künstlers und der Anfang des Namens des zweiten sind hinzuzudenken. Der Gebrauch des Imperfects ἐπόουν (= ἐποίουν) giebt dem berühmten Erklärer der griechisch-ägyptischen Inschriften Gelegenheit, nicht nur den Streit, ob diese Statue wirklich aus vorphidianischer Zeit stamme, oder später im alterthümlichen Stil ausgeführt worden, nun völlig zu entscheiden, sondern auch, nach seiner schönen Weise von dem Einzelnsten immer den Blick ins Allgemeine zu eröffnen, für die Zeitbestimmung der Inschriften überhaupt ein neues Merkmal an die Hand zu geben.

Es wird gezeigt, dafs die Wahl des Tempus keineswegs, wie noch Visconti geglaubt, gleichgültig, sondern von entscheidender Bedeutung ist. Erstens wird das Imperfect (ἐποίει, ἐποίουν, ἔγραφε) nur von der Thätigkeit des Künstlers gebraucht, während ἀνατιθέναι, ἀφιεροῦν etc. und ποιεῖν im Sinne von „machen lassen" oder von der Thätigkeit des Töpfers, immer nur im Aorist erscheinen, ein Unterschied, der besonders schlagend aus einigen Inschriften hervorgeht, welche Imperfect und Aorist neben einander enthalten. (Z. B. ἀνέθηκαν, ἐποίει, ἐπεσκεύασεν Boeckh corp. inscr. No. 2285, b). Ferner wird aus 60—70 Beispielen des Imperfects der Verba ποιεῖν, γράφειν, ἀρχιτεκτονεῖν (S. 20, 26 fg., 35 fg., 56), welche sämmtlich den Zeiten nach Alexander, grofsentheils denen der römischen Herrschaft angehören, verglichen mit den Beispielen des Aorist (S. 20, 28 fg, 55), von denen nur wenige jünger, bei weitem die meisten älter als Alexander sind, das äufserst wichtige Ergebnifs gefolgert, dafs bis gegen das Ende des vierten Jahrhunderts vor Christus nur der Aorist im Gebrauch gewesen, während von da an das Imperfect aufgekommen, ohne jedoch den älteren Gebrauch gänzlich zu verdrängen; so dafs der Aorist zwar nicht sicher auf eine frühere, wohl aber das Imperfect auf eine spätere Zeit schliefsen läfst. Dafs das Tempus der unvollendeten Vergangenheit ein Ausdruck der Bescheidenheit sei, bemerkt schon Plinius in der Einleitung zu seinem Werke; aber Herr Letronne scheint dem Schriftsteller zu viel Ehre anzuthun, wenn er aus dessen Beispielen (Apelles faciebat aut Polycletus) schliefsen will, Polyclet habe sich zuerst des Imperfects bedient, ohne jedoch Nachahmung zu finden, bis erst später Apelles durch sein Ansehn dem Gebrauch allgemeine Geltung verschaffte. Einige Zeilen weiter sagt Plinius, dafs kaum mehr als drei Beispiele des Aorist nachzuweisen seien. Um nun den Schriftsteller mit dem Ergebnifs seiner Forschungen in Uebereinstimmung zu setzen, will Herr Letronne, dafs diese Aeufserung nur von den Zeiten nach Apelles zu verstehen sei, während doch Plinius auch nicht im entferntesten andeutet, dafs er seine Worte so beschränkt wissen wolle. Es ist wohl vielmehr eine Flüchtigkeit des Polyhistors anzunehmen, dem, als er dies schrieb, nur die grofse Masse der Kunstwerke späterer Zeit vorschwebte, von denen er allenthalben umgeben war; und jene Beispiele eines grofsen Malers und eines grofsen Bildhauers sind, wie es scheint, aufs Gerathewohl gesetzt, wie sie ihm gerade in den Sinn kamen, ohne dafs daraus für Apelles und Polyclet selbst etwas Bestimmtes gefolgert werden könnte. Aber nichts desto weniger möchte die Zeit Alexanders als Wendepunct in diesem Gebrauch anzusehen sein. Die umfassende Zusammenstellung der vorhandenen Inschriften, die Herr Letronne gegeben, ist so sprechend, dafs des Plinius oder eines Andern Zeugnifs nichts dagegen vermag; und auch an sich ist es sehr wahrscheinlich, dafs erst nachdem die Freiheit erstorben, mit dem Aufkommen der Despotie und der höfischen Gesinnung ein Gebrauch Eingang gefunden habe, dessen falsche Bescheidenheit eines der ersten Beispiele jener unwahren Redeweisen ist, die seither in der Welt immer mehr und mehr überhand genommen. —

Eine andere, wenn auch minder wichtige, Bemerkung über den Sprachgebrauch der Inschriften, findet sich S. 21, nämlich dafs der eigentliche Ausdruck ἔγλυψε (oder ἔπλασε) nur auf einem einzigen Denkmal von einem Bildhauer gebraucht sei, sonst immer durch das allgemeine ποιεῖν vertreten werde; während sich von dem Maler immer das bestimmte γράφειν und nur einmal das allgemeine ποιεῖν finde. Wenn der gelehrte Forscher hierzu bemerkt, dafs er den Grund dieses Unterschiedes vorerst nicht einsehe, so ergänzte er wahrscheinlich im Augenblick, wo er dies schrieb, das Kunstwerk und nicht den Gegenstand des Kunstwerks als Object zu dem Verbum. Ergänzt man dies Letztere, so ist leicht erklärlich, warum nur die bildende Kunst im vollsten Sinne des Wortes den Ausdruck „machen" für sich in Anspruch genommen: wer eine Bildsäule des Apoll hingestellt hatte, konnte sagen: ich habe einen Apoll gemacht; wer das Bild des Gottes durch aufgetragene Farben dargestellt, aber nur: ich habe einen Apoll gemalt.

Die auffallende Erscheinung einer solchen Inschrift im Innern einer Statue wird ebenfalls sehr befriedigend erklärt. Entweder war es den Künstlern, wie einst dem Phidias und Andern, untersagt worden, ihre Namen unter die Bildsäule zu setzen, und sie wählten dies Mittel, um sie doch möglicherweise auf die Nachwelt zu bringen; oder fürchteten sie, die Statue möchte einst von dem Sockel getrennt werden, auf dem sie ihre Namen verzeichnet, und wandten eine Vorsicht an, die der Erfolg gerechtfertigt hat. Jedenfalls wurde der lange, dünne Bleistreifen, den jene 4 Bruchstücke einst gebildet, nachdem der Gufs vollendet, durch die noch ungeschlossenen Augenöffnungen in das Innere hinabgelassen, wie man ihn denn auf diesem Wege auch wieder herausgezogen. Wer weifs, ob das Verfahren dieser Künstler nicht ein allgemeineres gewesen, und nicht noch manches Museum solche verborgene Denkmäler besitzt. Nachforschungen wären gewifs sehr verdienstlich.

Dr. H. Weil, in Paris.

Digitized by Google

№ 14.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

Rigveda-Sanhita, liber primus, Sanscrite et Latine; edidit Fridericus Rosen.

(Fortsetzung.)

Das Leben des vedischen Inders erscheint im Ganzen als ein sehr einfaches; Viehzucht und Ackerbau sind es, die ihn vorzüglich beschäftigen, darum wendet man sich mit der oft wiederholten Bitte an die Götter, dafs sie Reichthum, der in Pferden, Kühen und Getraide besteht, verleihen mögen. Das letztere heifst yava (h. 53. 2 cf. Sâma Veda ed. Steevenson II. 7. a. 4. 3.); yava heifst aber im späteren Sanskrit nur die Gerste; sollte man nur diese gekannt haben? Das scheint nicht recht wahrscheinlich, doch stimmt auffällig dazu das Homerische ζείδωρος ἄρουρα, denn ζεία ist = yava. Ackerarbeiten (xaitrapatyâni) werden h. 112. 13. erwähnt, und wir sehen, dafs man auch bereits in Dörfern (grâma) zusammenwohnt (h. 44. 10, 114. 1.). Dafs auch der Verkehr der einzelnen Stämme untereinander schon zu einem gewissen Grade der Ausbildung gelangt sei, zeigt die Erwähnung hundertrudriger Schiffe (h. 116. 5.). Berauschende Getränke, vielleicht Wein (surâ 116. 17.) und mit ihnen die Trunkenheit (h. 39. 5.) sind bekannt, allein das Wasser ist doch Hauptgetränk und die Wasserheilkunde darf jetzt als Autorität für sich sogar die Vedas anführen, denn h. 23. 19—22. heifst es: „In den Wassern ist der Unsterlichkeitstrank,' in den Wassern Heilung; in den Wassern sagte mir Somas seien alle Heilmittel und der alles beseligende Agnis, die Wasser heilen alles. Schüttet schnell aus ihr Wasser euren Balsam, dafs er meinen Körper schütze. — Nehmet von mir was ich gefehlt, was ich gesündigt" u. s. w. — Sehen wir aus dem Ackerbau, dafs man bereits feste Wohnsitze gewonnen hatte, so scheint man doch zum Theil ein nomadisches Leben geführt zu haben, denn h. 42. 8. heifst es in einem Gebete an den Pûschan „führe uns zu einem grasreichen Orte", h. 67. 3. „schütze o Agnis die den Heerden angenehmen Weideplätze" und Hirt und Schützer sind der Sprache noch identisch h. 94. 5. Bei einem solchen Zustande des Lebens ist es dann auch natürlich, dafs er nicht immer ein friedlicher ist, wir sehen mehrfach der Feinde, denen der Inder mit Wurfgeschofs und Keule entgegentritt (h. 8. 3.), Erwähnung thun, die da kommen das Opfer zu stören. Unter diesen hat man offenbar Völker zu verstehen, die andern Göttern anhingen und andre Gebräuche hatten. An der Stelle dieser Feinde werden nun aber auch oft die Raxasas genannt und wenn wir annehmen dürfen, dafs der spätere Begriff derselben, nach welchen sie unsern Riesen gleich stehen, auch hier gelte, so möchte es nahe liegen, den Namen mit (ḍaxas) daxinas rechts, südlich zusammenzuhalten, indem statt des ḍ ein r eingetreten wäre; ein Wechsel der im Sanskrit öfter auftritt. Danach wären Raxasas die südlichen Völker, mit denen Kämpfe bis in die späteste Zeit fortgewährt haben, aber auch bereits in die mythische verlegt werden, wie der Zug des Râmas nach Lankâ zeigt. Dafs das Volk der Hymnen noch ein sehr kriegerisches gewesen sei, zeigen namentlich die Hymnen des 15ten und 16ten Capitels. Diese Hymnen lassen uns zugleich zu noch einem andern Schlusse kommen. Da nämlich unter den am Ende eines jeden derselben genannten Gottheiten auch der Sindhus auftritt, so möchte man vermuthen, dafs dieses Volk seinen Wohnsitz am Indus, dessen einheimischer Name bekanntlich Sindhus ist, hatte. Freilich ist nun in den Veden *sindhus* auch Appellativum und heifst ein Flufs im Allgemeinen, indefs läfst doch die Gestaltung zu einem Gotte auf einen vorzugsweise verehrten schliefsen, und wir werden weiter unten sehen, welche Gründe für einen der Flüsse des Pancâb sprechen.

Zweifelhaft und wenig wahrscheinlich ist, dafs in diesem Zustande des Lebens bereits eine Scheidung

Digitized by Google

des Volkes in Kasten statt gefunden habe; mehrfach kommt zwar die Bezeichnung panc'a xitayas und das adj. pânc'ag'anyas vor (vgl. Rosen annot. ad 7. 9.), aber die Ausleger selber sind über den Sinn derselben zweifelhaft, indem die einen darunter die vier Kasten nebst den verstofsenen Nischâdas, die andern aber Gandharvas, Pitaras, Devas, Asuras und Raxasas darunter verstehen. Dazu kommen hiervon ganz verschiedene Bezeichnungen für das menschliche Geschlecht im Allgemeinen, so *Manor apatyam* Nachkommen des Manus h. 68. 4., *Manus* der Mann, der Mensch, h. 31. 17, 36. 7., *nâhus'î vic* h. 100. 16., das Geschlecht des Nahus'as, der einst an Indras Stelle König der Götter war (Mahâbh. V. 392 ff. *), *mânus'î vic* Geschlecht des Manus (ihm gegenüber stehen die *devânâm vicas* h. 50. 5.), *krs'tayas* h. 4. 6. oder *c'ars'anayas* die Ackerer h. 7. 9., an der letzgenannten Stelle kommen auch die panc'a xitayas vor, eben so Sâm V. Prap. III. 7. 10. wo jedoch auch für *nâhus'î vic* eine andre Erklärung gegeben wird; ferner *g'anâni* die Geschlechter h. 7. 10. (wie oben steht ihnen gegenüber das *daivyam g'anam* h. 31. 17.), *xitayas* die Versammlungen, Gesellschaften h. 59. 1. *vicas* (die Grundbedeutung ist dunkel, der Nominativ ist vic, diese Form ist auch Verbalwurzel und entspricht unserem „Weg, be- weg- en", abgeleitet ist vecas das Haus, zu dem οἶκος, vicus, weich in Weichbild stimmt), davon *vicpatis* Herr der Menschen, wie Agnis h. 12. 2. genannt wird. Nie aber werden, so viel mir bekannt ist, die Menschen insgesammt unter den späteren Kastenbezeichnungen zusammengefafst. Aufserdem wäre eine dritte Auslegung jenes Ausdrucks *panc'a xitayas* möglich, dafs er nämlich fünf verschiedene Stämme eines Volkes bezeichnete, wohin namentlich die in den Hymnen oft vorkommenden Namen alter Geschlechter führen; solche sind z. B. die Söhne des Gotamas, Kanvas, Angiras u. a., der letztere Name ist zu gleicher Zeit Beiname des Agnis, denn er heifst der erste der Angirasen 75. 2. und da disse in mehreren Mythen namentlich in der von den geraubten Kühen in näherer Verbindung mit den Göttern erscheinen, dürfen wir wohl vermuthen, dafs sie ihr Geschlecht auf den Agnis zurückführten. Die späteren Namen der Kasten erscheinen so viel mir erinnerlich ist, mit Ausnahme der Brahmanen (z. B. h. 10. 1. h. 80. 1.) nicht in unsern Hymnen; der für die dritte Kaste findet sich zwar, jedoch wie wir gesehen haben als allgemeine Bezeichnung für die Menschen überhaupt und noch nicht in der später gewöhnlichen Form vaicyas, sondern in der auch noch in der Benennung der Könige (vicâm patis) erhaltenen Form *vic*; Sclaven (dâsa) werden h. 92. 8. erwähnt und mögen die Grundlage der spätern fünften Kaste sein. — Was endlich den alten Namen dieses Volks betrifft, so ist aus Manus bereits bekannt, dafs er Âryâs gewesen sei, ich übersetze daher h. 51. 8. vig'ânîhi ârian ye c'a dasyavo „mache einen Unterschied zwischen den Ariern und ihren Feinden".

Fragen wir nun nach den Wohnsitzen dieses Volksstammes, so haben wir bereits oben gesehen, dafs die Indusgegenden vermuthlich als solche anzusehen seien; diese Vermuthung gewinnt noch an Bestätigung durch die mehrmals vorkommende Erwähnung von sieben Flüssen sapta yahvîs oder wie es an zwei Stellen heifst sapta sind'avas (h. 32. 12. 35. 8.). Die eine Stelle läfst wenigstens keinen Zweifel, dafs hier mit den sieben Flüssen der Wohnsitz des Volks gemeint sei, denn es heifst dort, die Sonne beleuchte die acht Weltgegenden der Erde, die drei Welten und die sieben Flüsse, und wenn wir nicht etwa irgend eine uns dunkle mythische Vorstellung in diesen sieben Flüssen annehmen wollen, so liegt es wohl am nächsten, dieselben auf die Wohnsitze des Volkes der Hymnen zu beziehen. Dazu kommt nun, dafs der zendische Name Indiens Hapta Heando ist, was sich aufs genaueste an diese Sapta Sind'avas anschliefst und in diesen glaubt Ritter das Panc'âb mit Hinzurechnung des Indus und

*) Der Mythos vom Nahus'as im Mahâbhârata zeigt keine Andeutung auf den Ursprung des menschlichen Geschlechts von ihm; vielleicht gingen noch andre Sagen als die bekannte vom Manus über die Sinflut um; nâhus'a wäre von einem vorauszusetzenden Nahus wie mânus'a von Manus gebildet; ein solches Nahus würde an den Noah der hebräischen Sage erinnern. Doch kommt bereits in unsern Hymnen der Name des Nahus'as vor h. 31. 11. Die Stelle ist dunkel und gewinnt durch Sâyana's Commentar auch eben nicht viel. Hier seine Erklärung: he agne tvâm prat'amam purâ devâh âyave âyor manus'yarûpasya Nahus'asya etannâmakarâg'avices'asya âyum manus'yarûpam vicpatim senâpatim akrnvan krtavantah. tat'â manus'asya manoh ilâm etanmâmad'eyâm putrîm câsanîm d'armopadecakartrîm akrnvan krtavantah. tat'â c'a taittiriyair âmnâyate: idâ vai mânavî yag'ñânukâciny âsîd iti; vâg'asaneyino py evam âmananti: prayâg'ânuyâg'ânâm mad'ye mâm avakalpaya, mayâ sarvân avâpsyasi kâmân iti sâ manum anvacâd iti.

Digitized by Google

Cabul zu finden, was die gröfste Wahrscheinlichkeit für sich hat. Freilich spricht hiergegen das Zeugnifs des Scholiasten Sâyanas (aus dem 14ten Jahrhundert n. Chr.), der, wenn er auch erst in sehr späte Zeit fällt, doch die früheren Erklärer mit grofsem Fleifse benutzt hat; dieser erklärt nämlich die sieben Flüsse an allen Stellen, wo sie genannt werden (h. 32, 12. h. 35, 8; 71, 7; 72, 8; 102, 2.) für die Gangâ nebst den übrigen (Gange' ty âdi), indefs grade diese Art des Ausdrucks beweist, dafs er selbst nichts zur Erklärung wufste, denn hätte er in seinen Vorgängern darüber eine Sage gefunden, so würde er sie sicherlich mitgetheilt haben; doch könnte man auch statt Indus und Cabul, Djunmâ und Gangâ zu den Flüssen des Panc'ab rechnen, nur ist es dann sicherlich nur der obere Lauf beider für diese ältere Zeit, an dem sich der indische Volksstamm niedergelassen. Aufser diesen sieben Flüssen werden noch 90 schiffbare (navati nâvyâs h. 80. 8, 121. 13) und an einer andern Stelle (h. 62. 6.) vier Flüsse genannt, die Indras mit süfsem Wasser erfüllt hat; aber auch hier weifs der Scholiast nichts zu berichten und die letztgenannten c'atasro nadyas sind ihm wieder gange' ty âdi. Zu diesen Andeutungen und dem oben genannten Sindhus kommen andre ausdrückliche Bezeichnungen, nämlich h. 84. 14. wird ein Wasser Caryanâvân genannt, in welchem Indras das Haupt des Dadhyac', mit dem er neunzig Feinde schlägt, findet. Rosen giebt, ich weifs nicht woher, diesem Wasser die Bezeichnung Flufs, unser Scholiast Sâyanas sagt, es sei ein See, der in Kuruxetra fliefse, also wahrscheinlich ein aus einem See kommender Flufs (caryanâvad d'a vai nâma kuruxetrasya g'ag'anârdd'e sarah syandate); derselbe See wird im Sâmaveda II. 4. 6. 13. genannt und Steevenson, der hauptsächlich den Scholien folgt, übersetzt *lake* Caryanâvân; zu gleicher Zeit werden an diesen Stellen die Länder Ârg'ika und Kritva genannt, die wir, wie der Zusammenhang wahrscheinlich macht, in der Nähe jenes Caryanâvân zu suchen haben. Ein anderer ferner noch vorkommender Flufsname ist der der Ciphâ (h. 104. 3.), über den indefs Sâyanas nichts weifs. Vielleicht ist Caryanâvân die Sarasvati, vgl. Mahâbh. III. 8701.

Das sind die wenigen Notizen, mit denen wir uns auf der indischen Erde zurechtzufinden suchen müssen, doch werden die übrigen Bücher des Rigveda sowie die übrigen Veda's gewifs noch viel Wichtiges an's Licht bringen. Mit dem Himmel geht's uns nicht viel besser als mit der Erde; wir sahen bereits oben, dafs er wie in der spätern Zeit in acht Theile getheilt ist, oder vielmehr er hat acht dicas, oder wie es in unsern Hymnen auch heifst, kakub'as, das heifst aber ursprünglich Köpfe (trikakup, triceps h. 121. 4), also offenbar dieselbe Vorstellung von den Winden wie bei uns, wo sie als blasende Häupter dargestellt werden. Das erklärt denn auch, wie es später geschehn konnte, dafs man diese acht Himmelsgegenden acht Hauptgöttern zutheilen konnte. Neben diesen achten nennt der Sâmaveda (II. 5 a. 13) die einfachen vier prâk, apâk, udak, nyak. — Dafs ein Volk, das sich hauptsächlich noch im Freien bewegt, mit seinen Heerden oft hin und herzieht, Sternkunde besitzen müsse, versteht sich von selbst; daher sind manche hübschen Bilder von der Betrachtung des gestirnten Himmels entnommen, so heifst es z. B. die Sterne stehlen sich wie Diebe in der Nacht vor der alles beleuchtenden Sonne vom Himmel, h. 50. 2, und aus dieser vertrauten Kenntnifs schreiben sich die mehrfachen Namen derselben her, denn nur was man genau kennt, das kann man auch nach seinen verschiedenen Eigenschaften nennen, so heifsen sie g'yotîns'i die Lichter, naxatrâni die wandelnden von nax adire (auch Yâskas sagt naxatrâni naxater gatikarmanas (Nir. 3. 20), ferner werden h. 24. 10 rxâs genannt und der Scholiast giebt zu dieser Stelle (Cod. Berol. 446. Adhyâya II. p. 26. 6. vgl. Ros. annot. p. LVI. 10.) zwei Auslegungen, nämlich er sagt, entweder sei das Gestirn des grofsen Bären gemeint, oder alle naxatravices'âs; für die erste Ansicht führt er die Vâg'asaneyinas an, welche sagen: rxâ iti ha sma vai purâ sapta rs'în âc'axata iti, wo wir aus dem purâ ersehen, dafs die Bezeichnung des Sternbilds mit dem Namen der sieben Weisen für die ältere gehalten wurde; für die zweite führt er den Yâskas (Nirukti III. 20.) an, rxâh strb'ir iti naxatrânâm, hat aber dabei die weitere Auseinandersetzung des Yâskas übersehen, welcher sagt: rxâ udîrnâniva k'yâyante, strb'is tirnâniva k'yâyante, was ich verstehe: Bären werden die grofsen, Sterne (str aus Yâska scheint hervorzugehen, dafs sich nur der instrum. plur. findet, dieser erscheint h. 87. 1; h. 68. 5.) die kleinen die besiegten; für str führt Yâskas auch noch die Stelle pacyanto dyâm iva strbis an. Rosen hat demnach sicher mit Recht die Bedeutung des Sternbildes für rxâs vorgezogen, und es ist

Digitized by Google

wahrscheinlich, dafs nur die Stern*bilder* diese Bezeichnung führten; von der spätern Unterscheidung zwischen rxas, rxam (vgl. Schlegel Zeitschr. f. Kunde des Morgenlandes I. 361) ist, wie wir sehen, hier noch keine Spur. — Eine genauere Beobachtung der Sterne, wie sie aus diesen Anzeichen ersichtlich ist, hat dann auch früh zu einer richtigen, mit den physischen Erscheinungen übereinstimmenden Eintheilung der Zeit geführt; statt der späteren sechs Jahreszeiten werden in unsern Hymnen mehrmals nur fünf erwähnt (vgl. Nirukti IV. 27. Cod. Berol. no. 57. p. 49); dagegen sechs (wenigstens nach den Scholien) h. 23. 15.; man zählt nach Herbsten (caradas h. 86. 6), oder nach Wintern (himâs 64. 14, 73. 9) und das Jahr von 360 Tagen (s. d. obige Stelle d. Nirukti) ist in zwölf Monate getheilt, und man hat, um die Zeitrechnung mit dem Erdumlauf in Uebereinstimmung zu bringen, einen Schaltmonat eingeschoben (h. 25. 8); dies geschah wahrscheinlich alle fünf Jahre (dann würde er 25 oder 26 Tage gehabt haben), denn in dem G'yotisam wird nach Perioden von fünf Jahren (yugas) gerechnet.

Wir haben versucht die Hauptzüge des Bildes zu entwerfen, welches uns der Rigveda vom ältesten indischen Leben entwirft, und wenn wir sahen, dafs sich hier bedeutende Abweichungen von der späteren Entwickelung zeigten, so läfst sich schon ein Gleiches von der Sprache, in der diese Hymnen verfafst sind, vermuthen. In der That findet sich denn auch hier so viel von der späteren epischen Sprache Abweichendes, in den Flexionen sowohl als der Wortbildung, so viele Wurzeln finden sich noch als lebendige Verba, welche in späterer Zeit untergegangen, oder doch nur in dunkeln Nominalbildungen übrig geblieben sind, so viel neue Wörter, welche die epische Sprache bereits verloren hat und welche nicht selten überraschendes Licht über ähnliche Bildungen verwandter Sprachen verbreiten, finden sich, selbst die Lautgesetze sind noch nicht in der Consequenz durchgebildet, wie später, dafs man kein Bedenken tragen kann, die Sprache der Vedas als einen selbstständigen Dialekt anzusehen. Wir wollen auch einige dieser Eigentümlichkeiten hier anführen.

Ein Nominativ auf â (aufser den mit einer Wurzel auf â zusammengesetzten Bildungen) findet sich h. 54. 3 im Worte barhanâ, und der gleichlautende Vocativ steht h. 56. 5. Sâyanas führt, indem er sagt supâm sulug iti vib'akter âkâras, diese Regel des Pânini (VII. 1. 39) zur Erklärung an und danach würde â für as stehen; Yâskas hat dasselbe Wort ebenfalls unter den seltenen Formen des sechsten Abschnitts c. 18. (vgl. Nighantu 4. 4) und umschreibt es durch nibarhânâ (während Sâyanas es durch catrûnâm nibarhayitâ wiedergiebt), ohne etwas Weiteres über seine Bildung anzugeben; zugleich führt er unsere Stelle an. Nun steht aber in demselben h. 54. im 5ten Verse das Adj. barhanâvat, wonach barhanâ als ein Abstractum zu betrachten ist, das wie die Abstracta auf ti (vergl. Rosen ad h. 10. 12 u. mati h. 6. 6) zugleich als masculinum, als nomen agentis gebraucht wurde. Als Abstractum findet es sich wirklich h. 52. 11, dazu vergleiche man den späteren Beinamen des Indra *catrunibarhanas* Indral. 1. 1 und *nivârana* A. 10. 70 und N. 7. 10, und bemerke noch, dafs auch das fem. devatâ so auf masculina bezogen wird, h. 22. 4. sa (der Savitâ) c'ettâ devatâ padam und h. 55. 3. wo devatâ auf Indras geht. — Eine andre angebliche Nominativ- und Vocativform ist *d'rs'nuyâ* h. 23. 11, 53. 7, 46. 5. Der Scholiast erklärt es das erste Mal *d'rs'nuyâ — dârs'tyayuktas san* und fügt nachher hinzu *supâm sulug iti sor yâg'âdecas* (Pân. VII. 1. 39.); an der anderen Stelle sagt er *catrûnâm d'ars'akas* und giebt dieselbe grammatische Erklärung; er sieht es also beide Male für einen Nominativ (od. Voc.) an, weshalb Rosen's Uebersetzung (23. 11. impetu vgl. ann. zu 31. 3.) schon von ihm abweicht. Rosen stützt sich nämlich auf die in derselben Regel Pâninis enthaltenen Formen, in welchen yâ die Instrumentalendung für nâ ist, und thut dies mit um so viel mehr Wahrscheinlichkeit für die Richtigkeit seiner Auffassung, als schon die Scholien des Pânini grade die Form *d'rs'nuyâ* neben *uruyâ* f. *urunâ* für einen instrumentalis erklären (Lassen Anth. p. 132 hält das ähnliche *urviyâ* für ein adverbium, also wohl eben so für einen instrumentalis, vgl. amuyâ h. 32. 8.). Deshalb mufs man auch *d'rs'nuyâ* an der zweiten Stelle für einen instrumental erklären, um so mehr, als es schon die Gleichmäfsigkeit der Strophe so erfordert; diese lautet *yudâ yud'am* upa g'ed es'i *d'rs'nuyâ, purâ puram* sam idam hansi *og'asâ*, wo man sieht, dafs dem instrum. *o'gasâ*, in der ersten Hälfte des Verses der instr. *d'rs'nuyâ* entspricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 15.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

Rigveda-Sanhita, liber primus, Sanscrite et Latine; edidit Fridericus Rosen.

(Fortsetzung.)

Dieselbe Auffassung ist für die dritte Stelle nöthig, wo es der Scholiast mit somasya verbindet, indem er sagt: somasya; tam somam pâtam, yuvâm pibatam; kîdrcam somam? d'rs'nuyâ d'ars'anacîlam madakaratvena tîvram ityart'ah III. p. 70. Es heifst auch hier mit Kraft, gewaltig, kräftig; daher zu übersetzen: „er ist der Erreger eurer Seelen, ihr wahrhaftigen und gepriesenen; trinkt kräftig vom Somatrank". — Dieser Form schliefst sich *sukratûyâ* h. 31. 3. an, von dessen û wir zunächst bemerken, dafs es eine im Rigveda häufige Verlängerung zeigt, die in der Mitte des Worts namentlich vor den Halbvocalen y und v auftritt (vgl. den Padatext). Sâyanas erklärt diese Form für den Instrumentalis eines fem. *sukratuyâ*, so dafs es für sukratuyayâ stände. Rosen fafst es ebenfalls als instrum. und fragt, ob es nicht dem *d'rs'nuyâ* f. *d'rs'nunâ* gleichstehe. So weit das Casusverhältnifs hierbei in Frage kommt, ist wohl kein Zweifel, eine andere Frage ist aber, ob jene Form wirklich für diese stehe. Dies ist, wie ich glaube, nicht der Fall, sondern *d'rs'nuyâ* und *sukratuyâ* sind instrumentale von einem weiblichen thema *d'rs'nvî*, *sukratvî*, deren v von dem in y übergegangenen î wieder aufgelöst ist. Diese abstracta gehören aber eigentlich zu den adjectiven *d'rs'nu* (h. 56. 4.) unb *sukratu* (h. 91. 2.) und es läfst sich nicht gut annehmen, dafs sie etwa für instrumentale eines abstracten Neutrums zu halten seien, da grade dies in unsern Hymnen andere Form zeigt (d'rs'nunâ cavasâ h. 56. 4.) und wenigstens vom substantiv kratu (freilich masc., doch folgen die neutr. der Declination derselben fast ganz), instr. kratvâ (h. 39. 1, 69. 1, 73. 2.). Dafs keine Nominative von diesen Formen vorkommen, hat darin seinen Grund, dafs v sich nur wenigen Consonanten leicht anschliefst und nach zweien nur ungern auftritt, weshalb auch die spätere Sprache keine feminina auf î vom adj. auf u nach Doppelconsonanz bildet; im Vedadialekt sind nun aber die späteren Lautgesetze schon ausgebildet, nur noch nicht consequent durchgeführt, darum vermeidet man *d'rs'nvî*, *kratvî*, doch haben ursprünglich sicher *d'rs'nuî*, *kratuî* gegolten. Zu unsern Instrumentalformen verhalten sich dann die Gerundialformen *) auf *'tvî* (h. 52. 6. *vrtvî*, so auch wohl *g'us'tvî narâ* viros diligens nicht dilecta h. 118. 5.) wie die Instrumentalformen auf yâ zu denen auf î s. u., die Formen auf tvâ sind aber instrumentale eines Nominativs n. auf tu und wie kratvâ, mad'vâ, vasvâ, panvâ gebildet, neben diesen Formen auf *tu* existiren aber schon solche auf *tva* und *tvan* (*mahitvam* h. 115. 4, 8. 5, 59. 5. etc., *mahitvanâ* h. 86. 9. 85. 7., *mahitvâ* h. 109. 6, 52 13 etc., *vrsatvam* h. 91. 2. *vrsatvâ* h. 54. 2.). Ob bei diesen Formen für den acc. auf tum und den instrum. auf tvâ verschiedene Wurzelformen existiren, ist gleichgültig, da diese entweder späteren Ursprungs sein könnten, oder von bereits verschieden gebildeten Nominativen auf tu ausgegangen sein könnten. Dafs diese Infinitive und Gerundia allmählig von stärkeren Formen zu schwächeren herabgesunken sind, zeigen *g'îvâtum* h. 91. 6., *g'îvâtave* h. 94. 4. neben dem späteren *g'îvitum*, und *vahatum* (Nirukti 12. 11. *tvas'tâ duhitre vahatum krnoti = tvas'tâ duhitur vahanam karoti*) neben *c'aritave* h. 113. 5. und *vôd'um* dem vahitum, vahtum, vad'um vorausgegangen zu sein scheinen. — Ein drittes Wort auf *uyâ* ist endlich *sâd'uyâ* h. 56. 11. Die Stelle lautet *abûdu pâram etave pant'â rtasya sâd'uyâ* und Rosen übersetzt „est ad transeundum via solis bona". Sâyanas (III. p. 71) rtasya sûryasya pâram etave râtreh pârab'ûtam udayâdrim gantum pant'â

*) Nach Pânini VII. 1. 49. vgl. Lassen ind. Bibl. III. p. 104, der sie aus tvînam verkürzt glaubt.

Digitized by Google

mârgah sâd'uyâ samîc'inah ab'ûdu nis'panna eva. In der gramm. Erklärung wird sâd'uyâ durch die bereits mehrmals angeführte Regel des Pânini *supâm sulug iti vib'akter yâg'âdecas* erklärt, und die Scholien des Grammatikers führen grade für das Substitut yâ das Beispiel *sâd'uyâ = sâd'u* an. Indefs ist eine solche Form so unerhört, dafs die Richtigkeit der Erklärung stark bezweifelt werden mufs; dazu kommt, dafs die Scholien des Grammatikers jene Form dem Neutrum *sâd'u* gleichsetzen, wir aber an unserer Stelle das Masc. brauchen; kurzum wir nehmen auch hier die obige Erklärung an und übersetzen: „es ward auch, dafs wir an's Ziel gelangen, der Pfad durch der Sonne Milde". Ueber den Sinn von *pâram etave* vgl. h. 92, 6. und rag'asah pâre h. 33. 7, 46. 7, wo zu übersetzen ist „kommt auf dem Boote der Hymnen zu uns, dafs wir an's Ziel gelangen (dafs der Tag anbreche), und h. 52. 12.

Mehrfach kommt es in unsern Hymnen vor, dafs Formen ohne alle Flexion gebraucht scheinen, obgleich dieselben Wörter in andern Hymnen flectirt auftreten, so *yuvâku* h. 120. 9. verbunden mit *duhîyan* (nach Sâyana aufser andern Erklärungen auch für duhîran), aber yuvâkavas h. 3. 1. 3; âyud'â santu *vîlû* pratis'kab'e h. 39. 2; der Padatext hat vîlu und nimmt es also als metrische Verlängerung, gen. vîlos h. 101. 4; h. 117. 9. *purû varpânsi*, Pada hat wieder puru, *purû* und *vîlû* können aber auch wie *âyud'â* f. *âni* (h. 39. 2. u. a. a.), *trî* f. *trîni* (h. 34. 9, 35. 8.) stehen; vgl. noch 81. 7. wo *purû catâ vasû* zu lesen scheint, da dies ein solcher Fall ist, in dem die Codices oft schwanken. Ferner *vîlu c'id drlhâ adrim* h. 71. 2. (Sây. V. p. 32. *balavantam drd'ângam api attâram* scl. *paninâmânam asuram*). Daran schliefsen sich *arenu tug'â cavas* h. 56. 3. Sây. *tug'â-çatrûnâm hinsakam sat* und im gramm. Comm. Pân. VII. 1. 39., dann h. 56. 4. yadi tavis'î *tvâvrd'â* indram sis'akti, Sây. ya indro d'rs'nunâ d'ars'akena cavasâ balena tamas tamorûpam vrtrâdim asuram bâd'ate hinasti; ûtaye raxanâya; *tvâvrd'â* tvayâ stotrâ vardd'itam tam indram devî tavis'î dyotamânam balam yadi yadâ sis'akti samavaiti sevata iti Yâskas; dann h. 73. 7. *naktâ c'a c'akrur us'asâ* virûpe, Sây. naktam c'a us'asam; ferner h. 80. 15. na hi nu *yâd* ad'imasi indram, Say. *yât* yâtam sarvatra vyâpya vartamânam indram und *yât*, yâ prâpane; asmâl latah catr; supâm sulug iti dvitîyâyâ luk; ferner *catâ* f. catam h. 80. 1, 81. 7, 53. 8. (fem. ?), declinirt 102. 7; endlich *sahasrâ* h. 53. 9, 116. 21. ekasya vastor âvatam ranâya vacam acvinâ sanaye sahasrâ. Sây. erklärt ranâya durch ramanîyâya und sanaye durch d'analâb'ârt'am, so wie sahasrâ f. sahasrâya. rana heifst aber auch in den Veden der Kampf, so steht es Nig'. 2. 17. unter den Wörtern mit der Bedeutung sangrâma; ich übersetze daher „für eines Tages Kampf habt ihr den Vacas aufgespart, damit er tausender sich erfreue". sanaye heifst auch einfach zur Erlangung, zum Genufs, h. 30. 16, 31. 8; sahasrâ stände dann für sahasram, und ein solcher Accusativ nach Verbalsubstantiven findet sich öfter, cf. Rosen ad 14. 7, 23. 21. — Besonders häufig treten diese unflectirten Formen, oder wie wir schon sahen, das Thema mit verlängertem auslautendem Vocal, im Instrumental auf, so *svâhâ* f. svâhena (doch könnte es auch wie im Zend für svâha-â stehn), *himyâ* h. 34. 1. f. himyayâ, oder ist es instr. zu himî f. die Nacht? Nigh. 1. 7. steht hima unter den Namen der Nacht; *g'anâ* h. 8. 3. ist, wie schon Rosen bemerkt, regelmäfsiger instr. zu *g'an*; *mandinâ drs'at* h. 54. 4: *vîryâ* f. vîryena h. 80. 15. (vgl. yaxi devânt suvîryâ, ich übersetze: „führe die Götter herbei mit deiner herrlichen Kraft); *manîs'â* f. manîs'ayâ h. 70. 1, 91. 1; *pûrvayâ nividâ kavyatâ* (f. kavyatyâ? über das Denom. vgl. Pân. VII. 4. 39.) h. 96. 2; *divitmatâ vac'as* h. 26. 2; *vis'tî* h. 20. 4. cf. Ros. ann.; *caktî vâ vidâ vâ* h. 31. 18; *matî navis'tayâ* h. 82. 2; *rg'unîtî* h. 90. 1; *pranîtî* h. 91, 1; *prayatî* h. 99. 2; *ûtî* h. 100. 1. das letztere scheint dativus zu sein.

Unter diesen Formen sind wohl einige flectirt, die wir, sobald uns ein gröfserer Hymnenvorrath vorliegen wird, vielleicht vollständig als solche werden nachweisen können; *svâhâ* könnte aus einer ältern Instrumentalform *svâha-â* entstanden sein, von *himyâ* ist schon gesprochen, *vîryà* möchte ebenfalls von einem Thema *vîrî* stammen, das genau dem lateinischen viri in den Pluralformen virê-s, viri-um entspräche; die Formen auf i sind durch Abwerfung des â entstanden, weshalb der auslautende Vocal verlängert ist; wir haben also hier schon vollständig die lateinischen Ablative auf i der i-Stämme in der dritten Declination. Die Formen tug'â, catâ scheinen nom. neutr. mit â statt am, so wie drlhâ, tvâvrd'â, naktâ, us'asâ Accusative st. am zu sein, wenigstens hat ein solches Abwerfen des accusativen m sein Analogon in den griechischen Ac-

Digitized by Google

cusativen der 3. Decl. auf *a*, und Panini hat eine Verbalform, welche dieselbe Erscheinung unzweifelhaft zeigt, nämlich *yag'ad'va* oder wie wahrscheinlich *yag'ad'vâ* f. *yag'ad'vam* VII. 1. 3. (yag'ad'vainam iti c'a). — Dafs die Formen tug'â, tvâvrd'â, so wie das zuerst erwähnte barhanâ in einem und demselben hymnus, nämlich 56, erscheinen, ist jedenfalls bemerkenswerth, und macht es nicht unwahrscheinlich, wenn diese Bemerkung bei mehreren Hymnen Geltung hätte, dafs wir die einzelnen Theile dieser Sammlung auch noch zu sondern haben werden, vgl. auch noch h. 116, der ebenfalls viele abweichende Formen enthält. — Will man jedoch bei der Erklärung obiger Formen unserer Annahme nicht folgen, so kann man sich auch bei der der indischen Ausleger beruhigen, und deren Ansicht dadurch stützen, dafs andre, namentlich Locativformen, deutlich ohne ein Flexionszeichen auftreten (vgl. Pân. VII. 1. 39.), so *sakman vidat'e* h. 31. 6. cf. ann., *yâman* h. 33. 2; *samâne ahan* h. 34. 3; *karman* h. 121. 11, *yâman* h. 37. 3. (vgl. yâmani h. 25. 20. Dies Wort schwankt zwischen Formen vom Stamme *an* und solchen von *a*, so *yâmas* h. 34. 1, *yâmâya* h. 38. 7, *yâmes'u* h. 37. 8, aber *yâmab'is* h. 37. 11; eben so verhält sich *ag'mes'u* h. 37. 8, 10; 87. 3. zu *ag'man*, wozu man noch *ahâ* f. *ahâni* von ahan h. 116. 4, h. 50. 7. nehme), *d'anvan* h. 38. 7, *carman* h. 51. 15, *ag'man* h. 65. 3, *yâman* h. 85. 1, *carman sapraf'astame* h. 94. 13, *asmin ahan* h. 100. 6, *karman karman* h. 102. 6, *udan* h. 104. 3., *ag'man* h. 112. 17. (Hier folgt die Präposition â, *ag'mannâ*, weshalb das vorhergehende *n* verdoppelt ist; diese Verdoppelung verstöfst aber gegen das Metrum, welches eine Kürze verlangt; es scheint mir daher durch die späteren Ausleger in den Text gebracht und ag'manâ zu lesen. Jâskas (Nig' 2. 17.) hat nämlich unter den Worten, die sangrâma bedeuten, nur die Form *ag'man* als Locativ, von diesem Stamme ist aber ag'manâ instrumentalis, der hier noch besonders durch das in der ersten Hälfte des Verses an gleicher Stelle stehende mag'manâ empfohlen wird. Dazu kommt, dafs h. 37. 13. von *ad'van*, das übrigens auch andre Casus zeigt (acc. h. 31. 16, gen. 42. 1, 71. 9, 72. 7, dat. 42. 8.), ganz dieselbe Form vorkommt *ad'vannâ*, wodurch abermals das Metrum verletzt wird, auch hier wird daher *ad'vanâ* zu lesen sein; eben so mufs man Lassen Anth. p. 97. 13. *prf'uyâman* st. *-mann* lesen, h. 63. 4. *vrs'akarman* als Locativ nehmen und das doppelte n aufgeben, h. 55. 7. *somapâvan* st. *vann* zu lesen), *samudrasya d'anvan* h. 116. 4, *d'anvan* h. 95. 10, *mahe yâman* h. 116. 13. (Sây. mahanîye, pûg'anîye yâmani), *dacame ahan* h. 117. 12, *casman* (vgl. lat. carmen) h. 119. 2, ferner *ran* h. 120. 7. du. datores (yuvam âstam maho ran), plur. h. 106. 4. *vâg'ayan* cibi caussa implorantes, h. 85. 12. *carma trid'âtûni*, h. 79. 3. *parigm'â* Rosen circumeuntes, doch ist es vielleicht allein auf Varunas zu beziehen, oder noch besser Name des Vâtas, wie h. 112. 4; *trî d'anva* h. 35. 8. Wir sehen, dafs diese flexionslosen Formen hauptsächlich dann gebraucht werden, wenn durch ein dabei stehendes Wort, sei es das Casusverhältnifs oder der Numerus, bereits ausgedrückt ist, darum scheint mir auch *parig'man* h. 117, 4. nicht wie Sâyanas will (VIII. p. 28. a. parig'man parigamane ab'is'tasya prâpane nimittab'ûte sati, vgl. Rosen's Uebersetzung) zu nehmen, sondern als Beiwort der Acvinen narâ-nâsatyâ parig'man die auch h. 46. 14. parig'mânau genannt werden, so wie ihr Wagen h. 20. 3. dasselbe Prädicat erklärt. Das Wort scheint überhaupt nur Beiwort der Götter zu sein; h. 6. 9. wird es dem Indras (daher auch h. 63. 8. parig'man (Ros. undique circum terram) besser als Beiwort des Indras zu fassen), h. 79. 3. dem Mitras, Aryamâ und Varunas, h. 112. 4. dem Vâtas gegeben. Eben so möchte anarvan h. 116. 16. besser zu dasrâ und b'is'ag'au gestellt werden, als zu axî, zu dem es der Scholiast und nach ihm Rosen zieht; Sây. sagt nämlich arvagamanam vis'ayam praty enayor nâstî' ti; allein diese Erklärung ist gezwungen, und jene ist offenbar natürlicher, anarvan ist dann zu übersetzen: die unveränderlichen, unwandelbaren vgl. h. 51. 12. anarvânam clokam Ros. immutabilem hymnum und Nirukti VI. 23. anarvâ, apratyrto 'nyasmin. Dazu nehme man noch folgende Stelle: h. 37. 1. krîlam vah card'o mârutam *anarvânam* rat'ecub'am Rosen: hostium immunem potentiam etc. Sây. anarvânam: b'râtrvyarahitam und nachher vyatyayena pullingatâ. Diese Erklärung pafst, abgesehn von der grammatischen Unwahrscheinlichkeit, schlecht zu den kriegerischen Marutas, von denen gleich nachher gesagt wird, dafs sie mit Waffen und unter Kriegsgeschrei geboren sind. Könnte man nicht unter anarvânam rat'ecub'am den unwandelbaren, in seinem Wagen strahlenden Indra, den Fürsten der Maruts verstehen? Zu bemerken ist übrigens noch,

Digitized by Google

dafs bei einigen der aufgeführten Formen ein Unterschied zwischen Singular und Plural statt findet, der darin besteht, dafs die Locativformen des Singulars das *n* des Stammes behalten, die Pluralformen es abwerfen, so carman und carma, d'anvan und d'anva.

Andre Abweichungen der späteren Declination finden sich mehrfach; so hängen die Masculina und Neutra auf u die mit Vocalen anlautenden Casusendungen oft ohne Hülfe des eingeschobenen n an und verwandeln den Auslaut des Themas in den Halbvocal. So die instrument. kratvâ h. 39. 1., mad'vâ h. 47. 4. (yag'nam mad'vâ mimixatam vgl. 34. 3. yag'nam mad'unâ mimixatam, der Unterschied ist durch das Metrum bedingt); panvâ h. 65. 2; pacvâ h. 65. 1.; kratvâ h. 69. 1.; h. 73. 2. 81. 4.; rb'vâ h. 121. 9. Diesen schliefsen sich ein paar Formen an, welche Sâyanas für indeclinabel hält, nämlich mahitvâ h. 52. 13.; h. 67. 5.; h. 68. 1.; h. 91. 2.; h. 109. 6. und vrs'atvâ h. 54. 2. Ich halte sie unbedenklich für Instrumentale älterer Formen von abstractis auf tu statt der späteren auf tva (Sây. sagt h. 52. 13. mahitvâ, mahitvena — supâm sulug iti trtîyâ yañâdecas und 54. 2. vrs'atvâ, vrs'atvena — supâm sulugiti vib'akter âkâras), die späteren Formen auf tva kommen zum Theil neben jenen in derselben Verbindung vor, so neben dem obigen vrs'â vrs'atvâ vrs'ab'o ni rng'ate h. 91. 2. tuam vrs'â *vrs'atveb'ir* mahitvâ *). — Ferner die Dative pacve h. 43. 2.; tanve h. 23. 21., die Genitive *mad'vas* h. 34. 10.; 14. 7.; 47. 9.; *svâdos mad'vas* 84. 10.; 85. 6.; 117. 1. (doch daneben auch mad'os h. 14. 8.); *vasvas* h. 51. 1.; h. 71. 9.; 90. 2.; 113. 7. (vasunas h. 109. 5.); *pacvas* h. 67. 3., daran schliefst sich das eben so gebildete *aryas* f. ares h. 73. 5. 118. 9. (so ist auch wohl h. 33. 3. zu übersetzen samaryo gâ ag'ati yasya vas'ti, des Feindes Heerden führt er mit sich, wessen er will, doch vgl. 81. 6.) loc. *tanvi* h. 55. 8., wodurch sich die von Bopp vgl. Gramm. p. 232 vermuthete Form bestätigt, aber vasau h. 81. 3., nom. *plur. mad'vas* h. 14. 4. acc. *tanvas* h. 31. 12.; *tanvas* 110. 7. ergiebt sich als acc. fem. durch das dabei stehende priyâs, also steht es für tanûs von tanu oder tanû, letztere Form ergiebt sich aus tanûkrit h. 31. 9. so wie *tanûbis* h. 89. 8., *tanûs'u* 85. 13. etc. *vasvas* h. 27. 5. dem schol. acc., erklärt Rosen für den Genitiv.

Diesen von der späteren Sprache abweichenden Formen des Rigveda schliefsen sich die Accusative der Masculina auf i und u an, welche auf înr und ûnr ausgehen, sobald das folgende Wort einen Vocal im Anlaut hat. Rosen's Erklärung zu h. 15. 5. dürfen wir hier nicht folgen, da andere Formen damit in Verbindung kommen, welche eine andre Erklärung wahrscheinlich machen. Lassen hat bereits in der indischen Bibliothek p. 51 ff. Beispiele aus Pânini VIII. 3. 8 ff. angeführt, welche den Einschub eines *s* nach dem Flexions-*n* zeigen und daraus gefolgert, dafs der Acc. pl. auch im Indischen wie im Deutschen ursprünglich auf *ns* ausgegangen sei. Die Frage ist jedenfalls für die Sprachgeschichte von Wichtigkeit und wir stellen deshalb die hierher gehörigen Fälle aus dem ersten Buche des Rigveda zusammen: 1) n vor den palatalen; *a*) vor c' bleibt dentales n h. 23. 13. *pûs'an c'itrabarhis'am*, h. 33. 14. *yasmin c'âkan* h. 77. 3. yâman c'itram h. 71. 1. *ag'us'ran c'itram* h. 104. 5. *mag'avan c'arkrtat*; *b*) geht in das palatale n über h. 72, 6. *pacûn c'a st'âtrînc'aratam*; *c*) geht da ein Zischlaut eingeschoben wird in anusvâra über h. 70. 3. *martânc c'a*, h. 100. 18. *cinyûncc'a*; *d*) geht auch in anusvâra über h. 36. 14.; *e*) von n vor c" findet sich kein Beispiel; *f*) vor dem palatalen Zischlaut wird es in den palatalen Nasal verwandelt, der Zischlaut selber aber geht in die aspirirte palatale tenuis über h. 33. 15. *magavan c"vitryam*, ib. *akran c"atrûyatâm* h. 35. 5. *g'anân c"yâvâk*, h. 95. 1. *svad'ânân c"ukro*, h. 100. 7. *ranayan c"ûrasâtau*, ib. 18. *dasyûn c"imyûncc'a*, h. 102. 3. *mag'avan c"arma*, ib. 6. *karman c"atamûtîh*, h. 104. 8. *mag'avan c"akra*, h. 121. 9. *vanvan c"us'nam*, h. 63. 5. *vag'rin c"nat'iki*; 2) n vor dem dentalen t bleibt unverändert ohne Einschub eines Zischlauts, h. 5. 8. *avîvrd'an tvâm*, ib. 10. *abidruhan tanûnâm*, h. 30. 12. *vag'rin tat'â*, ib. 14. *tvâvân tmanâ*, h. 53. 6., *amadan tâni*, h. 61. 11. *dacasyan turvîtaye*, h. 63. 3. *etân tvam* h. 94. 7. *san talid*, h. 104. 2. *cc'amnan te* h. 117. 22. *rtâyan tvâs'tram*, h. 118. 1. *g'avîyân trivand'uro*, h. 121. 12. nrîn tis't'â. An einer einzigen Stelle 19. 7. ist es vor t in anusvâra verwandelt *parvatân tirah*.

*) Die späteren Ausleger scheinen zu dieser Erklärung durch Formen wie taranitvâ für — tvâni verleitet zu sein (h. 110. 6.).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 16.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

Rigveda-Sanhita, liber primus, Sanscrite et Latine; edidit Fridericus Rosen.

(Fortsetzung.)

3) Vor p bleibt es unverändert, einmal steht hinter dem n ein visarga 121. 1. nrînh pâtram; 4) vor s steht hinter dem n immer ein t z. B. *devânt* h. 77. 2., *vartânt* 73. 8., *asmânt* 31. 18., *tânt* 104. 2., dann *vivrd'ant* h. 11. 1., *avanvant* h. 51. 2., *avaxant* h. 104. 2., *ahant* h. 69. 4., ferner *dansanâvant* h. 30. 16., *nahânt* h. 4. 10., dann *ag'mant* h. 65. 3., *carmant* h. 5. 15., *d'anvant* h. 95. 10., endlich *vag'rint* h. 30. 11., 82. 6. *râg'ant* h. 91. 4.; als einzige Ausnahme findet sich h. 80. 10. *niharan sahasâ*; 5) n geht in den anunâska über vor allen Vocalen; Ausnahme h. 23. 23. *payasvân agne*; ferner in einzelnen Fällen vor tönenden Consonanten h. 14. 9. *vicvân davân* h. 15. 12. *devân devayate*, h. 48. 12. *vicvân devân*, h. 71. 3. *devân g'anma.* Vor den Halbvocalen bleibt es dagegen unverändert h. 27. 13. *devân yadi*, h. 28. 4. *racmin gamitava* h. 33. 7. *etân rudato* h. 54. 11. *sûrîn râye* h. 73. 8. *yân râye*, h. 45. 2. *tân rohidacva* h. 33. 13. *catrûn vi* h. 117. 2. *g'avîyân ratah etc.* 6) Nach dem in den Anusvâra verwandelten n erscheint in den Accusativen der Masculina auf i und u ein r vor Vocalen, vgl. h. 33. 3. *s'ud'înr* h. 37. 12. *girînr* h. 45. 1. *vasûnr* h. 49. 3. *rtûnr* h. 15. 5. h. 52. 5. *parid'înr* h. 78. 4. h. 101. 5. *dasyûnr* h. 109. 3. *racmînr* h. 103. 5. *sind'ûnr* und einmal vor y *dasyûnr* in h. 63. 4.

Vergleichen wir hiermit die Regeln, welche Pânini aufstellt, so finden wir dafs 1. a und b mit Pân. VIII. 3. 8. übereinstimmt, er giebt dort als Beispiele pacûns tânc c'âkre und pasûn tân c'akre; was c betrifft, so finden wir von den bei Pânini VIII. 3. 31. angegebenen vier Veränderungen nur die vonuns angeführte. Bei 2 ist es jedenfalls auffällig, dafs der von Pânini VIII. 3. 8. angegebene Einschub eines *Nasal* (er giebt als Beispiele tasmins tvâ dad'âti neben tasmin tvâ und tâns tvam k'âdasva neben tân tvam) nirgends statt findet. Die unter 3 beigebrachte Ausnahme findet sich auch bei Pânini VIII. 3. 10., zu der noch eine zweite kommt (ebenda 11) nämlich das Wort svatavân, welches vor dem Worte pâyu ein visarga erhält, vor dem n in den anusvâra übergeht; endlich führt Pânini (ebenda 12) noch den Accusativ kânskân von dem Nominativ kaskas (vgl. ebenda 48) an. Die Erscheinung unter no. 4. bespricht Pânini ebenfalls (ebenda 30) und sagt, dafs statt dessen auch der Einschub fehlen könne. Was no. 5. betrifft, so sagt Pânini, dafs die Verwandlung vor allen Vocalen und *Halbvocalen* statt finde; die Scholien bemerken, dafs die Taittirîyas statt des anunâsika den anusvâra setzen. Wir sehen in unsern Beispielen, dafs die Regel zum Theil ausgedehnter, zum Theil beschränkter ist, indem einmal auch vor andern Consonanten der anunâsika (oder anusvâra den Rosen setzt, die von mir verglichenen Codices geben immer den anunâsika) steht, anderntheils vor den Halbvocalen das n beibehalten ist. Doch finde ich in einer Stelle, wo Rosen, das n hat den anunâsika, nämlich h. 35. 10. svavân yâtu in Cod. 44. der Chambersschen Sammlung, (Cod. 69. derselben Sammlung hat offenbar nur irrthümlich svarvâ statt derselben Lesart, doch möchte er keine Autorität sein, da er aus neuster Zeit und wahrscheinlich nur eine Abschrift von 44. ist, die Chambers für Warren Hastings machen liefs, vgl. Catalogue of Sanscrit Manuscripts of the late Sir Robert Chambers. 8vo. edition p. 7.). Endlich bespricht Pânini ebenfalls (VIII. 3. 9.) die Accusativformen auf înr und ûnr. Nehmen wir nun die Frage über den Ursprung der letzteren Formen wieder auf, so finden wir ihnen zur Seite stehend die Accusative auf ân vor Vocalen und Halbvocalen, auf ânt vor s, den Accus. nrînh f. nrîns vor p, und den Accusativ kânskân. Die letzten beiden Formen zeigen in s und visarga offenbar einen

Digitized by Google

Rest älterer Flexion, der sich noch erhielt als die Lautgesetze der Sprache bereits einer Umwandlung unterlagen, und auf keine Weise für einen des Wohllauts halber eingeschobenen Laut gehalten werden kann, da er aller Analogie entbehrt. Ihnen gleich stehen die Formen martânc ća cimyûnc ća so wie die von Pan. angeführten tânc ćakre tâns tvam, und daran schliefst sich die Form auf ânt an, in der man das t ebenfalls für keinen euphonischen Einschub halten kann, da ns eine oft in der Sprache vorkommende Verbindung ist; wir glauben, dafs das t in dieser Form aus s hervorgegangen ist, wie auch im späteren Sanskrit der Fall eines solchen Wechsels häufig eintritt, und wenn wir somit für diese Formen einen ursprünglichen Accusativ pl. auf ns annehmen dürfen, so glauben wir auch danach die Formen auf ân înr ûnr aus einer solchen Form erklären zu können, da sie ganz nach den Lautgesetzen gebildet sind, denen das s sonst vor tönenden Buchstaben unterworfen ist, sobald ihm ein Vocal vorhergeht; dafs der leise Nasenlaut noch daneben eintritt, denke ich kann seiner ganzen Natur nach nicht weiter befremden *).

Fassen wir den Ursprung des r so auf, so wird sich auch Pânini's Regel wahrscheinlich später weiter bestätigen, welche die Erscheinung auch auf den Fall ausdehnt, wo în und ûn vor Halbvocalen auftreten und es dürfte selbst nicht befremden, wenn sich îur und ûnr auch vor andern tönenden Consonanten zeigten; bestätigend ist es aber vielleicht schon, dafs ân auch vor d und ǵ auftritt, vor denen ja das s nach â ebenfalls ausfällt, freilich aber auffällig ist, dafs dies einmal vor ć und vor t geschieht. — Dafs nun auch die oben angeführten Nominative auf ân den anunâsika zeigen neben svatavânh pâyur und denen, welche den Einschub eines Zischlauts bieten, zeigt deutlich, dafs die Vedasprache der Zeit noch nicht allzufern liegt, wo ein nominatives *s* nach Consonanten, wenigstens nach Nasalen noch geduldet wurde; das t erklärt sich aber wie im Accusativ aus einem solchen vorangegangenen s; eben so ist es wohl bei den Verbal-Formen aus einem solchen (auch bei ahan st. ahant) zu erklären, obgleich die verwandten Sprachen und die vocalisch auslautenden stärkeren Formen der Endung der 3 pl. ein t zeigen, denn wir finden die Neigung, ein ursprüngliches auslautendes t in s zu verwandeln, auch in andern Fällen, so namentlich im Voc. der mit dem Suffix vat gebildeten Wörter, der auf vas ausgeht (vgl. Ros. zu III. 2. 3. und Pân. VIII. 3. 1., so wie *marutvas* h. 101. 8., *niyutvas* ib. 9., *mîd'vas* h. 114. 3. sie entsprechen meist späteren mit mat gebildeten Pân. VIII. 2. 10. darum auch mantumas h. 42. 5.), ferner in dem alten Participium *st'âs* f. st'ât h. 80. 14. (vgl yât ib. 15. yâtas h. 32. 5. und st'âtâm h. 70. 2.) und im Sâm. V. der Nominativ tanûnapâs f. — pât I. 8. 5. *). Es bleiben demnach nur die Locativ- und Vocativformen übrig, in denen ein t eingeschoben sein könnte, und auch in den letzteren nicht einmal, glaube ich, ist es euphonisch. Der Vocativ ist ursprünglich mit dem Nominativ identisch, deshalb kommt ihm wie diesem bei Masculinis das s zu, welches daher auch im Rigveda in einzelnen Fällen erscheint, so *dravinodas* h. 15. 10. *somapâs* h. 30. 11. und andre, die Formen vag'rint râg'ant lassen sich daher sehr gut aus einem vorangegangenen vag'rins, râg'ans erklären, wenn wir die obigen Nominalformen svatavânh, mahânt für svatavâns, mahâns vergleichen. Für den Locativ endlich wird man allerdings annehmen müssen, dafs die Macht der Analogie auch bei ihm das t nach n vor s eingeführt habe.

Wir führen noch einige merkwürdigere oder wenigstens von denen der spätern Zeit abweichenden Erscheinungen vor und zwar unter diesen zuerst die mit Dativen verbundenen Genitive von a-Stämmen h. 116. 9. *trs'yate gotamasya* Rosen: sitienti Gotamae und h. 117. 8. *xonasya kanvâya* R. coeco Kanvae, die wir für

*) Referent hat hier seine bereits in diesen Blättern October 1839. No. 79. 80. ausgesprochene Ansicht etwas modificirt, nach welcher er die Form auf nt, gestützt auf die Form des Acc. pl. tât brâhmanât, welche Pânini VII. 1. 39. hat, als die ursprüngliche ansah. Nun erklärt aber die Kaumudi Bl. 222 b. diese Form für einen Accus. sing. und giebt noch ein neues Beispiel; es scheint mir deshalb jedenfalls rathsam, ehe wir Schlüsse auf die Form bauen, ihre weitere Bestätigung abzuwarten.

*) Doch ist es eine auffällige Erscheinung, dafs in unserm Beispiele kein nst vorkommt, eben so wenig ein ncć, danach müfste das s vor t ausgefallen, vordem palatalen Zischlaut in t übergegangen sein, mit dem vereinigt es das ć hervorgerufen, (denn das war ein unserm *ch* in *ich* sehr nahe stehender, wenn nicht gar ganz identischer Laut, deshalb geht t mit c ebenfalls in ć woll nur orthographisch in ćć über, z. B. ćićtrâ h. 33. 5. u. a.).

Digitized by Google

jetzt noch unerklärt lassen. Ferner die bereits von Pânini VII. 1. 39. besprochenen Locativformen der Masc. und Feminina auf i mit â für au: *âg'â* 63. 6., 116. 2., 102. 3., 116. 15. vergl. daneben âgan 51. 3. 52. 15., *âg'is'u* h. 80. 1., einmal h. 102. 10. kommt diese Form sogar mit Adjectivis im Plural verbunden vor, nämlich *arb'es'u âg'â mag'avan mahatsu c'a*; ferner *sûrasâtâ* und *samrtâ* h. 31. 6. (cf. ann. p LXVIII), *nâb'â* 43. 9. *agnâ* h. 59. 3., *yonâ* h. 65. 2., *sarvatâtâ* h. 94. 15. (cf. devatâtâ h. 58. 1. u. 34. 5. *sâtâ?* h. 112. 22. — Der Genit. du. *c'akryos* h. 30. 14. f. *c'akrayos* ist wie der Vers zeigt c'akriyos zu lesen, demnach besteht die Unregelmäfsigkeit nur in der Schwächung des a zu i. Die Pluralformen der Feminina auf îs f. yas sind bereits von Rosen, der auch die Stelle des Pân. VI. 1. 106. anführt, an mehreren Stellen besprochen, so findet sich *revatîs* h. 30. 13., *devîr nrpatnîs* h. 22. 11., *b'ûyasîs* h. 11. 8., *vânîs* h. 7. 1., *prnc'atîs* h. 23. 16., *devîs* 13. 6, 9., *pûrvîs* h. 11. 3., *svarvatîs* h. 10. 8. u. a. Schliefslich von der Declination noch ein Paar Beispiele, in denen bei verbundenem Adjectiv und Substantiv nur an einem die Flexion ausgedrückt sein soll h. 108. 12. u. 115. 6. *uditâ sûriasya*, es scheint in beiden Fällen uditâ als Locativ von uditi zu nehmen und „beim Aufgang der Sonne" zu übersetzen; wirklich flexionslos ist *mad'uman* verbunden mit maxikâ h. 119. 9. Die Flexionslosigkeit scheint sich demnach hauptsächlich nur auf consonantisch auslautende Stämme zu beschränken und auch dort sahen wir häufig den Casus durch ein dabeistehendes Adjectiv ausgedrückt.

Auch die Pronomina zeigen mannichfach abweichende Formen, wir führen nur einige an; so die bereits von Rosen ad h. 9. 8. besprochene für alle Casus des Plurals stehende Form *asme* des Pronomens erster Person, einmal übersetzt es Rosen sogar durch den Dat. sing. h. 114. 9., indefs ist es auch dort unzweifelhaft Plural; vom Pronomen zweiter Person ist der Dativ *tubya* h. 54. 9. bemerkenswerth, ferner der Locativ *tve* f. tvayi h. 30. 5., 6.; h. 48. 10., h. 51. 7., h. 59. 1., h. 72. 6., h. 94. 3. Vom Pronominalstamm a leitet Rosen das h. 6. 4. so wie an vielen andern Stellen vorkommende Adverbium ât ab, zu dem er zugleich den Instrumental des Fem. in der Anmerkung zu dieser Stelle beibringt, nämlich ayâ d'iyâ; dasselbe ayâ steht h. 87. 4., ayâ îcânas, Ros. übersetzt hujus (terrae) dominus, es ist aber adverbial zu nehmen und heifst „auf diese Weise gewaltig", ferner gehört zu diesem Pronominalstamm die Form enâ für das spätere anena h. 30. 3. Vom Pronominalstamm tat kommt der bemerkenswerthe Locativ sasmin für tasmin vor h. 52. 15. Die Form yâ h. 79. 3. könnte man für das verkürzte yâni halten, allein was ist dann mit dem demonstrativen tasya anzufangen? es scheint, dafs die in compositis wie tvâvân f. tvadvân, kâpurus'a f. katpurus'a etc. vorkommende Erscheinung auch auf einzelne Fälle in der Declination auszudehnen sei, demnach stände yâ f. yat, ebenso möchten sich obige catâ und sahasrâ erklären lassen. Einzeln stehende Formen sind îm, sîm und it; die erstere die sich hauptsächlich als Masculinum findet, erklärt Rosen ann. ad h. 4. 7. durch eine Contraction aus imam entstanden, Bopp vgl. Gr. p. 522 Anm. 1. nimmt es entweder als 1) aus iyam oder 2) unmittelbar aus im entstanden an. Lassen erklärt es als accusativ masc. des Stammes i, findet aber das î auffällig (Anth. p. 137); einmal übersetzt es Rosen h. 79. 3. durch das Femininum, indefs ist diese Bedeutung dort zweifelhaft. Die von Bopp unter 2, so wie die von Lassen gegebene Erklärung scheint uns, wenn wir die bereits von Rosen verglichenen lat. und griech. Formen im = eum ἵν = αὐτόν berücksichtigen, die richtige; die Längung des i mufs, wie ich glaube, dem m zugeschrieben werden, wie wir eine eben solche vor den mit demselben Consonanten beginnendeu Verbalflexionen wahrnehmen. Zu diesem Masc. stellt sich dann als Neutr. it, das aber als eine bereits versteinerte Form auftritt, da es aufser dem am häufigsten erscheinenden Neutrum auch Masculinum und Femininum und nicht nur im Nominativ und Accusativ, sondern auch in den Casibus obliquis vertritt, und aufserdem adverbiale Natur angenommen hat. Bemerkenswerth ist noch, dafs es sich besonders an das Pronomen tat anlehnt, z. B. h. 24. 12. *tad it* id ipsum h. 10. 6. *tam it* ipsum illum, h. 51. 8, 13. *it tâ* haec, so dafs man wohl kein weiteres Bedenken tragen kann, das lateinische iste aus dieser Verbindung zu erklären, da in ihm das is für it (vgl. est f. ed-t u. a.) ebenfalls unflectirt bleibt. Die Form sîm hat Bopp a. a. O. bereits aus syâm erklärt, sie kommt aber auch für das Masculinum vor h. 105. 2., h. 36. 1., h. 37. 9. (?); als Femininum h. 117. 16., ib. 19. und eben so steht es im prägnanten Sinne (etwa mit Ergänzung von b'ûmim) für hanc terram h. 37. 6. und

Digitized by Google

namentlich in Verbindung mit vicvatas h. 33. 9.; h. 100. 18., h. 116. 20. Ich halte es demnach für eine Zusammenziehung, sowohl aus syam wie aus syâm, wobei indefs zu bemerken ist, dafs der Accusativ tyam sich daneben findet h. 110. 3., h. 80. 6., h. 61. 3. h. 51. 1., h. 50. 1., h. 42. 3., h. 37. 11. und eben so tyâm h. 63. 8.

Von den Zahlwörtern haben wir *catat* so wie *catâ* und *sahasrâ* bereits besprochen und machen hier nur noch auf die interessante Form *trincatam* triginta h. 45. 2. so wie auf das Neutrum *tris* tria h. 116. 4. aufmerksam.

Die Abweichungeu in den Verbalbildungen von den Formen der späteren Zeit sind so mannichfaltig, dafs wir sie füglich nicht alle hier besprechen können, indefs wollen wir doch auch davon einige hervorheben. Die von den Auslegern z. B. h. 76. 4. für einen Imperativ von *bud* genommene Form *bôd'i* hat bereits Westergaard richtig für die 2. u. 3. imp. von b'û erklärt (v. rad. b'û). Ein Beispiel der von Pânini VII. 1. 35. und von Bopp in der vergleichenden Grammatik p. 677. 78. besprochenen Endung der 2. u. 3. sing. imper. auf tât findet sich nun für die 2te pers. h. 48. 15. in yac'atât; dieselbe Endung kommt auch nach Pân. VII. 1. 50. im Pluralis statt der Endung ta vor, und die Schol. führten mehrere Beispiele an *gâtram asya nûnam krnutât, pârt'ivam k'anatât, sansrg'atât, sûryam c'axur gamayatât.* Von der bei Pânini VII. 1. 45. besprochenen Endung der 2. pl., welche eine Erweiterung mit na zeigen, und von den Scholiasten des Pân. auf den Imperativ (lot) beschränkt werden, finden sich Beispiele für das Praesens auf t'ana, für den Imper., potent. und das Praet. auf tana; *praes* h. 105. 5. *st'ana*; h. 23. 11. h. 39. 3. *yât'ana*; *imper.* h. 106. 1. *nis'pipartana*, h. 103. 5, 20. 7. *d'attana*, h. 84. 5. *bravîtana*, h. 13. 12. *krnotana*, h. 15. 2. *punîtana; potent.* h. 38. 4. *syâtana*; *praet.* h. 110. 3. *aitana*, h. 110. 8. *akrnôtana.* Ein einziges Beispiel dieser Endung findet sich nach Rosen's Uebersetzung auch für die 3te pluralis, nämlich *aitana* h. 110. 2; ob es wirklich eine solche sei, lasse ich dahin gestellt; gegen die Auffassung als 2 pl. scheint das beim Subject stehende kec'id zu streiten. Bemerkung verdient, dafs die Imperative und *akrnotana* ausgenommen, diese Formen immer in Relativsätzen stehen.

An einer grofsen Zahl von Stellen werden gewisse Formen von dem Scholiasten von dem den Veden eigenthümlichen modus let abgeleitet, und wir sehen sie im allgemeinen in denselben Fällen angewendet, wo später Potentialis, Precativ und Imperativ stehen (vgl. Pân. III. 4. 7, 8.); Pânini lehrt bereits, dafs dieser modus zum Theil besondere Formen in Anspruch nimmt, und zwar dafs er zunächst den Bindevocal a oder â erhält (III. 4. 94. g'os'is'at, târis'at, mandis'at; patâti, vapâti.), zweitens dafs er oft das Affix sip(is') bekommt (III. 1. 34.), ferner lehrt er, dafs statt der Endung der 2 p. du. atm. auf âte ât'e, die auf aite ait'e eintreten (III. 4. 95. mantrayaite, mantrayait'e, karavaite, karavait'e), ferner dafs statt des auslautenden e einer Endung ai erscheine (ib. 95. icai, cayai, grhyântai, uc'yántai), dafs die 3 sg. parasm. suf ti sowohl als auf t ausgehe (ib. 96.), dafs das s der ersten Person du. u. plur. fehle (ib. 98. karavâva, karavâma). Fast alle diese Erscheinungen bestätigen sich nun in unsern Hymnen, und wir sehen, dafs dieser Modus sowohl beim Praesens, als beim Imperfectum, Perfectum und Aorist erscheint; natürlich mufs es in manchen Fällen, ehe wir noch weitere Bestätigungen haben, zweifelhaft bleiben, zu welchem Tempus die jedesmalige Form zu stellen sei, indefs im allgemeinen läfst sich doch die Bildung und der Gebrauch dieses Modus übersehen. Wie es Pânini lehrt, zeigen die Formen bald a bald â als Bindevocal, den letzteren dann, wenn das Verbum sonst schon den Bindevocal a hat, daher die Formen des praes. parasmaip. *mrlâtas* h. 17. 1, *patâti* h. 89. 6, *âvahâsi* h. 74. 6, *boc'âti* h. 77. 2, *yag'âti* ib., *tis't'âti* h. 82. 4, *c'odayâsi* h. 94. 15, *vidahâti* h. 99, *samag'âti* h. 100. 11, *b'avâti* h. 113. 10, *c'iketati* h. 43. 3, h. 82. 4. und des âtm. *mâdagâd'vai* h. 37. 14, *mâdayâse* h. 101. 8, *yag'âtai* h. 84. 18, *t'varâte* h. 64. 3, des imperf. par. *patât* h. 46. 3, *vadân* h. 37. 3, *uc'at* h. 48. 3, 113. 10, 113. 13, *cixât* h. 68. 3, *dâcât* h. 68. 3, 71. 6, 93. 5, *saparyât* h. 103. 8, *saparyân* h. 72. 3, *t'vard'ân* h. 70. 4, *vahân* h. 84. 18, *g'ayâs* h. 80. 3, *g'ivât* h. 84. 16, *apasyât* h. 121. 7; vom perf. *vâvrd'âti* h. 33. 1.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 17.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

Rigveda-Sanhita, liber primus, Sanscrite et Latine; edidit Fridericus Rosen.

(Schluſs.)

Vocalisch auslautende Wurzeln, deren Vocal der Verstärkung fähig ist, nehmen im Let des Aorist Guna an (doch bû verwandelt û in uv); eben so nehmen Wurzeln der 5ten Klasse im Imperfect Guna, und an dieses so wie bei Wurzeln der 2ten, 3ten, 7ten Klasse (bei den letztern jedoch mit Erweiterung von n zu na) im Impf. und Aor. werden die Personalendungen mittelst des einfachen a (mit Ausnahme der ersten Personen) angehängt. Wurzeln mit langem â sowie der 9ten kl. (im Impf.) hängen die Personalendungen unmittelbar an den Stamm. Bei den meisten dieser Formen nehmen wir Endungen der Praeterita wahr, doch erscheinen an einigen wenigen die des Praesens, bei denen es dahingestellt bleiben muſs, ob sie wirklich zu Imperfecten oder Aoristen gehören; eben so gehört wohl *dadâcas* h. 94. 15. zum Perf., doch haben wir oben die Praes.endung ti (vâvṛd'âti) bei demselben gefunden. Wir wollen nun noch einige Beispiele, denen wir unsre Wahrnehmungen entnommen haben, anführen.

Lêt des Imperfecti *c'iketat* h. 35. 6, *venas*? h. 43. 9, *vedas* h. 43. 9, h. 40. 6, 7; h. 113. 18, 93. 3, *hanas* h. 80. 3, 81. 3, *dad'as* h. 81. 3, *asan* h. 38. 15, 89. 1, *asat* h. 114. 1, *acnavat* h. 40. 6, 7; h. 113. 18. 93. 3, *rnavas* h. 48. 15, *caknavâma* h. 27. 13, *sunavâma* h. 99. *krnavâma* h. 94. 4, *rnad'at* h. 84. 16, *ves* h. 72. 9, h. 77. 2, *ves'i* h. 76. 4, *g'unâs* h. 27. 7, Let des Aoristi: *voc'âvahai* h. 25. 17, *voc'ati* h. 105. 4, *voc'am* h. 32. 1, *voc'as* h. 27. 4, *dât* 17. 1. 2, 24. 1; *dâs* h. 104. 5, 7, 8, (vi)*dâs* h. 71. 7, 36. 14, *dâs* h. 26. 10, 48. 12, 54. 11, *d'ât* h. 107. 3, *d'âti*? h. 120. 1, *d'âmahe* h. 92. 13, *râd'âma* h. 41. 7, *râd'at* h. 120. 1, *gâs* h. 67. 3, *varanta* h. 121. 15, *b'uvat* h. 5. 3, 36. 8, 67. 1, 60. 3, 72. 1, 65. 2, 76. 1, 52. 11, 119. 7, *karat* h. 25. 12, 43. 2, 89. 3, *karati*? 43. 6, *karatâm*? 23. 6, *karâmahe*? 25. 5, *cravat* 30. 8, 121. 1, *nayat* 36. 18, *b'aranta* h. 70. 5, *b'arâma* h. 94. 4, *bravat* h. 84. 17, *xayâma* h. 111. 2, *nacat* h. 45. 5, 61. 8, *vidas* h. 42. 7, 8. 9; *vidat* h. 96. 4, *vimuc'as* h. 42. 1, *âruhat* h. 51. 2, *dab'an* h. 84. 20, *tanat* h. 91. 23, *sanat* h. 100. 6, *râd'at* h. 121. 1, *gamat* h. 5. 3, 30. 8, *âgaman* h. 89. 7, *naxat* h. 121. 3.

Zu diesen gesellen sich dann endlich die von Pânini besprochenen Formen mit sip-affix wie *g'es'as* h. 10. 8, *târis'at* h. 25. 11, *târis'tam* h. 34. 11, *stos'âma* h. 53 11, *pars'at* h. 99, *mansate* h. 84. 18, *avis'at* h. 81. 1. (vgl. den Imper. desselben Tempus avis'tu h. 111. 5.) u. a. (sowie die mit Reduplication gebildeten Formen *râranat* h. 110. 5, *mîmrs'as* h. 31. 16, *g'uhavâma* h. 114. 3, *g'algulas* h. 28. 1, *tatanas* h. 38. 14, *pîparat* 46. 6, *cucravat* h. 48. 8. u. a., die ebenfalls als Let zu den ähnlich gebildeten Aoristen zu betrachten sind.

Was den Gebrauch dieser Formen betrifft, so entspricht er meist dem des Conjunctivs der alten Sprachen, und Westergaard hat daher schon diese Bezeichnung in seiner Wurzelsammlung eingeführt. Wir finden daher diesen Modus in Ausdrücken des Wunsches, der Bitte, der zweifelnden Frage, der Aufforderung nach der Conjunction yat'â, sobald sie dem lateinischen ut entspricht, nach der Conjunction yat, sowohl wenn sie ein causales als wenn sie ein temporales Verhältnifs ausdrückt, besonders häufig aber in allgemeinen Sätzen, wenn sie durch das Relativum eingeleitet werden.

Wir müssen die sonstigen mannigfaltigen Formen dieses Dialekts, die noch eine ausgedehntere Betrachtung erfordern würden, übergehen, und wenden uns zu Rosen's Behandlung des Ganzen. Der Text geht bis zum Schluſs des ersten Buches und erscheint in doppelter Gestalt, nämlich Krama- und Padatext. Die

Digitized by Google

letztere Art die Hymnen zu schreiben ist bekanntlich eine in Indien zu besonderem Zweck gebräuchliche, und ist für uns darum wichtig, weil wir hier, nachdem die Wörter der Verwandlungen, die die Lautgesetze im Zusammenhange des Satzes hervorrufen, entkleidet sind, die Auffassung der indischen Erklärer für jede besondre Form kennen lernen. Von diesen Verwandlungen abgesehen, enthält der Padatext keine bedeutenderen Abweichungen, und sie beschränken sich wohl nur auf einzelne Quantitätsunterschiede in den Vocalen, die im Kramatext des Metrum's halber nöthig sind, oder einen fehlenden Anusvâra u. dgl., wobei auch wohl blofse Druckfehler mit unterlaufen, z. B. h. 60. 40. *dame â*, kr. *âṁ*, h. 54. 10. *d'arunahvara*, P. *-raṁ* (Druckf.), h. 39. 2. *vîlû*, P. *-u*, h. 33. 14. *nrs'âhyâya*, P. *-sahyâya*, h. 48. 15. *gomatîr*, P. *-tîh* (Druckf.) u. a. Rosen hat diese beiden Texte, wie der Herausgeber des nachgelassenen Werks in der Vorrede berichtet, hauptsächlich nach zwei Handschriften, nämlich den Kramatext nach der im Besitz der Ostindischen Gesellschaft befindlichen Handschrift No. 2133 und den Padatext nach einer in der Chambers'schen, jetzt auf der hiesigen Königlichen Bibliothek befindlichen Handschrift herausgegeben, und der Text ist, was mir eine oberflächliche Vergleichung der hiesigen Handschriften gezeigt hat, der in allen unverändert wiederkehrende. Unbedeutende Abweichungen finden sich zwar, indefs doch meist nur das Orthographische, nicht den Sinn der Worte verändernd. So läfst namentlich der Codex 44 (des kleinen Catalogs) der hiesigen Sammlung urtheilen, der offenbar wegen seines Alters der bedeutendste in derselben ist; er enthält die sechs ersten Bücher des Rigveda Kramatext, die einzelnen zum Theil von verschiedenen Händen und aus verschiedenen Zeiten. Das erste Buch zeigt alte eckige aber sehr regelmäfsige Züge, und trägt die Jahreszahl Samwat 1533, das zweite scheint aus jüngerer Zeit, die Jahreszahl ist so dick durchstrichen, dafs sie nicht mehr lesbar ist; das dritte Buch ist zuletzt unvollständig, daher fehlt die Jahreszahl; das vierte zeigt zwar die alten Zeichen für o, au, e, ai, aber nur die letzten 6 Blätter sind wirklich alt und zeigen die Jahreszahl Samwat 1494; das fünfte, moderne Züge, durch starken Gebrauch oft abgenutzt, ohne Jahr; das sechste desgleichen. Die Abweichungen dieser Handschrift vom Rosenschen Text sind ganz unbedeutend; sie ist, da die Chambersche Sammlung Rosen zu Gebote stand, wahrscheinlich von ihm benutzt worden. Hier einige Notizen: h. 10. 5. *nis's'id'e* f. *nihs'id'e*, ib. 7. *suvivratam* f. *-vrtam*, ib. 10. *ûtîm* f. *-ûtim*, h. 12. 6. *g'uhuâsyah* b. Rosen Druckf., ib. 10. *sa na* f. *nah*, h. 14. 4. *mâda is'navah* f. *mâday-*, h. 20. 8. *vahnayah* f. *-yo*, h. 24. 7. *nic'înâ* f. *-nâh*, h. *nis'vâpayâ* f. *ya*, h. 33. 7. *sunvata* f. *-tah*, ib. 10. *aduxat* f. *ad'-*, h. 35. 6. *upast'âm* f. *-stâ*. — Man sieht, dafs dies im Verhältnifs zum Ganzen Kleinigkeiten sind, und auch in den übrigen Handschriften ist mir, so weit ich hineingeblickt, nichts Bedeutenderes vorgekommen, wir werden also jedenfalls den Rosen'schen Text als den im heutigen Indien für den richtigen angesehenen anzuerkennen haben. Was aber zunächst dessen orthographische Form betrifft, so zeigen hier schon die Codices einzelne Abweichungen, zweitens aber thut namentlich das Metrum einige Male gegen Doppelungen von Consonanten Einspruch, wie wir es z. B. oben beim n gesehen haben, und ich glaube, ein späterer Herausgeber wird hier sicher vom überlieferten Text abweichen dürfen, da es offenbar erst von den Commentatoren hineingebrachte Aenderungen sind, die die Lautgesetze des späteren Sanskrit auf den Vedadialekt verwandten. Rosen indefs ist hier ganz consequent verfahren, da er uns zunächst nur den überlieferten Text, wie er heut zu Tage in Indien für richtig gehalten wird, so wie die Auslegung der Commentatoren geben wollte. Seine Ansicht über dergleichen Dinge hatte er für die Anmerkungen, die leider unvollständig sind, so wie für die Einleitung verspart. Indefs ist er doch in einem Puncte offenbar mit Unrecht von dem überlieferten Text abgewichen, nämlich darin, dafs er den sogenannten Plutavocal im Texte nicht bezeichnet hat, was fast alle Handschriften thun, und wodurch das Verständnifs der metrischen Verhältnisse der Hymnen jedenfalls bedeutend erleichtert, überdies eine nicht geringe Eigentümlichkeit der älteren Sprache bezeichnet wird; das Zeichen ist eine der zu dehnenden Sylbe angefügte 3 und giebt an, dafs dieselbe drei mâtras enthalte; aufser diesem zeigen die Handschriften noch ein anderes Zeichen, nämlich eine angefügte l, die da gebraucht wird, wo ein Halbvocal in den entsprechenden Vocal aufzulösen ist. Freilich ist ein solches mitten im Worte auftretendes Zeichen störend, indefs wenn Rosen dasselbe nicht in den Text setzen wollte,

Digitized by Google

so würde er es ja leicht jedesmal in der Anmerkung haben angeben können. Für spätere Herausgeber vedischer Hymnen wird es aber demnach Pflicht sein, alle diese Stellen zu verzeichnen, wo nicht gradezu die Auflösung gleich im Texte vorzunehmen oder doch anzudeuten. An welchen Stellen aufzulösen sei, läfst sich schon jetzt im Allgemeinen bestimmen, indefs treten doch Fälle ein, wo man zweifelhaft sein kann, und hier wird eine sorgfältige Vergleichung der Codices sicher die erwünschte Auskunft geben. Diese Auflösungen beschränken sich übrigens nicht allein auf Halbvocale oder zu dehnende lange Vocale (z. B. â in aâ), sondern es wird mehrmals nöthig, Vocale einzuschieben, die ursprünglich dem Stamme angehörig, in der spätern Sprache ausfielen; dies hat Rosen ebenfalls schon richtig ann. ad h. 31. 4. (pitaros f. pitros, svásaros f. svasros) gesehen, allein auch die indischen Ausleger haben schon auf dergleichen Fälle geachtet, wie folgende Stelle aus einem Commentar zur Anukramanikâ zeigt (Chambers'sche Sammlung No. 192 Bl. 14. b. 15. a.) *pâdapûranârt'am* tu xaiprasanyogaikâxarîb'âvân vyûhét. xaiprasanyogo yakâravakârasanyogah. yan sanyoga ity anye. kuta etat? yan hi xipre b'avati xaiprah. dad'yatre 'tyâdâv ekamâtrâm ardd'amâtrâm karotîti. ekah pûrvaparayor iti ad'ikâre sampannah. sand'ir ekâxarîb'avatah. tatra pûrvam dve axare ekam axaram kriyate (leg. kriy') iti. etân pâdapûranârt'am vyûhet. (prt'akkuryâ (add. d) dad'y atre 'tyâdâv ekamatrâm (l. ekamâtram) *d'yay*vakâram vyûhet; (diese Stelle ist von späterer Hand nachgetragen und sehr unleserlich in der bedeutendsten Sylbe, weil diese grade auf dem den Text einschliefsenden Strichen steht und aufserdem durch Würmer gelitten hat. Aufserdem scheint die Lesart falsch, ich vermuthe yakâram vyûhet, und dafs dies noch einmal zu wiederholen sei) divas prt'ivyâh pary og'a udb'adam (?). pra no hotâ varenyah | tat savitur varenyam iti âdau (;) vakâram vyûhet: dva (? kva) nah sarpir â stutih. divam gac'a svahpate ityâdau. rep'am vyûhet: evâ tvâm indra vag'rinn atra. âdgunam vyûhet: upe'ndra tava mupaparc'anam (sic!). indro brahme'ndra rs'ih. evam vrdd'im vyûhet: pra brahmai 'tviti. enah padântâd atti pûrvarûpam vyûhet. ayâ eâ manasâkrto yâ sam havyam ûhis'e. ayâ nah krnuhi b'es'ag'am. indra vâg'es'u no va. indram sak'âyo anusamrab'ad'vam iti c'a. savarnadirg'am vyûhet: vadan brahmâ vadato vanîyân. adyâdyâtk'ah ova iti c'a. âdgunam vyûhed ityâdyekâxarib'âvasyo 'daharanam. Wir sehen, dafs der Scholiast alle die Fälle bespricht, die Ref. bereits in der Zeitschrift f. Kunde des Morgenl. und nach ihm Lassen erweiternd ebendas. Bd. III. besprochen, doch kommt noch ein Fall hinzu, nämlich das Samprasârana für r, wie es die indischen Grammatiker auffassen, oder vielmehr die Erweiterung desselben, sobald es mit einem Consonanten verbunden ist, zur Sylbe ar. Als Beispiel wird gegeben: evam tuâm indara vag'rin atra, und so finden wir denn Indra auch mehrmals in unsern Hymnen dreisylbig gebraucht h. 63. 9. akâri ta indara gotameb'ir, h. 33. 9. pari ied indara rodasi ube vgl. h. 63. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. h. 53. 11; dasselbe findet statt bei netrî h. 113. 4. bâsuatî netarî sûnrtânâm, vgl. dieselben Worte h. 92. 7, ferner bei svasros, pitros cf. Rosen ad h. 31. 4, bei *rudra* h. 100. 5. sa sûnub'ir na rudareb'ir rb'vâ, bei *c'itra*? h. 88. 2. rukmo na c'itarah suad'itivân. Eben so ist ausgestofsenes a nach n mehrmals wieder herzustellen, so *arâvanas* h. 36. 15, 16. st. *arâvnas*, *ûd'anîs* h. 73. 6. f. *ûd'nîs*, *d'âmnas* h. 87. 6. f. *d'âmanas*, *rekanas* h. 121. 5. f. *reknas*, wahrscheinlich auch *krs'aneb'is* st. *krs'neb'is* h. 62. 8. (krs'aneb'ir aktâ us'â rucadb'is). Wir können diesen Punct so wie manches andre mit den Metris der Hymnen zusammenhangende hier nicht weiter besprechen, hoffen jedoch an einem anderen Orte darauf zurückzukommen.

In seiner Uebersetzung ist Rosen fast durchweg dem Commentator Sâyanas gefolgt, dessen Commentar zum ersten Buche sich auch jetzt unter den hiesigen Chambersschen Handschriften (no. 446) befindet. Er enthält zuerst eine metrische Vorrede in 6 Clokas, in welcher es heifst, dafs der Fürst Bukkas dem Mâd'avâc'âryas den Auftrag gegeben habe, den Inhalt der Vedas zu erklären (âdicat-vedârt'asya prakâcane). Darauf habe dieser die frühere und spätere Mîmânsâ auseinander gesetzt und dann die Darlegung des Inhalts der Vedas begonnen. Zuerst sei dann der Yag'urveda commentirt worden (vyâkrtas) und dies solle nun auch mit dem Rigveda geschehen, dessen erstes Buch jetzt folge, denn wer so viel verstanden, der könne auch den ganzen verstehen (etasmin prat'amâd'yâyah cretavyah sampradâyatah | vyutpannas tâvatâ sarvam bodd'um caknoti buddimân). Hier ist vom Sâyanas, der ein Bruder des Mâd'avas und Amâtya des Bukkas

Digitized by Google

war, noch keine Rede, in der Unterschrift der verschiedenen Capitel heifst es aber, dafs dieser Vedartʻaprakâcas des Mâdʻavas vom Sâyanas verfafst (viracʻita) sei. Der Codex ist auf grofs Octavpapier und aus dem Jahre (Samvat) 1664; bemerkenswerth ist noch, dafs während die Vorrede nur von der Commentirung des ersten Âdʻyâyas spricht, unser Commentar das erste Asʻtakam umfafst. Nächst der Vorrede folgt nun eine Einleitung bis Seite 44, welche allgemeine dogmatische und philologische Bemerkungen enthält, und sich auch über den Zweck der einzelnen Vedângas verbreitet. Darauf beginnt die eigentliche Texterklärung, welche bei jedem Vers zunächst eine Paraphrase des Sinns giebt und dann die grammatische Erklärung folgen läfst. Jene Paraphrase hat Rosen meistens in seiner lateinischen Uebersetzung wieder gegeben, und sie ist es jedenfalls, an welche wir uns zunächst zu halten haben. Sie enthält übrigens oft, wo im Text Mythen erwähnt werden, sachliche Erklärungen, die namentlich in Mittheilung des Inhalts dieser Mythen bestehen, oft auch Citate aus anderen Veden und Upanischads, weshalb sie uns unentbehrlich ist.

Aufserdem hat Rosen den Nighantu und die Nirukti des Yâskas benutzt, welche für jeden Herausgeber der Veden ebenfalls durchaus nothwendig sind. Das erstere kleine Werk besteht aus fünf Capiteln, deren drei ersten die in den Veden vorkommenden Synonyma, die oft für einen Begriff sehr zahlreich sind, enthält. Das vierte Capitel umfafst in vier Abschnitten die seltneren Formen des Vedadialekts und das fünfte enthält die Namen der sämmtlichen Vedagötter, oder vielmehr der Wesen und Gegenstände, an welche die Hymnen gerichtet sind. Die Nirukti ist, wie schon der Name sagt, eigentlich nur ein Commentar zum Nighantu, enthält jedoch eine grammatische Einleitung, die uns die Grammatik schon in einiger Ausbildung zeigt, was auch schon aus der gelegentlichen Widerlegung früherer Grammatiken hervorgeht. Dann folgen bis zum Schlufs des dritten Capitels Bemerkungen über einzelne der im Nighantu aufgeführten Synonymen. Vom vierten bis sechsten Capitel werden die seltenen Formen erklärt und durch beigebrachte Stellen erläutert, und die ganze zweite Hälfte des Werks beschäftigt sich mit der Erklärung der Götternamen und Beibringung von Stellen über dieselben.

Endlich hat Rosen noch den Sâma- und Yaʻgurveda, so wie den Aitareya Brâhmana oder die theologische Erklärung einzelner Gebräuche aus dem Rigveda benutzt, und wenn auch der letztere, wie es Rosen in den Anmerkungen mehrmals andeutet, für das Verständnifs der Hymnen von geringer Wichtigkeit ist, da der religiöse Standpunct desselben schon ein ganz anderer geworden ist, so sind doch die von ihm sorgfältig angeführten Parallelstellen aus Sâma- und Yagʻurveda von Bedeutung, da wir in ihnen ein neues Hülfsmittel für die Kritik des Textes erhalten. Wie die jetzt vor uns liegende Steevensonsche Ausgabe des Sâmaveda nämlich zeigt, ist diese Uebereinstimmung nicht eine solche, die allein in Aehnlichkeit der Wendungen besteht, sondern viele Hymnen und einzelne Verse desselben finden sich in unserem ersten Buche des Rigveda vollständig wieder, auch hier mit nur geringen Varianten, meist orthographischer Natur, so dafs es mir fast wahrscheinlich ist, der Sâmaveda sei nur eine Compilation aus dem Rigveda, der zu besonderem Opfergebrauch bestimmt war, da sich sicher in den übrigen sieben Büchern des Rigveda noch zahlreichere Belege dafür werden auffinden lassen.

Alle diese Hülfsmittel nun hat Rosen bei seiner Ausgabe mit Sorgsamkeit und Umsicht benutzt und für die grammatische Erklärung noch überall den Pânini zu Rathe gezogen, und hat dann in den Anmerkungen seine kritischen Ansichten über den Text niedergelegt, wobei er mehrmals von den einheimischen Auslegern abweicht. Man wird ihm hierbei in den meisten Puncten Recht geben müssen, da dieselben, was den Inhalt betrifft, oft die Ansichten späterer Zeit hineinlegen wollen, was aber die Grammatik angeht, mehrfach gekünstelte und gesuchte Erklärungen beibringen. Wenn wir es daher hier zum Schlufs noch einmal aussprechen, ein wie grofser Verlust es sei, dafs die Anmerkungen nicht wenigstens bis zum Schlufs des ersten Buches vollendet wurden, da er in ihnen den ganzen Schatz seines Wissens entfaltete, so wird doch seinem Ruhme dadurch nichts entzogen; er hat für alle späteren die Bahn gebrochen, diese kostbaren Denkmäler des alten Glaubens ans Licht gebracht und wir können alles, was wir bisher über ihn gesagt, nicht besser zusammenfassen, als in die Worte, die am Schlufs der Vorrede ausgesprochen werden:

Wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten.

A. Kuhn.

Digitized by Google

№ 18.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

IX.

ΘΟΥΚΥΔΙΔΗΣ. *The history of the Peloponnesian war, by Thucydides. A new recension of the text, with a carefully amended punctuation and copious notes, critical, philological and explanatory, almost enterely original, but partly selected and arranged from the best expositors, and forming a continuous commentary: accompanied with full indexes, both of Greek words and phrases explained, and matters discussed in the notes. By the Rev. S. T. Bloomfield, DD. F. S. A. of Sidney college, Cambridge; vicar of Bisbrooke, Rutland; editor of the Greek testament with English notes. Illustrated by various maps and plans, mostly taken from actual surveys. In two volumes. Vol. I. (XXVIII und 572 S. gr. 8.). London: Longman, Brown, Green et Longmans. MDCCCXLII.*

Der Hr. Verfasser, der sich schon durch 2 Werke, eine englische Uebersetzung in 3 Bänden mit zahlreichen Anmerkungen und eine Schulausgabe in 3 niedlichen Bändchen mit kürzern englischen Noten, um Thukydides verdient gemacht hat, liefert mit der ihrem Titel nach oben näher bezeichneten Schrift, deren erster bisher allein nach Deutschland gelangter Theil die 3 ersten Bücher der Geschichte des Thukydides umfafst, einen neuen Beitrag zur Erläuterung dieses Schriftstellers. Er will dieses Werk nicht als eine neue Auflage seiner frühern Ausgabe, sondern als eine ganz verschiedene Arbeit nach einem weit gröfsern Mafsstabe betrachtet wissen, und es unterscheidet sich in der That von jener bedeutend durch die Zahl und den Umfang der Anmerkungen, und kann sowohl aus diesem Grunde als auch wegen seiner Kostspieligkeit (der erste Band kostet in Deutschland 8 Thaler) nicht für eine Schulausgabe angesehen werden.

Als Veranlassung dieses Buches erklärt der Verfasser in der Vorrede den Umstand, dafs es noch keine Ausgabe des Thukydides gäbe, die dem gegenwärtigen Stande der Kritik und Philologie entspräche. Denn was zunächst den Text beträfe, so gäbe es statt eines 4 Texte, die von Haacke, Bekker, Rec. und Göller, welche nicht wenig von einander und alle von der Vulgata verschieden wären, die in den Ausgaben von Duker und Bauer sich fände, und von der jene Herausgeber gelegentlich aus sehr unzureichenden Gründen abgewichen wären. Da nun nicht anzunehmen sei, dafs Studirende, geschweige die Leser des Thukydides im Allgemeinen, alle jene kritischen Ausgaben besäfsen, oder gewöhnlich im Stande wären zu entscheiden, welcher von den 4 Texten in jedem einzelnen Falle die richtige Lesart enthielte, so habe es dem Herausgeber wünschenswerth geschienen, eine neue Recension zu veranstalten, die hoffentlich die Stelle eines Mustertextes (a standard-text) vertreten könnte, und in der die Abweichungen von den 4 erwähnten Ausgaben und, wo es nöthig wäre, von der Vulgata systematisch verzeichnet, und die Gründe für oder wider die einzelnen Lesarten angegeben würden, damit der Studirende so selbst urtheilen lernte. Wenn nun aber schon der Mangel eines nach diesen Grundsätzen gestalteten Textes fühlbar sei, so sei dieses noch mehr in Ansehung eines fortlaufenden Commentares der Fall, da in allen Ausgaben, welche erklärende Anmerkungen enthielten, entweder zu Wenig oder zu Viel dargeboten sei, und es an dem verknüpfenden Faden fehlte, auch viele Schwierigkeiten des Schriftstellers noch nicht beseitigt wären, worüber man sich bei der Dunkelheit desselben nicht verwundern könnte.

Digitized by Google

Von diesen 2 Gründen nun, die den Verfasser zur Herausgabe dieses Werkes bestimmten, ist der erste schon an sich etwas seltsam. Denn um nicht zu erwähnen, dafs die Verschiedenheit der genannten 4 Texte, wenn man die neusten Ausgaben von Haacke, Bekker und Göller, wie billig, berücksichtigt, keinesweges so grofs ist, als man nach den Worten des Herausgebers schliefsen könnte, und der von Göller als fast überall entweder mit dem Bekkerschen oder mit dem des Rec. übereinstimmend nicht mehr der Erwähnung bedurfte als der Arnoldsche, so scheint es eine gewisse Vermessenheit, dafs Hr. Bloomfield, ohne im Besitz neuer handschriftlichen Hülfsmittel zu sein, durch eine blofse Prüfung und Vergleichung der vorhandenen Texte und der Vulgata einen feststehenden oder Mustertext liefern zu können hofft. Was aber die Ausführung seines Zweckes betrifft, so ist dieselbe, auch wenn man nur darauf sieht, dafs er Studirende in den Stand setzen wollte, die Abweichungen jener Ausgaben unter einander und von der Vulgata genau kennen zu lernen und die Richtigkeit der dort zu findenden Lesarten zu beurtheilen, ganz verfehlt, und mufste verfehlt werden nach der Art, wie der Verf. zu Werke gegangen ist. Denn sollte dieser Zweck erreicht werden, so waren offenbar zuerst die abweichenden Lesarten der genannten Ausgaben in den einzelnen Stellen alle aufzuführen. Dieses ist aber gar oft nicht geschehen. So hat I, 18. Recensent § 1. αὐτήν nach ἐνοικούντων eingeklammert und παλαιοτάτου statt παλαιτάτου aufgenommen, § 2. ἦκε statt ἦλθε und ἐςβάντες statt ἐμβάντες geschrieben, § 3. δέ nach ἔπειτα weggelassen. Von diesen 5 Abweichungen in *einem* Capitel ist auch nicht *eine* angegeben; nur ist zu ἐμβάντες das Zeichen ≠ gesetzt, wie ein Kreuz oder ein Sternchen sich auch noch sonst (z. B. bei ἐπειδὴ δέ I, 11, bei ἕκαστοι I, 7, in welcher letztern Stelle nicht einmal die Ausgaben und Handschriften eine Veranlassung dazu darboten, und anderwärts) im Texte ohne Angabe einer Variante, also nutzlos, findet. Eben so wenig sorgsam aber sind die verschiedenen Lesarten der andern genannten Ausgaben angeführt. So ist z. B. von Bekker gleich im folgenden Capitel nicht bemerkt, dafs er ὅπως πολιτεύσουσι statt ὅπως πολιτεύσωσι liest, und Capitel 11, dafs er ἐπειδή τε statt ἐπειδὴ δέ geschrieben hat. Wenn ferner die Benutzer dieses Werkes in den Stand gesetzt werden sollten, mit Hülfe desselben die Richtigkeit der Lesart selbst zu beurtheilen, so ist offenbar, dafs, da diese Richtigkeit theils auf äufsern Zeugnissen und theils auf innern Gründen beruht, erst ein kurzes Verzeichnifs der bis jetzt verglichenen Handschriften nach Klassen und Familien geordnet gegeben, und dann bemerkt werden mufste, welche von diesen Handschriften nach den Untersuchungen der Gelehrten als die besten, welche als mittelmäfsige, welche als schlechte anzusehen seien. Von allen solchen Angaben aber findet sich in dem vorliegenden Bande keine Spur. Auch ist nicht zu erwarten, dafs im 2ten Bande dieselben nachgeliefert werden dürften, weil der Herausgeber auch in den einzelnen Stellen nicht angegeben hat, auf welchen Zeugnissen die von den Kritikern aufgenommenen Lesarten beruhen, sondern höchstens (und auch dieses selten) in wie vielen Codicibus sie stehen, also nach diesem Verfahren die Aufzählung und Würdigung der Handschriften freilich unnütz sein würde. So ist denn der Besitzer dieses Werkes bei Prüfung der erwähnten Varianten allein auf innere Gründe verwiesen, die um so weniger hinreichen können, da sich theils von selbst erwarten läfst, dafs die neuern Kritiker am meisten da, wo 2 Lesarten dem Sprachgebrauche und dem Sinne nach ziemlich gleich richtig sind, aus verschiedener Schätzung einzelner Handschriften von einander abweichen werden, theils nach dem, was Rec. in seiner Ausgabe und sonst entwickelt hat, einem Herausgeber des Thukydides nicht unbekannt sein konnte, dafs die Verschiedenheit des Bekkerschen Textes von dem anderer Ausgaben grofsentheils auf dem verhältnifsmäfsig gröfsern oder geringern Ansehn, das der Vatikanischen und der Casseler Handschrift beigelegt wird, beruht. Wie steht es nun aber mit den innern Gründen für die Richtigkeit der Lesarten? Sind überall dergleichen angeführt, und sind die angeführten genügend? Beides ist durchaus nicht der Fall. So heifst es zu I, 12. „Ἐξέπεμπε. So Haack., Pop. and Goell. for vulg. ἐξέπεμψε", und gleich darauf: „Τὸ πλέον. So Pop. from 8 Mss., while Bekk. and Goell. retain the vulg. τὸ πλεῖστον". Ferner Cap. 13. „Γιγνομένης. So Bekk., Goell. and Pop. edit." (wo die Vulgata nicht einmal angegeben ist). Cap. 16. „Τε. Bekk. and Goell. read, from several Mss., δέ. I have, with Pop., retained the common reading". Sollen durch solche Angaben die Studirenden in den

Digitized by Google

Stand gesetzt werden, die Richtigkeit der Lesarten selbst zu prüfen, und soll so der ersehnte standardtext festgestellt werden? Credat Judaeus Apella! Bisweilen sind zwar Gründe angegeben, aber so wenig haltbare, dafs damit nichts bewiesen ist. So ist I, 17. zu Anfange τύραννοι δέ mit der Bemerkung geschrieben, Rec. lese zwar aus mehreren Handschriften τύραννοί τέ, aber mit Unrecht; denn es sei dort klar ein Uebergang, und δέ habe häufig diese Kraft. Da nun aber auch τέ zur Anreihung von neuen Sätzen bei Thukydides gebraucht wird (s. dort Rec. in der kl. Ausg.), so ist mit jenen Worten nichts bewiesen. Ferner zu I, 14., wo die neuen Herausgeber παλαιτάτη statt παλαιοτάτη der Autorität der Handschriften wegen aufgenommen haben, ist bemerkt: „Yet it may be questioned, whether the latter be not the more ancient form; letters, as Horne Tooke says, being, like soldiers, apt to drop off in a long march. Certainly the word is found in Pindar, and not unfrequently in Plato; and, from its occurring in writers accustomed to imitate our author, it was doubtless found at least in some mss. at an early period". Hier sind die ersten Sätze offenbar ganz ungehörig, da hier nicht zu fragen ist, welches die ältere, sondern welches die bei Thukydides übliche Form dieses Superlativs ist. Sollte aber erwiesen werden, dafs dieser auch παλαιοτάτη hier habe schreiben *können*, so war statt allgemeiner Sätze und statt Verweisung auf die Nachahmer, zu sagen, dafs παλαιότατα und παλαιότερα wirklich in allen Handschriften und Ausgaben VI, 2. und I, 1. stehen und nach fast allen Handschriften auch I, 18. παλαιοτάτου zu lesen ist. Und dafs dieses der Herausgeber, wenn er von diesen Formen sprechen wollte, nicht gesagt hat, ist um so unverzeihlicher, weil er die eben citirten Stellen in dem Commentar des Rec. erwähnt finden konnte. Statt derer beruft er sich, um zu beweisen, dafs sich παλαιοτάτη hier wenigstens in einigen Handschriften frühzeitig gefunden haben müsse, auf die Nachahmer des Thukydides, da doch diese, um zu verschweigen, dafs sie in andern Dingen als in solchen Biegungsformen dem Thukydides nachzuahmen pflegen, die Form παλαιότατος, wenn sie sie aus diesem Schriftsteller entlehnt haben sollen, eben so gut aus den eben angeführten Stellen schöpfen konnten. Es würde unnütz sein, wenn wir uns bei der Kritik des Herausgebers noch länger aufhalten wollten, da aus dem Gesagten jedem Leser dieser Blätter klar sein wird, wie weit Hr. Bloomfield davon entfernt ist, seine Leser in den Stand zu setzen, ein genügendes Urtheil über die von den neuern deutschen Kritikern in den Text gesetzten Lesarten zu fällen. Das Eine sei nur noch bemerkt, dafs man nicht etwa daraus, weil wir oben den Herausgeber den genannten Kritikern den Vorwurf haben machen hören, gelegentlich aus sehr unzureichenden Gründen von der Vulgata abgewichen zu sein, schliefsen dürfe, er habe diese Vulgata, etwa wie Didot, in vielen Stellen wieder hergestellt. Vielmehr dürfte sich kaum eine oder die andere Stelle in allen diesen 3 Büchern des Thukydides finden, in der unser englischer Gelehrter im Gegensatz gegen alle 4 erwähnte deutsche Herausgeber die Vulgata beibehalten hat. Also zerfällt auch sein durch jene Worte ausgesprochener Tadel durch seine eigene Praxis in Nichts.

Indefs auf den kritischen Theil seiner Arbeit legt Hr. Bloomfield selbst geringern Werth. Seine Hauptaufgabe war eine Ausgabe mit einem fortlaufenden Commentar zu liefern, der den Bedürfnissen der Studirenden und der Mehrzahl der Leser des Thukydides zum richtigen Verständnifs genügte. Dafs es ein vollständiges Werk der Art noch nicht giebt, darüber ist Rec. mit dem englischen Herausgeber vollkommen einverstanden. Er hat daher kürzlich eine für diesen Zweck berechnete Ausgabe in der Gothaer Bibliotheca scriptorum Graecorum zu veranstalten angefangen; aber von dieser hatte Hr. Bloomfield noch gar keine Kunde, und es sind auch bis jetzt von ihr erst 2 die beiden ersten Bücher enthaltende Hefte erschienen. Dafs aber durch die Arbeit des englischen Gelehrten, von der Rec. beim Beginnen seiner kleinen Ausgabe eben so wenig etwas wufste, als dieser von der seinigen, dem erwähnten Bedürfnifs, auch abgesehen davon, dafs vorliegendes Buch durch den Gebrauch der englischen Sprache und durch seine Kostspieligkeit auf einen kleinern Kreis von Lesern und Käufern beschränkt ist, keineswegs abgeholfen ist, läfst sich auf das Deutlichste beweisen.

Zur Hälfte kann dieses schon aus den in der Vorrede über das beobachtete Verfahren gegebenen Erklärungen dargethan werden. Da nämlich die angedeuteten Leser des Thukydides diesen Schriftsteller

Digitized by Google

nicht blofs der Worte, sondern auch der Sachen wegen, ja nicht wenige weit mehr aus diesem letztern Grunde studiren, so ist offenbar, dafs in einem für solche Leser berechneten Commentar nicht blofs auf die Worte, sondern auch auf die Sachen, wenigstens in der Kürze, gebührende Rücksicht genommen werden müsse. Nun aber erklärt unser Herausgeber gleich in der Vorrede (S. IX.), geographische und historische Dinge seien nur selten in dieser Ausgabe besprochen; der Leser werde in Betreff derselben auf die englische Uebersetzung des Verf. mit Noten und auf die lehrreichen und für das Studium des Thukydides unentbehrlichen geographischen Werke von Leake verwiesen. Also für 16 Thaler, welches nach diesem ersten Bande zu schliefsen, der Preis des ganzen hier zu besprechenden Werkes sein wird, erhält der Käufer nicht einen ganzen, sondern nur einen halben oder Wort-Commentar. Will er auch die Sachen verstehen und beurtheilen lernen, so mufs er sich die nicht minder kostspielige englische Uebersetzung anschaffen. Dazu gehören englische Geldbeutel, nicht deutsche! Dafs in den Werken Leake's viel zur Erläuterung des Thukydides Nützliches enthalten ist, ist sicher; aber das Mindeste, was man von dem Erklärer des Thukydides erwarten kann, ist doch wohl, dafs er angebe, über welche Gegenstände und wo man bei Leake Auskunft finden könne; jedoch auch solche Citate zu geben, hat der Herausgeber in der Regel sich nicht die Mühe genommen. Auch darf man seine Angabe, nur selten auf historische und geographische Gegenstände Rücksicht genommen zu haben, nicht etwa so verstehen, als habe er nur die wichtigsten Puncte beachtet. Denn um nur durch einige Beispiele zu beweisen, wie sich die Vernachlässigung der Sacherklärung auf die erheblichsten Fragen erstreckt, so ist I, 3., wo Thukydides von dem Verhältnifs der Pelasger zu den Hellenen und der allmähligen Erweiterung des letztern Namens handelt, dem Homer den Gebrauch des Wortes βάρβαρος zur Bezeichnung von Nichtgriechen abspricht, und Hellenen κατὰ πόλεις ὅσοι ἀλλήλων ξυνίεσαν genannt werden läfst, nicht eine einzige Sacherklärung, nicht ein einziges Citat hinzugefügt. So geht es in dem Proömium überall fort. Zu der vom Thukydides gegebenen Darstellung des Trojanischen Krieges, die manche Fragen erregt hat, ist nicht die geringste historische Note gegeben. Cap. 12., wo der Schriftsteller erzählt, die Böoter seien aus Arne von den Thessalern vertrieben worden, es hätte aber ein Theil von ihnen schon vor dem Trojanischen Kriege in dem spätern Böotien gewohnt, wird weder der gegen letztere Behauptung gemachten Einwendungen gedacht, noch über die streitige Lage von Arne ein Wörtchen gesagt. Eben so gänzliches Stillschweigen herrscht Cap. 13. bei den viele historische Bedenken erregenden Worten Φωκαῆς Μασσαλίαν οἰκίζοντες Καρχηδονίους ἐνίκων und in Betreff anderer in diesem Capitel erwähnten Ereignisse. Dagegen finden sich einzelne Anmerkungen von der Art, wie folgende I, 4.: „Κυκλάδων. So called as forming a sortof circle round Delos". Und so andere, zum Theil wunderliche Etymologien von Städtenamen, z. B. II, 30. Ausführlichere Sachanmerkungen sind nur ein paar Mal mit entschiedener Inconsequenz gegeben, namentlich gegen Ende des 3ten Buches (Cap. 111. 112.) über Agräa, Idomene und die Umgegend zum Theil nach Leake.

Nachdem wir nun also gesehen haben, wie in Beziehung auf Sacherklärung dieser Commentar mehr als mangelhaft ist, so bleibt uns nur noch zu sehen übrig, wie weit er durch richtige und genügende Worterklärung, welche die eigentliche Aufgabe des Herausgebers bildet, für jenen grofsen Mangel Entschädigung bietet.

Wir wollen demnach zuerst untersuchen, mit welchem Rechte der englische Herausgeber sich in dieser Beziehung vor allen andern den Ruhm anmafst, einen fortlaufenden Commentar gegeben zu haben. Wir haben ihn oben andere Ausleger tadeln hören, weil es bei ihnen an einem verbindenden Faden („thost connecting thread in annotation, which binds all together, like pearls in a chain" p. VI.) fehlte. Dieses durfte aber wenigstens in Betreff des ersten Buches von dem Commentar des Rec. nicht behauptet werden, da dort die den einzelnen Abschnitten vorgesetzten Inhaltsentwickelungen eine stetige Verbindung der einzelnen Theile bewirken. Diese Methode ist freilich von Rec. aus Raumersparnifs später aufgegeben worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 19.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

ΘΟΥΚΥΔΙΔΗΣ. *The history of the Peloponnesian war, by Thucydides. A new recension of the text, with a carefully amended punctuation and copious notes, critical, philological and explanatory, almost enterely original, but partly selected and arranged from the best expositors, and forming a continuous commentary: accompanied with full indexes, both of Greek words and phrases explained, and matters discussed in the notes. By the Rev. S. T. Bloomfield.*

(Fortsetzung.)

Nun findet sich aber auch bei unserm Verf. in Ansehung des gröfsern Theiles des Werkes oder der eigentlichen Geschichtserzählung kein andres Band als die Inhaltsanzeigen der einzelnen Capitel, welche auch bei Haacke in der gröfsern Ausgabe, bei Rec. und Andern zu haben sind, nur bei diesen in lateinischer oder griechischer Sprache, bei Bloomfield in englischer. Was aber die Reden betrifft, auf welche dieser bei dem erwähnten Vorwurf mit nicht undeutlichem Angriff auch auf den Unterzeichneten ein besonderes Gewicht legt („this deficiency, as regards continuity of annotation, is no where so perceptible, as, where it is most felt to be an evil, on the orations" etc.), so ist es wahr, dafs Haacke in den in mehrere andere Ausgaben übergegangenen Summarien deren Inhalt nicht näher angegeben hat; aber Rec. hat dieses in Ansehung der einzelnen Capitel der Reden durch griechische Ueberschriften und bei denen des ersten Buches noch durch nähere lateinische Zergliederung zu thun nicht ermangelt, auch, wo es ihm nöthig schien, durch Hinzufügung von Wörtern und Buchstaben die Theile und sonstigen Abschnitte angedeutet, endlich über die Eintheilung einzelner, die auf jene Weise noch nicht genug charakterisirt schienen, noch besonders im Commentar gehandelt. Vielleicht hätte dieses noch bei einigen andern geschehen sollen. Hat aber etwa unser Herausgeber diesem Uebel abgeholfen? Betrachten wir die erste Rede, I. 32 ff., so finden wir weder irgend eine Disposition derselben, noch eine Zusammenstellung der Hauptgedanken, noch eine Angabe des Inhaltes der einzelnen Capitel. Von der zweiten Rede an (I. 37 ff.) ist zwar letztere, jedoch nicht immer, zugefügt, aber darauf beschränkt sich auch die Bemühung des Herausgebers in der Regel; eine künstlerische Zergliederung der Reden ist nur selten, und dann mit solchen kurzen Andeutungen, wie sie auch von andern Erklärern gegeben waren, versucht. Hieraus will auch Rec. dem Hrn. Bloomfield bei den geringen für diesen Zweck vorhandenen Vorarbeiten keinen besondern Vorwurf machen; es war nur darzuthun, dafs man nicht aus dem von demselben über seine Vorgänger in dieser Beziehung ausgesprochenen Tadel die Hoffnung schöpfen dürfe, durch ihn tiefer in die Technik der Thukydideischen Reden eingeführt zu werden, und in einem höhern Sinne einen fortlaufenden Commentar zu finden, als ihn auch Andere zu geben versucht haben.

Das Hauptverdienst des vorliegenden Werkes also besteht in der Erläuterung der einzelnen schwierigern Worte und Sätze. Der Herausgeber hat sich bemüht, theils durch Uebersetzungen, theils durch Angabe der Construction, Beseitigung der Bedenklichkeiten, Beifügung von Citaten, den Sinn des Schriftstellers aufzuschliefsen und leicht verständlich zu machen. Was nun in dieser Beziehung von seinen Leistungen zu erwarten ist oder nicht, wird Niemanden, der seine frühern Werke über Thukydides studirt hat, zweifelhaft sein können. Nach diesen wird man überzeugt sein, dafs, was sich aus einer umfassenden Lectüre durch Beibringung von Parallelstellen und Nachahmungen zur

Digitized by Google

Erläuterung des Thukydides herbeischaffen läfst, im reichsten Mafse von dem englischen Gelehrten zusammengestellt sein wird; aber man wird zugleich fürchten müssen, derselbe werde oft da Nachahmungen aufgespürt haben, wo keine zu finden sind, er werde der Gattung und dem Dialekte nach zu verschiedene Schriftsteller verglichen, da, wo Thukydides aus sich selbst oder wenigstens aus ungefähr gleichzeitigen Attikern erläutert werden mufste oder doch konnte, aus unattischen Schriften und wohl gar aus dem Neuen Testament seine Beispiele entnommen und die Sprache dieser der attischen gleichgestellt, er werde in der Erklärung dem veralteten Ellipsenkram gehuldigt haben, in Betreff der Partikellehre und der gesammten Syntax die nöthige Schärfe vermissen lassen, überhaupt in Rücksicht der Kunde der Grammatik mehr einer schon vergangenen Periode des Studiums des Griechischen anzugehören scheinen. Und alles dieses wird man auch durch das vorliegende Werk bestätigt finden, wie sich aus den bald anzuführenden Proben hinlänglich ergeben wird.

Ehe wir jedoch zu den Beweisen dieser unserer Behauptungen fortgehen, möge noch bemerkt werden, dafs, obgleich der englische Herausgeber die Schwierigkeiten des Schriftstellers für seine Leser zu beseitigen rühmlich gestrebt, und man im Ganzen weit mehr über zu reichliche und zu ausführliche, als über zu spärliche Anmerkungen zu klagen hat, doch manches nicht erklärt ist, was einer Erklärung bedurft hätte. So ist I. 10. in den Worten εἰκὸς ... νομίζειν τὴν στρατιὰν ἐκείνην μεγίστην γενέσθαι ... τῇ Ὁμήρου αὖ ποιήσει εἴ τι χρὴ κἀνταῦθα πιστεύειν, ἣν εἰκὸς ἐπὶ τὸ μεῖζον μὲν ποιητὴν ὄντα κοσμῆσαι, ὅμως δὲ φαίνεται καὶ οὕτως ἐνδεεστέρα, (wo zugleich auf die verkehrte Interpunction der englischen Ausgabe aufmerksam gemacht werden mufs, indem dort der Satz ἣν bis κοσμῆσαι durch zwei Striche von der übrigen Rede abgesondert und zu einer Art Parenthese gestaltet ist), nichts über das Relativum ἣν gesagt, obgleich die Erklärer über die Beziehung desselben uneinig sind, und die scheinbar natürlichste ihr Bedenken hat. Ferner I. 17. in der Periode ἐπράχθη τε ἀπ' αὐτῶν οὐδὲν ἔργον ἀξιόλογον, εἰ μὴ εἴ τι πρὸς περιοίκους τοὺς αυτῶν (der Spiritus fehlt, so dafs man nicht weifs, ob der Herausgeber αὐτῶν oder αὑτῶν geschrieben wissen wollte) ἑκάστοις· οἱ γὰρ ἐν Σικελίᾳ ἐπὶ πλεῖστον, ἐχώρησαν δυνάμεως, ist darüber, warum der letzte Satz durch γάρ mit dem Vorhergehenden habe verbunden werden können, nichts gesagt, so sehr dieser Umstand die Bedenken der Ausleger erregt hat, sondern nur die triviale Anmerkung beigefügt: „Render: for, as to the tyrants in Sicily, they etc." Am häufigsten vermifst man grammatische Andeutungen. So wäre in den oben erwähnten Worten, da dieses die erste Stelle ist, in der ἀπό beim Passiv bei Thukydides vorkommt, eine kurze Bemerkung hierüber zweckmäfsiger gewesen als die gelieferte Uebersetzung. Bisweilen mufs ein Kreuz oder ein Sternchen die Stelle einer grammatischen Erklärung vertreten. So ist Cap. 11. in den Worten τῆς γὰρ τροφῆς ἀπορίᾳ τόν τε στρατὸν ἐλάσσω ἤγαγον, καὶ ὅσον ἤλπιζον αὐτόθεν πολεμοῦντα βιοτεύσειν· ἐπειδὴ δὲ ἀφικόμενοι μάχῃ ἐκράτησαν ... φαίνονται δ' cet., statt über die Beziehung der Partikeln τε und δέ auf einander etwas zu sagen, ein Kreuz zu δέ gesetzt. Vergleiche das oben schon aus Cap. 7. angeführte ἕκαστοι. Dagegen schenkte man dem Herausgeber gern eine ganze Anzahl Anmerkungen, die kaum für Schüler, welche den Thukydides lesen, erforderlich sind, geschweige für die Benutzer dieses Werkes. Dahin gehört I, 4. zu den Worten παλαίτατος ὧν ἀκοῇ ἴσμεν (wo wieder die verkehrte Interpunction παλαίτατος, ὧν ἀ. ἴ. deshalb bemerkt werden mufs, weil der Herausgeber sich einer carefully amended punctuation rühmt) die Bemerkung: „Ὧν, by Atticism, for ἐκείνων ὧν, in Herodot", die überdies offenbar so ungenau und seltsam als möglich ausgedrückt ist. Von derselben Art ist die oft (z. B. Cap. 4. 5. 12.) wiederkehrende Erinnerung, γάρ sei particula inchoativa, und explicativa; zu I, 1. Θουκυδίδης sei einer von den Namen, die nur die Form der Patronymika hätten, wie Μιλτιάδης u. a.; ferner I, 9. zu ἦλθεν ἔχων die Note „Participles so employed, with their cases, have the signification of *cum*", die wegen des Zusatzes with their cases wieder schief genug ist; I, 10. δυνατὸν δοκοῦντα εἶναι, „having the reputation of ability, as infra I, 79. ξυνετὸς δοκῶν εἶναι, and 1. Corinth. III, 18. εἴ τις δοκεῖ σοφὸς εἶναι"; I, 19. „ἀφ' οὗ for ἀφ οὗ χρόνου and δι' οὗ", wo die Worte and δι' οὗ sinnlos sind; und noch so manche ähnliche Anmerkung! Andere sind deshalb ganz oder zum Theil unnütz, weil sie Beispiele über Dinge, die keines Beweises bedürfen, aus zum Theil dem Thukydides fern liegenden Schriftstellern, und gewaltsam herbeigezogene und

Digitized by Google

leichtsinnige Conjecturen enthalten. So sind zu I, 2. ganz unnütze Beispiele über καθ' ἡμέραν nach dem Artikel in der Bedeutung des Adjectivs *täglich*, Cap. 4. über ναυτικόν *die Flotte* gegeben. Cap. 5. zu τοὺς ἑαυτοῦ παῖδας ἡγ: ἐγκαταστήσας heifst es, ähnlich sei ein Ausdruck in den Psalmen XIV, 7., wo in der Septuaginta stehe ἀντὶ τῶν πατέρων σου ἐγενήθησαν υἱοί· καταστήσεις αὐτοὺς ἄρχοντας ἐπὶ πᾶσαν τὴν γῆν· aber statt σου ἐγενήθησαν und πᾶσαν τὴν γῆν die wahre Lesart γενηθήσονταί σοι und πάσης τῆς γῆς zu sein scheine. Dafs man Griechisch ἡγεμόνα oder ἄρχοντά τινα καταστῆσαι überall sage, konnte dem Verf. nicht unbekannt sein; also dient ihm die Anmerkung nur dazu, um eine ganz unwahrscheinliche und eine ganz überflüssige Conjectur vorzubringen. In der Anmerkung zu ἀσθενέσι I, 5. wird derselbe gar von einer unerspriefslichen Conjectur zur andern geführt! Ebendaselbst zu προσπίπτοντες πόλεσιν ἀτειχίστοις καὶ κατὰ κώμας οἰκουμέναις führt er eine Stelle des Polybius (II, 17, 9.) ᾤκουν κατὰ κώμας ἀτειχίστους als eine klare Nachahmung des Thukydides an, und erklärt dann, ohne Zweifel sei dort ἀτειχίστως zu lesen, durch welche Aenderung doch die angebliche Nachahmung des Thukydides noch mehr verloren geht. Zu I, 7. begnügt sich der Herausg. nicht, eine Menge sicherer Beispiele über πλώϊμος beizubringen; sondern er bemerkt, auch in einer Stelle des Maximus Tyrius, in der die Worte ἥδιστον θεαμάτων .... θάλαττα πλεομένη vorkämen, vermuthe er, die ächte Lesart sei πλωΐμη. Und warum? Weil Pausanias und andre θάλασσα πλώϊμος sagen. Also wufste er nicht, oder wollte nicht wissen, dafs man Griechisch auch πλεῖν θάλατταν, wie Lateinisch navigare maria und Deutsch *ein Meer beschiffen*, spricht? Aehnliche leichtsinnige Conjecturen finden sich zu I, 9. πλουσιώτεροι ἑαυτῶν und anderwärts. Cap. 10. führen den Herausgeber die Worte τῶν ἐν τέλει erst zu einer Stelle des Euripides (Bacch. 815.), in der ἐν τέλει vorkommt, und da dort Dionysus zufällig auch θεὸς δεινότατος genannt wird, so werden zwei Stellen des Alten Testaments erwähnt, in denen Gott auch *schrecklich* heifst, und die letzte wird noch besonders erklärt! Sed sapienti sat!

Nachdem wir aber gesehen haben, wie sehr es dem Herausgeber leider am gehörigen Takt und richtigem Urtheil bei Auswahl des zu Erklärenden fehlt, müssen wir uns noch zur Erklärung desselben selbst wenden, um unsere oben ausgesprochene Ansicht zu bestätigen, so weit dieses nach den eben gelegentlich gegebenen Proben noch nöthig ist. Wir wollen daher einige Capitel vom Anfange an so durchgehen, dafs wir zunächst mit Uebergehung des Untadelhaften nur eine Anzahl Unrichtigkeiten anführen.

Cap. 1. in den Worten Θουκυδίδης Ἀθηναῖος ξυνέγραψε τὸν πόλεμον τῶν Πελοποννησίων καὶ Ἀθηναίων, ὡς ἐπολέμησαν πρὸς ἀλλήλους, ἀρξάμενος εὐθὺς καθισταμένου, wird der Sinn der letzten Worte zwar richtig entwikkelt, aber zu ἀρξάμενος wird τοῦ ἔργου statt τοῦ ζυγγράφειν, zu καθισταμένου wird πολέμου statt τοῦ πολέμου ergänzt, und εὐθὺς καθισταμένου wird mit εὐθὺς νυκτός verglichen, „where there may be an ellipsis of ἐκ", wo man die erste Probe der Ellipsenliebhaberei des Herausgebers hat. — Bald darauf, wo der Peloponnesische Krieg ἀξιολογώτατος τῶν προγεγενημένων genannt wird, ist bemerkt, dieses Idiom finde sich auch bei den Lateinern, und zum Beweis soll die Stelle des Livius licet praefari bellum maxime memorabile omnium, quae unquam gesta sint, me scripturum dienen, obgleich offenbar ist, dafs dort der Superlativ ganz eigentlich steht, da der Punische Krieg einer der sämmtlichen einst geführten Kriege ist. — In den nächsten Worten ὅτι ἀκμάζοντές τε ἦσαν ἐς αὐτόν wird über die Lesarten ἦσαν und ἦσαν so gesprochen, dafs bemerkt ist, Göller erinnere zwar gegen letztere Lesart, der attische Sprachgebrauch würde vielmehr ἦεσαν erfordern, aber dies sei „a somewhat hypercritical distinction". Und doch kommt ἦεσαν bei Thukydides in einer grofsen Anzahl von Stellen vor, ἦσαν nirgend, auf welche Bemerkung des Rec., wie mehrmals auf ähnliche, keine Rücksicht genommen ist! — Gleich darauf ist κίνησις zwar richtig mit dem lateinischen motus verglichen, aber mit Unrecht hinzugesetzt, es bedeute „civil commotion or war between different provinces or districts of the same nation", was sich als falsch dadurch ergiebt, dafs Thukydides selbst sagt, es sei der Peloponnesische Krieg nicht nur für die Hellenen die gröfste κίνησις gewesen, sondern auch μέρει τινὶ τῶν βαρβάρων, ὡς δὲ εἰπεῖν καὶ ἐπὶ πλεῖστον ἀνθρώπων. In den letzten Worten will der Herausgeber wieder eine Ellipse annehmen, entweder von einem Verbum der Bewegung, als ἐξέρχεσθαι, oder von einem Verbum der Ausdehnung, als διήκειν. Als ob die Wendung γίγνεται κίνησις ἐπὶ πλεῖστον ἀνθρώπων nicht ohne alle Ellipse rich-

Digitized by Google

tig und verständlich wäre! — In dem letzten Satze des Capitels ἐκ δὲ τεκμηρίων, ὧν ἐπὶ μακρότατον σκοποῦντί μοι πιστεῦσαι ξυμβαίνει cet., erwähnt der Herausgeber nur die Erklärung, nach der ὧν für ἐξ ὧν stehen soll, mit Uebergehung der wohl richtigern, nach der ὧν durch Attraction für das von σκοποῦντι abhängig zu machende ἅ gesetzt ist. In Beziehung auf Rec. aber hat sich derselbe eine arge Flüchtigkeit zu Schulden kommen lassen, indem er ihn in dem Supplementbande von unserer Stelle die Worte „per σχῆμα κατὰ κοινοῦ explicanda verba" gebrauchen läfst, die doch dort von einer im Commentar angeführten scheinbar den Regeln der Attraction widersprechenden Xenophonteischen Stelle gesagt sind. — Zu Anfange des 2. Capitels in dem Satze φαίνεται γὰρ ἡ νῦν Ἑλλὰς καλουμένη οὐ πάλαι βεβαίως οἰκουμένη wird zwar φαίνεται richtig erklärt; aber statt ihm die Bedeutung constat in seiner Verbindung mit dem Particip zuzuschreiben, heifst es: „when joined with a nomin. of the subject, being construed with both participles and substantives", offenbar falsch und verworren! — Nicht weit nachher soll ἐμπορία nach dem Herausgeber nicht Handel überhaupt, sondern Seehandel sein; denn an Landhandel sei kein Mangel gewesen. Und doch fährt Thukydides nach den Worten τῆς γὰρ ἐμπορίας οὐκ οὔσης fort οὐδ' ἐπιμιγνύντες ἀλλήλοις οὔτε κατὰ γῆν οὔτε διὰ θαλάσσης, νεμόμενοί τε τὰ αὐτῶν ἕκαστοι ὅσον ἀποζῆν! In denselben Sätzen findet der Herausgeber eine kleine Verwirrung (slight confusion) in den Partikeln οὐκ ... οὐδέ ... οὔτε ... τε. Aber diese Verwirrung besteht nur in der Vorstellung des englischen Gelehrten, da οὔτε mit den übrigen genannten Partikeln gar nicht in eine Reihe gehört, sondern dem mit οὐδέ beginnenden Gliede durch das doppelte οὔτε eine Bestimmung untergeordnet wird. Dann wird ὅσον ἀποζῆν erklärt „so far only as to supply them with a bare subsistence", und theils, um diesen Sinn zu bewirken, eine Ellipse von μόνον nach ὅσον angenommen, theils gegen *die* Gelehrten polemisirt, welche blofs die Bedeutung „getting a living from, living on" annehmen. Aber hier hat er nicht bedacht, dafs jene Gelehrten nur von dem Worte ἀποζῆν sprechen und im Gegensatz gegen den Scholiast, der diesem die Bedeutung εὐτελῶς ζῆν beigelegt hatte, zeigen, dafs ἀποζῆν an sich nichts als *von etwas leben* heifse, womit sie aber keineswegs läugnen, dafs, wer sagt *sie benutzten ihr Besitzthum in so weit, um davon zu leben*, auch ohne Ellipse von μόνον andeute, es hätten jene nicht viel mehr als den nothwendigen Unterhalt sich erworben. Später in diesem Capitel in den Worten τὴν γοῦν Ἀττικὴν ... ᾤκουν οἱ αὐτοὶ ἀεί wird γοῦν for instance übersetzt, in welchem Sinne es der Herausgeber oft vorkommen läfst. Allein weder ist dieses wahr, noch würde diese Bedeutung, wenn sie in der Partikel läge, hier passen. Denn es geht der Gedanke vorher, dafs die fruchtbaren Gegenden den Angriffen immer besonders ausgesetzt gewesen seien, wovon kein Beispiel ist, dafs Attika immer von denselben Einwohnern bewohnt wurde. So wird auch unter Capitel 10. γοῦν falsch thus for example erklärt, während es in beiden Stellen *wenigstens gewifs*, wofür man in der 2ten Stelle auch *nämlich* sagen kann, bedeutet. — Weiter unten im zweiten Capitel läfst der Herausgeber οἱ ... πολέμῳ .. ἐκπίπτοντες ... οἱ δυνατώτατοι für οἱ τῶν πολέμῳ ἐκπιπτόντων οἱ δυνατώτατοι gesetzt sein, wo der erste Artikel offenbar falsch ist. Und in demselben Satze, παρ' Ἀθηναίους οἱ δυνατώτατοι ὡς βέβαιον ὂν ἀνεχώρουν, wird βέβαιον ὂν für nominativi (es sollte beifsen accusativi) absoluti statt der genitivi absol. erklärt, und doch τι ergänzt und as a residence of perfect security übersetzt, welche Ergänzung und Uebersetzung mit jener Erklärung nicht übereinstimmt, nach der zu βέβαιον ὂν nur τοῦτο (τὸ ἀναχωρεῖν) verstanden werden kann. — In den letzten Worten dieses Capitels endlich, ὥστε καὶ ἐς Ἰωνίαν ὕστερον, ὡς οὐχ ἱκανῆς οὔσης τῆς Ἀττικῆς, ἀποικίας ἐξέπεμψαν, wird zu οὐχ ἱκανῆς οὔσης ergänzt χωρεῖν αὐτούς, (welcher Gebrauch von χωρεῖν zugleich durch 2 Stellen der Genesis belegt wird!) während doch klar ist, dafs, wenn etwas zu verstehen ist, es nur aus dem Vorhergehenden τῷ πλήθει τῶν ἀνθρώπων sein kann, wiewohl ἱκανός ohne alle Ellipse *hinlänglich grofs* bedeutet. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 20.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1844.

ΘΟΥΚΥΔΙΔΗΣ. ***The history of the Peloponnesian war, by Thucydides. A new recension of the text, with a carefully amended punctuation and copious notes, critical, philological and explanatory, almost enterely original, but partly selected and arranged from the best expositors, and forming a continuous commentary: accompanied with full indexes, both of Greek words and phrases explained, and matters discussed in the notes. By the Rev. S. T. Bloomfield.***

(Schlufs.)

Cap. 3. sind die Worte οἱ δ' οὖν ὡς ἕκαστοι Ἕλληνες κατὰ πόλεις τε ὅσοι ἀλλήλων ξυνίεσαν καὶ ξύμπαντες ὕστερον κληθέντες durch those several communities of people — such, I mean, as spake a language mutually understood by cachother — who were then separately, and afterwards collectirely called Hellenes übersetzt, was wegen der Stellung des Sätzchens ὅσοι ἀλλήλων ξυνίεσαν nicht angeht. Auch ist auf die eigentliche Schwierigkeit gar nicht aufmerksam gemacht. Gleich darauf zu ταύτην τὴν στρατείαν ξυνῆλθον wird erst ταύτῃ τῇ στρατείᾳ wegen der Worte des Euripides εὐνῇ συνελθεῖν ἠβούλετο vermuthet, obgleich dort (Dan. 28.) εὐνῇ der dativus loci oder modi ist, und συνελθεῖν consuescere (cum Danae) bedeutet; dann werden Stellen wie Soph. Ai. 486. ἐπεὶ τὸ σὸν λέχος ξυνῆλθον und Eur. Phoen. 831. ἡ δὲ σύναιμον λέχος ἦλθε verglichen, welche lehrten, dafs εἰς ergänzt werden könnte, wobei der Herausgeber einen Hauptunterschied der dichterischen und prosaischen Sprache gar nicht berücksichtigt, nach dem in jener der Accusativ des Ortes ohne Präposition bei Verben der Bewegung stehen kann, in dieser nicht; endlich hält er es aber doch für das Beste, hier eine Vermischung von 2 Constructionen anzunehmen, die eben so wenig zu billigen ist. Die richtige Erklärung kann von Lobeck zu Soph. Ai. v. 55. und Parel. Gr. Gr. S. 518 entnommen werden, welche von Rec. in seinem Supplementbande gegebenen Nachweisungen der Herausgeber nicht beachtet hat. — Cap. 4., wo Thukydides erzählt, Minos habe die Seeräuber aus dem Meere vertrieben, τοῦ τὰς προσόδους μᾶλλον ἰέναι αὐτῷ, soll ἰέναι nach Hrn. Bloomfield *einkommen* bedeuten, wie dieses Wort auch II, 13. und προσιέναι anderwärts stehe. Aber auch II, 13. ist προσιέναι zu finden, nicht ἰέναι, das nichts weiter als *zu ihm gelangen, ihm überbracht werden* (*aus den Inseln, deren Besitzung durch Minos vorher angedeutet ist*), heifsen kann. Vgl. I, 137. ἦλθεν αὐτῷ ὕστερον χρήματα und was Rec. sonst in der kl. Ausg. bemerkt hat. — Cap. 5, zu Ende und 6. zu Anf. in den Worten τό τε σιδηροφορεῖσθαι τούτοις τοῖς ἠπειρώταις ἀπὸ τῆς παλαιᾶς λῃστείας ἐμμεμένηκε. πᾶσα γὰρ ἡ Ἑλλὰς ἐσιδηροφόρει schreibt der englische Gelehrte, man könne fragen, warum unser Schriftsteller einmal die passive Form und nicht die active gebraucht habe, der Grund aber sei der, weil nicht der Sinn gestare arma ausgedrüekt werden sollte, sondern armari, „the being armed or furnished with weapons of defence". Aber erstens würde, da der Herausgeber unter letztern Worten nicht blofs das Besitzen von Waffen, sondern das Beisichhaben derselben versteht, wie daraus klar ist, dafs er zur Uebersetzung von τὸ σιδηροφορεῖσθαι the being armed in Parenthese while engaged in the ordinary occupations of life hinzugefügt hat, der Sinn offenbar ganz derselbe sein, den die lateinischen Uebersetzer durch gestare arma ausgedrückt haben. Zweitens ist klar, dafs, da das Activum bedeutet *Schwer-*

Digitized by Google

ter tragen, eiserne Waffen tragen, ein Passivum, das *bewaffnet sein* bedeutet, von ihm nicht herkommen kann. — Bald darauf in τῶν ποτὲ καὶ ἐς πάντας ὁμοίων διαιτημάτων erklärt der Herausgeber die Rede für sehr elliptisch, da die Worte, in voller Länge ausgedrückt, τῶν ποτὲ καὶ ἐς πάντας ὁμοίως διαιτημάτων διατείνοντα heifsen würden. Hier steht erstens διατείνοντα durch einen Schreibfehler für διατεινόντων; aber es ist auch gar nicht erläutert, mit welchem Rechte für ὁμοίως διατεινόντων blofs ὁμοίων gesagt sei. — Zu dem hernach folgenden Satze καὶ οἱ πρεσβύτεροι αὐτοῖς τῶν εὐδαιμόνων διὰ τὸ ἁβροδίαιτον οὐ πολὺς χρόνος ἐπειδὴ χιτῶνας λινοῦς ἐπαύσαντο φοροῦντες ist bemerkt, der Dativ könne hier für den Genitiv stehen, oder αὐτοῖς sei vielmehr für ἐξ αὐτῶν, ex illis, gesetzt. Als ob dieses zwei verschiedene Erklärungen wären, und der Dativ (auf das Verbum statt auf das Substantiv bezogen) anders im Sinne von ἐξ αὐτῶν stehen könnte, als in wiefern diese Wendung die Stelle des partitiven Genitivs vertritt! Dann soll τὸ ἁβροδίαιτον nicht Luxus im Allgemeinen, sondern vielmehr den in der Kleidung insbesondere andeuten. Aber dieses liegt weder in dem Ausdruck noch entspricht diese Erklärung den vorhergehenden Worten ἀνειμένῃ τῇ διαίτῃ ἐς τὸ τρυφερώτερον μετέστησαν. Endlich soll der von Thukydides erwähnte Luxus nicht darin bestehen, dafs jene Leute linnene, sondern dafs sie oft reich gestickte Kleider getragen hätten. Aber wenn es hier auf die Stickerei und nicht auf das Material ankam, durfte Thukydides diese Röcke nicht λινοῦς nennen; vielmehr erschien den Griechen, welche an das Tragen von wollenen Kleidern gewöhnt waren, der Gebrauch von linnenen als eine Verweichlichung. — Gleich darauf ist theils κρώβυλον statt κρωβύλον (welche Form in der Anmerkung nur einmal zufällig neben der mehrmals wiederkehrenden andern sich findet) geschrieben (s. Goettl. de Accent. S. 184), theils ist nicht angedeutet, dafs die Form dieser Haartracht wenig sicher und von den Gelehrten mehrfach bestimmt worden ist. — Wenn dann Thukydides τοῦς πρεσβυτέρους ... ἐπὶ πολὺ αὕτη ἡ σκευὴ κατέσχε geschrieben und Recensent hierin eine Art von Personificatiou der σκευή angenommen hat, so findet dieses unser Herausgeber so hart, dafs er ἐν τοῖς πρεσβυτέροις vermuthet, welche Conjectur gewifs niemanden wahrscheinlich scheinen wird. Wie unnütz sie ist, zeigt der Urheber derselben selbst dadurch, dafs er darthut, κατέχειν τινά werde von Krankheiten, Gefahr, Furcht und dergl. gesagt, bei Herodian stehe auch κατέχει με σὐμοιρία, und nach demselben Princip dürfte es hier von der σκευή durch eine Art von Hypallage gesagt sein, welche Hypallage, wenn sie nicht abgeschmackt sein soll, nichts anders sein kann, als was Recensent durch Personification bezeichnet. — In ἐς τὸ φανερὸν ἀποδύντες ... ἠλείψαντο verwirft der englische Gelehrte sowohl die Erklärung durch ἐν τῷ φανερῷ, als die Ellipse προελθόντες, als unnöthig, aber nicht etwa weil die Präposition ἐς emphatisch schon den Begriff jenes προελθόντες in sich schliefse, sondern weil ἐς hier schlechthin den Zweck der Handlung bedeute, „for all to vee". Sollte es aber den Zweck anzeigen, so müfste der Sinn sein können, *um von allen gesehen zu werden*, was offenbar nicht der Fall ist; soll aber *für alle zu sehen* so viel als *auf eine für alle zu sehende Weise, vor den Augen aller*, bedeuten, so ist dieses die verworfene Erklärung ἐν τῷ φανερῷ. — Endlich in dem Satze τὸ δὲ πάλαι καὶ ἐν τῷ Ὀλυμπιακῷ ἀγῶνι διαζώματα ἔχοντες περὶ τὰ αἰδοῖα οἱ ἀθληταὶ ἠγωνίζοντο, καὶ οὐ πολλὰ ἔτη ἐπειδὴ πέπαυται, (welche letzte Worte καὶ οὐ ... πέπαυται seltsam in Klammern eingeschlossen sind,) will Herr Bloomfield die historische Schwierigkeit, die in den letzten Worten in Vergleich zu andern Zeugnissen zu liegen scheint, dadurch heben, dafs er sie nicht von den Olympischen Spielen, sondern von gymnastischen Kämpfen im Allgemeinen verstanden wissen will, was offenbar nicht angeht. — Zu ἐν τοῖς βαρβάροις ἔστιν οἷς ist erinnert, Recensent betrachte diese Worte als stehend für ἐν τῶν βαρβάρων ἔστιν οἷς, aber es sei besser ἔστιν οἷς als eine restrictive Formel zu nehmen. Als ob Recensent etwas anderes hätte meinen können, da er doch, um jedes Mifsverständnifs zu vermeiden, hinzugesetzt hat: e more Graecorum primum totum commemorandi, et deinde, quasi se ipsi corrigerent, partem in eodem casu subiiciendi! Aber so hat Herr Bloomfield mehrmals ganz ohne Grund gegen Recensenten polemisirt, weil er entweder seine Worte sich näher anzusehen nicht die Mühe genommen, sondern nur das Resultat derselben von Göller oder Andern entlehnt, oder auch klare Worte mifsver-

Digitized by Google

standen hat, wie er III, 58. in der Anmerkung zu καὶ προνοοῦντες dem Recensenten deshalb eine der seinigen entgegengesetzte Auslegung und ein verkehrtes Bedenken aufbürdet, weil er nescio an, das Recensent gebührendermafsen für *vielleicht* gesetzt hatte, als *ich weifs nicht ob* versteht. — Endlich in dem letzten Satze des 6ten Capitels, πολλὰ δ' ἂν καὶ ἄλλα τις ἀποδείξειε τὸ παλαιὸν Ἑλληνικὸν ὁμοιότροπα τῷ νῦν βαρβαρικῷ διαιτώμενον, wird unser Herausgeber mit dem etwas ungewöhnlichen πολλὰ ἄλλα schnell fertig, indem er κατά ergänzt.

Es scheint unnütz, dafs wir demselben noch weiter auf seiner Bahn folgen, da eher zu fürchten ist, es möchte mancher unserer Leser glauben, wir seien schon zu weitläuftig über eine klare Sache gewesen. Es mufste dieses aber theils deshalb geschehen, weil vorliegendes Werk mit nicht geringen Ansprüchen auftritt und von einem namhaften Gelehrten herrührt, theils deshalb, damit Recensent nicht aus Parteilichkeit gegen einen nach einem gleichen Ziele strebenden Genossen unbillig geurtheilt zu haben schiene. Hierzu könnte er um so weniger verleitet werden, weil schon die Verschiedenheit der Sprache in den Anmerkungen, so wie die des Preises, das Werk des englischen Gelehrten für ein andres Publicum bestimmt, als die in Gotha erscheinende Handausgabe des Recensenten, und weil Herr Bloomfield, abgesehen von der Unbilligkeit, die er sich bisweilen in dem besprochenen Werke durch die angedeutete Ungenauigkeit gegen Recensenten hat zu Schulden kommen lassen, demselben früher durch Mittheilung von Varianten und andern Gefälligkeiten sich freundlich bewiesen hat. Darum thut es Unterzeichnetem leid, der Wahrheit zur Liebe im Vorhergehenden so manchen Tadel haben aussprechen und hier noch bestimmt erklären zu müssen, dafs, während der Herausgeber eine Ausgabe des Thukydides vermifst, die dem gegenwärtigen Stande der Philologie entspräche, die seinige gar weit hinter diesem Standpuncte zurückgeblieben ist, woraus hervorgeht, dafs dieses Werk solchen, denen es der Verfasser zunächst bestimmt hat, nicht eben empfohlen werden kann, da sie durch dasselbe neben dem Richtigen zu viel Unrichtiges erhalten und zu leicht an falsche grammatische Ansichten und eine ungehörige Behandlung der alten Schriftsteller gewöhnt werden können.

Dagegen freuet sich Unterzeichneter hinzufügen zu können, dafs Gelehrte von Fach, bei denen nicht zu besorgen ist, dafs diese Uebelstände ihnen Nachtheil bringen, aus diesem Buche auch in seiner jetzigen Gestalt Nutzen ziehen, solche, die sich speciell mit dem Thukydides beschäftigen, es neben der Uebersetzung des Herausgebers nicht entbehren können. Denn jene werden aufser einer Anzahl wenig beachtenswerther Conjecturen über verschiedene Schriftsteller viele gute lexicalische Bemerkungen finden, von denen die wichtigsten und reichlichsten jedoch gröfstentheils auch in der Uebersetzung oder in der Schulausgabe des Herausgebers enthalten sind; diese werden wahrnehmen, dafs derselbe in einer beträchtlichen Anzahl Stellen seine frühere Meinung entweder geändert, oder beschränkt und näher bestimmt, oder gegen Angriffe zu rechtfertigen gesucht, auch mehrere neue wahre oder vorgebliche Nachahmungen und Parallelstellen aus Josephus, mit dem er sich in der Zwischenzeit beschäftigt hat, (wenige aus andern Schriftstellern mit Ausnahme der vielen gröfstentheils ungehörigen Stellen der Bibel) beigebracht hat.

Noch mufs bemerkt werden, 1) dafs, wenn auf dem Titel eine sorgfältig verbesserte Interpunction angekündigt ist, diese Versicherung manche Beschränkung erleiden mufs, wie schon aus einigen oben gelegentlich angeführten Proben zu ersehen ist, und leicht durch mehrere gezeigt werden könnte, indem z. B. I, 3. κατὰ ἔθνη δὲ ἄλλα τε καὶ Πελασγικὸν ἐπὶ πλεῖστον, ἀφ' ἑαυτῶν τὴν ἐπωνυμίαν παρέχεσθαι interpungirt ist, während entweder das Comma vor ἀφ' fehlen oder ein zweites nach δέ gesetzt sein sollte, und indem nach παρέχεσθαι ein Punct steht, obgleich der folgende Satz Ἕλληνος δὲ ... καλεῖσθαι Ἕλληνας noch von dem vorhergegangenen δοκεῖ abhängig ist; 2) dafs von den verschiedenen auf dem Titel versprochenen Karten und Plänen wenigstens bei dem dem Recensenten zugekommenen Exemplare des ersten Bandes nichts zu sehen ist. — Druck und Papier sind so schön, wie gewöhnlich bei in England gedruckten Werken.

Poppo.

Digitized by Google

X.

Ueber Handelsfeindseligkeit, von John Prince-Smith. Königsberg, 1843. 8. 87 *S.*

Es ist in der That recht ergötzlich, den gegenseitigen Kampf, nicht der Anhänger der Handelsfreiheit mit den Mercantilisten, sondern der Mercantilisten der Welt unter sich, des Prohibitivsystems in und gegen sich selbst, zu beobachten. Die englischen und französischen mercantilischen Schriftsteller und Praktiker halten ein Jeder seine Nation und nationale Industrie für das schuldlose Opfer der industriellen und commerciellen Verschwörung der anderen europäischen und aufsereuropäischen Länder, und unsere deutschen Schutzmafsregler klagen England, Holland und Frankreich u. s. w. der Verschwörung gegen deutsche Industrie und deutschen Handel an. Beide Partheien ahmen einander weidlich nach, und bringen in die Formen des Systems, was sie an einander abscheulich finden.

Dies ist Grund genug, um gegen die innere Wahrheit des Prohibitiv- oder Schutzsystems mifstrauisch zu werden. Allein es kommt dazu, dafs auch in unseren Tagen nicht mehr und nichts anderes, als seit einigen hundert Jahren, für dasselbe angeführt wird, und dafs von dessen Anhängern die Gründe und Grundlagen des Systems der Handelsfreiheit in keiner Weise widerlegt sind. Das einzige, was dem Prohibitiv- oder Schutzsysteme in neuester Zeit einigen guten Anschein gegeben hat, ist die bestimmtere Hineinwebung eines gewissen Begriffes von Nationalität, und dennoch steht das System der einen Nation dem der anderen wie ein Ei dem anderen gleich. Es steht dabei ein Land dem anderen in einem bellum omnium contra omnes gegenüber, und auch diesen unnatürlichen und unsittlichen Zustand des Völkerverkehrs hat man bis jetzt mit nichts Anderem zu vertheidigen gewufst, als negativ dadurch, dafs man das System der Handelsfreiheit als einen Traum von einem tausendjährigen allgemeinen Weltfrieden bespöttelt und dessen Anhänger des Kosmopolitismus, des Mangels an Sinn für Nationalität und von dem so sehr gerühmten Patriotismus, beschuldigt.

Ganz abgesehen davon, dafs den Umtrieben der Schutzmafsregler nicht selten der abgeschmackteste industrielle Particularismus und Egoismus zu Grunde liegt, welcher die Nationalität unsittlich genug zum Deckmantel gebraucht, so ist und bleibt eine Vereinigung der Partheien in der Wissenschaft und Gesetzgebung an sich unmöglich. Gegenseitige Zugeständnisse würden auch nur ein erbärmliches Zwitterwesen von System hervorbringen, welches in sich ohne Grund und Haltung wäre. Eine vermeintliche Versöhnung zwischen beiden sollte im Sinne Mancher das in neuester Zeit sogenannte Schutzsystem sein, welches einen *mäfsigen* Schutz, *mäfsige* Zölle, u. s. w. verlangt, ohne jedoch eine Gränze angeben zu können, und eben deshalb den Mercantilismus in der krassesten Gestalt in sich birgt. Allein dies ist mindestens ein Irrthum, wenn nicht das Erzeugnifs kritikloser Köpfe, oder gar das verwerfliche Spiel des egoistischen Industrialismus mit der Gläubigkeit der Zeit. Diese *Mäfsigkeit* in Schutz, Zöllen und dergleichen ist vielmehr blofs ein vorübergehendes Bedürfnifs der nach Handelsfreiheit und möglichst leichter Deckung der Staatsbedürfnisse ringenden Zeit, und der einzige Weg, um, ohne schroffen Uebergang mit allen seinen Gefahren, die Handelsfreiheit zu vermitteln.

Die vorliegende Schrift ist dazu bestimmt, theils beide Systeme im Gegensatze zu charakterisiren, theils das Prohibitiv- oder Schutzsystem aus dem allgemeinen volkswirthschaftlichen Gesichtspuncte zu widerlegen. Es disputiren in derselben ein sogenannter Nationalist und sogenannter Kosmopolit, bald höflich und mit Complimenten, bald grob und mit Ausfällen. Man dürfte wohl in der neueren Literatur kaum eine Schrift finden, welche die Streitfrage bei solcher Kürze mit so viel Geist und bis zu einem solchen Grade des Abschlusses aus dem allgemeinen Gesichtspuncte, wie diese vorliegende, abhandelt. Dieselbe hat aber besonders deshalb für uns einen besonderen Werth, weil sie keinen eigentlichen Gelehrten der sogenannten Schule zum Verfasser hat, sondern mitten aus dem Leben selbst hervorgegangen ist. Sie giebt ein treues Bild von dem Mercantilismus überhaupt und von seinen Schwächen und Widersprüchen in sich selbst, so wie von der Methode insbesondere, mit welcher er neuerdings hervorgetreten ist. Indessen empfängt der in das Fach der Volks- und Staatswirthschaft Eingeweihte aufser dem befriedigenden Ergebnisse des Zwiegesprächs, welches siegreich zu Gunsten der Handelsfreiheit ausgeht, auf S. 5—18 eine Fülle von höchst interessanten Gedanken über Wirthschaftspolitik, welche frisch und frei aus historischem Boden hervorgesprossen, und nicht blofs den schätzenswerthesten historischen Sinn des Verfassers, sondern auch dessen geistvolle historische Anschauung der wirthschaftlichen Weltläufe beurkunden.

E. Baumstark.

Digitized by Google

№ 21.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

XI.

Ueber Goethe's Iphigenia auf Tauris. Ein Vortrag von Otto Jahn. Greifswald, 1843.; *bei Koch.*

Obgleich von keinem bedeutenden Umfange, verdient der unter obigem Titel im Druck erschienene Vortrag doch nicht nur wegen seines Gegenstandes, sondern eben so sehr wegen seiner Gründlichkeit und Gediegenheit mehr als eine blofs flüchtige Besprechung in diesen für das allgemeine wissenschaftliche Publicum bestimmten Jahrbüchern. Der nicht weniger ästhetisch gebildete als gelehrte Verfasser dieses Vortrags hat darin die Untersuchung der vor ihm immer nur kurz und versicherungsweise, selten überdies richtig beantworteten Frage unternommen, „in wiefern die Motive der Goethischen Iphigenie, die Art, wie in derselben der zu Grunde liegende Mythos behandelt ist, mit der antiken Auffassung desselben übereinstimme oder nicht". Mit richtigem Blick erkennt der Verf., dafs der Hauptpunct bei Betrachtung des fraglichen Gegenstandes die Sühnung sein mufs, die Goethe und die das Alterthum dem Muttermörder Orest zu Theil werden lassen. Was nun zuvörderst das Alterthum betrifft, so wendet sich der Vortrag, nach einigen Bemerkungen über die Orestie des Aeschylus überhaupt, den Eumeniden dieses Dichters zu. Den Stoff dieser Tragödie bei unseren Lesern als bekannt voraussetzend, übergehen wir hier die vom Verf. gemachte Erzählung desselben, und beschränken uns auf die Mittheilung des darüber von ihm gefällten Urtheils. Mit Recht wird der in dieser Tragödie dargestellte Zwiespalt als ein Kampf der alten und der neuen Götter, der Erinnyen und des Zeus, bezeichnet, die von Aeschylus diesem Zwiespalt gegebene Lösung aber für eine unser Gefühl wenig befriedigende erklärt, da dieser „seinem Wesen nach im Innern des Menschen begründete Kampf ganz äufserlich geführt wird". Die Richtigkeit dieses seines Urtheils sucht der Verf. zu erweisen, indem er sagt: nicht *von* Orest, sondern *um* ihn werde jener Kampf gekämpft, so dafs Orest nur der Gegenstand sei, an welchem die alten und die neuen Götter die Kraft ihres Rechts erproben. Selbst nachdem Orest freigesprochen sei, habe der Kampf sein Ende noch nicht erreicht, sei der Zorn der Erinnyen noch nicht ganz besänftigt; ein Umstand, in welchem gleichsam das Zugeständnifs ausgesprochen sei, dafs solcher Zwiespalt *so* nicht ausgeglichen werden könne; denn nicht der Ausgang des Gerichts, sondern erst das Versprechen heiliger Verehrung, besänftige den Zorn der Erinnyen; ein Versprechen, das ihnen ihre Ansprüche in gewissem Sinne wieder zugestehe, indem durch diese Verehrung ihre Macht auch für die Zukunft anerkannt werde. Andrerseits sei anzuerkennen, dafs eben hierin der Gedanke der Versöhnung liege, die nicht durch richterlichen Ausspruch herbeigeführt werden könne, sondern dadurch, dafs jene zürnenden finstern Mächte durch fromme Verehrung zu wohlthätigen, die Erinnyen zu Eumeniden werden. Dafs aber dies ohne Beziehung auf Orest geschehe, zeige, wie wenig diese Vorstellung zu völliger Klarheit ausgebildet gewesen. Ferner habe die Weise der Schlichtung des Zwistes für uns nichts Beruhigendes. Dafs über so tief in der menschlichen Natur begründete Ansprüche vor einem Gerichtshofe verhandelt und entschieden werde, — vor einem Gerichtshofe von Sterblichen über die ewigen Satzungen der Götter, — das erscheine uns eben so willkührlich, wie die Anordnung, dafs bei gleichen Stimmen der Beklagte freigesprochen werden soll; durch welche Anordnung wiederum ausgedrückt sei, dafs über das Recht eigentlich gar nicht entschieden werden könne, sondern die Gnade Orest freispreche; warum sie ihm aber jetzt zu Theil werde, sei unbegründet geblie-

Digitized by Google

ben. — Diesem Urtheil des Verf.'s müssen wir im Wesentlichen beistimmen. Wie bestimmt derselbe aber auch das Unbefriedigende der Aeschylischen Darstellung hervorhebt, so verhindert ihn doch seine philosophische Bildung, dem antiken Dichter daraus irgend einen Vorwurf zu machen; vielmehr erkennt er, dafs Aeschylus nur Das darstellte und darstellen konnte, was in dem religiösen Bewufstsein seines Volkes wahr und lebendig war. „Es war", wie der Verf. sagt, „die Eigenthümlichkeit der Hellenischen Religion, dafs sie die in der Natur wie im Menschen waltenden Kräfte individualisirte und zu göttlicher Persönlichkeit erhob; so ward dem Hellenen, was *in* ihm vorging, nur die Wirkung des Gottes *aufser* ihm; mit ihm kämpfte und siegte, litt und freute sich der Gott; der Kampf widerstrebender Elemente *in* ihm war ihm ein Kampf der Götter *um* ihn". So galt dem Hellenen als Wahrheit, dafs „einst Apollo, der Heilsgott, um Orest mit den Erinnyen vor dem Areopag siegreich gekämpft habe, welchem von den Göttern selber das Recht verliehen sei, über einen Mörder zu richten, um welchen sie miteinander stritten. Dieser religiöse Glaube wurde durch das beim Areopag gelegene Heiligthum der Eumeniden, durch die jährlich von Staatswegen zu Ehren derselben veranstaltete Feier und durch die Opfer erhalten, welche ihnen die auf dem Areopag Freigesprochnen brachten.

Nach dieser Rechtfertigung des Aeschylus und nach einigen interessanten Bemerkungen über die Iphigenie des Polyeidos, so wie über bildliche Darstellungen des in Rede stehenden Stoffs, geht nun unser Verf. zu Euripides über, und rückt so — da dieser Dichter die Erlösung Orests mit der Heimführung Iphigeniens in Verbindung bringt — Goethen näher, bei welchem wir diese Verbindung gleichfalls finden. Der Inhalt der Euripideischen Iphigenie unter den Tauriern wird unsren Lesern, so weit es hier nöthig ist, dadurch gegenwärtig werden, dafs wir das von unsrem Verf. darüber gefällte Urtheil angeben. Derselbe sagt: „So viel tritt deutlich hervor, dafs nach der allgemeinen Ansicht der Griechen die Befreiung Orests und die der Iphigenia auf ganz äufserliche Weise verknüpft sind. Nicht Iphigenia ist es, welche ihren Bruder befreit, nicht die Wiedervereinigung der Geschwister löst den Knoten, sondern die Entführung des Götterbildes nach Hellas, die Vollendung dieser von Apollo gebotenen Unternehmung ist es, woran lediglich die Erlösung des Orest von dem Fluche geknüpft ist. Dafs er seine Schwester bei den Tauriern findet, dafs die Geschwister am Opferaltar einander erkennen, und nun die neue, schwierige Aufgabe sich ergibt, die geliebte Schwester zu retten, — dies sind Momente vom spannendsten Interesse, aber jenen Hauptpunct treffen sie nicht". „Auch Euripides hält die Entführung des Götterbildes als letztes Ziel fest; in dieser Entführung erkannte er und überhaupt das Alterthum die eigentliche Bedingung der Versöhnung". „Uns aber erscheint dies", — so sehr dasselbe in den religiösen Ansichten des Hellenischen Alterthums begründet ist — „als etwas rein Aeufserliches, ja Willkührliches und darum unser Gefühl wenig Befriedigendes". Namentlich „kann uns die Art, wie Iphigeniens Befreiung herbeigeführt wird, wenig befriedigen. Dafs nur durch ein neues Vergehen, durch Betrug oder Gewalt die Befreiung erlangt wird, — dafs Iphigenia willig dazu die Hände bietet, und der unschuldige Thoas das Opfer hiervon wird, — dies Alles erscheint uns ungerecht und wenig geeignet, Frieden und Versöhnung herbeizuführen, so sehr wir auch anerkennen müssen, dafs den Euripides dabei keine Schuld trifft, da seine Auffassung mit der allgemeinen Hellenischen Denkweise übereinstimmt, nach welcher die Barbaren gegen die Hellenen gar kein Recht hatten, sondern, wie Aristoteles sagt, von Natur Knechte waren".

Aus den obigen Bemerkungen erhellt nach des Verf.'s richtiger Ansicht, dafs ein moderner Dichter diesen Stoff in ganz anderem Sinne erfassen mufste, als das Alterthum denselben erfafst hat. Indem der Vortrag nun zur Betrachtung der Goethischen Iphigenie fortschreitet, wird sogleich hervorgehoben, dafs hier nicht Hellenen den Barbaren, sondern Menschen den Menschen gegenüberstehen, dafs Iphigenie durch die ihr auf der Taurischen Halbinsel zu Theil gewordene Liebe und Verehrung an dies Land mit Banden gefesselt ist, die zu zart sind, um durch rauhe Gewalt zerrissen werden zu dürfen, und dafs somit unser Interesse an Iphigeniens Befreiung ein geistiges ist, der Kampf für diese Befreiung in den Bereich des Gemüths übertragen wird. Ebenso richtig bemerkt der Verf., dafs der durch Klytemnestra's Ermordung entstandene Zwiespalt ganz in das Innere

Digitized by Google

des Orest verlegt ist, und dafs deshalb mit Recht die Furien nicht unsrem Auge, sondern nur unsrer Phantasie gezeigt werden, da dieselben, wenn sie, wie in der Gluck'schen Oper, als äufserliche Gestalten erschienen, für uns stets unwahr und ein leerer Bombast bleiben würden, weil wir nicht mehr, wie die Hellenen, an die äufserliche Wirklichkeit jener göttlichen Mächte glauben. Der Verf. hat hier sehr wohl gethan, sich nicht irre machen zu lassen durch das, was Schiller im Briefwechsel mit Goethe sagt: „Orest selbst sei das Bedenklichste im Ganzen; ohne Furien sei kein Orest, und jetzt, da die Ursache seines Zustandes nicht in die Sinne falle, vielmehr blofs im Gemüth liege, sei sein Zustand eine zu lange und zu einförmige Qual ohne Gegenstand". Wir müssen dem Verf. vollkommen zustimmen, wenn derselbe hierbei behauptet: „die wirkliche Erscheinung der Furien würde auf uns nie einen Eindruck hervorbringen, welcher mit dem zu vergleichen wäre, welchen die Darstellung der von dem Mörder in seinem Gemüth erduldeten Leiden macht". Für diese Innerlichkeit des Leidens ist der Verf. befugt, eine ganz andere Erlösungsart zu fordern als die antike, und findet sie bei Goethe, wo, wie er sagt, „die Sühnung Orest's und die Wiedererkennung Iphigenien's in den innersten Zusammenhang gebracht ist, und diese Vereinigung der beiden wichtigsten Momente den eigentlichen Kern, den Schwerpunct des Drama bildet, da durch die Vereinigung mit Iphigenien Orest gesühnt wird. Wer die Schuld und den Kampf in das Gemüth verlegt, mufste dort auch die Sühne finden. Diese ist nur gegeben in dem Glauben an die vergebende Liebe; wo Liebe an die Stelle der Rache tritt, da ist der Glaube an die Vergebung der Schuld möglich. Zu diesem Glauben aber kann sich die gelähmte Seele des Schuldbeladenen nicht allein erheben; zu dieser Erhebung bedarf er der Erscheinung eines von keiner Schuld befleckten Gemüths, welches allein dieser Liebe und dieses Vertrauens aus sich selber fähig ist. So tritt Iphigenie dem Orest entgegen; nur in Liebe hat sie die Ihrigen umfafst, kein Gedanke von Frevel oder Rache ist in ihre Seele gekommen. Diese ihre Liebe flöfst ihr das Vertrauen ein, dafs sie den Bruder von der Verzweiflung retten werde; und sie rettet ihn nicht blofs von seinem geistigen Leiden, sondern auch vom Opfertode durch eben jene fleckenlose Reinheit eines auch gegen einen Nichtgriechen, wie Thoas, keines Betruges fähigen, über Hellenische Engherzigkeit erhabenen Gemüths". Alles so eben meist mit des Verf.'s eigenen Worten Angeführte müssen wir unbedingt als wahr anerkennen, und ebenso dies, dafs der Verf. das durchaus unsrer modernen Sinnesart entsprechende Verzichten des Orest auf das Götterbild als zugleich doch auch im Sinne des Alterthums gedacht bezeichnet, wo, wenn der Mensch bei seinem Bemühen, die räthselhafte Bedeutung des Orakels zu errathen, in unlösbar scheinende Schwierigkeiten gerieth, ihn oft ein glückliches Wort befreite, das im rechten Augenblick den Sinn des mifsverstandenen Götterspruchs enthüllte. Nicht weniger endlich als in allem Vorhergehenden müssen wir dem Verf. beistimmen, wenn er am Schlusse seines Vortrags den Grund, warum uns das wesentlich auf unsrer Anschauungsweise begründete Goethische Drama dennoch wie ein antikes gemahnt, nicht blofs in dem antiken Stoffe findet, — noch in der durch das Anlehnen an Hellenische Sagen, Sitten und Gebräuche hervorgebrachten Färbung, — noch auch in einer nach antiken Mustern gebildeten Sprache, — sondern in Demjenigen, was der Kunst der Hellenen ihren eigenthümlichen Charakter gegeben hat und was zugleich zu Göthe's eigenster Natur gehörte. Dies ist das *Maafs*. Der Verf. drückt sich hierüber so treffend aus, dafs wir uns nicht enthalten können, seine eigenen Worte hier anzuführen. Er sagt: „Das Maafs in den sittlichen Motiven, das Maafs in der Composition des Drama, das Maafs in Form und Sprache hat der Iphigenia diese vollendete Klarheit und Ruhe verliehen, welche sie den gröfsten Meisterwerken des Alterthums an die Seite stellen. Wo wäre ein tragischer Stoff zu finden, der gräfslichere Ereignisse in sich schlösse, der furchtbarere Leidenschaften, heftigere Seelenkämpfe schilderte und das Gemüth mächtiger aufregte? Aber diesen Sturm sehen wir durch den Dichter besänftigt, alles Wilde und Harte gebändigt, und — ohne dafs der lebenvollsten Wahrheit Eintrag geschähe — selbst das Entsetzlichste durch den Zauber des Sittlichen und des Schönen geadelt und verklärt. Wie ruhig, wie natürlich entwickelt sich nicht vor uns der Gang der Begebenheiten! Wie spannend auch das Interesse sei, wie gewaltig das Drängen zur Entwicklung, nirgends ein Eilen, ein Treiben. Stets fühlen wir uns, wie sehr auch unsere Theilnahme gefesselt sein mag, durch die

Digitized by Google

Ruhe und Weisheit des Meisters von dem blofs stofflichen Interesse befreit und in die höhere Sphäre der rein künstlerischen Betrachtung versetzt. Ein wahrhaft antikes Maafs zeigt sich auch in der Beschränkung auf eine geringe Anzahl von Personen. Der Dichter der antiken Tragödie war zur Zeit ihrer schönsten Blüthe auf drei Schauspieler angewiesen, worin jene Weisheit wahrzunehmen ist, welche über die nothwendigen Bedingungen der Kunstschöpfung hinauszugehen verschmähte, und dieses Maafs nicht als eine drückende Fessel ansah, sondern als die naturgemäfse Grenze, innerhalb deren Gesetz und Ordnung allein walten könne. So hat auch Goethe in der Iphigenie jene Dreiheit zugleich redender Schauspieler nicht überschritten, welche zur Lösung der Aufgabe der dramatischen Darstellung hinreicht. Denn wie im Monolog die Persönlichkeit ungetrübt sich ausspricht, im Dialog Satz und Gegensatz einander gegenüber gestellt werden, so tritt durch den dritten Schauspieler wieder die Vermittelung ein; was einseitig und unvermittelt sich darstellte, bekommt seine Beziehung auf ein Gemeinsames und wird dadurch sowohl in wahrer Lebendigkeit entwickelt, als zur Einheit geführt. So bringt diese Einfachheit, weit entfernt, Dürftigkeit zu erzeugen, vielmehr jene Klarheit hervor, welche uns die handelnden Personen nicht nur in scharfen, festgezeichneten Umrissen, sondern in plastischer Rundung zeigt. Wie sich in den Werken der antiken Kunst überall das Bestreben offenbart, die Gestalten so zusammenzuordnen, dafs keine die andre decke, sondern jede rein und scharf sich absondere, wodurch die Beziehung derselben aufeinander und zum Ganzen um so klarer hervortritt; — so gewahren wir auch in Goethe's Iphigenie dieselbe Einfachheit und Klarheit in der Gruppirung und Composition, wie in der Darstellung der einzelnen Figuren. Endlich ist jenes Maafs auch in der äufsern Form der Darstellung nicht zu verkennen. Schon darin bewährte Goethe ein antikes Gefühl, dafs er, gegen die herrschende Zeitansicht, zur rhythmischen Behandlung dieses Stoffs schritt. Unerhört war bei den Alten Poesie ohne Vers; erst das völlige Aufgehen des Inhalts in die Form machte das Kunstwerk. Und ist nicht der Rhythmus der Verse recht eigentlich das Maafs dichterischer Behandlung? Trägt er nicht auf leichtem Fittig die Darstellung in ein höheres Gebiet und hält sie gleichwohl fest umschlossen, so dafs freier Schwung und strenge Gesetzmäfsigkeit sich in ihm einigen? — Was soll ich endlich die Sprache rühmen, welche frei von unnatürlicher Nachahmung des Antiken, in der natürlichen Entfaltung eingeborner Kräfte den wahren Adel der Einfachheit bewährt, — welche so frei von knapper Dürftigkeit wie von schwülstigem Pomp, in ihrem durch die feinste Einsicht beherrschten Reichthum, mit dem Pathos der höchsten Leidenschaft, mit dem lyrischen Schwung hingerissener Begeisterung durchsichtige Klarheit, — Fülle und Kraft mit Anmuth und Milde vereinigt, kurz die vollendete Schönheit zeigt".

Hier schliefst der Verf. seinen interessanten Vortrag. Indem wir ihm für seine Leistung unsere Dankbarkeit bezeigen, können wir doch das Bedauern nicht unterdrücken, dafs die seinem Vortrage wahrscheinlich gesteckten Grenzen ein noch tieferes Eindringen in die durch denselben keineswegs erschöpfte Gedankenfülle seines Gegenstandes, — eine noch genauere Zergliederung der Charaktere und der Composition nicht gestattet haben. Solche Zergliederung bleibt daher auch nach des Verf.'s Leistung ein höchst wünschenswerthes Unternehmen, eine unsrem gröfsten Dichter abzutragende Schuld. Wir ersuchen deshalb unsere Leser, uns diese Ergänzung hier zu erlauben. Während unser geschätzter Vorgänger an die einfache Angabe des Inhalts der fraglichen Dramen seine mit Anführungen von Stellen unterstützten allgemeinen Reflexionen anzureihen sich begnügt, wollen wir unsrerseits eine noch innigere Verschmelzung des Inhalts jener Dramen mit den das Urtheil darüber bildenden Gedanken erstreben, und dadurch den Inhalt noch mehr in die Form der Nothwendigkeit zu erheben, die Gedanken aber zur äufsersten Schärfe der Bestimmtheit fortzuführen, und somit den Unterschied des Antiken und Modernen in den gesammten Lebensäufserungen der Charaktere sowie in der bestimmten Entwickelungsart der Handlung nachzuweisen uns bemühen. Dazu gehen wir hiermit fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 22.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Ueber Goethe's Iphigenia auf Tauris. Ein Vortrag von Otto Jahn.

(Fortsetzung.)

Der Gegenstand des in Rede stehenden Goethischen Drama's ist die durch die magische Gewalt der vollkommenen Seelenreinheit Iphigeniens bewirkte Befreiung des Orest von der *ganzen, ungebrochnen* Macht der durch den Muttermord erweckten Furien des schuldigen Gewissens. Den Inhalt der Euripideischen Iphigenie unter den Tauriern bildet dagegen die durch Entwendung des Dianenbildes nur noch zu *vervollständigende* Befreiung des Orest von den die Ermordung der Blutsverwandten rächenden Eumeniden. Der Beginn dieser Befreiung geht der Euripideischen Tragödie vorher. Als nämlich Orest vor dem Areopag von diesen Rachegeistern angeklagt und von Apollo vertheidigt, bei völliger Gleichheit der lossprechenden und der verurtheilenden Stimmen der Geschwornen, von der das Richteramt verwaltenden Athene freigesprochen worden war, hatte, nach des Euripides Angabe, Ein Theil der Eumeniden sich bei diesem Ausspruch des Gerichts beruhigend, den Orest unverfolgt nach der Taurischen Halbinsel sich entfernen lassen. Von solcher irgendwie schon erlangten theilweisen Befreiung Orests hören wir nun bei Goethe nichts; der höchste, vom Goetheschen Orest anerkannte Gerichtshof, sein Gewissen, hat die Erinnyen seiner Mutter noch gar nicht zum Schweigen gebracht, „das Uebel fafst ihn noch mit allen seinen Klauen und schüttelt vor unsren Augen das Mark entsetzlich ihm zusammen". Der Euripideische Orest zeigt uns dagegen nur noch den Rest einer Leidenschaft, von deren — wie es scheint — gröfserem Theile er schon vor Beginn des Stücks befreit worden ist. Auf seinen nicht starken Geist wirkt dieser Rest von Leidenschaft allerdings noch wie eine überwältigende Naturgewalt. Seine Raserei äufsert sich nicht nur durch Donquixotisches Abschlachten der von ihm für Erinnyen gehaltenen Rinderheerden, sondern auch durch Gebrüll und Gebell, sowie durch Schäumen des Mundes, so dafs die Aeufserung seines Seelenleidens etwas Thierisches und dadurch eine Form erhält, durch welche sie der Darstellung auf der Bühne unwürdig wurde, weshalb Euripides nur durch Erzählung dem Zuschauer davon Kenntnifs gibt. Ebenso aber wie durch solche Raserei verräth sich die Schwäche des Euripideischen Orest durch die Art, wie er zur Freiheit von jenem Uebel gelangt. Der heilige Hain, der Tempel, die Nähe des Dianenbildes — alle diese Aufsendinge befreien ihn von jeder Furcht vor den Eumeniden, heilen ihn so von Grund aus, dafs er von dem Augenblick an, wo er die Bühne betritt, bei allen seinen Schritten sich eben so besonnen zeigt, wie Pylades, und dafs er namentlich durch sein schnelles Wiedererkennen Iphigeniens seine Freiheit von jener geistigen Blindheit beweist, welche bei dem Goethischen Orest viel schwerer weichend, demselben die der Diana treue Schwester in eine rasende Bachantin verkehrt. Auch auf den Goethischen Orest üben die genannten heiligen Umgebungen einen wohlthätigen Einfluss aus; „die Eumeniden dürfen", wie er sagt, „des heiligen Waldes Boden nicht betreten"; aber die Leidenschaft dieses modernen Orest ist zu tief in das Mark seiner Seele eingedrungen, als dafs dieselbe durch irgend eine solche Aeufserlichkeit, wie selbst das Dianenbild ist, gänzlich überwunden werden könnte. Er hat zwar die Fahrt nach dem Lande der Taurier in der Hoffnung unternommen, durch das blofse Bild der Göttin geheilt zu werden; „ein Gott hatte ihm diesen Irrthum wie einen Schleier um das Haupt gelegt"; dieser Schleier ist das Antike am Goethischen Orest; der Eurip. Orest bleibt in diesem Irrthum stekken, er würde seinen Zweck nicht sicher und ganz erreicht zu haben glauben, wenn ihm die Entwendung

Digitized by Google

der Bildsäule nicht gelungen wäre. Der Goethische Orest dagegen kommt zu der Erkenntnifs, dafs er jener Bildsäule zu seinem Seelenheile nicht bedarf; die Erfahrung, dafs nur die heilige Innerlichkeit seiner Schwester seine tiefe Leidenschaft zu heilen vermocht hat, reifst jenen antiken Schleier ihm vom Haupte, und läfst den klaren Blick seines modernen — wir können sagen — protestantischen, von allen heiligen Aufsendingen unabhängigen Geistes frei hervortreten. Von einer so starken, über die Macht der Aufsenwelt erhabenen Innerlichkeit, — von einer so tiefen, vor unseren Augen fortdauernden, unheilbar zu werden drohenden Leidenschaft, — von jenem bei Goethe so meisterhaft dargestellten Processe, dem Uebergange aus sterbesüchtiger Schwermuth zur Krisis verzweiflungsvoller Wuth, dann zur Ermattung und zu erquickendem Vergessen, und endlich zu freudigem Erwachen des von allen seinen Qualen erlösten Geistes — von dieser ganzen reichen Entwicklung der Leidenschaft und des Charakters des Orest ist beim Eurip. Orest nichts zu finden. Dieser hat einen — sowie er auf der Bühne erscheint — fast schon ganz fertigen, sich nur noch wenig entwickelnden Charakter; und Dasjenige, was den *eignen* Geistesinhalt dieses Orest ausmacht, ist etwas viel Beschränkteres, als was uns der Geist des Goethischen Orest offenbart. Der *Antrieb* zur That, — die *Gewissensqualen* darüber — und die *Befreiung* von denselben — alle diese im innersten Gemüthe entstehenden Vorgänge — haben beim antiken Orest die Form der Aeufserlichkeit gegen ihn und gegeneinander, erscheinen als durchaus abhängig von Mächten, die als aufser dem Gemüth des Orest vorhandene, gegen ihn und gegeneinander selbständige vorgestellt werden. Während in dem Goethischen Schauspiel „die brennende Begier, des Königs und des Vaters Tod zu rächen", in dem eignen Innern des Sohnes entstanden, und „wie er wuchs, in ihm gewachsen ist", — während dieser Orest die Ermordung seiner Mutter durchaus als *seine* That ansieht, und ohne Reue über dieselbe deren verzweiflungsvolle Nothwendigkeit erkennt; — hat der Eurip. Orest jene That auf äufseren Antrieb, auf Befehl Apollo's vollbracht, der übrigens, beiläufig gesagt, als die Eumeniden deswegen auch ihm vor dem Areopag zu Leibe gehen, in ungöttliche Verlegenheit gerathend, seinerseits wiederum nur auf Antrieb des Zeus zu jener Rache angespornt zu haben betheuert. Der Orest des Euripides verzichtet also auf die Ehre der Schuld und fordert für sich die schimpfliche Straflosigkeit eines unschuldigen dienstbaren Geistes der Götter. In dem nach ihm benannten Drama des Euripides erklärt er daher auch: wenn man wegen der Ermordung Klytemnestra's Jemanden mit dem Tode bestrafen wolle, so möge man den eigentlichen Urheber jener That, den Apollo, nicht ihn, das blofse Werkzeug desselben vernichten. Trotz seiner dienerhaften Abhängigkeit von Apollo, oder wenn man will — eben wegen derselben ist also der Euripid. Orest nicht einig mit dem Gotte, dessen Befehl er vollstreckt hat; ja er beschuldigt den Apollo, dafs er ihn aus Scham über die erwiesene Lügenhaftigkeit seiner Orakel aus Griechenland weggetrieben und unter den Tauriern in's Verderben gestürzt habe. Im entschiedensten Gegensatze gegen diesen Diener des Apollo ist der Goethische Orest, bei der vollkommenen Selbständigkeit seines Charakters, doch so völlig Eins mit Apollo, dafs er, weit entfernt, wegen seines drohenden Geschicks den Gott anzuklagen, vielmehr mit freudiger Ergebung in dem erwarteten Tode die Erfüllung des ihm von Apollo ertheilten Versprechens gänzlicher Befreiung von aller Noth erblickt. Ebenso aber wie der Antrieb zur That haben die dadurch entstandenen geistigen Qualen und die Befreiung von denselben beim Eurip. Orest den Schein, von aufsen an ihn heranzukommen. Bei Goethe sind die den Orest verfolgenden Eumeniden nur eine poetische Bezeichnung für etwas blofs im Geiste des Schuldigen Vorhandenes. Der Euripideische Orest glaubt dagegen an äufserliche, von ihm unabhängige göttliche Wesen, die den Muttermörder so lange, wie es ihnen eben beliebt, verfolgen. Daher kommt es, dafs dieser Orest den Beginn seiner Heilung nur dem gnädigen Belieben desjenigen Theils der Eumeniden zu verdanken scheint, welcher von der Athene durch das Versprechen eines ihnen in Athen zu bewilligenden Tempels besänftigt, sich bei dem freisprechenden Urtheil des Areopag zu beruhigen beschliefst, und diesen Entschlufs von keiner etwanigen Verpflichtung des Orest, selber jenen Tempel zu erbauen, abhängig macht. Ebenso leidend erfährt der Euripideische Orest den noch übrigen Theil seiner Erlösung; es ist, wie schon erwähnt, die heilige Oert-

Digitized by Google

lichkeit, deren Atmosphäre ihn völlig frei macht. Der Goethische Orest dagegen hat in seinem Befreitwerden nicht diesen Schein gänzlicher Unfreiheit; auf sein Gemüth wirkt als die allein vollständig erlösende Macht das ihn mit der innigsten Liebe umfassende vollkommen reine Gemüth seiner Schwester; hier wirkt also Innerlichkeit auf Innerlichkeit, Menschengeist auf Menschengeist; in dieser Einheit des Wirkenden und des Leidenden liegt das Eine Moment der Freiheit des Goethischen Orest; das andre ist in der Thätigkeit enthalten, vermittelst welcher die vergleichungsweise leidende Persönlichkeit des Orest sowohl ihr eignes Gemüth aus verzweiflungsvoller Wahnbefangenheit zu lebensfrohem Selbstvertrauen und jugendkräftigem Thatendrang herausarbeitet, als auch durch Verscheuchung alles Schwermuths in Iphigeniens Seele, auf die überwiegend thätige Persönlichkeit derselben befreiend zurückwirkt.

So viel über das Verhältnifs des Euripideischen und des Goethischen Orest zu der dem Drama vorangegangenen That derselben. Was nun das Verhältnifs des Orest zu der von ihm auf der Taurischen Halbinsel erst beabsichtigten That betrifft, so sind der Goethische und der Euripideische Orest darin einander gleich, dafs keiner von beiden die zur Ausführung derselben nöthig scheinende List besitzt, weshalb der antike eine höchst listige Schwester, der moderne einen verschlagenen Freund zum Beistand erhalten hat. Als der dem Euripideischen Orest selbst angehörende Geistesinhalt bleibt defshalb, aufser der Liebe zur Schwester und der Freundschaft mit Pylades, nichts übrig als der Muth, mit welchem er die Bildsäule entwendet. Aber dieser Muth verliert an seinem Werthe durch die Absicht, den Wohlthäter Iphigeniens, den Thoas, zu ermorden; und der Goethische Orest zeigt auch hier seine höhere Natur dadurch, dafs er, statt ruhmlosen wilden Mordes, ehrenvollen Zweikampf, nicht um eines blofs persönlichen Zweckes willen, sondern zugleich im allgemeinen Interesse aller Fremden fordert. Obgleich endlich Orests Liebe zu Iphigenie und zu Pylades durch die im Eurip. Drama für alle diese Personen stattfindende gröfsere Gefahr eine bessere Gelegenheit, als bei Goethe, erhält, sich im vollen Glanze des todverachtenden Heroismus zu zeigen; so vermag diese Gesinnung des Orest bei Euripides doch keine gröfsere Macht als bei Goethe über unser Gemüth auszuüben, weil bei dem antiken Dichter das Schicksal dieser einander liebenden Personen nicht das lebendige Interesse erregt, welches dieselben uns bei Goethe durch die weit gröfsere Innigkeit ihrer Empfindungen und durch den höheren Adel ihrer Seelen einflöfsen müssen.

Ein ähnliches Verhältnifs wie zwischen dem Euripideischen und dem Goethischen Orest herrscht zwischen der Goethischen und der Euripideischen Schwester desselben. Die Iphigenie des Euripides, so viel dieselbe auch von ihrem göttergleichen Stamme erzählt, ist nicht, wie die Goethische Iphigenie, jene erhabene Priesterin, deren majestätische, das Scythenvolk zu scheuer Ehrfurcht zwingende Heiligkeit die langjährige Bewahrung des Geheimnisses ihrer Herkunft ihr unter jenen Barbaren möglich gemacht hat. Die Euripideische Iphigenie hat selbst für die Taurischen Hirten nichts Geheimnifsvolles; der als Bote kommende Hirt redet sie gleich „Agamemnons und der Klytemnestra Tochter" an. Goethes Iphigenie erscheint wie eine Macht gegenüber der Macht des Königs; ja, sie übt durch die Schönheit ihres Geistes, durch ihre kraftvolle Milde, durch ihre himmlische Ruhe und fleckenlose Heiligkeit sogar eine Uebermacht über den edlen, solche Hoheit zu achten wissenden Thoas aus; seit ihrer Ankunft ist es ihr Geist, der über die Taurier die Herrschaft führt; der alte wilde Sinn dieses Volkes hat vor dem natürlichen Zauber ihres Geistes weichen müssen. Bei Euripides dagegen sehen wir eine Iphigenie, die weniger zur Herrschaft als zur Unterwürfigkeit geboren, der bei den Tauriern bestehenden Sitte der Ermordung der Fremden zu gehorchen gelernt hat, und hiermit den thatsächlichen Beweis liefert, dafs sie nicht, gleich der Goethischen Iphigenie, gegen diese Sitte unüberwindlichen Abscheu empfindet. Ihr anfangs gegen die zu opfernden Fremden mitleidiger Sinn vermag den Einfluss der sie umgebenden Scythischen Wildheit nicht völlig abzuwehren; durch einen Traum an Orests Tod zu glauben bewogen, wird sie vom Gefühl ihres vermeintlichen und ihres wirklichen Unglücks zu mordgieriger Erbitterung gegen die Glücklicheren getrieben, die sie an ihrem Elend schuldig findet. So wünscht sie, dafs Helena und Menelaus an die Taurische Küste verschlagen würden, damit sie durch Ermordung derselben sich für das durch Jene erlittene

Digitized by Google

Ungemach rächen könne; so freut sie sich über den Tod des Priesters Calchas, der ihren Opfertod in Aulis gefordert hatte, und wünscht, dafs Odysseus, von dem sie hinterlistig nach jenem Hafen geführt worden war, umkommen möge. Während also die vom christlichen Dichter geschaffene und von seinem Geiste beseelte Iphigenie das schönste Bild allumfassender und alles überwindender, wahrhaft göttlicher Menschenliebe darstellt, zeigt uns die Iphigenie des antiken Dichters, wenigstens vorübergehend, eine auf die entferntesten Urheber ihres Unglücks sich erstreckende Rachgier, die uns zu glauben zwingt, dafs durch diese Enkelin des Tantalus der auf seinem Hause lastende Fluch von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbender Blutrache leichter fortgesetzt als getilgt werden kann. — Ueberhaupt hat die Euripideische Iphigenie, ihrem antiken Charakter gemäfs, sich nicht über den Antrieb der Natur zu jener reinen Geistigkeit erhoben, durch welche die Goethische Iphigenie einen so idealen, dem Wesen einer christlichen Heiligen sich annähernden Charakter erhält. So läfst daher jene antike Iphigenie auch die nach unsrer Vorstellung unjungfräuliche Klage über ihre immer noch fortdauernde Gatten- und Kinderlosigkeit laut werden, eine Klage, von welcher man bei der Goethischen Iphigenie, selbst in deren beschämtem Geständnifs, dafs sie der Diana, ihrer Retterin, mit stillem Widerwillen diene, keine Spur wird finden können. Sogar über ihre schwesterlichen Empfindungen gegen Orest zeigt die Goethische Iphigenie, obgleich dieselben bei ihr stärker sind als bei der Euripideischen Iphigenie, dennoch eine gröfsre Herrschaft als die Letztere über die ihrigen. Zwar weicht die nach griechischer Sitte in scheuer Zurückhaltung vor Männern erzogene Euripideische Iphigenie vor ihrem Bruder, der sie umarmen will, — so lange sie ihn noch nicht erkennt, — scheu zurück, und nähert sich ihm erst nach der sorgfältigsten Ausforschung; wogegen Goethes Iphigenie zärtlich auf einen Bruder eindringt, der in seiner Wahnbefangenheit sie verkennt und zurückstöfst. Hieraus folgt aber nicht das Gegentheil des so eben von uns angegebenen Verhältnisses der beiden Iphigenien zueinander. Denn erstlich bedarf die Goethische Iphigenie jener ängstlichen Vorsicht des Ausforschens nicht, — ihr naht sich der mit den schärfsten, erkennbarsten Zügen gezeichnete, noch in ihrer Gegenwart von den Eumeniden verfolgte blutige Rächer seines Vaters Agamemnon; der Euripideische Orest dagegen ist ein von anderen Männern seiner Art sich viel weniger unterscheidendes, von seiner muttermörderischen That beinahe mit der Gelassenheit einer dabei unbetheiligten Person sprechendes Individuum, — und zweitens überläfst sich die moderne Iphigenie dem überfluthenden Strome ihrer schwesterlichen Zärtlichkeit, erst nachdem sie den Göttern den reichen Erguſs ihres Wonnedanks dargebracht hat; während umgekehrt die Euripideische Iphigenie, sobald sie der Gegenwart ihres Bruders gewifs ist, vor allen Dingen Diesem liebevoll sich zuwendet, dann ihrer Vaterstadt für seine Erhaltung dankt, die Götter aber dabei vergifst, und erst im Augenblicke der lebendiger gefühlten Noth, unter Anderem — nämlich aufser günstigen Zufällen und menschlicher Hilfe — auch der Gottheit wieder gedenkt und nach deren Beistand sich umschaut. So wenig nun aber die Goethische Iphigenie in der fraglichen Beziehung eine geringere Selbstbeherrschung als die antike offenbart, eben so wenig verdient die Erstere den ihr von Gottfried Hermann in seiner Vorrede zur Taurischen Iphigenie des Euripides gemachten ganz entgegengesetzten Vorwurf: „dafs sie, die man beim Wiederfinden ihres Bruders sogleich von der heftigsten Freude ergriffen zu sehen, mit Fug und Recht erwarte, zunächst den Göttern für dies Wiederfinden in einer über alle Wahrscheinlichkeit ruhigen Rede Dank sage, beim ersten Hören des Namens des Orest die von Pylades an sie gerichtete Bitte um vorsichtige Behandlung des durch Freude und Schmerz leicht zerrüttbaren Gemüths seines Freundes nicht vergesse, noch umgekehrt daran denke, dem Zuschauer pflichtgemäfs auseinanderzusetzen, wie nur die Rücksicht auf die Vernünftigkeit jener Bitte sie gegen ihren Bruder zu einer Ruhe des Benehmens veranlasse, die unter solchen Umständen ganz unnatürlich sei".

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 23.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Ueber Goethe's Iphigenia auf Tauris. Ein Vortrag von Otto Jahn.

(Fortsetzung.)

Wir unsrerseits glauben dagegen, die Goethische Iphigenie von dieser vermeintlichen Pflicht gegen den Zuschauer entbinden zu dürfen, diesem aber die Verpflichtung festhaltender Aufmerksamkeit zumuthen zu müssen, und geben — was den Kern jenes Vorwurfs betrifft — zwar willig zu, dafs, wenn man unter naturgemäfsem Verhalten das einer gewöhnlichen Natur Gemäfse versteht, das eben geschilderte Benehmen der Euripideischen Iphigenie auf diese Bezeichnung volles Recht hat, sind aber der Meinung, dafs die getadelte Handlungsweise der Goethischen Iphigenie mit der Natur ihres tiefsinnenden, zu ernsten und heiligen Betrachtungen geneigten Geistes in eben dem Maafse übereinstimmt, wie das Verhalten der Euripideischen Iphigenie mit deren gewöhnlicherem Charakter. — Wie beide Iphigenien ihrem unterschiedenen Charakter gemäfs sich benehmen, so ist ihr Verhalten zum Bruder auch im Einklange mit der verschiedenen Stellung, welche die Frauen in der antiken und in der modernen Welt den Männern gegenüber einnehmen. Die Goethische Iphigenie hat zu ihrem Bruder das Verhältnifs der Gleichheit; die Euripideische Iphigenie dagegen beobachtet dem Orest gegenüber eine unterwürfige Haltung, obgleich dieser jünger ist als sie; sie schweigt sogleich, als ihr Orest auf die ihr natürlicherweise äufserst wichtige Frage, warum Klytemnestra den Agamemnon ermordet habe, geantwortet hat: „Lafs diese Fragen, denn es schickt sich nicht für dich, von den Thaten deiner Mutter zu hören". Im Gefühl dieser ihrer Ungleichheit erklärt sie daher auch, dafs es ihr gezieme, die Rettung ihres Bruders durch ihren eignen Tod zu erkaufen, weil der Untergang einer Frau für ihren Stamm gleichgiltiger sei, als der Tod eines Mannes. Ihre schwesterliche Liebe ist daher ganz so sittlich, wie die Liebe einer sich Unterordnenden sein kann. Diese sittliche Gesinnung hat aber noch den Charakter der Natürlichkeit, des Nichtwiedergeborenseins durch den Geist, daher die Form der Ausschliefslichkeit. Die Euripideische Iphigenie liebt ihren Bruder auf so unbedingte, ausschliefsliche Weise, dafs sie, um ihn zu retten, ohne Bedenken gegen Thoas den von ihr selbst ersonnenen Betrug ausführt, welcher bei Goethe von Pylades erdacht wird. Dieser Betrug ist ihr so wenig zuwider, dafs sie sich vielmehr in dessen Ausführung zu gefallen scheint. Um den Thoas recht sicher zu machen, räth sie ihm, die gefangenen Griechen vor ihrer Abführung zur Entsühnung im Meere fesseln zu lassen; denn Griechenland — setzt sie mit erlogner Aufrichtigkeit hinzu — kenne keine Treue; zugleich möge er seinem Volke gebieten, sich von der befleckenden Nähe der verbrecherischen Fremden fern zu halten; er selbst aber solle den Tempel nicht verlassen, wenn sie auch etwas lange ausbliebe; ihrer Treue könne er versichert sein; denn sie hasse ganz Griechenland. Diese lügenhafte Natur der Euripideischen Iphigenie erscheint nun in der Goetheschen Iphigenie als eine völlig überwundene. Die Letztere hat zwar anfangs die ihr von Pylades eingegebene List nicht ganz zurückgewiesen; sie schwankt auf Augenblicke zwischen diesem Betruge und der dem Thoas schuldigen Dankbarkeit; da beginnt sie zu fürchten, dafs „der Titanen, der alten Götter tiefer Hafs auf die Olympier auch ihre zarte Brust mit Geierklauen fasse". Aber der Betrug ist ihrem innersten Wesen verhafst, und bald erhebt sie sich zum unbedingten Vertrauen auf die neuen Götter, auf die Macht der Vernunft, und — dem Thoas gegenüber — zum heroischen Muth der reinsten Wahrhaftigkeit. Sie hat also gerade nur so viel Schwäche, wie nöthig ist, um zu verhindern, dafs sie zu einer bewegungslosen, von

Digitized by Google

Hause aus in sich abgeschlossenen undramatischen Göttergestalt werde. Durch diese Reinheit und Wahrheit ihrer hohen Seele, so wie durch ihre vergebungsreiche Liebe wird sie fähig, die Befreiung ihres Bruders vom Wahnsinn zu bewirken und sich somit zur thätigen Hauptperson des Schauspiels zu machen. In dem fraglichen Euripideischen Drama dagegen ist Iphigenie, obgleich dasselbe von ihr seinen Namen hat, doch weder die leidende noch die thätige Hauptperson; denn die Hauptsache in dieser Tragödie — die Vervollständigung der Heilung Orests — wird darin nicht von irgend einem Menschen, sondern von dem heiligen Ort vollbracht; und was die Erringung der äufsren Freiheit der Griechischen Fremdlinge betrifft, so thut auch dabei das Meiste dort nicht ein Mensch, wie bei Goethe die Iphigenie, sondern die Göttin Athene, die, als das jene Fremden fortführende Schiff durch Sturm an das Taurische Ufer zurückgetrieben wird, den von Neuem gegen die Pelopiden ergrimmten Poseidon besänftigt, und dem Thoas von der Verfolgung der Entwender des Dianenbildes abzustehen befiehlt.

Wenn nun in dem Euripideischen Drama die durchgreifende Macht der Götter sogar die hervorragenden Gestalten des Orest und der Iphigenie nicht zu der Bedeutung vollkommen selbständiger heroischer Charaktere gelangen läfst, so können wir uns nicht darüber wundern, dafs die Jenen zugesellte Nebenperson des Pylades dort nur auf Einen Augenblick aus ihrer Bedeutungslosigkeit aufzutauchen vermag, und dafs der diesen Griechen feindlich gegenüberstehende Scythenkönig zu einer von der Athene und von der Iphigenie gedrehten Puppe wird. Pylades erregt hier unser Interesse nur in der Einen Scene, wo er, obgleich Gatte der Electra, für Orest zu sterben sich bereit erklärt, und so, dem antiken Charakter gemäfs, der Freundschaft die Liebe zu opfern sich entschliefst. In den übrigen Scenen sehen und hören wir von diesem Pylades sehr wenig, so dafs wir Mühe haben, in ihm zu entdecken, was wir am Goethischen Pylades auf den ersten Blick erkennen, „des Jünglings Arm in der Schlacht, des Greises leuchtend Aug' in der Versammlung", und jene „der Ruhe heil'ges unerschöpftes Gut bewahrende Seele, die den Umhergetriebenen aus ihren Tiefen Rath und Hilfe reichet". Die rettende List entspringt, wie schon erwähnt, nicht im Gehirn des Euripideischen Pylades, und bei der Ausführung derselben sehen ihn die Zuschauer gar nicht thätig, sondern erfahren nur durch den Boten einiges Wenige über den von jenem Nebenhelden dabei bewiesenen Muth. Dieser Pylades steht also nicht — gleich dem Goethischen — in scharf unterschiedener Persönlichkeit neben einem zum Wahnsinn getriebenen, die muthige Geradheit liebenden Orest, wie ein befreundeter Odysseus neben dem rasenden Ajax; vielmehr hat er fast das Ansehen eines Zwillingsbruders des Orest und unterscheidet sich von demselben beinahe nur dadurch, dafs er bei der Wiedervereinigung des Orest und der Iphigenie, wie billig, Jenem das Wort überlassend, ein selten unterbrochnes Schweigen beobachtet.

Thoas aber, der im Goethischen Schauspiel durch den Adel seiner Natur, durch die Festigkeit seines Charakters, durch die Tiefe seines Gemüths und durch die Echtheit seiner männlichen Liebe zu Iphigenien unser hochachtungsvolles Interesse verdient, und dessen selbständiger Wille bei Goethe zur Lösung des Knotens entscheidend mitwirkt, — dieser des Orest vollkommen würdige Gegenkämpfer erscheint bei Euripides als ein zum dreisten Betruge herausforderndes Muster religiöser Einfalt, als ein breiartiger, von der listigen Iphigenie in alle ihr beliebigen Formen geknetеter Geist, der, als er die ihm durch Entwendung des Dianenbildes angethane Schmach erfährt, auf des Boten Antrieb zwar sich aus seiner Schwäche zum Versuch der Rache aufrafft, aber vor der ihm ungewöhnten Erscheinung der plötzlich aus den Wolken herabsteigenden Athene sogleich wieder in sich zusammenbricht, und dem Friedensgebot dieser ihm äufserlichen Macht in blindem Gehorsam sich unterwirft.

Fassen wir jetzt das allgemeine Ergebnifs unsrer Betrachtung der in den fraglichen Dramen vorkommenden Charaktere kurz zusammen, so müssen wir den wesentlichen Unterschied des antiken und des modernen Dichters darein setzen, dafs Goethe beide Seiten der Handlung — sowohl die Wiederherstellung der Geistesfreiheit des Orest als die Erringung der äufsern Freiheit der Griechischen Fremdlinge — dem im Euripideischen Drama herrschenden Einflusse aufsermenschlicher Mächte entnommen, und ganz dem Geiste, dem Gemüth und dem Willen der menschlichen Charaktere übertragen hat, so dafs diesen die ihnen bei Euripides fehlende volle Erfüllung und Selbständigkeit zu Theil wird, und unser Interesse nicht mehr zwischen aufser-

Digitized by Google

menschlichen Mächten und den Heroen schwankt, sondern sich ausschliefslich den Letzteren zuwendet. Indem aber die Quelle der Handlung ausschliefslich in das Innre der heroischen Gestalten verlegt wird, gewinnen nicht blofs diese an Geistesinhalt, sondern der Inhalt der Handlung erhält zugleich seinerseits eine viel gröfsre Innerlichkeit der Entwicklung, als bei Euripides, wo Alles ziemlich lose aneinander gereiht ist, der Stoff nicht, wie bei Goethe, in grofse Massen scharf gesondert und eben durch diese feste Gliederung aufs innigste verbunden erscheint.

Der Verlauf der Handlung im Euripideischen Drama ist in Kürze folgender. Iphigenie eröffnet das Stück mit einem Prologe, in welchem sie ihre Abstammung von Pelops, Atreus und Agamemnon, sowie ihre bisherigen Schicksale den damit aller Wahrscheinlichkeit nach schon bekannten Griechischen Zuschauern auf ziemlich trockne Weise auseinandersetzt, und eben dadurch, dafs sie zu den Zuschauern hintritt, diese verhindert, sich sogleich aus sich herausreifsen und rückhaltslos in die darzustellende Sache hineinversetzen zu lassen. Das Goethische Schauspiel dagegen — um sogleich einen Vergleich anzustellen — beginnt mit einem rein lyrisch gehaltenen, ohne alle Absicht der Belehrung, aus unwiderstehlichem Herzensdrange entspringenden Selbstgespräche, in welchem Iphigenie durch Klagen über ihre Trennung von Vaterland und Verwandten, und durch die an Diana gerichtete Bitte um Zurückführung in die Heimath, die Last der ihren Busen beengenden schwermüthigen Gefühle zu vermindern strebt. Ihre Abstammung aber und ihre Schicksale erzählt die Goethische Iphigenie erst später dem damit noch nicht bekannten Könige, in der Hoffnung, diesen dadurch von dem Wunsche seiner Vermählung abzubringen, so dafs hier jene Erzählung weder überflüssig noch ein Hindernifs der dichterischen Täuschung ist, sondern in die Handlung eingreift, und die überwältigende Wirkung des zum ersten Male gehörten Ungeheuren um so sichrer hervorbringt, als Goethe die grauenerregenden Schicksale der Tantaliden mit einer dem Euripides weit überlegenen Macht der künstlerischen Darstellung geschildert hat. In dem übrigen Theil des von der Euripideischen Iphigenie gesprochenen Prologs erzählt diese den Zuschauern einen Traum, den sie ausschliefslich auf Orests Tod deuten zu müssen glaubt, und der sie veranlafst, ihrem Bruder ein Todtenopfer zu bringen. Durch diesen ihren irrthümlichen Glauben wird allerdings die Lebensgefahr für Orest nach seiner Gefangennehmung, und unsre Besorgnifs seinetwegen, sowie andrerseits Iphigeniens und unsre Freude bei der gegenseitigen Wiedererkennung der Geschwister gröfser, als wenn der Traum hätte auf Orests Ankunft gedeutet werden können. Trotz dieses Verdienstes der künstlichen Erfindung und Ausmalung jenes Traumes müssen wir jedoch die Frage, ob diese sofortige Beschlagnahme unseres Interesses zu Gunsten nur des Orest sachlich begründet sei, mit entschiedener Verneinung beantworten, da nur die zufällige Absicht des Dichters der Grund ist, weshalb Iphigenie einen blofs auf Orests Tod zu deutenden Traum hat, während sie eben so gut von ihren sonstigen geliebten oder gehafsten Verwandten hätte träumen können. Wir werden daher durch die Absichtlichkeit jener sofortigen Zuspitzung unsres Interesses eher verstimmt als zur Bewunderung des Kunstgriffs des Dichters angeregt; und Goethe hat mit vollem Recht, in geradem Gegensatze gegen Euripides, im ganzen ersten Acte nur ein einziges Mal, neben Electra und Klytemnestra, auch des Orest von Iphigenien gedenken lassen. — Nach Beendigung ihres Prologs verläfst die Euripideische Iphigenie die Bühne, um das Todtenopfer vorzubereiten. In der nun folgenden Scene treten Orest und Pylades auf, und entfernen sich wieder mit dem Vorsatz, bei Nacht das Dianenbild zu entwenden. Darauf kehrt Iphigenie zurück und vollbringt das Todtenopfer in Gegenwart des Chors, der den Tod Orests beklagt, ohne erfahren zu haben oder nun zu erfahren, warum der fragliche Traum nothwendig gerade Orests Tod bedeuten soll. Der Zuschauer kann sich in dieser dritten Scene eben nicht tragisch gestimmt fühlen, da er in der vorhergehenden Scene gesehen hat, dafs derjenige, welchem das Todtenopfer gebracht, noch zu den Lebendigen gehört. Diese zwischen der ersten und dritten eingeschaltete Scene aber ist ohne allen Einflufs auf die Handlung, da Orest und Pylades durch ihre Gefangennehmung verhindert werden, ihren in jener Scene kundgegebenen Vorsatz auszuführen. Auf diese dritte Scene folgt die Ankunft eines Boten, der durch die Nachricht von der erst nach heifsem Kampfe erfolgten Gefangennehmung zweier göttergleichen, heldenmüthigen Griechen, und durch die Schilderung von der Raserei des Einen

Digitized by Google

derselben, die gespannte Erwartung der Hörer erregt, und — da er nur den Namen des Gefährten dieses Leidenden anzugeben weifs — die Aufmerksamkeit Iphigeniens und der Zuschauer um so mehr auf jenen Ungenannten richtet, ohne doch andrerseits — weil Iphigenien ihre Verwandtschaft mit Pylades noch unbekannt ist — durch Nennung des Namens des Letzteren in ihr sogleich die Vermuthung, dafs jener Ungenannte ihr Bruder sein werde, zu erwecken, und dadurch die gegenseitige Erkennung der Geschwister zu schnell herbeizuführen. — Mit dem Chor allein gelassen, spricht Iphigenie zuerst die durch den vermeintlichen Tod ihres Bruders in ihr entstandenen mordlustigen Gefühle aus, geht dann aber zu milderer Stimmung über. Darauf erscheinen die auf des Königs Befehl zum Opfer hergesandten Fremdlinge. Iphigenie erforscht von Orest, dafs Argos seine Vaterstadt sei, erkundigt sich nach Troja's Schicksal, nach Helena, nach Odysseus und nach Achill, ihrem vorgeblichen Bräutigam, dann endlich, unglückliche Antwort fürchtend, nach Agamemnon, erfährt, dafs dieser von seiner Gemahlin, diese aber von ihrem Sohne ermordet sei, und dafs Letzterer von den Eumeniden verfolgt umherirre. Da beschliefst sie, den Orest mit einem Briefe nach Argos zu senden und nur den Pylades zu opfern. Orest willigt nicht darein, und Iphigenie genehmigt seinen Wunsch, zur Rettung des Pylades zu sterben. Nachdem Iphigenie, um den fraglichen Brief zu holen, sich entfernt hat, entsteht zwischen beiden Freunden ein hochherziger Wettstreit darüber, wer für den Anderen zu sterben habe. Pylades giebt endlich nach, zeigt aber noch zuversichtliche Hoffnung auf beider Rettung. Zurückgekehrt liest Iphigenie den Brief vor, in welchem es heifst: „mein Bruder Orest, rette deine Schwester Iphigenie"! So erkennt Orest seine Schwester, und wird von ihr, nachdem dieselbe ihn noch näher ausgeforscht hat, auch seinerseits erkannt. Ueber die Ursache seines Kommens von Iphigenien befragt, erzählt er, dafs Apollo ihm die Entführung des Dianenbildes befohlen und dafür Befreiung von den Eumeniden versprochen habe. Darum fordert er seine Schwester auf, ihm beizustehen. Diese ersinnt sogleich den erwähnten Betrug. Als Iphigenie das Dianenbild forttragen will, erscheint Thoas, verwundert sich darüber, zieht sich aber, durch die listige Priesterin beschwichtigt, in den Tempel zurück. Darauf erscheint der Bote mit der Nachricht von der Flucht der Griechen und von der Entwendung des Götterbildes; Thoas geräth in Zorn, wird aber von Athene besänftigt. So schliefst das Stück. Ueber den letzten Theil desselben haben wir zwei Bemerkungen zu machen.

Die erste betrifft den Gang der Handlung in jenem Theile. Hermann behauptet an dem oben angeführten Orte, das Euripideische Drama verliere in seiner zweiten Hälfte an Lebendigkeit, weil die Hauptsache, die gegenseitige Erkennung der Geschwister, von welcher die Rettung Orests, die Entwendung des Bildes und auch Iphigeniens Rückkehr in die Heimath abhange, bereits in der Mitte des Stücks zu Stande gekommen sei, und es sich nachher nur noch darum handle, die Art der Rettung der Griechen und der Entwendung des Bildes anzugeben. Diese Ansicht müssen wir als irrthümlich bezeichnen, da in dem Euripideischen Drama nicht die erst beabsichtigte, nur mögliche, sondern die, gerade noch kurz vor dem Schlufs des Stücks sehr zweifelhaft werdende wirkliche Rettung und Entwendung das Ziel ist, zu welchem alles Vorhergehende hindrängt, und nach dessen Erreichung erst die Gemüther zur Ruhe kommen. — Der zweite Punct, den wir hier berühren wollen, bezieht sich auf das, was Hermann über die durch eine Gottheit bewirkte Lösung des Knotens sagt: der Dichter habe nämlich die Griechischen Fremdlinge nicht ohne Weiteres mit dem Bilde sich entfernen lassen dürfen, weil dann Thoas das Bild durch Krieg — wovon aber die Sage nichts wisse — wieder zu erlangen gesucht haben würde, und die Handlung somit am Schlusse des Dramas nicht beendigt wäre; andrerseits sei aber die Ergreifung der Flüchtigen und ihre Bestrafung auch nicht zulässig, weil dann die ganze List sich als eine nutzlose erweisen würde; aus diesen Gründen werde die Dazwischenkunft einer den frommen Thoas von seinem gerechten Zorn abbringenden, den Griechen freien Abzug verschaffenden Gottheit durchaus nothwendig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 24.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Ueber Goethe's Iphigenia auf Tauris. Ein Vortrag von Otto Jahn.

(Fortsetzung.)

Wenn Hermann hierbei eine bedingte Nothwendigkeit gemeint hat, ist ihm völlig beizupflichten; unter den in dem Euripideischen Stücke obwaltenden Umständen ist allerdings ein andrer Ausgang als der obenerwähnte kaum möglich; es müfste denn — wie wir auf bildlichen Darstellungen dieses Stoffes sehen — am Ende die rohe Waffengewalt entscheiden, und Thoas durch Orest oder durch Pylades getödtet werden. Da einmal in dem Euripideischen Drama der Geist Athenens, — die göttliche Vernunft, — von welcher allein der Knoten friedlich gelöst werden kann, nicht der eigne Geist der gegeneinander kämpfenden Helden ist, kann die friedliche Lösung nicht aus dem Charakter der Letzteren selber hervorgehen, sondern mufs von der aufser ihnen seienden Vernunft der Athene bewirkt werden. Dies ist aber eben der Mangel des Euripid. Stücks; ein Mangel, der jedoch, — wie schon der Verf. des oben angezeigten Vortrags erkannt hat, — dem Euripides nicht als Schuld angerechnet werden darf, weil der Griechische Dichter weder dem Thoas das denselben bei Goethe zum Frieden stimmende, der antiken Welt fremde Motiv entsagungsfähiger, sich selbst bekämpfender geschlechtlicher Liebe unterschieben, noch den Orest von der Entführung des Dianenbildes abstehen lassen konnte, da die den Griechen heilige Sage nicht nur jene Entführung als die von Apollo festgesetzte Bedingung der Befreiung des Orest von den Eumeniden darstellte, sondern auch das wirkliche Herübergebrachtsein des Bildes durch Orest nach Attika behauptete.

Gehen wir jetzt zur Betrachtung der Art und Weise über, wie sich im Goethischen Schauspiel die Handlung entwickelt. Weil hier Iphigenie die thätige Hauptperson ist, hat Goethe den ganzen ersten Act dazu verwandt, das fluchbeladene Geschlecht, von welchem sie abstammt und das durch sie entsündigt werden soll, besonders aber ihren heiligen Charakter und den mächtigen Einfluſs zu schildern, den sie eben durch jenen auf das durch sie vom Fremdenmord entwöhnte Taurische Volk und auf den, von echter Liebe für sie ergriffenen edelgesinnten König ausübt. Durch diese, von grofser Kunst zeugende Schilderung wird die Möglichkeit des glücklichen Ausgangs begründet, welchen die darzustellende Handlung im Goethischen Schauspiel nimmt. Jene von Iphigenien an einem ganzen Volke bewirkte Heilung von der Wuth unnützer Mordsucht erweckt in uns gleich zu Anfang die Ueberzeugung, dafs dieser wunderbaren Heilkraft auch die verzweiflungsvolle Wahnbefangenheit eines Einzelnen wird weichen müssen, dafs, „wenn vergossenen Mutterblutes Stimme zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen ruft, der reinen Schwester Segenswort hilfreiche Götter vom Olympus rufen mufs"; und, was die zweite Seite der Handlung, — die Erringung der äufseren Freiheit — betrifft, so sind wir über diesen Punct, da Thoas, durch die Nichterwiederung seiner Liebe erbittert, die Opferung der beiden so eben gefangenen Fremden gebieterisch fordert, zwar in spannender Sorge; aber Iphigeniens sanfte Herrschaft über das Herz des Königs hat seit Jahren solche Stärke gewonnen, dafs wir während des vorübergehenden Rückfalls des Thoas in die frühere Wildheit niemals, — auch da nicht, wo Orest und der König zum Zweikampf gerüstet einander gegenüberstehen, — an einem unblutigen Ausgange der Verwickelung zu verzweifeln Ursach haben. So sind also im ersten Act, neben dem Keime der Verwicklung, zugleich alle Bedingungen einer glücklichen Lösung derselben gegeben. Beiläufig mag hierbei erwähnt werden, dafs schon Racine in seinen unvollendeten Entwurf zu einer Bearbeitung des Stoffs

Digitized by Google

der Euripideischen Iphigenie unter den Tauriern das Motiv der Liebe aufgenommen hat, aber dabei auf halbem Wege stehen geblieben ist, indem er seine Iphigenie nicht von Thoas, sondern von dessen Sohne, wider den entschiedensten Willen des Vaters geliebt werden läfst, so dafs hier die Liebe nur zu einer gemarterten Leidenschaft werden kann, und keinen friedlichen Ausgang herbeizuführen im Stande ist.

Nachdem wir im ersten Act des Goethischen Schauspiels den Charakter der thätigen Hauptperson in seinen Grundzügen kennen gelernt haben, zeigt uns der Beginn des zweiten Acts zum ersten Mal Orest, welcher im Leiden die Hauptperson und der vorzüglichste Gegenstand der rettenden Thätigkeit Iphigeniens ist. Orest und der ihn begleitende Pylades treten als Gefangene auf. Dafs sie die am Schlufs des ersten Acts angekündigten Gefangenen sind, wird uns nicht ausdrücklich gesagt. Goethe strebt sowohl beim Einführen als beim Abtretenlassen des Orest und Pylades, mit Recht nicht nach jener überflüssigen Deutlichkeit, welche den Griechischen Dichtern als Gesetz galt. Während bei Euripides Iphigenie die Herbeiführung der ihr angekündigten Gefangenen verlangt, und diese von Wächtern zu ihr geführt und als die Verlangten bezeichnet werden, so dafs über die Einerleiheit der Angekündigten und der Vorgeführten gar kein Zweifel obwalten kann; begnügt sich Goethe, in genialer Nachlässigkeit, damit, im zweiten Act uns zwei Gefangene zu zeigen, die unser volles Interesse erregen und aller Wahrscheinlichkeit nach jene im ersten Act angekündigten Gefangenen sind, für welche wir im entgegengesetzten Fall uns nicht weiter sonderlich interessiren würden. Was aber das Sichentfernenlassen der Gefangenen betrifft, so verdient auch hierbei Goethe keinen Tadel, und Hermann thut Unrecht, sich darüber zu verwundern, dafs Jene in der Goethischen Iphigenie ohne Wächter erscheinen und unbehindert kommen und fortgehen. Denn in eben dem Grade, wie der Euripideische Thoas, beim Mangel eines versammelten Heeres, durch eine in der Nähe stattfindende strenge Bewachung seinem auf die Ermordung der Fremden begierigen Sinne gemäfs handelt, bleibt der edle, nur auf Augenblicke zum alten blutigen Gebrauch zurückzukehren drohende, demselben aber in seinem Innersten abgewandte Goethische Thoas seinem Charakter durchaus treu, indem er sich darauf beschränkt, in einiger Entfernung den Tempel mit einem schlachtfertigen Heere zu umgeben, das zur Unschädlichmachung der etwanigen Gefährten der beiden Fremden vollkommen hinreicht. Doch genug über diese äufserlichen, der Besprechung kaum werthen Verhältnisse.

Blicken wir jetzt in das Innre der leidenden Hauptperson. Orests Busen ist zwar von Schwermuth erfüllt, aber nicht von einer, alle seine jugendliche Lebenskraft aufzehrenden Zerknirschung unheilbar zerrissen. Die muttermörderische That des Helden war ein berechtigtes Unrecht, eine durch die Pflicht gegen den Vater und den König gebotene Schuld, deren Unterlassung nicht weniger, als die Begehung, von den Eumeniden gerächt worden wäre. Darum bereut, wie schon bemerkt, Orest nicht die That, sondern wird nur durch den verzweiflungsvollen Schmerz über deren Nothwendigkeit dem Wahnsinn zugetrieben. Den ihm von aufsen drohenden Tod erwartet er mit Ergebung als das Ende aller seiner Qualen; aber er arbeitet nicht, gleich dem Byronschen Manfred, an seiner Selbstzerstörung; im Gegentheil merkt man es ihm an, dafs er noch gern in der aufrechthaltenden Erinnrung an seine mit Träumen von ruhmvoller Zukunft angefüllte schuldlose Vergangenheit lebt, und von dem Glauben an die Möglichkeit seines Bestimmtseins zu fernerem Leben und Handeln emporgetragen wird, — dafs er also noch geheilt werden kann, und, — ohne es sich zu gestehen — selbst den geheimen Wunsch nach Genesung nährt. Dennoch ist sein geistiges Leiden so gefährlich, dafs dasselbe mit grofser Vorsicht behandelt werden mufs. Der durch seine Besonnenheit Iphigenien nahe stehende und durch sein freundschaftliches Mitherumirren dem Orest sich zuneigende Pylades verhindert daher das unmittelbare Zusammentreffen des Geistigkranken mit der Priesterin, von welcher beide Freunde den Opfertod empfangen sollen, und bildet so zwischen den sich suchenden Gegensätzen der thätigen und der leidenden Hauptperson eine Vermittlung, die, — bei Goethe zweckmäfsig und begründet, — im Euripideischen Drama mit Fug unterlassen ist, da hier jene Gegensätze durch die gleiche Besonnenheit Orests und Iphigeniens bis zum Verschwinden abgestumpft sind. Soll nun aber im Goethischen Schauspiel die vermittelnde Nebenperson, gegenüber den anfangs noch in der ganzen Schärfe ihrer Entgegensetzung mit einander zusammentreffenden

Digitized by Google

Hauptpersonen, nicht zur Unbedeutendheit eines gewöhnlichen Vertrauten herabsinken; so mufs der eigenthümliche Charakter des Pylades, die listvolle Zurückhaltung, mit so ausgeprägter Bestimmtheit hervortreten, dafs dieser geistige Sohn des Odysseus sich von dem geraden, offnen Orest und von der alle Lüge hassenden Iphigenie aufs schärfste unterscheidet. Dies hat Goethe dadurch erreicht, dafs er dem Pylades bei seiner ersten Zusammenkunft mit Iphigenien eine Lüge in den Mund legt, durch welche er die Priesterin über seine und seines Freundes Abstammung und Schicksale zu täuschen sucht, ohne doch vernünftigerweise hoffen zu können, dafs diese Lüge für seine und Orests Rettung aus der Todesgefahr nützlicher sein werde, als das ehrliche Geständnifs der nicht schlimmeren Wahrheit. Wir sehen daraus, dafs unschuldige List dem Pylades zur zweiten Natur geworden ist, und dafs er dabei nicht immer eine bestimmte, dadurch wirklich erreichbare Absicht verfolgt. Zur Rolle einer tragischen Hauptperson würde sich eine Natur, wie die eben geschilderte des Pylades, allerdings nicht eignen; wenn aber Hermann sogar an diesem Nebenhelden jene Natur nicht leiden mag, so scheint uns Dies zu unduldsam; denn die in Rede stehende, freilich zwecklose, doch unschuldige List macht den Pylades weder zu einem schlechten, noch zu einem durch und durch unverständigen, aus diesem doppelten Grunde der Freundschaft Orests unwürdigen Individuum. Eben so wenig bildet diese List einen für die Charakterzeichnung des Pylades überflüfsigen Zug; vielmehr erhält das Bild dieses Helden dadurch erst die vollkommne Schärfe der Umrisse. Jener Zug dient aber nicht blofs zur Individualisirung des Charakters des Pylades, sondern zugleich zur Hebung des leidenden Hauptheldeu, da dieser durch Zerreifsung des von seinem Freunde geknüpften lügenhaften Gewebes die Gradheit und Offenheit seines eignen grofsartigeren Charakters offenbart. Diese edle Aufrichtigkeit des Orest trägt — wie schon von Weifse bemerkt worden ist — ihrerseits wiederum dazu bei, in Iphigenien den heldenmüthigen Entschlufs der gefahrvollen Entdeckung des von Pylades gegen Thoas geschmiedeten Betrugs zu begründen. So werden wir durch jene erste Lüge des Pylades rasch über dieselbe hinaus zu dem sie in den Hintergrund drängenden erhabenen Schauspiel einer Wahrheitsliebe fortgeführt, die sich von dem in Orest sichtbaren allgemeinen Widerwillen gegen Belügung werther Personen, in Iphigeniens hoher Seele zu einem unüberwindlichen Abscheu sogar vor derjenigen Lüge steigert, welche der Kurzsichtigkeit des in Pylades vorherrschenden Verstandes als durch „die eherne Hand der Noth geboten", und darum als höchste Pflicht und echte Weisheit erscheint, durch ihre Erfolglosigkeit aber die Beschränktheit des blofsen Verstandes erweist, während Iphigeniens „reines kindliches Vertrauen zu dem edlen Thoas belohnt wird", und die fleckenlose Wahrhaftigkeit ihres tiefen Gemüths, als die wahre Weisheit, über „die Gewalt und die List der Männer" glorreichen Sieg davon trägt.

Wenden wir uns jetzt zum dritten Act des Goethischen Schauspiels. Erst hier kommen die leidende und die thätige Hauptperson zusammen. Pylades läfst dieselben allein, da er seine Gegenwart, nach Dem, was er Iphigenien über Orest's Schicksal und vorsichtig zu behandelnden Gemüthszustand gesagt hat, jetzt zunächst nicht mehr für nöthig hält, und zugleich zu ahnen scheint, dafs das ungehinderte Gespräch des Orest mit einer von Agamemnon's Geschick so tief gerührten, aus hohem Stamme entsprossen sein müssenden Priesterin zu einer glücklichen Entdeckung führen kann. Aus dem Munde des Pylades hatte Iphigenie nur Agamemnon's Ermordung durch Klytemnestra erfahren; bei dieser Nachricht hatte sie sich verhüllt und entfernt. Von Orest erforscht sie nun Electra's, Klytemnestra's und sein eignes Geschick. Zur Annahme eines falschen Namens unfähig, spricht Orest anfänglich von sich doch nur in der dritten Person, und bestärkt so absichtslos Iphigenien in dem Glauben, dafs er der Brudermörder Laodamas sei, für welchen ihn Pylades ausgegeben hatte. Als aber Iphigenie dem Orest ihr Mitleid darüber äufsert, dafs er mit Klytemnestra's Mörder in gleichem Falle sich befinde, gibt Jener, da sein Innerstes sich der Bestätigung der Lüge des Pylades widersetzt, sich zu erkennen. So wird diese Lüge, wie sie das Hemmnifs der Erkennung des Orest durch Iphigenie gewesen war, zugleich der Anlafs zu der erfolgenden Erkennung. Dieser Anlafs aber ist eben so wenig überflüfsig, wie jene Lüge für die Charakterzeichnung des Pylades überflüfsig genannt werden kann. Hermann meint zwar, die blofse Theilnahme der Priesterin am Geschick des Orest würde diesen bewogen haben, sich

Digitized by Google

auch ohne jenen Anlafs zu erkennen zu geben. Daran mufs aber gezweifelt werden. Denn obgleich Iphigeniens lebhafte und innige Theilnahme ihm die schmerzliche Erzählung vom Morde Klytemnestra's abringt, so vermeidet er dabei doch, wie schon erwähnt, von dem Urheber einer That, „die er so gern in's klanglos dumpfe Höllenreich der Nacht verbergen möchte", anders als in der dritten Person zu sprechen. Um ihn zu bewegen, sich als den mit Mutterblut befleckten Verbrecher vor der Priesterin völlig zu enthüllen, dazu ist nöthig, dafs ihm nur zwischen dieser Enthüllung und der Bestätigung der Lüge des Pylades durch jene mitleidige Aeufserung Iphigeniens die Wahl gelassen wird. Der Grund, warum der Goethische Orest sich nicht früher zu erkennen gibt, ist viel tiefliegender und von weit sittlicherer Art, als derjenige, welcher den Euripideischen Orest zur Verschweigung seines Namens bestimmt. Dieser handelt dabei blofs aus Ehrgeiz, er will verhüten, dafs man sagen könne: der Sohn Agamemnon's, des Hauptanführers der Griechen, sei nicht im Kriege ehrenvoll gefallen, sondern habe von Barbaren schimpflichen Opfertod erlitten. Goethe's Orest wird zu seiner anfänglichen Zurückhaltung durch die sittliche Scheu bewogen, vor der reinen, heiligen Priesterin sich als den eben so schuldigen wie schuldlosen Vollbringer der blutigen That zu enthüllen, die er nur wider Willen Iphigenien erzählt hatte. Hermann ist daher gänzlich im Irrthum, indem er wähnt, Euripides sei bei diesem Punct besonnener als Goethe zu Werke gegangen. Der Euripideische Orest entspricht auch hier seinem antiken Standpunct, wie der Goethische dem modernen; — Jener durch seinen nach aufsen gerichteten Sinn, durch die Sorge um seinen Nachruhm, — Dieser durch sein nach innen Gekehrtsein, durch seine Scheu vor sich selber und vor Derjenigen, mit welcher er sich bei allem Gegensatze Eins fühlt. Dieser tiefen Innerlichkeit ist es gemäfs, dafs der Goethische Orest, nachdem er sich zu erkennen gegeben hat, sehnsüchtiges Todesverlangen ausspricht und sich entfernt, wogegen der Euripideische Orest im nämlichen Falle ruhig auf der Bühne bleibt, da dies blofse Werkzeug der Gottheit von keiner Scheu vor sich selber hinweggetrieben werden kann. — Dafs die Goethische Iphigenie an der fraglichen Stelle ihrem sich entfernenden Bruder nicht freudetrunken nacheilt, sondern zurückbleibt und den Göttern für Orest's Erhaltung ihre überströmenden Dankgefühle darbringt, ohne dies ihrer Natur vollkommen gemäfse Thun vergeflslichen oder schwerverstehenden Zuschauern zu expliciren und zu commentiren, — Das haben wir bei der Betrachtung des Charakters dieser, die freieste Herrschaft über sich selber besitzenden königlichen Jungfrau schon zur Genüge gegen Hermann gerechtfertigt. — Nicht weniger entschieden müssen wir die von demselben Gelehrten vorgebrachte Behauptung als völlig grundlos zurückweisen, dafs in der auf jenen lyrischen Erguls Iphigeniens folgenden Scene Goethe eine geringere Meisterschaft verrathe als sein antiker Vorgänger, und dafs das gegenseitige Wiedererkennen der Geschwister den mächtigen Eindruck, den dasselbe bei dem Letzteren hervorbringe, bei dem Ersteren verliere, da hier Orest seine Schwester zugleich erkenne und nicht erkenne und sich somit weder wahnsinnig, noch andrerseits fern vom Wahnsinn zeige. Obgleich wir gern zugestehen, dafs bei Euripides jene Wiedererkennung uns alle die Theilnahme einflöfst, die wir unter solchen Umständen für zwei einander so lebhaft und wahr liebende Geschwister ihrer Art empfinden können; so müssen wir doch als eine, jedem unbefangenen Sinne von selbst einleuchtende Thatsache behaupten, dafs bei Goethe das beiderseitige Wiedererkennen Orests und Iphigeniens nothwendigerweise eine noch viel gewaltigere Wirkung hervorbringt, weil hier die Geschwister durch eine bei Weitem gröfsere Gemüthstiefe von Anfang an ein viel innigeres und lebhafteres Interesse in uns erregen als im Euripideischen Drama, und weil bei Goethe Iphigeniens Erkennung durch ihren Bruder nicht so mühelos, wie bei Euripides, erfolgt, sondern nur mit der schwierigen Heilung der geistigen Blindheit Orests zugleich zu Stande kommen kann, so dafs hier unsre Freude über die Vereinigung der Geschwister durch das Entzücken über die Genesung des leidenden Helden erhöht wird.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 25.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Ueber Goethe's Iphigenia auf Tauris. Ein Vortrag von Otto Jahn.

(Schluſs.)

Diese Genesung kann nicht durch das verständige Zureden des Pylades bewirkt werden; nur die unmittelbar wirkende magische Gewalt der Seelenreinheit und des allen Rachegefühlen unzugänglichen liebevollen Gemüths der Iphigenie ist im Stande, Orests geistige Gesundheit wiederherzustellen. „Von Dir berührt", sagt er daher zur Schwester, „war ich geheilt". So sehr aber diese Heilung die Form der Unmittelbarkeit hat, so stellt sie doch einen naturgemäſsen Proceſs, eine Folge von drei Stufen dar. Auf der ersten Stufe bricht Orests geistiges Leiden in seiner vollen alten Stärke hervor, die Erzählung seiner Mordthat erweckt von Neuem die ganze Schaar der ihn verfolgenden Rachegeister, vor der heiligen Priesterin erbebt er fieberhaft in allen Tiefen seines schwerbelasteten Schuldbewuſstseins; in diesem Paroxismus erkennt und verkennt er abwechselnd seine Schwester. Durch die der Priesterin gemachte Beichte beginnt er aber, die Schuld von sich abzulösen, deren Erinnrung ihn verwirrt und auſser sich gebracht hatte. Daher folgt auf den Zustand jener Aufgeregtheit ein Ermatten, ein Versinken in die dunkle Unterwelt des Träumens, eine Vision, in welcher Orest seine Ahnherrn miteinander, Agamemnon mit Klytemnestra, und sich selber mit seiner Mutter versöhnt erblickt. Aus diesem die Vergangenheit vergehen machenden Zustande steigt endlich Orest zur lichtvollen Oberwelt des freien, sich selbst gegenwärtigen Geistes herauf.

Dadurch kommt die Eine Seite der Handlung, die Wiederherstellung der innren Freiheit des Orest zu ihrem Ziele. Wenn daher Hermann gleichwohl behauptet, die beiden letzten Scenen des dritten Acts, in welchen der Fortgang und Schluſs jener Wiedergenesung dargestellt wird, trügen zum Verlauf der Handlung nicht viel bei, so möchten wir fast glauben, daſs ihm der wesentliche Sinn der Goethischen Iphigenie nicht recht klar geworden sei.

Auf die innre Befreiung Orests folgt nun, wie Wirkung auf Ursache, in dem übrigen Theil des Drama's die äuſsre Befreiung, die ohne eine aus den Wolken herabkommende Athene dadurch möglich wird, daſs der im Innren des Orest und des Thoas wohnende Geist jener Gottheit den Ersteren zum Abstehen von der Entführung des Dianenbildes, den Letzteren zur Vergebung des gegen ihn versuchten Unrechts und zur Verzichtleistung auf den Besitz Iphigeniens bewegt. Daſs Goethe's Iphigenie auch bei der zweiten Seite der Handlung als Hauptperson wirkt, und wie sich ihr Charakter dabei entwickelt, haben wir schon früher gezeigt. Wir wollen uns hier nur noch wenige Bemerkungen erlauben. Hermann greift die erste und die zweite Scene des fünften Acts als nicht nothwendig an. Die erste dient jedoch, indem sie die zur Gefangennehmung der Griechen angeordneten umfassenden Vorkehrungen schildert, wesentlich dazu, die Verwicklung zu vergröſsern, den Ausgang derselben in spannenden Zweifel zu setzen und die Erfolglosigkeit der gegen Thoas versuchten List und Gewalt wahrscheinlich zu machen. Die zweite Scene des letzten Acts bewirkt aber durch Schilderung des in Thoas gegen Iphigenie entstandnen Grimms, daſs wir auch in unsrer letzten Hoffnung, in dem Glauben, Iphigeniens Macht über des Königs Gemüth werde Rettung bringen, zu schwanken beginnen. So werden wir hier in einer weit gröſsren Spannung erhalten, als an der entsprechenden Stelle des Euripideischen Drama's, wo Thoas in seiner barbarischen Einfalt bei der vorgeblichen Reinigung der Gefangenen und des Dianenbildes nicht den mindesten Betrug ahnend, auf Iphigeniens Gebot

Digitized by Google

sich selber im Tempel, sein Volk in der Stadt einsperrt, so dafs die Gefangenen ungehindert entfliehen könnten, und mit ihrer Flucht alles Interesse erlöschen würde, wenn Poseidon nicht den Einfall hätte, dasselbe durch Zurückschleuderung der Flüchtlinge an die Taurische Meeresküste von Neuem anzufachen und das Schauspiel noch fortdauern zu lassen.

Auch die dritte Scene des fünften Acts hat dem mehr erwähnten grofsen Philologen Gelegenheit zum Tadel gegeben. Er findet bei Iphigeniens Unterredung mit Thoas in den von Jener gesprochnen Worten: „Sie sind — sie scheinen — für Griechen halt' ich sie", etwas Gemeines, Niedriges, eine dem tragischen Dichter nicht erlaubte Nachahmung der Natur. Wir glauben dagegen, dafs die in jenen Worten sich verrathende, rasch vorübergehende Schwäche an Iphigenien eben so wenig Anstofs erregen darf, wie ein Augenblick gröfsrer Schwäche am Gottmenschen. — In der Schlufsscene endlich nimmt Hermann an den beiden letzten Worten des ganzen Stücks, an dem „Lebt wohl"! gewaltigen Anstofs. Das Gemüth des Hörers, meint er, werde durch diese Worte aufs Empfindlichste verletzt; solches Ende entspreche weder der Weise der Griechischen Tragödie, noch überhaupt dem Gesetze der Dichtkunst, nach welchem das Ende eines Dichterwerks, besonders eines Trauerspiels so beschaffen sein müsse, dafs dadurch das Gemüth des Zuschauers zur Ruhe komme, und dafs nicht gewaltsam zurückgedrängt und verschwiegen werde, was der Dichter auszusprechen die Pflicht habe. Ohne solches Aussprechen bleibe das Stück unbeendigt und unvollendet; ein Griechischer Dichter würde daher am Schlusse des Schauspiels den Thoas, — wie es einem grofssinnigen Manne gezieme — erklären lassen, dafs er Iphigenien zwar ungern verliere, aber dem Willen der Götter nachgebend, ihr und ihrem Bruder glückliche Heimkehr wünsche. — Nach unsrem Dafürhalten nun wäre diese von Hermann für nothwendig befundene Abstumpfung der Spitze des Schlusses eine völlige Vergottschedung. Nichts könnte dem tief empfindenden, schmerzerfüllten Gemüthe des Königs unangemessener sein, als solch gemächlich und behäbig sich ausbreitendes Abschiedsgerede; nichts ist dagegen seinem Charakter gemäfser, als dies Zurück- und Zusammendrängen aller beim Scheiden in ihm aufgestürmten Gefühle in das von der Liebe und dem Schmerze in gleichem Grade beseelte „Lebt wohl". Durch diese bedeutungsvolle Spitze des Schlusses hat der geniale Dichter das Bild des Thoas mit dem Doppelbilde der von dem Herzen desselben untrennbaren, in allem Liebeszauber schönster Weiblichkeit erscheinenden Priesterin und ihres dem Könige gleichfalls werth gewordenen Bruders noch zuletzt gleichsam in Ein Gemählde kühn zusammengedrängt, und so alle Dissonanzen in eine Harmonie aufgelöst, die uns in schmerzdurchklungner Heiterkeit von einem Schauspiel scheiden läfst, welches den Sieg der Freiheit über das Schicksal, die durch menschliche Geisteskraft bewirkte Tilgung eines auf einem ganzen Geschlechte lastenden, lawinenartig sich fortwälzenden Fluches darstellt.

Zum Schlufs haben wir noch ein hier und da sich vernehmen lassendes Bedenken zu beseitigen, welches gegen die ganze Weise gerichtet ist, wie Goethe den seiner Iphigenie zu Grunde liegenden antiken Stoff bearbeitet hat. Zwar wird nicht leicht Jemand mit Solger etwas Manierirtes in diesem Drama finden; weder Orest, noch Thoas, noch Iphigenie haben hier in ihrem Charakter Etwas, das blofs der zufälligen Individualität des Dichters angehörte; allen diesen Charakteren ist vielmehr nur der in Goethe zur vollkommenen Klarheit dichterischer Anschauung gediehene allgemeine Geist der modernen Welt eingehaucht. Es kann aber Kennern des Alterthums die Frage sich aufdrängen, ob selbst in *diesem* Sinne die Modernisirung des antiken Stoffs zulässig sei, — ob dadurch nicht ein störender Widerspruch zwischen Stoff und Behandlung, somit ein nicht zu rechfertigender Anachronismus entstehe. Goethe selbst hat anerkannt, dafs die Charaktere seines Thoas und seiner Iphigenie nicht historisch sind; er sieht aber darin keinen Fehler, sondern nur den Gebrauch einer dem Dichter zustehenden Freiheit. Auch Hegel ist dieser Ansicht, indem er Goethe's Iphigenie für „das bewundernswürdigste Muster erklärt, wie der innere Gehalt eines antiken Stoffs dem tieferen Bewufstsein der modernen Welt anzupassen sei". Aus dieser Erklärung geht hervor, dafs Hegel in jenem Drama den bedenklichen Anachronismus nicht findet, der nach seinem Dafürhalten dann begangen wird, „wenn Anschauungen und Vorstellungen einer *späteren* Entwickelung des religiö-

Digitized by Google

sen und sittlichen Bewufstseins auf eine Zeit übertragen werden, deren ganze Weltanschauung solchen *neueren* Vorstellungen *widerspricht*". Für eine erschöpfende Untersuchung dieses Punctes fehlt uns hier der Raum; wir müssen uns daher begnügen, unsere Meinung dahin auszusprechen, dafs zur höchsten Vollkommenheit eines Drama's allerdings die völligste Uebereinstimmung des gegebenen Stoffs und seiner Behandlung gehört, — dafs der moderne Dichter deshalb die gröfste Wirkung hervorbringen wird, wenn er einen unserer Denkweise naheliegenden Stoff wählt, — dafs aber in der Göthischen Iphigenie einiger Widerspruch zwischen dem überlieferten Gegenstande und der Behandlung sich findet, und in diesem klassischen, von der wachesten Besonnenheit durchdrungenen Dichterwerk bedenklicher scheinen kann, als zum Beispiel in dem, gleich anderen Träumen, Alles durcheinander werfenden Shakespearischen Sommernachtstraum. Dennoch wird dieser, nicht für das unbefangene Gefühl des grofsen Publicums, sondern nur für Gelehrte vorhandene Widerspruch auch diese nicht um den Genufs jenes Goethischen Kunstwerks bringen dürfen. Der Gegensatz zwischen der antiken und der Goethischen Auffassung des Stoffs der Taurischen Iphigenie geht nicht bis zu solchem Aeufsersten, dafs der in dem Glauben an die Berechtigung seiner muttermörderischen That unerschütterlich feste heroische Charakter des antiken Orest bei Goethe in die bei neueren Dichtern vorkommende Inconsequenz eines von der Reue gequälten moralischen Bewufstseins verfiele. Goethe hat im Grunde — dies ist aber auch unendlich viel — nichts weiter gethan, als dafs er, wie früher bemerkt, das aufser den Personen des antiken Drama's vorgestellte Göttliche in dieselben hinein verlegt, die von den Orakeln abhängig gemachte Entschliefsung zum Handeln dem Genius der Helden anheim gegeben hat. Auf diesen Standpunct beginnt aber bereits in Socrates der Griechische Geist selber sich zu erheben, so dafs der starre Gegensatz zwischen diesem und dem das fragliche Goethische Schauspiel beseelenden Geiste verschwindet. Eine Spur dieser Verinnerlichung des Griechischen Geistes findet sich daher in der Taurischen Iphigenie des vom Socratischen Geiste erfüllten Euripides schon darin, dafs die Göttin Athene das Heil des Orest nicht ausschliefslich an die Entführung des Götterbildes, sondern auch an die Wiedervereinigung der Geschwister zu knüpfen scheint, obgleich freilich der Hauptaccent noch auf jene Entführung gelegt wird. — Weiter können wir diesen Gegenstand hier nicht verfolgen.

Boumann.

XII.

Grundzüge der Erziehungslehre. Von Dr. G. Baur, Docenten der Theologie in Gieſsen. Richer'sche Buchhandlung in Gieſsen 1844.

Schriften, wie die vorliegende, sind der Philosophie eine erfreuliche Erscheinung: sie geben Zeugnifs von einer geistigen Atmosphäre, die sich bereits auf dem Grunde der speculativen Weltanschauung gebildet hat, indem sie in einer solchen erzeugt die Resultate derselben immer weiteren Kreisen mittheilen. Es sind zunächst Schleiermachers Reden über die Religion und seine Monologen, die den Verf. angeregt und erweckt haben, und zu dieser *freien* Richtung des grofsen Theologen gesellten sich als weitere Bildungselemente die Vorlesungen der Philosophen Fichte und Hegel. So fafst Baur die Religion wesentlich als Leben, und erkennt im Christenthum nicht sowohl ein fertiges Dogma, als ein neues und das menschliche Bewufstsein zu seiner Wahrheit, dem göttlichen, führendes Lebensprincip, das sich in die Welt hineinbildet, um sie zu überwinden, das sie vollständig durchdringt und in Kunst und Wissenschaft auf eigenthümliche Weise sich zur Offenbarung bringt; er erkennt das Verwachsensein unsrer modernen Cultur mit dem classischen Alterthum, und wie demnach das letztre eine Grundlage des höhern Jugendunterrichts sein und bleiben mufs; er erkennt endlich in Uebereinstimmung mit der neuern Philosophie, dafs der Mensch als Individuum im Ganzen zu leben hat, dafs er nur durch die Gattung und in ihr wirklich, nur als Glied des Organismus der Menschheit seinen Zweck erreichen kann. Darum ist das Motto seines Buches: „Lasset uns rechtschaffen sein in der Liebe und wachsen in allen Stücken an den, der das Haupt ist, Christus, aus welchem der ganze Leib zusammengefüget und ein Glied am andern hanget durch alle Gelenke, dadurch eines dem andern Handreichung thut nach dem Werk eines jeglichen Gliedes in seinem Mafse, und machet, dafs der Leib wächset zu seiner selbst Besserung, und das Alles in der Liebe. (Ephes. 4, 15 u. 16.)" Darum bestimmt er den Begriff der *Erziehung* als das Bemühen Mündiger, d. h. solcher, in welchen die Aufgabe der Menschheit zum wirksamen Bewufstsein gekommen ist, Unmündige zum Bewufstsein dieser Aufgabe und zur selbstthätigen Verfolgung derselben heranzubilden. Die Einleitung gibt die historische Entwicklung der Erziehungslehre, und als deren Resultat den angeführten Begriff.

In einem ersten Abschnitt betrachtet Baur nun den Erzieher und Zögling, im zweiten die Grundaufgaben der Erziehung, im dritten die Erziehungsmittel. Dafs hierzu der ganze Unterricht

Digitized by Google

mitgehört, und nicht, wie der Verf. thut, als ein zweiter Theil (Didaktik) der Erziehungslehre im engern Sinne (Pädagogik) angehängt zu werden braucht, ist an sich einleuchtend, und Baur selbst führt zum Ueberfluſs ein Wort Ludwig Follen's an: „der Zweck alles Unterrichts ist Erziehung"; wie mochte er dabei derselben eine doppelte, unterscheidende Aufgabe zuweisen, das Individuum zur Selbstständigkeit auszubilden, und dann es mit den verschiednen Seiten des geistigen Lebens (durch den Unterricht) bekannt und dafür empfänglich zu machen, um als organisches Glied dem Ganzen dienen zu können? Ist denn das Erstere ohne das Letztere irgend möglich? Das Ganze setzt sich immer durch, und wer nicht mit Bewuſstsein in ihm lebt, nicht seinen Willen mit dem göttlichen übereinstimmig macht, der ist niemals selbstständig, aus dessen Thaten kommt stets ein andres Resultat, als er beabsichtigte. Baur hat auf kleinem Raum viel dargestellt, man wird in seiner Pädagogik so leicht keine einzelne Seite vermissen, er hat dabei von vornherein in der Anordnung gar oft das Richtige getroffen: dennoch fehlt eine höhere wissenschaftliche Form. Wie das Leben, muſs auch sein Abbild, die Erkenntniſs, ein *Organismus* sein; sie darf nicht äuſserlich zusammengesetzt und aus Bestandstücken zusammengeleimt werden, der Begriff muſs als Seele des Ganzen sich gliedern, wir müssen aus ihm als dem Principe die Theile erwachsen und untereinander verbunden sehn. Wir wollen kein abstractes Schema, wir wollen die Entwicklung der Sache selbst, aber als die ihrige, von innen heraus gestaltete. Baur aber zeigt uns mehr Tact, als Bewuſstsein hierin; doch die Wissenschaft verlangt das Letztere, und seine schöne Klarheit wäre durch ihr volleres reineres Licht nicht gestört, sondern erhöht worden.

Mit der Charakteristik des Erziehers kann man sich nur einverstanden erklären, sie ruht auf einer kerngesunden Lebensansicht, auf wohldurchdachter Erfahrung. Auch über den Zögling spricht der Verfasser als Praktiker. Vortrefflich bestimmt er sodann aus seinem Begriff der Erziehung die Grundaufgabe derselben als Entwicklung der Individualität nach ihren Rechten und Pflichten. Indem er dann weiter das Individuum als fühlendes, als denkendes und redendes, als wollendes und handelndes, als körperliches und als besitzendes Wesen betrachtet, füllt er im Ganzen wieder in den Fehler bloſs äuſsern Anordnens. Es ist nichts Bedeutendes übersehn, im Gegentheil viel Schönes und im Einzelnen gar manches Neue beigebracht; auch hier sind wie überall viele Stimmen von Heroen unsrer Nationalliteratur als Chor versammelt; besonders glücklich bestimmt der Verfasser die Cardinaltugenden jener fünf Seiten der Individualität: Liebe für das Gefühl, Wahrheit und Wahrhaftigkeit für Gedanke und Wort, Muth für Willen und That, Reinlichkeit für den Körper, treues Haushalten für den Besitz. Leider fehlt auch hier das geistige Band: wir fragen umsonst: Warum diese fünf, warum nicht mehrere oder wenigere, und wie hängen sie untereinander zusammen, wie sind sie gleich dem Individuum selbst Eins, Eine Tugend, die nur nach verschiednen Seiten hin sich bethätigt? Ich weiſs wohl, die wenigsten Schriften haben von solcher Forderung eine Ahnung, und dennoch ist sie eine nothwendige, sobald das Erkennen kein roher Empirismus und die wissenschaftliche Darstellung eine sachgemäſse, d. h. organische sein soll. Wer aber so tüchtigen, freien Geistes und harmonischen Gemüthes ist, wie Baur, der ist zu dieser höhern Leistung berufen.

Ich habe in meinen religionsphilosophischen Schriften die Eigenthümlichkeit der Individualitäten aus dem Wesen des Geistes zu entwickeln gesucht; der entscheidende Grund ist der Begriff des Unterschieds, ohne den keine Aeuſserung, keine Thätigkeit möglich wäre, und eine todte gleichgiltige Identität an die Stelle der Energie und Liebe treten würde. Dieser primäre Erweis fehlt bei Baur: was er als Erfahrungsgründe beibringt, ist immer nur ein Secundäres. Aber er hat in seinem Gefühl das Richtige, und polemisirt deshalb ganz gut gegen Benecke, welcher sagt: „Wie es eine durchaus unhaltbare Erdichtung ist, daſs der Marmor schon die Züge der Bildsäule irgendwie in sich tragen soll, so auch die Anwendung (dieses Gleichnisses) auf die Erziehung. Die menschliche Seele besitzt keinerlei ursprüngliche Anlagen von solcher Bestimmtheit und Ausbildung, und der Erzieher hat also keineswegs nur auseinander zu wickeln, oder das Schlummernde zu wecken; sondern was er einst in Zukunft finden will, muſs er erst in sich und dann in die Seele des Kindes mit Liebe und Sorgfalt, und nicht selten mit selbstverleugnender Anstrengung begründen". Da machen also aus der tabula rasa des Menschen die äuſsern Verhältnisse Alles! Wahrhaft lächerlich aber macht sich Benecke, wenn er gleich darauf verschiedene Grade von Reizempfänglichkeit und Kräftigkeit statuirt, als ob dies nicht eben der noch unentwickelte Unterschied der Seele selbst wäre! Baur bemerkt dagegen: „Wenn man zur Erläuterung der Ansicht von einer angebornen Eigenthümlichkeit das Gleichniſs vom Marmorblock brauchte, so war dies freilich sehr unpassend; denn hier kommt dem die Umrisse herausmeiselnden Bildhauer keine von innen treibende Kraft entgegen, wie dem Erzieher, der die individuelle Anlage seines Zöglings zu entwickeln sucht. Vielmehr ist gerade nach Benecke's Ansicht der Zögling ein todter, ursprünglich gestaltloser Marmorblock, an welchem erst die Welt, dann vorzüglich der Erzieher meiselt, an dessen Werden und Wachsen aber der Herr alles Lebens wenig Antheil hat. Wie dem Zögling ein göttlicher Keim, so fehlt dieser Erziehung ein göttliches Ziel".

Aber im Unterschiede dürfen wir die Einheit nicht vergessen: nicht bloſs daſs die Unterschiedenen zu einem System des Ganzen verbunden sind, als seine Glieder neben einander bestehn, sondern so, daſs auch die Einheit als beseelendes Leben in jedem gegenwärtig, in allen Seelen die Vernunft, die gleiche Unendlichkeit der geistigen Natur des Menschen ist. Und weil wir demnach das Endliche als die Selbstverwirklichung des Unendlichen zu fassen haben, und weil in dem Besondern das Allgemeine sich erhält, ist jede wahre Eigenthümlichkeit in ihr selbst unendlich und ein Gröſstes. Wahrhaft Er Selbst zu sein ist darum Aufgabe des Menschen. Der Mittelpunct des Alls ist überall; der Vater der Götter, sagt Jordan Bruno, hat wesentlich in jedem Punct des Weltalls seinen Sitz. Wie jede Monade ein Spiegel des Universums, so ist jeder Mensch als Mikrokosmus ein Höchstes auf seine Weise, so hat jeder eine Sphäre, in der er irgendwie etwas Besseres leisten kann, als die Andern, einen Augenblick wenigstens, in dem es ihm gestattet ist, Genie zu sein. *Jeder ist als der gröſste Held geboren*, und Baur braucht darum das Homerische Wort:

Immer der Erste zu sein und vorzustreben den Andern!

nicht nach einem angeblichen Gebot christlicher Demuth dahin zu verändern, „daſs Keiner hinter sich selbst zurückbleibe"; in Wahrheit sind beide Mahnungen eine und dieselbe, und Homer weiſs das selbst, daſs Jeder in seiner Art ein Unendliches, darum über den Gröſsenmaſsstab Erhabnes vollbringen kann, darum sagt nach jenem Wort des Peleus an Achilleus der alte Menötius zu seinem Sohne Patroklos:

Lieber Sohn, an Geburt ist zwar erhabner Achilleus,
Aelter dafür bist du; doch ihm ward gröſsere Stärke;
Aber du hilf ihm treulich in Rath und kluger Erinnrung,
Und sei Lenker dem Freund, er folgt dir gerne zum Guten.

Faſst Jeder sich als selbstbewuſstes Glied der Menschheit, hält er für sich ein Höchstes fest und anerkennt er ein Aehnliches in den Andern, so kommt er zur richtigen Schätzung des Lebens, die von Stolz und Niedrigkeit gleich fern, als Hochherzigkeit sich offenbart; wie sie die Krone der Tugend ist, hat Aristoteles in seiner Nikomachischen Ethik dargestellt, und zu ihr hat er als gröſster Erzieher seinen Zögling ausgebildet, den herrlichen Alexander.

Moriz Carriere.

Digitized by Google

№ 26.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

XIII.

Histoire critique du Rationalisme en Allemagne, depuis son origine jusqu'à nos jours, par Amand Saintes, pasteur de l'église reformée française à Hambourg. Paris et Leipzig, 1841. *XI. et* 452 S. *gr.* 8.

Wenn es überhaupt unmöglich ist, Geschichte ohne Einsicht in die Principien zu behandeln, ohne Bewufstsein um die wahrhaften Zwecke der Menschheit, und wenn wir in dieser Hinsicht in der Geschichtschreibung nur so viel Objectivität erblicken, als wir den Forscher von jenem Bewufstsein durchdrungen finden: so wird bei dem Unternehmen, die Geschichte des Rationalismus zu schreiben, die Gerechtigkeit der Forderung um so mehr einleuchten, dafs der Geschichtschreiber die Aufgabe der Theologie in ihrem ganzen Umfange, die Mittel ihr zu genügen, und wenn wir so sagen dürfen, die Zukunft dieser Wissenschaft klar erkannt haben müsse. Der Rationalismus beschäftigt noch die Gegenwart, sein Einflufs beherrscht selbst diejenigen Theologen, die sich vor ihm am sichersten zu bergen dachten, seine Anfänge gehn zurück in die ersten Grundlagen, welche sich unsre protestantische Kirche gab, ja noch tiefer hinab in den Schoofs der katholischen, selbst der ursprünglichen christlichen Kirche. Ein Problem, das diese der katholischen, diese der protestantischen Kirche übergab, rief endlich in der Mitte der letztern den Rationalismus in seiner ganzen Macht und Ausbreitung hervor, und auch er war nun bestrebt, mit der ganzen Energie seines eigenthümlichen Princips und seiner Einseitigkeit das Problem zu lösen, das die katholische Kirche durch die Auctorität der Tradition, der Kirchenversammlungen und des Papstes, der Protestantismus durch sein alleiniges Erkenntnifsprincip, die von Gott als dem Urheber ausgeflossene heilige Schrift, enthaltend die Fülle und alle Genüge der Offenbarung, zu lösen bestrebt gewesen war. Der Rationalismus hätte eine neue Kirche gründen können auf sein ihn sowohl von dem Katholicismus wie vom Protestantismus streng unterscheidendes Princip, wenn dieses der Darstellbarkeit fähig gewesen wäre, welche die Principien jener beiden Kirchen hatten; er sah sich daher genöthigt, an diejenige Kirche sich anzuknüpfen, welche ihn zunächst ins Dasein rief und gleichsam herausforderte, doch durfte er sich mit gutem Rechte auch auf die ursprüngliche Kirche berufen, in deren reichem, aber noch nicht zu voller Bestimmtheit aller unterschiedenen Gestalten gediehenem Leben, er neben den andern Principien auch sich und sein Princip vertreten sah.

Wer also hat das Recht, den Rationalismus zu richten? Obwohl es unleugbar ist, dafs er den tiefsten Bedürfnissen der Menschheit, den wesentlichen Zwecken derselben nicht volle Genüge thut, so ist doch auch gewifs, dafs er ein Recht hat, zu sein, denn er hat sich dieses Recht in unzähligen Siegen erkämpft, mit überraschender Consequenz diese Siege verfolgt, und sich bis auf diesen Tag den Principat in der Theologie gesichert. Wenn auch neben und in ihm selbst Keime zu etwas Neuem sich gebildet haben, das ihm früher oder später die Hegemonie entreifsen wird, so steht er doch noch immer in der ganzen Blüthe und Kraft seines Daseins. Richten kann ihn nicht derjenige, der aus dem Zwiespalt der Gegenwart, in der Angst vor der Einseitigkeit des herrschenden Systems in die Unentschiedenheit, in die Einfachheit der ursprünglichen Zeiten sich flüchtet, da den nunmehr entzweiten Principien gleiche Berechtigung gegeben ward, auch nicht der, der sich in die Anfänge des Protestantismus zurückversetzt, denn fast mit diesem zugleich entsprang der Rationalismus und untergrub dies System mit immer gröfserem Erfolg, auch nicht der, der nur aus Inconsequenz und aus Rücksichten sich den letz-

Digitized by Google

ten Forderungen des Rationalismus versagt trotz aller früheren Zugeständnisse, sondern nur derjenige, der das Problem der christlichen Theologie aufs Neue, und in befriedigenderer Weise löst, als alle bisherigen Systeme es vermochten, der die verschiedenen Principien der Einheit eines höheren Princips unterwirft.

Vor allen Dingen ist es nöthig darüber klar zu werden, wenn anders die Theologie auch ihren grofsen Antheil an der Erziehung des Menschengeschlechts haben soll, was in dieser Erziehung die Aufgabe, der Endzweck sein soll. Als der höchste Endzweck könnte nur das aufgestellt werden, was für den Menschen absoluten Werth, seinen Zweck in sich selber hat, was an und für sich gut ist. Denn würde man sich das zum Ziele des Strebens setzen, was stets nur Mittel zum Zweck sein kann, so würde man sich wohl eines grofsen Reichthums, eines weiten Umfangs rühmen können, die Erreichung des wesentlichen Zweckes aber in gröfsere Ferne hinausgeschoben haben. Dafs nun alle Bildung des Verstandes, aller Reichthum von Kenntnissen, aller Scharfsinn, alle Weisheit in den Wissenschaften nicht letzter und höchster Zweck für den Menschen sein können, dafs sie nur Mittel für einen höhern Endzweck sind: das haben die meisten und bedeutendsten Stimmen unsres Zeitalters zugestanden, obgleich dasselbe in seinem Thun, in dem, was es wirklich leistet, die entgegengesetzte Richtung zu befolgen, und jene Wahrheit unwahr machen zu wollen scheint. Die wahre Stellung kann nur die sein, dafs der Verstand der Vernunft untergeordnet, oder dafs als Selbstzweck der gute d. h. der freie, gediegene Wille, die selbstbewufste Freiheit anerkannt werde. Die Religion ist das Bewufstsein, welches der Mensch von der Freiheit hat, nur in der Religion ist der Mensch Selbstzweck. Sie ist die Wurzel, aus der alles wahrhaft Menschliche hervorgeht, die Kraft, in der es vollbracht wird, der Endzweck, in den es zurückgeht. Die Vernunft, die darum im Grunde Eins ist mit der Religion, ist die zweckbestimmende Macht im Menschen, der Verstand bemüht sich um die Mittel, jene Zwecke zu vollführen, denn er ist nur das Vermögen zu urtheilen, zu subsumiren. Wenn Luther von der Rechtfertigung in Christo sagt, dafs wenn nur dieses einzige Hauptstück der christlichen Lehre heil und unversehrt erhalten bliebe, dann die Kirche einstimmig und rein bleiben werde, ohne Spaltungen und Secten, weil dieses Eine und nichts aufser diesem die Kirche Christi begründe und erhalte, wenn er von diesem Artikel der Rechtfertigung sagt, dafs mit seinem Erliegen alles erliege, wenn er ihn für den höchsten Glaubensartikel erklärt, mit dessen Aufhebung oder Verstümmelung weder die Kirche bestehen, noch Gott seinen Ruhm erhalten könne, wenn diese kräftigen Worte des Reformators sein Schüler Chemnitz u. A. aus jener Zeit begeistert wiederholt haben, oder wenn Luther als das eigentliche Object der Theologie den in Sündenschuld verlornen Menschen und den rechtfertigenden und erlösenden Gott bezeichnet: so sehn wir hiemit vom Protestantismus mit aller Kraft und Energie auf den wesentlichen Endzweck des Menschen, auf den Beruf der Theologie in der Erreichung desselben, auf die wahre Stellung alles Andern zu diesem Selbstzweck hingewiesen, nur hat sich der Protestantismus diese schönste Seite, durch welche er das auch nie im Katholicismus ganz verschwundene Urbild des ächt Christlichen in reinstem Lichte emporhob, wieder verdunkelt — durch sein formales Princip, das er dem ersteren nicht unterzuordnen wufste. Dadurch war der Verstand zur Autonomie neben der Vernunft erhoben. Und dieses war die Ursache des Rationalismus.

Das zuletzt Gesagte müssen wir näher begründen. Wir können überhaupt ein Urtheil über eine kritische Geschichte des Rationalismus nicht abgeben, ohne vorher in der Kürze unsren Gesichtspunct über die Sache im Allgemeinen aufgestellt zu haben; je mehr die Theologie jetzt in Parteien zersprengt ist, um so weniger darf es uns einfallen behaupten zu wollen, wir hätten einen absoluten Mafsstab zur Beurtheilung fremder theologischer Ansichten gefunden; wir geben ohne Rückhalt unsre Ansicht vor der Beurtheilung des vorliegenden Werkes, damit jeder auch dieser nur so viel Werth beilege, als er jener seine Beistimmung zu geben Grund hat.

Die wahre Verfassung, die wahre Organisation finden wir in der Unterordnung des Verstandes unter die Vernunft; der Verstand hat kein berathendes, zweckbestimmendes Ansehn, er kann weder bestimmen, was die Wahrheit sei, noch welches die Grundsätze, die Zwecke des Handelns seien. Die Nebenordnung des Verstandes zur Seite der Vernunft, oder gar die Aufstellung des Verstandes zum Richter der

Digitized by Google

Vernunft kann nur die äufserste Desorganisation zur Folge haben, die sich alsbald in allen Gebieten des Lebens in ihren verkehrenden und zerrüttenden Folgen offenbaren wird. Der Protestantismus nun setzte an die Stelle der Autorität der Kirche in Glaubenssachen die seiner Vorstellung nach höchste Autorität des göttlichen Wortes, wie es unter Leitung des göttlichen Geistes in den heiligen Schriften niedergelegt worden. Gott hat gesprochen, sagte Luther, und meine nicht, dafs das vorübergehende Worte sind, wie wir sie wohl auszusprechen pflegen; nein, wisse, es ist ein ewiges Wort, das gesprochen ward seit Ewigkeit, und das immer so lange wird wiederholt werden, als es Geschöpfe giebt, um es zu vernehmen. Mit Recht urtheilt daher der Verf. der vorliegenden Schrift: „Die Einsicht der Reformatoren liefs sie erkennen, dafs wenn ihr Werk nicht ein Werk der Zerstörung, sondern ein Werk der Reinigung sein sollte, dafs sie dann keine anderen Principien aufstellen dürften, als solche, die sie für geeignet hielten, zu erhalten und nicht zu verderben; und das war der Grund, weshalb sie zu der Idee einer Offenbarung Gottes, einer übernatürlichen und unmittelbaren, die man in den heiligen Schriften niedergelegt findet, die Idee der Inspiration der Sachen hinzufügten, welche diese Schriften enthalten. Ja sie betrachteten dies Princip der Inspiration als das Bollwerk der neuen Kirche. Man sieht in der That nicht ein, wie der Protestantismus sich hätte behaupten können, wenn er diesen Glauben an die Inspiration der Bücher verschmähte, die ihm als Grundlage seines Glaubens und seiner Sittlichkeit dienen" (S. 20 f.). Ohne Zweifel haben die Reformatoren den Glauben, dafs die heilige Schrift die Offenbarung Gottes enthalte, zu dem ersten unzweifelhaften Grundsatz gemacht, der nicht weiter abgeleitet werden kann, aus dem vielmehr alles Weitere abgeleitet wird, wenn auch hie und da besonders bei Luther sich ein Ansatz dazu findet, das Urtheil, dafs eine Schrift göttlichen Ursprungs sei, von einem höhern Principe abzuleiten, wie wenn er sagt, dafs man den Christus zum Prüfstein nehmen müsse, um zu sehn, welche Schriften den Christus predigen und die Menschen ihm näher führen. Auch die Dogmatik, welche den protestantischen Glauben systematisirte (wir führen als ihren vollgültigen und ausgebildetsten Vertreter den Joh. Gerhard (geb. 1582, gest. 1637) an), verfolgte dieselbe Bahn. Joh. Gerhard in seinen locis theologicis, wo er von der causa efficiens der Theologie spricht, und diese als die Offenbarung, die in dem verkündeten Worte gegeben wird, bestimmt, unterscheidet als die causa principalis den offenbarenden Gott, als die causa instrumentalis das Wort als Mittel der göttlichen Offenbarung. Gott aber hat ein doppeltes Wort, ein inneres, ewiges und ein äufseres, mit dem er in der Zeit die Menschen, und zwar in verschiedner Weise anredet. Aber diese Unterschiede, sagt Gerhard weiter, machen keinen wesentlichen Unterschied in Ansehung des den Menschen mitgetheilten Wortes Gottes, sondern drücken nur verschiedne Arten der Mittheilung und Offenbarung aus. *Ein und dasselbe göttliche Wort* und Rathschlufs über unser Heil ist es, das geoffenbart und mitgetheilt ward den Propheten und Aposteln durch unmittelbare Erleuchtung und Eingebung, denen, die von den Propheten und Aposteln, so lange sie auf der Erde weilten, belehrt wurden, durch Predigt des lebendigen Wortes, uns heute durch Lesung und Erforschung der Schrift. Daraus schliefst nun Gerhard mit Gewifsheit, indem er zur Erörterung des Princips der Theologie übergeht, dafs das Princip der Theologie, das ihr angemessen und ihrem Wesen entsprechend ist, die göttliche Offenbarung sei, und da diese nur in den heiligen Schriften niedergelegt sei, so sei das geschriebne Wort Gottes als das einzige und eigenthümliche Princip der Theologie zu bezeichnen.

Aber wie überzeugen wir uns von der göttlichen Autorität der Schrift, woraus schöpfen wir die Gewifsheit über dieses Princip der Theologie? Wir glauben den kanonischen Schriften, sagt Gerhard, weil es kanonische Schriften sind, d. h. weil sie von Gott ausgegangen und unter unmittelbarer Eingebung des heiligen Geistes geschrieben sind, nicht aber darum glauben wir ihnen, weil die Kirche von ihnen Zeugnifs ablegt. Die kanonischen Bücher sind das Princip unsres Glaubens, aus welchem die Kirche selbst und all ihr Ansehn zu erweisen ist. Dem Principe wird geglaubt um seinetwillen, nicht um eines Andern willen. Das Princip kann etwa wohl a posteriori dargethan werden, durch ein Prius läfst es sich nicht beweisen, denn sonst wäre es kein Princip. Christus hat auch die Zeugnisse von Menschen verschmäht. Alles Ansehn der heiligen Schrift ist von Gott allein abhängig, denn Gott, der in der Schrift und durch sie zu uns

Digitized by Google

redet, ist die Wahrheit selbst, und darum ist schlechthin und um ihrer selbst willen der Schrift zu glauben. Zwar giebt Gerhard drei Klassen von Zeugen an, die uns des Ansehns der Schrift überweisen. Der erste und vorzüglichste Zeuge ist Gott selbst, oder was dasselbe ist, der heilige Geist, der in der Schrift redet und die Herzen der Menschen von der Wahrheit überweist. Die andre Klasse von Zeugnissen ist in innern Kriterien der Schrift enthalten, und diese lassen sich auf vier Quellen zurückführen, auf scriptorum manum, doctrinam, stylum et efficaciam.

Eine dritte Klasse von Zeugnissen endlich geben die äufsern Zeugnisse über das Ansehn der Schrift ab. Wird nun die Frage erhoben, woher uns das Ansehn der Schrift kund werde, so antwortet Gerhard: Diejenigen Menschen, die innerhalb der Kirche stehn, stellen die Autorität der Schrift gar nicht in Frage, denn sie ist Princip. Diejenigen aber, die aufserhalb der Kirche stehend, hartnäckig der Wahrheit widerstehn, werden durch keine Beweise bewogen werden können; mit denen, die geheilt werden können, haben wir es zu thun, und lassen diese (wie die Juden) einen Theil der Schrift gelten, so können sie aus diesem über die Wahrheit des andern überwiesen werden. Sollen aber diejenigen von der Autorität der Schrift überzeugt werden, welche die ganze Schrift abweisen, so hat man zu jenen drei obenerwähnten Klassen seine Zuflucht zu nehmen. Denn obwohl das Zeugnifs des h. Geistes das vorzüglichste und höchste ist, so kann doch in der Bekehrung solcher Menschen nicht der Anfang damit gemacht werden, d. h. man soll sie nicht warten lassen, bis der h. Geist unmittelbar in ihren Herzen über das Ansehn der Schrift Zeugnifs ablege, sondern sie sind zum Zeugnifs der Kirche hinzuführen, welche in dieser Hinsicht das Amt eines Lehrers für den heidnischen Schüler übernimmt. Wie also derjenige, der lernt, zuerst glauben mufs, bis er selbst über die Lehren ein Urtheil fällen darf, so mufs der Heide dem Zeugnifs der Kirche seine Beistimmung geben, denn das ist der erste Schritt zur Erforschung des Ansehns der Schrift, dann sind jene innern Kriterien, wie die des Alterthums, der Weissagungen, der Wunder u. s. f. hinzuzunehmen, denn das einzige Zeugnifs der Kirche reicht nicht aus, um den Heiden von der Autorität der Schriften zu überzeugen, da er bis dahin noch in Zweifel sein mufs, ob jene Kirche die wahre Kirche Gottes sei. Der Anfang also kann wohl gemacht werden von dem Zeugnifs der Kirche; hernach aber zeugt die Schrift selbst und der h. Geist durch die Schrift, am lautesten von sich.

Der einzige Beweis, der also für die Göttlichkeit und das Ansehn der Schrift geführt wird, den führt sie selbst, denn der heilige Geist redet nur in ihr zu uns, ohne sie hat er keine Wirksamkeit. Dasselbe nun ist auch die Antwort auf die Frage, wie denn die heiligen Schriften sollen ausgelegt werden, eine Frage, die mit der ersten genau zusammenhängt. In Beziehung darauf hatte nun schon Luther gesagt, dafs aus natürlichen Kräften kein Mensch auch nur ein Jota in der Schrift einsehn könne, sondern nur wer den Geist Gottes habe; der heilige Geist werde erfordert sowohl zur Erkenntnifs der ganzen h. Schrift, wie zur Erkenntnifs eines Theils derselben. Und demgemäfs sagte auch Gerhard, wie die h. Schriften mit Eingebung des h. Geistes geschrieben seien, so müssen sie auch nach seiner Eingebung ausgelegt werden, daher wir den h. Geist für den höchsten und authentischen Ausleger der Schriften erklären. Woher aber ist des heiligen Geistes Auslegung zu holen? Der h. Geist redet zu uns in den Schriften und durch die Schriften, also in jenen Worten der Schrift selbst giebt sich des h. Geistes Stimme und Denkart zu erkennen, und ist nicht von anderswoher hineinzutragen, sondern aus ihr zu schöpfen und zu vernehmen. Wir sagen also, dafs das Licht des heiligen Geistes erfordert werde zum heilsamen Verständnifs der göttlichen Aussprüche, aber wir fügen hinzu, dafs nur durch fleifsige Forschung in dem Worte der h. Geist in uns jenes Licht anzünden will; in der Schrift und durch die Schrift ist jenes Licht des h. Geistes zu suchen und zu erlangen. Denn das, was zum Heile einem jeden zu wissen nothwendig ist, das ist mit eigentlichen, klaren und deutlichen Worten in der Schrift niedergelegt; aus diesen deutlichen Stellen der Schrift besteht die Glaubensregel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 27.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Histoire critique du Rationalisme en Allemagne, depuis son origine jusqu'à nos jours, par Amand Saintes.

(Fortsetzung.)

Doch ist es nützlich, auch jene dunkleren Stellen der Schrift in's Klare zu bringen, und dazu bedürfen wir des Gebetes, der Kenntnifs der Sprachen, deren sich die amanuenses des h. Geistes bedient haben, der Beobachtung der Anordnung und der Umstände in einer jeden Schriftstelle, der sorgfältigen und fleifsigen Vergleichung von Stellen, fürnehmlich aber der sorgsamen Nachachtung der Glaubensregel, um nichts wider sie vorzubringen. Zuletzt stellt Gerhard, indem er die in vorangegangenen Capiteln aus der heiligen Schrift selbst deducirten Eigenschaften derselben zu Prämissen macht, folgenden Schlufs auf: Wir schliessen also: weil die Schrift 1) vollkommen ist, d. h. Alles enthält, was zum Glauben, zur Sittlichkeit, zur Gottesverehrung und zur Erlangung des Heils gehört, weil sie 2) deutlich ist, d. h. eigentlicher, klarer und deutlicher Worte im Vortrag der Glaubensartikel sich bedient, so dafs sie eines äufsern Lichtes nicht bedarf, da aus den klareren Stellen die andern ihr Licht erhalten, weil endlich 3) die Glaubensregel, die Vergleichung der Stellen, die Beobachtung des Vorhergehenden und Nachfolgenden, die Erforschung der Quellen u. s. f. nicht etwas aufser der Schrift ist: *so ist die rechtmäfsige Auslegung der Schrift diejenige, die aus ihr durch sie geschieht.*

Wir konnten nicht umhin, diese beiden dem Protestantismus so wichtigen Sätze: die Bibel ist selbst das einzige und vollgültige Zeugnifs für ihre Göttlichkeit, und die Bibel legt sich selbst aus, in dem nothwendigen Zusammenhang, den sie nach den von der Dogmatik geführten Beweisen mit dem Wesen des Protestantismus haben, aufzuzeigen: nur so leuchtet ein, dafs diese Sätze nicht zufällig, sondern nothwendig waren für dieses kirchliche System, seine ganze Haltung dem Katholicismus gegenüber hing davon ab; auch geht daraus, wie diese Sätze gemeint waren, und aus dem Sinne, den sie im Zusammenhang haben, hervor, dafs der Rationalismus dies Recht der freien Prüfung nicht so ohne Weiteres von den Reformatoren ableiten durfte. Aber etwas Andres ist es, ob dem Protestantismus nicht in jenen Sätzen unmittelbar das, was es wollte, sich verkehrte in das, was er nicht wollte. Die Bibel soll den christlichen Geist erzeugen, sie soll die Lehre der Kirche, den Inhalt des Glaubens, die Vorschriften für das Handeln, die Gebote für die Einrichtung des Lebens bestimmen, kurz sie soll die zweckbestimmende, die berathende Gewalt sein. Und dafs sie dies Ansehn habe, soll nicht weniger aus ihr erkannt werden. Nun aber ist es doch gewifs, dafs ich ein mathematisches, physikalisches, philosophisches Werk weder im Ganzen noch theilweise verstehn kann, ohne die erforderliche Bildung, im letzten Falle ohne einen philosophisch gebildeten Geist mitzubringen, dafs ich am wenigsten einen vollendeten Aufschlufs in jenen Werken finden kann, wenn ich die Probleme gar nicht kenne, um die es sich in jenen Wissenschaften handelt, wenn ich mir nicht einmal eine Vorstellung machen kann, wie man auf solche Fragen verfallen könne. So steht ja noch heute der grofse Haufe der Philosophie gegenüber, und kann nicht begreifen, wie man die Frage aufstellen könne, ob unsrem Denken objective Realität zukomme? Kann also wohl jemand ohne religiösen Geist, ohne tieferes Bedürfnifs, ohne Verlangen des Geistes die heilige Schrift verstehn, wird sie sich ihm von selbst erschliefsen? Wenn sie sich selbst auslegte, wenn sie mit innerer Gewalt sich der Seelen bemeistern könnte, so würden wir nicht in Zeiten, wo die Bibel weiter verbreitet ist als je, die

Digitized by Google

Klagen hören, dafs das Gefühl der Knechtschaft der Sünde, der Erlösungsbedürftigkeit aus den Gemüthern gewichen, die Freude an der Eitelkeit der Welt dafür eingezogen sei. Wenn die Bibel sich selbst auslegte, würden wir nicht Uebersetzungen von ihr haben, welche alle Höhen, alle Tiefen, die der religiöse Geist in ihr findet, in eine traurige kahle Ebne ausgeglichen haben. Die lutherische Uebersetzung zeigte den Charakter und die Individualität des Reformators in jedem Verse, aber ebenso haben wir Uebertragungen, die den Charakter der Mystik, und solche, die das Wesen des blofs Verständigen nicht verleugnen können. Und war denn auch jemals die h. Schrift darauf berechnet, den religiösen Geist zu erzeugen? An wen wandten sich die Propheten, als an das in Götzendienst und Sünde versunkene Volk, das doch des wahren Gottes und seiner Wohlthaten, seiner Verheifsungen sehr wohl hätte eingedenk sein sollen; für wen ertönten die Psalmen? Setzte nicht auch Christus in seinen Zuhörern religiösen Sinn und Empfänglichkeit voraus? Niemand, sagte er, kommt zu mir, es ziehe ihn denn der Vater. Und an wen schrieben die Apostel? An schon gegründete Gemeinden, die schon zu hoher Einsicht gereift waren, bei denen das Christenthum schon die schönsten Früchte getragen hatte. Die Schriften des alten und des neuen Bundes waren also nie darauf berechnet, den Glauben zu gründen, sie waren nur ein Mittel zu seiner Stärkung, Läuterung, Befestigung, daher sie an zufällige Veranlassungen sich knüpften, und ihnen so viele Beziehungen auf Oertliches und Zeitliches anhaften. Unter vielfach bedingten Formen und Verhältnissen geben sie doch demjenigen einen bleibenden, einen festen Ausdruck, das dem religiösen Geiste seine ewige und wahrhafte Befriedigung gewährt. Und nur weil er in diesem Ausdruck sich wiederfindet, versteht er den Buchstaben, und weifs, worauf es ankommt, erfafst den innern Zusammenhang der christlichen Wahrheiten, welchen die Bibel aus sich selbst nie gewähren könnte, und erklärt diese Schriften für inspirirte, für Schriften, durch welche Gott zu ihm redet, durch welche er seiner Offenbarung ein bleibendes Denkmal gegründet. Für den Zweck, den wir vorher erkannt haben, von dem unser ganzes Wesen durchdrungen ist, kann die Schrift nur die Mittel angeben, wie wir ihn am besten erreichen. Der Protestantismus aber in jenen Sätzen hat das Mittel zum Zweck gemacht; die Auslegung der Schrift soll uns die Glaubenswahrheiten, die Vorschriften für das Leben dictiren, das heifst, der Verstand wird zum Richter der Vernunft gemacht, das Verständnifs des Buchstabens soll dem religiösen und sittlichen Geiste seine Zwecke bestimmen. Wohl lag dies nicht in der Intention des Protestantismus, aber es lag in seinem Principe, und die Folge davon war der Rationalismus, der somit in der Wiege der Reformation gleich mitgeboren war. Baumgarten, in dem dritten Theile seiner evangelischen Glaubenslehre, wo er von dem richterlichen Ansehn der h. Schrift spricht, das er auf die beiden vorläufigen Eigenschaften derselben gründet, nämlich auf die Göttlichkeit oder den göttlichen Ursprung der Schrift, und auf die unverfälschte Aufbehaltung derselben, wie sie von Gott durch die dazu gebrauchten Werkzeuge angefertigt und uns mitgetheilt worden, und wo er dies richterliche Ansehn dahin bestimmt, dafs die h. Schrift der einzige hinlängliche Erkenntnifs- und Beurtheilungsgrund aller zum Zweck derselben, d. i. zur Vereinigung der Menschen mit Gott nöthigen Wahrheiten sei, und als Gegenstand, worauf sich das richterliche Ansehn der h. Schrift bezieht, alle solche theoretische und praktische Wahrheiten oder Erkenntnifs- und Uebungssätze, die zur Vereinigung der Menschen mit Gott, zum Genufs Gottes und zu seinem Dienste erfordert werden, angiebt, Baumgarten drückt sich folgendermafsen über den Gebrauch, der von diesem richterlichen Ansehn zu machen sei, aus: Ob etwas in der h. Schrift wirklich stehe oder versichert und behauptet werde, mufs durch rechtmäfsigen Gebrauch der Vernunft, bei Prüfung der richtigen Lesart des Textes sowohl als der richtigen Auslegung, untersucht und beurtheilt, auch regelmäfsig können dargethan und erwiesen werden. Wenn aber solche hermeneutische Richtigkeit des Verstandes der h. Schrift ausgemacht ist, so erfordert der Inhalt der h. Schrift keinen andern Beweis der Untrüglichkeit und nothwendigen Wahrheit.

Es war nach jenem Satze natürlich, dafs die Theologie ihre exegetische, philologische Richtung erhielt, eine Richtung, die namentlich für Deutschland eine ganz eigenthümliche Bildung und Anschauungsweise zu Wege brachte; aber wenn auch gleich Ernesti von der Philologie in Ansehung der h. Schrift zuerst einen Gebrauch machte, der der Rechtgläubig-

Digitized by Google

keit einst konnte gefährlich werden, so war doch sein Verfahren in dem Princip des Protestantismus und in der Theologie der orthodoxesten Lehrer seiner Kirche angebahnt und begründet; denn zeugt die Bibel allein für ihre Göttlichkeit, legt sie sich selbst aus, so finden auf sie keine andern als die philologischen Grundsätze für alle Denkmäler des Alterthums ihre Anwendung. Nun läfst sich aber auf diesem Gebiete nie etwas Andres als höchste Wahrscheinlichkeit, aber keine Allgemeinheit und Nothwendigkeit erreichen; daher der Grund aller jener Spaltungen, die sich alle auf ihre Auslegung der Schrift berufen, daher die bittre Zwietracht, die sich über der Erklärung des starren Buchstabens erhob, und welche von den Reformatoren selbst ihrem Princip gemäfs genährt werden mufste. Und doch sprach sich indirect in diesen Streitigkeiten das Bewufstsein aus, dafs man von einem vor der Auslegung der Bibel ins Herz gefafsten Zwecke geleitet sei. Auch Spinoza, der Urheber der sogenannten höhern Kritik, der Erfinder vieler Grundsätze des Rationalismus, sagte in seinem tractatus theologico-politicus, dafs das Verständnifs fast aller Sachen, die in der Schrift enthalten sind, aus der Schrift allein geschöpft werden müsse; wie das Verständnifs der Natur aus der Natur selbst. Aber soll natura hier bedeuten, was sie dem Spinoza sonst bedeutet, das Universum, das All, die Substanz mit ihren unendlichen Attributen, so enthält der Satz jenen berühmten Cirkelschlufs der Naturphilosophie, auf den wir anderswo aufmerksam gemacht haben, oder ist die natura hier in dem uns gebräuchlichen Sinne gefafst, so ist gewifs, dafs die Natur sich nicht aus sich selbst erklären kann, sondern aus höhern Gesetzen erklärt werden mufs, denn sie kann selbst nie und nimmer Princip sein.

Gerade das, was die Reformatoren von aller Berechtigung in der Beurtheilung göttlicher Dinge ausschliefsen wollen, der Verstand, ward durch ihr Princip zum Richter über die Vernunft eingesetzt. Durch diese seine Stellung sah sich der Verstand aufgefordert, sein eignes, freies Gebiet zu durchmessen, und seine Gesetze im Theoretischen wie im Praktischen als die in ursprünglicher Weise nothwendigen, und die Wahrheiten der Offenbarung als die erst in abgeleiteter Weise nothwendigen aufzustellen. So kam es zu der eigenthümlichen Scheidung von natürlicher und geoffenbarter Religion, ein Unterschied, der zwar auch schon bei Kirchenvätern und Scholastikern, selbst bei den altprotestantischen Dogmatikern vorkommt, der aber erst nach dem von der Reformation ausgesprochenen und consequent durchgeführten Principe jene so vielfachen Stellungen der natürlichen und geoffenbarten Religion zu einander hervorbrachte. Bald gab sich nun die natürliche Religion die Stellung, dafs sie zu der geoffenbarten anleiten und vorbereiten, ihre Aufnahme erleichtern, ihre nöthigen Vorbedingungen und Vorkenntnisse entwickeln wollte (z. B. bei Wolf und seinen Schülern, unter andern bei dem höchst logisch gebildeten Baumgarten, bei H. S. Reimarus [Abhandlungen von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion, vgl. besonders den „Vorbericht"] und bei Andern); bald glaubte sich die natürliche Religion am deutlichsten in der christlichen Offenbarung wiedergefunden, nach Abzug alles Localen und Zeitlichen (z. B. bei mehren englischen Deisten und vielen deutschen Rationalisten), bald schritt sie auch zu offenem Gegensatze gegen die geoffenbarten Lehren fort, die sie nicht mit sich in Einklang setzen konnte.

Das Verhältnifs der natürlichen Religion zur positiven ist nun eine schwierige Frage geworden, an deren Lösung unsre Zeit noch arbeitet, und mit deren Lösung das ganze Problem seiner Beantwortung näher geführt ward, das in den einzelnen nach einander auftretenden Kirchengemeinschaften die Grundfrage gebildet hat. Um jenes Verhältnifs zu erläutern, weisen wir auf einige analoge Verhältnisse in andern Gebieten hin. In der Philosophie unterscheiden wir Logik und Metaphysik, wovon jene die Natur und die Gesetze des Verstandes entwickelt, aber die Frage nach den Principien ist ihr ganz fremd, die Principien der Logik selbst vielmehr werden erst in der Metaphysik behandelt. Zwar kann jener Natur, jener Gesetze des Verstandes kein vernünftiges Denken entrathen, und auch die Metaphysik hat keine andre Methode, Begriffe, Urtheile, Schlüsse, Beweise u. s. f. zu bilden, aber weder die letzten Gründe ihres Verfahrens, noch ob unsrem Erkennen objective Realität zukomme, kann die Logik sagen. Denn die Untersuchung der Principien bleibt ihr fern. Ferner, werfen wir einen Blick auf die freien Handlungen vernünftiger Wesen, so ist es gewifs, dafs der Mensch von empirischen Verhältnissen unabhängig, frei sich entschliefsen, Pläne

Digitized by Google

entwerfen kann. Sie dürfen und können der *logischen Gesetzmäfsigkeit* nicht widersprechen, sie müssen denkbar, vorstellbar sein, und diese Uebereinstimmung mit der logischen oder natürlichen Gesetzmäfsigkeit ist in allen Handlungen das Gleiche, wie alle Körper nach demselben Gesetze fallen. Aber die Differenz in den Handlungen tritt ein durch die Principien, nach denen Einer handelt, und eben in dem Handeln nach Principien, nach der Gesinnung besteht die Freiheit. Noch auf andern Gebieten begegnet uns Analoges. Der Staat kann nicht positiv vorschreiben, was als die Wahrheit anzuerkennen sei, er kann nicht positiv den guten Willen, die Gesinnung in seinen Bürgern erzeugen, er kann nur die Bedingungen dazu geben, er kann nur durch negative Gebote oder solche Verordnungen wenigstens, die sich negativ ausdrücken lassen, das Gebiet der allgemeinen Gesetzmäfsigkeit bezeichnen; und eben so kann er für die irdische Wohlfahrt seiner Unterthanen nur die Bedingungen verschaffen u. s. f. Hiemit wollten wir also das Verhältnifs erläutern zwischen der natürlichen Religion und der positiven. Jene enthält nur die Bedingungen, die logische Gesetzmäfsigkeit, welcher keine Religion sich entziehn kann; aber ihre Begründung, die Zurückführung auf ihre wahren Principien erhält sie erst in der positiven Religion; sie für sich kann nichts behaupten, kann keine Gewifsheit, keine Versöhnung, keine sichre Hoffnung geben, noch kann sie positiv dem Menschen seine wahrhaften Zwecke bestimmen, ihm ausdauernde Kraft verleihn, und sein ewiges Heil schaffen.

Zugleich aber hat der Rationalismus, indem er ein von der heiligen Schrift selbst unabhängiges Gebiet absteckte und auszufüllen strebte, um die dort entdeckten Wahrheiten in der Schrift wiederzufinden, oder durch jene diese zu verstehn, einer über ihn selbst hinausgehenden Lösung des Problems vorgearbeitet, nur aber können die Wahrheiten der natürlichen Religion, da sie nur ein Negatives aussagen, nimmer die positive Bedeutung erhalten, die ihnen in wachsender Zuversicht der Rationalismus zugetraut hat.

Dieses also sind in Kürze angedeutet, die Gesichtspuncte, die sich mir in der Beobachtung des Rationalismus am meisten bewährt haben, wodurch ich mir theils diese merkwürdige Erscheinung zu erklären suchte, theils einen Zielpunct aufzustellen dachte, wohin diese geistige Bewegung ihre Richtung nehmen könne. Bei dem Verf. der vorliegenden Schrift habe ich manches Verwandte gefunden, obwohl ich in der Bestimmung des Zieles, das der Verf. dieser geistigen Bewegung vorschreibt, mich nicht ganz mit ihm einigen kann: das Ziel liegt bei ihm in einer gläubigeren Zuversicht, mit welcher der Mensch der Offenbarung und dem den heiligen Schriftstellern eingegebnen Worte Gottes sich zuwende, in einer Hingabe nicht blofs der Erkenntnifs, noch auch blofs des Gefühls, sondern des ganzen Menschen in den Dienst des Glaubens, in einer festeren Begründung eines kirchlichen Gemeinwesens und eines (wenngleich geläuterten) Glaubenssymbols. Dieses Ziel ist aber mehr mit der Wärme eines beredten oft schwärmerisch-begeisterten Gefühls geahnt, als mit Klarheit ins Auge gefafst. Der Verf. trägt in die Zukunft als ein Ersehntes, was er in den beengten, zweifelhaften Zuständen der Gegenwart, was er in der ersten Anlage des reformatorischen Werkes vermifst; es läfst sich nicht sagen, dafs es dem Bilde seines mit Verlangen erstrebten Zustandes des religiösen Geistes an Vollständigkeit der Seiten gebricht, wohl aber fehlt es ihm an durchgebildeter Einheit, an einem Principe, das jene allseitige Durchbildung möglich machte, und das eigentliche Geheimnifs, das Wie? erklären könnte. Wie sollten denn, wenn wir in der bisherigen Reihe fortschreiten, die Herzen der Söhne zu dem Glauben der Väter an die Inspiration umgewandt werden, wie sollte man sich über einem Glaubenssymbol vereinigen? Würde mit dem früheren Zustand nicht derselbe Antrieb wiedergegeben sein, die Reihe in bisheriger Weise wieder zu beginnen, und zu ihrem Extrem fortzugehn? Die Vorstellung über eine allseitige Durchdringung der Geisteskräfte durch die Religion, obgleich so häufig in neuerer Zeit geäufsert, und aller Anerkennung werth, ist doch etwas ganz Unbestimmtes und Unklares, so lange eben nicht das Wie? erklärt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 28.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Histoire critique du Rationalisme en Allemagne, depuis son origine jusqu'à nos jours, par Amand Saintes.

(Fortsetzung.)

Das Werk des Verf.'s zerfällt in zwei Bücher. Das erste Buch behandelt den Zustand der Kirche und der theologischen Wissenschaften vor dem Rationalismus (S. 1—103), das zweite den Ursprung und Fortschritt des Rationalismus (105—452). Das erste Buch hat, näher betrachtet, den Zweck, die „entfernten Ursachen" des Rationalismus aufzusuchen. Als erste entfernte Ursache des Rationalismus führt der Verf. an (S. 6) die Unzulänglichkeit der Principien der Reformatoren, um sich auf lange Zeit an Stelle der alten Kirche setzen zu können. Hätten sich freilich, sagt der Verf., Luther und seine Schüler einfallen lassen, ihre eigne Vernunft mit den bestehenden Lehren in Gegensatz zu bringen, so hätte das Volk, das man nur zu oft als obersten Richter in der Polemik aufgerufen hatte, sie als Freigeister behandelt und hätte sie zu gleichem Loose verdammt, wie damals die Gottlosen und Häretiker; aber in der Ueberzeugung, dafs die Reformatoren nur das Licht unter dem Scheffel hervorziehen wollten, machte es keine Schwierigkeit, sich unter das Panier der höchsten Autorität zu stellen. Zwar waren die Reformatoren genöthigt, etwas zur Bibel hinzuzufügen, nämlich die Glaubensbekenntnisse, aber diese hatten nur den Zweck, denen gegenüber, die sie des Unglaubens beschuldigten, Rechenschaft von ihrem Glauben abzulegen; in ihren Augen waren die Glaubensbekenntnisse nichts als die biblische Lehre, nach ihren Hauptmaterien geordnet; sie waren um so zu sagen nichts, als ein Programm, das die Analysis des ursprünglichen Christenthums enthielt. Der Verf. wiederholt in der Anmerkung: das ist, ich sage es noch einmal, die schwache Seite der Reformation, dafs sie keine Auctorität aufzustellen wufste, von der man nicht konnte appelliren. Man sieht gleich an dieser Aeufserung, wie der Verf. am liebsten den Rationalismus gleich im Keime erstickt gesehn hätte; mit um so gröfserem Widerwillen und Bewufstsein eigner Ohnmacht sieht er ihn nachher sich entfalten und ausbreiten. Aber jedenfalls hätte durch ein entscheidendes Glaubenssymbol, womit der Protestantismus die Auslegung der Schrift gleich anfangs als eine für die Kirche und jeden Einzelnen vollendete hingestellt hätte, die neue Kirche sich der katholischen ganz gleich gemacht und wäre unrettbar wieder von dieser verschlungen worden. Jedenfalls hätten durch diese Maafsregel die Reformatoren Deutschlands ihrem Gebäude keinen auf die Dauer berechneten Unterbau gegeben, und die Schwierigkeit gehoben, welche der Verfasser (S. 10) mit scharfem Auge an ihrem Unternehmen entdeckt hat. Er sagt, es läge allerdings etwas höchst Edles und Erhabnes in dem Entschlufs, nur Gottes Wort als die alleinige und einzige Richtschnur des Glaubens und Lebens anerkennen zu wollen; aber käme man von diesem ersten Eindruck zurück, so bemerke man, dafs das Gebäude, welches die Reformatoren auf einer scheinbar unverwüstlichen Basis aufgeführt hätten, welche alle Angriffe des menschlichen Geistes zu schanden mache, doch nur ein in die Luft gestelltes Gebäude sei; denn aufser der Frage, ob diese Bibel, die das höchste richterliche Ansehn haben soll, in Wahrheit das Wort Gottes sei, müsse man dem drängenden Frager auch darthun, dafs diese Uebersetzung, die du Luther, davon machst in gemeiner Sprache, dafs diese wirklich dies göttliche Wort wiedergiebt, und hier habe Luther mit einem sic volo, sic jubeo geantwortet.

Der Verf. widmet eine genaue Auseinandersetzung dem Beweise, dafs die Rationalisten sich mit Unrecht

Digitized by Google

auf die beiden deutschen Reformatoren berufen, mit ihrer Freiheit des Denkens, einer Eroberung des 15ten Jahrh., welche indefs „da sie nur die gute Seite des Rationalismus, nicht der Rationalismus selbst ist, ohne Zweifel zum Ruhme besser begründeter religiöser Principien ausschlagen wird, als die Luthers waren, und welche unser Jahrhundert vielleicht berufen ist, einzusetzen" (S. 24, es ist dies eine von jenen in der Begeisterung concipirten unbestimmten Vorstellungen, die alles irgendwie Berechtigte zur Vollständigkeit des ersehnten Bildes zusammenzufassen suchen, wovon wir oben sprachen). Wohl aber ist der Verf. der Meinung, dafs die von den Reformatoren aufgestellten Principien, nämlich die Aufstellung der Autorität der heiligen Schriften und der symbolischen Bücher an Stelle der Autorität des Tribunals der Kirche, gegründet sowohl auf die Bibel als auf die Tradition, eine entfernte aber unabweisbare Ursache der Erscheinung des Rationalismus waren. Unsre früher entwickelte Ansicht unterscheidet sich also von der des Verf.'s so, dafs wir in dem Princip der Reformation selbst positiv den eigentlichen Grund zum Rationalismus entdecken, der Verf. sieht einen nur entfernten Anlafs in der Abwesenheit von etwas, was seiner Denkart nach dem Reformationswerk nothwendig gewesen wäre. Jedoch hat er nicht bestimmt angegeben, in welcher Weise die Reformatoren dieses Fehlende hätten ergänzen, und ihrem Werke Schutz gewähren können. Als das Bollwerk der neuen Kirche und als unterscheidendes Merkmal der religiösen Denkart der Reformatoren von der des Rationalismus bezeichnet der Verf. das Princip der Inspiration, das sie der Idee einer übernatürlichen und unmittelbaren Offenbarung Gottes, welche in den Schriften niedergelegt sei, hinzufügten. Er sagt (S. 21): „Man sieht in der That nicht ein, wie der Protestantismus sich hätte behaupten können, wenn er diesen Glauben an die Inspiration der Bücher verschmäht hätte, die seinem Glauben und Leben zur Grundlage dienen. Nehmet diesen Glauben seinen Kirchen, und ihr beraubt den Protestantismus seines religiösen Charakters, ihr macht daraus ein System der Schule, welches mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit in der Ausführung seiner Lehren haben wird, aber ihr werdet niemals eine Religion im eigentlichen Sinne dieses Wortes daraus machen, weil ihr derselben ihre erhabne Sanction nehmt; oder vielmehr, ihr liefert sie ohne Vertheidigung, gebunden an Händen und Füfsen, dem ersten Logiker aus, der sie in Katholicismus oder in Pantheismus verkehren wird. Es giebt nichts Mittleres zwischen den beiden Lehren, als der Glaube an das Wort Gottes, aufgenommen in einem einfachen und gläubigen Herzen". Sehr wahr! Indefs hat sich auch der Glaube an die Inspiration, der, wie die Dogmengeschichte zeigt, unendlich mannigfaltiger Fassungen fähig ist, wenn es auf seine wissenschaftliche Bestimmung ankommt, und in dessen Ausdehnung oder Beschränkung, in dessen qualitativer Vorstellung, in dessen Erklärung u. s. f. vielleicht nicht zwei unter allen theologischen Schriftstellern seit den ersten christlichen Zeiten übereinkommen, dieser Glaube hat sich niemals aus den Gemeinden, noch aus den dogmatischen Werken verloren, ja er spielt in veränderter Form bei demjenigen Schriftsteller, in welchem der Verf. den Rationalismus auf die äufserste Spitze getrieben findet, bei David Strauss eine gar wesentliche Rolle, denn was nach ihm die Schriftsteller des N. T. antrieb, was den Gang ihrer Vorstellungen, was selbst die Form, in der sie die religiösen Ideen niederlegten, bestimmte, war der mit innerer, natürlicher Nothwendigkeit zu diesen Anschauungen entwickelte Geist der Menschheit, der für Strauss mit dem zu immer höheren Stufen seines Selbstbewufstseins sich entfaltenden göttlichen Geiste Eins ist. Vom Rationalismus überhaupt ist der Glaube an Inspiration nicht zu trennen, und er kommt auch in diesem System in den verschiedensten Formen vor, denn auch er hält die Bibel für das Wort Gottes und will die Bibel aus sich selbst erklären, und sucht das, was er für Wahrheit hält, auch wenn sie genau besehn, auf dem Boden der natürlichen Religion erwachsen ist, aus dem Buch der Bücher zu bestätigen. Der dogmatische Ausdruck, den der Glaube an Inspiration erlangt, ist freilich immer von den verschiedenen dogmatischen Systemen abhängig; dies ist aber ein Beweis dafür, dafs der Glaube an die Inspiration nicht das Erste, nicht die unumstöfsliche Voraussetzung, wie bei den alten protestantischen Dogmatikern, sondern ein Abhängiges, Abgeleitetes ist. Aber nothwendig vorkommen mufs er in einer Religion, die, um mich mit Mohammed auszudrücken, ein geschriebenes Gesetz hat. Nach diesem können

Digitized by Google

wir nicht ganz mit dem Verf. übereinstimmen, wenn er die Frage nach der Inspiration für die *pierre de touche du rationalisme* erklärt (S. 37); er selbst hat in der Erörterung des Wittenberger Professors und Superintendenten Calow, eines der rechtgläubigsten Lehrer, und unversöhnlichen Feindes des Synkretismus und Aller, die von der Augsburger Confession abwichen, in den Erörterungen dieses Theologen über Offenbarung und Inspiration Sätze entdeckt, welche dem Rationalismus trefflich vorarbeiteten, und in der That die Wolfische Schule in der Theologie hat keine anderen Sätze vorgetragen über die Offenbarung und Inspiration als Calow, und doch war nach unsrer Ansicht mit jener Schule der Rationalismus entschieden da. An jener Lehre von der Offenbarung und Inspiration läfst sich also kein ganz sichres Criterium in der Unterscheidung theologischer Systeme gewinnen, es kann nur ein Criterium von secundärer Bedeutung sein. Und wenn sich der Supranaturalismus, dessen sich der Verf. rühmt, und den er freilich im Gegensatze gegen die geschichtlichen Erscheinungsformen des Rationalismus so consequent und streng als möglich zu halten, leichte Arbeit hat; — er stellt sich auch über die strengsten Offenbarungsgläubigen unsrer Zeit hinaus, und findet in ihnen allen ein rationalistisches Element, aber er stelle nur selbst ein dogmatisches Lehrgebäude auf, um jene seine hohe Stellung zu bewähren! — wenn also des Verf.'s Supranaturalismus keine festere Basis hat, als dafs er „die alte Vorstellung von der Offenbarung und Inspiration als wesentliche Elemente festhält", was er den alten protestantischen Dogmatikern als Ruhm nachsagt (S. 26), so kann er sich wenig Einflufs auf die Jetztzeit versprechen, und kann seine Kritik des Rationalismus, was sie denn wirklich ist, am wenigsten eine durchgreifende, sondern nur eine negative, ablehnende sein. Gerade weil man dem, was er für das Erste, unverbrüchlich Feste will gehalten wissen, diese Bedeutung gab, war dem Rationalismus der Anstofs gegeben.

Indem der Verf. zu einem Ueberblick über den Zustand der Theologie in Deutschland seit dem Tode der Reformatoren bis zur Verbreitung des Spener'schen Pietismus fortging, konnte er den alten protestantischen Dogmatikern wohl das, was wir eben bemerkten, zum Ruhme nachsagen, aber er tadelt sie, dafs sie alle ihre Kräfte und Einsichten auf subtile Untersuchungen über das Verhältnifs der Gnade und des freien Willens, über das Wesen der Erwählung und Prädestination u. a. Fragen verschwendet hätten. Aber in diesen Fragen hat sich in ihrer Art und ihrem Erkenntnifsprincip gemäfs bisher jede christliche Dogmatik versucht und wird sich auch ferner versuchen, denn es strebt darin die Grundfrage der Dogmatik nach Lösung, weil das Wesen der Religion selbst in der Freiheit gegründet ist. Dafs unter diesen dogmatischen Forschungen jenen Theologen die Salbung, ihren Predigten die Richtung auf das religiöse und moralische Leben grofsentheils wenigstens fehlte, das lag eben an der Schranke, welche der inspirirte Buchstabe, mit höchstem richterlichen Ansehn umgeben, setzte, und der Verf. hat Recht, wenn er sagt: ihr strikter Supernaturalismus war nichts andres als Antipapismus und Anticalvinismus, und wenn sie nur in der Schrift ein Wort fanden, das sie einem Katholiken oder Reformirten an den Kopf werfen konnten, in der Absicht, denselben ihnen zu zerschmettern zum höchsten Ruhme des lutherischen Gottes, waren sie unbekümmert, ob ihre Methode sich vertrug oder nicht mit einer erleuchteten Vernunft. Daher nun die strenge Behauptung der Inspiration von jedem Wort, jeder Redensart, von jedem Jota, selbst von der Punctation. Und dieses war ganz consequent, wenn einmal der Buchstabe richterliches Ansehn erhalten hatte. Eben so richtig war es, den Gebrauch der Vernunft vollständig zu untersagen, sie ein Werk des Satans zu nennen, während doch die Streitigkeiten nur mit den erbitterten Waffen des Verstandes geführt wurden. Der Verstand war in dieser Periode schon vollständig Herr über die Vernunft geworden. Gerade in dieser Richtung ist diese Periode nicht ohne Verdienst, indem sie theils auf das scharfsinnigste die feinsten confessionellen Unterschiede entdeckte (besonders Gerhard und Chemnitz), theils die dogmatischen Materien auf das vollständigste behandelte, theils eine verständige Methode zur Bearbeitung der Dogmatik aufstellte, und in schnellen Progressen vervollkommnete. In der Methode, in der klaren Beweisführung kann auch unser Zeitalter von jenen Theologen lernen.

Wir haben also gesehn, wie der Verf. die erste entfernte Ursache des Rationalismus in der Grundlage des Protestantismus fand; eine zweite findet er (von S. 44 an) in der Verbreitung des Pietismus. Spener

Digitized by Google

betrachtete, wie der Protestantismus und wie alle jene Systeme, die sich an diesen anschlossen, das göttliche Wort als die Quelle der Wahrheit, er suchte und fand in ihm die Lösung aller moralischen und religiösen Fragen, aber in seiner Behauptung, dafs göttliche Dinge nicht könnten behandelt werden als von Menschen, die vom Geiste Gottes erleuchtet und ergriffen seien, dafs der wahre Theolog ein Wiedergeborner sein müsse, ohne welches die Theologie nicht mehr eine göttliche, sondern rein menschliche Weisheit sei, ging er zu einem über dem geschriebenen Worte hinausliegenden Principe fort, welches ihm die symbolischen Bücher durchaus entbehrlich machte, welches ihm ein Kriterium zwischen wesentlichen und unwesentlichen Bestandstücken der Lehre gab. Daher denn diese Richtung und ein mit ihr verwandtes praktisches Bestreben sich durch die ganze Entwicklung der neuern Theologie hinzog, als eine Ergänzung der Leistungen des Rationalismus auf theoretischem Gebiete. Aber gerade jenes beides, die Unterscheidung zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem in Sachen der Lehre, und die keineswegs geheimgehaltne Abweichung der symbolischen Bücher nennt der Verf. die schwache Seite des Pietismus, da sich doch gerade hierin seine Stärke zu erkennen gab, und die Schwäche der orthodoxen Dogmatiker, die ihre symbolischen Bücher nicht zu halten wufsten. Warum doch wufste sich der Pietismus damals zu rechtfertigen und auszubreiten, wenn, wie der Verf. bemerkt, „eine Kirche nie bestehn kann ohne ein Panier, um welches sich ihre Glieder sammeln und sich erkennen können. Die Bibel allein ist kein Panier, man müfste denn der Meinung sein, dafs die tausende von Farben, mit denen man sie buntscheckig bemalt, sehr gut dazu geeignet sind, um sich gegenseitig zu erkennen. Im Grunde sind die Glaubensbekenntnisse von wesentlicher Bedeutung für jede religiöse Gemeinschaft; es handelt sich nur darum, sie zu reinigen und sie den ewigen Rechten der Vernunft und des Glaubens conform zu machen. Aber die schwache Seite Speners und seiner Freunde war die dem Protestantismus anhängende Freiheit, in Kraft deren sie, als intelligente und moralische Wesen, zeigen zu können behaupteten, die symbolischen Bücher seien nicht nöthig" u. s. f. (S. 50). Allein warum begrüfst in diesem Falle der Verf. das Auftreten Speners mit solcher Freude, eines Mannes, der tiefbetrübt über den Zustand der christlichen Kirche in seinem Vaterlande, sich entschlofs, sein ganzes Leben der Verbesserung desselben zu weihen (S. 44), wenn doch der bessre Zustand in einer Periode zu suchen ist, wo das Ansehn der symbolischen Bücher noch unerschüttert war, und aller Scharfsinn aufgeboten ward, um jedes Wort auch dieser „mittelbar" inspirirten Schriften zu halten. Die Reinigung symbolischer Bücher, um sie dem ewigen Rechte des Glaubens und der Vernunft conform zu machen, ist ein Unternehmen, das sich auf die Redensart beschränkt, das wenigstens ohne allgemeine Concilien, ohne Patriarchen und einen Papst nicht möglich ist. Und selbst dann würde die Vernunft sich immer beklagen, zu kurz gekommen zu sein, und nach einigen Jahren das Werk des Fleifses und der Ueberredung umstürzen.

Der Verf. berichtet nun weiter, wie die beiden in heftigem Streit entbrannten Parteien der orthodoxen lutherischen Theologen und der Pietisten sich gegen einen furchtbaren Gegner des lutherischen Gebäudes einmüthig und versöhnt erhoben hätten, gegen die Wolfische Philosophie, deren Erscheinung auf die alten, der Gewohnheit folgenden Häupter der Theologie den Eindruck eines Medusenhauptes gemacht habe, und welche dazu bestimmt gewesen sei, das Maafs aller der Fehler voll zu machen, welche den letzten Stofs dem Lutherthum gaben, indem sie die unmittelbare Erscheinung seines Siegers, des Rationalismus hervorriefen. Der Verf. bemerkt, wie die damals gemachten Versuche verdienstvoller Theologen (Pfaff, Bengel, Mosheim, Carpzow, Walch, Crusius u. A.), die Vereinigung wissenschaftlicher Bemühungen und frommen Lebens in den lutherischen Kirchen zu erzielen, nicht den Erfolg gehabt hätten, den drohenden Gegner in seinen Eroberungen aufzuhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 29.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Histoire critique du Rationalisme en Allemagne, depuis son origine jusqu'à nos jours, par Amand Saintes.

(Fortsetzung.)

Als dritte Ursache des Rationalismus führt der Verfasser den Einfluſs Wolfs auf die Theologie an. Er sagt: „die demonstrative Philosophie, indem sie Einfluſs gewann auf die Fragen, die eben so sehr auf das Gefühl des Menschen, wie auf die Geschichte Bezug haben, eben so sehr auf die innern Thatsachen seines Bewuſstseins wie auf die äuſsern Thatsachen, die davon die Symbole oder nur der Ausdruck sind, hat gar sehr dem eigentlich sogenannten Rationalismus den Weg gebahnt, d. h. dem unvollständigsten Christenthum, welches nur die Einbildungskraft des Menschen erschaffen konnte, ohne die Kritik bis zur Verspottung fortzutreiben, wie es der Naturalismus thut; denn die Philosophie Wolfs war vorzugsweise eine Philosophie, ganz auf die menschliche Vernunft gegründet, während das Christenthum die Wissenschaft eben so sehr auf die Vernunft, wie auf das Gefühl, oder vielmehr auf alle vereinigten Kräfte des menschlichen Wesens gründet" (S. 74 f.). „Doch war dies noch nicht der Rationalismus, weil man noch an das übernatürliche Element in den h. Schriften glaubte, und weil die Vorstellung von der Inspiration noch nicht ganz verbannt war" (S. 74). Und dem Urheber dieser Richtung, dem Leibnitz, schreibt der Verf. das hohe Verdienst zu, daſs alle seine Arbeiten darauf hingingen, den religiösen Glauben und die Vernunft, die Philosophie und die Theologie mit einander in Uebereinstimmung zu setzen (S. 57). Wenn es aber, um von dem Letzten anzufangen, das Streben jenes groſsen Philosophen war, die Uebereinstimmung des religiösen Glaubens und der Vernunft nachzuweisen, so muſste doch diese Uebereinstimmung zweifelhaft geworden sein, die Möglichkeit davon aber hat der Verf. nicht nachgewiesen, überhaupt gar nicht, wie innerhalb des Protestantismus die Frage nach jenem Verhältniſs auftreten konnte. Davon hing aber Alles ab, wenn die Ursachen des Rationalismus sollten erforscht werden. Daſs aber jene Frage aufgestellt wurde, lag einfach darin, daſs der seiner Stellung, die er durch das Princip des Protestantismus erhalten hatte, inne gewordene Verstand sein eignes Gebiet und seinen reinen Inhalt sich zur Vorstellung brachte, und in noch fernerer Aussicht die Aufstellung eines Principes hatte, durch welches ihm das Verständniſs der Offenbarung möglich sein würde. Leibnitz fand die Schwierigkeit, die in dem bereits ausgebrochenen Zweifel, dem schon zu argen Dissonanzen fortgeschrittenen Miſsverhältniſs lag, vor, diesen Theil der Aufgabe hatten schon mehre englische Deisten und unter den Franzosen in eigenthümlicher Weise Bayle sich angelegen sein lassen, und Leibnitz, dessen weitreichende Forschungen an die fernsten Puncte des wissenschaftlichen Lebens, wo sie nur immer zerstreut waren, anknüpfte, und von ihnen aus in immer neuen Wendungen, in stets eigenthümlicher Weise der geistreichen Auflösung zustrebte, die nirgend als System aber stets als einziger, fest im Auge behaltner Zweck vor seinem Geiste steht, Leibnitz suchte einen Weg, um die Entzweiten zu versöhnen. Es war zum ersten Mal, daſs die Philosophie, die Wissenschaft der Wissenschaften, die die Principien aller Wissenschaften untersucht, in die protestantische Theologie eindrang, und wie es überhaupt in ihrer Aufgabe liegt, zu zeigen suchte, welches die Principien des religiösen Ich, welches der Zusammenhang des religiösen Bewuſstseins mit dem Universum und mit Gott überhaupt sei. Denn für die Theologie ist das religiöse Ich eine nicht weiter abzuleitende Thatsache, die Philosophie aber geht wieder auf das Universum zurück. Derjenige Theolog, der neuerdings das Verhältniſs der Philosophie und Religion aufzuheben suchte,

Digitized by Google

wies eben der Philosophie nur das ganz Abstracte, das rein Universelle zu, und der Religion das Lebensgefühl des Ich, und dachte sie so zu isoliren und aufser Beziehung auf einander zu bringen; aber er fragte nicht nach den Principien des Ich, denn mit dieser Frage wäre die festgestellte Grenze aufgehoben gewesen. Leibnitz aber war von einer solchen Trennung weit entfernt, und die Philosophie kann sie überhaupt nicht zulassen. Indem er nun alle geschaffnen und abgeleiteten Monaden durch fortwährende Ausstrahlungen der Gottheit — dieses einzigen, in sich selbst nothwendigen zureichenden Grundes, der Existenz der Welt gegenüber, die nichts ist als die Gesammtheit der für sich zufälligen Dinge — durch Ausstrahlungen entstehn liefs, welche durch das Maafs der Empfänglichkeit der Creatur begrenzt sind, denn der Creatur ist es wesentlich, ein begrenztes Wesen zu sein; indem er dem Geiste eingeborne, allgemeingültige Principien, leicht zu entdeckende Theoreme, die Grundsätze natürlicher Wissenschaften, so wie alle Wahrheiten, die aus den eingebornen Ideen folgen, als einen ursprünglichen Fonds anwies, und die Erkenntnifs nothwendiger und ewiger Wahrheiten als das, was uns von den Thieren unterscheide, als das was in uns die vernünftige Seele oder der Geist heifse, bestimmte, indem er dem Menschen, als einem Bilde Gottes, das er auch in seiner Freiheit erblickte, Theilnahme zuschrieb an den ewigen Wahrheiten oder Ideen, deren Ort der göttliche Verstand ist, und die Vollkommenheiten unsrer Seelen nur als die begrenzten göttlichen Vollkommenheiten dachte: löste er auf eine Weise, die langdauernden Nachklang hinterliefs, die Frage über die Principien des religiösen Ich, über sein Band mit dem Universum und mit der höchsten Ursache. Aber er wollte nicht, dafs seine Ableitung des religiösen Selbstbewufstseins eine den ganzen Inhalt desselben umspannende sei, sonst hätte er es für möglich gehalten, die Mysterien durch die Vernunft zu beweisen. Doch kann die Offenbarung nicht der Vernunft widersprechen, welche Theil hat an dem Ort der ewigen Wahrheiten und der Ideen, aber sie kann über die Vernunft gehn, denn sie enthält Wahrheiten, die nicht in der Verkettung der Wahrheiten liegen, die wir durch das natürliche Licht kennen, aber sie widerspricht keiner der Wahrheiten, auf welche diese Verkettung uns führen kann. Doch war eben damit ein Criterium zur Beurtheilung dessen gegeben, was für geoffenbarte Lehre sich ausgab; freilich ein unsichres, und nur zu sehr in die Willkür gestelltes, da diejenigen Lehren nicht Lehren der Offenbarung sein konnten, die der Vernunft widersprechen, gegen die wahren Offenbarungslehren aber nur von einer irrenden, verfinsterten Vernunft Widerspruch erhoben werden konnte. War ferner die Offenbarung die Ergänzung der eingebornen Wahrheiten und der aus diesen mit Nothwendigkeit abgeleiteten Wahrheiten, eine solche Ergänzung, die nicht in der Reihe jener Verkettung liegt, so war der Beweis einer Nothwendigkeit der übernatürlichen Offenbarung, den die Wolfianer zu führen suchten, keine so überflüssige Frage, wie der Verf. sie (S. 64) auffafst; auch wie die Sachen jetzt stehn, liegt ein solcher Beweis der Theologie ob, wenn auch nicht in der Dogmatik, doch in der Apologetik. Die Unterscheidung zwischen den absolut nothwendigen und den hypothetisch nothwendigen Wahrheiten der Vernunft, oder deren Nothwendigkeit nur von den von Gott eingesetzten Naturgesetzen abhängt und daher auch von Gott verändert werden kann, diese Unterscheidung, die der Verf. anführt (S. 58) und worauf er bei Leibnitz das Hauptgewicht legt, ist nur eine in jenem System sehr wenig begründete Ausflucht, um eine Natur über dem natürlichen Gang der Dinge denkbar zu machen. Wäre diese Ausflucht ernstlich gemeint und consequent verfolgt, so könnte sie auch den Werth der absolut nothwendigen Wahrheiten zerstören, und hiemit das ganze System des Philosophen zu Nichte machen. Die Anwendung der Leibnitzischen Philosophie auf die Theologie hatten immer etwas Zweifelhaftes; sie konnte ohne Weiteres den consequentesten Rationalismus hervorbringen, den später eine zum Theil auf Leibnitz zurückgehende Naturphilosophie in ihrer Anwendung auf die Theologie erst hervorrief, sie konnte aber auch, wenn die Anhänger des Systems die von dem Urheber überall vorsichtig, aber nicht immer mit hinreichendem Grund gesetzten Schranken einhielten, jenen rationalen Supranaturalismus zur Folge haben, und in dieser Gestalt ist wirklich geschichtlich der Rationalismus zuerst in Deutschland aufgetreten. Der Einfluss der Leibnitz-Wolf'schen Phil. auf die Theologie war die erste Phase des Rationalismus und keinesweges blofs eine Ursache davon, wie der Verf. will. Denn sollen wir mit dem Verf. Semler für den ersten

Digitized by Google

Anfang des Rationalismus halten, so können wir billiger Weise fragen, auf welchem Boden denn jene vereinzelten Grundsätze Semler's, die ihm namentlich zur Beurtheilung des Geschichtlichen dienten, die die leitenden Principien seiner Kritik waren, ursprünglich begründet waren, und das kann gewifs nur der Rationalismus der von Wolf ausgehenden Schule und das rationalistische Element des Pietismus sein, der übrigens auch Einige aus der Wolfischen Schule stark tingirte. Wir sagen nicht, dafs die Philosophie des Leibnitz Rationalismus war, und überhaupt sollte man davon abstehn, ein System der Philosophie rationalistisch zu nennen, da nur erst in seiner *Anwendung* auf die Theologie sich die Erscheinung des Rationalismus erzeugt: es ist dies ein Mifsbrauch des Ausdrucks. Aber soll man die Anfänge des Rationalismus erst in späteren Zeiten suchen, wenn man sie deutlich genug in den Merkmalen finden kann, welche Wolf aufsteckt, um daran eine göttliche Offenbarung zu erkennen? und welche der Verf. S. 63 f. angiebt. In diesen Merkmalen ist es evident, dafs der Verstand als Richter über die Vernunft eingesetzt worden. Diese Auseinandersetzung Wolfs bildet den Grundton, der sich durch alle Untersuchungen seiner trefflich logisch gebildeten und gleich ihrem Meister mit grofser Erudition ausgerüsteten theologischen Anhänger hindurchzieht, wo sie die ersten Fragen der Dogmatik untersuchen, und die Grundlagen derselben aufstellen. Wir erinnern nur an Baumgarten, den grofsen Lehrer Semlers, der gleich im Eingang zu den Erörterungen über die h. Schrift diese Lehre zu den *gemischten* Glaubenslehren rechnet, „indem der göttliche Ursprung, die Glaubwürdigkeit und Verbindlichkeit der h. Schrift auf eine von ihren Aussprüchen unabhängige Weise aus natürlich bekannten Wahrheiten und den daraus erweislichen Merkmalen dargethan werden mufs". Man vergleiche, was er weiterhin über die zwei Arten göttlicher Offenbarung sagt, wie er die Inspiration begründet, was er über die Merkmale oder Unterscheidungsstücke der canonischen Bücher lehrt, nach denen in allen einzelnen Fällen die Beurtheilung derselben anzustellen sei (wohin er unter andern auch das Merkmal rechnet, dafs der ganze Inhalt eines solchen Buches wahr sei und keiner Unrichtigkeit überführt werden könne, sondern dafs ein solches Buch und der Inhalt desselben mit der natürlichen Offenbarung Gottes in richtigem Verhältnifs stehe, sowohl der Uebereinstimmung, ihr nie zu widersprechen, als auch des erweislichen Vorzugs, dafs die Unvollständigkeit der natürlichen Erkenntnifs dadurch ergänzt werde, und dafs diese Zusätze und Erweiterungen der natürlichen Erkenntnifs Gottes zu dem Endzweck der nähern Offenbarung Gottes dienlich und erforderlich seien), man vergleiche seine Aeufserungen über den Inhalt der h. Schrift, über den Schriftsinn, vor Allem aber seinen durch alle Stadien durchgeführten, an Vollständigkeit und Klarheit unübertrefflichen Beweis für die Göttlichkeit der h. Schrift. Die erste Art des Beweises wird von Baumgarten aus solchen Merkmalen des göttlichen Ursprungs hergenommen, die aus natürlich bekannten Wahrheiten erwiesen werden können. Und zwar besteht das erste Merkmal in der erweislichen Richtigkeit des Inhalts (man vgl. die Ausführung dieser Abtheilung), das zweite in dem richtigen Verhältnifs gegen die natürliche Erkenntnifs Gottes, das dritte in der Verknüpfung eines solchen Buches mit unleugbaren Wirkungen Gottes; die zweite Art des Beweises, die als der a posteriori geführte dem aus der Sache geführten zur Ergänzung dient, wird denn aus eigner und fremder Erfahrung der durch die Schrift hervorgebrachten Veränderungen geführt.

Ueberhaupt ist der Verf. gegen die Theologen aus der Schule Wolfs sehr ungerecht; am meisten verstimmt ihn ihr verständiges, demonstratives Wesen, da nach seiner dunklen Vorstellung ein Gemisch von Vernunft, Gefühl, und ich weifs nicht welchen andern Kräften der Seele ihn mehr befriedigt hätte. Es ist gewifs unrichtig, was der Vf. sagt, dafs die Wolfianer, da sie die Gewaltsamkeit der Sarkasmen des feindlich einbrechenden Naturalismus nicht aushalten konnten, der Mühe unterlagen und dem Rationalismus die Sorge überliefsen, den Platz besser zu vertheidigen; indem sie so die Waffen niederlegten, gestanden sie nicht allein ihre eigne Ohnmacht ein, denn mehre von ihnen standen ohne Zweifel auf der Höhe der Bildung ihrer Zeit, sondern sie machten noch durch ihre Flucht die Zerbrechlichkeit des lutherischen Werkes kund, das von seiner Geburt an schlecht bestellt war (S. 65 vgl. S. 80), denn fürwahr, dem Naturalismus, so weit diesem überhaupt eine wissenschaftliche Macht gewachsen ist, und so weit er nicht in der Verkehrtheit des Willens seinen Grund hat, war die Wolfische Theologie

Digitized by Google

vollständig gewachsen, auch war dasjenige, was man dem Naturalismus mit Glück entgegenstellte, auf dogmatischem Gebiete noch die Errungenschaft der Wolfischen Theologen, auf historisch-kritischem die auf jenem Gebiete begründete geschichtliche Ansicht. Den Anhängern Wolfs ward erst durch Kant die Grundlage entzogen, und seit man an der Kritik Kants zu zweifeln anfing, erhoben sich auch die von den Theologen der Wolfischen Periode aufgestellten Beweise wieder zur Gültigkeit, und spielen noch heute eine grofse Rolle. Uebrigens ist von der *Kritik* Kants, so sehr dieselbe in die Metaphysik eingriff, doch die Theologie nicht gleich stark berührt worden.

Dafs aber der Verf. in der Theologie Wolfs und seiner Anhänger den Rationalismus nicht sah, daran hindert ihn seine ganz äufserliche Demarcationslinie, nämlich die Annahme einer übernatürlichen Offenbarung und der Inspiration. Aber so äufserlich wie diese Demarcationslinie ist, so schwankend ist sie, denn wie wir oben von der Inspiration gezeigt haben, so ist auch eine Spur wenigstens des Glaubens an übernatürliche Offenbarung aus keinem einzigen dogmatischen Lehrgebäude hinwegzuleugnen, weil sie sich doch alle mit den geschichtlichen Facten des Christenthums, oder wenigstens mit der Vorstellung von Thatsachen zu thun gemacht haben, deren Erzeugung einen über dem Treiben jenes Zeitalters durchaus erhobenen Anstofs voraussetzte. Unbrigens können wir den Vf. in dieser Sache mit seinen eignen Waffen schlagen; denn er hält alle Theologen unsrer Zeit, sie mögen noch so sehr für rechtgläubig gehalten werden, und mit allem Eifer auf den Glauben an eine übernatürliche Offenbarung, an die Inspiration der Schrift dringen, für Rationalisten, blofs — sich selbst nicht, wiewohl gerade aus den Prämissen, die er festzuhalten sucht, der Rationalismus sich deduciren kann.

Der Vf. giebt endlich eine vierte und letzte Ursache des Rationalismus in dem Eindringen des englischen Naturalismus und französischen Deismus an. Mit diesem Eindringen setzt er die Erscheinung des Rationalismus in die genaueste Verbindung, und zwar auf folgende Weise: Bei Gelegenheit der Wolfenbüttler Fragmente und des Eindrucks, den sie machten, sagt der Vf.: „Man mufste sehn, wie auf dem Gebiete der Logik Lessing alles in Stücken schlug, was die Theologen der Wolfischen Schule an Material herbeibrachten; um die weiten Risse, die er in den Tempel des Glaubens gemacht hatte, wiederherzustellen. Das Publicum war so wenig auf ihrer Seite, dafs die Einsichtsvollsten unter den Kämpfern die Waffen streckten; Andre, die für den Stamm des Baumes fürchteten, den sie tief verehrten, scheuten sich nicht, ohne Unterschied alle seine Zweige abzuschlagen, um diesen unförmlichen Gegenstand in Schutz zu bringen vor den gewaltigen Stürmen der Opposition, indem sie es nicht für hinreichend hielten, blofs die abgestorbenen und unnützen Aeste auszuschneiden. Diesem Schrecken einiger Theologen, auf das Gerücht von dem von Lessing erhobenen Sturme, verdankt man die Geburt des Rationalismus. Ja dieses war das Verfahren, welches gelehrte und bis auf einen gewissen Punct sehr fromme Männer glaubten einschlagen zu müssen: sie bildeten sich ein das Fahrzeug retten zu können, wenn sie Mast, Segel, Tauwerk und selbst den Ballast ins Meer würfen, und diese Männer sind in der Geschichte bekannt unter dem Namen Ernesti, Semler und Henke" (S. 100). „Der Rationalismus trat also damals ins Dasein, in Deutschland, in jener Epoche des Verfalls in den christlichen Ideen, der in Europa gegen die andre Hälfte des 18. Jahrh. eintrat, und als eine wesentlich negative Philosophie, welche damals in der öffentlichen Meinung die Herrschaft führte, die Theologen nöthigte, befsre Rechenschaft von ihrem Glauben abzulegen, wenn sie nicht wollten, dafs die Wissenschaft gänzlich mit dem Christenthum bräche. Da machten sich Einige ans Werk, und indem sie diesem Götzen der Wissenschaft ein Pfand ihres guten Willens geben wollten, so wie sie ihm den Wunsch auszudrücken bestrebt waren, seine Gunst sich zu erwerben, so begnügten sie sich nicht als Princip aufzustellen, dafs das Christenthum nichts Feindliches habe gegen die menschliche Vernunft, sie gaben auch ihre Einstimmung dazu, den alten Glauben alles dessen zu entledigen, was die menschliche Vernunft ihrer für unwürdig hielt".

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 30.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Histoire critique du Rationalisme en Allemagne, depuis son origine jusqu'à nos jours, par Amand Saintes.

(Schluſs.)

„Man begreift, wie auf solche für die rationelle Philosophie so einladende Worte hin, der Naturalismus, der kein Echo unter den Massen namentlich im Herzen der Landbewohner fand, seinen Einfluſs sich abschwächen sah; aber die ernste Philosophie setzte nichts desto weniger ihre kritischen Forschungen fort. Sie glaubte sich dazu um so mehr ermächtigt, als es nunmehr auf ihrem Gebiete geschah, daſs die Fragen erörtert wurden, deren Lösung man kaum eben noch ihr zugetraut hatte, wenn sie nicht im Voraus schon fertige Schlüsse ohne Weiteres acceptirte. Also, während die Vertheidiger des alten Systems keine Concession machen wollten in Ansehung der Principien, die sie mit Grund für die constitutiven des evangelischen Glaubens hielten, und die sich auf die Offenbarung und die Inspiration der heiligen Bücher bezogen, so versuchten Andre, mit gröſsrer Kühnheit, einen neuen Weg, indem sie den alten Vorstellungen der Offenbarung und Inspiration entsagten, und dadurch vorgaben, nicht mehr bloſs zu einer einfachen Vermittlung der Phil. und Theologie, wie sie die Schüler Wolfs gewünscht hatten, sondern zu einer Verwandlung der Theologie in eine religiöse und kritische Philosophie zu kommen. Und von diesem Augenblicke an ward zwischen den theologischen Parteien eine mehr und mehr vertiefte Grenzlinie gezogen, welche endlich radical die Supernaturalisten (d. h. diejenigen, die ohne die Einsichten zu verschmähen, welche aus der Zeit (!) und der Erfahrung (?!) hervorspringen, nichts desto weniger fortfahren werden, die Offenbarung und Inspiration der Schriften als Ausgangspunct für die Untersuchung festzuhalten), und die Neuerer schied, die, ohne sich um diese Principien zu beunruhigen, nicht anders zum Bekenntniſs religiöser Wahrheiten zu kommen bestrebt sein werden, als nachdem sie die Ideen und die historischen Denkmäler, welche sie enthalten, durch den reinigenden, aber vernichtenden Schmelztiegel der Kritik der Vernunft haben hindurchgehn lassen. Hieraus ist ersichtlich, daſs der Supernaturalismus, den jeder Mensch annehmen muſs, der wirklich Christ bleiben will, nicht in der Annahme aller Details des alten Systems besteht: es giebt viele Supernaturalisten, die über diese Detail-Fragen uneins sind; aber sie vereinigen sich alle in dem Glauben an eine göttliche Offenbarung, die niedergelegt worden in den Schriften des alten und neuen Bundes" u. s. f. (S. 108—110). Wie wenig indeſs dieser Supernaturalismus bei seinen äuſserlichen Annahmen und bei dem Festhalten an dem, was ihm seinen Unterschied vom Rationalismus sichern soll, innre Kraft hat, um dem in seinem eignen Innern drängenden und zur Consequenz auffordernden Trieb des Rationalismus zu widerstehen, mag aus der ganzen Position, die ihm der Vf. giebt, einleuchten, so wie es aus der fernern Geschichte der neuern Theologie bekannt ist, und der Vf. selbst bekennen muſs, da er als einen Supernaturalisten in seinem Sinne keinen namhaften deutschen Theologen anführen kann, obgleich er in der ausgezogenen Stelle von „vielen Supernaturalisten spricht". Und dann, welches sind denn jene Detailfragen, in denen die Supernaturalisten abweichen dürfen, ohne das alte System zu erschüttern? Was nun die Hauptsache in der angeführten Stelle des Vf.'s betrifft, so können wir nicht mit ihm übereinstimmen in der Art, wie er das erste Auftreten des Rationalismus von dem Eindringen des Deismus ableitet. Der Vf. hat einen für die Geschichtschreibung auſserordentlich wichtigen, aber neuerdings von vielen Seiten, auch von der Philosophie verdunkelten Unterschied übersehn, den Unterschied zwischen Ursache und Bedingung, mit dessen Wegläugnung oder

Digitized by Google

Verkennung, um dies nebenbei zu sagen, alle Freiheit menschlicher Entschliefsungen fällt. Der Verf. hat schlechtweg von vier Ursachen des Rationalismus gesprochen. Aber in wahrhaftem Sinne Ursache ist keine unter ihnen, auch die erste nicht aus dem Reformationswerk genommene, wenigstens wie er sie fafst. Sie sind alle nur Bedingungen, welche verwendet werden konnten oder auch nicht, Veranlassungen, an welche angeknüpft werden konnte, aber auch nicht. Unter der Ursache aber verstehn wir etwas Bestimmendes, das durch seine Kraft eine Reihe hervorruft; diese kann an die gegebnen Bedingungen anknüpfen, sie für sich verwenden, um sich zu verwirklichen, aber für sich könnten diese gar nichts. So ist die Ursache des Rationalismus allein die, dafs der Verstand zum Richter der Vernunft gesetzt ward *), alles Andre kann nur als ein gelegnes Material, als eine günstige Bedingung, um das einmal dem Verstande Vorgesetzte durchzuführen, angesehn werden. Der Rationalismus ward durch das Bekanntwerden des englischen Deismus seit 1741 mit der Uebersetzung der Schrift Tindals „das Christenthum so alt als die Welt" gar sehr gefördert, er erhob sich zu gröfserer Kühnheit. Denn der Rationalismus hatte in England damals schon alle Phasen durchlebt; der englische Deismus ist gar nichts andres als der deutsche Rationalismus, und er hat, wenn gleich in verschiedner Ordnung (denn die theologischen und philosophischen Systeme sind ja Werke der Freiheit) ganz dieselben Erscheinungen hervorgebracht, wie in Deutschland, sowohl solche Systeme, die in der Offenbarung eine Ergänzung der natürlichen Vernunft sahen (z. B. Locke: durch solche neue Entdeckungen von der Wahrheit, welche von der ewigen Quelle alles Wissens kommen, wird die Vernunft nicht beeinträchtigt oder gestört, sondern verbessert, aber immer hat die Vernunft darüber zu urtheilen, ob es in Wahrheit eine Offenbarung sei und welches *der Sinn der Worte* sei, in denen sie mitgetheilt ist. Lechler, Gesch. des engl. Deismus. S. 164), als auch solche, welche in der geoffenbarten Religion nur eine Wiederherstellung der natürlichen sahen (z. B. Tindal), sowohl solche Systeme, welche die Ideen als ursprünglich eingeboren, wie solche, die sie als durch Sensation und Reflexion abgeleitete fafsten, sowohl solche Systeme, die einen starken eudämonistischen

*) Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit ein doppeltes Mifsverständnifs abzulehnen, zu welchem jemand in meiner Ansicht Anlafs finden könnte. Das eine betrifft die Ursache des Rationalismus, das andre das Ansehn der heil. Schrift. Man pflegt nämlich die Anfänge des Rationalismus schon in die katholische Kirche zu setzen, und bezeichnet dann etwa den Arius, den Eunomius, Pelagius, Abälard und andre Scholastiker als Rationalisten, und was die Zeiten nach der Reformation betrifft, so verweist man zuerst auf die Socianer. Aber, wenn sich gleich nicht in Abrede stellen läfst, dafs in einer Zeit, wo neben andern Autoritäten auch das Ansehn der Schrift bestand, ja wo vor unverrückbarer Feststellung der Kirchenlehre jede der streitenden Parteien sich auf die Schrift berufen mufste, auch der Rationalismus eine Stätte finden konnte, so wie ein empfänglicher Boden für diese Richtung auch in solchen Zeiten sich fand, wo es als Aufgabe galt, das reiche Material kirchlicher Bestimmungen der systematischen Einheit einer Schuldoctrin zu unterwerfen: so war doch noch nicht für den Rationalismus eine solche Stellung denkbar, dafs er sich als einzig geltendes siegreiches System aufstellen durfte, und die Lösung eines vor alten Zeiten der Kirche gestellten Problems allein übernehmen konnte. Das war erst im Schoofse des Protestantismus möglich. Der Socinianismus ist aber nur ein Beweis, dafs eine Reformation (und eine solche war auch der Socinianismus und wollte eine solche sein), wenn sie als einzigen Quell ihrer Wahrheiten die Bibel und ihre Auslegung derselben ansah, die wesentlichen Bedürfnisse der Menschheit verkennen, die tiefsten Wahrheiten des Christenthums verdecken und unkennbar machen konnte. Dafs der Protestantismus nicht in die Gefahr kam, diesen Weg einzuschlagen, lag in der Abhängigkeit, in welche ein durchaus wahres, aber nur dunkles Gefühl die Auslegung der Schrift von einem höheren Princip, *dem Worte Gottes oder dem Christus in uns*, setzte. So wie aber die Dogmatik und Exegese von jenem Gefühle verlassen ward, und die Orthodoxie sich selbst in der Form starrer Verständigkeit vortrug, war der Rationalismus unvermeidlich. Die katholische Kirche aber war so wenig ganz frei vom Rationalismus, wie vom Protestantismus. — Ein andres mögliches Mifsverständnifs betrifft das Ansehn der Bibel. Wir sind weit entfernt, durch das Gesagte, die Bedeutung der heiligen Schrift auch nur im mindesten herabzusetzen. Wir wissen, was sie den Völkern aller Zeiten und Orte gewesen ist und noch ist und immer sein wird, wir wissen, dafs weder boshafte noch im Geiste des wissenschaftlichen Ernstes geführte Kritik, dafs selbst begründete Zweifel gegen die Authenticität dieses oder jenen Buches (denn hier ist zu keiner Evidenz zu gelangen) der heiligen Schrift etwas anhaben können, weil der Christus in uns und der Christus in der Schrift auf einander hinweisen, dieser durch jenen gehalten und verstanden wird, und wiederum jener durch diesen zu einem befestigten Bilde, zu einer charakteristischen Gestalt erhoben wird. Wohl ist es gewifs, dafs alle religiösen Ahnungen, Hoffnungen, alles, wonach das gläubige Gemüth verlangt, ihre Gewifsheit, ihre Bestätigung erst in der Schrift als dem Worte Gottes erhalten; aber diese Gewifsheit kann die Schrift nicht wie ein äufsres Document gewähren, sondern indem sie das Bedürfnifs, das Vertrauen schon in der gläubigen Seele voraussetzt. *Suchet* in der Schrift, sagte Christus zu den Juden, sie ist es, die von mir *zeuget;* aber was man sucht, das mufs man schon kennen, das mufs Einem lieb und werth geworden sein, um die Mühe daran zu setzen; und das, wovon eine Sache Zeugnifs ablegen soll, mufs als Factum bereits vorgestellt sein. Einen höhern Werth, als welchen wir ihr zugestehn, hat auch die heil. Schrift niemals sich selbst zugeschrieben; wollte man sie aber wirklich zum einzigen Princip der Theologie erheben, so hätte man freilich Recht, jetzt für die Existenz des Christenthums zu bangen; denn dann müfste das Christenthum unrettbar dahin fallen, wenn die Authenticität auch nur Eines Buchs der Schrift mit Wahrscheinlichkeit angefochten würde, denn dann eröffnete sich die Möglichkeit, sie alle anzufechten. Vielmehr aber liefert der Christus in uns den Beweis für die Göttlichkeit der heiligen Schrift, mag auch dieses oder jenes Buch nach einem andern als nach dem wahren Verfasser genannt sein; und so hat es ja der wahre Protestantismus auch im Grunde gewollt.

Digitized by Google

Anstrich hatten, als solche, die auf die Uebung der Pflicht als solcher drangen: zu dem kategorischen Imperativ Kants findet sich mehr als Ein Anklang im englischen Deismus, auch der Pantheismus findet sich dort vertreten, wie überhaupt bei näherer Erörterung des Verhältnisses Gottes zur Welt der von der natürlichen Religion verehrte Gott in den pantheistischen umschlagen mufste. In England entwickelte sich aber der Rationalismus unter ganz andern staatlich-kirchlichen und religiösen Bedingungen, wie in Deutschland, ein Beweis, dafs diese Bedingungen ihn nicht gemacht haben. Auf Deutschland konnte aber der englische Deismus nur Einflufs gewinnen, wenn der Rationalismus schon da war; unsrer Ansicht nach ist er schon bei den theologischen Anhängern Wolfs zu finden, aber er erhob sich nun zu ganz anderer Sicherheit und Kühnheit, zu einer gröfsern Rücksichtslosigkeit, zu festerer Consequenz, so dafs, ehe er selbst mit gröfserer Entschiedenheit die Fortbildung übernehmen konnte, das alle Schranken überschreitende Treiben einiger Männer, die durch fremdes schlechtes Beispiel verführt, die Substanz des geistigen Lebens, die Religion selbst bei sich und bei Andern zu erschüttern suchten, nicht gehemmt wurde. Aber wie Bolingbroke nicht der gröfste englische Deist, so ist auch Bahrdt nicht der gröfste deutsche Rationalist. Jede Richtung hat ihre Auswüchse. Aber mit wieviel gröfserer Entschiedenheit in Durchführung seines Princips der Rationalismus auftrat, seit er die Ausbildung, welche dieselbe Richtung schon in England erhalten hatte, kennen gelernt, sieht man deutlich an Semlers Wort (das Lechler a. a. O. S. 449 anführt): „dafs der gröfsere Theil der Bibel blofs die natürliche Religion wiederhole, die auch schon sonsther den Menschen bekannt sei, der kleinere Theil aber derselben die sehr wenigen Sätze vortrage, welche die h. Schrift von der natürlichen Theologie unterscheiden" (im Jahre 1759). Man sieht aber, dafs dieser Satz Semlers gegen das, was die Theologen der Wolfschen Schule gesagt haben, nur ein Plus voraus hat, wie man überhaupt bei Semler keine Aenderung des Princips, sondern nur neue Folgerungen entdeckt. Uebrigens bekam der Rationalismus durch Ueberwindung der Auswüchse jener Richtung zugleich ein höheres Vertrauen in seine Sache, durch welche er in allem Ernste, und nicht blofs zum Schein, die Religion in den Gemüthern fester begründen wollte, als es je geschehn. Hätte übrigens der Verf. die Bedingungen drs Rationalismus erschöpfen wollen, so hätte er noch auf mehre andre sein Augenmerk richten müssen, namentlich auf die empirische Teleologie, die in den Naturwissenschaften und in der religiösen Betrachtung der Natur aufgekommen war, und welche in Frankreich zum Materialismus führte, auch in Leibnitz eine wesentliche Seite bildete, und namentlich in der natürlichen Religion (z. B. bei Reimarus „die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion" Hamb. 1754) eine grofse Rolle spielte. Auch in dieser empirischen Teleologie hatte man das richtige Verhältnifs von Vernunft und Verstand umgekehrt.

Wir haben bisher das erste Buch des vorliegenden Werkes mit unsern kritischen Bemerkungen begleitet: dem Inhalte des zweiten Buches zu folgen, werden wir dadurch überhoben sein. Denn wir haben bereits Gelegenheit gehabt, des Verfassers Gesichtspuncte in Ansehung des Rationalismus kennen au lernen, und er unterläfst nicht, dieselben bei jeder neuen Phase, die der Rationalismus in seiner geschichtlichen Entwicklung erlangt hat, zu wiederholen; es gewährt nicht selten Interesse, zu sehn, wie scharf von seiner theologischen Ueberzeugung die Richtungen in der neuern Theologie abstechen, wie er ihnen ihre Inconsequenz, und die Unmöglichkeit aufzeigt, mit ihren Prämissen den Schlufs, den sie ziehn wollen, zu erzielen. Es versteht sich, dafs er nach seinem strengen, unerbittlichen Mafsstabe nich allein alle diejenigen, die sich die Kritik der biblischen Bücher angelegen sein liefsen, sondern auch einen Döderlein, Morus, die Theologen, die in Kants Fufsstapfen traten, ferner die von ihm sogenannten Anhänger eines socinianischen und mystischen Rationalismus, welcher eine Offenbarung statuirte, ohne doch dem Sohne Gottes seine absolute Bedeutung zuzugestehn, z. B. Planck, Stäudlin, Ammon, Krug, Schott, C. Ludw. Nitzsch, Tzschirner u. A., ferner Bretschneider, sodann die Anhänger der speculativen Theologie Schellings, Hegels, Schleiermachers, diesen selbst so wie De Wette, Twesten, Baumgarten-Crusius, Nitzsch, Hase und viele Andre zu den Rationalisten zählt. Natürlich mufste er von der deutschen Theologie mit einem zerrissnen Herzen scheiden. An Charakteristiken scheint er nicht selten glücklich gewesen zu sein, wie er überhaupt ein Mann

Digitized by Google

von gewandter Reflexion, von groſser Belesenheit, von nicht geringem Scharfsinn ist. Diese guten Seiten seines Buches, das er, ein Franzos, auch wohl groſsentheils für Franzosen geschrieben hat, haben seiner Arbeit auch einen groſsen Kreis von Lesern gewonnen, weshalb im verflossenen Jahre eine neue Auflage dieser kritischen Geschichte des Rationalismus erschienen ist. Im Ganzen geht er richtiger auf Persönlichkeiten ein, als auf die Sachen, weshalb er sich auch lieber auf diese oder jene flüchtige Aeuſserung eines Theologen einläſst, als auf die gründlichen Arbeiten. Das ist besonders bei Schleiermacher ersichtlich, den er sehr schief beurtheilt. Für die weitere Entwicklung der Theologie, um derentwillen allein eine kritische Geschichte des Rationalismus unternommen werden sollte, kann unsers Erachtens — so weit wir selbst in Ansehung der Aufgabe der Theologie etwas Richtiges sollten erkannt haben — die vorliegende Arbeit nichts Wesentliches beitragen.

Alexis Schmidt.

XIV.

Handbuch des gemeinen deutschen Civilprocesses von Dr. Andreas Christian Johannes Schmidt, Privatdozenten an der Universität zu Kiel. 1ster Theil. Kiel, 1843. *Universitätsbuchhandlung.* X. 310 S. 8.

Der vorliegende I. Theil umfaſst die sogenannten allgemeinen Lehren in folgender jetzt ziemlich üblichen Anordnung:

I. Von den Objecten des Civilprocesses.
II. Von den Subjecten, und zwar:
1) vom Gericht (dessen Organisation und Gerichtsstand),
2) von den Partheien und deren Nebenpersonen.
III. Allgemeine Grundsätze des Verfahrens.

Der Zweck des Hrn. Verf. ist: den gem. deutsch. Civilproceſs in seiner *jetzigen* Ausbildung und *praktischen* Anwendbarkeit darzustellen und zugleich die wichtigeren Proceſslehren mit ihren Gründen und Gegengründen anzugeben und zu erörtern.

Von diesem Gesichtspunct aus ist zunächst das historische Material mit Recht ausgeschieden. Ferner enthält der Verf. sich aller Ausführungen vom Gesichtspunct der Gesetzgebungspolitik aus. Da eine klare dogmatische Darstellung des jetzigen Standpunctes der Wissenschaft sein Hauptaugenmerk war, so hat er den neueren Forschungen von Bethmann-Hollweg, Brakenhöft, Heffter, Linde, Mittermaier und neueren Monographieen überhaupt sich mit Vorliebe zugewandt. In referirender Weise werden bei den bestrittensten Puncten, z. B. über das forum rei sitae, contractus, gestae administrationis, litisconsortium, nominatio auctoris, legitimatio ad causam, Stellung des procurator u. s. w., die Gründe für und wider vorgetragen. Da es auf eine streng compendiarische Darstellung nicht abgesehen war, so kann diese Weise nur gebilligt werden. Wirkliche Auswüchse treten überhaupt nirgends hervor. Wohl aber hat auch der Hr. Verf. den Schwierigkeiten einer referirenden Darstellung sich nicht ganz zu entziehen vermocht. Einen kurzen und doch vollständigen, einen systematischen und doch getreuen Auszug zu geben, ist in der Regel ein so unbescheidenes Verlangen, daſs wir dem Hrn. Verf. keinen Vorwurf machen wollen, wenn mitunter die Anschaulichkeit der Darstellung etwas gelitten zu haben scheint.

Der Apparat der ältern Literatur ist nicht so umfangreich, als in ähnlichen Lehr- und Handbüchern. Dagegen sind die Quellen durchgehends und gleichmäſsig angegeben und benutzt, ja öfter Quellenstellen in den Text aufgenommen, um das Gesetz lieber selbst reden zu lassen, wo es eben so präcis spricht, wie nur der Darsteller es könnte — eine gewiſs nachahmungswürdige Weise.

Die Darstellungsweise ist in der Regel klar und flieſsend im Texte; die Noten beschränken sich gröſstentheils auf Citate. Die Form zeichnet sich überhaupt vor manchen, sonst achtungswerthen, Darstellungen aus. Ueberladung mit materiellen Anmerkungen ist ein Geständniſs des Mangels an Systematik, von dem der Verf. sich frei erhalten hat.

Eben so hütet sich der Verf. vor übermäſsigem Generalisiren. Die vorliegende Darstellung des Allgemeinen Theils überschreitet die Grenzen eines solchen nirgends. Ja der Abschnitt von den „Allgemeinen Grundsätzen" des Prozesses (Grundmaximen, Dekrete, Fristen, contumacia) wird mancher Beurtheiler für zu dürftig behandelt erklären. Namentlich die Eventualmaxime ist indessen treffend entwickelt. Ueber Oeffentlichkeit und Mündlichkeit sind nur einige Worte zur Charakteristik gesagt. Ungern vermiſst man gerade hier das eigne Glaubensbekenntniſs des Verfassers. Freiheit und Gleichheit der Rechtsvertheidigung — dieser Grundgedanke, aus welchem die leidenschaftliche Polemik gegen Schriftlichkeit und Nichtöffentlichkeit des Verfahrens, gegen Patrimonialgerichte, eximirten Gerichtsstand und deutsches Advocatenwesen entspringen: diese groſsen Zeitfragen dürfte keine Darstellung des deutschen Processes mehr mit Stillschweigen übergehen, wenn sie auch im Einzelnen aller Bemerkungen de lege ferenda sich mit Recht enthalten mag. Das jetzt *Bestehende* ist doch eben ein Wankendes, an dem jenes zersetzende Element nagt, und der Herrlichkeit des Gemeinen Prozesses, trotz seiner festgeschlossenen Construction, eine nahe Erschütterung droht. Schon jetzt beginnt die neuere Gesetzgebung auch in den kleineren deutschen Staaten wesentliche Umgestaltungen, deren Rückwirkung die gemeinrechtliche Praxis sich nicht ganz zu entziehen vermocht hat. Die Ansicht des Verfassers wird hier um so mehr vermiſst, als in dem Streit der Tagesmeinungen die Stimme eines tüchtigen Bearbeiters des „Bestehenden" am liebsten gehört wird. Bei der Bearbeitung des allgemeinen wie des besonderen Theils muſsten sich ja diese Fragen ihm unwillkührlich aufdringen.

Auf eine materielle Prüfung im Einzelnen kann hier nicht eingegangen werden, um so mehr, als bei dem jetzigen Standpuncte der Wissenschaft ein kürzeres Handbuch des gemeinen Civilprocesses auch bei der sorgfältigsten Bearbeitung kaum einen Anspruch auf Originalität machen kann. Wenn es dem Hrn. Verf. in dieser gedrungenen Darstellung nicht überall gelingen wird, die Richtigkeit der von ihm vorgezogenen Ansicht überzeugend auszuführen, so wird er sich dadurch in seinem ehrenwerthen Bestreben hoffentlich eben so wenig irren lassen, als durch abweichende Ansichten über die Zweckmäſsigkeit seiner Behandlungsweise. Jede compendiarische Darstellung ist an sich incommensurabel mit den Wünschen eines jeden Beurtheilers. So wird sich denn auch der Hr. Verf. alle jene Ausstellungen gefallen lassen müssen, die nie ganz zu heben sind.

Dem philosophisch gebildeten Juristen werden die Begriffsentwicklungen nicht überall genügen. Der Praktiker wird einen Apparat berühmter Namen aus der älteren Literatur, auch manche Ausführung im Einzelen (z. B. über die Proceſsdirection) vermissen. Der Studirende wird eine mehr anregende Darstellung wünschen, eine etwas behaglichere Breite, wie sie in dieser Weise so meisterhaft von Baier erreicht ist. Mancher Berufsgenosse wird gar behaupten, es sei kein Mangel an guten Lehr- and Handbüchern; es sei überhaupt gerathener, ein Lehr- oder Handbuch eher zum Schluſsstein, als zum Anfangspunct einer literarischen Thätigkeit zu wählen. Wir indessen wollen uns darauf beschränken, dem Herrn Verf. das Zeugniſs eines ernstlichen, gründlichen und ehrenwerthen Strebens zu ertheilen, und haben nur den Wunsch hinzuzufügen, daſs der zweite Theil nicht lange warten lassen möge.

Digitized by Google

№ 31.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

XV.

Des Sophokles Antigone, Griechisch und Deutsch, herausgegeben von August Böckh. Nebst zwei Abhandlungen über diese Tragödie im Ganzen und über einzelne Stellen derselben. Berlin, 1843.; bei Veit und Comp. VIII und 301 S. in gr. 8.

Hätten wir den Anlafs vorliegendes Werk etwa in den zwanziger Jahren unsrer Epoche zu besprechen gehabt, so würden wir uns nicht besonnen haben, diesen Bericht mit einem philologischen Io triumphe! zu eröffnen und unter Anrufung aller guten Götter demselben eine jener Glanzfaçaden vorzuzimmern, von denen Pindar am Eingange seines sechsten olympischen Hymnus redet. Denn damals hätte man aus einem gemüthlicheren Nasse, als es durch die Barricadenhippokrene des Jahres 1830 in die Mode gekommen, uns einen Rausch zu trinken vielleicht noch nachgesehn: dem Geschlecht von heute dünkt kein Enthusiasmus gestattbar, der nicht aus jenem Brunnen gezapft hat; und vollends wir Philologen mit unserer klassischen Gedankenwelt und der spröden Schönheit einer nicht mit dem Marktlärme kokettirenden Kunst gehn unter diesen Lichtkindern, wie die Kronischen alten Athener, die Mondangucker und Cicadenträger, unter den Springinsfeldern „der Unrechtredekunst" umher. Wir müssen also schon versuchen, der griechischen Antigone auf deutschen Bühnen unter einer möglichsten captatio benevolentiae an des Zeitgeistes Majestät das Wort zu reden und jeden Schulstolz darüber, dafs sich unsre bei ihren zweitausend Jahren schier zur Parze gewordene Muse einen herrlicheren Verjüngungstrank wohl schwerlich hätte träumen lassen, als dafs sie auf eines Königs Wink zur Bühne steigen und von den Bretern, die die Welt bedeuten, zu redenden Geschlechtern sprechen würde, so viel wie möglich in petto zu behalten. Dafs wir im jugendlichen, weltfrühlingshaften Griechenthume ein Lebenselixir besitzen, das überall den Geist erfrischen kann, wo er durch ein Festfahren in ausgetieften, keinerlei elastischen Fortschwung fernerhin gewährenden Bahnen, durch gewohnheitsmäfsiges Fortschleichen und allmähliges Auftrocknen, durch Stagnation und Versumpfung ins Stocken gerathen ist; diese Wahrheit soll nicht mehr gelten: die Erfahrung, dafs in wiederholten Perioden verjüngtes Völkerlebens oder mindestens wiedererwecktes Litteraturstrebens, im Zeitalter der Reformation, in der Opitzischen Zeit, in den Tagen unsrer Lessing, Herder und Goethe, gerade dieser Geist des Griechenthums es war, mit dessen Hülfe Grofses, Unerwartetes und Folgenreiches zu Stande kam, wird zum directen Gegensatze geltend gemacht, um auszusprengen, diese Hülfe sei eben abgenutzt, sie sei ein Rococo, eben nur ein Whim aus den Häuptern der Philologen, die damit Wasser auf ihre Mühle leiten möchten: unsre Zeit, die Tage männlicher Erstarkung und Loslösung von jedem Gängelbande fremder Meisterschaft und vormundschaftlicher Leitung verlangen, bedingen und werden auch ins Werk stellen oder stellen schon wirklich, wie in allen Beziehungen unsres nationalen Daseins, so auch im Bühnenwesen, eine selbstständige, rein vaterländische, durchaus originale Regeneration. Dabei ist man eifersüchtig und argwöhnisch, dafs nicht bei von oben ausgehenden, gleichsam officiellen Impulsen, eine Tendenz auf antipopuläre Richtungen im Spiele sei: es hilft wenig, dafs griechischer Geist und Geist der Freiheit in alten und in neuen Tagen verbrüdert gewesen; dafs die Freiheitsluft, die aus griechischer Litteratur weht, und die Stärke, die sie von ihren Musenbergen allen unsern Kämpfern brachte, den Glaubenshelden, den Philosophen, den Dichtern, den Vaterlandsstreitern, auch vom Theater, aus Aeschylus und Sophokles, wie aus Aristophanes Munde, haucht; dafs gerade die An-

Digitized by Google

tigone, wenn es Lectionen an die Herrschenden gölte, jenes Discite justitiam moniti nec temnere divos mit dem ganzen Nachdrucke einer sich mündig fühlenden, selbstbewufsten, hoheitvollen Volksgesinnung einschärft. — Die obligate Meinungsliberalität, sie, die man jetzt schlechthin unter die poetischen Tendenzen zählt, wird gleichwohl an solch einer antiken Tragödie als Nebensache, als Decoration aus Pappe und Bindfaden, geachtet; und wenn wiederum eben die Alten die Poesie als eine Pädagogik fafsten und in der Bühne eine Lehrerin des Lebens erkannten, so wird das freilich neuerdings als gut für nie aus den Kinderschuhen gekommene Geschlechter, aber übel angewandt auf Generationen befunden, die ja, indem sie massenweise mit schuhbreiten und ellenlangen Bärten einherschreiten, genugsam darthun, dafs sie Leute sein wollen, die Haare auf den Zähnen haben.

Diesem stolzen Oppositionsgeiste, dem wir sein Recht, da, wo es blinde Rückwirkungen und tadelhafte praktische Tendenzen gilt, an sich selbst nicht im Mindesten bestreiten wollen, müssen wir nur eben, selbst auf die Gefahr, für illiberal zu gelten, entgegenhalten, dafs denn doch alle Opposition als solche zunächst nur negativ wirkt, dafs sie, indem sie gar zu leicht auf den Abweg geräth, schlechthin jede anderweitige Energie aufserhalb der eignen abzulehnen, zur blofsen Leidenschaft herabsinkt, ja zum starren, unfruchtbaren Despotismus selber umschlägt, und dafs sodann insonderheit auf dem Gebiete der Künste, mit dem wir es hier zu thun haben, mit einem solchen blofs negativen, blofs destructiven Verfahren am Allerletzten etwas ausgerichtet, am Allerwenigsten aus demselben irgend ein regeneratorisches Heil entbunden wird. Bleiben wir bei der Poesie stehn: denn aufserhalb des ästhetischen Horizontes uns hier in die Actionen und Reactionen der Zeit hineinzubegeben halten wir nicht dieses Ortes. Jedermann empfindet den enormen Defect dieser sonst auch in den schlechtesten und trostlosesten Zeiten unserm armen und mühseligen Geschlechte nie ganz von der Seite gewichenen anmuthigen Trösterin. Die steifste, die trockenste, die armseligste Periode des deutschen Geisteslebens hatte doch einigermafsen noch als ein poetisches Gesammteigenthum ihr Kirchenlied. In dieser unableugbaren, sich verwirrenden, sich erdrückenden Hülle und Fülle geistiges Gesammtlebens, was haben wir? Blasen wir nicht mit der desperatesten Anstrengung unsrer Backen erloschene Kohlen einer dichterischen Muse zusammen, und ist nicht, wo wir allenfalls zu sagen versucht werden: „Hier ist Poesie"! bei'm Lichte betrachtet, nicht im Geringsten etwas mehr, als mit dämonischer Hand nachgezeichnetes Leben in seiner ganzen, grausenhaften, packenden, fürchterlichen Wirklichkeit, ohne alle Vermittlung einer höheren, milden, versöhnenden Idee, ohne das, was erst die Poesie macht, die das Gemüth lösende, seine Thränen stillende, sein unsterblich Theil wiederbelebende und elektrisirende Beruhigung in dem Gottbewufstsein eines Unbesiegbaren in uns selbst, eines Nichtvonunslassenden, wenn Alles zerfällt, eines göttlich Wahren im göttlich Schönen? Läuft überhaupt die Poesie dieser Zeit auf etwas Andres hinaus, als dafs auch der Idee nach noch vernichtet werde, was im Leben trostlos und jammervoll zerfällt; ist sie etwas Andres als Fieberkrampf, wahnsinniger Rausch der Verzweiflung, Gifttrank an Alle, damit der Einzelne seine Zerstörung nicht einzeln trage? Diese mystères de Paris, diese Romane der Dudevant, diese Lebensbilder aus beiden Hemisphären in allen möglichen Gestalten, was sind sie anders, als Herostrate, die dem Genius sein eignes Dach über dem Haupt anzünden und ihn sich unter den Trümmern seiner eignen Herrlichkeiten begraben heifsen? Sagt doch, ist seit jenem die fabelhaften Sagen vom Todtenvolke gleich bei den Haaren packenden Rückzuge aus Rufsland, dem grofsen Trauerspiele unsrer Zeit, und jenem dreitägigen Brautfeste der Freiheit auf Leipzigs Feldern, da, als die drei Monarchen vor Gott knieend den ewigen Frieden einweihten (denn wehe dem Menschengeschlechte, wenn Europa nach *unsern* Zeiten für die Güter der Civilisation noch einmal in ein *blutig* Gericht gehn müfste!), dem grofsen Welt- und Heldenlustspiele unsrer Zeit, in irgend einer europäischen, am meisten aber in deutscher Poesie irgend etwas hervorgetreten, das gröfser wäre als das Leben? Und unser Leben ist klein, prosaisch, eng, wie ein Friedensleben und ein Leben, wo jeder sehn mufs und sehn soll, wie er durchkomme, immer sein mufs, und wenn wir erst einmal erreicht haben, worauf ihr unabläfsig als auf das goldne Vliefs unsrer Hoffnungen hinweist, die Güter einer vollständigen Freiheit, immer mehr werden wird. Denkt doch an England und Amerika! Poesie aber mufs allezeit gröfser sein als das Leben;

Digitized by Google

sonst ist sie keine Poesie. Eure Bühne nun? Das Gott erbarme! Ihr sagt, Ihr habt sie regenerirt, mit diesen Stücken in Prosa, diesen scholastischen Intriken, diesen gedunsenen Charakteren, dieser schiefen Psychologie, diesen spitzfindigen Reflexionen, diesem ganzen zusammengestoppelten und gekünstelten Krame, der nicht da anfängt, wo *Lessing* aufgehört hatte, sondern kaum, wo auch er anfing, vor *siebenundneunzig* Jahren! Nehmt mir's nicht übel: ich ehre und achte eure Bestrebungen, ich anerkenne euer patriotisches Herz, ich bin ein Republikaner, geboren und gesinnt, durch mein demokratisches Blut und durch das Bürgerthum *dreier* Republiken. Aber vergönnt mir auch eine ehrliche republikanische Meinung. Man kann nicht Publicist sein und Dichter in Einer Person; der Dichter mufs nicht dem Publicisten in die Hände arbeiten sollen, der Publicist nicht sein wollen oder sollen der Souffleur des Dichters. Erst wenn ihr, wo möglich, es über euch gewonnen haben werdet, diese borstige Wildschur der auf die schwachen Seiten der Tageslaune, auf die empfindlichen Stellen, wo das Embonpoint des guten Tagesgötzen Demos kitzlich ist, speculirenden Tendenzlerei und Tänzlerei von euch zu streifen und euch, lediglich geschmückt mit Orden und Stern der *rücksichtslosen* Muse, rein als Poeten, als selige, selbst beseligende Schwärmer, als nichts mehr Irdisches, nicht einmal Popularität, Beifall und Ruhm, bedürfende Göttersöhne zu zeigen, dann will ich auch euch glauben, dafs ihr gesandt seid, uns eine neue Poesie zu schaffen, und will mich mit unsrem ganzen Volke freuen, wenn es vom köstlichsten Theile unsres zerstückelten Osiris heifst: „Er ist gefunden"!

Einstweilen scheltet mir sie ja nicht, aus schalem Brodneide, diese Griechin Antigone! Sie ist euch und Allen als heilsame, fruchtbringende Lehre gegeben, und uneigennützig, wie sie, gleich Allem wahrhaft Schönen, wirkt, wetteifert, von *eurem* Standpuncte aus, mit ihrer Gröfse; aber verkleinert sie nicht. Das kann euch nicht gelingen, weil es Lüge wäre, und würde nur, wie alles Falsche und Gelogene, auf eure eigne Saat verderbend und vernichtend zurückschlagen. Nie vom Verleugnen, nie vom Beneiden, jederzeit nur von einem Positiven, Anerkennenden, Göttlichen, geht das Göttliche aus. Als Deutschlands noch ganz in den Windeln liegende Bühnenpoesie durch die Laufbänder und Schrittregelungsmaschinen des guten Gottsched, und an der Brust französischer Ammen, wie andre damalige Jugend, verschraubt und verkrüppelt wurde, da legte ihr *Lessing* den als Patron und Popanz solcher Unvernunft ausgeschrieenen Aristoteles nach richtigen Prämissen aus, suchte sie durch angemessene Diät, gründliche Vorübungen, einsichtsvolles Beispiel, Hinweisung auf das, was man auf diesem Felde wahrhafte und geradegewachsene Genialität nennen konnte, eben auf die Griechen, auf Shakspeare und Calderon, zur Natur zurück — und in den wahren Geist einzuführen; und wurde so ganz eigentlich der Vater unsrer deutschen Dramatik. Hiernächst bekanntlich fing diese neuerdings an, nach guter deutscher Art (gentis vitio würde *Tacitus* sagen) sich in der gepriesenen Natürlichkeit zu übernehmen: da hielt es *Goethe* zeitgemäfs, ihr doch lieber einmal wieder vorzuhalten, was sie in ihrem neuen Stadium, auf dem für's Erste keine Gefahr fernerer Ueberverfeinerung obwaltete, von den jetzt so unaussprechlich verachteten Franzosen immer noch lernen könnte, und brachte den Mahomed und Tankred Voltaire's auf die Bühne. Noch einmal stehn wir jetzt mit unsrer Bühnenpoesie, ihr könnt es nicht leugnen, an einem Curtiusschlunde: die Natur und die Kunst sind uns ausgegangen; wir haben weder die frische Blüthe einer nachtwandlerisch über die Gipfel der Genialität ohne den Hals zu brechen hinschreitenden Schöpfungskraft, noch wollen die mühseligen, raffinirten Studien, Surrogate und Desperationseffecte, die wir hineinwerfen, besagten Schlund füllen. Lediglich blofse Schemen, Carricaturen, verwaschene Monogramme, abgeschattet nach dem Bilde unsrer *einstigen* Götter, wanken über unsre Bretter dahin: warum nun diese Kälte, diese Zweideutigkeit, diese Ironie, diese selbst entschieden (und in dieser Form deutscher Männer allein würdig) auftretende Abneigung gegen ein, früheren Heilversuchen analoges, diesmal nur auszeichnend aufserordentliches, schon durch seine Kühnheit den Muth ehrendes, in seiner Berechtigung aber und in der Bedeutsamkeit seiner günstigen Folgen lediglich für den Kleinmuth oder für den Ungeschmack zweifelhaftes Expediens? Es ist eine einem gerechten Schmerze der Zeit vielleicht verzeihliche, jedenfalls aber doch in der Sache an sich selbst nicht gerechtfertigte Empfindlichkeit, dafs wir neue und seltne Erscheinungen des grofsen Gesellschaftslebens zu allererst nach jener allgemeinen Irritabilität richten, welche

Digitized by Google

das Fortschreiten der Menschheit aus abgeschlossenen in neuaufgehende Epochen mit sich bringt: wir wollen dem rückwärtsgewendeten Antlitze des Janus bifrons nicht dieselbe Gunst angedeihn lassen, wie dem vorwärtsgekehrten: wir vergällen uns fortwährend den Genufs des wirklich Gegebenen durch das Verlangen des, sei es auch in noch so disparaten Regionen, Vermifsten. Dergleichen Trübungsmomente nun, unserm Vorsatze, hier auf dem ästhetischen Gebiete zu bleiben, gemäfs, lassen wir auf sich beruhn und fassen die Erscheinung aus dem reinen Gesichtspuncte der Kunst ins Auge. Schon die Unterstellung einer eigenwilligen Demonstration wider den Aufschwung eines deutschjugendlichen Bühnengeistes, welche man dem technischen Veranstalter eines solchen dramaturgischen Gräcismus ins Gewissen schieben will, wird durch die notorische Thatsache gar sehr erschüttert, dafs bereits *Goethe*, der ja in seiner Stellung zum deutschen Theater über Nichterfolg seiner dramaturgischen Bestrebungen verstimmt zu sein keine Ursache hatte, die Idee einer solchen Aufführung griechischer Dramen der vaterländischen Musenkunst heilsam und belebend hielt; der in dem Jahre 1809 zu Weimar wiederholt und mitsammt den Chören, freilich nach einer formal sehr unzulänglichen Bearbeitung des verstorbenen *Rochlitz*, in Scene gesetzten verdeutschten Antigone erinnert sich Ref. sehr wohl, und mufs namentlich bezeugen, dafs ihn damals gerade die lebhaft beifällige Theilnahme des Galleriepublicums angenehm überraschte. Auch jetzt ist ja bei Hoch und Nieder, allen Nachrichten zufolge, und dafür zeugen doch gerade zugleich die gewichtvolleren der ablehnenden Stimmen, der Effect imposant, grofsartig, eigenartig ergreifend ausgefallen: zugleich spricht die Unternehmung ähnlicher Versuche, z. B. in Manheim, für den Anklang, den eine solche Idee bei gegenwärtiger Oede des dramatischen Schöpfergeistes erregt hat, und der die Idee selber von jedem Anschein eines isolirten Eigensinnes, eines unzeitgemäfsen Bestrebens freisprechen mufs. Schon als Aeufserung demnach des dem deutschen Bildungsstreben zum Grunde liegenden und ohne Gefahr eines unberechenbaren Zurücksinkens in Beschränkung und Einseitigkeit nicht aufzugebenden Charakters der Universalität zeigt sich dieselbe in ihrem Rechte und kann ohne mannichfach anregenden Einfluss keineswegs vorübergehn. Den eigentlichen positiven Gewinn dagegen sprechen wir derselben dahin zu, dafs diese diesmal zuerst im vollständigsten Maafse, nach dem gröfsten Stile und der möglichsten Annäherung an die Bedingungen, unter denen das Original seinen Landsleuten entgegentrat, auf der deutschen Bühne bewirkte Aufführung einer altgriechischen Tragödie uns den in den poetischen und theatralischen Zuständen der Gegenwart so gut wie abhanden gekommenen Begriff des Drama's in seiner einfachsten, ursprünglichsten, und dennoch zugleich implicite vollendetsten Erscheinung wieder entgegenbringt, und aus dieser Erscheinung zugleich am lautersten zu entnehmen ist, was überall am Drama rein Menschliches und was Nationales sich geltend machen kann; was folglich der Dichter unter jeder Zone aus sich selbst mitzubringen hat, und was ihm sein Bewufstsein in der gesonderten Nationalität zu geben vermag oder nicht. Es wird und mufs aus solcher Erscheinung insbesondre und vor Allem in den Vordergrund treten, das Drama sei durch Poesie veranschaulichte *Handlung*, nicht Rhetorik, Declamation, Empfindseligkeit, Charakterdialektik, Auflösung psychologischer Probleme oder gar schönrednerische Uebung in der Stilistik, kurz ein für allemal nie irgend ein Act otioser Beschaulichkeit; als in welche undramatische, ja unpoetische Besonderungen sich sogar die bessere deutsche Bühnenpoesie von jeher zu verirren geliebt hat. Unsre Dramatik hat das epische Element, auf welchem namentlich das antike Drama beruht, allmählich ganz dem lyrischen geopfert, das ihm, da der modernen Form der Chor ganz abgeht, ohne Künstelei und Verbiegung der natürlichen Verhältnisse auch gar nicht wieder hergestellt werden kann, eigentlich schlechtbin fremd sein sollte. Denn statt dafs unsre Dramen durch die Personen Handlungen darstellten, stellen sie durch die Handlung breit hingeschleppte lyrische Subjectivitäten dar. Wir bekommen lediglich die Stubenluft des Poetenzimmers, nicht den Gewitterhimmel mächtiger und weltbedeutender Thatconflicte zu athmen, und es ist darum kein Wunder, dafs auch hier wieder das gährende, schäumende, dämonische Leben der Dichtung über den Kopf gewachsen ist und wir wahrlich mit gröfserem Interesse uns an den Whisttisch als in die Theaterloge setzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 32.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Des Sophokles Antigone, Griechisch und Deutsch, herausgegeben von August Böckh.

(Fortsetzung.)

Ja eben dafs wir unsre blofs contemplative, blofs psychologische, blofs dialektische Bühnenpoesie nicht mögen, ist ein Zeichen, dafs wir Deutschen im Lebensbewufstsein und im Oeffentlichkeitssinne vorgeschritten sind, die Dichter aber eben Gröfseres und Bewältigenderes bringen müssen, als was wir privatim auch empfinden, wenn sie uns und dem Leben voraus und damit zugleich dem Vorsatze einer Regeneration des Drama's nachkommen wollen. Sie dürfen uns nicht sagen: „Ja, so lange Deutschland nicht mündig gesprochen ist und kein unverkümmertes politisches Dasein besitzt, können wir die nationale Thatkräftigkeit nicht mit jener Freiheit und selbstbewufsten Zuversicht handhaben, wie sie zum Aufschwunge einer nationalen Bühnenpoesie vorauszusetzen wäre. Wir sind Adler, denen man die Schwungfedern berupft und die Flügel zusammenbindet". Es ist dies ein kitzliches Capitel, und reden wir euch zu liebe, so möchten wir es mit den Staatsleuten verderben — das wäre noch allenfalls zu riskiren; nehmen wir aber die Politik in Schutz, so bringen wir uns nach allen Seiten hin in die Tinte. Aber ihr werdet doch keinesfalls eine freie Verfassung unter dem Vorwande erhandeln wollen, dafs ihr dann freier dichten könntet! O seid nur Adler und fliegt von unsren Bühnen aus einmal frei auf ins Reich der Dichtung! Mifstraut ihr so der Macht des wahrhaft Schönen, der Heiligkeit, die jedem grofsen Genius in dem consensus gentium zur Seite steht, dafs euch nicht eine öffentliche Scham gegen die Attentate einer kleinlichen Demagogenspürerei sicher stellen sollte? Wohl schnappt die Katze der Polizei (ich kann die Katzen *nicht* leiden) nach den poetischen Spatzen, die sie necken: aber der Adler ist ja nicht da, um Katzen zu necken, und ungeneckt läfst es die Katze wohl bleiben, nach seinem Flügel zu fahren. Die Dichter und die Denker müssen der Schwachheit fern bleiben, dafs man ihnen die Zeit machen solle: *sie* machen die Zeit; aber freilich nicht, indem sie frisch darauf los in deren Trompete stofsen, sondern damit, dafs sie das Zufällige und Empirische der Zeitanregungen in ihrem Gemüthe sich zum bleibend Menschlichen und idealisch Berechtigten durcharbeiten und reinigen lassen, um in der Dichtung und der Weisheit Spiegel die Zeit ihr selbst nach ihrem wahrhaften, gotterfüllten Bewufstsein wieder zu zeigen. Und da kann euch nun eben abermals die griechische Tragödie lehren, wie man auch patriotisch grofs und bedeutend wirkt, nicht dadurch, dafs man mit patriotischem und politischem Liberalismus schön thut, sondern dafs man, was der Geschichte des nationalen Heldenthumes enthoben wird, zu einem rein Menschlichen und Weltbedeutenden steigert. Warum hat unsre Bühne noch keine Ottonen, keine Friedriche, keine Maximiliane, die dem Volke ins Herz gedrungen wären, wie dem griechischen sein Agamemnon, sein Oedipus, sein Ajax auf dem attischen Logeum? In Griechenland hat die Dichtung die Geschichte verdunkelt (denn das Volk lernt lieber in Poesie als in Prosa), bei uns ist die einzige Nationalpoesie noch unsre Geschichte. So lernt denn von den Griechen dies Symbolisiren der Gesinnung und Rede zur That, dies Dramatisiren des epischen Gehalts, und bringt uns die Herrlichkeit unsers Heldenalters vor Seele und Gemüth in freudigem Leben, dafs es zünde und fortzeuge und an dem Vollgewichte ihres nationalen Thatenschatzes die Nation zu grofser, edler, gemeinsamer Hoheit des Menschengefühls sich begeistre. Ihr sollt ja nicht Griechen werden, ihr sollt ja nicht das Fremdartige, das Heterogene begrüfsen als Einheimisches und euch zum Mittelpuncte Gesetztes: ihr sollt euch auf-

Digitized by Google

schwingen an diesem Hebel zu einem selbstständigen Bewufstsein dessen, was im gleichen Geiste der Grofsartigkeit, der Gesinnungsweite, des menschlich Wahren, Klaren, Festen, Zarten und Gediegenen von euch erreicht werden mufs, wenn auch wir elektrisirt werden sollen durch euch, wie einst Sophokles seine Zeitgenossen elektrisirte. Da prägt euch denn an dieser Antigone in das Herz jene erhabene Eil des Thatendranges, der in dem naiven Vollbewufstsein gefafster Entschlüsse energisch ausführt, was er nicht lassen kann; jene einfache und doch so erschütternde Verwicklung durch die Collision zweier gleich achtbaren, gleich energischen, gleich berechtigten Thatkräfte, die in ihrer Art gleich würdige Ziele verfolgen, aber nach Menschenweise beide das Maafs mifsachtend das Einschreiten des Schicksals, natürlich zu beiderseitigem Verderben, nothwendig machen: nicht eines Schicksals, das schadenfroh und brutal den Schuldigen mit dem Unschuldigen heimsucht, noch gar sich als dummen Büttel frecher Lüsternheit und Niederträchtigkeit auf die Beine macht, sondern das nach ewiger Vernunft und Wahrheit die Wirrnisse des Menschenstrebens ernst, aber heilig, entscheidet; jene Enthaltsamkeit und Schonung, die sich durch keinerlei noch so lockendes lenocinium der Fabel verführen läfst, der Einfachheit des dichterischen Planes irgend etwas zu vergeben und die Schwächen der Dichtung zu Kupplern der Schwächen des Publicums zu machen; jene weise abgestufte, scharfumrissene, lebenvoll plastische, aber weder redselige noch ambitiöse, blofs auf einen äufseren Effect ausgehende Charakteristik und jene compakte, klare, harmonische Gruppirung des Bühnenpersonals: und wenn ihr euch an solcher Meisterschaft die Seele voll- und grofsgeathmet, dann tretet vollbewufst und kühn mit euren Werken unter uns als deutsche Meister!

Es war zu erwarten, dafs ein Gelehrter wie Herr Böckh bei dem glänzenden, der Philologie gegebenen Anlasse, den Werth ihres Geistes einmal praktisch zu zeigen, seiner Wissenschaft Ehre meisterschaftlich vertreten und dem neoteristischen Chore unsrer dermalen die Dampfkesselbildung des Menschengeschlechts kauponirenden und hausirenden Rottmeister darthun werde, was wir hier griechisch allegorisiren wollen: ἀρχαῖον ὄνειδος ἀλαθέαιν λόγοις εἰ φεύγομεν, Βοιωτίαν ὄν. Insbesondre wird jedem Leser, der sich im Interesse eines zeitgemäfsen dramatischen Fortschritts die Bedeutung dieser Wiederbelebung einer griechischen Tragödie aneignen und sich ein Verständnifs des gesammten geschichtlichen und ästhetischen Standpunctes verschaffen will, die erste der beigegebenen (sammt ihrer Schwester bereits in den Jahren 1824 und 28 in den Sitzungen der Akademie der Wissenschaften vorgelesenen, für diesen neuen Zweck aber überarbeiteten und erweiterten) Abhandlungen, welche die Entstehungszeit, den Geist und Plan und die ästhetische Bedeutung der Antigone mit ausgesuchter, aber auch ansprechender und grofsartiger Gelehrsamkeit auseinandersetzt, fruchtbar und lehrreich werden. Der allseitig durch die subtilsten historischen Forschungen begründeten Annahme, dafs die erste Aufführung der Antigone auf der athenischen Bühne im dritten Jahre der 84ten Olympiade, 442 vor Christi Geburt, und zwar an den grofsen Dionysien, d. i. im Frühjahre, zu der noch heutzutage geltenden Carnevalszeit, stattgefunden, wird sich dermalen schwerlich noch irgend etwas entgegensetzen lassen. Von dieser Seite aus müssen die Resultate der Böckhischen Untersuchungen, wie das Meiste, was dieser penetrante Geist in attischer Alterthumskunde zu Tage gefördert hat, als geschlossen und als Thatsache der Wissenschaft festbestehend erachtet werden. Den öffentlichen Eindruck der Antigone unter den Zeitgenossen bezeichnet das Vertrauen, demzufolge Athens Bürger den Dichter bei den ohne Zweifel kurz darauf erfolgten Wahlcomitien zu einem der jährigen zehn Prätoren oder Heerführer ernannten, als einen Mann, der sich in Staatsgrundsätzen maafsvoll und einsichtig dargestellt hatte: denn diese Behörde hatte auch die diplomatische Parthie der Feldgeschäfte zu versehn, und da scheint Sophokles in dem gegen die abgefallenen Samier geführten Kriege als ein gewandter und leutseliger, die Menschen kennender und zu behandeln verstehender Mann verwendet worden zu sein. Wir haben humoristische Züge aus seinem kriegerischen Geschäftsleben, die uns ihn namentlich zu dem grofsen Perikles in einem ähnlichen Verhältnifs darstellen, wie es wohl in neuerer Zeit den gelehrten und studierten Kriegsleuten, den Factoren und Anhängseln der *schreibenden* Hauptquartiere, den eigentlich waffenkundigen und von Haus aus mit dem Handwerk vertrauten Genossen gegenüber, begegnet ist, dafs sie sich in einen etwas spött-

Digitized by Google

lichen Credit brachten. Indefs wird denn doch wohl der poetische Grieche zuletzt nicht schlechter, als sein moderner Apollobruder *Goethe* unter den Priestern des Ares den milden Ernst der Muse zu behaupten verstanden haben: „denn der tüchtige Mann bleibt tüchtig, bei'm Spiel der Laute, wie im Klang der Lanzen".

Mit scharfsichtiger Ueberlegenheit des Urtheils, auch hier bethätigend, dafs die gründliche Kenntnifs antiker Literatur schon an sich eine Aesthetik ist, beleuchtet Herr Böckh die schwachen Seiten der bisherigen Auffassungen des Stückes, besonders aber des Charakters der Heldin, in dem man mehr oder minder stets ein Ideal bald zärtlicher Weiblichkeit, bald sittliches Heroismus ausgefunden und diese Tragödie zu einem sentimentalen Enkomium der Schwesterliebe gestempelt hat. Das Falsche an diesen Voraussetzungen beruht wesentlich auf der den deutschen Aesthetikern herkömmlich anklebenden Vorstellung von einer extensiven moralischen Tendenz der Poesie überhaupt und von der Bestimmung des Drama's, Charaktere zu entwickeln. Herr Böckh weist sehr richtig nach, dafs mit einem Ideale der Weiblichkeit am wenigsten sich Antigone's Härte, und zwar eine beharrliche Härte, gegen ihre eigne Schwester Ismene verträgt; die man, wenn hier von Idealen die Rede sein sollte, nach unsrer Ansicht ungleich eher als ein weibliches Ideal, als das Bild, wie das Weib sein soll, auffassen dürfte. Sittlich handeln zu wollen, ein Beispiel zu geben, wie der Mensch im Conflicte des Handelns nur das objectiv Gerechte und Tadellose vollbringen soll, ist aber Antigone so weit entfernt, dafs sie sogar den sittlichen Enthusiasmus für ihre That in dem Zuschauer selbst zerstört, wenn sie *Vers* 869 flg. ganz im Geiste jener persischen Barbarin (*Herodot* III, 119) sich der berühmten Worte bedient:

„Denn nimmermehr, wenn Mutter ich von Kindern war,
Noch wenn ein Gatte sterbend mir dahingewelkt,
Hätt' ich zum Trotz den Bürgern solche That gethan.
Um welcher Ursach willen sag' ich dieses wohl?
Starb mir der Gatte, würd' ein andrer wieder mir,
Ein Kind von andrem Manne, wenn ich das verlor:
Nun, da der Hades Mutter mir und Vater birgt,
Kann nimmer mir ein Bruder wiederum erblühn".

Herr Böckh hat diese Stelle des Dichters wider die ihr zu Theil gewordenen Anfechtungen einer in diesem Stücke zu kurz treffenden, einseitigen Kritik feinsinnig in Schutz genommen: dagegen müssen wir es einfach als einen der Wahrheit gebührenden Zoll aufstellen, dafs in der Reihe von ihm angeführter und geistvoll beleuchteter Auctoritäten, die sich die Zerlegung des gefeierten Trauerspiels haben angelegen sein lassen, *A. W. Schlegels*, *Solgers* und des fleifsigen Philologen, Hrn. *Jacob* in seinen Quaestionibus Sophocleis, der Name seines alten Collegen *Hegel* nicht hätte vermifst werden sollen. Denn es ist keine Frage, dafs das instinctmäfsige Handeln der Antigone, diese ihr von der Ahnen düstrem Wesen einwohnende schroffe und versengende Willensgluth, die insofern recht und also sittlich handelt, als sie der ewigen Stimme der Natur ihre Geltung verschafft und das „göttliche Gesetz" zur Erfüllung bringt, aber sündigt, indem sie die sittliche Wirklichkeit, das nach menschlichem Gesetz Bestehende mifsachtet, ja verhöhnt — dafs, sagen wir, diese ahnungsvollen und tragisch bedeutsamen Beziehungen von keinem der obgenannten Kritiker mit der Klarheit und Consequenz gewürdigt worden sind, als von *Hegel*. Bot nun zwar die abstracte Sprache der in ihrer grandiosen Gliederung nach unsrer Einsicht auch für den näher Eingeweihten viel schwer zu fassendes Geheimnifs enthaltenden, die Brust des Laien mit der Sphinxgewalt eines dämonischen Tiefsinns packenden *Phänomenologie*, wo die Paragraphen: „die sittliche Welt, das menschliche und göttliche Gesetz, der Mann und das Weib", und: „die sittliche Handlung, das menschliche und göttliche Wissen, die Schuld und das Schicksal" (BB, VI A *a* und *b*) fast durchgängig auf einer Entwickelung der Verhältnisse Antigone's und ihrer Brüder beruhn, einer populären Darstellung manche Schwierigkeiten dar, so würden doch unbedingt den aufgeführten Erörterungen anderweitiger Kunstrichter die herrlichen und das Stück in treffender Kürze vollständig charakterisirenden Worte der *Aesthetik* Theil III. Cap. 3, III. C, 3 c S. 556 der neuen Ausg. der Werke die Krone aufgesetzt haben: „Die vollständigste Art dieser (tragischen) Entwickelung ist dann möglich, wenn die streitenden Individuen, ihrem concreten Dasein nach, an sich selbst jedes als Totalität auftreten, so dafs sie an sich selber in der Gewalt dessen stehn, was sie ihrer eignen Existenz gemäfs ehren sollten. So lebt z. B. Antigone in der Staatsgewalt Kreon's; sie selbst ist Königstochter und Braut des Hämon, so dafs sie dem Gebot des

Digitized by Google

Fürsten Gehorsam zollen sollte. Doch auch Kreon, der seinerseits Vater und Gatte ist, mufste die Heiligkeit des Bluts respectiren und nicht das befehlen, was dieser Pietät zuwiderläuft. So ist Beiden an ihnen selbst das immanent, wogegen sie sich wechselsweise erheben, und sie werden an dem selber ergriffen und gebrochen, was zum Kreise ihres eigenen Daseins gehört. Antigone erleidet den Tod, ehe sie sich des bräutlichen Reigens erfreut; aber auch Kreon wird an seinem Sohne und seiner Gattin gestraft, die sich den Tod geben, der eine um Antigone's, die andre um Hämons Tod. Von allem Herrlichen der alten und modernen Welt erscheint mir nach dieser Seite die Antigone als das vortrefflichste, befriedigendste Kunstwerk". Hrn. Böckh werden diese Worte um so gröfsere Genüge thun, als sein eignes Endurtheil über die Idee des Stückes dasjenige, worin *Hegel* dessen tragischen Conflict erkannte, in einer von uns durchaus zu unterschreibenden Weise S. 160 dahin zusammenfafst: „Ungemessenes und leidenschaftliches Streben, welches sich überhebt, führt zum Untergang; der Mensch messe seine Befugnifs mit Besonnenheit, dafs er nicht aus heftigem Eigenwillen menschliche oder göttliche Rechte überschreite und zur Bufse grofse Schläge erleide: die Vernunft ist das Beste der Glückseligkeit". Mit Vergnügen sehn wir eben daselbst die von einer dritten Seite her in gleichem Geiste selbstständig entwickelten Ansichten über die Antigone durch Hrn. Böckhs Beifall gewürdigt: das treffliche Programm des Frankfurtischen Gymnasiums nämlich vom Jahre 1842, aus der Feder des Hrn. Conrectors und Professors Dr. *Schwenck*, das wir wegen seines zum Tagsinteresse gewordenen Inhalts eben so sehr als wegen der gediegenen Einfachheit seiner Darstellung als Flugschrift allgemeiner verbreitet zu sehn innigst wünschen möchten. Es ist aber nicht zu denken, dafs nach der Zusammenstimmung dreier so vollberechtigter und mit allen Gaben des Wissens und des Urtheils augestatteter Forscher die ästhetische Betrachtung der Sophokleischen Antigone fernerhin eines andern Fundamentes bedürfen werde.

Was die deutsche Uebersetzung und die Erläuterung des Textes anbelangt, so hat gleichermafsen vorliegende Arbeit des Hrn. Böckh Alles geleistet, was auf dem trotz vielfältiger und scharfsichtiger Verausbeutungen der in Betreff des Sophokles reichhaltigen deutschen Philologie gleichwohl noch manchen Dorn und manches Gestrüpp darstellenden Gebiete zu thun war. Auch hier bewährt sich an dem über die abgegriffenen Lobpreisungen der Kotterieen erhabenen Verfasser, die einst an seinem alten Meister *Wolf* beobachtete, zu seiner Zeit als Wunder angestaunte Leichtigkeit, mit welcher eminente und geistbegabte Philologen, sobald sie auf dieses Gebiet herabzusteigen nur nicht unter ihrer Würde finden, genialischer und vollkommener als die besten zünftigen und von so etwas ein Geschäft machenden Uebersetzer, die rigorosen Formen der antiken Rhythmik wiederzugeben und mit dem rechten Hauche zu beseelen wissen. Es mufste dem Freunde einer angemessenen Popularisirung der griechischen Dichtungsschätze innerhalb unsrer gebildeten Kreise schmerzlich sein, an den früheren sich rhythmische Treue zum Gesetz nehmenden, zu Bewältigung des Originals aber auch die unerläfsliche Sachkunde und ein philosophisch geschultes Urtheil mitbringenden Uebersetzern des Sophokles, *Ast* und *Solger*, die wünschenswerthe Beweglichkeit, Seelenfülle und Anmuth in Anschmiegung der Muttersprache an des Originals gerade auch von der formalen und sprachlichen Seite in hoher Vollendung strahlende Darstellung zu vermissen: dagegen die ihnen gefolgten späteren Verdolmetscher, *Thudichum* und *Donner*, welcher letztre bei dem Publicum des Vorgängers Verdienste in einem etwas kurz erfolgten Zwischenraume nicht ganz nach gerechtem Verhältnisse verdunkelt hat, zwar eine preiswürdige Gewandtheit und überraschend angenehme Lesbarkeit bei ihren Uebertragungen erreicht haben; in gründlicher und umsichtiger Auffassung des Sinnes aber und in der erforderlichen allseitigen Kenntnifs der Ursprache gegen jene älteren Philologen namhaft und zu nicht geringem Nachtheile einer authentischen Auffassung des Dichters zurückstehn.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 33.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Des Sophokles Antigone, Griechisch und Deutsch, herausgegeben von August Böckh.

(Schlufs.)

Hier hat nun Hr. Böckh mit sichrer Ueberlegenheit und erschöpfender Befähigung in jedem Sinne eingegriffen und unverkennbar den Griechen unsern Landsleuten so nahe gebracht, als irgend möglich war. Vielen und reichen Gewinn wird auch das engere rein philologische Interesse aus dieser Bearbeitung von dannen bringen, und wir machen die Kenner ganz besonders auf die eleganten und die Discussion unzweifelhaft abschliefsenden Sprachaufhellungen zu den schwierigen Stellen Vers 1—6; 39 u. 40 (wo die desperate Lesart λόουσα ἢ θάπτουσα, abgesehn von ihrer horrenden Frostigkeit, schon deshalb als absolut falsch gelten mufs, weil das *Waschen*, als ein itegrirender Theil der Bestattungsceremonien, unmöglich dem Ganzen, dem *Bestatten* selber, coordinirt werden kann, und überdies nach der dringenden Aufforderung Antigone's, des Polynices Leichnam begraben zu helfen, eine Frage der Ismene: „was würde ich denn mit dem Begraben ausrichten"? völlig absurd sein würde); 116—124; 349—362 u. s. w. u. s. w. aufmerksam: denn in der That könnten wir hier nur belobende Auszüge dessen geben, was der Belehrung Suchende vollständiger und fruchtbarer an der Quelle selbst holt. Dafs die metrischen Feststellungen einem Gewährsmanne, wie Hrn. Böckh, Erkleckliches verdanken und auch nach dieser Seite hin die Sophokleische Kritik reichen Gewinn gezogen hat, versteht sich von selbst. Der Ton der in solcherlei Feststellungen unumgänglichen Polemik ist, ausdrücklicher Bemerkung in der Vorrede zufolge, wünschenswerth gemildert. Eine schöne, gemüthvolle und musterhafte Erscheinung! Wer kann in der Hitze des Kampfes verlangen, dafs alle Streiche den eleganten Vorschriften der Fechtschule gemäfs fallen? Aber die Kämpfe, da wir um den Preis „eherner Kessel" wetteiferten, sind vorüber, und die Kämpfenden greis: auch die Generation, die den faustgewandten, siegsruffliebenden Streitern durch's Getümmel aufjauchzend nachzog, fühlt schon den Schnee des Alters und die Nähe des Grabes; und ernstere, heiligere, nicht zur Verzierung geflochtene Lorbeeren sind zu erringen. Der Schweifs der Männerstirnen ist getrocknet; aber die Quellen jugendmuthiger Begeisterung fliefsen, für unvergängliche, allgemeine Güter: sie bedürfen eines freundlichen Zusammenwallens, um zum kraftvollen, auch das Widerstrebende mit sich fortreissenden Strome zu erstarken. Da sollen die Greise, die unter den Kränzen scherzlustiger Festspiele graugewordenen Ringer, das Beispiel geben, um dem hoffnungsberechtigten Nachwuchse das edelste Vermächtnifs zu hinterlassen, einen festen, klaren, keiner Sophistik zugänglichen, keiner Person wedelnden, aber eben so wenig, wo es die Sache gilt, die Personen abstofsenden, einträchtigen und vaterländischen Muth.

Es ist indefs nothwendig, dafs wir, um das Geschäft einer philologischen Kritik zu erfüllen, Hrn. Böckh in seiner Arbeit einzelne Blöfsen und Verstöfse nachweisen, damit der anerkennende Theil unsres Berichts bei deutschen Landsleuten nicht seine Glaubwürdigkeit verliere. Wir haben Hrn. Böckh bei Durchlesung seiner Arbeit nach unsern Kräften auf den Dienst gepafst: kommt da an Ausstellung und Tadel nur Einzelnes und Kleines heraus, so müssen wir freilich den Weiseren, als wir sind, überlassen, ob sie Hrn. Böckhs Leistung zu hoch über kleinlichen Tadel, oder unsern Bericht zu tief unter schulgerechter Kritik finden mögen. Einige Auffallenheiten des Ausdrucks haben wir zunächst angezeichnet. Ich glaube nicht, dafs man sagen darf *rofsummähnte* Helme (*Vers* 115) statt *rofsmähnige*; nicht: die *eigne Heimath* von *Grund* vertilgen (196) statt von *Grund aus*; Wirst endlich

Digitized by Google

denn du sprechen und *abziehn sodann* (240) im Munde Kreons ist dem Adel des Ausdrucks, wie er auf der griechischen Bühne den höheren Personen sorgfältig gewahrt wird, unangemessen; das deutsche *abziehn* würde eher in des Wächters Mund gehören. *Da sie bloſs den Todten sieht* (413) für *entblöſst* ist zweideutig; *Gehorsamlosigkeit* (649) ist ein Mifswort; *von Wurzel aus* (691) geht so wenig wie *von Grund* in unsrer Sprache an. Ungenauigkeiten der Wiedergabe sind uns folgende begegnet. *Vers* 31 ist das ironische τὸν ἀγαθὸν bei Κρέοντα in der Uebersetzung weggeblieben; *Vers* 45 fg. ist in letzterer die wahre Beziehung des Sinnes nicht sattsam gewahrt. *Hermann* hat mit Recht auf den Unterschied aufmerksam gemacht, der hier im Ausdrucke obwaltet:

Τὸν γοῦν ἐμὸν καὶ τὸν σόν, ἢν σὺ μὴ θέλῃς, ἀδελφόν,

ist deutsch wörtlich übersetzt:

„Ja, sicher meinen Bruder, und, willst du es nicht,
Den deinen u. s. w."

nämlich: „werde ich begraben"; d. h. ich werde nicht nur, insofern er *mein* Bruder ist, die Pflicht des Begrabens an ihm erfüllen, sondern auch, insofern er auch *dein* Bruder ist, du aber dich dieser Pflicht entziehst, werde ich deinen Theil dieser Pflicht mit übernehmen, und ihn allein, für beide, begraben". Wie Hr. Böckh die Worte giebt:

„Ja, meinen Bruder, und du wolltest oder nicht —
Den deinen",

kommt vielmehr der Sinn heraus, den *Hermann* an der einen Parthie des Scholions zurückweist: „du magst ihn als deinen Bruder gelten lassen oder nicht", wo denn nothwendig stehn müſste: κἂν σὺ μὴ θέλῃς. Die Wendung *Vers* 67 fg. „Das Uebermafs im Handeln zu erstreben ist nur Unverstand", kommt uns etwas schwülstig vor; περισσὰ πράσσειν ist *thun, was nicht unsres Amts ist*, und das „Erstreben" bringt hier eine schiefe Nüance herein. Ich würde einfach sagen:

„Denn Unthunliches
Vollbringen wollen läſst vermissen den Verstand".

Die Uebertragung des φίλος durch *Freund* in Wendungen, wie 73: „Geliebt bei'm lieben Freunde lieg' ich dann" giebt im Deutschen eine hier doppelt ungestattbare Zweideutigkeit des Ausdrucks, während überdies das verkürzte *bei'm* eine unangenehme Härte bildet. Ich würde sagen:

„Dem lieben lieb zur Seite lieg' ich dann u. s. w."

Vers 149 ist das wichtige Beiwort des Bacchos ἐλελίχθων nicht ausgedrückt. *Vers* 164 ist übersetzt, als befolge Hr. Böckh die Correctur κείνου γ' ἔτι, während im Texte mit Recht beibehalten steht κείνων ἔτι. *Vers* 174 fgg. wird der Schlufsbegriff νῦν τε καὶ πάλαι δοκεῖ durch das: „denn mir bedünket", im ersten und das: „und bedünkt' es längst" im vierten Verse des Satzes wenig elegant auseinandergezogen. Man könnte sich so helfen:

„Denn mir, sobald wer als das Haupt der ganzen Stadt u. s. w.
Bedünkt der Feigste solcher itzt und lange schon".

Vers 186: „auch die Freund' uns einigen", ist auch ein wenig unklar aufgetragen durch den störenden Artikel für *„uns Freunde einigen"* oder sie erwerben. Die am alten *Vofs* so oft gerügte Befehlform *Vers* 211: „dafs Hüter nun ihr dessen seid, was ich gesagt", hat im Munde des hochgebornen Herrschers gerade um so viel mehr Anstöfsiges, als gerade der Atticismus ὡς ἂν ἦτε den Befehl so fein wie möglich ausdrückt. Warum nicht wenigstens:

„Nun wohl, so seid denn Hüter des, was ich gesagt"?

Im folg. Verse will uns das gewichtvolle Βαστάζειν, suscipere, sustinere onus officii, durch ein bloſses „tragen" zu kahl übersetzt scheinen. *Vers* 242 fg. „als trocknen Staub er aufgestreut dem Körper nebst den andren Weihn", giebt ein Zeugma, das nicht im Griechischen ist, indem man sich die Weihn *aufgestreut* wird denken müssen. Es ginge eher:

„er aufgestreut dem Körper und vollbracht die Weihn".

Vers 503 zeigt sich in den Worten: „Gewifs doch, wenn du nur dem Frevler gleich ihn ehrst", dieses *nur* zugleich als eine schiefe Nüance in den Sinn bringendes und als unrichtig lang gebrauchtes Flickwort, da es doch wenigstens unmöglich im Ton hervorzuheben wäre. *Vers* 731 ist ein sehr zweideutiger Vers: „Zu deinem Leid lehrst Sinn du mich, selbst ohne Sinn". Dergleichen anscheinend ganz verständliche Sätze, weil der Vf. eben an eine Mifsdeutung selber nicht denkt, entschlüpfen im Uebersetzen häufig und man wundert sich hinterher, wie einem so etwas habe entgehn können. Unterzeichneter hätte in seinen eignen vielfältigen Arbeiten in diesem Fache jetzt Unzähliges dieser Art zu verbessern, seit ihm vor Jahren eine briefliche Aeufserung des ehrwürdigen *Jacobs* darüber die Augen aufgeschlossen: wir Deutschen sind nicht darin, gleich den Lateinern, nach einer gewissen formalen Logik

Digitized by Google

streng, während diese auch die selbst blofs für eine absichtliche Sophistik oder für eine absolute Borniertheit zweideutigen Wendungen gewissenhaft vermeiden. *Vers* 737 können wir uns mit der Bezeichnung *Scheusal* für Antigone im Munde Kreons nicht befreunden. Das griechische μῖσος ist doch eben nicht mehr noch minder als, abstractum pro concreto, die *Verhafste*. Zweideutigkeit liegt neuerdings in den Worten des Chors 899 fg. „Nicht geb' ich dir jetzt Trostzuspruch mehr, nicht werde sofort das Gebot vollbracht"; desgleichen 928 fgg. „wo einst Ares, der Stadt Gott (fatale Umschreibung für ἀγχίπολις), sah die Wunden, des Fluchs volle (*undeutsche* Deutlichkeit für das zweideutige, aber allein richtige „des Fluchs voll"), womit dem Phineus der Söhne Paar wilder Gattin Ingrimm geblendet"; ferner in dem Verse des Tiresias 1017: „Gewinn denn, glaubst du, such' ich auch an deinem Theil", wo τὸ σὸν μέρος doch nichts bezeichnet als die Ansicht Kreons, „deiner Ansicht nach". *Vers* 1222 an vielbesprochner Stelle beruhigen auch wir uns mit der alten Lesart τί δ' ἔστιν αὖ κάκιον, ἢ κακῶν ἔτι; können aber die Uebersetzung: „Was giebt es wieder Schlimmes? was ist noch mir schlimm"? unmöglich anders als matt finden, da sie den nachdrücklichen Gedanken des Originals durch eine Repetition der nämlichen Wendung verwischt. Es müfste heifsen: „Was wieder Schlimmres, oder was noch Schlimmes giebt's"? d. h. „was giebt es noch Schlimmeres, oder was überhaupt giebt es Schlimmes, das nach allem dem Unheil noch hereinbrechen kann"?

Auch an rhythmischen Unrechtfertigkeiten, die auch derjenige, welcher in der iambischen Verskunst eine gröfsere Weite der Prosodik, als in der daktylischen zugesteht, nicht billigen kann, fehlt es nicht ganz. Im Allgemeinen mufs man sich mit der löblichen Mitte, die Hr. Böckh zwischen den allzusteifen und allzulaxen Grundsätzen, als ein kunstgewandter und geschmackvoller Geist, einzuhalten gewufst hat, einverstanden erklären und gerade von dieser Seite seiner Leistung ein ausnehmendes Gelingen zusprechen. Wie sich die noch immer starr herdrohende Klippe eines verständlichen Vortrages, die Chöre, nach seiner Bearbeitung vom Theater her ausnimmt, könnten wir freilich blofs bei einer persönlichen Zeugenschaft, zu der uns bis jetzt das Glück nicht hat verhelfen wollen, beurtheilen. Wie selten aber eigentliche rhythmische Verstöfse in dieser Uebersetzung überhaupt geblieben, wird den Leser angenehm überraschen. Wir haben mehr als Folgendes nicht auftreiben können. *Vers* 61 „Erwägen mufst du *ja* doch", wo das *ja* exhortativ, nicht zurückdeutend sein müfste, um lang zu werden. 86 „Weh mir, *sprich* aus sie"; wohl der stärkste Uebereilungsfehler der ganzen Arbeit. 139 „Mann gegen den Mann, *sie* liefsen dem Zeus". 325 „Gelinget, *ob* nicht u. s. w." wäre besser: „Gelingt, ob nicht, vom Glücke ja hängt dieses ab". 388 „Und wie ergriffst du *sie* denn". 694 „Dann drunten *auf* abwärts gekehrtem Rudersitz". Ist schon *auf* ganz regelrecht lang gebraucht, so gehört es doch nicht in die Arsis. Sehr kakophonische Verse sind 714, 733; 1012 „Weifst du, was du sagest, *du* zum König sagst"? 1016 „Erweck' es, aber rede *nur* nicht um Gewinn". Ein recht dünner, lungenlahmer, schwindsüchtiger Vers durch angemessene Häufung der Monosyllaben ist 1063: „So wie ich bin, geh hin ich; ihr, die Diener, auf"!

Veranlassen wir nun Hrn. Böckh von dem Ausgange unsrer Recension wie von dem des in seiner Heimath wohlbelobten Hornberger Schiefsens zu denken, so hoffen wir, dafs dies der Positivität seines Verdienstes zu desto mehr Ehre gereicht; wie denn Niemand lebhafter, als wir, den Herzenswunsch hegt, dafs es in Bezug auf die nationalen Leistungen der Gegenwart aller Kritik einmal für allemal nach Goethe's Worten ergehn möchte:

„Wir reiten in die Kreuz und Quer
Nach Freuden und Geschäften;
Doch immer kläfft es hinterher
Und bellt aus allen Kräften.
So will der Spitz aus unserm Stall
Uns immerfort begleiten,
Und seines Bellens lauter Schall
Beweist nur, dafs wir reiten".

Weber, in Bremen.

XVI.

Περὶ τῆς ἐποικήσεως Σλαβικῶν τινων φυλῶν εἰς τὴν Πελοπόννησον. Ὑπὸ Κ. Παπαῤῥηγοπούλου. Ἐν Ἀθήναις, 1843.

Der in den Jahrb. 1843, zweite Hälfte, No. 102 besprochenen Schrift des Dr. Soph. Oikonomos gegen Fallmerayer und gegen dessen Hypothese von der Ein-

Digitized by Google

wanderung der Slaven in den Peloponnes und der Vernichtung alles und jeden altgriechischen Lebens in den bisherigen Bewohnern des Landes ist bereits die vorliegende, von Konst. Paparigopulos, königl. griech. Ministerialrathe in Athen, gefolgt. Nur ist zwischen beiden Schriften der bedeutende Unterschied, dafs, während der Verf. der erstgedachten Schrift jene Hypothese nur beiläufig und gelegentlich, deshalb auch weniger tief eingehend und nur oberflächlich bekämpft und widerlegt, der Verf. der gegenwärtigen Schrift diese Hypothese einer ausführlichen und genauen Prüfung und einer wissenschaftlich-strengen Kritik unterwirft. Dazu hat auch der Verf. der obgedachten neuesten Schrift auf diese selbst, wie sie zur Zeit vorliegt, sich nicht beschränkt; vielmehr umfafst dieselbe nur das erste Buch seines Werks, nur den ersten Theil seiner Forschungen über den betreffenden Gegenstand, welchen er überhaupt in drei Büchern zu behandeln beabsichtigt. In diesem ersten Buche untersucht er zunächst die Frage: *wann* zuerst und *in welcher Weise* die Niederlassung der Slaven in dem Peloponnese erfolgt sei; im zweiten Buche will er die Verhältnisse, in welche die Slaven zu den Einwohnern des Landes und zu den Kaisern in Byzanz getreten, und den Umfang näher ins Auge fassen, in welchem sich ihre Niederlassung über das Land erstreckte, während er im dritten die Spuren dieser Niederlassung, und in welchen Theilen des Landes vorzüglich dieselbe Statt gefunden habe, untersucht. Haben wir es hier nur mit dem ersten Buche zu thun, das allein bis jetzt uns zugekommen ist, so wollen wir doch gleich hier den Wunsch aussprechen, dafs die beiden andern Bücher recht bald erscheinen möchten; — ein Wunsch, der in Demjenigen seine Rechtfertigung finden dürfte, was wir über das erste Buch nachstehend bemerken, und wodurch wir nicht blofs im Allgemeinen auf dasselbe und auf die Ergebnisse der Forschungen des Verf. aufmerksam machen, sondern zugleich angeben wollen, worauf der Verf. diese Ergebnisse hauptsächlich gründet, und welchen Gang seine Forschungen dabei im Allgemeinen und Einzelnen genommen haben. Es wird daraus hoffentlich klar werden, dafs, wie der Gegenstand selbst, um welchen es sich hierbei handelt, an und für sich wichtig ist, so auch die Forschungen unsers Verf.'s wohl geeignet sind, mehr Licht über das Dunkel jener Jahrhunderte zu verbreiten, die hier in Frage kommen, als dies die angeblichen Untersuchungen und die, eben so auf Lug und Trug beruhenden, als kecken Behauptungen der Gegner bisher vermocht haben; es wird darnach als unzweifelhaft sich herausstellen, auf welcher Seite nicht blofs gröfsere Wahrscheinlichkeit, sondern mehr Wahrheit, und überhaupt die Wahrheit, sich finde; vornehmlich aber und zunächst dürfte es klar werden, dafs diese Schrift, das Werk gründlicher und *unparteiischer* Forschungen, darauf Anspruch habe, namentlich in Deutschland besonders beachtet zu werden. Der Umstand, dafs die vorliegende Schrift in neugriechischer Sprache geschrieben ist, kann dagegen von keinem besondern Einflusse sein, da dieses Neugriechische, in seiner einfachen und gefälligen Darstellung, für Jeden, der auch nur des Altgriechischen mächtig ist, daneben aber die grammatischen und syntaktischen Eigenthümlichkeiten des Neugriechischen kennt, mit Hülfe der vorhandenen Wörterbücher beider Sprachen durchaus verständlich ist, wenngleich zugegeben werden mufs, dafs eine Verdeutschung der Schrift die wissenschaftlichen Zwecke, denen sie dienen soll, in Deutschland um so mehr würde fördern können.

Der Verf. geht von der, gewifs richtigen, Bemerkung aus, dafs bei dem besonderen Interesse, das die Geschichte Griechenlands von Zeit der Eroberung Korinths durch die Römer bis zum Jahre 1821 habe, es um so nöthiger sei, die Irrthümer und Täuschungen, welche sich über einen Theil dieser langen Periode jüngsthin geltend zu machen versucht und gewufst haben, näher zu prüfen. Zwar meint er, dafs das griechische Volk unserer Tage auf die Behauptung, dafs mitten unter den Stürmen des Mittelalters das Geschlecht der alten Griechen untergegangen sei, und dafs sie, die heutzutage diesen Namen tragen, ein bastardartiges Geschlecht, ein Haufe Barbaren seien, die dort von Mitternacht und Abend, von Mittag und Morgen zusammengelaufen, mit der Bemerkung hervortreten könne: die griechische Nationalität gleiche der Sonne, und derjenige sei blind, der sie nicht sähe. Allein die Wissenschaft habe andere Pflichten zu erfüllen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 34.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Περὶ τῆς ἐποικήσεως Σλαβικῶν τινων φυλῶν εἰς τὴν Πελοπόννησον. Ὑπὸ Κ. Παπαῤῥηγοπούλου.

(Schlufs.)

Statt des oberflächlichen Studiums der Geschichte fordere sie eine genaue und fleifsige Prüfung derselben; statt der Fälschung der historischen Zeugnisse verlange sie deren richtige Deutung und Erklärung, und statt Lugs und Trugs — unbestreitbare Thatsachen. In diesem Sinne habe er zur Lösung der hier einschlagenden Fragen beizutragen sich bemüht. Der Verf. verkennt durchaus nicht das Schwierige dieses Unternehmens, besonders weil die historischen Quellen hierüber spärlich und mangelhaft seien, und die einzelnen Nachrichten sich nicht selten widersprächen oder falscher Deutung unterlägen; indefs hofft er, dafs der Leser nicht von ihm sagen werde, was Thukydides sagt: οὕτως ἀταλαίπωρος τοῖς πολλοῖς ἡ ζήτησις τῆς ἀληθείας, καὶ ἐπὶ τὰ ἕτοιμα μᾶλλον τρέπονται. Seine Schrift selbst stellt ihm das Zeugnifs des Gegentheils aus.

Der Gang seiner Forschungen ist nun im Allgemeinen folgender. Ueber die Zeit, wann zuerst die Slaven in den Peloponnes gekommen seien, giebt es drei verschiedene Meinungen; Einige sagen: es sei in der Mitte des achten Jahrhunderts geschehen; Andere, zu Ende des sechsten; noch Andere, im siebenten Jahrhundert. Die zweite Meinung stützt sich auf eine Stelle eines συνοδικὸν γράμμα des Patriarchen Nikolaos aus dem Ende des elften Jahrh., und nicht blofs diese Meinung, sondern auch die kühne Behauptung, dafs die Slaven 218 Jahre lang im Poloponnese geherrscht, und dafs in dieser Zeit das alte Geschlecht ausgerottet worden sei. Dies ist denn namentlich die Meinung Fallmerayers. Der Verf. weist nun aber nach, dafs nach unzweifelhaften historischen Zeugnissen die ganze Stelle des Patriarchen Nikolaos Unwahrheiten enthält (S. 7 f.). Zuerst beweist er, dafs die Avaren, verschieden von den Slaven, niemals in den Peloponnes gekommen seien, noch weniger sie, eben so wie die Slaven, von 584 bis 593, wie Fallmerayer meint, ihre Herrschaft daselbst aufgeschlagen haben. Vielmehr seien sie damals von den byzantinischen Feldherrn in ihren eigenen Wohnsitzen aufgesucht und zurückgedrängt worden (S. 8 f.). Dies geschah im J. 592, wo die Byzantiner über den Ister gingen und die Slaven zu drei verschiedenen Malen in die Flucht schlugen. Der für die Anwesenheit der Avaren im Peloponnese unter andern angeführte Grund, dafs von ihnen der Ort Navarin oder Avarin erbaut worden und den Namen erhalten habe, wird widerlegt, indem nachgewiesen wird, dafs Navarin erst zu Ende des 13. Jahrh. erbaut worden sei (S. 11 f.). Damit ist unter andern auch *Buchon*, La Grèce continentale et la Morée, Paris, 1844, pag. 460, einverstanden. Ueber jene Kriege mit den Avaren und Slaven ist vorzüglich Theophylaktos Simokattis, der zu Ende des sechsten und zu Anfange des siebenten Jahrh. lebte und acht Bücher Geschichten schrieb, Hauptquelle. Dieser bestätigt (vergl. S. 46), dafs in der Zeit von 584 bis 593 die Avaren und Slaven nicht über Thracien hinaus vorgedrungen seien, dafs am Ende dieser Epoche die Avaren jenseits des Ister gelagert gewesen, die Slaven aber in ihrem eigenen Lande besiegt worden seien. Jenes Jahr 592 ist nun aber zugleich das vorletzte jener kritischen Epoche (584—593), in welcher nach Fallmerayer der Peloponnes von den Avaren und Slaven, mit Ausschlufs der Griechen (Ῥωμαῖοι), beherrscht worden sein soll. Die angeführten Zeugnisse heben jedoch die Behauptung des Patriarchen Nikolaos auf, und mithin auch die darauf gegründete Meinung von der Niederlassung und Herrschaft der Slaven im Peloponnes. Der Verf. ist nicht zweifelhaft, wer hierbei Recht habe; ob der ältere Geschichtschreiber Simokattis, oder Nikolaos, der nur gelegentlich das mit-

Digitized by Google

theilt, was er an der betreffenden Stelle sagt. Er bringt für den Vorzug, den er dem älteren, den Begebenheiten, die er beschreibt, näher stehenden Simokattis geben zu müssen meint, theils innere, theils äufsere Beweisgründe bei, die fast eben so viele Beweise offenbarer Verfälschung historischer Mittheilungen Seitens Fallmerayers und der unhistorischen Willkür sind, womit derselbe verfahren, um für seine Hypothese Gründe zu finden und zu haben (vergl. S. 49. 51. 57), wenn es nicht etwa unbewufste Irrthümer und Mifsverständnisse sein sollten. Auch gegen Zinkeisen und gegen manche irrige und falsche Deutungen desselben erklärt sich der Verf. in einzelnen Beziehungen, beruhigend und zurechtweisend, wenngleich er im Allgemeinen dessen Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit, im Verhältnisse zu der Oberflächlichkeit und Willkür Fallmerayers, anerkennt. — S. 52 f. betrachtet er eine Stelle des Konstantin Porphyrogennetos näher, welche ebenfalls die Behauptungen des Patriarchen Nikolaos Lügen straft. Aus ihr ergiebt sich, dafs davon keine Rede sein könne, wie Nikolaos gleichwohl thut, dafs damals die Slaven die Herren des Peloponnes gewesen, und dafs sie die Griechen daraus verdrängt gehabt hätten. Bei der ausführlichen Kritik des Verfassers, welcher er hierbei überhaupt die fragliche Stelle des Nikolaos unterwirft (— S. 67), gedenkt er auch der eigenen Widersprüche Fallmerayers mit seinem Gewährsmanne selbst (S. 54 f.); — Widersprüche, die, mögen sie nun unabsichtlich und unbewufst sein, oder, mögen sie, wenn absichtlich, den Zweck haben, eine bestimmt vorgefafste Meinung zu begründen, jedenfalls diese Meinung selbst in hohem Grade gefährden und schwächen. Dies mufs noch mehr der Fall sein, insofern der Verfasser die Fragen aufwirft und untersucht: wie denn nun aber die Stelle des Nikolaos zu verstehen sei? woraus er das, was er hier mittheilt, schöpfte? als was dieses ganze Zeugnifs angesehen werden müsse? Das Ergebnifs, zu dem er hierbei gelangt (S. 67), ist kein anderes, als dafs, wenn nicht etwa die ganze Stelle unächt sei (S. 75), sie doch, wie sie dastehe, theils absichtlich eigennützigen kirchlichen Zwecken dienen solle, theils auf Unkunde der Thatsachen beruhe, theils aus einer unlautern Quelle geschöpft sei (S. 74. 76). Der Verfasser macht hier die allgemeine Bemerkung (S. 75, Anm. 83), dafs man überhaupt kirchliche Zeugnisse aus jener Zeit mit vieler Umsicht und Vorsicht gebrauchen müsse. Unwissenheit auf der einen, Eigennutz auf der andern Seite hätten oft die Feder des Clerus jener barbarischen Jahrhunderte geführt; und es hiefse die Heiligkeit der geschichtlichen Wahrheit schänden, wenn man die Mittheilungen des Clerus jener Zeit blindlings annehmen wollte, besonders insofern sie mit geschichtlichen Nachrichten in offenbarem Widerspruch stehen.

Des Verfassers eigene Ansicht über den hier in Frage befangenen Gegenstand geht nun zunächst dahin, dafs nach einer Stelle des Konstantin Porphyrogennetos: Ἐσθλαβώθη δὲ πᾶσα ἡ χώρα καὶ γέγονε βάρβαρος, ὅτε ὁ λοιμικὸς θάνατος πᾶσαν ἐβόσκετο τὴν οἰκουμένην· ὁπηνίκα Κωνσταντῖνος ὁ τῆς κοπρίας ἐπώνυμος τὰ σκῆπτρα τῆς τῶν Ῥωμαίων διεῖπεν ἀρχῆς, anzunehmen sei, dafs die Niederlassung der Slaven im Peloponnese in der Mitte des achten Jahrhunderts statt gefunden habe; dafs sie sich aber, was überhaupt im engeren Sinne und in jener Stelle ἡ χώρα bedeute, nur auf das flache Land beschränkt habe (Fallmerayer selbst bezeugt, dafs die Städte und mit Mauern umgebenen Orte keine Spuren von Slaven darböten, S. 84); dafs sie, nachdem die Einfälle der Slaven kurz vor Justinian begonnen und seitdem immer fortgedauert hätten (S. 89), doch erst später, und zwar in friedlicher Weise, in Folge der dazu von Seite der Regierung in Byzanz selbst gegebenen Veranlassung und unter ihrer Leitung (S. 109. 110. 112), da sie die von der Pest entvölkerten Theile des Peloponneses habe wieder bevölkern wollen, erfolgt sei (S. 88. 103. 105). Besonders — so bemerkt hier S. 106 f. der Verfasser, wennschon dem Zwecke und dem eigentlichen Inhalte des zweiten Buchs seines Werks vorgreifend — hätten die Slaven zuerst in den westlichen und nördlichen Theilen des Peloponneses gewohnt; übrigens (S. 112) sei es unzweifelhaft, dafs diese slavischen Colonisten oftmals in feindliche Berührungen mit den Bewohnern der verschiedenen Provinzen des Peloponneses und mit der Regierung in Byzanz selbst gekommen, dafs die Slaven auch von dem eigentlichen Griechenland aus (das, was nach der Zeit, und bis auf die Gegenwart, den Namen: Rumelien geführt) häufige Einfälle in den Peloponnes unternommen, und dafs endlich auch die Bulgaren, die jedoch kein slavischer Stamm seien, sondern nur die slavische Sprache angenommen gehabt, ihre Eroberungen bis über den Peloponnes selbst

Digitized by Google

ausgedehnt hätten. Allein diese späteren Thatsachen können das wahre Wesen der ersten und eigentlichen Niederlassung der Slaven nicht ändern, und niemals dürfe vergessen werden, dafs, nachdem die Slaven öfters gegen die Regierung in Byzanz sich empört, sie endlich von den Griechen überwältigt worden, und, nach Annahme ihrer Religion und Sprache, in solchem Maafse mit dem Stamme der Griechen sich verschmolzen, wie das Wasser eines Flusses, nachdem derselbe in das Meer sich ergossen, zwar eine Zeit lang seine Farbe und ganzes Wesen behält, bald aber von den unermefslichen Wogen des Meeres verschlungen wird (S. II.).

Wir theilen die Ansicht des Verf.'s, der S. 86 f. die Hoffnung ausspricht, dafs, wenn einst die allgemeine Meinung über den hier besprochenen Gegenstand aufgeklärt sein werde, man einst von Fallmerayer und seinen Behauptungen sagen werde, was er selbst in ähnlicher Beziehung sagt: „Dieses sind Fabeln in declamatorischer Form"! Wir theilen die Meinung des Verf.'s, die er in der Hauptsache hier gegen Fallmerayer geltend macht; wir theilen sie, weil sie, ohne vorgefafst zu sein, die Vergangenheit nimmt, wie sie sich aus den recht verstandenen Geschichten der Jahrhunderte darstellt, und daraus die Vergangenheit selbst deutet, ohne ihr Gewalt anzuthun; weil sie auch die Gegenwart nimmt, wie sie sich Jedem, der nicht blind ist, darbietet, ohne auch ihr Gewalt anzuthun, aber auch ohne das Recht, das ihr gebührt, zu verkennen; wir theilen sie, weil in ihr die Wahrnehmungen der Gegenwart mit der Vergangenheit, wie diese hier dargestellt wird, übereinstimmen, und dabei nicht auf angebliche Geschichten der Vergangenheit ein gröfseres Gewicht gelegt wird, als die Wirklichkeit der Gegenwart gestattet. Im Uebrigen ist es jedenfalls in hohem Grade erfreulich, dafs die Griechen unserer Tage, bei dem tiefen Ernste der Gegenwart, der auf ihrem Staatsleben lastet, auch ernstlich und in wissenschaftlichen Forschungen mit ihrer Vergangenheit sich beschäftigen. Unfruchtbar können diese Forschungen, auch für die Gegenwart, nicht sein; und wäre es auch nur, dafs die Griechen unserer Tage in demselben Grade, in welchem die Träume von der völligen Slavisirung Griechenlands im Mittelalter in wissenschaftlichen Forschungen zurückgewiesen werden, um so mehr sich veranlafst finden, sich der alten Griechen, mit denen sie verwandt sind, würdig zu machen, ohne die christlichen Elemente, in denen sie wurzeln, zu verkennen und aufzugeben, vielmehr werden sie sich von ihnen in allen Beziehungen wahrhaft durchdringen lassen; wäre es auch nur, dafs sie hiernach um so kräftiger und ernstlicher den feindseligen Zumuthungen des Panslavismus für ihr öffentliches Leben widerstreben, — so wäre durch diese wissenschaftlichen Forschungen für Vergangenheit und Gegenwart des griechischen Volks unendlich viel gewonnen.

Dr. Theod. Kind.

XVII.

Ritusanhâra i. e. Tempestatum Cyclus, carmen sanscritum, Kâlidâso adscriptum, edidit etc. P. a Bohlen. Lipsiae, 1840.

Wenn wir noch heute, mehrere Jahre nach dem Erscheinen, das obige Schriftchen, das letzte des um Belebung indischer Studien unter uns nicht wenig verdienten Herausgebers zur Sprache bringen, so geschieht das *nicht* mit Rücksicht auf das auf dem Titel genannte Werk des Câlidâsa, welches wir schon anderswo besprochen und vollständig übersetzt haben. Wir haben dabei vielmehr ausschliefslich die am Schlusse des Buches beigegebene Elegia in mortem uxoris im Auge, ein kleineres Gedicht in 18 Strophen, welches einem gröfseren Werke von Çrîmatpanditarâg'a-G'agannâtha, dem Bhâminîvilâsa, entnommen ist. Denn so hat der Herausgeber richtig nach den Manuscripten geschrieben, während es sich bei Colebrooke irrig Bhâmantvilâsa *) genannt findet. Es ist, wie der Letztere schon Misc. Ess. II. p. 117 kurz gesagt hat „a collection of miscellaneous poetry", aber Näheres erfahren wir weder hier, noch durch unseren Herausgeber, der es überhaupt, in Folge des Todes seiner ihm eben vorangegangenen Gattin, und selbst schon mit dem Tode ringend, gleichsam aus dem Stegreife veröffentlicht zu haben scheint. Dafs das Werk Prosa, oder *auch* Prosa enthalte, wie Adelung Lit. der S. Spr. S. 265 n. nach Ward anführt, ist ein Irrthum;

*) Bhâminî ist hier ohne Zweifel als Name zu fassen; es bedeutet aber eigentlich: a passionate woman, vielleicht beziehen sich darauf Vers 9 und 15.

Digitized by Google

es ist durchgängig in Versen abgefafst, die aber, aufser in der hier bekannt gemachten Probe, das Metrum vielfach wechseln. Es zerfällt in vier Abschnitte oder Vilâsa's (i. e. Liebesscherze, Tändeleien), in denen Anordnung und Zahl der Verse aber nach den verschiedenen Manuscripten schwankt, wiederum jedoch mit Ausnahme unseres Stückes. Der erste *Vilâsa* (101 oder 126 Verse) heifst *prâstâvika* i. e. etwa der einleitende; der zweite (87 oder 182 Verse) heifst çringâravarnana, d. h. von der Liebe handelnd; der dritte, aus 19 Versen bestehend, führt den Namen karuna, flebilis, was nach Colebrooke's Vorgange hier durch Elegia wiedergegeben ist; und der vierte und letzte endlich, 32 oder 46 Verse enthaltend, ist çânta genannt, d. h. ruhig, besänftigt, indem der Verf. hier nach der Trauer und Klage um die Geliebte wieder zur Ruhe kommt. So deuten schon die Namen der Abschnitte an, wie der Dichter von der Erwartung und Hoffnung aus die verschiedenen Stufen des Besitzes und der Liebe, des Verlustes und der Trauer um die Geliebte durchschreitet, bis er am Schlusse wieder zur Besänftigung und Ruhe gelangt. Dabei fehlt es ihm keineswegs an Gedanken; er behandelt seinen Gegenstand mit Gemüth und Wahrheit der Empfindung; die Sprache ist noch in einem besseren Geschmacke gehalten, und zeichnet sich äufserlich, so viel ich bis jetzt sehe, nur durch ein oft bemerkbares Streben nach Alliteration aus: so entbehrt sie nicht aller Kunst, aber sie ist frei von jener Künstlichkeit, die den Eindruck eines Gedichtes stört, weil sie selbst als überwiegender Zweck hervortritt. Zu bedauern ist aber, dafs die Einheit des Werkes, welches seinem Charakter nach wie eine Art Spruchsammlung angesehen wurde und insofern zur Vermehrung Anlafs gab, durch viele fremde und spätere Zusätze gestört ist, wie dies aus der oben angegebenen Ungleichheit der Versanzahl in den Manuscripten hervorgeht. Vortheilhaft zeichnet sich in dieser Hinsicht wieder das uns durch von Bohlen mitgetheilte Stück aus, welches den dritten Abschnitt bildet und *wesentlich* in einem Sinne wie in einem Metrum gedichtet ist, wie es denn auch von zwei Manuscripten im Ganzen gleich überliefert wird. Die Handschriften (es liegen uns zwei Londoner Codd. in Abschriften vor) sind zum Glücke bedeutend besser als von Bohlen's Abdruck, in dem nur wenige Verse ganz richtig und ganz verständlich sind. Manche Fehler kommen auf Rechnung des unbeholfenen Leipziger Sanskritdruckes, andere auf die des Herausgebers, dem man sie unter den oben berührten Verhältnissen gern zu gute halten wird. Wir wenigstens sind weit entfernt, die unbestreitbaren Verdienste von Bohlen's dadurch beeinträchtigen zu wollen, und halten es lediglich um der Sache willen und um dem in seiner Art eigenthümlichen Gedichte zu möglichster Reinheit zu verhelfen, für erlaubt, die folgenden Berichtigungen, deren sich nur ein Theil aus den Manuscripten ergibt, hier mitzutheilen.

Vers 1, lin. 1. ist daiva- zu trennen und in daivê zu verbessern, wie schon Colebrooke l. l., wo er den ersten Vers heraushebt, gab: so lesen nämlich nicht blofs beide Codd., sondern das Metrum verlangt auch die zweite Silbe lang, weshalb wir früher schon daivâ zu lesen vorgeschlagen hatten. Der Sinn ist nun: da das Schicksal sich abgewendet, und des Hauses Perle zum Himmel gegangen u. s. w.

Vers 2, ist ganz corrupt und unverständlich: sakhinajam und smaraja, beide verlockend und nach etwas aussehend, ohne etwas zu sein, das letztere aber schon gegen das Metrum verstofsend, sind mit Hilfe der Codd. in savinajam, worauf man freilich leicht kommen konnte, wenn man sich einen Lesefehler anzunehmen wagte, und smarasja (d. h. ∪ — ∪ für ∪∪∪) zu verbessern. Die Uebersetzung des Herausgebers zeigt, dafs nicht blofse Druckfehler vorliegen: darauf reduciren sich indessen die Fehler in

Vers 3: vidjâpi; hari- für hîra-; adhi- für âdhê-.

Vers 4 ist richtig: die Codd. hatten indessen prabhâta und einer -bhangamadaih, der andere -mangapadaih.

Vers 5 ist schlechter bestellt, und so nicht verständlich, abgesehn davon, dafs bhîti, rûdhavatjasi und vivâhê fast bis zur Unleserlichkeit verdruckt sind, indem die über der Linie bezeichneten Vocale in dem Leipziger Drucke lose stehen und daher oft an eine falsche Stelle springen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 35.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Ritusanhâra i. e. Tempestatum Cyclus, carmen sanscritum, Kâlidâso adscriptum, edidit etc. P. a Bohlen.

(Schluſs.)

Zum besseren Verständnisse schlage ich aber vor, erstlich jârûdh. d. h. jâ ârûdhavatjasi zu lesen, und zweitens *mit* Cod. B. çilâçakalam, für das unverständliche çivâçakalam; v und l liegen sich nahe und werden in Manuscripten oft verwechselt; ob çakalam richtig sei, könnte man zweifeln; jedesfalls kann es, da es nur den *Theil*, das *Stück* für das Ganze setzt, nicht viel ändern, aber es liegt wohl die Absicht unter, durch diesen Zusatz den Gegensatz zwischen dem *Stein* und dem *Himmel* besser hervorzuheben; doch es fragt sich: was soll çilâ i. e. Stein, Fels hier bedeuten? Und um das zu verstehen, müssen wir daran erinnern, daſs bei der (hier in Rede stehenden) Hochzeit der Inder allerdings mehrfach eines *Steines* gedacht wird: Colebrooke M. E. I. S. 218 sagt ausdrücklich: „According to the followers of the Jag'urvêda, the bridegroom now *takes the bride's right hand*, reciting a text etc. *The bride then steps on a stone* while this text is recited: Ascend this stone: be firm like this stone" etc., womit zu vergleichen, ebendaselbst S. 225. Ferner finde ich in einer neueren englischen Darstellung der indischen Hochzeitsgebräuche Folgendes: Die Leiber der Verlobten werden demnächst mit duftigen Salben eingerieben, und wenn das geschehen, kleine Gaben, um das Glück der Braut zu sichern, in den Wohnungen beider Aeltern den Manen ihrer Vorfahren geweiht. Braut und Bräutigam tauschen darauf Geschenke von Betel, Früchten u. s. w. aus und in dem Laufe des Nachmittags werden ihre Köpfe geschoren. Unmittelbar nach dieser Ceremonie wird ein groſser *Stein* in die Mitte eines künstlichen Teiches (a small artificial pond of water) gelegt, umgeben von Bäumen, in denen Lampen, mit Dochten von der Frucht der Dornapfelpflanze, aufgehängt werden. *Auf diesem Steine steht der Bräutigam*, und die Frauen mit den brennenden Lampen in ihren Händen, nähern sich ihm u. s. w.

Halten wir uns nun an die obige Bemerkung Colebrooke's, so begreifen wir sogleich die Worte unseres Verses: dhritvâ — karam mê und jârûdhavatjasi çilâçakalam: der Sinn ist nun dieser: als du bei der Hochzeit das Felsstück (den kleinen Stein) betratst, hieltst du aus Furcht, der Fuſs möchte (dir) straucheln, meine Hand: und jetzt betrittst eben du, mich verlassend, den Himmel, gleichsam um dich ihm zu vermählen. Es liegen mindestens zwei Gegensätze in den Worten, nämlich: Stein und Himmel, und meine und des Himmels Vermählung: beide treten besser hervor, wenn man wie oben angedeutet, ârûdhav., und auſserdem vilâsini statt des Vocativs liest.

Vers 6. Die Abweichungen des Cod. B. sind unbedeutend: guna und rasa wechseln ihre Stelle, aber für mangala liest er kômala.

Vers 7 ist indôçc'a, abhjudgata, prijê zu lesen.

Vers 8, nicht ganz leicht, glaube ich besser zu verstehen, wenn man sâudâminî, in welcher Bedeutung man es auch nehme, mit dem Folgenden verbindet; ferner ist mit den Handschriften kândê und ug'g'ritasja zu lesen. Siehe die Uebersetzung.

Vers 9. steht *ganz so* in den Handschr. und bleibt doch wie es hier gegeben ist, unverständlich, ja Unsinn, den Bohlen's Uebersetzung „Und wer hat mir denn so gezürnet beim Gaukelspiele, daſs selbst die *Erde* seiner mächtigen Faust gehorchte" nicht hob, während er dem klarsten Sinne weicht, sobald man erstlich karabhôru, als Vocativ, von dem folgenden vaçamvadâ *trennt*, und dieses mit bhûh *verbindet*, d. h. bhûh nicht als *Erde* faſst, sondern als abhûh. Nun ist alles mit einem Male, und bloſs durch andere Tren-

Digitized by Google

nung und Verbindung der Worte, ganz deutlich: Wurdest du denn, Schönhüftige! dem Zorne, entstanden durch eine meiner Neckereien, so unterthan, dafs plötzlich du Gattentreue selbst, mich verlassend, aufgiengest zur Wohnung, der fernen, eine Erfreuende der Seligen. Aehnlich wie Vs. 5.

Vers 10. ist kâvjâtmanâ, antarêna, ramanîjaçîlê zu lesen, was verdruckt; tân beruht auf einer Emendation des Herausgebers für tvam (= tvâm?) der Codd., und bezieht sich logisch und grammatisch richtiger auf jê, während tvâm jedesfalls eine ungenaue Construction geben würde, indem es sich nicht auf das vorangehende Relat. jê, sondern auf den damit verbundenen Genitiv tava (tui) bezöge: tui qui — sine his, oder sine te.

Vers 11. ist recht, aber in der Uebersetzung mifsverstanden s. u.

Vers 12. lies parishic'ja für -g'ja, kâmêçvarî für çc'.

Vers 13. lies xipasi, verdruckt, und verbinde êna mit çâvâxi, wie Bhâminî auch sonst in dem Werke êní genannt wird. Die nächsten Verse sind ganz recht, bis auf

Vers 16., wo die Codd. zwar (aufser namjâ des einen für ramjâ) nichts geben, das Wahre aber, ähnlich Vs. 9., so versteckt ist, so nahe es liegt: c'êtaç-c'a matkriti (B. *und meinem* Geiste u. s. w.) sind in c'êtaç-c'amatkriti zu zerlegen: Entzücken, Schauspiel für den Geist, c'amatkriti ist in der späteren Poësie besonders nicht selten, cf. c'amatkâra etc., alles was in Staunen, Verwunderung setzt. Endlich Vers 17. lies anjam und

Vers 18 ist kavi besser als kriti, rasârdrâm für rasandrâm zu lesen, und manah mit prasâdah zu verbinden: wem entsteht nicht Geistgeneigtheit zu preisen; für c'a sudhâ- liest einer der Codd. karunâ.

Der Herausgeber hat seine Kritik fast darauf beschränkt, den einen in *beiden* Handschriften zwischen Vers 17 und 18 eingeschobenen 19ten Vers stillschweigend auszulassen. Wir holen ihn hier daher nach: er lautet so:

Dajitasja gunân anusmarantî
Çajanê samprati jâ vilôkitâsît,
Adhunâ khalu hanta sâ kriçângî
Giram angîkurutê na bhâshitâpi.

D. h. die den Tugenden des Geliebten nachdenkend auf dem Lager gesehn ward, die macht sich jetzt das Lob (die *Stimme* Anderer) zu eigen, ohne selbst zu sprechen". Der Vers ist aber müfsig, denn er schliefst sich an den 17. und 18. an, aus denen er zusammengesetzt zu sein scheint: die beiden Hauptgedanken sind: die nur an des Liebsten Vorzüge dachte, die — läfst jetzt sich selbst preisen, *oder* (denn giram ist absichtlich doppelsinnig gebraucht) die spricht jetzt, obwohl selbst nicht mehr sprechend (weil todt) in Anderer Stimme fort: denn — Vs. 18. — wer priese dich nicht gerne u. s. w. Und was besonders gegen den Vers einzuwenden ist, ist dafs das durch alle 18 Verse gehende Metrum hier mit einem Male verlassen und mit einem anderen vertauscht ist, was ihn nicht ohne Grund verdächtig macht.

So glauben wir, steht dem Verständnisse des durch seinen modern-sentimentalen Charakter merkwürdigen Gedichtes — wir kennen wenigstens nichts Aehnliches in der indischen Literatur — nichts weiter entgegen: der Text dürfte ganz gereinigt und sicher vorliegen: wir versuchen ihn demnächst so treu zu übersetzen, als es bei Bewahrung des indischen Versmafses möglich ist, indem wir jedoch natürlich nicht jedes Wort genau wiederzugeben versprechen können; v. Bohlen hat seiner Ausgabe auch eine deutsche Uebersetzung hinzugefügt, allein er sagt selbst: lusum potius facere, quam accuratam versionem tenture studuimus. Das Metrum ist Vasantatilaka:

– – ⏑ – ⏑ ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ –.

1.

Da feindlich, wehe! das Geschick sich mir abgewendet,
Empor gegangen zu dem Himmel des Hauses Perle,
Wem willst du ferner denn, Gemüthe, dein Leiden klagen,
Wer soll mit kühlendem Gekose den Schmerz dir sänften?

2.

Du nahtest mir einstens mit bescheidenen Lächelblicken,
Den lieblich tändelnden Genossen des Liebesgottes:
Und jetzo willst du, o Geliebte, mit sanften Worten
Auch nicht ein weniges mir lindern des Herzens Kummer?

3.

Was sinnlich, gehet nun den Pfad des Vergessens alles,
Das Wissen selber das erworben mit Müh', entschwand mir:
Nur sie, die Einzige, mit Augen des jungen Rehes
Entweicht dem Herzen, die gefeierte Gottheit, nimmer!

4.

Doch du, die eilig du zum Sitze des Friedens eingiengst,
Erbarmungsreiche! dem Erbarmen entsagst du wahrlich,
Dafs nicht du lächelst mir wie früher am Morgen ferner
Mit Seitenblicken den gebrochenen, lotussüfsen.

5.

Du hieltest, fürchtend dafs die Füfse dir straucheln möchten,
Den Stein besteigend bei der Hochzeit, an meiner Hand dich:

Digitized by Google

Und nun besteigest du den Himmel, verlassend mich hier,
Mit ihm zu kosen, so in mancherlei Weise denk' ich.

6.

Die Tadellose, die an Tugend und Anmuth Reiche,
*Die Reichgeschmückte, mit dem goldenen Ohrgehänge, *)*
Sie, gleich dem eigenen Gedichte, das Herz erfreuend,
Die Holde weichet aus dem Herzen mir nie und nimmer.

7.

Nun kann der Sinn sich, auch der ganze, des Lotus freuen,
Des Mondes Antlitz unvergleichlich an Schönheit strahlen,
Und wieder hört sich das Gezwitscher der holden Sänger,
Seit Herzgeliebte! du von hinnen zum Ziele giengest.

8.

O du, die gleichest du der Nymphe an Scherz und Liebreiz,
Indra's Genüsse mir verleihend nur wen'ge Tage,
Bist mir verschwunden, dem vom Glücke Verlassnen, gleichsam
*Die Glücksgöttin des von Rathe verlassnen Herrschers. **)*

9.

Und wurd'st du, Liebliche, dem Zorne, hervorgerufen
Durch irgend einen von den Scherzen, so unterthänig,
Dass Gattentreue! du verlassend mich plötzlich aufwärts
*Zum Sitz der Seligen, du Selige, ***) giengst, dem fernen?*

10.

Da deine Scherze, die wie Nectar erquickend, einstens
In meinem Geiste mit der Seele der Dichtung reiften,
Wie sollen jetzo, du Entzückende, geisterquickend
Und hoch entzückende Gedichte uns, fern dir, werden?

11.

Da du noch leuchtetest auf Erden mit süssem Lächeln,
Sein Licht vergebens für die Dichter entsandte, Schöne!
Der volle Mond, der zu verwirreter Augen Blendung,
Seit du gegangen, mit dem Glanze der Laxmi strahlet.

12.

Die stets benetzte mich mit Nectar des süssen Lächelns,
Und dann mir opferte mit blühendem Augenlotus,
Die Segen bringende, die Göttin des Hauses weichet,
Die Liebesherrin, die geliebte, mir nie vom Herzen.

13.

Auf Erden weilend „o Entzückender, Holder"! also
Mit süssen Worten zu dem himmlischen Sitz du hobst mich:
Und jetzt verweilend in dem Himmel, Gazellenauge!
Wirfst du mich nieder in den Staub auf der Erde Boden?

14.

Liebreiz und Tugend, wie der leuchtende Abend lauter,
Und überweltliche Bescheidenheit, reine Sitte,
Gleich mir die Tugenden verlassen und herrinlos sind,
Da auf du Liebliche! zum Sitze der Götter giengest.

15.

Die strahlend lautrer als das Gold und in hehrster Reinheit
Du stets entsendetest die eigenen Flammen ringsum,
Dich Herzentwendende, mit Augen der jungen Hindin!
Verbrannte Feuer, das vom Zorne entflammte, glaub ich.

16.

Sie hat wie Salbe mir gelindert der Augen Brennen,
Geschmiegt sich wonnig um den Hals mir wie Blüthenkränze, —
Dem Geist wie liebliche Gedichte ein festlich Schauspiel —
Unsterblich strahlte sie der Frauen gepries'ne Krone.

17.

Die selbst im Traume du nicht, Bhâmini, andre Männer,
Als deinen eigenen, erschautest verlangend jemals,
Wie gehest jetzo denn von hinnen du, wehe! sprich mir!
Dir einen anderen geringern Gemahl zu suchen?

18.

Der Stimme Rieseln, das wie Amritaregen träufelt
Und deine reizende Gestalt, die des Dichterlobs werth,
Dein überirdisches wie Nectar so sanftes Wesen,
Wer wäre gerne nicht bereit, es zu preisen alles!

Albert Hoefer.

*) Eigentlich çravanamangalavarnaràg'ih i. e. mit des Ohres glücklichem Goldstreifen, d. h. geputzt, und damit ist wohl angedeutet dass sie seine Frau war: in ihrem Frauenschmucke steht sie ihm vor. Ich darf hier wohl an Cáurap. v. 11 erinnern, den ich in m. Ind. Gedichten I. falsch übersetzt habe: es ist dort von einem an das Ohr befestigten Goldbleche die Rede, um anzuzeigen, dass sie nicht Wittwe zu zu werden wünsche. An einen anderen abergläubischen Gebrauch ist dabei nicht zu denken, und jenes auch wohl nur, sofern die Wittwen überhaupt ihren Schmuck ablegten. Indessen möchte auch von diesem besonderen Theile desselben gegolten haben, was von dem Halsschmucke, der als Zeichen der Heirath von der Frau angelegt, und wenn sie Wittwe wird, förmlichst entfernt wird, ausdrücklich erwähnt ist.

**) v. Bohlen: „und gleich dem Herrscher, dem die Krone hinweggebannt". Vgl. Lassen Anthol. S. 30—31.

***) Die Selige, im Original muktaramani, d. h. eine Selige, oder als Frau (Entzückende) der Seligen. Cf. vs. 5.

XVIII.

Gedichte von J. G. Deeg. Stuttgart. Franckh'sche Verlagshandlung. 1843.

Es ist eine schöne Sache, wenn statt Schlaffheit und Gleichgiltigkeit die lebendige Ueberzeugung wieder allgemein wird, dass es bei Allem auf feste und entschiedne Gesinnung ankommt, und dass nur dasjenige wahrhaft gilt, was mit ungetheiltem Geiste, mit Charakter vollbracht wird. Damit ist dem vagen Dilettantismus und Allen, die weder kalt noch warm sind, das Urtheil gesprochen, damit beginnt die Erkenntniss, dass nur ein reines muthiges Herz die Wahrheit fasst, dass wer wirklich weiss, was er will, immer auch will, was er weiss. Läge es nicht im Gang der Dinge, dass die Geschichte sich durch Extreme bewegt, so könnte man indess es betrübend finden, wie umgekehrt bei uns jetzt gar sehr nicht Talent und objective Leistung, sondern die Ansichten der Partei selbst auf dem Gebiete der Kunst zuerst in's Auge gefasst und zum Grunde des Preisens oder Verwerfens gemacht werden. Als Herwegh schrieb: „Und meinen Lorbeer flechte die Partei"! — da ward er zwar von den Deutschen Jahrbüchern auf den Schild gehoben, allein er hatte selbst damit bekannt, dass nicht die Schönheit, sondern die Politik sein Hauptinteresse sei; die Kunst war ihm nicht mehr Selbstzweck, sie ward Mittel, und das rächt sich immer, gar manche seiner neue-

Digitized by Google

ren Tendenzverse sind so abstract und poesielos, dafs leicht auch ein freisinniger Mann sagen möchte: „Ich gehe zum Andreas". Doch zum Glück ist dies nicht nöthig; auch unter den jüngeren Dichtern treten Einzelne hervor, die, den alten Unsterblichen nacheifernd, vor allem den Musen zu opfern trachten, dann aber wohl wissen:

„Es kann der Mensch, wer er auch sei, und was er auch beginne,
Auf keiner bessern Warte stehn, als auf der Freiheit Zinne".

Ein solcher ist *J. G. Deeg.*

Die Zeit hat ihn angeregt wie Wenige, aber er hat nicht der Mode gefolgt, um durch Excentricitäten einen augenblicklichen Ruf zu gewinnen, und vor den Foderungen einer politischen Partei jegliches Andre geringschätzig zu verwerfen: er ist in der Stille gereift, und bietet uns jetzt ein ganzes volles Dichtergemüth, stark, gediegen, reich an innigem Gefühl und trotziger Thatkraft. Nur was seine Seele mächtig erfafst, klingt in seinem Liede, und ist stets etwas Würdiges und Edles; dabei zeichnet Deeg vor allen seinen Genossen im Kampfspiel um den Apollinischen Lorbeer sich durch *Formvollendung* glänzend aus. Seine Gedichte erinnern hierdurch an Platen, aber es weht ein heimathlicherer Geist in ihnen, mehr Frische und Unmittelbarkeit. Verziertes finden wir nie, Verschränktes äufserst selten, die feste reine Form ist eben nichts Aeufserliches, sie harmonisirt mit dem Inhalt, der sich in ihr ausprägt, Ueberflüssiges, Unbedeutendes, Zufälliges ist ausgeschieden; da ist weder ein endloses Fortspinnen noch ein plötzliches Abbrechen des Fadens vor dem Ziel des Gedichts, jedes ist ein Ganzes; das Studium des Alterthums hat die rechte Frucht getragen, nicht zur Nachahmung verleitet, aber eine *plastische* Klarheit hervorgerufen, die als das eigentliche Siegel der Kunst erscheint.

Hätte Deeg mehrere von seinen Gedichten, welche politische Stoffe behandeln, vorangestellt, er hätte vielleicht rascheren Erfolg gehabt; aber seine echte Künstlernatur zog es vor, nicht einseitig, nicht plötzlich uns entgegenzutreten, vielmehr das eigne Werden und die Elemente ihres Seins in mannigfachen Ausstrahlungen vor unsern Augen zu entfalten. Das Unbedeutendere ist vorangestellt, es ist Anfangs mehr noch die Ahnung des Zukünftigen, was uns anzieht, sinnige Klänge der ersten Liebe, des ersten Leides: die Subjectivität des Dichters hat sich noch erst mit dem Gehalte des Lebens zu erfüllen, um ihn geistig und verklärend wiederzugebären. Aber wie lieblich ist schon das Lied:

Maienglöckchen.

Im Blüthenmond geboren sein,
Das ist vom Schicksal ein Gewinn,
So mitten in dem Sonnenschein
Und in den Blumen mitten drinn.

Wenn in dem weiten hellen All
Jedwedes Fleckchen sich verschönt
Und dann der Schlag der Nachtigall
In's allererste Weinen tönt u. s. w.

Der Dichter weifs es selber, dafs der Wille mit dem Stempel, mit dem Hammer andre Lieder prägt, aber wer will es ihm verargen, wenn er die, welche wie die Perlen in kühler Stille wachsen, an eine Schnur reiht, um sie in die Locken der Geliebten zu flechten? Blüht doch die Alpenrose nahe bei den Firnen! Wunderbar zart und sinnig hat Deeg das Mährchen von den schattenlosen Blumenmädchen, deren das mittelalterliche Alexanderlied gedenkt, zu einem bunten Liederkranz verwoben; da wird auf einmal Alles Duft and Musik, wie der traumhafte Stoff es erheischt; wer aber die „*Wunderblume*" gefunden hat, der wird auch diese lieblichen Räthselbilder durch sie verstehn und deuten.

Die ganze subjective Entwicklung Deegs ist eine gesunde, naturwüchsige. Es ist keine Phrase, wenn er sagt:

„O Tage der ersten Jugend,
Da ich im Walde safs
Und beim Geläute der Heerden
Die ersten Bücher las"!

Er ist im Fichtelgebirg geboren, und hat aus dem Bauernstand mit derber Kraft sich zu einer seltnen Durchbildung emporgearbeitet; die kräftige Jugendwurzel, die ihn am Boden des Vaterlandes festhält, gibt seinem Geist kernhaft Nahrung, er ist deutsch durch und durch, und fern von allem Zimpern und falscher Sentimentalität trägt er mit starker Seele auch den Ernst des Lebens. Er rafft seine Last auf, statt sie ängstlich zu wägen, und hält wacker aus, weil man das Schwert erst schwingt, wenn es im Feuer gestählt ist.

Dieser starke männliche Geist spricht sich namentlich in den Sonetten aus; aber nicht in wilder Schroffheit, sondern gefafst, selbstbewufst, offen für jede tiefere Empfindung. Da heifst es:

Von vielen Theuren ward ich fortgerissen,
Und immer treibt mich's fort im wilden Leben,
Das mich erdrückt mit seinen Finsternissen.

Doch immer noch ertrug ich's ohne Beben
Und war in meinem Innern nur beflissen
Mit fester Thatkraft Liebe zu verweben.

Die Liebeslieder sollen und wollen nicht „als ewige Feuersäule wandeln vor Israel" — aber lächerlich ist der Aberglaube einiger Kritiker und Reimer, als sei überhaupt ihre Zeit vorüber, als ob die Liebe der Freiheit Eintrag thäte. Der wahre Dichter, wen ihm diese als hohe Braut das Herz bewältigt und zu Gesängen treibt, wird gerade durch jene ein schönes Motiv erhalten, gerade wie derjenige um so muthiger und hartnäckiger in der Schlacht aushalten wird, der im Vaterlande zugleich den eignen Heerd und seine Penaten vertheidigt.

Zudem ist nichts unpoetischer, als der abstracte Vorsatz: „Wir wollen einmal hassen"; wie es keine Rosen gibt ohne Dornen, so steht im Zorn die Kraft der Liebe, aber der Zorn verlangt seinen Gegenstand, im Lied des Hasses mufs uns der Dichter das Häfsliche mit all seinen Schrecken vor die Seele führen, wie es Mickiewicz, wie es Platen in den Polenliedern gethan, und es braucht der Hörer oder Leser den Hafs sich nicht mehr vorzunehmen, er wird ihm schon von selber heifs machen! Was die Brust der Menschheit mit Qual oder Wonne erfüllt, was im Herzen des Dichters zum überwältigenden Pathos wird, das ist Poesie, Freiheit, Vaterland, Volksehre so gut, wie blofs subjective Empfindungen, ja der Sänger ist recht eigentlich der Mund seiner Zeit, und die ihn vernehmen, glauben an ihn, weil er ihren eignen Ahnungen und Gefühlen Worte gibt; wer sich aber für irgend eine Sache forcirt, statt dem Gotte zu folgen, der kann ein recht wackrer Mann sein, aber sein Werk ist alsdann keine Poesie

Deegs politische Gedichte fliegen zunächst nicht ausschliefslich in den leeren Räumen der Zukunft einher; wo sie uns auch in die Ferne locken, sie wurzeln in der Gegenwart und sind empfangen vom heiligen Geist der Freiheit in einem echt patriotischen Gemüth, dem Deutschland's Wohl und Weh, dem des Vaterlands Schmach und Herrlichkeit vor Allem Schmerz und Freude bringt. Jene zehn Hymnen: „das Vaterland" erinnern an Klopstocksche Odengebäude, aber sie vermeiden die Berührung von dem, was uns fremd geworden, was nicht mehr bei uns lebendig ist; in stolzer Reihe schreiten die Helden, die Sänger Deutschlands an uns vorüber, die Charakteristik derselben ist stets schlagend und scharf, meist hochpoetisch, im Schwung Pindarischer Rhythmen, der die Gestalten nicht auf weilendem Fufsgestell als Bildner episch ausprägt, sondern mit blitzendem Morgenlicht im Fluge berührt, dafs sie erklingen. Im erbebenden Gefühl, dafs Germania noch manchen Mann des Schwertes und Wortes im Schofse birgt, ruft der Dichter:

Du aber stehe sofort, o Lied,
Wie Moses auf dem Nebo!

Hieran reihen sich die dramatischen Fragmente aus einer Tragödie: „Witukind". Sie erregen ein sehnliches Verlangen nach dem Ganzen, und wir hoffen, bald darüber berichten zu können; es weht in diesen Scenen der herbe frische Duft eines aufgrünenden Eichwalds. M. Carriere.

Digitized by Google

№ 36.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

XIX.

Die Lehre von der Volkswirthschaft in ihren allgemeinen Bedingungen und in ihrer besondern Entwicklung oder wissenschaftliche Darstellung der bürgerlichen Gesellschaft als Wirthschaftssystem. Ein Handbuch für die Freunde dieser Wissenschaft und für Staatsmänner. Von Dr. J. F. G. Eiselen, Prof. der Staatswissenschaften. Halle, 1843. *XII.* 548 *S.*

In dem vorliegenden Werke begrüfsen wir ein Zeugnifs deutscher, gründlicher Wissenschaftlichkeit. Wir freuen uns desselben um so mehr, da unsere deutsche Literatur gerade in dem Fache der Staatswissenschaften an wirklich fortbildenden Arbeiten verhältnifsmäfsig arm erscheint, und da ferner gerade in diesem Fache die Wissenschaft noch so wenig zu einer festen und im Allgemeinen befriedigenden Gestalt gediehen ist. — In reichbestimmter, eine lebendige Auffassung der Totalität wirthschaftlicher Verhältnisse unserer Gegenwart spiegelnder Behandlung nationalökonomischer Tagesfragen werden wir Deutschen mit den Schriftstellern solcher Nationen, die sich eines öffentlichen Staatslebens erfreuen, natürlich nicht wetteifern können. Aber in der wissenschaftlichen Bestimmung und Abgrenzung der Wissenschaft der politischen Oekonomie, — von welcher doch nicht nur der innere Gliedbau derselben und seine Durchsichtigkeit und Fafslichkeit so sehr bedingt, sondern auch die bei den praktischen Tagesfragen entscheidenden Lehrsätze selber so vielfach durch den Zusammenhang kritisirt und corrigirt werden, — da darf die deutsche Wissenschaft sich schon eher einigen Erfolg zutrauen. Aus solchem Zutrauen zur deutschen Wissenschaft ist denn auch das vorliegende Buch geschrieben.

Der Verf. unternimmt also in diesem Werke — nicht, einzelne Lehrsätze zu berichtigen oder zu erweitern; sondern eine neue Bestimmung und Abgrenzung unserer Wissenschaft zu vollbringen, so dafs jene Berichtigungen oder Erweiterungen im Einzelnen aus dieser berichtigten Bestimmung des Ganzen mit wissenschaftlicher Nothwendigkeit sich ergeben. Ohne Zweifel entspricht auch nur diese Weise den Forderungen deutscher Wissenschaft.

„Wie grofs die Fortschritte auch sind", — sagt der Verf., — „welche die Volkswirthschaftslehre seit dem ersten Erscheinen des berühmten Werks von Adam Smith gemacht hat, so glaubte doch der Verf. dieser neuen Bearbeitung derselben nicht zu irren, wenn er behauptet, *dafs ihre wahre Aufgabe noch nicht hinlänglich erkannt worden ist*". Er glaubt die Schuld davon zum Theil eben *A. Sm.* zuschreiben zu müssen. Schon der Titel seines Werks — „Erforschung der Natur und der Ursachen des Nationalreichthums" — schien, nach der Meinung unsers Verf.'s, — „gewissermafsen auf den „*Nationalreichthum*" als das letzte Ziel, wornach die Völker zu streben hätten, hinzudeuten, und wenn diese Folgerung auch keine nothwendige war, so wurde sie doch durch den Inhalt der Schrift nicht wenig unterstützt. Vergifst man dabei nicht, dafs *A. Sm.* in der That auf dem noch sehr wüst liegenden Gebiete nationalökonomischer Betrachtungen einen eminenten Scharfsinn entwickelte, so wird es begreiflich, dafs die vielen kleinen Geister, die nach ihm dasselbe Ziel verfolgten, sich meistens blind an ihn anschlossen". — Ein anderes Unglück für unsere Wissenschaft war, dafs sie aus der *Polemik* hervorging, und daher, — „statt sich dem Gegenstande der Forschung einfach hinzugeben, welches auch das Ergebnifs sein mochte, ihn zu nöthigen suchte, auf gewisse Fragen so und nicht anders zu antworten". — „Zu allem Dem kam dann noch, dafs gewisse Erscheinungen des wirthschaft-

Digitized by Google

lichen Lebens der Völker nur bis zu einem gewissen Puncte erörtert wurden, und so die Untersuchung verhinderten, sich bis in ihre Spitze zu vollenden. Dies sehn wir recht deutlich an der so wichtigen Lehre von der Concurrenz und ihren Folgen". — Der Verf. giebt zwar zu, — dafs sich in der neuesten Zeit manche Schriftsteller, „von denen wir nur *Ricardo, Mac-Culloch* und *Sismondi* nennen wollen", — von *A. Sm.* abwandten; meint aber, es „gestaltete sich doch dadurch die Wissenschaft nicht in ihrer wesentlichen Eigenthümlichkeit, sondern nur in einzelnen mehr oder minder wichtigen Puncten um". —

Refer. hat diese *Kritik*, welche der Verf. gegen die bisherigen Leistungen in unserer Wissenschaft übt, deshalb so ausführlich mitgetheilt, weil ihm *Kritik* überall die eigentliche Seele der Wissenschaft zu sein scheint. In der Kritik spricht sich die Wahrheit oft reiner aus, als in der positiven Leistung, welche dem sie hervortreibenden Geiste nur selten ganz adäquat ist. — Dieser Kritik des Verf.'s stimmen auch alle Männer, die mit dem Gange unserer Wissenschaft gründlich bekannt sind und selbst lebendig in ihrem lebendigen Flusse stehen, vollkommen bei. Bei *A. Sm.* erscheint die Aufhäufung von Tauschwerthen zu sehr als die höchste Norm der Volkswirthschaftspflege; auch wird die Freiheit der wissenschaftlichen Form zu sehr durch das übermäfsige Vorherrschen der Polemik beeinträchtigt; und endlich sind allerdings die einzelnen Begriffe und Erscheinungen nicht mit wissenschaftlicher Consequenz bis in ihre Spitzen vollendet. Der letzte Mangel nur macht die übrigen möglich. Aber, wir meinen, *die ganze Geschichte der Schule*, der stetigen Werkfortsetzung unserer Wissenschaft, hat nach *allen* diesen Puncten beständig und unabläfsig gegen die falschen Schranken reagirt: sie zeigt in ihren Arbeiten ein grofsartiges Schauspiel der kritischen Selbstproduction freier Wissenschaft. Um alles Folgenden willen — müssen wir hier auf einige *Abschnitte* dieses Entwicklungs-Ganges hindeuten. Die rechte Methode der Fortbildung besteht gewifs allein in der Vollendung der Begriffe bis zu ihrer Freiheit; in der Fortführung der Untersuchungen, bis in ihre Spitze. Da ist vor allen Andern allerdings *D. Ricardo* zu nennen. Für die Reinigung des Werthbegriffs von *A. Sm.*, und der von diesem abhängenden Begriffe der „productiven" Arbeit u. s. w., war bereits durch *H. Storch* und *J. B. Say* Einiges geschehen: aber *D. Ricardo* war es, der *den Tauschwerth-Begriff* erst vollendete und so die letzten Reste der physiokratischen Bornirtheit überwand. — Als ein *Zweiter* kann aber *M'Culloch* nicht genannt werden. M'Culloch hat blofs —, wie Mill und Andere, — den durch Ricardo bewirkten Fortschritt in einer systematischen Darstellung durch alle Fragen hindurch fortgeführt. Der nächste Punct war, nach der Reinigung und ersten Vollendung des Tauschwerthbegriffes, — nun denselben von seiner abstracten Qualitätslosigkeit zu befreien. Schon *Lauderdale* und ganz besonders auch unsere deutschen Nat. Oekonomen hatten, neben dem Tauschwerth, den *Gebrauchswerth* hervorgehoben. Aber sie hatten nicht aus der Consequenz des Tauschwerths selber diesen letzten Begriff erreicht und ihn nicht unter Einem höheren mitumgriffen. Hier möchte *Malthus* als der Mann zu nennen sein, der zuerst an dem abstracten Tauschwerthe die immanente Kritik übte — und zeigte, wie der Werth eines besondern Gutes nichts für sich ist, vielmehr der *selbständige Werth* in der *reproductiven Totalität* besteht; wie der Werth nicht als eine einfache Gröfse, sondern nur als auf dem *Maafse* ruhend behandelt werden kann. Hiermit war die Einseitigkeit, welche in Hervorhebung blofs der Theilung in der gesellschaftlichen Gliederung der Arbeit gelegen hatte, durch Hervorhebung der in der Theilung nothwendig bleibenden mafsvollen Einheit nun aufgehoben: und damit war die andere Einseitigkeit eines *Gehenlassens* des Verkehrs der Privatwirthschaften blofs unter dem Gesetze des formellen Rechts, des nackten Eigenthums, im Principe angegriffen. — Eben damit aber war ein *dritter* Schritt vorbereitet. *Recht* und *Oekonomie* konnten so lange scheinbar aufser einander liegen, so lange in der Oekonomie der blofse Tauschwerth dominirte und so lange das „Gehenlassen des Privatverkehrs" für den rechten Weg zum National-Wohlstande galt. Dies Gehenlassen ist eben, rechtlich angesehn, nichts Anders, als das absolute Gelten eines blofs formellen Privatrechts. So bald aber der Werth auf dem Verhältnisse beruht; so verliert auch das Eigenthum seine Gleichgültigkeit gegen die ökonomische Qualität der Güter; und so durchdringen sich Recht und Oekonomie in dem Sinne, dafs das *Recht* den blofs formellen Charakter verliert und ein inhaltvolles „*sociales*" wird, und dafs ebenfalls die *Oekonomie* den Charakter der blofsen Bewegung des Ei-

Digitized by Google

gennutzes in den Schranken des formellen Rechts gegen den Charakter einer „*socialen*" aufgiebt. Diesen Schritt sehen wir in unmittelbarer Fortführung von *Malthus* — gleich nach dem denkwürdigen Streite desselben mit *J. B. Say*, dem Repräsentanten der alten abstracten Tauschwerthschule, — durch *Simondi* gethan in seinen „nouveau principes". Hiermit ist die Richtung auf den blofsen „*Nationalreichthum*", im alten, tadelswerthen Sinne, bereits ganz entchieden in die Richung eines vernünftigen *menschlichen Nationalwohlstandes* umgewendet. — Wir können demnach dem Verf. nicht zugeben, dafs seit *A. Sm.* unsere Wissenschaft „nicht in ihrer wesentlichen Eigenthümlichkeit, sondern nur in einzelnen mehr oder minder wichtigen Puncten" umgestaltet sei. — Gern aber geben wir zu, dafs eine *genügende wissenschaftliche Bestimmung und Begränzung unserer Wissenschaft* noch *nicht* erreicht wurde, und dafs ihre Erreichung wohl *jetzt* unsere Aufgabe sein möchte.

Welchen Begriff stellt nun *unser Verf.* dem von *A. Sm.*, — dem des „*Nationalreichthums*" —, als eine freiere Bestimmung unserer Wissenschaft darbietend, entgegen.

Er sagt (Vorrede IV—VI): „Die *Volkswirthschaftslehre* ist wesentlich nichts Anderes, als die *Darstellung der bürgerlichen Gesellschaft, so weit sie die besondern Bestrebungen ihrer Glieder zu ihrem Inhalte hat*". — Als die verbindenden Triebe seien — meint der Verf. — *Liebe* und *Eigennutz* neben einander wirksam: *jene* walte jedoch nur regellos und vorzugsweise in engern Kreisen; für die umfassendern Beziehungen seie *dieser* das einende Band. „Der Eigennutz lehrt Jeden, sich Andern nützlich zu erweisen, um dadurch selbst einen Vortheil zu erlangen; und wenn er sich so in einem Volke wirksam beweiset und Allen gewährt, was ihnen zukommt, wird er zu einer *natürlichen austheilenden Gerechtigkeit*. — *Diese* nun in ihren *Bedingungen* kennen zu lehren, und zugleich die Umstände auszumitteln, wodurch sie untergraben oder sich zu äufsern gehindert wird, ist die *Aufgabe der Volkswirthschaftslehre*". — „Nennen wir nun den geordneten Inbegriff von Zwecken, welche Jemand verfolgt und durch äufsere Mittel zu erreichen sucht, eine *Wirthschaft*; so werden wir zugeben müssen, dafs alle Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft, und soweit sie in dieselbe eingreifen, in wirthschaftlichen Beziehungen gedacht werden müssen, und dafs alle ihre Zwecke, die höchsten wie die niedrigsten, dadurch, dafs sie äufserlich bedingt sind, eine wirthschaftliche Seite erhalten. Daher kann man auch mit Recht sagen, die *Volkswirthschaftslehre* seie die *Darstellung* des *Lebens der Völker selbst, in sofern sie durch wirthschaftliche Zwecke zu einer bürgerlichen Gesellschaft verbunden werden, oder in ihrem äufserlich bedingten Dasein*". —

Wir haben hierin die nähere Erklärung der bereits im Titel gegebenen Definition — „*wissenschaftliche Darstellung der bürgerlichen Gesellschaft als Wirthschafts-System*". — Refer. würde zu dieser Bestimmung und Begrenzung der „Volkswirthschaftslehre" sogleich beim ersten Lesen sein vollkommenstes Einverständnifs bekannt haben, wenn nicht *Ein* Punct ihm Zweifel erregt hätte, die im Werke selber sich bestätigt sahen. Die Entgegensetzung von „*Liebe*" und „*Eigennutz*" und die ausschliefsliche Erhebung des letztern zum Bande der bürgerlichen Gesellschaft, soweit sie Gegenstand der Volkswirthschaftslehre ist, erregt Bedenken. Als die Quelle der „natürlichen austheilenden Gerechtigkeit" kann eben so wenig der Eigennutz im Gegensatze zur Liebe, wie die Liebe im Gegensatze zum Eigennutze betrachtet werden. Vielmehr nur der gesunde *menschliche Wille in seiner Einheit* ist die Quelle; und die ganze Entgegensetzung möchte schon auf eine Störung der gesunden Sittlichkeit deuten, auf einen *Dualismus* in der sittlichen Welt, den der Geist und die Wissenschaft überwinden wollen. In der That zeigte dann auch der Verfolg, dafs der geehrte Verf. die hier gegebene Bestimmung des Gegenstandes der Volkswirthschaftslehre nicht so verstand, wie Refer. aus den Worten des Vorworts gehofft hatte: nicht als die bürgerlichen Wohlstand in natürlicher austheilender Gerechtigkeit producirende *wirkliche Gesellschaft*; sondern blofs als das Eine Moment dieser Gesellschaft das Moment des *Verkehrs* innerhalb der vorausgesetzten, und deshalb von der Betrachtung ausgeschlossen bleibenden Bestimmungen des *Privatrechts* und der *Volkswirthschaftspflege*. Dies spricht der Verf. bestimmter aus in der Einleitung „*Zur Feststellung des Begriffs*", (§ 1—20). Hier hat (nach § 14.) die Volkswirthschaftslehre die „Aufgabe, zu zeigen, wie sich die bürgerliche Gesellschaft durch ein ihre einzelnen Glieder beherrschendes Interesse, also auf eine *na-*

Digitized by Google

türtiche Weise, zu einem Wirthschaftssysteme gestaltet". Zwar wird (§ 15.) zugegeben, „dafs sich ein solcher *rein natürlicher* Zustand der Wirthschaft höchstens bei Völkern zeigen würde, die nur noch als ein lose verbundenes Aggregat von einzelnen Familien vorhanden wären, also wenig oder gar keine Spuren einer Volkswirthschaft zeigten". Aber es wird entgegnet, wie ja die Volkswirthschaftslehre nicht in *der* Art Erfahrungswissenschaft sei, dafs sie sich genöthigt sähe, „alle ihre einzelnen Behauptungen auf die Erfahrung zu stützen"; — und wie sie selbst „daran nicht würde durch den Umstand gehindert werden, dafs sich die Völker, aus deren Leben sie schöpfen müfste, nicht mehr in ihrem natürlichen Zustande befinden, weil ja die wirthschaftlichen Kräfte und ihre Wirkungen durch positive Gesetze und Einrichtungen zwar modificirt, aber wesentlich nicht verändert werden". So soll denn die Aufgabe sein: „*eine Naturlehre der Volkswirthschaft*", die uns zeige, „wie sich die bürgerliche Gesellschaft als Wirthschaftssystem *überall* entwickeln müsse" (§ 19.). — Mit dieser Auffassung kann Ref. sich durchaus nicht einigen. *Verkehr* und *Recht* lassen sich gar nicht so trennen. Jeder Privatverkehr wird mitbestimmt durch die Bestimmtheit des Rechts, und Recht und Verkehr entwickeln sich immer in und miteinander und können beide in abstracter Trennung gar nicht recht verstanden werden. Eine „*Naturlehre*" der Volkswirthschaft, die blofs das *Ueberall*-Geltende entwickeln wollte, würde, wenn sie anders überhaupt möglich sein sollte, eine gar zu blasse Abstraction sein. Weder die Volkswirthschaftslehre *A. Sm.* noch die des *Verf.*'s ist eine solche. Beide stehen auf der Voraussetzung eines freien Verkehrs innerhalb der Eigenthums- und Erblichkeits-Ordnungen der jüngsten Zeiten. Weshalb diese aber „*natürlicher*" sein sollten, als die der Kaffern, die einander verkaufen; oder der Hindu, die in bestimmter Kaste zu bestimmtem Berufe geboren werden; oder die unserer Väter — mit ihren eigenthümlichen Heerschilden, Erbfolgen, Servituten u. s. w. —: das ist doch nicht einzusehn. Mindestens, dafs sie nicht „*überall*" galten, ist durch die genannten Instanzen klar. — Die Volkswirthschaft ist überhaupt kein „natürliches", sondern ein *sittliches* und somit ein *historisches* Object: und die Volkswirthschaftslehre ist daher nicht eine Naturlehre, sondern eine *Sittenlehre;* gehört nicht der *Physik* sondern der *Ethik* an. In sofern möchte Ref. es nicht tadeln, wenn der Begriff des *National-Reichthums* unserer Wissenschaft zur Aufgabe gestellt wurde: nur dafs dieser Begriff nicht so mangelhaft, wie bei *A. Smith*, sondern sogleich als *National-Wohlstand* in der umfassenden Art gefafst werde, wie *Sismondi* denselben fafst. National-Wohlstand ist der Begriff, den die bürgerliche Gesellschaft in ihrer Totalität, — nicht sie blofs als *Verkehr*, sondern sie als zugleich *Verkehrregelnd*, d. h. als zugleich *Wirthschaftspflege*, — zu ihrer treibenden Seele hat. Der Verkehr der Privatwirthschaften ist bei jedem Volke blofs ein Bruchstück seines gesammten Wirthschaftssystems, dessen Darstellung ohne allen Abschlufs bleibt, wenn sie nicht das zusammenhaltende Band der öffentlichen Rechts- und Wirthschaftspflege mit aufnimmt. Mit andern Worten: die Volkswirthschaftslehre und die Lehre von der Volkswirthschaftspflege dürfen nicht so unabhängig *neben* einandergestellt werden, wie das in der *deutschen* Schule gewöhnlich geworden ist; sondern die letztere mufs als ein wesentlicher Theil der erstern betrachtet werden, als der *Schlufs-Theil*, in welchem das *heutige Recht*, das bis dahin die *verborgene Voraussetzung der Theorie des Verkehrs* war, nun ausdrücklich auch *gesetzt* werde, mit der sich dabei von selbst ergebenden *Kritik der bisherigen ungenügenden Ausführung*. —

Demnach ist Ref. der Ansicht, dafs der Verf. seinem Gedanken, die *Volkswirthschaftslehre* zu behandeln als eine *wissenschaftliche „Darstellung des Lebens der Völker selbst, in sofern sie durch wirthschaftliche Zwecke zu einer bürgerlichen Gesellschaft verbunden werden, oder in ihrem äufserlich bedingten Dasein*" — schon in der *Einleitung* nicht vollständig treu geblieben sei. — Es ist hier dem Verf. begegnet, dafs er die „Erscheinungen des wirthschaftlichen Lebens der Völker nur bis auf einen gewissen Punct erörterte, und so die Untersuchung verhinderte, sich bis in ihre Spitzen zu vollenden". An den Grenzen des Rechts ist er stehen geblieben, und hat übersehen, dafs dies, in seiner überall zu Grunde gelegten Bestimmtheit eben sowohl, wie specielle Arbeitstheilung u. s. w., das Product einer bestimmten Stufe des bürgerlichen und ökonomischen Bewufstseins ist. Hierin ist *Sismondi* mit vollem Bewufstsein schon einen Schritt weiter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 37.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Die Lehre von der Volkswirthschaft in ihren allgemeinen Bedingungen und in ihrer besondern Entwicklung oder wissenschaftliche Darstellung der bürgerlichen Gesellschaft als Wirthschaftssystem. Ein Handbuch für die Freunde dieser Wissenschaft und für Staatsmänner. Von Dr. J. F. G. Eiselen.

(Fortsetzung.)

In der *Darstellung selber* scheidet der Verf. *zwei Theile*. Der *erste* enthält die Darstellung der „*allgemeinen Volkswirthschaftslehre*", welche die Lehre ist „von denjenigen *wirthschaftlichen Elementen* und Verhältnissen, die sich bei allen Völkern mit ihrer fortschreitenden Civilisation entwickeln, — wie die Arbeitstheilung, die Maschienen-Anwendung, das Geld, der Credit u. s. w." — Hierauf, meint der Verf., haben sich die bisherigen Darstellungen beschränkt. „Aber die wahre Lehre von der Wirthschaft der Völker mufs diese Materialien zu einem *Ganzen* verbinden, und zeigen, welche wesentliche Verschiedenheit sich in einer solchen Verbindung denken lasse und welche wirthschaftliche Folgen daraus hervorgehn müssen". — Der Darstellung dieser verschiednen *Verbindungen* ist der *zweite Theil*, — die „*besondere Volkswirthschaftslehre*", — gewidmet.

Die „*allgemeine Volkswirthschaftslehre*" (S. 11—396) zerfällt in *vier Abtheilungen*. Sie stellt dar: *zuerst* — die „*Entstehung der Güter*" *überhaupt*, und hier besonders die Steigerung der Ergiebigkeit der Arbeit durch die Arbeitstheilung; — *dann* die „*Vermittlung der getrennten wirthschaftlichen Kräfte zur Einheit eines natürlichen Wirthschaftssystems*"; — *darauf* die „*Bedeutung der Güter und Gütervorräthe für ihre Besitzer und die Art, wie sich die Güter in der bürgerlichen Gesellschaft vertheilen*"; — *endlich* die „*Entstehung des Nationalvermögens*; *Wohlstand*, *Reichthum und Armuth*". — Man sieht, die Eintheilung weicht von der gewöhnlichen — *Production*, *Vertheilung* und *Consumtion der Güter* — einigermafsen ab. Es ist sichtlich das Streben vorhanden, — „einen solchen Gang der Untersuchung einzuschlagen, welcher uns mit logischer Nothwendigkeit von einem Kreise des wirthschaftlichen Volkslebens zum andern forttriebe und so den Zusammenhang aller, so anschaulich wie möglich, hervortreten liefse." Und ohne Zweifel ziehen wir diese Eintheilung des Verf.'s der gewöhnlichen, die des innern Forttreibens ganz entbehrt, wirklich weit vor. Doch haben wir auch bei ihr noch einige Bedenken. Die „Bedeutung der Güter und Gütervorräthe für den Besitzer", so gut, wie die Begriffe „Wohlstand, Reichthum" u. s. w. möchten wohl schon sofort da mit zur Sprache kommen müssen, wo von „Entstehung der Güter" eine lebendige ökonomische und nicht mehr blofs technische Darstellung gegeben werden soll. Es erscheint auch hier noch die „Consumtion", das wirthschaftliche Ziel aller Güter, — von der Production zu abgetrennter Betrachtung hinausgeschoben, ähnlich der alten Anordnung: und es will Ref. bedünken, dafs er an einigen Stellen den nachtheiligen Einfluss dieses Hinausschiebens bemerkt habe, — wie dies angedeutet werden soll.

Die *erste Abtheilung* (S. 11—50), welche „*Von der Entstehung der Güter*" handelt, zerfällt in *vier Abschnitte*: 1) „*Letzte Quellen der Güter*; *Natur*, *Arbeit*"; 2) „*das System der Arbeiten*"; 3) „*von den wirthschaftlichen Folgen der Arbeitstheilung*"; 4) „*von der Volksmenge in ihrem Verhältnisse zur Gütermenge*". — — In Betreff der „*letzten Quellen der Güter*" stimmen wir dem Verf. vollkommen bei, dafs die *Natur* wesentliche *Bedingung* der Bedürfnifsbefriedigung sei, diese aber durch *Arbeit* erst *wirklich* werde. Nur möchte damit wohl auch *Ricardo*, gegen welchen der Verf. hier zu polemisiren scheint, vollkommen einverstanden

Digitized by Google

sein. Wenn letzterer die *Arbeit* als *einzige* Quelle angiebt; so spricht er nicht von Gütern ihrer Existenz oder ihrem Gebrauchswerthe nach, sondern blofs von den Gütern ihrem *Tauschwerthe* nach. Hierauf werden wir noch mehrmals zurückkommen müssen, da dies Mifsverständnifs unsers Verf.'s trübend durch seine ganze Darstellung sich hindurch zieht. Hier ist der rechte Punct, an dem in Einstimmung mit Ricardo, die bei A. Smith noch vorhandenen Reste der Physiokratie hätten überwunden werden müssen. — An der Behandlung des *Kapital-Begriffs* finden wir es ungenügend, dafs dasselbe hier blofs in der Gestalt von *Werkzeugen* und *Geräthen* zur Sprache kommt. Die Gestalt der *Melioration* und *Ausbildung der occupirten Natursphären* oder der *eignen Arbeitskraft* müfsten schon hier zur Sprache kommen, meint Ref. Es beharrt nachher immer die Vorstellung des Capitalisirens als eines dem Consumiren entgegengesetzten Acts der Wirthschaft. Das ist aber eine durchaus einseitige und ungenügende Vorstellung, die noch am alten A. Smithschen Dualismus leidet, welcher die Momente der Wirthschaft fälschlich trennt und verselbstständigt. — In der Darstellung des „*System's der Arbeiten*" möchte besonders anzuerkennen sein, die Ableitung der Arbeitstheilung (§ 32—39.) und die Beseitigung der falschen Unterscheidungen *A. Smith's* und der *Physiokraten* zwischen „*productiver*" und „*unproductiver*" Arbeit (§ 52—56.). „Der, welcher einen Pflug macht, ja selbst der, welcher dem Landmann lehrt, den Pflug zu gebrauchen, ist nicht weniger Landmann, als der Landmann selbst, wenn man auf das Resultat ihrer Thätigkeit sieht; und nicht dem Einen, sondern allen dreien — gehört das Resultat gemeinschaftlich". Die Beseitigung ergiebt sich also eben aus unsers Verf.'s tieferer Auffassung der *Einheit* der wirthschaftlichen Arbeit, welche in aller Theilung doch beharrt und diese zur Gliederung macht; daraus dafs er die Arbeiten der Gesellschaft nicht als ein Aggregat, sondern als ein „*System* der Arbeiten" darstellt. — Der folgende Abschnitt „*von den wirthschaftlichen Folgen der Arbeitstheilung*", so trefflich er sonst gelungen ist, enthält doch in Besprechung der Nachtheile Manches — was erst nach Besprechung der Einkommensvertheilung (Abthl. III.) verständlicher und nur unter der Bedingung einer bestimmten Stufe des Rechts und der Volkswirthschaftspflege wahr ist. Eben so möchte der letzte Abschnitt — „*von der Volksmenge und ihren Verhältnissen zur Gütermenge*", so trefflich auch die Theorie von *Malthus* darin beleuchtet und näher begründet wird, hier den Gang der Untersuchung nur aufhalten, und selber auch besser in Abtheil. IV., von „Nationalvermögen", untergebracht werden, nachdem er theilweise schon bei Bestimmung des „Arbeitslohns" und der „Bodenrente" würde zur Sprache gekommen sein, wie es bisher in den meisten Handbüchern üblich war. Nachdem die Darstellung der Wirthschaft bis an die Theilung der Arbeit zum „System der Arbeiten" gelangt war und man dieses nach seinen Hauptunterschieden gegliedert hatte, — da schon stand sie unmittelbar an der *zweiten* Abtheilung.

Die *zweite Abtheilung* (S. 51—198) handelt „*von der Vermittlung der getrennten wirthschaftlichen Kräfte zur Einheit eines natürlichen Wirthschaftssystems*". — Eingeleitet wird diese Abtheilung mit der Bemerkung, wie die Arbeitstheilung durchaus bedingt ist durch die entsprechende Wiedervereinigung und gegenseitigen Ergänzung im *Umlaufe der Güter und Fonds*, — und wie dieser *Umlauf* wieder bedingt ist durch die *Umlaufsmittel*, — *Geld* und *Credit*. Diesen beiden wesentlichen Umlaufsmitteln schenkt der Verf. eine sehr genaue und fleifsige Darstellung: fast die ganze Abtheilung ist nur ihnen gewidmet. Ref. billigt dies deshalb vollkommen, weil in ihnen und ihren besondren Gestalten allerdings alle Güter und Fonds ihre allgemeine ökonomische Natur, die ja allein in Betracht kommt, bei rechter Behandlung aufs Beste spiegeln. Die vorliegende Darstellung des Verf.'s ist vor den meisten deutschen Darstellungen dieses Gegenstandes ausgezeichnet. Die hier zu machenden Ausstellungen sollen nur den Fleifs genauester Prüfung belegen, zu welcher immer nur Vortreffliches reizen kann. — — Die *drei ersten Abschnitte* handeln „*von dem Gelde*"; — „*von dem Credite*"; — „*von dem Gelde und dem Credite in ihrer Vereinigung zum Creditgelde*". — Sie sollen vorläufig das allgemeine Wesen der beiden Umlaufsmittel und ihres Zusammenhangs feststellen. Ihrer rechten Klarheit fehlt aber Eins, — dafs sie bereits die Bekanntschaft mit Untersuchungen und Bestimmungen voraussetzen, welche in der Anordnung des Werkes erst nachfolgen. — Das Wesen des *Geldes* wird als die Einheit von allgemeinem „Werthmaafs" und allgemeinem „Aequivalent", oder noch besser —

Digitized by Google

als der „*verwirklichte allgemeine Tauschwerth*" (§ 100 —101.) bestimmt: und damit möchte wohl sein Wesen aufs einfachste und allerbeste ausgesprochen sein. Die Darstellung dürfte aber schon hier viel klarer geworden sein, wenn die Natur des Tauschwerths, und seine Bestimmungsgründe, wenn die „Vergleichung der Güter" bereits vorher wäre erläutert worden. — Auch das Wesen des *Credits* wird tiefer, als das gewöhnlich geschieht, erfafst. Da aber vermissen wir wieder nur Eins, — die nähere Beziehung des Credits zu den *Fonds*. Die Fonds haben zum Credit nicht blofs das Verhältnifs der „Sicherheiten"; vielmehr ist der Credit eben das eigenthümliche Umlaufsmittel der Fonds, und er spiegelt in seinen unterschiednen Gestalten, seinen „*Effecten*", die unterschiedenen Arten von Fonds, welche er eben in ihnen bewegt. Wir meinen deshalb, dafs der näheren Betrachtung der Natur des Credits die Darstellung des „Umlaufs der Capitale und Grundstücke" schon hätte vorhergehen sollen. — Dann möchte die *Vereinigung des Geldes und Credits zum Creditgelde*, so trefflich sie auch im Ganzen bei unserm Verf. begriffen ist, doch noch bedeutend an Schärfe und Klarheit haben gewinnen können. Der Unterschied von Geld und Credit-Effecten würde mit Betrachtung der nothwendigen eignen Entwicklung der letztern sehr klar hervorgetreten sein. Indem das *Rechnungsguthaben* sich zum *Wechselbriefe* befreit, ist das eine erste Stufe der Reaction des Credits wider seinen eignen Unterschied vom Gelde; indem weiter der *Wechsel* Discontirung sucht, sucht er vollständig Geld zu werden, und die *Banknote* ist die zweite Stufe der Befreiung; vollendet wird erst die Befreiung im eigentlichen *Papiergelde*, als einem eigenthümlichen *Effect des öffentlichen Credits*, welcher mit dem *Gelde*, dem die Faustpfandsicherheit des Goldes oder Silbers durchaus nicht wesentlich bleibt, identisch ist. — — Der *vierte Abschnitt* spricht „*von der Vergleichung der Güter*; *vom Werthe und Preise*; *von der Theurung und Wohlfeilheit*". — Dieser Abschnitt hätte vielleicht eher der *erste* dieser Abtheilung sein sollen. — Trefflich finden wir die Hervorhebung des Unterschieds „*vereinzelter Tauschacte*" und des „*systematischen Tausches*", der im Tausche ein Mittel der Erhaltung der *ganzen Wirthschaft* sieht. Nur beim „systematischen Tausche" läfst sich von einem nothwendigen Tauschwerthe sprechen. Das ist eben des Verf.'s durchgehender Begriff von der in der Theilung der Arbeiten beharrenden nothwendigen mafsvollen Einheit, des „*Systems*" der Wirthschaften im Verkehre. — Den folgenden Entwicklungen aber (§ 134 — 150.) über die *Bestimmung des Tauschwerths* kann Ref. nicht beistimmen, vielmehr ist er, wie bereits oben bemerkt worden ist, — durchaus von der Richtigkeit der Entwicklungen *Ricardo's* überzeugt. Die Mitwirkung der *Natur* ist allerdings *Bedingung* der *Hervorbringung* von Gütern: allein daraus folgt noch nicht, dafs nicht dennoch blofs die *Arbeit* der *einzige Mafsstab* des *nothwendigen Tauschwerths* bleibe, so weit der Tauschwerth im *Ricardo*'schen Sinne zunächst noch von den Einflüssen der bestehenden besondern Rechtsordnung unabhängig betrachtet werden soll. Im Kampfe von Angebot und Nachfrage ist allerdings nur der *Ersatz* nothwendig; der *Gewinn* der ganzen Wirthschaft vertheilt sich auf eine von der concreten Sitte und Rechtsordnung abhängige, abstract-ökonomisch gar nicht zu berechnende Weise. Z. B. die *ökonomisch-berechnete Bodenrente* und die irgendwo *social-wirkliche* weichen sehr, — und meistens eben sehr zum Vortheil der letztern, die nicht selten eine bittere „*Nothrente*" ist, — von einander ab. Von den Einflüssen des *socialen* Monopolismus kann aber hier, bei der Bestimmung des blofs *abstract*-„*natürlichen*" Tauschwerths, noch gar nicht die Rede sein. Allerdings giebt es auch einen *natürlichen Monopolismus*, der daraus entsteht, dafs die Hervorbringung gleicher Mengen gleichartiger Güter bei der unvermeidlichen Anwendung ungleich-ergiebiger Naturkräfte ungleichen Arbeitsaufwand fordert. Erhalten hier die verschiedenen in Anwendung gekommenen ungleich-ergiebigen Naturstücke, wenn sich so sagen läfst, jedes sein besonderes Conto in der Wirthschaft; so wird den ergiebigern ein natürliches Monopol erwachsen, d. h. es wird ihnen, da sie, in Vergleich mit den weniger ergiebigen, Arbeit ersparen, die *ersparte Arbeit* als von ihnen *geleistete* gutgeschrieben und bezahlt. Im § 150. scheint unser Verf. zu diesen selben Bestimmungen zu kommen. Es fehlt nur die bei *Ricardo* hierüber herrschende und gegen A. Smith gewonnene entschiedene Klarheit: und die gerade ist, nach des Ref. Ansicht, von der allerhöchsten Wichtigkeit für fast alle Fragen unserer Wissenschaft. Namentlich die richtige Einsicht in die Natur der „Renten", im Unterschiede von der Natur des „Lohns", hängt mit ihren

Digitized by Google

so wichtigen Folgerungen für Finanz und Volkswirthschaftspflege — ganz von dieser Einsicht in die ökonomische höchste und einzige Bedeutung der „Arbeit" ab. — Indem der Vf. weiterhin „*Theurung* und *Wohlfeilheit*" bestimmt von blofser „*Kostbarkeit*" u. s. w. unterscheidet und sie für Kategorien einer Beziehung der Preise auf den Mafsstab des gewohnten Vermögens oder des im Gange der Wirthschaft gewohnten Genusses erklärt, hat er gewifs auch den Sprachgebrauch für sich — und führt den Geist trefflich auf den *wahren ökonomischen Gesichtspunct der Preise zurück*. Denn „*Wohlfeilheit*" in diesem Sinne, Wohlfeilheit des gesammten Lebens, — das ist das Ziel aller Wirthschaft; die Aufgabe aller Volkswirthschafts-Pflege. — — Nach einer Darstellung des „Güter-Umlaufs", seiner Gründe, Kreise und Hülfsanstalten im *fünften Abschnitte*, — beschäftigt die folgenden *vier Abschnitte* wieder das *Geld und der Kredit*. — *Abschn.* 6. giebt eine Darstellung des „*Geld-Umlaufs überhaupt*", mit trefflicher Unterscheidung der verschiedenen Umlaufskreise und der Störungen, nach deren verschiedenen Ursachen. Sie giebt zu erheblichen Controversen keine Veranlassung. — *Abschn.* 7. spricht „*von der Verminderung und Ersparung des Geld-Umlaufs*". Das Wesen der „*Abrechnungen*" wird hier entwickelt — und dann zu dem verwandten der „*Wechsel*" übergegangen. Im Ganzen ist auch diese Entwicklung sehr klar. Einiges Bedenken hat Ref. gegen den § 229. Der *Wechselcours* sei der Preis des Wechsels, der über oder unter dem Wechselbetrage stehen könne. Das *Ueber*-Pari ist leicht verständlich, aus dem Aufschlag der Transportkosten: im Wechsel kaufe ich den Wechselbetrag — aber als bereits transportirten. Das *Unter*-Pari aber erklärt der Verf. „aus dem Vortheil der Zahlung vor dem Zahlungs-Termine". Das aber ist kein Unter-Pari in Folge des Wechselcourses, sondern das ist eine Differenz des Preises und Betrages in Folge der zinstragenden Natur des Capitals. In der blofsen Beziehung von Preis und Betrag ohne Rücksicht auf einen andern Ort, kann gar nicht vom Wechselcourse die Rede sein. Das *Unter*-Pari des *Einen* Orts ist nichts, als eben das *Ueber*-Pari des andern: und es ist von allem Discontverhältnisse durchaus unterschieden, wenngleich in der Berechnung dieses stets neben hergeht und bei der Preisbestimmung den andern wesentlichen Factor abgiebt. Beides möchte im § 229. schärfer zu scheiden gewesen sein. Das ist indefs eine Kleinigkeit. Dagegen dem Lobe der „*Girobanken*" vermag Refer. nicht beizustimmen, und am wenigsten dem unbedingten Lobe des *Banco-Geldes* nach blofsem Gewichts-Standart. Die Festigkeit solcher Banco-Münze hatte ihren grofsen Werth für kleine Handelsstaaten und in den Zeiten der europäischen Münz-Anarchie; sonst aber entspricht ein solches unbedingtes Metall-Geld der Idee des Geldes, eines *festen* Tauschwerths, keineswegs. — Abschn. 8. „*Vom Geldbedürfnisse und seiner Befriedigung*" mufs selbst auf die Frage nach dem *Standart* zurückführen. Hier werden, wie bei *A. Sm.*, — die *Durchschnitts-Preise des Getraides* (§ 255. u. s. f.) als der Standart behandelt. Wäre aber diese Annahme die richtige, so wäre ja eben damit der Metall-Gewichts-Standart des Banco-Geldes ein falscher, und es würde eine Ausmünzung der edlen Metalle nach dem Mafsstabe der Getraidepreis-Durchschnitte der Idee des Geldes am meisten entsprechen. Der Mangel ist wohl, dafs unser Verf. der im Gelde nothwendigen *Dauer des Werthes*, welche § 88. von ihm berührt worden, dort nicht sogleich die hinlängliche Erledigung gegeben hat. — Sehr gelungen wird man die Erörterungen über den „*relativen Geldmangel und Geldüberfluss*" *von Volk zu Volk finden* (§ 258—265.), wo die mögliche nationale Verschiedenheit des Metall-Tauschwerths mit Ricardo gegen Smith ausgeführt, zugleich aber gezeigt wird, gegen alte und neue Mercantilisten, wie nicht durch Schutzzölle, sondern blofs durch Beflüglung der freien Industrie und besonders durch Verbesserung der Wege und sämmtlicher Communicationsmittel — der Zufluss und die wünschenswerthe relative Wohlfeilheit der zum Weltgelde dienenden Metalle sich erlangen läfst. — Nicht minder trefflich sind die Erörterungen über den „*absoluten Geldmangel und Geldüberfluss*", die vielleicht besser — *Geldtheurung* und *übergrofse Geldwohlfeilheit* genannt würden —, und über die aus ihnen folgenden Störungen der gewohnten Preise — und somit also auch des ganzen Verkehrs.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 38.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Die Lehre von der Volkswirthschaft in ihren allgemeinen Bedingungen und in ihrer besondern Entwicklung oder wissenschaftliche Darstellung der bürgerlichen Gesellschaft als Wirthschaftssystem. Ein Handbuch für die Freunde dieser Wissenschaft und für Staatsmänner. Von Dr. J. F. G. Eiselen.

(Fortsetzung.)

Was hier dem Verfasser vorschwebt, ein *Gleichbleiben des gewohnten Geldwerths* — wie es störender Wohlfeilheit sowohl, als besonders der Theurung des Geldes entgegensteht, das ist, nach des Referenten Ansicht, der *ideale Standart*, welcher dem nationalen Münzamte vorschweben und zur Norm dienen soll. — Dies kann jedoch natürlich hier nicht weiter ausgeführt werden. — Der Mangel einer hinlänglich klaren Anschauung vom Geld-Standart trübt denn auch die Behandlung des *Papiergeldes* (§ 277—294). Der Vortheil desselben wird darin gesetzt, dafs es das kostbare Metall ersetze: aber gefordert wird der vollkommne Pari-Stand mit dem Metall-Gelde. Uebersehn ist dabei, dafs das Metall selber im Werthe schwankt und dafs ein scheinbares Sinken des Papiergeldes sehr wohl ein wirkliches Steigen des Metallpreises gegen das wahre Geld sein könnte, wo dann in diesem Falle das scheinbar gesunkene Landes-Geld den doppelten Vortheil gewährt hätte, — einmal den der Vertretung des kostbaren Metalls, und zweitens den der Befestigung des nationalen Werthmessers gegen die Nachtheile einer Geldvertheuerung. Die englischen Streitigkeiten über die „*Depretiation*", die Untersuchungen von *W. Jacobs* und die neueren Theorieen von *Attwood* u. s. w. — scheinen in Deutschland noch nicht hinlänglich gewürdigt zu werden. — Ebenfalls die Darstellung der *Banknoten* und *Notenbanken* (§. 295—306.) möchten bei gröfserer Beachtung der neuern englischen Untersuchungen und Pamphlets über diese Institute — anders geworden sein. Ref. stimmt ganz dem Vf. darin bei, dafs das beständige Balanciren des Geldvorraths mit dem Geldbedarf, wie es durch das Discontogeschäft der Zettelbanken möglich ist, den Emissionen unwandelbar fester Papiergeld-Summen vorzuziehen sei (§ 300.): aber er glaubt mit *Wade* und andern neueren Gegnern der Zettel-Banken, dafs dieses Amt nicht in die Hände des Privatvortheils grofser Geldhandelsfirmen niedergelegt, sondern nur von dem *Münzamte* des *Staats* mit Sicherheit gehandhabt werden könne. Die „*Noten*" sind ein unhaltbares *Zwitterding* zwischen *Wechsel*, als Effecten des *commerziellen Privatcredits* und — *Papiergeld*, als Effect des *Staats-Münz-Credits*. — — Zum Schlusse seiner Theorie der Umlaufs-Mittel — spricht der Verf. noch in einem eignen *Abschnitte* 9. *von dem Tauschwerthe des Geldes* (§ 307—330). Diesem Abschnitte möchte vielleicht eine frühere Stelle gebührt haben. Der Verf., hier nur vom Metallgelde sprechend, läfst den Werth desselben bestimmt werden durch die *Kosten* und den *Bedarf*. Aber der Bedarf des Metallgewichts ist hier ganz abhängig von den Kosten — wegen der *Festigkeit des Werthbedarfs*: und eben bei der Festigkeit des Werthbedarfs richtet sich der Werth der Massentheile allein nach dem Verhältnisse der Masse zu dem Werthbedarfe. Die Kosten sind hier nur in untergeordneter Stellung bestimmend: in vorderster der Werthbedarf. Dies, was *Ricardo* so meisterhaft ausgeführt hat, hat unser Verf. nicht hinlänglich beachtet. Seine Theorie vom „*Schlagschatze*" würde sonst ganz anders ausgefallen sein. Der Verf. meint: „Wird nun aber ein Schlagschatz nicht deshalb bezahlt, weil ihn *Der* verlangt, welcher Metall in Münze verwandelt, sondern weil der Verkehr der Münze einen höheren Tauschwerth beilegt; so kann der Schlagschatz nicht wegfallen, wenngleich von Dem, welcher Münze aus Metall prägt, das er erst durch

Digitized by Google

Ankauf erwerben mufs, kein Schlagschatz erhoben wird. Nur wird derselbe nicht als eigentlicher Schlagschatz, sondern als Gewinn derjenigen erscheinen, die sich für Gold und Silber Münze bezahlen lassen". Das scheint nicht richtig. Der Verkehr legt der *Münze* einen höhern Tauschwerth als den *Barren* nur bei, wenn ohne Schlagschatz nicht geprägt wird — und man Münze nur mit gröfseren Kosten erlangt, als Barren. Der Bedarf bestimmt den Gesammt-Tauschwerth der Münz-Menge des Landes und dadurch den Werth der gleichen Theile, der Stücke oder Pfunde u. s. w. Die Münze kann aus dem Barren ohne den Aufwand von Prägekosten nicht hergestellt werden; weil nun dieser Aufwand ersetzt werden mufs — so erfüllen wenigere Pfunde Münze den gleichen Bedarf als mehrere Pfunde Barren. Wenn aber auf Verlangen der Staat, für öffentliche Kosten, ohne allen Abzug, Pfund um Pfund, Barren in Münze verwandelte; so würden Barren und Münze rein nach dem Gewichte im Tauschwerth einander vollkommen gleich stehen. Der *Schlagschatz* enthält aber ursprünglich mehr, als blofs die *Prägekosten* (brassage), nämlich aufser ihnen noch den Monopol-Gewinn des *Münzregals* (seigneurage); und da ist das wahre Sachverhältnifs noch deutlicher. Da der Staat die Menge der Münzen in seinen Händen hat, so hat er damit auch den Tauschwerth in seinen Händen, und er kann sehr wohl 1 Pfund Münze 2, 3, 4 Pf. Barren gleichsetzen und gleichhalten, sofern er nur die Menge darnach regulirt und nie zu geringerem Preise seine Münze abläfst. Beim *Metallgelde* ist in dieser Beziehung das Verhältnifs durchaus nicht anders als beim *Papiergelde*. ‚Bei keinem von beiden wird der Tauschwerth durch die Kosten bestimmt, welche Stoff und Prägung dem Münz-Amte machen, sondern allein durch die Gröfse der Emission, oder den Werth, unter welchem es die Münze nie verkauft oder ausgiebt. Der Gewinn bei der Papiergeld-Emission ist ganz dasselbe, was der alte Schlagschatz: und die Depretiation ist beidemal die Folge des nicht eingehaltenen Maafses in der Emission. Es ist unbegreiflich, dafs Ricardo's so einfache und klare Auseinandersetzungen in Deutschland noch so wenig durchgedrungen sind. — — Uebrigens können alle diese Ausstellungen die Verdienste des Vf.'s in Darstellung des Geld- und Kreditwesens, nicht beeinträchtigen: ausdrücklich hebt Ref. dies, wie es seine Pflicht ist, nochmals hervor.

Die *dritte Abtheilung* (S. 199—356) entwickelt die „*Bedeutung der Güter und Gütervorräthe für ihre Besitzer: und von der Art, wie sich die Güter in der bürgerlichen Gesellschaft vertheilen.* — Wie Ref. der Ansicht ist, dafs die „Bedeutung der Güter und Gütervorräthe für ihre Besitzer", — besonders die Kategorien des *ersten Abschnitts: Ertrag, Genufs* und *Einkommen* — wohl bereits in der *ersten Abtheilung* zur Erklärung der Entstehung und ökonomischen Vergleichung der Güter hätten Platz finden mögen, ist bereits bemerkt. Erfreulich ist hier die Beseitigung des fixen Gegensatzes von „*Genufsaufwand*" und „*Productionsaufwand*", wie auch, dafs der Verf. nicht dagegen ist, dafs der „*Genufs*" zum „*Einkommen*" gerechnet werde. Nur hätte Ref. gewünscht, dafs dies Alles noch viel entschiedener vorläge. Es spielt immer noch ein Rest des alten Dualismus, der die Begriffe sich nicht frei vollenden läfst, trübend hinein. Ein näheres Eingehn auf die einzelnen §§ würde diesen Bericht zu weit ausdehnen. — Gewicht legt der Verf. noch auf seine Unterscheidung zwischen „*Ertrag*" und „*Einkommen*". *Ertrag* ist ihm das Resultat einer bestimmten productiven Verwendung von bestimmten Gütern oder wirthschaftlichen Kräften. Der Ertrag, als selbst aus bestimmten Gütern, aus bestimmten Gebrauchswerthen, bestehend — erhält erst durch Beziehung auf den Verkehr seine allgemeine Bedeutung: als „nicht nur von der Gesammtheit aller der Bedürfnisse getragen, die durch das Product befriedigt werden können, sondern vom Inbegriffe aller wirthschaftlichen Verhältnisse, die mit diesem Bedürfnisse in näherer oder entfernterer Beziehung stehen". Geschätzt nach diesen Beziehungen erscheint der Ertrag als „*Einkommen*". Dieses berechnet man aber abgesehn von der besondern Quelle nach Zeiträumen, z. B. Jahren, — indem man es als immerfliefsenden Ausflufs des Vermögens betrachtet und auf gleichbleibende Stärke mittelst Durchschnitts-Berechnung reducirt (§ 359—361.). Darin nun stimmen wir ganz bei, dafs im „Einkommen" der „Ertrag" zu seiner „allgemeinen Bedeutung" erhoben sei. Aber in der Art, wie der Verf. diese Erhebung bewerkstelligt, wird der tiefere Sinn derselben, der — wie Ref. glaubt, auch dem Verf. vorgeschwebt hat, wohl nicht völlig erreicht. Die Erhebung, wie sie der Verf. bestimmt, erscheint hier als blofs die Abschätzung nach dem Tauschwerthe, die Veranschlagung des *Ertrages zu*

Digitized by Google

Gelde, — wie sie, nach der Lehre vom Tauschwerthe, am *Markte* sich bewerkstelligt. Weshalb aber dies Einkommen nicht, wie der Ertrag, auf die speciellen Quellen, sondern auf das Ganze der speciellen Wirthschaft bezogen wird, leuchtet, so richtig es ist, aus jener Erhebung nicht sofort ein. Nach des Ref. Ansicht müfste diese letzte, beim Verf. als die unwesentliche erscheinende Bestimmung, als die erste und wesentliche gefafst werden. Auch abgesehn vom Verkehre wird der *Ertrag* zum *Einkommen* erhoben — wenn er betrachtet wird, als mitwirkendes *Glied* in der sich erhaltenden und wachsenden *Wirthschaft*; wenn sein besonderer *Gebrauchswerth* betrachtet wird als gefordert von der Gesammtheit aller wirthschaftlichen Verhältnisse in ihrer *allerseitigen Reproduction* durcheinander, also als in mafsvoller Ergänzung der andern Erträge den sich erhaltenden und steigernden *allgemeinen Ertrag* der gesammten *Wirthschaft* bildend. Solche Betrachtung erst zeigt den wahren *ökonomischen Werth* der Güter. Im Verkehre wird allerdings der *Tauschwerth* von diesem ökonomischen Werthe bestimmt, aber nur im Kampfe sehr unterschiedner ökonomischer Schätzungen. Ueber die kämpfenden Schätzungen der Privatökonomieen kann und soll sich aber in der „*Volkswirthschaftspflege*" eine *höhere Schätzung* erheben, vor welcher, — so zu sagen, die sämmtlichen Erträge der Privatwirthschaften als blofs mitwirkende Momente in der sich erhaltenden und wachsenden öffentlichen Volkswirthschaft betrachtet werden. Diese Betrachtung giebt alsdann den *national-ökonomischen Werth*, der, eben wie der privat-ökonomische Werth, auch vom Gesichtspuncte eines wirklichen und wachsenden Einkommens, des *National-Einkommens*, ausgeht. Nur bei solcher Auffassungsweise kann von einem „*Nationaleinkommen*" im eigentlichen Sinne die Rede sein. Wo die Privatökonomien nicht als Glieder, sondern blofs als mechanische, zu summirende Theile der National-Oekonomie betrachtet werden, da giebt es noch gar kein rechtes Bewufstsein von der letztern. Dies ist wohl auch der Gedanke unsers Verf.'s — nämlich: die Erhebung des Ertrags aus der Bedeutung blofs für die einmalige Befriedigung besonderer Bedürfnisse zur Bedeutung für die allgemeine Befriedigung oder eben für Erhaltung der ganzen Wirthschaft als eines *reproductiven* „*Systems*". Die von *Malthus* zuerst gegen die Kategorie der blofsen gleichgültigen *Gröfse* am Tauschwerthe nachgewiesene Kategorie der *Verhältnifsmäfsigkeit* führt nothwendig zu solcher höhern Auffassung. — — *Abschn.* 2. handelt „*von den Bestandtheilen, aus welchen das National-Einkommen zusammengesetzt*" (S. 211—221) und *Abschn.* 3. „*Von den Bedingungen, von welchen die Vertheilung des Nationaleinkommens an die einzelnen Klassen der Besitzer abhängig ist*" (S. 221—356). Die Darstellung ist in hohem Grade ausgezeichnet, besonders durch das nähere Eingehn auf die *verschiedenen Stufen* des Erwerbes, — die verschiedenen Stufen der Bevölkerungs-Dichtigkeit, wie auch der Industrie-Entwicklung. Nur zweierlei finden wir auszusetzen: *erstlich* — die schon oben hervorgehobene Unklarheit über den Tauschwerth, und über die Weise, wie die blofsen Naturkräfte zu einem Tauschwerthe kommen und Einkommensquellen für ihre Besitzer werden, — und *zweitens* — die völlige Nichtberücksichtigung der bestimmten Rechts- und Polizei-Gestalten auf den verschiedenen Erwerbsstufen, deren aufserordentlicher Einfluss auf die „Vertheilung des Nationaleinkommens an die einzelnen Klassen der Besitzer" doch unmöglich verkannt werden kann. — Ausgezeichnet ist besonders die Darstellung des „*Arbeitslohns*" — und *der seine Höhe bestimmenden Umstände* (§ 391—443.). Nach allgemeiner Unterscheidung des *nothwendigen* und *wirklichen Lohns*, wie auch der *gemeinen* und der *qualificirten Arbeit*, — giebt der Verf. eine Darstellung, wie der *Arbeitslohn* im *Verlaufe der Oekonomie eines Landes* anfangs mit zunehmender Industrie steigen, dann wegen vermehrter Kosten der Lebensmittel-Production abnehmen werde. Dies ist, sofern von alterirenden Rechtsordnungen, nach welchen z. B. der Arbeiter auch Sclav oder so gut wie Sclav — sein kann, abgesehn wird, die natürliche und billige Parallele des Arbeitslohns mit der Ergiebigkeit der Arbeit oder mit ihrem Rein-Ertrage. Das hier ausgesprochene Princip bewährt sich denn auch bei den *einwirkenden Umständen* der „*Theurung* und *Wohlfeilheit*", nur dafs hier die Trennung des Besitzes der Arbeitskräfte und des Besitzes der sachlichen Productions-Bedingungen den natürlichen Erfolg noch zu *steigern* drängt. Bei den Fortschritten der *Maschinen-Anwendung* dagegen *hemmen* die Verhältnisse dieser Trennung den natürlichen Erfolg, den einer allgemeinen Steigerung des Lohns. Diese Hemmungen, die den Vortheil sogar in Nachtheil verkehren können, liegen aber keineswegs aufser

Digitized by Google

dem Bereiche der berichtigenden Volkswirthschaftspflege: den Punct hat der Verf. wohl nicht genug beachtet. Der Einwand, nur den natürlichen, nicht den social bedingten, Lohn erwägen zu wollen, wäre nicht stichhaltig, da eben die Trennung der Arbeitskräfte und der sachlichen Productionsbedingungen überhaupt, ebenso, wie alle ihre näheren Modificationen, ein Werk der gesellschaftlichen Rechtsordnung ist und aufserhalb dieser gar nicht gedacht werden kann. Schliefslich betrachtet der Verf. den „*Arbeitslohn in den einzelnen Kreisen*" der getheilten und theilweise qualificirten Arbeit, viel gründlicher und eingehender, als Ref. dies bei irgend einem früheren volkswirthschaftlichen Schriftsteller gefunden hat. Der Raum aber gestattet nicht, hier ein nur irgend befriedigendes Bild dieser trefflichen Darstellung zu versuchen. — — Weniger kann Ref. sich mit des Verf.'s Darstellung der „*Grundrente*" (§ 444—485.) einverstanden erklären. Die allgemeine Ansicht des Verf.'s von dem *Grunde* und der *Natur* der Grundrente (§ 444 — 454.) hält er vielmehr für grundfalsch und für eigentlich genau die alte *physiokratische Ansicht*. Der Verf. geht nämlich davon aus, der Ertrag von Grund und Boden seie immer Ergebnifs der Arbeit und eines Naturfonds, und diese Bestandtheile lassen sich nur so absondern, dafs der *Arbeit* ihre *Selbsterhaltung*, der *Natur* aber der *Rest* des ganzen Grundertrags, — also der *ganze Reinertrag*! — zugeschrieben würde. Worauf beruht denn — fragt wohl Jedermann — die Annahme, dafs die Arbeit nur die Selbsterhaltung schaffe und der ganze Reinertrag der Natur zugeschrieben werden und also billig dem Eigenthümer zufallen müsse? Richtiger scheint vielmehr die gerade entgegengesetzte Ansicht *Ricardo's*, dafs nach „natürlicher" austheilender Gerechtigkeit *allein* der *Arbeit*, die noch mit der ganzen umgebenden Natur ausgerüstet ist, — die Luft, die sie athmet; das Wild, das sie fängt; und der Baum, den sie fällt, gar und ganz als *ihr* Ertrag zustehen, und dafs *allein* auf der in ihnen aufgewandten Arbeit der verglichene Werth der verschiednen wirthschaftlichen Güter beruhe: dafs nur freilich mit dem *Ackerbau* der *ausschliefsliche Besitz bestimmter Natursphären* ganz „natürlich" und nothwendig erfolge, und alsdann auch aus der ungleichen Ergiebigkeit dieser ein „*natürliches Monopol*", wie wir es oben bestimmt haben, und aus diesem erst eine „*natürliche Grundrente*" entspringe, über welche freilich die „*wirkliche*" *Grundrente* in Folge eines *socialen Monopolismus* weit hinausgehen könne. In § 451—455. kommt für die „*Verwirklichung*" der Grundrente auch unser Verf. so ziemlich auf die Theorie von *Ricardo* hinaus. Aber die falsche Ansicht vom eigentlichen *Grunde* der Grundrente trübt dennoch nicht allein durchaus die wissenschaftliche Klarheit der Theorie, sondern trübt ebenfalls das praktische Urtheil für die politische Behandlung der Grundrente, z. B. in Beurtheilung der Grundsteuern überhaupt und der Regalität der Bergwerks- und Salinen-Grundrenten insbesondere. Der hier berührte Mangel wurzelt in der oben hervorgehobenen Unklarheit über die ökonomische Bedeutung der Arbeit und über die Grundlagen des Tauschwerths. — Trefflich ist wieder des Verf.'s Besonderung der *specifischen Bodenrente* (§ 466—479.). — Dagegen scheint es paradox, wenn der Vf. § 484. die Bodenbenutzung durch *Pachter* der *Selbstbewirthschaftung* gleichstellt. Es möchte sich die gröfsere Beschränktheit der Pachtbenutzung wohl durch keine noch so umsichtigen Pachtclauseln je ganz beseitigen lassen. Ref. hält die bisher einstimmige Ansicht der deutschen Schule, dafs Erbpacht den Boden besser zu nutzen vermöge, als Zeitpacht, und freies Eigenthum mit Selbstbewirthschaftung besser, als Erbpacht, — für unumstöfslich. Es scheint der Verf. hat mit seiner neuen Ansicht eine Apologie geben wollen, für ein Verhältnifs, das er für unvermeidlich hält. Er meint nämlich § 485. — „In jedem Lande finden sich in dem Maafse, in welchem sich die bürgerlich-gesellschaftlichen Verhältnisse entwickeln, mehr Personen, mit deren Lage sich weder der Verkauf ihrer Ländereien noch die Selbstbewirthschaftung derselben vertragen würde". Dieser Satz selber aber ist nichts weniger, als erwiesen. Refer. schliefst ganz umgekehrt: weil die freie Selbstbewirthschaftung die ökonomisch-vortheilhafteste Bodenbenutzung ist; so sind Verhältnisse, welche dieser im Wege stehen, wider-ökonomische, und ihre Beseitigung ist eine der Aufgaben der Volkswirthschaftspflege.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 39.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Die Lehre von der Volkswirthschaft in ihren allgemeinen Bedingungen und in ihrer besondern Entwicklung oder wissenschaftliche Darstellung der bürgerlichen Gesellschaft als Wirthschaftssystem. Ein Handbuch für die Freunde dieser Wissenschaft und für Staatsmänner. Von Dr. J. F. G. Eiselen.

(Fortsetzung.)

In der gröfsern *Mobilisation des Bodens* hat — nach des Ref. Ansicht — Deutschland einen grofsen Vorzug vor England, den es durch Ausbildung eines noch bequemeren Hypothekenwesens u. s. w. nun noch weiter zu entwickeln hat. — Von der Darstellung der „*Capitalrente*" (§ 486—557.) hatten wir erwartet, dafs sie den Grund im Werthe der Capitaldienste, in der Differenz des Ertrags der mit bestimmtem Capital armirten Arbeit gegen den Ertrag der vom Capitalentblöfsten gleichnamigen Arbeit gesucht; die Schranken ihrer Geltendmachung aber an der beliebigen Vermehrbarkeit der bestimmten Capitalstücke entwickelt hätte. Hier wäre dann das Verhältnifs der *stehenden Capitale* und ihres Quells und Endes, des *umlaufenden Capitals*, zur Sprache gekommen. Und dabei würde sich genauer gezeigt haben, in welchem Verhältnisse die *Miethsrenten* zur *Zinsrente* stehen; wie sie nämlich nur der Bewegung der letztern in dem Mafse folgen, in welchem die stehenden Capitale selber umlaufendes sind, d. h. aus diesem hervorgehn und durch Amortisation in dieses zurückkehren. Der Verf. folgt solchem Wege nicht. Seine Darstellung bietet im Ganzen wenig hervorzuhebendes Neues. Nur ist es wohl als irrig zu bezeichnen — wenn er auch die Grundrente von der Zinsrente reguliren läfst und meint (§ 557.) — „wenn die auf die Bearbeitung des Bodens verwendeten Capitale eine hohe Rente abwerfen, so wird auch der Grundeigner sich eine hohe Rente für die Benutzung seiner Ländereien bezahlen lassen". Im Allgemeinen stehen vielmehr *Grundrente* und *Zinsrente* im *umgekehrten Verhältnisse*. Die Zinsrente läuft im Allgemeinen in ihren Bewegungen gleich mit der Ergiebigkeit der Arbeit; die Grundrente erwächst aber hauptsächlich aus der relativen Unergiebigkeit der zuletzt zur Arbeit genommenen Bodenkräfte. — Die Darstellung des „*Unternehmungs-Gewinns*" (§ 558—599.) hebt genauer, als dies gewöhnlich geschieht, den verschiednen Einfluss der Concurrenz und der Macht des Capitalbesitzes in den verschiedenen Erwerbskreisen hervor, ohne sonst zu weitern Bemerkungen besondere Veranlassung zu geben. —

Die *vierte Abtheilung* (S. 357—396) „*von der Entstehung des Nationalvermögens; von dem Wohlstande, dem Reichthume und der Armuth*" — hat in der Behandlung ganz den Charakter der bisher betrachteten. Bei anzuerkennender Erwägung mancher in der Regel bisher übersehener Puncte, herscht doch überall der trübende Einfluss eines nicht gründlich genug überwundenen ökonomischen Dualismus. — — Gleich in der Beschränkung des „*Vermögens*" auf *sachliche Besitzthümer*, begegnen wir einer solchen äufserlichen Verkürzung des Begriffes, die überall den reinen Flufs der Begriffe stört und ihre klare Bewegung trübt. Der Verf. führt als Grund seiner Beschränkung an: wollte man persönliche Eigenschaften, Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu dem „Vermögen" rechnen, so würde das heifsen, Jemand „besitze sich selbst, als etwas Anderes". Aber, wenn es das heifsen würde, weshalb denn sollte es das nicht heifsen? Indem der Mensch seine Kenntnisse und Geschicklichkeiten als Erwerbs*mittel* behandelt, behandelt er sie auch als etwas gegen sich zugleich „Anderes". Der Verf. selber betrachtet ja das „Einkommen" als „Ausfluss des Vermögens" (§ 361.): was anders, als persönliche Arbeitskraft, sollte denn *das* „Vermögen" sein, von welchem das

Digitized by Google

im „Lohne" bezogene „Einkommen" ausfliefst? Allerdings sind *persönliche Fonds* und *sachliche Fonds* auch verschieden. Von den erstern sind nur ihre Producte, die Dienste, veräufserlich, nicht sie selbst, und so bilden sie kein unmittelbar *disponibles* Vermögen. Allein wo z. B. das Grundeigenthum gesetzlich unveräufserlich und unverpfändbar wäre, würde diesem ebenfalls die Disponibilität abgehn: würde es deshalb aufhören auch dort noch „Vermögen" zu sein? Ja, — durch den Credit erhalten auch die persönlichen Fonds eine nicht unbedeutende vermittelte Disponibilität. Bewährte Geschäftskenntnifs, Ordnungsliebe u. s. w. werden schon dem *Kaufmanne* von seinen Geschäftsfreunden durchaus als Bestandtheile seines wahren lebendigen Vermögens in Anschlag gebracht, obgleich dieselben nach dem Tode des Geschäfts, in der blofsen „Massa", — die Bilanz nicht bessern und zu den Activis nicht registrirt werden können. Vollends aber zwei *Nationen*, die gleichviel äufserer Güter besitzen, jedoch eine verschiedne Arbeitskraft und ökonomische Bildung, wird sicher die Börse an wirklichem „Vermögen" sehr ungleich schätzen! Aus des Verfassers Definition des „Vermögens" würde folgen, wer Geld ausgäbe um, durch eine Reise etwa, seine Fabrikationskenntnisse zu vermehren, der würde sein „Vermögen" vermindern, wenngleich er durch so angeeignete Betriebsverbesserungen auch sein „Einkommen" vermehren möchte; woraus denn weiter folgen würde, dafs Vermehrung des „Vermögens" und Vermehrung des „Einkommens" sehr verschiedene Dinge seien und jene keineswegs als Zweck und Norm der Oekonomie betrachtet werden könnte. — — Mit dieser beschränkten Auffassung hängt ganz zusammen die noch viel zu fixe Entgegensetzung von „*Genufsmitteln*" und „*Erwerbsmitteln*", wie auch von „*Genufsverzehr*" und „*Hervorbringungsverzehr*". Als ob nicht der „Genufsverzehr" auch „Hervorbringungsverzehr" sein könnte und eigentlich immer sein sollte, und als ob nicht ebenso der scheinbar blofse „Hervorbringungsverzehr", — z. B. des Viehfutters in der Landwirthschaft, oder der Farben beim Malen, — auch „Genufsverzehr" sein könnte! Der vorliegende ganze Dualismus ist Product eines unerfreulichen Zustandes der Oekonomie, und soll keineswegs durch die Theorie fixirt, vielmehr durch sie aufgelöst und für das, was er ist, eine Krankheit der Oekonomie, erklärt werden. — — Trefflich dagegen ist wieder des Verf.'s Betrachtung des *Genufsverzehrs* und seiner *Stufen* und *Arten* (§ 621—653.) — Soll er hier noch Einzelnes hervorheben, so möchte Ref. tadeln, dafs der Verf. „*Völlerei*" und „*Mode*" neben den *drei* Arten des „*Luxus*", dem „*Luxus der Freiheit*", „*Luxus der Sinnlichkeit*" und „*Luxus der Eitelkeit*" aufgestellt hat. Die rohe „Völlerei" möchte neben der verfeinerten „Schwelgerei" zum Sinnlichkeits-Luxus; die „Mode" aber neben dem „Aufwande" zum Eitelkeits-Luxus zu rechnen sein. Der „*Luxus der Freiheit*" ist das, was — *Aristoteles* als die ökonomische Idee eines „mafsvollen" und „schönen Lebens", den „mafslosen" Genufsgestalten, und was — *Sismondi* als „*Attische*" *Oekonomie* der „*egyptischen*" und „*sybaritischen*" entgegenstellt. Die dominirende Genufsgestalt der Gegenwart ist der „*Aufwand*", der Luxus der Eitelkeit auf ökonomischen Reichthum. Wie aber die verschiedenen volkswirthschaftlichen Genufsgestaltungen mit den gleichzeitigen Erwerbsgestaltungen und beide mit der ganzen Rechts- und Sitten-Ordnung zusammenhängen: das würde ebenfalls zu zeigen sein. — Dabei würde sich die jeder Stufe entsprechende Gestalt des *Armenwesens* — und namentlich der Zusammenhang des heutigen *Pauperismus* mit der Herrschaft des Capitalbesitzes im Erwerbswesen und des Aufwands-Luxus in der Genufs-Sitte ergeben. Es würde sich dann auch näher noch bewähren, was unser Verf. (§ 670 — 682.) hervorhebt, wie dem Pauperismus unserer Oekonomie-Stufe weder durch blofse *Almosen* noch durch *Arbeitshäuser* beizukommen. Am wenigsten kann — was *Malthus* vorschlägt — vermehrter Aufwand der Vermögenden helfen; vielmehr nur — wie *Sismondi* schon hervorhebt — nur die Erhebung zu der von ihm sogenannten „attischen" Oekonomie, oder zu dem von unserm Verf. belobten „Luxus der Freiheit". Und wiederum wird diese höhere Stufe der Genufs-Sitte nicht eintreten, als mit der entsprechenden höheren Stufe der Erwerbsgestaltung. Das Alles würde indefs erst im *zweiten Theile*, der die *besondern Gestalten* und *Stufen* der *Volkswirthschaft* in je ihrer Totalität betrachten soll, — zur Sprache kommen. —

Die „*besondere Volkswirthschaftslehre*", — der *zweite Haupttheil* der vorliegenden Darstellung (S. 397 — Ende), — soll die im ersten Theile behandelten wirthschaftlichen Elemente und Verhältnisse als Ma-

Digitized by Google

terialien betrachten und sie zu *Einem Ganzen* verbinden, um zu zeigen, welche *wesentliche Verschiedenheit* sich in einer solchen Verbindung denken lasse, und welche wirthschaftliche *Folgen* daraus hervorgehn müssen. — Als die denkbaren wesentlichen Verschiedenheiten hebt der Verf. hervor — das *Vorwiegen der verschiedenen Hauptwirthschaftszweige*, so dafs es geben könne: eine Volkswirthschaft mit *vorwiegender Stoffgewinnung*; eine Volkswirthschaft mit *vorwiegender Stoffverarbeitung*, und eine Volkswirthschaft mit *vorwiegendem Handel*. Alle diese Möglichkeiten sollen dargestellt und es sollen Folgerungen aus jeder gezogen werden „in Rücksicht der durch den Besitz sinnlicher Güter bedingten Interessen Derjenigen, die einem so oder anders bestimmten Wirthschaftssysteme angehören". Dabei soll jedesmal vornehmlich erwogen werden, die *Gröfse*, die *Vertheilung* und die *Sicherheit des Nationaleinkommens* — und noch besonders die *Sicherheit der Ernährung*. Der Verfasser nimmt für diesen Theil — „die Nachsicht der Leser vorzugsweise in Anspruch. Er stellt ihnen gewissermafsen ein neu entdecktes Land dar, welches noch eines längern Anbaues bedarf, um ein recht wirthliches Ansehn zu bekommen". (Vorr. VI.) — — Ref. hat im Allgemeinen über diesen *zweiten Theil* zu bemerken, dafs ihm in der Darstellung des Verf.'s der Gegenstand desselben nicht fest umgrenzt erscheint und dafs zu unterscheidende Gegenstände darin ununterschieden zusammengenommen sind, — nämlich: die Darstellung der ökonomischen Verhältnisse innerhalb der verschiednen *ökonomischen Stände*; die Darstellung der Verhältnisse innerhalb der nach dem *Vorwiegen des einen oder des andern Standes verschiednen Volkswirthschaften*; und die Darstellung der Verhältnisse auf den verschiedenen *natürlichen Entwicklungsstufen der Volkswirthschaft*. Ref. meint, bevor die Darstellung von den abstracten Elementen zur Einheit der Volkswirthschaft fortschreite, werde sie vorher diese Elemente in der eigenthümlichen Verbindung der verschiednen Wirthschaftszweige, der drei *ökonomischen Stände*, darzustellen haben, in der Art, wie dies in vielen Handbüchern bereits der Fall ist. Hierher würde der gröfste Theil der folgenden §§ unsers Verf.'s gehören, weil sie sich hauptsächlich über die *innern* Verhältnisse des betreffenden Wirthschaftszweiges verbreiten, und, ganz abgesehn von seinem Vorwiegen, auch beim schönsten Gleichgewichte gelten. Es würden dann aber auch noch einige Puncte zur Sprache kommen, die unser Verf. nicht berührt, obwohl allerdings sehr Vieles, was z. B. *Rau* u. A. hier behandeln, mehr der Gewerbs-*kunstlehre* als der Wirthschaftslehre angehört. — Wäre dann im allgemeinen die *Vermittlung dieser Wirthschaftszweige in der Einen Volkswirthschaft* dargestellt; dann möchte etwa der natürliche Platz gewesen sein, dem *Einflusse des Vorwiegens des einen oder andern* Wirthschaftszweiges auf den ganzen ökonomischen Zustand der Gesellschaft darzustellen. — Aber von dieser Darstellung noch wieder unterschieden wäre die Darstellung der *natürlichen Stufen der Volkswirthschaft*. Es ist nämlich, nach des Ref. Ansicht, ein grofser Unterschied zwischen einer Volkswirthschaft auf der Stufe der „Agricultur-Oekonomie", in dem Sinne, wie z. B. List das Wort versteht, und einer Volkswirthschaft mit „vorwiegender Agricultur", wie unser Verf. diese erklärt, nämlich als blofs ein Ueberschufs von Agriculturproducten unter den Exporten in der Bilanz dieser gegen die Importen. Deutschland ist entschieden noch ein Land der „vorwiegenden Agricultur", aber eben so entschieden nicht mehr ein Land auf der „Stufe der Agricultur-Oekonomie". Die „Stufe" bezieht sich nicht auf das Gröfsen-Verhältnifs der Productionen so sehr, als auf den ganzen, auch rechtlichen und sittlichen, *Charakter* aller wirthschaftlichen Verhältnisse der Gesellschaft. Für die Bezeichnung dieser „*Stufen*" eignen sich aber die drei ökonomischen Wirthschaftszweige nicht: — eher noch die *Sismondi'sche* Unterscheidung der „*egyptischen*", „*sybaritischen*" und „*attischen*" *Oekonomie*, mit Hervorhebung der Genufssitte, oder vielleicht besser noch: *patrimoniale*, *commerciale* und *sociale Oekonomie-Stufe*, mit Hervorhebung des Rechts-Charakters. Nach der Verschiedenheit der *historischen Epochen* und *Nationen* verlaufen übrigens diese Oekonomie-Stufen wieder sehr verschieden: und ihre Darstellung ist für die systematische Volkswirthschaftslehre, die es nur mit der Gegenwart zu thun hat, kein durchaus wesentlicher Bestandtheil. —

In der *ersten Abtheilung* handelt der Vf. näher: — „*von der Vorherrschaft der Stoffgewinnung oder des Ackerbaues*" — „*von den Ackerbauenden Völkern*" (S 416—472). — In allgemeiner *Charakteristik der Agricultur* hebt er hervor, wie in ihr das Vermögen und

Digitized by Google

Einkommen ursprünglich am langsamsten wachsen, und wie der rationelle Betrieb in diesem Wirthschaftszweige am schwersten durchdringt und auch die längsten und umfassendsten Beobachtungen fordert. Erst mit der Entwicklung der Stoffverarbeitung, in welcher der rationelle Betrieb leichter sich erzeugt und rascher fortschreitet, greift die rationelle Wirthschaft überhaupt Platz und dringt dann auch in die Agricultur ein. Damit aber, — das hätte vielleicht mehr hervorgehoben werden können, — beginnt für die Landwirthschaft ein ganz neues Leben der allseitig segenreichsten und dauerhaftesten Fortschritte. — Das vorzüglichste Gewicht für den verschiedenen Verlauf und Erfolg der Ackerbau-Wirthschaft legt unser Vf. gewifs mit Recht auf die *verschiedne Bodenvertheilung*. Er entscheidet sich mit sehr gründlicher und allseitiger Ausführung dafür, dafs *Besitzungen mittlerer Gröfse* für Anwachs, Vertheilung und Sicherheit des Einkommens der Gesellschaft, so wie auch für Sicherheit der Ernährung am vortheilhaftesten seien; dagegen am heillosesten eine Vertheilung in *so kleinen Besitzungen*, dafs ein Reinertrag von ihrer Bebauung gar nicht übrig bleibe. Diesen Entscheidungen werden wir im Allgemeinen beistimmen, nur mit der Bemerkung, dafs so kleine Besitzungen als ursprüngliche nationale Agrimensur wohl nicht so leicht vorkommen möchten; bei bereits entwickeltem Verkehre aber — eben die Rücksicht des Rein-Ertrags selber am besten die beste Vertheilung herbeiführen werde. Davon ist der Verf. nicht überzeugt. Er ist dem *Besitzwechsel* abhold, weil durch denselben der „liebevolle Zusammenhang zwischen Besitzthum und Besitzer" aufgehoben, Kapitale bei der Zerschlagung vernichtet und die Zersplitterung begünstigt werde (§ 740 — 742.). Diese Gründe haben allerdings Gewicht gegen unfreiwilligen Besitzwechsel, wie ein unvollkommnes ländliches Kreditwesen u. s. w. —, denselben herbeiführen kann: nicht aber gegen den wahrhaft freiwilligen. Worauf Alles ankommt, ist die *völlig freie* und *möglichst erleichterte Beweglichkeit aller ökonomischen Elemente!* Ist diese nur wahrhaft verwirklicht; dann bewegen sie und gruppiren sie sich von selber dem *reichlichsten Reinertrage* nach. Freilich ist solche Beweglichkeit nicht durch eine blofse Aufhebung der gesetzlichen Schranken derselben herzustellen: eine *positiv geförderte* Beweglichkeit aller Elemente ist zu fordern. Deshalb müssen wir auch gegen § 791. uns erklären. Hier fordert der Vf. zur Erhaltung eines guten Verhältnisses kleinerer und gröfserer Besitzer, — „dafs neben dem *natürlichen Erbrechte* auch das Recht eines Jeden besteht, über sein Eigenthum letztwillig zu verfügen". Das Sittlich-Natürliche halten wir entschieden auch für das Oekonomisch-Vortheilhafteste: und wenn, wie der Verfasser meint, — „Macht und Ansehn der grofsen Grundeigenthümer" — beim natürlichen Erbrechte nicht bestehen können; so folgt daraus, dünkt uns, kein Schlufs gegen das natürliche Erbrecht, sondern nur gegen die Dinge, welche mit ihm nicht zusammenbestehen können. —

In der *zweiten Abtheilung* (S. 473 — 522) — folgt die: — „*Vorherrschaft der Fabrication*", — oder „*die fabricirenden Völker*". — Zuerst entwickelt der Verf. den *Charakter der Fabrication*, ihren Einfluss auf und ihre Wechselwirkung mit der Agricultur, — und die daraus hervorgehenden Fortschritte der Arbeitstheilung und freieren Kapitalisation. — Trefflich sind darauf die *Bedingungen vorherrschender Fabrication* (§ 823 — 832.) erörtert. — — In Hinsicht auf die *Vertheilung* des aus der Fabrication herfliefsenden Einkommens unterscheidet der Verf. das „*Handwerk*", in welchem die Arbeiten wenig abgetheilt sind, und jeder oder wenige Arbeiter das ganze Fabricat liefern, — und die „*Fabrik*", in welcher zahlreiche Arbeiter die speciell-getheilte Arbeit verrichten, und von einer gleichmäfsig gehenden Maschine, oder sonst wie, zu einem solchen mafsvollen Entsprechen genöthigt sind, wie es sich leicht auch im Grofsen übersehen läfst (§ 844 — 856.). Die daraus abgeleitete sehr *ungleiche Einkommensvertheilung* der „Fabrik"-Oekonomie ist allerdings eine Möglichkeit, auf der gegenwärtigen Oekonomie-Stufe auch eine Wahrscheinlichkeit und Gewöhnlichkeit, aber keineswegs eine mit obigem Begriffe der „Fabrik" gegebene Nothwendigkeit.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

№ 40.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1844.

Die Lehre von der Volkswirthschaft in ihren allgemeinen Bedingungen und in ihrer besondern Entwicklung oder wissenschaftliche Darstellung der bürgerlichen Gesellschaft als Wirthschaftssystem. Ein Handbuch für die Freunde dieser Wissenschaft und für Staatsmänner. Von Dr. J. F. G. Eiselen.

(Schluſs.)

Das erforderliche groſse Kapital kann sowohl Vielen als Einem gehören. Schon jetzt kennen wir die Form der *Fabrik-Unternehmungen „auf Actien"*, und die weitere Entwicklung des *Kreditwesens* kann zu Formen führen, welche einer gleichmäſsigen Vertheilung noch viel günstiger sind, als die Form der jetzigen Actien-Gesellschaften. — In Hinsicht der *Sicherheit* des Fabrications-Einkommens ergeben sich die Gefahren (§ 857—882) aus der Wandelbarkeit der in der Concurrenz bevorzugenden Bedingungen der Fabrication. Das Untergehn ganzer *Fabricationszweige*, so weit sie auf auswärtigem Absatz beruheten, wird sich im natürlichen Laufe der Dinge so wenig vermeiden lassen, wie das Brodloswerden von Arbeitern innerhalb bestimmter Fabricationszweige durch Maschinenerfindungen u. s. w. Die Fabrication selber, als Ganzes genommen, braucht aber darunter gar nicht zu leiden. Es wird also nur darauf ankommen, die Uebergänge zu erleichtern, — nur auf eine engere Zusammenfassung der verschiedenen Erwerbszweige zu einer gröſsern Solidarität. Dem Verf. scheint überall das Bestehende als das Maafs des Möglichen zu gelten: die Keime des Künftigen sieht er nicht. Das macht sein Urtheil über die Fabrication ungünstiger, als sonst in der Sache begründet sein möchte.

In der *dritten Abtheilung* (S. 523—543) gelangen wir zur Erwägung der *„Vorherrschaft des Handels"*, zu den *„handeltreibenden Völkern"*. — Die alle Oekonomie beflügelnde Kraft des Handels, besonders des Zwischenhandels in Verbindung mit activem auswärtigem Bedarfshandel, wird anerkannt; — einige Vorzüge, die das Einkommen aus dem Handel vor dem aus der Fabrication — in Beziehung auf Sicherheit und Vertheilung desselben hat, werden gut hervorgehoben.

Zum *„Schlusse"* des zweiten Theils (S. 544—548) bemerkt der Verf., wie die *verschiedenen Erwerbszweige sich meistens beisammen finden*, — da Viehzucht und Ackerbau überall Stoffe der einheimischen Verarbeitung darbieten, und der Handel dann ebenfalls nicht ausbleibt. Nur erfolge dieses Alles nur allmählig und *Stufenweise*. *Zuerst* treibe die *Noth* zur Thätigkeit. Aber die Thätigkeit eröffne die unendliche Reihe von Lebensgenüssen. Damit beginne dann die *zweite* Periode der *bewuſsten Kraft*, wo das Volk seine wirthschaftlichen Anstrengungen überreichlich belohnt sehe. Es wachse nun das Vermögen, bei abnehmendem Rein-Ertrage. Dann beginne die *dritte* Periode, — als *Abnahme des allgemeinen Wohlseins*, — *„Pauperismus"*, in Folge der Zunahme der Bevölkerung, der Verbesserung der industriellen Hülfsmittel und der freien Concurrenz. Das wäre eine traurige dritte Periode! Verbesserung der industriellen Hülfsmittel und freie Concurrenz — sind doch Mittel, die Arbeit ergiebiger zu machen, und so kann in ihnen selbst kein Grund zur Abnahme des allgemeinen Wohlstands liegen, vielmehr offenbar nur in einer mifsbräuchlichen Anwendung derselben. In der Zunahme der Bevölkerung liegt allerdings, sobald ein gewisses Dichtigkeits-Maafs überschritten wird, eine Abnahme des Reinertrags der Arbeiten: aber dem kann und mufs eine Abnahme der Bevölkerungsdichtigkeits-Zunahme — entsprechen, wozu Auswanderungen bei durchgedrungener

Digitized by Google

Besonnenheit und männlicher Selbstständigkeit, also bei freierer moralischer Bildung aller Stände, — noch lange den bequemsten Weg bieten. Insofern ist des Verf.'s Auffassung der dritten Periode durchaus keine aus rein *ökonomischen* Principien zu rechtfertigende. Aber allerdings wirken die rein ökonomischen Principien nie für sich, sondern stets innerhalb einer ihrem Stande entsprechenden *Rechts-Ordnung*. Unser Verf. meint (§ 931—935.), auf den bezeichneten „natürlichen" Gang der Volkswirthschaft wirke es einigermafsen alterirend ein, wenn die Völker ihre „*wirthschaftlichen Zwecke*" entweder „andern Zwecken, *politischen*, *moralischen* oder *religiösen* ganz *unterordnen*" oder „nach gewissen Vorstellungen vom *allgemeinen Wohle*" — *leiten*. Diese Einflüsse aber, meint er, äufsern sich in der *dritten* Periode allerdings am stärksten. „Weil die Nahrungslosigkeit und das Elend Vieler in der dritten Periode aus dem Mangel an Gelegenheit, die vorhandenen Kräfte genügend zu beschäftigen, entspringt; so kann ein *Umschlag* dadurch eintreten, *dafs die Verknüpfung der Bedürfnisse und Thätigkeiten im Völkerverkehre eine Wendung nehmen, wodurch jener Mangel aufgehoben wird*". — Dagegen müssen wir erinnern: — des Menschen *Wille* ist ein *Einiger*, der seine ökonomischen, politischen, moralischen Bestimmungen gar nicht aufser einander fafst. In der *zweiten* Periode ist die „*freie Concurrenz*" keineswegs das ursprüngliche und „*natürliche*", sondern das, — unter positiver Aufhebung der früheren Verknüpfung der Bedürfnisse und Thätigkeiten, wie dieselbe im *Patrimonialstaate* und den *Zunftordnungen* gegeben war, — *positiv Gesetzte*. Wenn die *dritte* Periode nun die „*freie Concurrenz*" der zweiten aus den vom Verfasser angegebenen Gründen weiter modificiren sollte; so wäre das also kein Umschlag aus der „*natürlichen*" *Ordnung* in eine *politische*, gesetzte; sondern nur der ganz natürliche Umschlag aus *Einer politischen* und gesetzten Ordnung in die *andere*. — Aber diese Ordnung sollte sich unter der Idee des *ökonomischen Gemeinwohls;* des gesund wachsenden, sich wohl vertheilenden und sich selber garantirenden Volks-Einkommens — aus den entwickelten ökonomischen Begriffen und Elementen zum *Schlusse* aufbauen, als die *Darstellung der zeitgemäfsen Volkswirthschaftspflege*, der historischwerdenden menschlich-„natürlichen" ökonomischen Gerechtigkeit. — Nicht die Erwägung der abstract-möglichen verschiedenen Gestaltungen der Volkswirthschaft; sondern die Darstellung der wissenschaftlich begründeten und somit wahren und *nothwendigen Volkswirthschaft der Gegenwart* — scheint den Schlufs machen zu müssen. Dies war wohl auch die Ansicht Derer, welche in der „*politischen Oekonomie*" der „*Volkswirthschaftslehre*" die Lehre der „*Volkswirthschaftspflege*" folgen liefsen, wenngleich bei ihnen das Verhältnifs beider noch in einer Art bestimmt ist, die dasselbe, nach des Refer. Ansicht, nicht enge genug erscheinen läfst. —

Die genauere Betrachtung der Darstellung des Verf.'s — hat also bestätigt, was aus den Bestimmungen der Einleitung schon vermuthet werden mufste. Der Gedanke, — die *Volkswirthschaftslehre* zu behandeln als eine „*wissenschaftliche Darstellung des Lebens der Völker selbst, insofern sie durch wirthschaftliche Zwecke zu einer bürgerlichen Gesellschaft verbunden werden, oder in ihrem äufserlich bedingten Dasein*", — ist noch nicht in seinem vollen Umfange ausgeführt. Obwohl durch diesen Gedanken sofort die Vorstellung der Volkswirthschaft als einer blofsen *Menge* von Privatwirthschaften durch die eines „*Systems*" derselben verdrängt, und obwohl diese tiefere Auffassung auch durch die ganze Behandlung, auch der einzelnen wirthschaftlichen Elemente und Verhältnisse, durchzuführen gesucht ist, — wie z. B. in der bestimmtern Beziehung des „*Tauschwerths*" blofs auf den „*systematischen Tausch*", in der Bestimmung des Unterschieds zwischen „*Ertrag*" und „*Einkommen*", und besonders in der umsichtigen, stets auf die bestimmten Erwerbsstufen und Erwerbskreise bezogenen Ermessung der *Einkommens-Vertheilung* und *Einkommens-Sicherheit;* so haben wir doch bestätigt gesehn, dafs dennoch, wie der Verf. der ältern Schule von A. Smith mit Recht vorwirft, so auch hier „die Erscheinungen des wirthschaftlichen Lebens der Völker nur bis auf einen gewissen Punct erörtert, und so die Untersuchung verhindert wurde, sich bis in ihre Spitze zu vollenden". Der Verf. hat nicht überall die *Kritik*, welche unsere Wissenschaft in ihrem bisherigen Verlaufe bereits entwickelt hat, sich völlig zu eigen gemacht, und ist so in einigen Puncten hinter dem Stande der Gegenwart zurückgeblieben. Diese *Puncte* sind:

1) *Ricardo's Reinigung des Tauschwerth-Begrif-*

Digitized by Google

fes und die damit erst errungene Beseitigung der *physiokratischen Trübungen* bei *Ad. Smith*, — ist nicht völlig angeeignet. Deswegen aber hat die Theorie von dem wesentlichen Verhältnisse der „*Renten*" zum „*Lohne*" und der „*Grundrente*" zur „*Zinsrente*" — nicht völlig befriedigend ausfallen können, und ist auch der *fixe Dualismus* von *Production* und „*Consumtion*", von „*Hervorbringungsverzehr*" und „*Genufsverzehr*", von *sachlichem* und *persönlichem Vermögen* nicht hinlänglich in die *reproductive Einheit der Wirthschaft* aufgelöst worden, um die ungenügenden, materialistischen Begriffe vom „*Capital*" und „*Capitalisiren*" der ältern Schule A. Smiths gleich im ersten Keime zu berichtigen.

2) Die mit *Sismondi* begonnene *systematische Beseitigung der abstracten Scheidung von Recht und Wirthschaft, Oekonomik und Politik* — ist, obwohl sie dem Verf. so nahe lag, da er den Werth der Güter in Abhängigkeit von dem mafsvollen Entsprechen derselben fafst und die in der Besonderung verharrende Einheit der Wirthschaft so kräftig hervorhebt, — doch nicht nur nicht angeeignet, sondern geradezu bekämpft. Deswegen hat der Verf. auch nicht die „*bürgerliche Gesellschaft*" nach der Totalität ihrer wirthschaftlichen Organisation, sondern allein *Eines* ihrer *Momente*, den *Verkehr der Privat-Oekonomien* darzustellen versucht — nicht erwägend, dafs dieser Verkehr von der *Gesellschaft* und ihrer *einheitlichen Regelung der Wirthschaft*, durch *Rechts-* und *Polizei-Ordnung*, durchaus *abhängig* ist, so dafs aufser dieser Einheit kein einziger ökonomischer Begriff mit wirklicher Bestimmtheit erfafst werden kann. Daher eben geschah es, dafs der Verf. die ökonomischen Begriffe alle zwar aufserhalb activer Verkehrsförderung und positiver Erwerbs-Pflege aber doch innerhalb des entgegengesetzten *Social-Systems* der passiven Verkehrs-Freiheit und des negativen Erwerbs-Schutzes unter der Norm eines *absoluten Privateigenthums* auffafste, — und hieraus Theorien über die „*Folgen der Arbeitstheilung*" und der „*Maschienen-Erfindung*", über „*Pauperismus*" — ja sogar über Nothwendigkeit der *Autonomie* in letztwilligen Verfügungen auch *gegen das „natürliche Erbrecht*" — ableitete, welche ohne die unkritische Voraussetzung einer ganz bestimmten Art von Rechtsordnung, alles Grundes entbehren, ja den eignen andern ökonomischen Entwicklungen in einer Weise widersprechen, die eigentlich nothwendig zur Kritik der gemachten Voraussetzung hätte führen müssen.

3) Der Verf. verwirft mit Recht für die Volkswirthschaftslehre die unwissenschaftliche Form einer Polemik, und verlangt freie Hingebung an die eigne freie Bewegung des Gegenstandes. Aber indem er die Natur des Gegenstandes nicht entschieden als *menschliche, ethische* — und somit immer auch *historisch-bestimmte* und *kritisch-fortschreitende*, sondern mehr als *physische, natürlich-bestimmte* und *überall und immer-gleiche* zu fassen sucht; — so entfernt er *einestheils* die *ethische Haltung*, die der Wissenschaft ihres Gegenstandes wegen zukommt und die auch ohne fortlaufende Polemik sehr wohl möglich bleibt, und wird *anderntheils*, da er sich auf die Abstractionen des „überall"-geltenden, das nirgends gälte, doch nicht zu beschränken vermag, *unkritisch historisch*, indem er eben vergehende historische Bestimmtheiten der Gegenwart als unwandelbare Natur-Bestimmtheiten gelten läfst.

Diese berührten *Mängel* liegen indefs *nicht* in dem eigentlichen *Principe des Verf's.*, — wie sich dasselbe besonders in der *Kritik* der bisherigen Leistungen (in der Vorrede) ausspricht. Sie verstofsen alle gegen dieses selbst, und können daher auch vom Verf. selber erkannt und entfernt werden. Keiner — der den Stand der Wissenschaft kennt und das vorliegende Werk gründlich liest — und am wenigsten der Ref., — wird dem Verf. „die Gerechtigkeit versagen" — dafs seine Arbeit „*vom Anfange bis zu Ende, das Resultat eines unabhängigen Nachdenkens*" ist, — noch auch, dafs beiher die *wichtigsten praktischen Fragen der Gegenwart*, ohne gerade in ihrer Tagesgestalt kenntlich gemacht zu werden, überall in ihren Entscheidungsgründen eine für Compendien ganz *ungewöhnlich allseitige und lichtvolle Erwägung finden.* — Nur die *Vortrefflichkeit des Werks* hat Ref. zu so in's Einzelne gehenden Ausstellungen veranlassen können: dies nochmals ausdrücklich zu sagen, ist für ihn Pflicht und Freude.

K. H. Brüggemann.

Digitized by Google

XX.

***Sophocle.** Antigone, expliquée et annotée par M. Benloew et traduite en français par M. Bellaguet, ancien professeur de rhétorique. — Oedipe à Colone, par les mêmes. Paris,* 1843.; *chez L. Hachette.* 174 *u.* 243 *S. in* 8.

Die Schulausgaben griechischer Klassiker, wie sie jetzt in Frankreich um die Wette angefertigt werden, können weder in wissenschaftlicher noch in pädagogischer Beziehung ein bedeutendes Interesse erwecken. Gewöhnlich werden zwei französische Uebersetzungen beigegeben, eine, welche den Text Wort für Wort, eine andere, welche ihn dem Sinne nach wiedergibt. Ueber den Werth dieser Methode bei dem ersten Unterricht in fremden Sprachen läfst sich noch streiten; aber über den ersten Unterricht hinaus darf sie offenbar nicht angewandt werden: soll sie ihm fortwährend zu Grunde liegen, so wird sie verwerflich. Mag man den Homer so herausgeben, das liefse sich noch vertheidigen; aber den Sophokles mit solchen Eselsbrücken zu versehen, das können wir auf keine Weise billigen. Auch in Deutschland hat diese Methode, oder Mode, wenn man lieber will, hie und da Eingang gefunden; hoffentlich wird sie sich nicht weiter verbreiten.

Es wäre unpassend über solche reinpraktische Unternehmungen in diesen Blättern zu berichten; auch würden wir von dieser Ausgabe so wenig wie von den andern sprechen, wenn nicht Herr Benloew als einen Anhang Noten beigegeben hätte, die manches Schätzbare enthalten, und auf die aufmerksam zu machen um so mehr Pflicht ist, als man sie in solchen Ausgaben weder vermuthen noch suchen würde. Aus diesen Anmerkungen also wollen wir Einiges herausheben, Bemerkungen, die freilich ins Kleinliche gehn, die man aber damit entschuldigen möge, dafs bei der Erklärung solcher Meisterwerke auch das Kleinste nicht ohne Bedeutung ist.

Herr Benloew ist im Ganzen von dem, gewifs richtigen, Grundsatze ausgegangen, dafs im Sophokles viel mehr durch Interpretation als durch Conjecturalkritik zu helfen sei; er hat deshalb die meisten vorgeschlagenen Emendationen des Textes (z. B. Antig. v. 947 ὄλβος statt des durchaus antiken und durch Parallelstellen gestützten ὄμβρος; Oed. Col. v. 1121 τήνδε τήν statt der, von den Handschriften gegebenen, ungleich ausdrucksvolleren, aus einer Vermischung zweier Constructionen zu erklärenden, Lesart: (ἐπίσταμαι γὰρ) τήνδε σὴν (ἐς τάζδε μοι τέρψιν παρ' ἄλλου μηδενὸς πεφασμένην) zurückgewiesen und sich selbst nur sehr seltene und sehr unbedeutende Veränderungen des Textes erlaubt. Von dieser Art ist Oed. Col. 316 die Verbesserung ἡ γνώμη πλανᾷ, statt der vulgata: ἡ γνώμη πλανᾷ; Durch die beiden Fragen „Ist sie's? Ist sie's nicht"? hat Antigone alle Möglichkeiten erschöpft; und sie kann nicht als ein Drittes hinzufügen: Oder täuscht mich mein Sinn? Eben so leicht ist v. 574 die Veränderung: ἢ (statt ἦ) λῆστιν ἴσχεις ἦ δι' οὐδενὸς ποιεῖ; Eine Frage ist an dieser Stelle dem edlen, schonenden Sinne des Theseus viel angemessener; er will dem Oedipus weder eine Unbedachtsamkeit noch eine Thorheit vorwerfen; er glaubt vielmehr, Oedipus scheue sich nur eine gröfsere Bitte zu stellen, und fordert ihn auf, nur offen Alles zu sagen. Hier werde auch noch als eines nicht übeln Vorschlags der Conjectur χάραγμ' ἐρχέων an der bekannten Stelle Antig. v. 969 gedacht. — Von den Interpretationen des Herrn Herausgebers mögen folgende hier eine Stelle finden. Ant. v. 10. πρὸς τοὺς φίλους στείχοντα τῶν ἐχθρῶν κακά. Die gewöhnliche Erklärung: die Uebel, die unsern Freunden von den Feinden bereitet werden, hat nicht nur ihre grammatische Bedenken, sondern scheint auch dem Sinne nach unpassend, da es nicht die Feinde, sondern die Freunde sind, welche diese Uebel bereiten. Herr B. erklärt: Weifst du nicht, dafs unsere Freunde das schlimme Loos der Feinde bedroht? d. h. dafs man die Freunde wie Feinde behandelt und sie nicht bestatten lassen will. — v. 1232 wird das widrige Bild entfernt, das entsteht, wenn man λευκῇ παρειᾷ mit dem Scholiasten: εἰς λευκὴν παρειὰν erklärt. Der Blutstrom aus dem Munde des Haemon ergiefst sich auf die todesblassen Wangen seiner Braut — das hat Sophokles nicht geschrieben. Ohne die Construction so zu zwingen und ohne das Gefühl zu verletzen, erhält man den Sinn: Mit blasser Wange, oder wie wir sagen würden, mit blassem Munde haucht Haemon einen Blutstrom aus. — Oed. Col. v. 116 ἐν γὰρ τῷ μαθεῖν ἔνεστιν ἡ φυλάβεια τῶν ποιουμένων wird nicht so gefafst, als ob ποιηθησομένων stände (die Vorsicht für das was man thun will), sondern: ἐν τῷ μαθεῖν τὰ ποιούμενα (quae fiunt) ἔνεστιν ἡ φυλάβεια τῶν ποιουμένων. — v. 453 wird τάξ ἐμοῦ παλαίφατα nicht erklärt, als ob τάμφ' ἐμοῦ gelesen würde, sondern: die Verwünschungen, die ich einst über meine Söhne ausgesprochen und die Phoebus endlich erfüllt hat. — Wir wollen diese unzusammenhängenden Anführungen nicht häufen. Manches hätte sich ohne Zweifel anders gestaltet, wenn Herr Benloew die letzte, treffliche Ausgabe der Antigone schon damals hätte benützen können. Manches läfst sich mit Gründen bestreiten: wir wollten durch diese Anzeige nur die Aufmerksamkeit auf eine so bescheidene, verdienstliche Arbeit lenken.

Dr. Heinrich Weil.

Digitized by Google

№ 41.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

XXI.

Vollständige Uebersicht der Geschichte der Baukunst, von ihrem Ursprunge an bis auf die neueste Zeit, im organischen Zusammenhange in sich und mit der allgemeinen Culturgeschichte; für Geschichtsforscher, Baumeister und überhaupt für denkende und gebildete Leser dargestellt von C. A. Rosenthal. III Bde. Berlin, 1841. 1842. 1843.*; bei Reimer.* 4.

Erster Artikel.

Bei dem regen Eifer, der sich jetzt von allen Seiten her für das Studium der Kunstgeschichte, so wie für die Kunstwissenschaften überhaupt zeigt, ist es nicht zu verkennen, von welchem bedeutenden Einfluss die neuere Philosophie gewesen ist, und welche Reformen die Anwendung ihrer Resultate auf dem Gebiete jener hervorgerufen hat. Mehr als alles Andre bezeugt dies eine Erfahrung unserer Tage, deren Wichtigkeit zu näherer Betrachtung auffordert. Je mehr wir nämlich jene Studien bisher fast ausschliefslich von den Kunstgelehrten cultivirt und gefördert gesehen haben, um so wichtiger und erfreulicher ist es, dafs gerade in der jüngsten Zeit derselbe Eifer sich auch unter den Künstlern selbst zu regen beginnt. Erfreulich, nicht etwa weil wir meinen, wie es wohl hie und da ausgesprochen worden ist, nur dem Künstler stehe ein Urtheil über seine Kunst zu, sondern vielmehr in sofern, als wir darin eine Annäherung zweier Partheien sehen, die sich bisher gewissermafsen feindlich waren und es auch wohl zum Theil noch heute sind, und weil wir von dem vereinigten Streben derselben hoffen dürfen, dafs es die Resultate der kunstwissenschaftlichen Untersuchungen von einer Einseitigkeit befreien werde, auf welche ohne jene Vereinigung beide Partheien gelangen mufsten und welche sie sich oft genug gegenseitig zum Vorwurf gemacht haben. Vor allen anderen Künsten hat sich nun insbesondere die Architectur dieses Eifers von Seiten der sie ausübenden Künste zu erfreuen; eine Erscheinung, die wir hier wohl kaum mehr durch Namen zu erhärten brauchen, und von der uns, als von einer der wichtigsten für das Kunstleben unserer Tage, vielleicht noch öfter vergönnt sein wird, Rechenschaft abzulegen.

In diesem Sinne begrüfsen wir denn auch das vorliegende Werk, welches, von einem ehrenvoll bekannten Praktiker verfafst, durch die grofse Vertrautheit mit dem Gegenstande und durch die warme Hingebung für denselben ein Interesse erregt, welches schon das besonnene Anstreben einer so grofsen Aufgabe, die Entwickelung der Baukunst im organischen Zusammenhange mit der allgemeinen Culturgeschichte darzustellen, rechtfertigt; wenn wir auch sowohl im Allgemeinen den Weg, welchen der Verf. zur Erreichung seiner Aufgabe verfolgt, als auch die Art und Weise der Ausführung nicht immer werden billigen können.

Insbesondere gilt dies von der vorausgeschickten ästhetischen Einleitung, in welcher der Verf. von der Theorie der Schönheit und von der der Baukunst handelt. Denn, wenn wir auch die Ansicht, dafs ohne ein richtiges Verständnifs des Wesens der Kunst auch die Geschichte derselben unverständlich bleiben mufs, nur durchaus billigen können, so müssen wir doch gestehen, dafs uns die Theorie des Verf.'s nicht befriedigt hat, und dafs, wenn auch in fast allen Einzelheiten sich das richtige Urtheil des gebildeten Sachverständigen nicht verkennen läfst, doch die Gesammtauffassung der Schönheit und namentlich die Stellung der Kunst in diesem Systeme den Anforderungen nicht entspricht, die man jetzt an eine Kunstlehre zu machen berechtigt ist.

Ehe wir jedoch dies Urtheil durch einige Bemerkungen zu rechtfertigen versuchen, wollen wir kurz

Digitized by Google

die Forderungen beleuchten, welche der Verf. auf folgende Weise an die Geschichte der Baukunst stellt: „sie mufs, sagt er S. 1, als ein Theil der allgemeinen „Culturgeschichte, mit steter Rücksicht auf diese, „überall den innern lebendigen Geist, das Grundprin„cip eines jeden Baustyls aufsuchen, aus ihm alle ein„zelnen gröfseren und kleineren Erscheinungen erklä„ren und dasselbe auf den Charakter des Volkes und „auf alle die Umstände, welche diesen festgestellt ha„ben, zurückführen und nachweisen, dafs unter den „gegebenen Verhältnissen die Bauweise keine andre „sein konnte" u. s. f.; diese Forderung vorläufig als richtig zugegeben, so müssen wir doch darauf aufmerksam machen, dafs damit im Widerspruche steht, was der Verf. kurz darauf über den allgemeinen und individuellen Standpunct sagt; wenn es nämlich daselbst heifst, dafs zwar „ein Volk innerhalb der Gren„zen, welche seine eigenthümlichen Verhältnisse ihm „vorschreiben — den Gipfel der Vollendung ersteigen, „und dennoch den richtigen Weg nach dem gemein„schaftlichen Ziele ganz verfehlt haben" könne, so ist leicht zu ersehen, dafs dies dem Principe einer nothwendigen Gesammtentwickelung gerade entgegenläuft. Denn in der Geschichte einer Kunst kann nur das Individuum — Person oder Volk — Träger der allgemeinen Entwickelung sein, das Individuum sich aber nur innerhalb der Bedingungen *seiner* Existenz gestalten, oder wie der Verf. sagt „innerhalb der Grenzen, „welche seine eigenthümlichen Verhältnisse ihm vor„schreiben und die es weder überschreiten kann noch „darf". Diesen Widerspruch nun, wie in der rein individuellen Gestaltung das Allgemeine der Kunstentwickelung erscheinen könne, zu lösen ist die Aufgabe einer jeden philosophischen Kunstgeschichte, wie sie im Allgemeinen der Verf. ganz richtig bestimmt; anstatt aber die Möglichkeit dieser Lösung anzugeben und so derselben den Weg anzubahnen, läfst er von vorn herein beide Seiten auseinanderfallen, indem er darauf dringt, den individuellen und allgemeinen Standpunct wesentlich zu unterscheiden und so der individuellen Bildung ihre Geltung und Bedeutung in der allgemeinen Entwickelung fast völlig abzusprechen scheint.

Was nun die ästhetische Einleitung des Verf.'s betrifft, so vermissen wir darin zunächst eine feste Bestimmung der Idee des Schönen und mit ihr das eigentliche Fundament jeder Kunsttheorie; denn wenn der Verf. seine Untersuchungen mit folgenden, durch nichts vermittelten, Bemerkungen einleitet, dafs die unendliche Vollkommenheit, welche dem Menschen zum Ziele seiner geistigen Cultur gesetzt sei, aus dem *Schönen*, Wahren und Guten bestehe, so können wir daraus wohl ersehen, dafs derselbe die Schönheit als ein an den vollkommenen Menschen gestelltes Postulat betrachtet, keineswegs aber vermögen wir darin eine nur einigermafsen haltbare Begriffsbestimmung derselben zu finden, auch würde, falls man eine solche darin suchen möchte, eine kurz darauf gegebene Erklärung der Schönheit, dafs sie die Vollkommenheit des Scheines und somit an die äufsere Erscheinung der Dinge geknüpft sei, die erstere vollständig aufheben, indem sie derselben, was keiner weiteren Erörterung bedarf, durchaus entgegengesetzt ist. Und wenn ferner auch die Dinge, an welchen das Schöne erscheinen soll, sogleich näher als „*sowohl körperliche, wie auch geistige*" bestimmt werden, so kann auch diese Erweiterung, abgesehen von der grofsen Unbestimmtheit des Ausdrucks, nicht als Vermittelung jener beiden verschiedenen Auffassungsweisen des Schönen betrachtet werden; vielmehr scheint uns dieselbe deutlich die Doppelsinnigkeit anzuzeigen, in welcher das Schöne vom Verf. gebraucht wird, und welche es späterhin allein möglich macht, dasselbe als Vermittler zwischen Endlichem und Unendlichem, zwischen Geistigem und Sinnlichem darzustellen. Ein Schwanken in den Ansichten des Verf.'s verräth es ferner, wenn derselbe von einem Zwecke der Schönheit spricht, indem sich ja dieselbe nach der zuerst berührten Auffassung selbst als Zweck ergeben hatte. Aus dieser Betrachtung der Schönheit ergiebt sich in der Folge, dafs auch die Kunst nur in der untergeordneten Geltung eines Mittels erscheinen kann. Denn wie die Schönheit nur das Wahre und Gute in den Dingen, bei Naturgegenständen die Stufe der Vollkommenheit, die sie in der Wesenreihe einnehmen, dem Gefühle offenbaren soll, so wird auch die Kunst nur als ein Mittel zur Erreichung des Wahren und Guten betrachtet, und mufs als solches die höchste Potenz des Wahren und Guten aufsuchen und darstellen u. s. f., was doch viel eher die Aufgabe der Philosophie und der Wissenschaft überhaupt ist, als die der Kunst. Ueberhaupt hört die Kunst auf diese Weise auf *freie* Thätigkeit und somit eine der absoluten Sphären des Geistes zu sein, als

Digitized by Google

welche sie längst von den Lehrern der Kunst und im Bewufstsein der Zeit selbst anerkannt worden ist. Mit Uebergehung der weiteren Betrachtungen des Verf.'s über die Elemente des Kunstschönen (S. 12), die Eintheilung der Kunst (S. 13), das Zusammenwirken der Künste (S. 15) wenden wir uns sogleich zur Theorie der Baukunst; und haben uns hier von vorn herein gegen die schroffe Trennung von Baukunst und Bauwissenschaft zu erklären; denn da zu der Idee der Kunst ein vollkommenes Bewältigen irgend eines sinnlichen Stoffes und Materials gehört, dieses aber nur durch verständige d. i. wissenschaftliche Erkenntnifs des Stoffes selber erreichbar ist, so folgt daraus, dafs in jeder vollkommenen Kunstübung ein wissenschaftliches Element liegen mufs, welches man aber, da es lediglich zur Erreichung der Kunstzwecke dient, durchaus nicht so scharf von der Kunst trennen darf, als es vom Verf. geschieht. Denn dieser trennt nicht allein die Kenntnifs der Statik, Mechanik und überhaupt der angewandten Mathematik als besondere Bauwissenschaften strenge von der Baukunst, sondern er schreibt denselben auch in so fern ganz besondere Gebiete zu, als er der Bauwissenschaft z. B. den Häuserbau, Strafsenbau u. s. w. vindicirt oder auch die — hiemit im Widerspruch stehende — Aufgabe stellt: *alle* Arten von Bauwerken zweckmäfsig, die eigentlichen Gebäude namentlich bequem und dauerhaft zu errichten. Als ob zu Errichtung von Tempeln, Kirchen, Pallästen u. s. f. nicht eben so nothwendig jene Bauwissenschaften erforderlich wären, als zu der von Wohnhäusern; oder als ob bei jenen nicht dieselben Erfordernisse der Bequemlichkeit, Zweckmäfsigkeit und Dauerhaftigkeit obwalteten, als bei diesen! Eben so wenig befriedigt uns die Erklärung der Baukunst im Gegensatz zur Bauwissenschaft: „die Baukunst soll, sagt der Verf. „S. 17, wie jede andre Kunst, das Schöne darstellen; „zum Gegenstande dienen ihr Gebäude". Mit demselben Recht oder Unrecht aber würde man die übrigen Künste folgendermafsen bestimmen können: die Malerei soll das Schöne darstellen, zum Gegenstande dienen ihr Bilder, oder die Musik soll das Schöne darstellen, zum Gegenstande dienen ihr Opern oder Symphonien; denn was der Malerei das Bild, der Sculptur die Statüe, der Musik Oper oder Symphonie sind, das ist der Architectur das Gebäude; nicht Gegenstand, sondern das künstlerische Product, woran und wodurch sie ihre Aufgabe, die Idee in sinnlicher Form zu realisiren, bethätigen. Als nähere Momente der Baukunst und des Schönen in derselben, werden nun die Construction und die Bestimmung der Gebäude angegeben: „die „Baukunst soll, bestimmter ausgedrückt, *das innere Sein „und den Zweck eines Gebäudes* darstellen". Dafs nun diese beiden, die Construction und die Bestimmung, nicht ohne bedeutenden Werth als Elemente der Baukunst sind, ist nicht zu bezweifeln, dafs aber ihre Darstellung nicht als Hauptmomente des Schönen in derselben betrachtet werden darf, ist eben so leicht zu ersehen. Die Construction nämlich ist, als eine Zusammensetzung der Materialien nach statischen Regeln, lediglich eine Sache des Verstandes und an sich weder schön noch unschön; und schon deshalb kann ihre Darstellung nicht Hauptvorwurf der Kunst sein, die gerade darin besteht, das Schöne als solches darzustellen. Eben dasselbe gilt auch von der Bestimmung, auf die man im Grofsen anwenden könnte, was wir von der Construction im Kleinen gesagt haben, denn auch sie ist reine Verstandessache, an sich weder schön noch unschön, und gewährt, statt des ästhetischen Interesses, welches der Verf. ihr unbegreiflicher Weise ausschliefslich zuschreibt, im Gegentheil nur ein praktisches Interesse; sie entbehrt also auf gleiche Weise aller directen Beziehung auf die Schönheit, deren Darstellung Gegenstand der Kunst ist. Es sind vielmehr unserer Ansicht nach bei weitem höhere Interessen, die als bestimmende Momente des Schönen in der Baukunst betrachtet werden können und von denen wir nur an den Geist einer Zeit oder eines Volkes, an die Subjectivität des Künstlers, wie überhaupt an alle jene geistigen Zustände und Stimmungen zu erinnern brauchen, die ihren Ausdruck in der Kunst zu finden vermögen, um zu zeigen, wie untergeordnet die Darstellung der Construction und der Bestimmung dagegen erscheinen mufs. Es bezeugen dies auch die am Schlufs der Einleitung hinzugefügten Bemerkungen über den Unterschied von Styl und Charakter, in welchen der Verf. seiner ganzen vorhergehenden Entwickelung zuwider die Behauptung aufstellt, dafs der *Styl* der Architectur den Charakter des Landes und Volkes versinnliche, der *Charakter* dagegen die besondere Bestimmung der Gebäudeart bezeichne, und dafs der Charakter mithin eine Unterabtheilung des Styls sei; womit denn auch zugleich gesagt ist, dafs die „Bestim-

Digitized by Google

„mung als dem Charakter des Landes und des Vol„kes" untergeordnet, auch zugleich aufhöre, letztes Princip des Schönen in der Architectur zu sein (S. 21).

Diese Puncte glaubten wir hier, wo es mehr auf allgemeine Würdigung als auf ganz specielle Darstellung der Ansichten des Hrn. Verf.'s ankam, hauptsächlich hervorheben zu müssen; wir übergehen daher die weiteren Ausführungen mit dem Bemerken, dafs sich fast bei jeder Gelegenheit, wo der Verf. auf Einzelheiten rein künstlerischen Inhalts eingeht, das richtige Gefühl desselben kundgiebt, und dafs wir dies um so lieber rühmend anerkennen, als wir in Bezug auf die allgemeinen Grundzüge seines Systems nicht mit ihm übereinstimmen zu dürfen glaubten.

Was nun endlich die Geschichte der Baukunst selbst betrifft, so schickt ihr der Verf. „allgemeine Betrach„tungen" vorauf, in der er zunächst die historische Forschung über die allmählige Verbreitung des Menschengeschlechts und die Anwendung ihrer Resultate als die Grundlage aller kunsthistorischen Forschungen bestimmt und diese aus den Untersuchungen „eines „Herder, Schlegel, Heeren, C. Ritter, Jones, v. Bohlen" gezogenen Resultate in folgenden Sätzen ausspricht: Hochasien war die Wiege des Menschengeschlechts, von wo aus sich frühzeitig die Völker und die Cultur nach mehreren Seiten hin ausbreiteten. Der am deutlichsten erkennbare und wahrscheinlich auch früheste Culturweg führt nach Indien und von da weiter über Aethiopien nach Aegypten, vielleicht auch zu den Pelasgern und Hetrurern; ein zweiter Weg führt von Bactrien aus zu den Medern, Babyloniern, Persern, und, wohl in Verzweigung mit dem ersten, zu den Phöniciern, Carthagern u. s. w.; ein dritter, wahrscheinlich späterer, nach Hinter-Indien und China. S. 31. 32.

Diesen Gang nun glaubt der Verf. durch die Geschichte der Baukunst bestätigt, doch ist er keineswegs der einseitigen Ansicht, dafs auf diesem Wege sich die Kunst einfach verpflanzt und verbreitet hätte; er giebt vielmehr im Gegentheile zu, dafs sich bei der grofsen Verschiedenheit der Baustyle verschiedener Völker durchaus nicht an eine blofse derartige Uebertragung denken lasse. Die Kunst als solche läfst sich nicht verpflanzen, denn sie bildet sich aus dem innersten Volkscharakter heraus, und Verwandtschaft der Kunst, wenn man sie so fafst, kann nur auf Verwandtschaft der Völker beruhen. Ganz richtig unterscheidet hiervon der Verf. die Uebertragung gewisser Kenntnisse und Fertigkeiten, die allerdings wohl öfter stattgefunden und deren Vorhandensein fälschlich auf Uebertragung der Kunst selbst geführt hat.

In jenem innigen Zusammenhange der Kunst mit dem Volkscharakter liegt es dann aber auch, dafs ein jedes Volk nur *sich* zu realisiren habe in seiner Kunst; hiermit im Widerspruche steht jedoch das *Eine* Ziel, welches nach dem Verf. alle einzelnen Kunsterscheinungen zu verfolgen haben (S. 2); darin, dafs die Wege zu dessen Erreichung falsch gewesen, liege die Nothwendigkeit des Verfalls der einzelnen Kunstweisen. So hätte es denn die Geschichte der Baukunst nur mit falschen Richtungen zu thun; denn, den deutschen Styl nicht ausgeschlossen, haben alle historischen Baustyle, wie ihre Geschichte so ihren Untergang gehabt. Keineswegs aber hat dieser Untergang seinen Grund darin, dafs das eine Ziel des Verf.'s auf falschem Wege verfolgt worden ist. Dieses konnte vielmehr, da es nicht bekannt war, gar nicht verfolgt werden. Denn wie konnte dasselbe, da es sich ja selbst erst aus dem tausendjährigen Processe der Geschichte herausgebildet, von denen gekannt und angestrebt werden, welche noch in den ersten Anfängen jenes Processes selbst begriffen waren? Hier übrigens ist der Ort, wo wir eine bestimmte Erklärung über die Natur dieses Einen Zieles aller Bauweisen, die uns der Verf. bisher noch vorenthalten hat, zu fordern berechtigt sind. Denn da demselben die verschiedenen Bauarten nur in sofern verschieden sind, als sie das Eine Ziel auf verschiedene Weise verfolgt haben, so war ein bestimmtes Besprechen desselben für die Eintheilung der Geschichte der Baukunst unumgänglich nöthig. Dies aber vermissen wir und mit ihm ein consequent durchgeführtes Princip in jener Eintheilung, zu der wir uns jetzt wenden wollen. So schwierig nun allerdings dies Geschäft ist, so möchten wir indefs doch nicht die Erleichterung desselben gutheifsen, die der Verf. in Anspruch zu nehmen scheint, wenn er von derselben sagt: „*wir dürfen nicht Ort und Zeit*, „sondern *lediglich* die Verwandtschaft der Baustyle zu „Grunde legen".

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 42.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

Vollständige Uebersicht der Geschichte der Baukunst, von ihrem Ursprunge an bis auf die neueste Zeit, im organischen Zusammenhange in sich und mit der allgemeinen Culturgeschichte; für Geschichtsforscher, Baumeister und überhaupt für denkende und gebildete Leser dargestellt von C. A. Rosenthal.

(Fortsetzung.)

Wenn wir nun auch nicht die pedantisch-strenge Befolgung der Zeitordnung bei der Geschichte der Baukunst für nothwendig oder allein hinreichend erachten, so sehen wir uns denn aber doch genöthigt, gegen eine gänzliche Vernachlässigung derselben, wie sie der Verfasser hier ausspricht, von vorn herein Protest einzulegen. Hier zeigt sich der Mangel eines Princips, welches die beiden so eben angedeuteten Seiten vermittelt; denn das Verfahren des Verf.'s würde, in seiner ganzen Consequenz verfolgt, die Geschichte der Architectur geradezu aus allem Zusammenhange mit der allgemeinen Culturgeschichte heraus reifsen; aus einem Zusammenhange, der doch, wie der Verf. auf dem Titel ausdrückt, selbst ein organischer sein soll. Ein organischer Zusammenhang aber ist nur der, in welchem die beiden im Zusammenhang stehenden so verbunden sind, dafs eben in dieser ihrer Verbindung das Lebenselement einer jeden einzelnen beruht; hier nun soll die Geschichte der Baukunst mit der des gesammten Culturzustandes in einem solchen Verhältnisse stehen. Jede Geschichte aber ist eine an Ort und Zeit gebundene Entwickelung; so die der Baukunst, so die der allgemeinen Culturzustände; wenn nun also beide wirklich in einem organischen Zusammenhang stehen, so kann dieser nur an dem Zusammenfallen beider nach Ort und Zeit nachgewiesen werden. Dadurch aber, dafs der Verf. Ort und Zeit gänzlich aus der Betrachtung zu lassen anräth und sich *lediglich* auf die Verwandtschaft der Baustyle beschränkt, bleiben die beiden zu Vermittelnden auf ihrem völlig isolirten Standpuncte stehen. Die Perioden des Verf.'s sind nun folgende: die erste umfafst alle Völker, bei denen sich noch deutliche Erinnerungen an die früheste Richtung nachweisen lassen; Inder, die Völker des Caucasus und Pontus Euxinos. Babylonier, Mexicaner, Chinesen u. A. Welches aber der innere Grund dieser Periode, d. h. welches jene älteste Richtung sei, sagt der Verf. nicht, und so erscheint denn die Bestimmung dieser Periode an und für sich willkürlich. II. Die zweite Periode bildet die ägyptische Kunst; denn obgleich diese (nach der Ansicht des Verf.'s) aus Indien stammt, so hat sich doch in ihr das Princip der Baukunst völlig geändert. Die Aegypter gaben zuerst ihren Gebäuden einen *architectonischen* Charakter. III. Die griechische Kunst. Diese, auf einer ganz anderen Basis beruhend, blüht rasch empor und fängt schnell an zu sinken, in welchem Zustande sie zu den Römern übergeht. IV. Die vierte Periode ist durch Einführung der christlichen Religion begründet. Sie beginnt etwa unter Justinian mit dem ersten Streben nach Eigenthümlichkeit im Bau christlicher Kirchen. Jedoch entwickelt sich erst spät daraus ein eigenthümlicher Baustyl, der eben so räthselhaft schnell wieder sinkt. Die arabische Baukunst, als in steter Wechselwirkung mit der christlichen begriffen, gehört auch hieher. V. Die neueste Zeit hat eigentlich keine besondere Architectur. Erst mit der jüngsten Zeit, welche, nach der Lethargie des vorigen Jahrhunderts, überall ein so gewaltiges Ringen und Streben entwickelt, beginnt auch für die Kunst und Architectur die Morgenröthe eines besseren Tages. Und in dieser Beziehung spricht der Verf. schliefslich den Wunsch aus, in welchen wir herzlich mit einstimmen: „Möchte es doch auch in unseren Tagen der Kunst gelungen sein, ihren eigen-

Digitized by Google

„thümlichen Standpunct zu bewahren, und auf der „Bahn der Vervollkommnung voranzuschreiten"! — In dem folgenden Abschnitte, der die erste Periode enthält, behandelt der Verf. die Baukunst in Hochasien S. 40 ff., bei den Indern (S. 44), Chinesen S. 76, Assyrern, Babyloniern und Medern S. 87, bei den Phönikern und Hebräern S. 95, Persern S. 104, Pelasgern und Hetrurern S. 114, endlich bei den alten Völkern Americas S. 130 ff.; eine Ordnung, die im Ganzen wenig von der schon von Stieglitz in seiner Geschichte der Baukunst befolgten abweicht.

Die wenigen Notizen, die wir über die Baureste in Hochasien haben, lassen uns wenigstens zu dem Resultate kommen, dafs die älteste Bauweise im Höhlenbau bestanden habe. Neben dem Höhlenbau selbst kannte und übte man schon die Kunst die Höhlen auszuschmücken. Eine Erscheinung, die uns der Verf. nicht genug zu berücksichtigen scheint. Die Consequenz, die er daraus zieht, dafs die Baukunst der Bauwissenschaft vorangegangen sei, erledigt sich schon aus den oben gegebenen Bemerkungen über die Trennung von Bauwissenschaft und Baukunst überhaupt, und was die Meinung des Verf.'s betrifft, dieses Verhältnifs werfe auf das ganze früheste Alterthum ein bedeutsames Licht, so ist dieselbe unstreitig ganz richtig; gerade deshalb aber wäre es sehr wünschenswerth gewesen, der Verf. hätte angedeutet, worin denn die Aufklärungen durch dieses bedeutsame Licht eigentlich beständen. Bauwissenschaft nun und *eigentliche Gebäude* existirten in Hochasien nicht; dennoch aber vermuthet der Verf., dafs schon in dieser Bauart die Richtung namentlich der indischen Architectur im Keime begründet lag. Zu dieser indischen Architectur wenden wir uns nun, ohne von den Untersuchungen des Verf.'s über den ursprünglichen Zustand des Menschengeschlechts, das verlorene Paradies u. s. w. für unseren Zweck mehr hervorzuheben, als dafs die Zeiten, mit denen wir es hier zu thun haben, durch ein bedeutendes Vorwiegen der Gefühlsthätigkeit im Menschen charakterisirt werden, gleichviel ob demselben ein vollkommenes *Gleichgewicht aller Seelenkräfte* — eben jenes Paradies — S. 44 vorangegangen sei, oder nicht.

In der indischen Baukunst lassen sich drei Classen von Monumenten unterscheiden: Höhlen, Monolithen und gewöhnliche überirdische Bauten, und gewifs hat man das Recht, dadurch verschiedene Epochen indischer Kunst bezeichnet zu glauben. Dies darf denn freilich nicht so einseitig aufgefafst werden, als ob die Inder zuerst nur Höhlen gebaut hätten, dann plötzlich nur Monolithen, ohne je Höhlen, endlich freistehende Gebäude aufgeführt hätten, ohne jemals zu Höhlen oder Monolithen zurückzukehren. Nach unserer Ansicht bezeichnen jene Classen von Monumenten nur deshalb besondere Epochen, weil im Höhlen- wie im Monolithenbau die *Bau*kunst als solche sich auf der untersten Stufe der Entwickelung befindet, oder eigentlich noch gar nicht existirt; indem sie die Masse, die sie ihrem Begriffe nach zu bewältigen und zu beherrschen hat, im Grunde unberührt läfst, und nur durch willkürlichen und gleichgültigen Schmuck in Sculptur oder Farbe, eine Besitznahme und Bewältigung derselben andeutet, die eigentlich nicht stattfindet. Der Bau selbst, wenn wir die Höhle so nennen dürfen, anstatt freies Kunstwerk zu sein, ist vielmehr allein von der Natur hergestellt, die Natur des Felsens, in welchem ein Höhlentempel angelegt wird, wird dadurch nicht afficirt, er trägt sich selber, wie er sich auch ohne das Hinzutreten der Höhle getragen haben würde. Die Idee dieser Bauten ist nichts als die Auffassung einer Naturerscheinung, die der Mensch anfänglich blofs benutzt, endlich mit Geschicklichkeit weiter ausführt. Jedenfalls sind sie als einer der wichtigsten Ausgangspuncte der Baukunst zu betrachten und stehen als solche auch nicht so vereinzelt da, als der Verf. zu glauben scheint. Denn aufser Indien finden sich derartige Bauten fast in ganz Kleinasien als Reste einer ursprünglichen troglodytischen Bevölkerung; vorzüglich in Phrygien, Galatien und Cappadocien (Hamiltons Kleinasien, deutsche Uebersetzung II, 280), vgl. die Beschreibung der Höhlen der alten Pisidier oder Solymer zu Kadekli bei Buldur (Ham. I, 450 f.), die Höhlenstädte zu Urgub (II, 241) und Soanli Dere (II, 280). Höchstmerkwürdig ist ferner in dieser Beziehung die grofse Höhlenstadt in Sicilien, die Sanchez (Campania Sotterranea S. 80 bei Ham. II, 280) beschreibt und welche ebenfalls einer troglodytischen Urbevölkerung zuzuschreiben ist.

Diese Ideen jedoch weiter auszuführen, würde unserem jetzigen Zwecke widersprechen; nur so viel möge daraus gefolgert werden, dafs der Höhlen- und Monolithenbau wohl eine besondre Epoche im Gegensatze zu

Digitized by Google

den eigentlichen Gebäuden über der Erde bezeichne, wenn auch beide Bauweisen, die im Grunde derselben Natur sind, in Eine Epoche zusammenzufassen sein möchten; so jedoch, dafs man schon längst den eigentlichen Bau über der Erde erfunden haben und dennoch leicht zu dem althergebrachten Höhlenbau zurückkehren konnte. Dadurch lösen sich denn auch die Zweifel von selbst, die der Verf. gegen jene Ansicht erhebt, und wir können in den ganz richtigen Bemerkungen desselben, dafs eine Menge Formen und Zierrathen, die nur aus dem *eigentlichen* Bau hervorgegangen sein können, sich in den Höhlenbauten finden, dafs die bedeutendsten monolithischen Denkmäler sich durchaus wie gewöhnliche Gebäude mit Fenstern u. s. w. darstellen u. s. f. durchaus die Widersprüche nicht finden, die der Verf. darin zu sehen scheint. — Als Resultat dieser Untersuchungen ergiebt sich nun demselben Folgendes: Der Höhlenbau ist in dem von Ostasien aus bevölkerten Nord-Indien ausschliefslich in Gebrauch gewesen; dieselbe Bauart bestand in den südlichen felsigen Küstenländern fort. In den zwischen beiden Gränzen belegenen Flachländern entstand der Häuser- und wahrscheinlich unmittelbar der Steinbau. Die Zweckmäfsigkeit dieser Gebäude brachte bald bedeutende Veränderungen in dem Höhlenbau hervor und führte namentlich darauf, die Bauten frei zu arbeiten — Monolithenbau. (Jedoch kann auch hiezu die Natur durch freistehende Felsenspitzen den ersten Anstofs gegeben haben, ich erinnere an die Stadt zu Urgub, die aus unzähligen spitzen und mit Höhlenbauten angefüllten Tuffkegeln besteht. Ham. a. a. O. II, 241). Nachdem aber auch der Bau über der Erde bei den Bergbewohnern Eingang gefunden hatte, behielt man dennoch, vielleicht wegen religiöser Anforderungen, die alten Höhlenbauten bei und — baute auch noch neue. Endlich mochte man auch wohl die vorhandenen nach Analogie der überirdischen Bauten verändern. Dergleichen Veränderungen fanden bei Höhlen wenig Schwierigkeiten, und lassen sich namentlich in der Nachbildung des Architravs, der Balken u. s. w. erkennen, die leicht in den Felsen hineingearbeitet werden konnten.

Nach diesen allgemeinen Bestimmungen geht der Verf. zu einer specielleren Beschreibung des Höhlenbaues und der einzelnen dahin gehörigen Monumente über; eine Darstellung, bei der eine genaue Angabe der Quellen, die der Verf. aus Grundsatz gänzlich vernachlässigt zu haben scheint, von dem äufsersten Nutzen gewesen wäre, indem dadurch dem nicht ganz auf diesem Gebiet Orientirten Gelegenheit geboten würde, durch die Anschauung oder auch nur durch die Beschreibung von Augenzeugen so manches klarer und bestimmter zu erfassen, als es aus einer, wenn auch noch so genauen, doch immer mehr oder weniger summarischen Beschreibung möglich ist. Unter den vielen Bemerkungen über den Unterschied des Höhlenbaues und des eigentlichen Häuserbaues, über die ursprünglichen Formen des ersteren S. 49 ff. scheinen uns die wichtigsten die über die Stützen der Höhlendecken S. 50 zu sein, von denen der Verf. ganz richtig bemerkt: „*Diese Stützen dürfen durchaus nicht „mit den späteren Säulen verglichen*, oder gar (wie „es fast immer geschehen ist) als Vorbilder derselben „betrachtet werden". Während die Säule freistehend und nach statischen Gesetzen als lothrechte Unterstützung einer wagerechten frei aufgelegten Last gebildet ist, seien jene Stützen vielmehr oben und unten mit dem Felsen verwachsen und bewahren eigentlich fast mehr die Verbindung zwischen Decke und Fufsboden, als dafs sie als eigentliche *Stützen* zu betrachten wären. Ja man könnte hinzufügen, dafs in vielen Fällen dieselben ganz fehlen könnten, ohne dem Bestande des Baues selbst dadurch zu schaden; ein Zeichen von Bedeutungslosigkeit, welches bei der griechischen Säule niemals stattfindet. Aus diesem Mangel statischer Bedeutung ergeben sich denn auch die mannigfaltigen, phantastischen und begriffentbehrenden Formationen und Gliederungen dieser Stützen.

Von dem Monolithenbau bemerkt der Verf., was wir schon oben, wiewohl auf andere Weise, auszudrükken gesucht haben, dafs er im Grunde gar nicht der Baukunst, sondern vielmehr nur der allgemeinen Formenkunst angehöre (S. 53); der wichtigste Punct dabei scheint ihm das Auftreten der Kuppel und des Spitzbogens zu sein (Kuppelabschlufs und spitzbogige Pyramide), während er das eigentliche Gewölbe durch den Kreisschnitt bei den Indern in Abrede stellt; dagegen sucht er die spitzbogige Pyramide aus der damaligen Culturrichtung abzuleiten (S. 53), eine Ansicht, die er an einem andern Orte auszuführen verspricht und deren Beleuchtung wir uns deshalb ebenfalls bis dahin aufsparen wollen. Als durchaus jünger

Digitized by Google

ergiebt sich nun der Bau über der Erde, dessen einzelne Monumente um so schwerer der Zeit nach zu fixiren sind, als notorisch späte Bauten, wie das Hospiz von Matura v. J. 1623 n. Chr. sich durchaus nicht wesentlich von evident älteren unterscheiden sollen. Als älteste Form der Wohnungen scheint nun auch bei den Indern die dem Begriffe ursprüngliche und auch vom Verf. S. 37 als solche bezeichnete zu sein: nämlich, die aus lothrechten Mauern mit wagerecht übergelegten Deckensteinen bestehende; für den Tempelbau lagen indefs schon Vorbilder im Monolithenbau vor und brachten in denselben Modificationen, zu welchen die Entwickelung jener einfachen Form an sich niemals geführt haben würde. So ist es denn auch wahrscheinlich, dafs man dabei von schräg liegenden Seitenwänden zu lothrechten Flächen überging, und diese dann in treppenähnlich sich verengernden Absätzen übereinander baute. In solchen Absätzen sind sämmtliche Pagoden erbaut, während die ursprüngliche spitzbogige Pyramidalform nur noch in Nebengebäuden, wie am Eingange u. s. w. benutzt wurde (S. 56). Die offenen Hallen, die einen wesentlichen Bestandtheil dieser Bauten ausmachen, zeigen die gewöhnliche Construction des Häuserbaus, nur dafs statt voller Mauern einzelne Pfeiler die Decke tragen. Die Kuppel, d. h. nicht die eigentlich gewölbte, sondern die durch blofse Aushöhlung entstandene, vindicirt nun Hr. R. mit Recht den ältesten indischen Bauten, indem das Aushöhlen einer vollen Steinmasse, mit der allerdings erst später systematisch angewendeten Kunst des Wölbens durchaus nicht in Verbindung zu bringen sei. Auch hätte er dafür anführen können, dafs für die runde Aushöhlung die Vorbilder in der natürlichen Höhle vorlagen und dafs die runden Abschlüsse der Höhlentempel, welche, wenn das ganze Gewölbe im Halbkreisbogen ausgeführt war, natürlich die Gestalt einer halben Kuppel bekam, schon von selbst auf die Ausführung einer vollkommenen Kuppel führen konnten.

Was nun die profanen Gebäude der Inder betrifft, Palläste und Wohnhäuser, Städteanlagen, Bergfestungen und Nutzbauten, wie Canäle, Chausseen, Brücken, Schleusen, so vermissen wir bei der Aufführung derselben ungern eine sorgfältige, mehr oder weniger erschöpfende Zusammenstellung der vorhandenen Reste oder Notizen aus einem bestimmten Gesichtspuncte, während sich der Verf. fast lediglich auf einige allgemeine Beschreibungen so wie beiläufige Erwähnung derartiger Bauten beschränkt (S. 58—61). Mit Uebergehung der Betrachtungen über die indische Sculptur wenden wir uns sogleich zu den Bemerkungen über den *Charakter* der indischen Baukunst, welchen der Verf. richtig aus dem ursprünglichen Mangel der statischen Bedeutung ableitet und ihn daher also als phantastisch und ausschweifend in seinen Formen bezeichnet. Da nämlich den einzelnen Theilen wie Mauer, Stütze, Decke, ein ihnen inwohnender und sie bestimmender Begriff mangelte, so war ihre Bildung der vollständigsten Willkühr anheim gegeben und konnte daher bei der reichen und überschwänglichen Phantasie des Volkes und bei dem Vorbilde einer an Glanz und Formen üppig reichen Natur, sich nur überladen, phantastisch und ausschweifend gestalten. Das gröfste Interesse gewährt jedoch der folgende § 17., welcher der Entwickelung und Bedeutung der Grundform der indischen Architectur gewidmet ist. Es ist dies Interesse ein gedoppeltes, indem einmal die Grundidee der bisher behandelten Bauweise nachgewiesen, andrerseits aber jene höhere und bedeutendere Frage nach dem Einem Ziel, wohin alle Architectur zu streben habe, zu lösen unternommen wird. Je gröfser nun die Bedeutung dieser Frage ist und je mehr wir die Lösung derselben bekämpfen zu müssen glauben, mit desto gröfserer Ausführlichkeit müssen wir auf die Gedanken des Verf.'s hier eingehen. Denn wir sind hier bei einem Puncte angelangt, an welchem der Nerv gleichsam der gesammten Auffassung zu Tage liegt, an welchem der erste Grund so wie der letzte Zweck aller architectonischen Erscheinungen, welche beide so oft angedeutet wurden, mit klaren und deutlichen Worten ausgesprochen sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 43.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

Vollständige Uebersicht der Geschichte der Baukunst, von ihrem Ursprunge an bis auf die neueste Zeit, im organischen Zusammenhange in sich und mit der allgemeinen Culturgeschichte; für Geschichtsforscher, Baumeister und überhaupt für denkende und gebildete Leser dargestellt von C. A. Rosenthal.

(Fortsetzung.)

„Wir wenden uns, sagt der Verf. S. 70, noch ein„mal zu den Hauptformen der indischen Pagoden zu„rück, um in ihnen die Richtung aufzusuchen, welche „die früheste Baukunst genommen haben dürfte. Nicht „blofs der erhabene Ernst, welcher sich in jenen Rie„senwerken ausspricht, und der heilige Eifer, der die „religiösen Gebäude so bedeutend vor den Wohnungen „hervorhob, sondern noch bestimmtere Andeutungen „einer uranfänglichen Baukunst zeigen sich..... Die „dunkle Höhle als Tempel entspricht eben sowohl ei„ner religiösen Verfinsterung, als einem uranfänglichen „reinen Glauben, denn dieser konnte in der Kindheit „des Menschengeschlechts nur in Ahnungen bestehn, „und die Ahnung, so kräftig sie auch, als die erste Of„fenbarung Gottes, in des Menschen Brust sich regen „mochte, ertrug noch nicht das helle Licht, zu dem erst „die positive Offenbarung durch Christi Lehre den Glau„ben erstarkte; er konnte nur in der Dämmerung ge„deihen. Darum blieb auch selbst in den Tempeln über „der Erde das innere Heiligthum dunkel. Dagegen war „in der Gestalt des Aeufsern ein bisher unbekanntes „kräftiges Mittel gewonnen, die heilige Bestimmung des „Gebäudes zu bezeichnen, und wie hätte sich das Be„streben nach dem Unendlichen deutlicher darstellen „lassen, als durch die emporstrebende Form der *steilen* „Pyramide, und mehr noch des absatzförmigen Pyrami„dalbaues der indischen Pagode, vorausgesetzt, dafs wir „von der Verdunkelung der Hauptform durch die aus„schweifenden und widersprechenden Verzierungen ab„strahiren"? Dafs nun aber dies Streben nach dem Unendlichen, diese Darstellung einer religiösen Idee, der Grundgedanke, nicht nur der indischen, sondern vielmehr *aller* Architectur, nach des Verf.'s Ansicht sei, ergiebt sich aus folgenden Worten, deren Stelle wir oben angedeutet haben: „Noch bestimmtere Andeutun„gen einer uranfänglichen Richtung der Baukunst zei„gen sich, welche, *im Verfolg der weiteren Ausbil„dung immer wiederkehrend und immer wieder, da die „Zeit noch nicht reif war, verschwindend, erst zuletzt „mit allen anderen Verhältnissen in Einklang kamen*". Dies also ist jenes Eine Ziel aller Architectur, dies die Eine Idee, die der Beurtheilung aller geschichtlichen Erscheinungen der Baukunst zu Grunde gelegt werden mufs, dies der Grundgedanke aller Architectur und ihrer Entwickelung! Stieglitz sah in den architectonischen Formen den Ausdruck der tiefsten speculativen Ideen, der Grundprincipien aller Dinge und aller Wissenschaft; Hr. R. versetzt dagegen die Architectur von Anfang bis Ende auf ein religiöses Gebiet und sieht in ihren Formen nichts als den Ausdruck religiöser Gefühle und Ahnungen; Stieglitz' Ansicht beruht auf einer philosophisch mystischen Auffassung der einfachen geometrischen Grundformen, Hrn. R.'s auf der ästhetisch mystischen Auffassung *einer* Form, der steilen Pyramide; diese Form scheint ihm das Alpha und Omega aller Baukunst, der Ausgangspunct derselben in Indien, ihr Zielpunct bei uns Deutschen; denn darauf deuten offenbar die Worte, dafs jene uranfängliche Richtung „erst zuletzt mit allen „andern Verhältnissen in Einklang kam", da der deutsche Styl allerdings als die *letzte* selbständige Entwickelung der Architectur betrachtet werden mufs. Abgesehen aber von der Richtigkeit der Ansichten unseres Verf.'s in Betreff der letztgenannten Architectur, als eines durchgebildeten Systems, was berech-

Digitized by Google

tigte ihn zu dieser Auffassung der indischen Architectur? Einzig und allein das ursprüngliche Erscheinen der steilen Pyramide in derselben. Wenn wir es nun zuvörderst auch ganz aufser Acht lassen, dafs diese Bildung auf eine ganz andre Weise erklärt werden mufs, auf eine Weise, in der zugleich die Nothwendigkeit ihres frühesten Auftretens begründet liegt, so findet die Ansicht des Verf.'s ihre vollständige Widerlegung schon in seinen eigenen Worten, die er oben bei Gelegenheit der architectonischen Formen mit grofser Bestimmtheit ausspricht: „vor allen Dingen, sagt „er daselbst S. 23, *ist der allgemein verbreiteten An-* „*sicht, als wohne den geometrischen Figuren, als For-* „*men-Elementen, für die Baukunst ein bestimmter dem* „*Gefühl eindringlicher Ausdruck bei, mit Nachdruck* „*zu begegnen*". Wie diese Worte gegen Stieglitz' Verfahren sprechen, so heben sie eben so die Ansicht unseres Verf.'s völlig auf. Denn wenn er daselbst auch zugiebt „erst durch die Anwendung auf die Bauwis- „senschaft, erst wenn sie zu statischen Formen wer- „den, gewinnen die mathematischen Figuren, oder „richtiger Formen, einen Ausdruck" und „es haben „aber auch, zwar nicht die der Wissenschaft gehörigen, „mathematischen, wohl aber die plastischen Formen, „so gut wie die Farben und Töne, einen eigenthümli- „chen Ausdruck, mit welchem sie eine bestimmte Wir- „kung auf unser Gemüth hervorbringen; und wo an- „ders sollen wir diesen Formen-Ausdruck suchen „und finden, als in der Natur"? — so können doch diese Fälle auf keinerlei Weise Anwendung auf die spitzbogige Pyramide erleiden, um derselben dadurch einen immanenten Ausdruck zu vindiciren. Denn was den ersten Punct betrifft, so stehen die zu untersuchenden Bauformen gar nicht auf dem Gebiete der Bauwissenschaft (vgl. S. 70 „ohne Mitwirkung der Bau- „wissenschaft"), noch sind dieselben statische Formen, wie sich ebenfalls aus dem oben angeführten ergiebt. Was dagegen den zweiten Punct betrifft, so kann auch dieser keine Anwendung auf den vorliegenden Fall finden, indem jenes *Streben nach dem Unendlichen* wohl schwerlich in der Natur einen Ausdruck finden möchte, wie wohl die vom Verf. S. 24 hervorgehobenen Begriffe des Ernsten, des Heiteren, des Gefälligen u. s. f. Sehen wir nun aber von dieser Argumentation auch ganz ab, und wenden uns dem einfachen vorliegenden Factum zu, so ist es kaum begreiflich, wie dem sicheren und praktisch geübten Blicke Hrn. R.'s die doch so einfache und natürliche Bedeutung jener steilen Pyramidenform hat entgehen können. Wir wenigstens können in dieser Form, die in der von uns hervorzuhebenden Geltung fast an allen Puncten der architectonischen Welt sich vorfindet, durchaus nichts anderes erkennen als den nothwendigen Ausgangspunct aller Architectur, als den Punct, auf welchem das Verhältnifs der Form zur Masse auf der unentwickeltsten Stufe sich befindet. Es liegt in dem Begriffe der Baukunst, dafs in ihr und durch sie Massen tragen und getragen werden. Als höchster Punct der Ausbildung kann nun, aus rein technischem, statischem Gesichtspuncte, derjenige betrachtet werden, auf welchem die möglichst grofse Masse von der möglichst geringen getragen wird oder vielmehr wo die möglichst grofse Masse auf möglichst kleinem Raume ruht. Umgekehrt ist die erste und nothwendige Stellung dieses Verhältnisses die, in welcher die tragende Masse gröfser und von gröfserer Flächenausdehnung ist, als die zu tragende; und diese ist es, die wir in dem indischen Pyramidenbau vorfinden.

Ja wir weisen diesem vielleicht noch eine höhere Stellung in der Geschichte der Baukunst an, als ihm gebühren möchte. Denn, aus dem Monolithenbau hervorgegangen, der ursprünglich wohl nichts gewesen ist, als Benutzung und Bearbeitung freistehender Felsenspitzen, ist die Pyramidalform, keineswegs, wie der Verf. meint „ein reines Erzeugnifs der Kunst", sondern vielmehr Benutzung und Nachahmung eines vorliegenden Naturproductes, und die von uns angedeutete Stellung nähmen dann erst diejenigen Pyramiden ein, die aus Quadern in der Form jener Monolithen erbaut wurden. So sind also jene Pyramiden, deren allerdings unzweifelhaftes symbolisches Element in den einzelnen Theilen der Ausschmückung bei gegenwärtiger Frage durchaus nicht in Betracht kommt, weit entfernt die vollkommenste Form darzubieten, nicht als die erste unmittelbarste und unvollkommenste Erscheinung, in welcher das oben berührte Verhältnifs des Getragenen zu dem Tragenden auftritt, und welches leicht wäre, überall da, wo das Bedürfnifs der Massenaufhäufung auf die einfachste unmittelbarste Weise befriedigt wird, an mannigfaltigen Beispielen nachzuweisen. So mufste denn, von einer religiösen Idee, welcher an dieser Stelle keineswegs so viel Raum zu geben war,

Digitized by Google

irregeleitet, und das Unvollkommenste für das Vollkommenste nehmend, Hr. R. auch consequenter Weise jeden Fortschritt auch für einen Rückschritt erachten. Denn während sich in der auf Pfeilern ruhenden Halle nach unserer Ansicht ein offenbarer Fortschritt der indischen Baukunst zeigt, erkennt der Verf. darin einen Rückschritt gegen die früher behandelten Gebäude; denn, sagt er S. 71, „bei der Halle macht die genaue „Darstellung der statischen Zwecke aller einzelnen „Theile die gröfste Schönheit aus; von den höheren „Beziehungen finden sich nur etwa die allgemeineren „zu dem Charakter des Volkes und Landes angedeu„tet. Wir erkennen hierin ein Abbild des ewigen Wi„derstreites zwischen dem geistigen und sinnlichen Prin„cip in der menschlichen Natur. Die Sinne bleiben an „der Erde haften: der Geist strebt nach oben". Wobei Hr. R. ganz übersieht, dafs die schwerfällige Pyramide weit mehr am Boden haften bleibt, als die schon freier gegliederte und über denselben emporgehobene Halle; und dafs, wenn das geistige und sinnliche Princip hier überhaupt erkannt werden sollen, jenes vielmehr dem Hallen-, dieses dem Pyramidenbau zugewiesen werden müsse. Gewifs war es ein Wagnifs, die chinesische Architectur, wie auch Stieglitz gethan, zwischen denen der Inder und Babylonier einzureihen. Denn einmal ist keines der vorhandenen Bauwerke einer so frühen Zeit angehörig, andrerseits findet sich auch weder in den neueren noch in den älteren Bauten dieser Völker irgend eine Analogie des Charakters, welche dieselbe als mit der indischen Architectur verwandt bezeichnen möchte. Indefs macht sich der Verf., der darin Stieglitz folgt, die Sache sehr leicht, indem er durch die Hypothese „dafs schon sehr früh, „*vielleicht bald nach der Schöpfung*, einzelne Aben„teurer sich aus der, in ihren Ursitzen in friedlicher „Unschuld lebenden Menschenfamilie absonderten", so in der Wildnifs selbst verwilderten und endlich als Mongolen China bevölkerten, die Bauweise jener Völkerschaft mit den vorhergehenden vermittelt zu haben glaubt. Da nun aber weiter durchaus keine Berührungspuncte vorliegen, beschränkt sich die Darstellung unseres Verf.'s auf Beschreibung der jetzigen, so wie einiger der älteren Bauwerke der Chinesen, die jedoch allesammt nicht weiter als bis ins Jahr 200 vor Chr. zurückgehen (S. 81) und somit kein Zeugnifs für die älteste Zeit gewähren können.

Was die Baukunst der Assyrer, Babylonier und Meder betrifft, so geht der Verf. S. 87 von der Beschreibung der bedeutendsten Bauten dieser Völker, namentlich zu Ninive, Babylon, Ekbatana aus, welche sich bei den Alten erwähnt finden, sodann wendet er sich zur Beschreibung der Ruinen zu Macallibe, El Kasr, Amram und Birs Mimrod, mit beiläufiger Erwähnung einiger Ueberreste zu Susa und bei Bagdad nach Niebuhr, Rich und Ker Porter. Wichtiger für uns als jene ganz allgemein gehaltenen Beschreibungen sind die aus den allerdings nur spärlich vorhandenen Notizen gezogenen Folgerungen S. 91 ff. Selbst das Alter der Ruinen ist ungewifs und dies mit der Unzulänglichkeit der alten Beschreibungen verbunden, erschwert allerdings die Untersuchung bedeutend. Indefs waren unserer Ansicht nach den bekannten Facten bei weitem folgenreichere Gesichtspuncte abzugewinnen, als es durch den Verf. geschieht. Denn einmal in Betreff der Baukunst an und für sich selbst, wird zwar auf die besondere Bedeutung des Ziegelbaus, der mit Recht nicht aus dem blofsen Bedürfnifs hergeleitet wird, aufmerksam gemacht, indefs wird der Gesichtspunct, aus welchem derselbe zu betrachten sei, im Grunde nicht angegeben, noch wird irgend eine Vermittelung angedeutet, durch welche diese Bauweise mit den vorhergehenden zusammenhängt. Der Charakter derselben wird zwar wegen der aus dem Ziegelbau entspringenden, gradlinigten Formen als ein ernster bezeichnet, welcher Ernst noch durch den ursprünglichen Mangel aller Sculpturen erhöht wurde S. 93 (Botta hat zwar bei seinen neuesten Untersuchungen nahe bei der Stelle des alten Ninive Sculpturen gefunden, jedoch scheinen dieselben nicht der frühesten Zeit anzugehören, von der es sich hier handelt); eine so allgemeine Bemerkung reicht indefs nicht hin, dieser Architectur in der Gesammtentwickelung der Kunst eine bestimmte Stellung anzuweisen, eine Stellung, deren nähere Andeutung wir ungern in Hrn. R.'s Darstellung vermissen.

Wenn nun durch die Betrachtung der bisher behandelten Bauweisen das System des Verf.'s, nach welchem die ursprüngliche religiöse Richtung eines Volkes auch die Baukunst desselben bestimmt, nichts weniger als unterstützt worden ist, so wird dasselbe durch die Zusammenstellung und den durch den Verf. selbst hervorgehobenen Zusammenhang phönikischer und hebräischer Architectur noch zweifelhafter gemacht,

Digitized by Google

indem wohl kaum zwei Völker aufgefunden werden können, die durch religiöse Ueberzeugung so von einander unterschieden sind, als gerade Phöniker und Hebräer. Mit Beiseitelassung dieser Betrachtungen, wenden wir uns jedoch lieber sogleich zu dem Bau der Phöniker, dessen Ableitung aus Aegypten der Verf. mit Recht zurückweist und dagegen die aus Babylonien festhält; eine Ansicht, welcher die bekannten Daten, dafs die Mauern aus Stein, Decken und andre innere Theile jedoch aus Holz bestanden, vollkommen entsprechen. Weiter begründet der Verf. seine Auffassung folgendermafsen: „Wie hätte auch wohl „der welthandelnde Kaufmann sich von dem finstern „scheuen Charakter und der einseitigen Kunstbildung „der Aegypter irgend angezogen fühlen können: wie „hätte er an der ernsten düsteren Würde ihrer Bau„werke Gefallen finden und wie darauf kommen kön„nen, die Ideen eines freien im Verkehr mit den ver„schiedenartigsten Völkern gebildeten Geistes durch „jene steifen symbolischen Formen ausdrücken zu wol„len. Bekannt mit der Bauart der meisten Völker, „mag der ererbte Baustyl nur kurze Zeit rein geblie„ben und der ursprüngliche Ernst hier früher als bei „den Babyloniern verschwunden sein". Den besonderen Grund der gröfseren Ausbildung des Holzbaus findet er, wie Stieglitz, in der sehr ausgebildeten Schifffahrts- und Schiffbaukunst; so wie in der auch hier vorherrschenden Verstandesthätigkeit den Grund, weshalb in den phönikischen Bauten Kenntnifs über Schönheitsgefühl vorzuwiegen scheint. Dafs sich jedoch in der Holzconstruction, wie sie hier auftritt, mehr statische Kenntnifs ausspreche, möchten wir dem Verf. nimmermehr zugeben, glauben vielmehr, dafs der Holzconstruction ein ganz anderer Platz in der Geschichte der Baukunst angewiesen werden mufs, als bei dem Verf. geschieht, wo sie nur beiläufig und ohne alle innere Nothwendigkeit auftritt. Ist nun die allgemeine Charakteristik phönikischer Baukunst schon wegen gänzlichen Mangels aller Ueberreste schon äufserst schwierig, so steigert sich diese Schwierigkeit bei den Hebräern noch durch gar manche andre Umstände. Denn erstens, abgesehen von dem fast gleichen Mangel von Ruinen, sind die Einflüsse, welche fremde Völker, Phöniker und Aegypter, auf die hebräische Baukunst gehabt haben, zu bedeutend, um nicht die *möglicher Weise* zu Grunde liegende Eigenthümlichkeit gänzlich zu überragen, und dann war die religiöse Bildung des Volkes von der aller umwohnenden Völkerschaften so eminent verschieden, dafs dieser Umstand, gerade nach des Verf.'s Auffassung dazu hätte beitragen sollen, eine durchaus eigenthümliche Bildung auch in der Architectur hervorzubringen und diese von aller fremden Einwirkung möglichst frei zu halten. Von Seiten der Phöniker ist diese Einwirkung unzweifelhaft und unbestritten; und wenn man auch von Seiten der Aegypter nicht eine förmliche Uebertragung der Kunst annehmen will, so wird man sich doch schwerlich den Consequenzen entziehen können, die aus zu deutlichen Analogien des Salomonischen Tempels mit ägyptischen Bauten hervorgehen, als dafs sie gänzlich unberücksichtigt bleiben dürften. Giebt doch der Vf. S. 97 selbst zu, dafs die Stiftshütte „nach ihrem Grundplane und mit ihrer „Eintheilung in das Heilige und Allerheiligste, mit den „Kammern umher und dem Vorhofe nach dem Muster „ägyptischer Tempel eingerichtet gewesen sei". Damit war aber der ganze Tempel gegeben, und weder der Abscheu vor dem verhafsten Volke, noch das vierzigjährige Umherirren in der Wüste haben vermocht, diese Grundzüge auszulöschen, indem wir den neuen Salomonischen Tempel ganz in der Gestalt der alten Stiftshütte sich erheben sehen. Wurden nun freilich zur Ausführung des Baues durch Salomo phönikische Künstler ins Land gezogen und durch diese die ihnen eigenthümliche Bauweise nothwendig herbeigefürt, so mufs man doch bedenken, dafs die Vorschrift in Betreff des Grundplanes, der Vertheilung und Verbindung der einzelnen Räume, als durch den Cultus bedingt, von dem königlichen Bauherrn und den Priestern ausging und zwar mit einer desto gröfseren Genauigkeit und Scrupulosität ausgehen mufste, als das starre Festhalten am Alten ein hervorstechender Zug des Nationalcharakters war. Es blieb somit den phönikischen Künstlern zur freien Behandlung nichts übrig als die Ausführung, der besondere Charakter einzelner Räume, die Construction u. s. w. und so haben wir in dem Salomonischen Tempel das merkwürdige Beispiel eines Bauwerks, das nach dem Plane Einer Nation, durch die Hand einer zweiten auf dem Boden und für das Bedürfnifs einer dritten ausgeführt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 44.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

Vollständige Uebersicht der Geschichte der Baukunst, von ihrem Ursprunge an bis auf die neueste Zeit, im organischen Zusammenhange in sich und mit der allgemeinen Culturgeschichte; für Geschichtsforscher, Baumeister und überhaupt für denkende und gebildete Leser dargestellt von C. A. Rosenthal.

(Fortsetzung.)

Als phönikische Bestandtheile des Salomonischen Tempels ergeben sich nun Mauern von Quadern, deren auch bei den Stadtmauern von Tyrus gedacht wird, Decken und Dächer von Holz, die inwendig mit Holz ausgetäfelten und mit Gold- und Silberblechen überzogenen Wände, endlich eherne Säulen, Geräthe und Zierrathen. Ja auch das einzige, was der Verf. als den Juden eigenthümlich retten möchte, die Fenster, welche er „in Uebereinstimmung mit der lichtvol„len Wahrheit der Mosaischen Religionslehre", aus dem Bedürfnifs, das Innere zu erleuchten, entstanden glaubt (S. 102), ergiebt sich bei näherer Betrachtung als mehr denn zweifelhaft, denn wie die ägyptischen Tempel Fenster hatten, so ist das Nichtvorhandensein derselben in phönikischen Bauten durchaus nicht entschieden, und wenn das religiöse Bedürfnifs den Gebrauch der Fenster beim Tempel herbeigeführt haben soll, so ist dagegen zu bemerken, dafs auch am Palast des Salomo, wo doch durchaus kein religiöses Bedürfnifs obwaltete, ausdrücklich Fenster erwähnt werden.

Indem wir uns nun zu der persischen Architectur wenden, so müssen wir sogleich im Allgemeinen bemerken, dafs, wenn das System des Verf.'s; die religiöse Richtung der Völker bestimme zugleich hauptsächlich ihre Architectur, durch die vorhergehenden Untersuchungen schon einen bedeutenden Stofs erlitten hat, die Resultate, welche aus den Untersuchungen der persischen Architectur hervorgehen, jenem Systeme nicht minder gefährlich sind. Dies fällt aber um so deutlicher in die Augen, als der Verf. nach einer althergebrachten, auch von Stieglitz befolgten Ansicht, die Perser mit in die erste Periode gezogen und namentlich vor den Aegyptern behandelt hat, was unserer Ansicht nach allen chronologischen und architectonischen Gründen durchaus entgegenläuft; aber es steht Hr. R. hierin auch mit sich selber in Widerspruch. Wenn er nämlich S. 38 als Eigenthümlichkeit der ersten Periode hervorhebt, dafs zu ihr „alle Nationen, bei welchen „sich noch *deutliche* Erinnerungen an die *früheste* Rich„tung nachweisen lassen", zu rechnen seien, so ist dagegen zu bemerken, dafs bei den Persern weder *deutliche Erinnerungen*, noch überhaupt die *geringsten Spuren* dieser ältesten Richtung vorhanden sind. Denn während sich nach Hrn. R. die früheste Richtung nur in der besonderen Formation der Tempel und heiligen Gebäude kundgeben konnte, so tritt hier der Fall ein, dafs sich nicht nur die ursprüngliche Form dieser Tempel verloren hat — womit man sich etwa noch accommodiren könnte — sondern dafs sogar der Tempel selbst bei den Persern ganz und gar verschwunden ist, indem der freiere Licht- und Sonnendienst den abgeschlossenen dumpfen Tempelbau ganz entbehrlich und überflüssig machte. Mit dem Tempelbau verschwand nun aber nach dem Verf. S. 105 „zugleich „die Basis der älteren Baukunst"; obgleich er, um das Princip nicht gänzlich fallen zu lassen, gleich darauf gleichsam vermittelnd hinzufügt, dafs die Perser „dem„ungeachtet die aus dem Tempelbau hervorgegange„nen Formen mehr oder weniger beibehielten". Es dürfte aber in der That schwer sein, in dem persischen Baustyl Formen nachzuweisen, welche aus dem Tempelbau als solchem hervorgegangen wären; vielmehr erscheint derselbe ganz frei von den hemmenden Fesseln, welche eine unvollkommene Religion der Baukunst immer auferlegen mufste; und eben deshalb ver-

Digitized by Google

dient er eine ganz andre Stellung in der Geschichte der Architectur, sowie eine ganz andre Auffassungsweise, als ihm bisher und namentlich auch von unserem Verf. zu Theil geworden ist. Was nun die Einzelheiten dieses Abschnittes betrifft, so können wir weder die Beschreibung der persepolitanischen Ruinen, noch die der Königsgräber für genügend erachten, indem dieselbe sich weder über die allgemein bekannten Daten erhebt, noch viel weniger auf die schon viel mehr als bisher motivirten Einzelheiten der architectonischen Formen eingeht. Der gründlichsten Behandlung hat sich das Grabmahl des Cyrus zu erfreuen; jedoch wäre es auch hier sehr wünschenswerth, ja für den vorliegenden Zweck unumgänglich nothwendig gewesen, „die einfachen und bedeutsamen „Formen und die angenehmen Verhältnisse", welche Hrn. R. so „erfreulich" sind, näher zu detailliren und ihren Werth für die Entwickelung der Architectur festzustellen. — Hierauf beschränkt sich nun, was der Verf. von persischer Architectur mittheilt, und wir müssen gestehen, dafs wir daran ein genaues Eingehen auf die architectonischen Formen, eine chronologische Folge der Monumente, ja endlich eine gewisse Vollständigkeit in der Aufzählung derselben nur ungern vermifst haben. Was letzteren Punct betrifft, so sind nämlich einige, und zwar nach unserer Ansicht sehr charakteristische Bauwerke ganz übergangen, wie der von Ker Porter so genannte *Feuertempel* zu Nakschi Rustam, welcher sowohl durch seine eigenthümliche Verzierung der Vorderseite wie durch die Gliederung der einzelnen Theile, insbesondere der falschen Fenster, im höchsten Grade bedeutend ist (Ker Porter Travels in Persia cet. I. p. 563); die beiden viereckigen und durch Anwendung des Rundbogens als Zierrath ausgezeichneten Altäre ebendaselbst (Porter p. 569;) vgl. den zu *Kerm*, welche Stieglitz aus Ousely II, p. 80, pl. 32 anführt); sämmtliche Monumente zu Murga, dem alten Pasargadae, welche trotz ihrer Merkwürdigkeit (Porter p. 485—493) nur mit einem Worte erwähnt werden; die Spuren der Stadt Persepolis im Norden von dem Königspallaste (Port. 680) u. s. w. vgl. Stieglitz Gesch. der Bauk. S. 113. f.

Wir übergehen die weitere Ausführung der oben besprochenen allgemeinen Ansichten über die persische Architectur, indem wir dieselben durch unsere Bemerkungen für erledigt erachten, und glauben nur noch folgende ansprechende Bemerkung S. 107 hervorheben zu müssen: „Die überschlanken Säulen nebst den Holzdecken darauf zeigen den Charakter der gröfsesten Leichtigkeit; die terrassenförmige Anordnung und die ganz offenen Säulenhallen ohne alle Mauern, sprechen Freiheit und Gastlichkeit aus: alles Elemente im Charakter unlängst civilisirter Nomaden". Eine Ansicht, der, was den architectonischen Charakter betrifft, nur mehr Bestimmtheit, was den Zusammenhang der Architectur mit dem Volkscharakter, eine genauer eingehende Begründung, vor allem aber Berücksichtigung der gänzlich aus den Augen gelassenen Staatsverhältnisse des Volkes sehr zu wünschen gewesen wäre.

Die nächstfolgenden §§ enthalten Untersuchungen über die Bauart der Völker am Caucasus, der Pelasger, Hetrurer und der ältesten Römer in einer Ordnung, welche der bei Stieglitz, der jedoch die germanischen Urvölker hieher rechnet, entspricht. Nur die Stellung dieses Abschnittes ist eine andre bei Herrn Rosenthal; indefs scheint uns gerade hierin Stieglitz den Vorzug zu verdienen, indem er den Caucasus und die von dortaus stattgehabte Verbreitung der Völker und deren Baukunst zwischen den Indern und Babyloniern behandelt. Und allerdings scheinen die Spuren der Bauart am Caucasus einer bei weitem früheren Stufe der Entwickelung anzugehören, als die der Babylonier, Meder, Phönicier und Perser. Dies ergeben eben sowohl die Notizen von Höhlenbauten und ganzen Felsenstädten daselbst (S. 115) — wozu vielleicht die unzählbaren in den Felsen gehauenen Höhlen zu Anni zu rechnen sein mögen (Hamilton a. a. O. I, S. 189. 192) — als die merkwürdigen Tumuli, welche so zahlreich im Pontus und in den inneren Ländern sind (vgl. Ker Porter a. a. O. I, S. 18). In sofern nun bei den Pelasgern und Etruskern eine, obschon weiter ausgebildete Analogie jener Tumuli, sowie ein, allerdings mehr auf Cultus als auf architectonischen Gründen beruhendes Vorkommen von Höhlenbauten nicht bezweifelt werden kann, konnte nun an die Bauart dieser beiden Völker hier wohl erinnert werden; jedenfalls scheint es jedoch gewagt, dieselben ausschliefslich in die erste Periode der Baukunst zu versetzen, da bei beiden Völkern sich schon die Anfänge von Principien zeigen, die dazu bestimmt waren, eine durchaus neue und eigenthümliche Entwickelung in der Baukunst herbeizuführen; von den Römern ganz

Digitized by Google

zu geschweigen, deren Behandlung an diesem Orte von keiner Seite anders denn als ein Anachronismus angesehen werden kann, durch welchen auch der leiseste, geschweige denn jeder organische Zusammenhang zwischen unserer Kunst — und der allgemeinen Culturgeschichte unbedingt aufgehoben werden mufs. Was nun die Einzelheiten dieser Untersuchungen betrifft, so können uns die über den pelasgischen Baustyl, weder in der Vollständigkeit der angeführten Monumente, noch in dem speciellen Eingehen auf Wesen und Bedeutung der Bauweise selber befriedigen; von eigentlicher Wichtigkeit scheint uns nur, was der Verf. über die Entwickelung der Wölbconstruction aus dem pelasgischen Bau beibringt. Dafs die Art von Kuppelbau, die sich in den Schatzhäusern zeigt, kein eigentliches Gewölbe sei, hatte der Verf. schon vorher S. 120 bemerkt; in dem folgenden § handelt er nun von der Möglichkeit, wie aus jenem Kuppelbau in blofs übergekragten Steinen das Gewölbe hätte entstehen können; entweder nämlich, indem man, um das Herausfallen der Steine nach aufsen zu verhindern, den einzelnen Schichten eine nach innen geneigte Lage gab, woraus, da die Kuppeln steil aufstiegen, die volle spitzbogige Wölbung entstanden wäre, oder indem ein Baumeister sich beim Anblick einer fertig gelegten Kreisschicht eine Hälfte davon aufgerichtet dachte, und nun einsah, dafs eine solche Schicht sich selbst tragen müsse, wie ja auch bei der wagerechten Lage kein Stein nach innen entweichen konnte. In welchem Falle der einfache Bogen und zwar, bei dem kreisförmigen Grundrisse der aus einem Halbkreise bestehende Rundbogen erfunden worden wäre. Diese Voraussetzungen bekunden nun zwar allerdings die praktische Vertrautheit und den richtigen Blick des Verf.'s, möchten jedoch an diesem Orte in sofern von geringer historischer Bedeutung sein, als diese aus der pelasgischen Bauweise gezogenen Consequenzen in der That bei diesem Volke noch nicht vorliegen; scheint doch selbst bei den Etruskern das eigentliche Gewölbe noch nicht zu der Bedeutsamkeit gelangt zu sein, um den Kuppelbau und die Wölbung durch Ueberkragung, die durchgängige Construction bei etruskischen Bauten dieser Art, verdrängen zu können.

Schliefslich zieht der Verf. in diese Periode noch die americanischen Urvölker hinein, und wenn wir die Beschreibung der Bauten dieser Völker, als wenig oder gar keine befriedigende Resultate darbietend übergehen zu dürfen glauben, wenden wir uns lieber sogleich zu den Schlufsbetrachtungen über den Charakter dieser Periode, in welchen der Verf. die aus den vorhergehenden Untersuchungen gewonnenen Resultate noch einmal im Zusammenhange recapitulirt.

Als Grundgedanke tritt uns wiederum die Ansicht, die wir schon oben zu widerlegen gesucht haben, entgegen: die Architectur habe von dem Ausdruck des Emporstrebens begonnen und in der Pyramidenform, welche „als reines Erzeugnifs der Kunst, als ein un„mittelbarer Ausdruck des sich zum Höchsten erheben„den kindlichen Gemüthes" betrachtet wird, sogleich die höchste Vollkommenheit erreicht. Von dieser sei man, obgleich wir gerade im Gegentheil die bedeutendsten Fortschritte nachgewiesen haben, immer tiefer gesunken, habe die Pyramidalform vergessen, endlich sogar den Tempelbau ganz und gar verlassen. „Ein „Bild des Herabsinkens vom Höheren und Göttlichen „zum Gemeinen und Irdischen, des allmählichen Ver„löschens jenes ursprünglichen in des Menschen Brust „gelegten heiligen Funkens einer reinen Gott-An„schauung (S. 137)". Eine fromme religiöse Auffassung, deren Unzulänglichkeit für unseren Gegenstand sich aber, abgesehen von unserer obigen Polemik, schon dadurch kund giebt, dafs dieser Weg die Architectur anstatt zu einem sichern Verfalle, vielmehr zu einer immer freieren und reicheren Entfaltung führte, deren Gipfelpunct wir gerade bei den Persern, also da zu finden gezwungen waren, wo mit dem Tempelbau selber auch jede Erinnerung an die vermeintliche uralt-heilige Richtung der Architectur längst verschwunden war.

Im dritten Abschnitt behandelt der Verf. die zweite Periode der Gesch. der Baukunst, welche nach ihm durch die Kunst der Aegypter gebildet wird. Wir haben uns bereits oben über diese Eintheilung ausgesprochen und gehen sogleich zu den Einzelheiten der Untersuchung selbst über. In einer Einleitung, welche dazu bestimmt ist, den ethnischen Zusammenhang der vorliegenden Periode mit der vorhergehenden nachzuweisen, bekennt sich Hr. R. besonders gegen Ritter und Heeren zu der Ansicht von Bohlens, dafs Aegypten von Indien über Aethiopien und Meroë seine Bevölkerung sowie seine gesammte Cultur — als auch Baukunst — erhalten habe (S. 141). Es unterliegt aber diese Ansicht so manchen Zweifeln, die durch

Digitized by Google

unseren Verf. noch nicht gehoben sind und die auch durch architectonische Gründe keineswegs, wie er meint, gänzlich beseitigt werden, dafs wir nicht umhin können, die auf diese Weise gelegte Grundlage der folgenden Untersuchungen über die ägyptische Architectur noch immer für ziemlich unsicher zu erachten. Zu eben so wenig sicheren Resultaten führen nun auch diejenigen Untersuchungen, welche die Kriterien des Alters der ägyptischen Monumente betreffen. Hiezu gehören nämlich „die geographische Lage" derselben, insofern die Cultur von Meroë ihren Weg abwärts nahm; die Namen der Herrscher, welche sich, durch Ringe besonders umschlossen, an den Monumenten finden; die an denselben befindlichen historischen Bildwerke, endlich die Terrainerhöhung „insofern nämlich „die Basen der Fundamente bedeutend unter der jetzi„gen, durch Niederschlag der Nil-Ueberschwemmungen „gebildeten Oberfläche des Landes liegen" S. 146. Die Unsicherheit dieser Merkmale entging indefs dem Vf. keineswegs; die geographische Lage, abgesehen von der Unhaltbarkeit der ganzen Voraussetzung, ist auch in den Augen des Verf.'s schon in so fern nicht entscheidend, als „die Cultur erwiesenermafsen später den „Weg wieder rückwärts nahm", wobei auch die Bemerkung „dafs wahrscheinlich einzelne Spuren der „älteren landesüblichen Bauart auch bei späteren Wer„ken wieder benutzt wurden", wohl kaum von solcher Wichtigkeit sein möchte, als Hr. R. ihr zuzuschreiben scheint. Eben so ungewifs sind die Ringe der Herrschernamen, indem es ganz unerwiesen ist, dafs blofs die Namen der Erbauer an einem Gebäude vorkommen, wogegen sogar die grofse Menge der Namenringe an einem und demselben Monument ausdrücklich zu sprechen scheint; die Möglichkeit, dafs mehre Könige an einem Monumente können gebaut haben, würde nun zwar der Zeitbestimmung im Allgemeinen nicht hinderlich sein, wohl aber der Umstand, dafs Ehrgeiz und Ruhmsucht die Herrscher öfter verleitet haben könne, ihren Namen auf älteren Gebäuden zu verherrlichen. Auch die historischen Bildwerke verlieren ihr Gewicht, wenn wir bedenken, dafs sie einmal später hinzugefügt sein können und dann auch Darstellungen aus älterer Zeit leicht zum Schmuck jüngerer Gebäude dienen konnten. Da nun dem letztgenannten Kriterum nur ein noch viel geringeres Gewicht beigemessen werden darf, und uns auf diese Weise alle äufseren Kennzeichen zu verlassen drohen, so bleiben uns zur Beurtheilung des Alters der Monumente hauptsächlich nur die inneren Merkmale übrig „die in der mehr oder weni„ger ausgebildeten Form" der Monumente bestehen und die wir, trotz der grofsen Schwierigkeiten ihrer richtigen Würdigung dennoch, in Verbindung mit den sicheren Resultaten der anderweitigen Forschungen für hinreichend erachten, eine im Allgemeinen richtige Chronologie der Denkmäler Aegyptens zu begründen.

Der Verf. setzt nun zwar nach den Ergebnissen neuerer Forscher folgende drei grofse Perioden ägyptischer Kunst: die Anfänge in Nubien und Oberägypten, die Blüthezeit unter den Pharaonen, endlich die Zeit unter den Ptolemäern und Römern, d. i. die ägyptische Kunst unter griechischem und römischem Einflusse, jedoch können wir uns weder mit dieser Eintheilung im Allgemeinen noch auch mit deren Durchführung im Besonderen für einverstanden erklären. Die Bestimmung der ersten Periode beruht auf der Voraussetzung der Bevölkerung und Culturverbreitung von Süden nach Norden, was denn auch der Verf. folgendermafsen ausdrückt: „wir beginnen mit denjeni„gen Bauwerken, welche bei der ersten Niederlas„sung und den Fortschritten der Kunst von Süden „nach Norden entstanden sein möchten, einschliefslich „der einzelnen Spuren, welche sich von dieser Bau„weise auch an späteren Gebäuden erhalten haben, „und mit besonderer Rücksicht auf die Spuren, wel„che nach Indien als dem Stammlande hinweisen". Welches sind nun aber jene Spuren indischer Abstammung? Erstlich die ganz unbestimmte Notiz von Pyramidendächern unter einigen Ruinen bei dem alten Meroë, die Burckhard von weitem bemerkt hat. Es scheinen dieselben aber um so weniger Gewicht zu verdienen als ähnliche Pyramidaldächer, auf die sich der Verf. übrigens viel eher hätte beziehen können, wie z. B. die kleinen Monolithenbauten in dem Felsen zu Silsilis eine so durchaus gedrückte Form haben, dafs sie mit der steilen indischen Pyramide auf keinerlei Weise verglichen werden dürfen. (Die Abbildungen befinden sich bei Canina, dessen Storia dell' Architettura Vol. I., Architettura Egiziana, wir um eine gewisse Einheit in unsere etwa nöthigen Nachweise zu bringen durchgehends anführen wollen, Tav. XL, Fig. 7. 8. 10. 11.).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 45.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

Vollständige Uebersicht der Geschichte der Baukunst, von ihrem Ursprunge an bis auf die neueste Zeit, im organischen Zusammenhange in sich und mit der allgemeinen Culturgeschichte; für Geschichtsforscher, Baumeister und überhaupt für denkende und gebildete Leser dargestellt von C. A. Rosenthal.

(Fortsetzung.)

Derselbe Grund spricht auch gegen die Pyramiden Aethiopiens, als Anzeichen indischer Abstammung, überhaupt, indem sowohl die Art der Construction, als die sehr gedrückte Form und durgehende Gradlinigkeit der Kanten und Flächen jede Ableitung von der steilen spitzbogigen indischen Pyramide entschieden zurückzuweisen scheint. Von ganz untergeordneter Bedeutung sind die Capitäle mit Thierköpfen, auf der Insel Kuxyos, so wie das Bild eines zweiköpfigen Gottes zu Naga auf der Insel Meroë, und so bleiben denn nur die Höhlenbauten als Anzeichen der indischen Abstammung der nubischen Bauweise übrig, in welcher Rücksicht denn der Verf. auch die Ruinen von Wady Fereyg, Ipsambul, Derri, Wadi Seboua, Girgeh, Kalapsché, Balanjé und dann die zu Wadi Halfa, Amada, (Seboua), Maharraka, Dekkeh, Corti, Cardassé, Tafa und Debut behandelt. Aber selbt diese Zeugnisse werden wir nicht umhin können, für sehr schwankend zu erklären, wenn wir bedenken, dafs einmal der Höhlenbau auch bei andern Völkern als bei den Indern gebräuchlich gewesen ist, dafs er also auch nach den so eben angeführten Orten von anderswoher übertragen sein kann, und dann, dafs die so eben angeführten Höhlenmonumente in der That äufserst wenig Vergleichungspuncte mit dem indischen Höhlenbau darbieten. Denn während dieser sich gewöhnlich auf weite Strecken und in mannigfaltigen Verschlingungen in dem Felsen ausdehnt, bestehen jene in einzelnen Kammern von einfachem oblongem Grundplane; während jene in dem mannigfachsten phantastischen Schmucke prangen, zeigen diese an den Wänden sowohl wie an den Stützen die gröfste Einfachheit und Sparsamkeit — alles so wesentliche und noch leicht zu vermehrende Verschiedenheiten, dafs es mindestens gewagt scheint, den Höhlenbau aus Indien nach Nubien übertragen werden zu lassen, zumal da in Meroë, dem Mittelgliede jener Uebertragung, anerkannt nur über der Erde gebaut worden ist.

Indem wir die weiteren Ausführungen dieses Abschnittes übergehen, wenden wir uns sogleich zu der eigentlichen ägyptischen Architectur, die der Verf. in folgenden Abtheilungen behandelt. Entwicklungsgang der frühesten ägyptischen Baukunst S. 161 ff., Alter der aufser den Pyramiden und Grabgrotten vorkommenden Denkmäler S. 164 ff., Beschreibung der Denkmäler Thebens zu Medinet Abû, Gournu, Luxor, Karnack S. 168 ff., so wie der übrigen Denkmäler Aegyptens aus der Ptolemäer- und Römerzeit (S. 186) namentlich auf der Insel Philae, zu Syene, Apollinopolis Magna, Latopolis, Hermonthis und Tentyris. Hierauf folgen die Details der ägyptischen Architectur (S. 193 ff.), woran der Verfasser nach allgemeinen Bemerkungen über die ägyptischen Sculpturen S. 208, den Tempelbau S. 217, im Gegensatz zu den profanen Gebäuden S. 222, die Beschreibung der Grabhöhlen S. 226 und Pyramiden S. 237 knüpft, nach welcher er mit allgemeinen Betrachtungen über den Charakter der ägyptischen Baukunst diesen Abschnitt beschliefst. Abgesehen nun von der Vollständigkeit oder Unvollständigkeit der einzelnen Unterabtheilungen, müssen wir bemerken, dafs die strenge Trennung der allgemeinen Beschreibung der Gebäude von der Betrachtung der Details uns schon in sofern nicht zulässig erscheint, als dadurch das Verständnifs der allmähligen Entwickelung, oder, falls man solche Entwickelung in der ägyp-

Digitized by Google

tischen Kunst völlig in Abrede stellt, wenigstens das der specifischen Unterschiede der durch Ort und Zeit getrennten Gebäude oder Gebäudemassen völlig unmöglich gemacht zu werden scheint. Hätte jedoch, da die organische Einheit jener beiden Theile darzustellen allerdings keine leichte Aufgabe ist, jene Trennung beibehalten werden sollen, so wäre doch jedenfalls ein innigerer Zusammenhang beider Theile, als wir ihn vom Verf. geboten finden, durchaus erforderlich gewesen; ein Zusammenhang, der durch fortwährende Bezugnahme von einem Theile auf den anderen leicht hätte bewerkstelligt werden können; freilich noch bei weitem leichter, wenn bei der oft schwierigen Beschreibung einzelner Glieder dem Leser wenn auch nur das allgemeinste Hülfsmittel für die fehlende Anschauung an die Hand gegeben worden wäre. Die Entwickelungsgeschichte nun der frühesten ägyptischen Baukunst, bei welcher sich übrigens der Verf. gegen die Anforderung einer detaillirten und gründlichen Auseinandersetzung von vorn herein verwahrt, da wohl schwerlich hier der Schleier von Jahrtausenden ganz zu lüften sein möchte, scheint uns an manchen Widersprüchen zu leiden, die aus der vermeintlichen Uebertragung indischer Kunst durch Meroë nach Nubien und Aegypten entspringen. Hr. R. glaubt nämlich die indische Baukunst sei nach Aethiopien verpflanzt worden, als man im Mutterlande zwar schon angefangen hatte über der Erde zu bauen, die Höhlentempel aber noch benutzt, auch wohl bei neuen Bauten noch üblich waren. Auf Meroë bauten indefs die Ankömmlinge, nach den natürlichen Bedingungen, *nur auf freier Erde*, selbst ihre Tempel, die jedoch älter als die vorhandenen waren. (Also ist Meroë eigentlich von allen Anzeichen ältester Cultur, Höhlenbauten, so wie erweislich älteren Tempeln, als sonst wo sich befinden, gänzlich entblöfst!) Im nubischen Nilthale erst suchte man den altherkömmlichen Gebrauch des Höhlenbaus wieder hervor. Es lag jedoch durchaus kein Grund vor, von der schon gewohnten statischen Construction der Tempel über der Erde abzugehen und sich zu der durchaus unstatischen und unarchitectonischen Bauweise zurückzuwenden, die man übrigens über der neugefundenen und gewifs mit Eifer geübten Bauart längst vergessen haben mufste. Oder, wenn die Erinnerung an die altheiligen Höhlenbauten so fest in den Gemüthern eingewurzelt war, warum liefs man den Höhlenbau wiederum in Aegypten fallen? Dafs man aber den Höhlenbau in Aegypten wieder ganz verlassen habe, behauptet der Verf. mehrmals mit Nachdruck, ja er geht so weit, jeden Einflufs des Höhlenbaus auf den ägyptischen Tempelbau schlechthin zu verneinen und namentlich die Ableitung dieses aus jenem ganz von der Hand zu weisen. Eine Ansicht, die wir zwar an und für sich durchaus nicht mifsbilligen, die aber aus dem Standpuncte des Verfassers selbst, nur als ein Widerspruch gegen seine eigene Auffassung betrachtet werden kann. In den Untersuchungen über das Alter der ägyptischen Denkmäler — aufser den Pyramiden und Grabgrotten, folgt Hr. R. zunächst den Bestimmungen von Prokesch, nach welchem sich aus den Namenringen ergiebt, dafs nur der Obelisk zu Heliopolis, die Ruinen zu Karnack, die beiden Tempel zu Eilithyia, der Obelisk zu Alexandria, die Nebenthore in der Umwallung des an sich jüngeren Tempels zu Kom Ombos, die Ruinen von Luxor, der Tempel und das Memnonium zu Abydos, die Ruinen von Medinet Abu und Kurum, so wie ein Theil der auf Philae aus den Zeiten der Pharaonen stammen; die übrigen Ruinen jedoch seien alle aus der Ptolemäer- und Römerzeit; wogegen Stieglitz noch die Tempel von Syene, Hermopolis, Hermonthis, Latopolis, den kleineren zu Edfoû und zum Theil den von Kom Ombos ebenfalls für sehr alt hält. So unterliegen diese äufseren Kennzeichen noch manchem Zweifel, obwohl schon vieles in der jüngsten Zeit mit gröfserer Sicherheit bestimmt worden ist und die wichtigsten Ergebnisse noch von der Expedition unseres Lepsius zu erwarten sind. Nichts desto weniger ist man noch immer an die inneren Merkmale gewiesen, und wie entscheidend diese bei der Altersbestimmung von Monumenten, wo alle andre äufsere Kennzeichen fehlen, sein können, ist aus den drei Tempeln zu Elephantine und dem einen zu Eilithyia zu ersehen. Ihr Styl weicht von allen andern ägyptischen Bauten durchaus ab und wenn der Mangel jedes Zeugnisses über ihr Alter den Zweifel zulassen könnte, ob in dieser Abweichung nicht vielleicht die älteste Form der ägyptischen Tempel erhalten sei, so setzen die den griechischen entsprechenden Verhältnisse, die hohen Unterbauten mit der Freitreppe, das griechische Gesims, die lothrechte Stellung der Aufsenwände und ähnliche Kennzeichen es durchaus über allen Zweifel, dafs dieselben einer Zeit angehö-

Digitized by Google

ren, in welcher fremde Kunstbildung schon ihren Einfluſs auf die strengen Formen der ägyptischen Architectur erstreckt hatte. Bis hieher entspricht die Ansicht des Verf.'s vollkommen der unsrigen, darin aber können wir nicht mit ihm einverstanden sein, daſs er diese Tempel nur für sehr späte Bauwerke der Römer hält, indem die Reinheit der Verhältnisse, die weise Mäſsigung in den architectonischen Gliederungen und Zierrathen, „der freundliche heitere Charakter des Ganzen", alles Kennzeichen, die den erweislich „sehr späten" Bauten der Römer wie z. B. dem triumphbogenartigen Gebäude zu Naga (Canina XCI. vgl. XCII) durchaus abgehen, uns vielmehr veranlassen, die Erbauung jener Tempel in die Zeit der Ptolemäer zu versetzen, als griechischer Geschmack die starren Formen der ägyptischen Kunst zu den reinen Verhältnissen der griechischen Architectur durchzubilden unternahm. Vgl. Canina T. LV. LVI. Nachdem nun der Verfasser noch von dem Memnonium zu Abydos gesprochen, welches durch die daran vorkommende Analogie des Gewölbes merkwürdig ist, und dem er ebenfalls ein hohes Alter vindicirt, geht er zu den Denkmälern Thebens als den einzigen wichtigen und sicheren Resten der Pharaonenzeit über, deren Behandlung, da sie sich auf eine allgemeine Beschreibung beschränkt, wir hier übergehen. Die Betrachtung der Ptolemäer- und Römerzeiten leitet er mit folgenden Worten S. 156 ein: „Mit Psammetich, welcher Aegyp„ten den Griechen öffnete, endet die alt-ägyptische „Kunst. Die Griechen, welche damals zwar (unter „und nach Alexander) schon von der Sonnenhöhe der „Kunst herabgestiegen waren, hatten, worauf es hier, „wo die alten Formen aus religiösen Rücksichten fest„gehalten werden mufsten, ankam, gerade in der zarten „Behandlung bei der Ausführung die höchste Stufe er„reicht. Sie konnten nicht anders, als dem innern „Genius folgen, auch wenn sie es nicht gewollt hät„ten; sie machten also die Anlagen regelmäſsiger, ga„ben dem Innern etwas mehr Licht, öffneten wo sie „es durften, die Seitenwände und führten bei kleine„ren Tempeln den Peripteros ein, wenn auch mit ho„hen Brüstungsmauern zwischen den Säulen; sie ver„edelten die Säulenform, hoben von den Ornamenten „den dichten Schleier der finstern ägyptischen Myste„rien und breiteten dafür den durchsichtigen Schleier „der Grazien darüber, aber mit so zarter Hand, daſs „nur wenig von dem ursprünglichen Charakter verlo„ren ging. Gewiſs viele der Ptolemäischen Bauten „sind schöner als die älteren aus der Blüthenzeit der „Remisiden, und daſs dies möglich war ist eben kein „Lob für den Werth der ägyptischen Architectur". Abgesehen davon, daſs wir gegen Anfang und Ende dieses Passus gar manches zu bemerken hätten, müssen wir uns mit der darin ausgesprochenen Ansicht im Allgemeinen ganz einverstanden erklären und wünschten nur, daſs nun im Verfolg auch gezeigt worden wäre, wie und woran jene durch den griechischen Geschmack veranlaſste Umbildung der ägyptischen Baukunst vorgegangen sei. Hiedurch erst hätten die Behauptungen des Verf.'s ihre wahre Bedeutung und Bestätigung erhalten.

In der weiteren Ausführung des Verf.'s können wir aber diese Bestätigung durchaus nicht finden. Vielmehr bleiben unsrer Ansicht nach jene allgemein ausgesprochenen Grundsätze und die Beschreibung der einzelnen Denkmäler selbst, an welchen jene hätten demonstrirt werden sollen, fast gänzlich ohne Vermittelung. So konnte namentlich an den Bauwerken der Insel Philae vor allen anderen jene Fortentwickelung ägyptischer Bauweise bei weitem deutlicher nachgewiesen werden als es durch Hrn. R. S. 187 geschieht und wir bedauern es, aus leicht begreiflichen Gründen uns die Ausführung jener Grundsätze an diesem Orte versagen zu müssen.

Wir wenden uns daher zu den Details der ägyptischen Architectur (§ 57 ff. S. 193 ff.), um zunächst das von Hrn. R. über die Säule beigebrachte einer näheren Betrachtung zu unterwerfen. Hr. R. nimmt drei ägyptische Säulenarten an, welche sich vorzüglich am Capitäl unterscheiden: die älteste Art (des Capitäls) hat die Ausladung nicht oben, sondern unten, das Capitäl springt vor dem Stamm wulstartig vor, verjüngt sich nach oben wieder, und ist glatt, oder mit Stäben, Reifen und auf sonstige Weise verziert. „Diese Art zeigt sich an den am meisten ausgebauch„ten Stämmen, und giebt durch ihre Anziehung nach „oben und nach unten deutlich ihre Entstehung aus „den Höhlenstützen zu erkennen". Hiebei ist zunächst zu bemerken, daſs die Erklärung dieser auffallenden Form durchaus ungenügend ist, indem im Gegentheil eine Erweiterung des Capitäls nach oben der Herleitung aus den Höhlenstützen bei weitem mehr entspre-

Digitized by Google

chen würde, wie denn auch die indischen Höhlenstützen eine solche Erweiterung nach der Decke zu in den mannigfaltigsten Formen in der That zeigen. Sodann widerspricht diese Erklärung den Ansichten des Verf.'s selbst, der S. 162 der Herleitung des Tempelbaues aus dem Höhlenbau aufs bestimmteste widerspricht. „Es widersprechen dieser Vermuthung die einfachen „statischen Formen auf das bestimmteste". Und so ist denn auch diese Form eine statische, die allerdings, wie der Verf. will, aus statischen Gesetzen erklärt werden kann. — Dafs diese Art von Capitäl sich übrigens nur an den am meisten ausgebauchten Schäften befände, ist nicht unbedingt der Fall. Auf cylindrischen, nicht ausgebauchten Säulen befinden sie sich, z. B. im Palast wie am Tempel zu Karnack (Canina Tav. XVIII. XX. Parthey Wanderungen II, IX), zu Luxor (Canina Tav. XXV) u. s. w. Ganz unbeachtet liefs Hr. B., dafs dies Capitäl auch mit einer förmlichen convexen Cannelirung vorkomme, wie zu Soleb in Nubien (Canina XLII), wenn anders diese nicht unter den „Stäben, Reifen u. s. f." mit begriffen ist. — „Die zweite Art, fährt er fort, zeigt die Kelchform „mit etwas steifem Profile, gewöhnlich sehr weitausladend und mit verschiedenartigen flachvertieften Li„nienverzierungen. Diese Säulenart charakterisirt lediglich die höheren mittleren Säulenreihen". Diese Form des Capitäls findet sich indefs auch auf kurzen ausgebauchten Säulen, wie in dem vorgebauten überirdischen Theile eines Höhlenbaues zu Girscheh, im Grabmal des Osymandias (Canina Tav. XXXV. XXXVI) und es durfte bei Behandlung desselben eine eigenthümliche Form nicht übergangen werden, in welcher das Kelchcapitäl sehr wenig ausladet (wie im Tempel zu Soleb, Canina XLII, 1. 2), und die aufserdem dadurch sehr auffallend ist, dafs die Verjüngung des Säulenschaftes in dem Capitäle selbst fortgesetzt ist und die demgemäfs nur sehr geringe Ausladung erst am äufsersten oberen Rande beginnt; wie an den Säulen zu Kebyreh (Antaeopolis Canina Tav. LII, 1. 2). — Die dritte Art des Capitäls hat nun nach dem Verf. „ganz die Form einer Glocke, den weiten Rand nach „unten und von einer aus dem Stamm hervortretenden Hohlkehle unterstützt"; wir glauben indefs, dafs diese Form, die aufserdem nur einmal, im hinteren Theile des Palastes von Karnack vorkommt (Canina XXI, 7), entweder zu der ersten, oder was noch wahrscheinlicher ist, zu der zweiten Säulenart zu rechnen sei. Wie dem aber auch sei, auf keinen Fall wird man berechtigt sein, eine dritte Säulengattung darin zu suchen. Vielmehr hätte dies eine andre — die sogenannte protodorische — Säulenform verdient, welche Hr. R. ganz mit Stillschweigen übergeht und deren Eigenthümlichkeit darin besteht, dafs das Capitäl ganz wegfällt und die Würfelplatte, die in diesem Falle sehr niedrig ist, unmittelbar auf dem Schafte aufruht. Solcher Art sind die sehr schwerfälligen Säulen (Höhe des Schaftes = 2½ Dchm.) in einem unterirdischen Gebäude zu Kalapsché (Canina XLIII, 3), zu Amada in Nubien (Can. XLI, 1), am Tempel auf dem linken Nilufer zu Semne (Can. XLI), welche sämmtlich ununterbrochene dorische Cannelirung haben und deren letztere, wie ohne Capitäl, so auch ohne Basis ist. Letztere Eigenthümlichkeit bemerkt man auch an der achteckigen flachcannelirten Säule ohne Capitäl im Tempel zu Medinet Abu (Canina XXX. XXXII, 2), welche man freilich auch als abgekanteten Pfeiler betrachten kann (vgl. indefs die Säule mit acht convexen Cannelüren zu Chermopolis. Canina L.). Die übrigen jüngeren doch nicht unwichtigen Formen der Capitäle deutet der Verf. nur an; von der Base bemerkt er ganz kurz: „die Base, welche mitunter ganz „fehlt, ist stets eine sehr niedrige runde Scheibe „oder Plinthe, selten im Profil abgerundet" S. 196; obgleich daran gar manche interessante Abweichung hervorzuheben gewesen wäre. So ist namentlich zu bemerken, dafs die nicht abgerundete Base nur äufserst wenig vor dem Schafte, bei ausgebauchten vor dem gröfsten Umfange desselben hervortritt; mehr thun dies die abgerundeten, deren Form jedoch näher dahin bestimmt werden mufs, dafs es Basen giebt, deren Profil 1) einen Halbkreis bildet (Medinet Abu Canina XXVIII. XXIX, Typhonium am Berg Barkal Can. LIV, 1); 2) einen flachen Kreisbogen (am letztgenannten Orte Can. LIII. Chermopolis Can. L); 3) eine Linie, welche nach unten gerade und perpendicular, sich nach oben mehr oder weniger stark abrundet (Girscheh, Grab des Osymandias Can. XXXV. XXXVI. XXXVII, 3. 4. Amada XLI, 4. Vergl. die sehr weit vorspringende und ungemein abgeflachte Base der schon oben angeführten Säule zu Calapsché Can. XLIII, 3).

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 46.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

Vollständige Uebersicht der Geschichte der Baukunst, von ihrem Ursprunge an bis auf die neueste Zeit, im organischen Zusammenhange in sich und mit der allgemeinen Culturgeschichte; für Geschichtsforscher, Baumeister und überhaupt für denkende und gebildete Leser dargestellt von C. A. Rosenthal.

(Schlufs.)

Ganz übersehen endlich hat der Vf. die sehr merkwürdige Base im kleinen Tempel südlich vom Palast von Karnack, welche einer dorischen mit rundem Abacus sehr ähnlich ist, indem sie aus zwei Theilen besteht, der gewöhnlichen runden gradprofilirten Platte und einer darüber liegenden gradlinigen dorischen Basis, welche Schaft und Platte verbindet (Canina Tav. XXIV).

An dem Beispiele der Säule möge es genügen, gezeigt zu haben, dafs in dem näheren Eingehen auf die Details der ägyptischen Architectur eine gröfsere Vollständigkeit öfter zu wünschen gewesen wäre; je länger wir jedoch bei dieser Betrachtung verweilt haben, um so schneller können wir über die weiteren Beschreibungen des Verf.'s hinweggehen, zumal da dieselben auch zum Theil mit gröfserer Ausführlichkeit ausgestattet sind. Es behandelt derselbe in den folgenden §§. die gröfseren Gebäudetheile, als Pforten, Pylonen, Monolithen - Capellen und Obelisken, dann in der schon oben angegeben Ordnung die Sculpturen, den Tempelbau, in dem er vielleicht eine gröfsere Regelmäfsigkeit voraussetzt, als je darin stattgefunden hat, die profanen Gebäude, hauptsächlich das Labyrinth, worüber jetzt lediglich auf die äufserst wichtigen, schon an mehreren Orten publicirten Entdeckungen von Lepsius verwiesen werden darf. Endlich giebt der Verf. die Beschreibung der Grabhöhlen (S. 226) und der Pyramiden (S. 237 ff.), in Betreff welcher dasselbe gilt, als in Betreff des so eben berührten Labyrinthes.

Was nun endlich die allgemeinen Betrachtungen über den Charakter der ägyptischen Architectur betrifft, so müssen wir schliefslich noch einen Augenblick bei denselben verweilen. Hr. R., der die gesammte ägyptische Bauweise als Hallenbau bezeichnet, bemerkt über denselben Folgendes: „es kam darauf an, sagt er S. 251, die frühere dem Höhlenbau entsprungene phantastische Willkühr bei der Bildung der Formen zu verlassen, der Baukunst ihre eigenthümliche Basis mit Begründung auf die statischen Bildungsgesetze zu geben, und aus einer in schrankenloser Spielerei sich ergötzenden, der Kindheit des Menschengeschlechts angehörenden allgemeinen Formenkunst eine ernste, eigentliche Baukunst herauszubilden. Dies aber konnte zunächst nur mit dem einfachen Hallenbau und nur dann gelingen, wenn man sich lediglich auf ihn beschränkte. Den Aegyptern gebührt unbezweifelt das Verdienst, den ersten Riesenschritt auf dieser neuen Bahn zur Vollendung gemacht zu haben, und wir dürfen es nicht bedauern, dafs darunter andere, wichtige und selbst höhere Vorzüge verloren gingen". Den Ausdruck statischer Bildungsgesetze glaubt Hr. R. nachweisen zu können: 1) aus dem einfachen oblongen Grundplan. Ohne dies unbedingt zu bestreiten noch zuzugeben, machen wir nur darauf aufmerksam, dafs eine nähere Bestimmung der statischen Bedeutung jenes Grundplans, die doch keineswegs auf der Hand liegt, nur im Interesse der Sache gewesen wäre. 2) „Aus der grofsen Einfachheit der Formen und der ste„ten Wiederkehr derselben Formen bei demselben „Zwecke". Hiedurch wird indessen nichts gewonnen, wenn nicht eben die statische Bedeutung der Formen an und für sich nachgewiesen wird, was wir oben schon öfter vermifst haben; denn auch eine nicht statische Form kann wiederholt werden, wie dies in der indischen Architectur auch geschieht. 3) „Aus „der Verbannung der willkührlichen Verzierungen";

Digitized by Google

dies kommt auf denselben Punct zurück und kann nur dann von Gewicht sein, wenn im Gegensatze zu der Willkühr die Nothwendigkeit der Formen nachgewiesen wird. 4) „Aus der bei allem noch so grofsen „Sculpturenreichthum dennoch unverkennbaren Unter„ordnung der Bildhauerwerke unter die Architectur, „welches vornehmlich, freilich noch sehr unvollkom„men, durch das flache Relief geschieht". 5) Aus der Verjüngung der Mauern u. s. f. 6) „Hauptsächlich aus „der stets wiederkehrenden einfachen Construction der „unmittelbaren Unterstützung einer wagerechten Be„lastung durch lothrechte Stützen, also durch Säule, „Pfeiler und Mauern". Diese Unterstützung ist aber in der ägyptischen Architectur durchaus nicht mehr unmittelbar, sondern vielmehr durch vielfache und mannigfaltige Gliederungen vermittelt und gerade in dieser Vermittelung liegt zum Theil der Grund der hohen Stellung dieser Bauart in der Geschichte dieser Kunst.

Der Hauptpunct bei allen diesen Untersuchungen scheint uns aber immer das schon oben mehrfach berührte Verhältnifs der Form zu der Masse zu sein. In Betreff dessen sagt denn auch der Verf. allerdings S. 252: „überall ist die Masse vorherrschend vor der „Form" und S. 283: „der dumpfen Schwermuth, in „die solche Priesterlehre das Volk eigennützig hinab„drückte, entsprach die niederdrückende Schwere der „Bauformen, und die Geistesarmuth und vorherrschende „Sinnlichkeit, welche eine nothwendige Folge davon „sein mufste, fand eine sehr deutliche architectonische „Sprache *in dem überwiegenden Verhältnifs der Masse „zur Form*. Die beiden letzteren Eigenschaften, das „*Niederdrücken* und das *Vorherrschen der Masse vor „der Form* sind in dem Verhältnifs zur ganzen Ge„schichte der Baukunst besonders hervorzuheben nöthig".

So ist denn die Wichtigkeit jenes Verhältnisses allerdings angedeutet. Aber auch nur angedeutet. Denn dafs die einfache Bemerkung, die Masse herrscht vor der Form vor, für die ägyptische Architectur nicht charakteristisch sein könne, leuchtet ein, wenn man bedenkt, dafs in der Bauart der vorhergehenden Völker, z. B. der Babylonier, die Masse vor der Form noch bei weitem mehr vorherrschte, als bei den Aegyptern. Es war also vielmehr jenes Verhältnifs genauer zu bestimmen und insbesondere nachzuweisen, wie bei allem Vorherrschen der Masse, diese doch schon durch den Einfluss der Form bei weitem mehr modificirt worden sei, als dies bei der Architectur der vorhergehenden Völker geschehen war.

Darüber indefs, dafs trotz aller Vorzüge der ägyptischen Architectur, Hr. R. dennoch wieder S. 255 behaupten konnte „Gegen die Kunst des Stammlandes, „gegen die der Inder, tritt sie in den Schatten", enthalten wir uns jeder Bemerkung, nur das wollen wir hinzufügen, dafs dies einer jener oft berührten Widersprüche ist, welche den organischen Zusammenhang der Baukunst in sich und mit der allgemeinen „Cul„turgeschichte" der Völker ohne weiteres aufheben und vernichten müssen.

Dr. E. Guhl.

XXII.

C. O. Müllers Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexanders, nach einer Handschrift des Verfassers herausgegeben von Dr. Eduard Müller. 2 *Bde. Breslau*, 1841; *bei J. Max u. Comp.*

Entstehung, Plan und Bestimmung dieses Buches dürfen als bekannt vorausgesetzt werden, da es schon seit längerer Zeit erschienen, schon in mehreren öffentlichen Blättern besprochen ist, und wahrscheinlich auch schon allwärts Eingang gefunden hat. Es scheint, der Verf. habe die griechische Literaturgeschichte in ähnlicher Weise behandeln wollen, wie Gervinus die deutsche. Das Werk ist unvollendet geblieben, und reicht in der Prosa blofs bis auf Thukydides und Isokrates, wogegen Plato, Xenophon, Demosthenes, Aristoteles u. s. w. vermifst werden. Es ist hier nicht der Ort, des Verf.'s hohe Verdienste um die Wissenschaft, seine ausgebreiteten Kenntnisse und vielseitigen Leistungen zu rühmen und sodann dieses nachgelassene Werk als Beleg aufzuweisen und zu dem Zweck seine Vorzüge auseinanderzusetzen. Keine laudatio funebris wird von uns gefordert, sondern eine Prüfung des Geleisteten an sich und zum Besten derer, die sich aus dem Buche unterrichten wollen, damit sie wissen, wie weit sie den Ansichten und Urtheilen des Verf.'s vertrauen und auf seine Aussprüche bauen können. Indem wir erklären, dafs wir dieses Ziel uns vorgesetzt haben, geben wir damit zugleich zu verstehen, dafs unsere Beurtheilung grofsentheils tadelnd ausfallen werde,

Digitized by Google

sprechen aber zu gleicher Zeit aus, dafs wir O. Müller mit dem Maafsstab messen, mit welchem man die Meister mifst, bei denen man fürchtet, dafs ihre Autorität die Nachstrebenden einseitig mache und auf Abwege führe. *)

Es ist klar, dafs wir, ohne ein Buch über das Buch zu schreiben, nicht das ganze Werk in der besagten Weise durchgehen können, sondern uns auf einzelne Theile desselben beschränken müssen. Auf die dramatische Poesie kann Ref. um so leichter verzichten, da er seine von des Verf.'s Urtheilen sehr abweichenden Ansichten in seiner Schrift über Euripides niederlegt, deren erster Theil bereits in den Händen des Publicums ist, und das dort Geschriebene hier nicht wiederholen will. Auf die lyrische Poesie einzugehen, ist am wenigsten räthlich, weil hier den Vermuthungen überall ein weiter Spielraum gelassen ist, indem wir dieselbe meistens nur aus wenigen Bruchstücken beurtheilen können, und bei ihrer Vielseitigkeit Pindar keineswegs so wie bei der epischen Homer als Ersatz und Repräsentant des Verlorenen betrachtet werden kann, und indem hier noch zwei andere gleichfalls verlorene Künste, die Musik und der Chortanz sammt der Einrichtung der Festlichkeiten, von wesentlichem Einfluss gewesen sind. Nur so viel sei hier bemerkt, dafs, da die reichsten und mannigfaltigsten Schätze aus diesem Gebiete, aufser Pindars Siegesliedern, in den Dichtungen der Tragiker und Komiker aufbewahrt sind, und da ferner die Nachbildungen der lateinischen Dichter für manches Verlorene Ersatz liefern, diejenige Darstellung dieser Literatur nicht richtig sein kann, welche die einen ganz übergeht, und die anderen zu wenig berücksichtigt, so wie auch, dafs man die Urtheile der Alten über das Verlorene nicht zu würdigen im Stande ist, wenn man über wichtige Grundbegriffe, deren z. B. das Wort ἦθος einen ausdrückt, irrige Ansichten hat, wie der Verf. Th. I. S. 334 verräth. **) Wir werden also die epische Poesie auswählen und uns dabei besonders an Homer halten. Bei der Prosa ist die Wahl beschränkter. Wir wollen die Ausbildung der Beredtsamkeit in Betrachtung ziehen, die der Mittelpunct und Gipfel der Kunst des prosaischen Styles ist, und die Analogie dieses mit dem poetischen Style am deutlichsten erkennen läfst.

Der Verf. beginnt mit einer Mittheilung der Resultate neuerer Sprachforschung, durch die viele grobe Irrthümer beseitigt worden sind, und geht sodann zur Charakterisirung der griechischen Sprache selbst über, wobei er zwar vom Wohllaute derselben, nicht aber von dem spricht, wodurch sie zur Sprache der Poesie gestempelt worden ist, und worin sich der Schönheitssinn der Griechen so deutlich wie in ihren Kunstschöpfungen ausgeprägt hat.

Indem der Verf. sodann die Entstehung der Dialekte zu erklären sucht, macht er eine Bemerkung, die zu seiner Bekanntschaft mit den neueren Sprachforschungen nicht wohl pafst. Er meint, die Theile des Sprachbaues seien durch die Völkerzüge durch einander geworfen worden, um hierauf wieder in Verbindung gebracht und zu einem neuen Ganzen verbunden zu werden: denn die griechische Sprache biete den Anblick eines nach einem weisen und regelmäfsigen Plane gewebten Gewebes dar, das eine stürmische Hand in Stücke zerrissen und in Fäden gerupft habe, die alsdann zusammengesetzt zu einem neuen Gewebe verbraucht worden seien. Dies bezieht er namentlich auf die Erscheinung, dafs von einem Zeitworte blofs ein erster, von einem anderen ein zweiter Aorist, und wiederum von diesen oft blofs einzelne Personen existiren u. s. w. Er durfte nur unsere eigne Sprache ansehen, um zu wissen, dafs hier keine vulcanische Gewalten gewirkt haben. Sodann lehrt die Betrachtung der englischen, der neupersischen u. s. w. Sprachen, dafs die Mischung verschiedener Stämme und Sprachen auf die Flexionen keinen Einfluss hat. Und wäre das Wesen der Sprachen nicht von zäherer Natur, wie vermöchten wir denn noch heute die Verwandtschaft der Sprachen von Hinterindien bis Portugal nach so vielen Wanderungen und Umwälzungen aller Art zu erkennen? Die Verschiedenheit der Mu[illegible]

*) Wenn der Hr. Ref. es für angemessen hält, sich gegen eine unrichtige Auslegung seiner Ausstellungen zu verwahren, so braucht die Redaction ihrer Seits nur auf den Grundsatz der Jahrbücher hinzuweisen, wonach der namhafte Ref. selber sein Wort vertritt. (Red.)

**) „Wir dürfen über die Jonische Poesie des Anakreon ganz dasselbe Urtheil fällen, das Aristoteles über die ein Jahrhundert jüngere Jonische Malerschule des Zeuxis ausspricht, dafs ihr — bei aller Eleganz der Zeichnung und allem Reiz der Farbe — doch *ein sittlicher Charakter* (τὸ ἦθος) fehle".

Digitized by Google

arten, die, wenn sie sich gegenseitig unverständlich werden, verschiedene Sprachen genannt werden, wird durch Vertauschungen verwandter Laute bewirkt. Kann das irgend eine äufsere Mischung oder Umwälzung bewirken? Hier kann blofs von organischem Wachsthum die Rede sein, durch den es auch geschieht, dafs Formen und Ausdrücke veralten und aufser Brauch kommen und neue dafür zur Herrschaft

Ut silvae foliis pronos mutantur in annos,
Prima cadunt, ita verborum vetus interit aetas etc.

s. Horaz Poet. 60 — 72.

Sodann folgt von den Dialekten das Bekannte, wie es ohngefähr die Grammatiken enthalten. Der äolische Dialekt wird als der ältere, der jonische als der jüngere und vom ursprünglichen Typus entferntere betrachtet. Von den Dorern wird gesagt: „So wie ihre Mundart überall die breiten, kräftigen und rauhen Töne vorzieht (und mit unbiegsamer Regelmäfsigkeit festhält?), so können wir natürlich auch bei ihnen die Neigung erwarten, einen Geist der Strenge und der Ehrfurcht vor den alten Gebräuchen durch den Bau ihrer bürgerlichen und häuslichen Verfassung walten zu lassen". Es hat meines Wissens noch niemand gewagt zu bestimmen, welche von den deutschen Dialekten die älteren und welche die jüngeren seien, noch zu behaupten, dafs das weichere Plattdeutsch gröfsere Beweglichkeit des Geistes beurkunde als das rauhere Oberdeutsch, oder dafs das Festhalten am Hergebrachten bei den Oesterreichern mit dem Charakter ihres Dialekts in Verbindung stehe. Und zum Glück braucht man dergleichen auch gar nicht zu wissen.

Das zweite Capitel handelt von der ältesten Religion der Griechen. Der für Krieger geeigneten Religion, welche das Homerische Zeitalter auszeichnet, wird eine frühere auf Naturphänomene und Jahreszeiten sich beziehende und mehr für Feldbauer geeignete, wie die Pelasger gewesen seien, entgegengesetzt: denn Zeus sei = Himmel, Hera, Demeter, Dione = Erde, Poseidon = Wasser, Hephaistos = Feuer u. s. w. Hier treffen wir wieder auf denselben Irrthum, dafs äufseren Umwälzungen zugeschrieben wird, was lediglich aus geistigen Bewegungen abgeleitet werden mufs. Religion und Gebräuche werden mit gleicher Zähigkeit wie die Sprache festgehalten, und wir hören bei den Griechen zu keiner Zeit etwas von gewaltsamer Ausrottung oder Aufdrängung fremden Glaubens. Aber der unbemerkten, selbst unbewufsten, Umwandlung der Glaubensansichten, die mit den übrigen geistigen Entwicklungen nothwendig verknüpft ist, kann sich kein Mensch entziehen. Und dafs eine bedeutende Umwandlung dieser Art zur Zeit, da die epische Poesie emporkam, vorgegangen ist, und vielleicht eben durch und mit ihr vollendet wurde, davon giebt es tausend Beweise. Ein Beispiel wird deutlich machen, was wir meinen. Wir sehen aus der Leichenfeier des Patroklos, wozu die Wettspiele ursprünglich bestimmt gewesen sind, und betrachten wir ferner die römischen Gladiatorenspiele, die gleichfalls ursprünglich zu Ehren der Todten und der Unterweltsgötter angestellt wurden; so sehen wir deutlich, dafs dadurch unwillkührliche Opfer für jene beabsichtigt wurden: denn darin glaubte man die Gestorbenen unersättlich, und wollte ihnen durch jene Spiele gleichsam Gelegenheit geben, von den Kämpfenden zu sich zu rufen, wen sie wollten. Dieser Aberglaube nun ist in eine schöne Uebung ritterlicher Tugenden übergegangen. Und so wie diese Spiele, so zeigt jeder Gebrauch, den Homer berührt, jede Gestaltung der Mythen, jedes Urtheil des Sängers und seiner Helden, dafs Ritterthum über Pfaffenthum, Vernunft über Aberglauben, menschliches Gefühl über fromme Grausamkeiten den Sieg davon getragen hat. Die Götter, mochten sie auch ursprünglich sein und bedeuten was sie wollten, sind zu Idealen menschlichen Fühlens und Handelns emporgerückt. Und diese Umwandlung ist ohne Revolutionen, ohne bewufste Entgegensetzung, durch stille geistige Entfaltung unter dem steten Zuge zum Schönen hin, das den Griechen allein das Vernünftige war, bewerkstelligt. Noch vor Homer, sagt man, habe Orpheus, der Vertreter der Magie, der Stifter religiöser Weihen, der Arzt durch Sympathie und Spruchsprechen, der Wunderthäter, der Zauberer, gelebt: und diese Sage mufs wahr sein, weil wir den analogen Gang der Entwickelung auch bei anderen Völkern antreffen, und weil die Spuren davon im Homer vorliegen. Aber Homer weifs nichts von einer Opferung der Iphigenia oder will es nicht wissen, und die Mysterien-Götter Demeter und Dionysos werden von ihm fast ignorirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 47.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

C. O. Müllers Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexanders, nach einer Handschrift des Verfassers herausgegeben von Dr. Eduard Müller.

(Fortsetzung.)

Im dritten Capitel, welches von der ältesten Poesie der Griechen handelt, heifst es: „der Dienst der Götter mufs lange hauptsächlich in stummen Handlungen, bedeutungsvollen Geberden, in leise gemurmelten Gebeten, endlich auch in laut ausgestofsenem Geschrei (ὀλολυγμός) u. s. w. bestanden haben, ehe das geflügelte Wort sich vom Munde löste" u. s. w. Diese Ansicht ist eben so roh, wie die vom Verf. p. 6 verworfene, „dafs die Wilden von Griechenland von rohen Naturlauten und wildem Geschrei, durch welches sie ihre thierischen Bedürfnisse ausgedrückt hatten, und von den Tönen, wodurch sie die Eindrücke der äufseren Natur nachzuahmen suchten, allmählig zu der wohltönenden und edlen Sprache gelangt wären, die wir in den Homerischen Gedichten bewundern". Warum hat der Verf. nicht dort ebenfalls, wie hier, Analogie und Geschichte befragt? oder warum sollen die Griechen in der Götterverehrung sich als stumme Wilde bewiesen haben, da sie es in anderen Dingen seit ihrer Trennung von den Indern und Parsen nicht gewesen sind? Wir finden bei allen Völkern, die nicht zu halbthierischem Zustande herabgesunken sind, nur einen zweifachen religiösen Zustand: entweder man schreibt Symbolen und Ceremonien an sich alle Kraft zu, oder man setzt diese Kraft in die Gesinnung mit der sie verrichtet werden, und sucht die Gemeinschaft mit den Göttern durch Handeln und Thaten zu erreichen. Das Letztere lehrt Homer, das Erstere Orpheus. — Die mancherlei Sangweisen, die bei verschiedenen Völkerschaften und bei verschiedenen Anlässen herrschend waren, wie der Linos, Jalemos, Skephros, Lityersis, Bormos, Mamros, Päan u. s. w., von denen der Verf. ausführlich handelt, sind interessant, wenn sich nachweisen läfst, zu welchen Gattungen von Liedern und Gesängen sie durch die Dichter und Componisten veredelt wurden; aufserdem aber gehen sie die griechische Poesie so wenig an, wie das Jodeln der Schweizer und das Singen der Matrosen beim Ein- und Ausladen die deutsche, und vollends mit der epischen scheinen sie in gar keinem Zusammenhang zu stehen. Und auch die Sänger beim Götterdienst, Olen, Eumolpus, Orpheus, die Korybanten u. s. w., konnten, weil es bei ihren Liedern auf die magische Kraft der Worte, nicht auf ästhetische Gestaltung, ankam, den weltlichen Sängern wenig mehr nützen, als dafs sie musikalische Instrumente, und allenfalls auch einige Gesangsweisen, auf sie vererbten.

Im vierten Capitel bespricht der Verf. den Gebrauch der epischen Poesie bei Gastmählen der Fürsten und bei öffentlichen Festen und Spielen, und die Wettkämpfe der Sänger; dabei wird der Name ῥαψῳδός, als gleichbedeutend mit σπιχῳδός, auf das Aneinanderreihen von Versen ohne erhebliche Abtheilungen oder Pausen bezogen. Hier vermifst man eine Darlegung des Einflusses, welchen diese Bestimmung der epischen Poesie auf ihre Gestaltung gehabt hat und eine Vergleichung des Rhapsoden mit dem Schauspieler (ὑποκριτής). Nur vom Charakter des Rhythmus wird gesprochen, und ihm Gleichgewicht, Ebenmaafs und Ruhe beigelegt. Der Declamator (ῥαψῳδός) kann die Affecte nicht so vollständig nachahmen wie der Schauspieler: er mufs dieselben mehr andeuten als auszuprägen suchen, und kann darin leicht zu viel thun (Aristot. Poet. 26, 3). Daraus folgt, dafs auch die Dichtung selbst mehr auf Erzählung der Thaten als auf Darstellung der Leidenschaften gerichtet sein mufs. Thaten dagegen lassen sich wiederum auf der Bühne nicht wohl nachahmen: und so scheiden sich die Ge-

Digitized by Google

biete der epischen und dramatischen Poesie schon vermöge dieser äufseren Verhältnisse. Ferner das Schauspiel bringt Anzug, Umgebungen, Verrichtungen u. s. w. unmittelbar vor die Augen der Zuschauer: der Declamator mufs dies Alles durch Erzählung und Beschreibung vergegenwärtigen. Der Schauspieler steht nicht allein vor der Versammlung, sondern selbander oder selbdritt: die Augen der Zuschauer sind aber auf alle gerichtet: also darf keiner müfsig sein. Daraus folgt, dafs die Reden kurz, bündig, schlagend, der Dialog lebhaft, spannend, leidenschaftlich sein mufs. Dagegen erkennt man die Nothwendigkeit der Ruhe, Breite und Gemächlichkeit des Epos gegenüber dem Drama. Der Erzähler kann nachholen, einschalten, vorwärts und rückwärts gehen: er kann abbrechen, um am anderen Tage wieder fortzufahren. Das Alles ist beim Schauspiel unmöglich, weil sich die Sachen unmittelbar vor unseren Augen entwickeln, und der Acteur sich an die Stelle des Helden setzt. Daraus ergiebt sich der gröfsere Umfang des Epos und die Mufse zu gedehnteren Episoden. Die Sache läfst sich noch weiter verfolgen: aber wir müssen uns hier mit Andeutungen begnügen.

Der Verf. spricht sodann vom poetischen Ton und Charakter des alten Epos, und sagt, er sei auf eine Weise festgestellt wie es bei keiner andern Gattung in Griechenland der Fall gewesen sei. In keiner finde man so viel überlieferte Formen und einen so unwandelbaren Typus vorherrschen, u. s. w. Wir glauben, dafs hierin das Epos vor andern Dichtungsarten und Kunstgattungen nichts voraus habe: denn ein solcher Styl oder Typus ist das nothwendige Gepräge aller volksthümlichen Kunstleistungen, die zwar von einzelnen hervorragenden Geistern besonders gefördert, aber von einer grofsen Masse Gebildeter betrieben und verbreitet werden. Bei der tragischen Poesie können wir drei Stufen der Entwicklung nach den drei grofsen Dichtern unterscheiden, beim Epos wenigstens zwei (Homer und Hesiod), vielleicht auch drei, wenn wir den Chorizonten beipflichten. Die äufseren Formen aber sind beim Drama so feststehend wie beim Epos gewesen: denn wie hätte man sie sonst benennen können?

Für die Ansicht, dafs die epischen Gedichte blofs mündlich und durch das Gedächtnifs fortgepflanzt wurden, entscheidet sich der Verf. mit Recht, und legt dabei auf die Gestalt des Textes ein besonderes Gewicht. Die Schreibkunst kann dabei immerhin bereits in Gebrauch gewesen sein. Wurden doch selbst die Dichtungen der Tragiker, ohngeachtet Aristophanes versichert, dafs jeder Athener sein Buch habe und lese, den meisten im Volke nur auf jenem Wege bekannt: und warum waren die Sicilianer den Athenern, welche ihnen Stücke aus den Trägödien vortrugen, so dankbar, als weil man an das Lesen der Gedichte nicht gewöhnt war, und blofs die mündliche Fortpflanzung, gepaart mit Action und Gesang, liebte?

Dafs Homer nicht der erste in seinem Fache war, ist so einleuchtend, dafs man denjenigen bedauern mufs, der noch einen Beweis dafür begehrt. Aber statt der Untersuchung über Homers Heimath, mit der man doch nie ins Reine kommen wird, wäre es wohl besser gewesen, sich dabei zu beruhigen, dafs so viele Städte sich die Ehre beilegten, und daraus den Schlufs zu ziehen, dafs die epische Poesie eben nicht wie die dramatische an *einen* Staat gebunden war. Dies beweist unwiderspreehlich der Dialekt, der in der Weise, wie ihn die Poesie gebrauchte, schlechterdings nirgends gesprochen worden sein kann. Denn kein lebender Dialekt hegt eine solche Mannigfaltigkeit von Formen, sondern bevorzugt das Eine und läfst das Andere verkommen. Der epische Dialekt war eine Sängersprache, kein Volksidiom, gegründet auf den Jonismus, aber aus allen Gegenden bereichert, und in seiner Flüfsigkeit unendlicher Modificirung und Erweiterung fähig. Was aber die geographischen und historischen Andeutungen betrifft, so würde sich aus ihnen wohl eben so gut Ithaka, als Smyrna oder Chios, für Homers Aufenthalt erweisen lassen.

Homers Verdienst gegenüber seinen Vorgängern wird vom Verf. in die Vereinigung vieler Abentheuer zu umfassenden Compositionen gesetzt. Und allerdings verräth dieser Plan ein so tiefes und klares künstlerisches Bewufstsein, dafs denselben aus unwillkührlichem Zusammenwirken mehrerer Sänger herzuleiten, unmöglich ist. Aber die Darlegung dieses Planes ist beim Verf. viel zu dürftig gerathen, die ganze ästhetische Beurtheilung viel zu mangelhaft, als dafs sie die Leser befriedigen könnte. Wir müssen uns auch hier wieder auf einige Andeutungen beschränken. Die Einheit der Ilias besteht einestheils in der Hervorhebung des Achilles, anderntheils in der Schilderung der wichtigsten und entscheidendsten Momente eines grofsen,

Digitized by Google

gemeinsamen kriegerischen Unternehmens: beide Rücksichten fallen in eine zusammen, insofern Achill eben auch nur eines von diesen Momenten ist. Die Wichtigkeit eines Mannes wird am deutlichsten erkannt, wenn man ihn in schwierigen Lagen entbehrt: seine Gröfse am meisten dann, wenn Begeisterung für eine ihm theure oder heilige Sache ihn zum Handeln treibt. So zerfällt das Gedicht vom Zorn des Achills nothwendig in die zwei Theile, vom Zorn gegen die Griechen und vom Zorn gegen die Trojaner, und endigt da, wo das Feuer dieser Leidenschaften ausgebrannt hat, und der Held selbst durch sie dem Untergange zugetrieben ist. Man könnte den ersten Theil den des Hasses (gegen die Griechen), den anderen den der Liebe (gegen Patroklos) nennen. Beide verhalten sich zu einander wie die beiden Theile der Odyssee: denn im ersten ist der Held abwesend, und wir werden mit der Noth, welche aus dieser Abwesenheit entspringt, bekannt gemacht, im zweiten kehrt er zurück und entfernt die Uebel durch sein Handeln: den Uebergang aus dem einen Theil in den anderen bildet die Katastrophe. Die ersten Theile beider Gedichte geben Raum zu vielerlei Episoden, die zweiten sind rasch vorschreitend, indem die Entwicklung keinen Aufenthalt duldet. Die Episoden der Odyssee zerfallen in drei Theile nach den drei Hauptpersonen, der Penelope, die sich als eine eben so kluge als treue und sittsame Hausfrau bewährt, dem Telemach, der als Sohn eines solchen Vaters die Hände nicht in den Schoofs legt, sondern thut was von ihm erwartet werden kann und was in seinen Kräften steht, und dem Ulysses, dessen frühere Schicksale nachgeholt werden müssen. Die Nothwendigkeit dieser Theile ist also leicht abzusehen. Aber die Episoden der Ilias sind nicht minder nothwendig: nur mufs man bei ihrer Beurtheilung noch weniger, als bei denen der Odyssee, aufser Acht lassen (was der Verf. ganz richtig bemerkt hat), dafs griechische Dichtungen nie das Schicksal eines Mannes, sondern immer eines Hauses oder eines Volkes zum Gegenstand haben. Es sind darum nicht allein die ἀριστεῖαι der einzelnen Helden zur Vergleichung mit dem Haupthelden und zur steten Steigerung des Interesses erforderlich (und dafs diese Leistungen der Einzelnen immer auf *einen* Punct zusammengedrängt werden, so dafs jeder seinen eignen Tag der Auszeichnung erhält, dies ist eben einer der schönsten Beweise von dem künstlerischen Bewufstsein des Dichters), sondern es mufs auch für eine recht vollständige Schilderung des Krieges gesorgt werden, wodurch Wechsel und Mannigfaltigkeit in das Gedicht kommt und sich die Weisheit des Dichters zur Belehrung und Ergötzung nach allen Richtungen hin offenbart. Dafs dadurch der Anschein entsteht, als wäre in den früheren Jahren nichts geschehen, überlegt und eingerichtet worden, darum hat sich der Dichter, der nicht für gelehrte Grübler arbeitet, so lange er nur zu täuschen hoffen kann, nichts zu kümmern: man lese, was über Wahrscheinlichkeit und Wahrheit der Dichtungen Aristoteles und Goethe geschrieben haben. Von diesem Standpuncte aus sind die Mauerschau der Helena, der Versuch, durch den Zweikampf der beiden Betheiligten den Handel zu schlichten, die Befestigung des Lagers, die Musterung des Heeres, die Aufstellung nach Stämmen und Verwandtschaften u. s. w. zu beurtheilen. Dafs aber alle möglichen Wechselfälle des Krieges und Unternehmungen Einzelner, Mehrerer und der Gesammtheit, Rückzug, Lagererstürmung, nächtlicher Ueberfall, Vertrag, Eidbruch, Todtenbestattung u. s. w. aufgenommen sind, kann noch weit weniger befremden. Wir geben also nicht zu, dafs irgend ein Theil eingeschoben sei, aufser einzelnen Stellen und dem Schiffscatalog, der nicht blofs wegen der Widersprüche mit dem Uebrigen für unächt zu halten ist, sondern noch weit mehr darum, weil er schlechterdings undichterisch ist. Der Dichter, welcher die Rüstung Achills nicht als eine fertige beschrieb, sondern uns zu ihr hinführte, als sie gemacht wurde, wird noch weniger die Streitmächte uns lieber durch eine Aufzählung, als durch Führung auf den Kampfplatz oder durch eine Musterung uns haben veranschaulichen wollen.

Den Patriotismus (von welchem der Verf. S. 89 spricht) hat Homer mit allen griechischen Dichtern gemein, und es folgt daraus, dafs er die griechischen Helden über die Trojanischen stellt, aber weiter nichts, und mit dem Ankämpfen des Diomedes gegen die Götter hat er schwerlich etwas zu schaffen. Ein solches Erkühnen lag so sehr in dem Bewufstsein jenes trotzigen Heldenthums, dafs Homer im Angesichte der Beispiele, welche Dione aus früheren Dichtungen citirt, es kaum aus seinem Gedichte weglassen konnte, und vollends zu einer Zeit, wo das Geschick den Griechen zuwider schien, war dieser Angriff auf die Götter sehr

Digitized by Google

an seinem Platze. Dafs Jupiter sein der Thetis gegebenes Wort vergessen zu haben scheint, das ist eine sehr alltägliche Erscheinung: Götterworte erfüllen sich spät und man wird oft an ihnen irre. Diomedes will (Il. VI, 129) nicht aus freien Stücken gegen die Götter kämpfen, wissend dafs die That keinen Seegen bringt; aber bei der Verwundung des Ares und der Aphrodite bietet er sich ja blofs zum Werkzeuge dar.

Im zweiten Buch der Ilias erkennt der Verf. eine Komödie voll lustiger Verwirrung, und der betrogene Agamemnon scheint ihm der Gegenstand des Gelächters. Ich gestehe, dafs mich bei Lesung dieser Erzählung nie ein solches Gefühl, wie den Verf., angewandelt hat, und dafs mir im Gegentheil das Loos des Agamemnons als tragisch erschienen ist. Agamemnon erscheint oft als kleinmüthig und verzagt, und diese Verzagtheit macht dem Manne Ehre

φ λαοί τ' ἐπιτετράφαται καὶ τόσσα μέμηλε

Andere haben gut leichtsinnig sein und zur Fortsetzung des Krieges mahnen: denn sie haben nur für ihre eigne Sache einzustehen. Agamemnon beweist sich als König eines zur Freiheit bestimmten Volkes, indem er nur den Willen der Gesammtheit ausrichten will, und die Völker nicht um seiner eignen und seines Bruders Angelegenheit willen aufopfern. Die Gewissenhaftigkeit dieses Bedenklichen in der verhängnifsvollen Nacht, da Odysseus und Diomedes den nächtlichen Einfall wagten, rettete die Griechen, während Hectors Ehrgeiz ihn selbst und sein Vaterland zu Grund richtete. Ein Achill taugt nicht zum Feldherrn, aber wehe dem Führer und Volke, die einem solchen Manne mit Undank lohnen! Wie schön und wahr ist daher der Gegensatz des Verdienstes und der Macht, welche in Achill und Agamemnon personificirt sind! Jenem steht es an, zu thun was er will und zu leiden was er mufs, seine Leidenschaften und mit ihnen sein Heldenthum austoben zu lassen, ein kurzes, ruhmvolles Leben einem langen, ruhigen vorzuziehen, zu zeigen, dafs ihm nicht blofs Unwahrheit und Zurückhaltung, sondern auch jede Gewalt, die er seiner Natur anthun müsse, wie die Pforten der Hölle verhafst sind. Aber dieser erobert Troja nicht und führt das Heer nicht heim. Das thut dagegen derjenige, welcher alle Kräfte in ihrer Weise am rechten Platze wirken läfst: und ein solcher ist Agamemnon. Sein Manöver im zweiten Buche ist ganz köstlich und erreicht den Zweck, trotz dem dafs er sich in der Hauptsache verrechnet hat, d. h. dafs Jupiter durch den Traum ihn täuscht. Hätte er sich hingestellt in die Versammlung und voll Vertrauen auf seine Autorität und die Macht seiner Worte ein neues Feuer zum rüstigen Erneuern des Krieges entflammen wollen, so hätte er bei der damaligen Stimmung mehr versucht, als zu leisten in irgend eines Menschen Macht stand. Und wie konnte er es auch nur versuchen wollen, nachdem er durch eigne Schuld den ersten Helden vom Kampfplatz entfernt hatte, und das Ziel der Unternehmungen weiter als je entfernt schien? Er richtet es so ein, dafs Andere für ihn es thun, dafs das Volk beschämt wird, und nach der Entfernung Achills sich nicht völlig verlassen glaubt: er giebt Gelegenheit, die unnützen Schreier zu Paaren zu treiben und mifsliches Gerede über sein eignes Unrecht verstummen zu machen; und selbst seine Täuschung fördert seine Absicht so gut wie ein ersonnener Trug: denn wie konnten ohne sie die Fürsten, die gleichfalls über den Rücktrit Achills nicht erbaut waren, mit neuem Muth und Kampflust belebt werden? Heifst das wohl eine lächerliche Rolle spielen, und haben diese Vorgänge überhaupt etwas Komisches an sich? Dieser Umschwung der Dinge war zur Verwischung des Eindrucks, welchen der Hader mit Achill verursacht hatte, schlechterdings nothwendig. Diese Erzählung aus der Ilias herausnehmen, heifst also die Ilias aus der Ilias hinauswerfen.

Im zweiten Theile der Ilias erkennt der Verf. weniger Unächtes als im ersten. Eine Tragödie, meint er, hätte mit dem Tode Hektors schliefsen können, aber kein episches Gedicht, da es in diesem nothwendig sei, dafs man das aufgeregte Gemüth zur Ruhe kommen lasse. Das sind seltsame Begriffe über das Wesen der Tragödie und ihr Verhältnifs zum Epos, die wenigstens nicht von den Alten gelehrt noch bestätigt werden. Aber um blofse Gemüthsberuhigung handelt es sich auch bei der Ilias nicht.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

№ 48.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

C. O. Müllers Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexanders, nach einer Handschrift des Verfassers herausgegeben von Dr. Eduard Müller.

(Schluſs.)

Achill wollte seinen Freund *rächen und ehren:* weiter hatte das Leben keinen Reiz mehr für ihn, und sein eigner Tod stand hinter diesem in Aussicht. Gehören denn nun die Leichenspiele nicht eben so gut zu diesen Ehren wie die Erschlagung seines Gegners? und ist denn das Schicksal der Leiche dieses gleichgültig für den Todten? Der Zorn Achills ist der Inhalt des Gedichts. Diesem Zorne fallen zwei Helden zum Opfer, Patroklos und Hektor: mit der Bestattung beider schliefst das Gedicht und endigt jener Zorn.

Eine mächtige Leidenschaft, der die theuersten Opfer fallen, bildet den Inhalt der Ilias, so wie der meisten Tragödien: Dichtungen dieser Art rechneten die Alten zur pathetischen Gattung, die gewöhnlich ohne grofse Verwickelung und ohne Peripetie (plötzliches Umschlagen ins Gegentheil) ist. Ihr gegenüber steht eine andere Gattung, die durch die Verwicklung in Spannung versetzt, und statt der verzehrenden und zerstörenden Leidenschaften mehr die mäfsigeren Affecte (ἦθος) schildert. Dieser Art ist die Odyssee, der eine eben so grofse, vielleicht noch gröfsere, Anzahl von Tragödien, wie der Ilias, nachgebildet war. Verwicklung, Katastrophe, Episodien, Entwicklung und Schluſs der beiderseitigen Tragödien sind immer den beiderseitigen Epopöien vollkommen analog. Natürlich! denn die Bedingungen der Einheit und Vollständigkeit sind überall die nämlichen.

Telemach wird von Homer selbst mit Orest zusammengehalten, nicht, wie der Verf. p. 102 meint, um die Erwartung zu erregen, dafs er ganz allein etwas gegen die Freier unternehmen werde, sondern zur Bezeichnung der analogen Aufgabe beider, nämlich die Stelle des abwesenden Vaters einzunehmen und im Nothfall selbst gegen die Mutter zu behaupten: welches auch sofort von Telemach geschieht. Alles, was diesen betrifft, mufs auch im ursprünglichen Plan des Gedichtes gelegen haben: denn auf ihm ruht das Schicksal des Hauses, so lange Odysseus fehlt, weit mehr, als auf der Mutter, die ja den Aeltern zurückgegeben oder auch ausgeheuratbet werden kann. Er steht daher zu Odysseus in einem analogen Verhältnifs, wie Elektra zu dem zurückkehrenden Orest, nur dafs er als Mann nicht zu passivem Verhalten genöthigt ist. Was der Verf. über andere Einschiebungen der Odyssee vorbringt, lassen wir dahin gestellt.

Die Gründe der Chorizonten, welche verschiedene Verfasser für beide Gedichte und eine verschiedene Zeit der Entstehung annehmen, hat der Verf. offenbar zu leicht abgefertigt. Wenn von den Alten verschiedene Verfasser genannt würden; so würde es niemand einfallen, die beiden Gedichte auf *einen* zurückzuführen. Was will aber jenes bedeuten? Wurde dem Homer von den Alten nicht auch der Margites, nicht auch dramatische Dichtungen (Aristot. Poet. 4, 9) beigelegt? Gehen nicht unter seinem Namen auch der Froschmauskrieg und die Hymnen? der Sammelname kann also unmöglich ein Gewicht haben, und aufser ihm spricht gar nichts für die Vereinigung; für die Trennung aber sehr Vieles, und vor allem die Abweichungen in den Sagen, welche hier nachzuweisen nicht unsere Absicht sein kann. Nur Eins wollen wir erwähnen. Nach der Odyssee ist Telemach bei der Rückkehr seines Vaters, den er als Kind nie gesehen hat, etwas über zwanzig Jahre alt. In der Ilias schwört Odysseus bei dessen Namen, und ist stolz darauf, der Vater des Telemach zu heifsen. Thut man das einem neunjährigen Kinde? Und warum thun es die übrigen Helden ihren zurückgelassenen Kindern nicht? Der

Digitized by Google

Name Homer bezeichnet eine Gattung von Gedichten, welche den ritterlichen Dichtungen unserer Minnesänger analog ist; der Name Hesiod eine zweite, welche im Wesen den Werken unserer Meistersänger entspricht: denn der Nutzen und das praktische Bedürfnifs haben in den beiderseitigen Dichtungen ein zu grofses Uebergewicht und beeinträchtigen ihren künstlerischen Werth. Wenn uns nun diese Namen bei den übrigen Denkmählern für weiter nichts gelten, als dafs sie uns die Gattungen bezeichnen, in welche sie eingereiht wurden, warum sollen sie gerade bei einem derselben entscheidend sein?

Weiter wollen wir auf Hesiod nicht eingehen, und wenden uns nun sofort, wie wir versprochen haben, zur Entwicklung der Beredtsamkeit, als der höchsten Kunst des prosaischen Styls. Ehe wir aber die Beurtheilung der Ansichten des Vf.'s beginnen, wird es nöthig sein, das Wesen der Beredtsamkeit wenigstens mit einigen Zügen zu schildern. Denn man kann die Leistungen derer, denen sie ihre Ausbildung verdankt, unmöglich richtig beurtheilen, wenn man nicht das Ziel, welches diesen vor Augen geschwebt hat, selbst klar erkannt hat. Diese Schilderung aber vermifst man beim Verf.

Die Beredtsamkeit ist eine Kunst, so gut wie die Poesie. Jede Kunst ist aber nur dadurch Kunst, dafs sie ihr Ziel nach ihren eigenen Gesetzen verfolgt, und alles dasjenige, was aufser diesen Gesetzen liegt, nur als Mittel behandelt. Das Ziel der Beredtsamkeit ist, zu überzeugen und die Menschen nach seinen Absichten zu lenken. Das Wahre nützt dem Redner nicht, wenn es nicht wahrscheinlich gemacht werden kann, und auch das Falsche, welches die Wahrscheinlichkeit unterstützt, mufs ihm willkommen sein. Es ist bekannt, wie wenig historische Glaubwürdigkeit den Reden der Alten zugestanden werden kann, und dafs selbst die würdigsten Männer sich nicht entblödeten, in ihren Reden gelegentlich auch etwas zu fingiren. In diesem und allem Uebrigen ist die Beredtsamkeit der Dichtkunst analog. Der Redner beobachtet unsere Vorurtheile und unsere Leidenschaften, und benutzt sie zu seinen Zwecken: er entdeckt die Mittel, jene auszureifsen oder einzupflanzen, diese aufzuregen oder zu beschwichtigen, und durch geschickte Handhabung dieser Mittel beherrscht er die Köpfe und Herzen der Versammlung und reifst sie mit sich fort, ohne dafs sie weifs wie ihr geschieht. Freilich bewährt sich auch hier die Macht der Sittlichkeit, und bei gleicher Rednergabe wird ein ehrlicher, wohldenkender und patriotischer Redner über einen egoistischen, wie Demosthenes über Aeschines, den Sieg davon tragen: aber wenn dies der Fall ist, so siegt der Mensch über den Menschen, nicht der Redner über den Redner. Die Moralität hat also in der Beredtsamkeit nur eben so viel Gewicht wie in der Poesie: sie ist ein Moment, aber sie ist nicht das Höchste. Die Beredtsamkeit ist eine gefährliche Waffe in der Hand des Schlechten; und die Poesie ist es gleichfalls. Gervinus hat bemerkt, dafs Goethes Gabe, zwischen Gefühl und Reflexion, Instinct und Bewufstsein zuweilen etwas Dämonisches und Furchtbares habe, weil wir überall in ihr die Ueberlegenheit des Bewufstseins voraussetzen und voransehen, überall also das kältere und freie Beherrschen der Dinge fürchten, dessen vortheilhaften Einflufs auf die Kunstwerke wir nicht verstehen, dessen unheimliche Anwendung auf die Handlungen und Ansichten uns dagegen auch schon in der Vorstellung abschrecke. Ariosto war von derselben Natur, wie schon die einzige Anekdote beweist, dafs er an den Geberden und Worten seines Vaters, während dieser ihn ausschalt, das Wesen des Zorns studirte, und jeder grofse Dichter und Redner übt diese Gabe,

„Wenn um die Kräfte, die des Menschen Brust
So freundlich und so fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Rednerlippe spielt".

Mit der Ausbildung beider Künste beginnt eine neue Aera im Leben der Völker: denn beide reifsen den Menschen mehr von Instinct und Herkommen los. Bei der epischen Poesie haben wir diese Wirkung oben angedeutet. Bei der Beredtsamkeit ist dieselbe noch bedeutender, weil sie ihre Nahrung aus der Philosophie zieht, und ihre Zwecke unmittelbar auf das öffentliche Leben gerichtet sind. Es ist daher kein Wunder, dafs selbst viele der erleuchtetsten Männer an ihr irre geworden sind, ihr den Verfall der Staaten und den endlichen Untergang des Griechenthums zugeschrieben haben. Trotzdem ist es Beschränktheit, ihnen das nachzusprechen: denn jede Kunst hat die Kraft in sich, die Wunden, die sie schlägt, auch zu heilen, und neue Segnungen zu verbreiten. Als sich das Griechenthum zum Menschenthum erweitert hatte, mufste es untergehen; und es ist nicht gestorben, als man es sterben zu sehen meinte: denn Macedonier und Römer bilden die Fortsetzung desselben.

Digitized by Google

Philosophie und Beredtsamkeit, wie Wesen und Schein, stehen ewig mit sich in Wechselwirkung, und als so nahe Verwandte sind sie in steter gegenseitiger Reibung begriffen, verdammen und heben sich wechselsweise. Ein vollendeter Redner ist gewöhnlich ein oberflächlicher Philosoph, wie Cicero; und ein vollendeter Philosoph ein schlechter Redner, wie Aristoteles. Als dieser den Isokrates einen Barbaren schalt, war eigentlich er selbst der Barbar: denn in scharfsinnigem Denken können sich auch andere Völker mit den Griechen messen, die schöne Form und die Kunst der Sprache besitzen sie ganz allein. Die Poesie steht mit der Philosophie in gleicher Wechselwirkung, und wird auch von den Fortschritten der Beredtsamkeit bereichert. Sie nahm daher einen neuen Aufschwung, als beide emporblühten, und dieser Aufschwung hat sich in den Dichtungen des Euripides vollendet. Aber auch die Staatsverwaltung erfuhr eine Umwandlung, als die Beredtsamkeit zur Ausbildung gelangte. Perikles war der erste, welcher nicht durch den Glanz von Kriegsthaten, wie Themistokles und Cimon, sondern durch die Macht der Sprache und des Gedankens den Staat nach seinem Willen lenkte, womit denn nothwendig auch die Demokratie zur Vollendung gelangte. Diese Bahn haben alle folgenden Volksführer eingeschlagen: Alkibiades, der nach beiderseitigem Ruhme strebte, scheiterte, und wurde verbannt, sowie er sich aus Athen weit genug entfernt hatte. Man hat aber auch das nicht zu bedauern, dafs Athen sich zur vollkommenen Demokratie durchgebildet hat: denn ohne diese Verfassung wäre auch die Vervollkommnung mehrerer der wichtigsten Zweige der Literatur nicht möglich gewesen.

Wenden wir uns von dieser Erörterung über den Begriff der Beredtsamkeit zu der Darstellung, welche der Verf. von der Entwicklung und Wirkung derselben von dem Standpuncte Plato's aus giebt, so mufs man dieselbe als einseitig, ja in vieler Beziehung als verfehlt erkennen. Um dies in einigen Einzelheiten nachzuweisen, so ruht des Perikles Beredtsamkeit auf der Philosophie des Anaxagoras, und ist nichts als die Anwendung derselben auf das öffentliche Leben. Dieser Zusammenhang ist vom Verf. nicht nur nicht dargelegt, sondern nicht einmal mit einem Worte erwähnt worden. Und doch war bei Plutarch so schöne und vollständige Belehrung darüber zu finden. Sodann ist die Beurtheilung der Leistungen der Sophisten völlig einseitig und ungerecht. Alle Vorwürfe, welche diesen von Zeitgenossen gemacht werden, rühren davon her, dafs Philosophie und Beredtsamkeit noch nicht als zwei verschiedene Bestrebungen geschieden waren. Man machte an die Sophisten die Anforderungen, zu denen ihr Name berechtigte, anstatt sie umzutaufen, und blofs das von ihnen zu fordern, was sie in dem einmal eingeschlagenen Wege leisten konnten und wollten. Es ist also ungerecht, ihnen Skepsis und Verzichten auf wahre Erkenntnifs Schuld zu geben, und heifst dies nichts Anderes, als den Schein, den sich der Rhetoriker geben mufs, mit seiner wahren Ansicht verwechseln. War nicht unter ihnen Prodikos, der würdige Vorgänger des Sokrates in der Moralphilosophie? Wenn sie übrigens die Forschung vom Grübeln über die Entstehung der Welt ab- und auf das Praktische und das den Menschen zunächst Angehende hinlenkten, so stimmten sie darin mit Sokrates überein. Diese Männer haben die Beredtsamkeit erst zu einer Kunst erhoben: denn was wir von des Perikles Redegabe hören, zeugt noch von keiner Kunst. Der ist noch kein Schauspieler, der blofs sich selbst spielen kann, und der noch kein Redner, der blofs das gut vorträgt, wovon das Herz ihm voll ist. Die Ansicht, welche Sokrates und Plato den Sophisten entgegensetzte, pafste recht gut für jenen idealen Staat, in welchen letzterer sich dergestalt verliebte, dafs er darüber dem wirklichen seines Vaterlandes abhold wurde, aber für keine Republik: und Sokrates ist an dieser Ansicht gestorben: nunc talis vir amissus est, dum caussa ita dicitur, ut si in commentitia Platonis civitate res ageretur! s. Cicero de orat. I, 53, 230 flg.

Es ist unrecht, die Ansichten dieser Männer als Norm zur Beurtheilung eines Lysias zu gebrauchen; es ist noch gröfseres Unrecht, sogar an dem ehrenvollen Zeugnisse, welches dieselben über Isokrates ausgesprochen haben, zu mäkeln. Plato drückt mit dem Urtheil über diesen das Verhältnifs aus, in welchem derselbe zur Sokratischen Philosophie stand, und des Antheils an dieser durfte sich Isokrates in der That rühmen; denn seine Reden enthalten von derselben ohngefähr gerade so viel wie die Tragödien des Euripides. Ueberhaupt herrscht eine grofse Aehnlichkeit zwischen den patriotischen Lobreden des Isokrates und einigen Tragödien dieses Dichters, z. B. den Schutz-

Digitized by Google

flehenden, den Herakliden, dem Erechtheus, und diese sind von jenem auch sehr stark benutzt worden. Isokratas strebte dahin, die Beredtsamkeit von persönlichen Interessen, Leidenschaften und Partheihafs unabhängig zu machen: dies ist an sich schon ein philosophisches Bestreben, und er durfte in dieser Beziehung seine Reden auch den Schöpfungen der Dichter an die Seite stellen (π. ἀντιδ. p. 319 § 46). Damit war der Vorsatz ausgesprochen, sich auf das γένος ἐπιδεικτικόν zu beschränken, und in diesem Namen sind alle seine Mängel sowohl wie seine Vorzüge enthalten. Denn was in dieser Gattung geleistet werden kann, das hat er geleistet, und die Alten, welche jede sich selbst beschränkende Tüchtigkeit anerkannten, und nie Trauben vom Rosenstock lesen wollten, haben seinen Verdiensten die gebührende Anerkennung nicht versagt. Auch war es nur vermöge dieser Beschränkung möglich, das, was man Schule nennt, auf den höchsten Gipfel der Vollendung zu bringen, und der Vater so vieler Helden in allen Zweigen der Prosa-Literatur zu werden. Da er das moralische und politische Leben zum Thema seiner Reden wählte, und eine bestimmte, auf der Sokratischen Philosophie aufgebaute Ueberzeugung darin ausprägte, so waren seine Uebungen nicht blofse Spielereien. Man kann nicht sagen, dafs es ihm an politischem Tiefblicke (p. 385) fehlte, sondern blofs an bestimmten Anlässen und praktischer Richtung, denen er aber absichtlich ausgewichen ist, um nicht der dichterischen oder philosophischen Ruhe beraubt zu werden. Warum will man darüber dem Isokrates Vorwürfe machen, während man doch die weit gröfsere Verirrung eines Plato gutheifst? Schreibt sich doch der Fehler beider nur aus *einer* Quelle, nämlich der Sokratischen Philosophie, her. Der Vorwurf, welchen Isokrates einem Nebenbuhler über seine Anklage des Sokrates macht, ist ebenfalls kein Beweis, dafs er der Lehre dieses Philosophen fremd geworden war (p. 389). Er heftet sich an das was Sache der Kunst ist, wie es Euripides gleichfalls thut, wenn er den Aeschylus tadelt, und vermengt nicht den Menschen mit dem Redner. Kehren wir denn ebenfalls wieder zur Betrachtung dessen, was die Kunst angeht, zurück. Es lag im Bestreben dieser Künstler, eine Prosa zu schaffen, welche der Poesie die Wage hielte und in allen wesentlichen Puncten der Form entspräche: und diese Kunst war gewissermafsen bereits durch Gorgias auf den Gipfel getrieben. Sie ist aber, wie jede Kunst, nur dann schön, wenn sie sich verbirgt, d. h. wenn die Fülle des Stoffs, die Macht der Gedanken, die Wärme der Empfindung dermafsen überwiegt, dafs man über ihnen die Kunst vergifst oder für Natur hält. Man glaubt sodann, es müsse so sein, und jedermann könne so schreiben, wenn er nur auch dieselben Gefühle und Gedanken besäfse, welches ein sehr verzeihlicher Irrthum der Ungebildeten ist. Aber beides kann auch unmöglich mit einander entstehen: denn das Eine fordert die Kälte der Reflexion und das andere das Feuer der Begeisterung. Nach Gorgias bedurfte die Beredtsamkeit eines ihrer Form entsprechenden Inhalts, und der ward ihr nach und nach zu Theil, indem sie stufenweise durch Antiphon, durch Lysias, durch Isokrates und endlich durch Demosthenes bereichert und zur höchsten Höhe innerer und äufserer Vollendung emporgehoben wurde. Antiphon, der vom Verf. mit Perikles und Thukydides zusammengestellt wird, brachte zu ihr eine würdige Gesinnung sammt Erfahrung und Einsicht. Auch Lysias war ganz auf das Praktische gerichtet, und die mannigfache Noth der Einzelnen und des Ganzen gab seinen Reden reichlichen Stoff, um nicht leere Formkünstelei zu sein. Nun war aber wiederum die Gefahr, dafs sich die Beredtsamkeit, ohne höheren, philosophischen Gehalt, zu sehr mit den niedrigen Interessen, dem Mein und Dein, beschäftigen möchte. Von dieser Gefahr befreite sie Isokrates, führte sie aber zu gleicher Zeit auf die müfsigen Schulübungen der Sophisten zurück. Endlich Demosthenes leitete wiederum wie Perikles mittelst ihrer den Staat, und fand für sie den würdigsten Stoff, als es galt, die Freiheit und Ehre Griechenlands gegen innere und äufsere Feinde zu vertheidigen.

Das Werk des Verf.'s ist also keineswegs ohne bedeutende Mängel. Es hat aber das Verdienst, das geistige Leben des Volkes im Wechselbezug mit den Fortschritten der Literatur in einer fafslichen und gefälligen Form, befreit von unnöthigem und zerstreuendem Ballast, geschildert, und den richtigen Weg zu tieferer Auffassung und gerechter Würdigung der übrig gebliebenen Denkmäler gezeigt zu haben, und verdient darum von allen Freunden der griechischen Literatur gekannt und studirt zu werden.

J. A. Hartung.

Digitized by Google

№ 49.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

XXIII.

Etudes sur les tragiques grecs ou examen critique d'Eschyle, de Sophocle et d'Euripide, précédé d'une Histoire générale de la tragédie grecque, par M. Patin, de l'Académie française etc. Paris bei L. Hachette, 1841—43. 3 Bände. 433 S., 438 S., 565 S.

Ehe Referent an die Besprechung dieses Werkes geht, erlaubt er sich an eine geistreiche Schrift ähnlichen Inhaltes (St. Marc Girardin's Vorlesungen über dramatische Literatur) zu erinnern, die er im Decemberhefte dieser Blätter angezeigt. So weit auch diese beiden Bücher für französische Leser auseinander liegen mögen, für deutsche Leser zeigen sie eine gewisse Nationalähnlichkeit. Die Verschiedenheit der Nachbarvölker spricht sich, wie in allen Richtungen des Lebens, so auch in der Art aus, wie von beiden das Studium des Alterthums betrieben, und noch mehr, wie in Hörsälen und Büchern dazu angeleitet wird. Auch dies Buch, das auf dem Ergebnifs eigner und fremder gelehrter Forschungen beruht, wendet sich mehr an das ganze gebildete Publicum als speciell an das gelehrte: der Verfasser hat seinen Gegenstand mit Liebe aufgefafst, und, indem er seine Leser darüber belehrt, ist doch Erkenntnifs und Belehrung nicht sein letzter Zweck; er sucht, noch mehr als dies, durch die Darstellung seine Liebe zum Gegenstande mitzutheilen, er sucht einen Einfluss auf den Geschmack seiner Leser, wo möglich auch auf die Literatur der Zeit zu üben. Das reinwissenschaftliche Interesse, das in deutschen Büchern dieser Gattung ungetheilt herrscht, wird hier von einem andern, mehr praktischen, Interesse begleitet, zuweilen wohl auch verdrängt. Man mufs sich auf diesen Standpunct stellen, um in Deutschland gegen das Buch nicht ungerecht zu sein.

Der Herr Verf. hat sein Werk in 5 Abschnitte getheilt. Der erste enthält eine allgemeine Geschichte der griechischen Tragödie und des Einflusses, den sie auf die römische und auf die moderne, christliche Welt geübt. Die 3 folgenden Bücher sind jedes einem der grofsen Tragiker gewidmet. Die erhaltenen Stücke werden einzeln analysirt, beurtheilt und mit den Dramen älterer und neuerer Zeit, worin derselbe Stoff behandelt worden, verglichen. Die Stücke des Aeschylus folgen in der muthmafslichen chronologischen Ordnung aufeinander; den Anfang machen die Schutzflehenden, den Schluss die Trilogie; die des Sophokles sind willkührlicher zusammengestellt, die Elektra ist an den Schluss gesetzt, um das Euripideische Stück desselben Namens zur Vergleichung darauf folgen zu lassen. Die übrigen Dramen des Euripides sind in Gruppen geordnet. Zuerst die regelrechtesten und vollendetsten Stücke des Dichters, in denen die Einheit der Handlung streng beobachtet ist: Iphigenia in Aulis, Hippolytos, Medea, Alkestis, Orestes, Andromache; dann diejenigen, die mehrere nicht wesentlich zusammengehörende Handlungen enthalten: Phönicierinnen, Trojanerinnen und Hekuba, der rasende Herakles; darauf die romantischen: Jon, Helena und Iphigenia in Tauris, an welche sich der Rhesos schliefst, den der Verf. dem Euripides nicht abzusprechen wagt; hierauf folgen die beiden localen Stücke: Schutzflehende und Herakliden, endlich die Bacchen, und als Anhang der Kyklops. Das fünfte Buch enthält die Urtheile, welche die Kunstrichter alter und neuer Zeit über die griechische Tragödie gefällt. Beginnen wir mit diesem letzten Abschnitte, da er am leichtesten den Standpunct des Verf.'s kennen lehrt.

Zuerst werden die Zeiten der unerschöpflichen Productivität vorgeführt, in denen die Kritik selbst in der Form des dramatischen Kunstwerks auftrat; Aristophanes wird berührt, auf die Dichter der mittleren Co-

Digitized by Google

mödie (wobei Meineke's Forschungen zu Grunde liegen) wird etwas näher eingegangen. Von Aristoteles bemerkt der Verf., dafs seine Theorie über die Praxis der griechischen Dichter hinausgehe, indem sie, dem Begriff des Drama's gemäfs, der Handlung den ersten und obersten Platz einräume, die Zeichnung der Charaktere und Seelenzustände in den zweiten Rang verweise. Auf die philosophische Betrachtung des Aristoteles folgt die philologische der alexandrinischen Periode. Ueber die Römer, die, wie Cicero und noch mehr Quintilian, einseitig den oratorischen Standpunct festhalten, wird schnell hinweggegangen, um bei den Neueren anzukommen. Die blinde Verehrung, die man allen Denkmälern aus dem Alterthum gleichmäfsig zollte, und vermöge deren man Seneca unbedenklich neben, ja über Sophokles setzte, der todte Buchstabenglaube, mit dem man ohne Freiheit des Urtheils an den mifsverstandenen Vorschriften des Aristoteles und Horaz festhielt, werden als charakteristisch für die ersten Zeiten der wiedererwachenden Wissenschaft bezeichnet. Durch die grofsen Muster Corneille's und Racine's seien die Geister von den Fesseln der Pedanterie befreit, aber zugleich eine heftige Reaction herbeigeführt worden. Es wird der Streit der fanatischen Verehrer und der nicht minder unvernünftigen Verächter des Alterthums gezeigt. Am weitläufigsten werden die Leistungen des 18ten Jahrhunderts besprochen, dessen Geist (wie er sich in Frankreich darstellte) dem antiken schnurstracks widersprach, das mit wegwerfendem Vernunftstolze die eigne Bildung, als das Höchste, Vollendetste, als Maafsstab an die Erscheinungen aller Zeiten anlegte, und also auch in die griechischen Tragiker nicht eindringen konnte. Es versteht sich, dafs die Kritik des Verfassers sich hier vorzüglich gegen La Harpe richtet. Er erkennt an, dafs in Deutschland das Verständnifs des Alterthums wieder eröffnet worden sei, und nachdem er Winckelmanns, Lessings, Herders, Schillers, Humboldts Leistungen mehr angeführt als erörtert, verweilt er etwas länger bei Schlegel, dessen Ansichten er sich vorzüglich zu eigen gemacht. Auch der ausgezeichneten philologischen Arbeiten deutscher Gelehrten, wie Böckhs, Hermanns, Welckers u. a. wird gedacht, und darauf mit gröfserer Ausführlichkeit die Wirkung geschildert, welche diese Studien des Nachbarlandes seit dem Anfang des Jahrhunderts auf Frankreich hatten.

So erkennt also Herr Patin nur die Kritik an, welche jedes Kunstwerk aus sich selbst erklärt und die Ansichten einer andern Zeit, einer andern Bildungsstufe, eines modischen Geschmacks bei der Beurtheilung fern hält. Wenn er nun dennoch jedem Drama des Alterthums die modernen und modernsten Behandlungen desselben Gegenstandes zur Vergleichung an die Seite setzt, so könnte er im Widerspruch mit sich selbst zu stehn scheinen. Allein dieser Widerspruch ist nur scheinbar. Die Werke verschiedener Zeitalter werden nicht wie Arten einer und derselben Gattung nebeneinandergestellt, die ein gemeinschaftliches Maafs haben und also in eine gewisse Rangordnung von Lob und Tadel gebracht werden können; sondern sie werden hauptsächlich verglichen, um wieder und immer wieder (vielleicht etwas zu häufig) zu zeigen, dafs sie incommensurabel sind, dafs sie auf ganz verschiedenen Anschauungsweisen beruhen. Aus diesem fortgesetzten Aneinanderhalten entwickeln sich denn (und dies ist wohl einer der Hauptvorzüge des Werkes) mit grofser Bestimmtheit die Hauptunterschiede des modernen und antiken Drama's und dadurch auch der modernen und antiken Begriffe überhaupt. Freilich drängt sich dabei auch eine Bemerkung auf, die der Verf., wahrscheinlich aus Vorliebe für einige Meisterwerke der französischen Bühne, nicht angestellt hat, nämlich die: dafs es, eben wegen jener Differenz der Anschauungsweisen, nicht räthlich ist, Gegenstände, die, wie die Fabeln des antiken Drama's, ganz in den Begriffen der Alten wurzeln, durch Ummodelung unserer Bühne und unsern Begriffen gerecht zu machen. Man sehe z. B. (B. II. p. 243 ff.), wie die Neueren sich abgemüht haben, den Muttermord des Orestes als unbeabsichtigt darzustellen und so den tragischen Stoff in seinem Wesen zu zerstören. Die deutschen Dichter hätten unstreitig dieselben Vorwürfe hören müssen, die man den französischen so häufig macht (und die Herr Patin wirklich, bei Gelegenheit der Goethe'schen Iphigenie, den Deutschen zurückgibt), wenn sie nicht die Klippe vermieden und den antiken Mythen nur sehr selten Stoffe entlehnt hätten. Häufig haben die Analysen der modernen Stücke noch ein besonderes, von der Vergleichung unabhängiges Interesse, indem sie einen Blick in die französische Literaturgeschichte thun lassen. Ref. verweist besonders auf die Behandlungen der Antigone (B. II. S. 169 ff.) und die

Digitized by Google

Citate aus älteren französischen Dramen, die den stufenweisen Fortschritt von der naiven, wenn auch noch ungehobelten, Darstellung zu dem immer mehr rhetorischen, antithesenreichen, unnatürlichen Style zeigen. Nicht selten setzen diese Vergleichungen (und dies ist wohl ihre beste Rechtfertigung) die Composition der alten Stücke in ein helleres Licht. So kann z. B. das Ende des Sophokleischen Philoktet (S. B. III. S. 541) wohl nicht besser gewürdigt werden als durch die Vergleichung mit Laharpe, der das Stück zu verbessern dachte, indem er in seiner Nachbildung den Herakles in dem Augenblicke erscheinen läfst, wo Philoktet den Bogen auf Odysseus anlegt. Hier hilft der Gott gerade im rechten Augenblick dem Dichter aus der Noth; dort hat er das seiner würdige Geschäft, zwischen dem unbeugsamen Charakter des Helden und dem vorausbestimmten Schicksal Troja's zu vermitteln; schreitet er erst ein, nachdem die Handlung vollendet und der Zuschauer durch fortwährende Hinweisungen auf ihn, und noch zuletzt (v. 1405, vgl. Patin II, 33) durch die geschickte Erwähnung seiner Pfeile auf seine Erscheinung vorbereitet ist. Man kann den Unterschied zwischen einer Maschine des Dichters und dem dignus vindice nodus wohl nicht schlagender als an dieser Vergleichung zeigen.

Was den eigentlichen Inhalt des Werkes, die Vergleichung und Charakteristik der 3 grofsen griechischen Tragiker betrifft, so findet man manche feine und treffende Bemerkung, die dem Hrn. Verf. eigen ist, im Ganzen jedoch, wie die Bestimmung des Buches für das ganze gebildete Publicum dies erwarten läfst, weniger neue Aufschlüsse als schöne, beredte Darstellung der letzten und sichersten Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung. Als Probe mag eine Stelle dienen, in welcher an den Choephoren die Eigenthümlichkeit des Aeschylus im Gegensatze zu Sophokles und Euripides gezeichnet wird (I. p. 314). „Wir sehen hier nicht sowohl ein Gemälde, als eine Marmorgruppe, starr und unbeweglich, bei deren Anblick uns ein kalter Schauer erfafst, dafs wir sprachlos festgebannt bleiben. Die Anlage des Stücks ist das Einfachste und zugleich das Furchtbarste, das sich denken läfst; in beiden Rücksichten stellt es ein vollkommenes Bild der ursprünglichen Tragödie dar; man kann den ganzen Aeschylus daran studiren. Kein Ereignifs, keine Handlung; eine Exposition und eine Katastrophe, und in der Mitte zwischen beiden nichts als das immer lebendigere, immer eindringlichere Auftreten einer Idee, der einzigen, welche in dem Werke herrscht: Verbrechen und Strafe werden unaufhörlich ins Gedächtnifs gerufen, unaufhörlich vorhergesagt, fortwährend auf einander bezogen, und das unter Formen, die der Dichter mit bewundernswürdigem Reichthum zu erneuen weifs. Agamemnon in seinem Grabe und das Schicksal, das unsichtbar waltet, sind die wahrhaft handelnden Personen dieses eigenthümlichen Drama's; *die* Personen, welche auf der Bühne erscheinen, sind, so zu sagen, nur ihre Stellvertreter. Die Einbildungskraft des Zuschauers wird von dem Flug des Dichters in jene Höhen hinaufgerissen, von denen aus er selbst die ungeheuere Handlung betrachtet. Diese Tragödie soll einzig und allein Schrecken erregen, und doch war es nicht möglich einen Gegenstand zu behandeln, in dem die tiefsten und mächtigsten Triebe unseres Wesens heraufbeschworen werden, ohne dafs bei ihrem furchtbaren Kampfe ein zerreissender Schmerzenslaut sich Bahn brach. Diese Art des Pathos, das nur selten und unvermuthet, aber eben darum um so gewaltiger wirkt, ist ein eigenthümlicher Zug des Aeschylischen Genius. Man könnte seine Muse mit jenen Götterbildern vergleichen, die nach dem Glauben der Alten zuweilen zu fühlen und zu leben scheinen, das Nahen eines grofsen Unheils voraus empfanden; sichtbare Zeichen des Schmerzes und des Grauens gaben, die auf ihrem steinernen Sockel erzitterten, die sich mit kaltem Schweifs bedeckten, und, um den Ausdruck eines unserer Tragiker zu gebrauchen, deren „ehrne Augen weinten".

Am ausführlichsten und gründlichsten verbreitet sich der Verf. über die Eigenthümlichkeit des Euripides (I. 42 ff.), der sich freilich, je mehr ihm die Vollendung fehlt, an seinen vielen Besonderheiten und Ecken auch am leichtesten fassen läfst. Von den beiden andern Tragikern wünschte man etwas mehr als die allgemeinsten Züge, ein genaueres Eingehen in ihr eigenthümliches Kunstverfahren. Es finden sich hie und da in dem Buche einzelne Bemerkungen, die der Hr. Verf., so scheint es, zu gröfserer Allgemeinheit erheben und dadurch der Charakteristik der Dichter mehr Bestimmtheit hätte geben können. So wird z. B. in der Analyse der Deïanira (I. p. 418) treffend auf die Kunst des Dichters aufmerksam gemacht, der die

Digitized by Google

Erzählung von der Ankunft und den Thaten des Herakles nicht auf einmal, sondern in drei Absätzen gegeben habe, um durch den Wechsel der Gefühle Deïanirens ein dramatisch bewegteres Leben in die einfache Handlung zu bringen. Ein Mann aus dem Volke ist dem Boten des Herakles, den die Einwohner mit Fragen bestürmen, vorausgeeilt und meldet den Sieg und die Ankunft des ängstlich erwarteten Gatten — lebhafte Freude der Deïanira und des Chores. Lichas, der durch eine umständliche Erzählung jene Nachricht bestätigt, führt zugleich die gefangenen Jungfrauen mit sich, und jene Freude trübt sich, indem die schöne Jole in Deïanirens leicht erregbarem Gemüthe eine Rührung erweckt, die neben dem Mitleid die ersten Regungen der Eifersucht verbirgt. Jener Mann aus dem Volke endlich ergänzt den Bericht des Lichas und verwandelt dadurch die Freude der Deïanira in bitteren Schmerz. Herr Patin vergleicht hiermit sehr passend die Art, wie Corneille in seinem Horatius die Nachricht von dem Kampfe in zwei widersprechende Erzählungen getheilt hat; aber er irrt augenscheinlich, wenn er den Aggelos in zwei verschiedene Personen zerlegt, und die Herausgeber des Sophokles zurechtweist, welche die erste Nachricht von der Ankunft des Herakles und die Ergänzung zu dem Bericht des Lichas einer und derselben Person in den Mund legen. Herr Patin hat v. 334. übersehen, worin dieser Bote sich selbst auf seinen früheren Bericht bezieht (καὶ γὰρ οὐδὲ τὸν πάρος μῦθον μάτην ἥκουσας οὐδὲ νῦν δοκῶ). Dieser Irrthum nimmt jedoch der allgemeinen Bemerkung nichts von ihrem Werthe, die einen Blick in die Composition des Sophokles thun läfst: denn sie beschränkt sich, so scheint es uns, nicht auf dies Stück, sondern wäre einer gröfsern Ausdehnung fähig gewesen. Dies kunstreiche Zerlegen ist nämlich dem Sophokles überhaupt eigenthümlich und gehört zu seinem Kunstverfahren. Ganz ähnlich sehen wir in der Antigone den Wächter zweimal erscheinen: zuerst bringt er die Nachricht von dem Versuch einer Bestattung des Polyneikes, nachher erst führt er die Thäterin selbst herbei. Wozu dieser Umweg, konnte man fragen, warum hat der Dichter seine Antigone, die doch nun einmal überrascht werden sollte, nicht gleich bei dem ersten Versuche überraschen lassen? Die trockene Verstandesregel freilich will, dafs das Ziel des Drama's unaufhaltsam auf dem geradesten Wege erreicht werde; aber der Dichter hat weise die Handlung in ihre Elemente zerlegt. Denn nicht nur dafs dadurch eine Spannung bei dem Zuschauer hervorgerufen wird, auch die Klarheit der Entwicklung erforderte diese Anordnung. Die beiden Eindrücke, die zuerst die Uebertretung seines fürstlichen Gebotes für sich und dann die Vorführung der Antigone auf das Gemüth des Kreon machen, mufsten aus einander gehalten werden; so konnte sich sein Zorn, welchem sich der Gegenstand, den er treffen will, eine Zeit lang entzieht, erst recht steigern und dadurch die folgende Scene genügend motivirt werden. — Aehnlich verhält es sich auch im Philoktet mit dem Bericht des verkleideten Kaufmanns über die Plane des Odysseus. Man hat diese Scene als überflüssig getadelt, weil Philoktet ja schon ohnedies nichts sehnlicher wünsche als den Ort seiner Leiden zu verlassen. Herr Patin führt zur Entschuldigung des Dichters an (III. p. 541), dafs durch diesen Boten die Person, welche die ganze Intrigue leitet, und die der Dichter doch nicht selbst auftreten lassen kann, dafs Odysseus hierdurch dem Zuschauer vor die Seele geführt werde *). So richtig diese Bemerkung auch ist, so scheint doch die volle Rechtfertigung dieser Scene noch in einem andern Umstand zu liegen. Der Dichter erreicht durch dieselbe, dafs Philoktet zugleich getäuscht und doch von dem, was man mit ihm vorhat, unterrichtet ist, und dafs er später, wie Neoptolemos ihm seine wahren Absichten schüchtern entdeckt, wie Odysseus selbst erscheint, ohne lange, in einem solchen Augenblicke höchst undramatische, Erklärung das Gewebe seiner Feinde mit einem Blicke durchschaut. So sehen wir hier wieder jene kunstreiche Zerlegung, vermöge deren eine Person das, was den Knoten der Handlung bildet, stufenweise erfährt. —

*) Hieran schliefst sich die schöne Bemerkung, welche Hr. Prof. K. Fr. Hermann, wenn wir nicht irren, in diesen Blättern gemacht hat, dafs die beiden Rollen des Kaufmanns und des Odysseus von demselben Schauspieler gegeben wurden, wodurch jener Zusammenhang noch deutlicher werden mufste. Noch weiter geht Hr. Prof. Welcker, wenn er in seinem, für das Studium des Drama's der Alten unschätzbaren, Werke „Die griechische Tragödie" u. s. w. vermuthet, der verkappte Kaufmann sei, nach der Absicht des Dichters, kein anderer als Odysseus selbst. Hiergegen streiten die ausdrücklichen Worte des Odysseus v. 128.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 50.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

Etudes sur les tragiques grecs ou examen critique d'Eschyle, de Sophocle et d'Euripide, précédé d'une Histoire générale de la tragédie grecque, par M. Patin.

(Schluſs.)

Den höchsten Grad der Entwicklung hat dies Spalten im Oedipus Tyrannos erfahren, dessen Intrigue einzig hierauf beruht. Oedipus erfährt zuerst, daſs der noch unbestrafte Mord des Laïos die Pest hervorgerufen, dann daſs er nicht der Sohn des Polybos sei, hierauf daſs er aus Theben stamme, zuletzt erst die ganze schaudervolle Wahrheit. Der Fortgang des Stücks besteht nur in diesem allmähligen Lüften des Schleiers. — Mit noch gröſserer Kunst vielleicht wird Elektra durch Vorbedeutungen, Täuschungen, Anzeichen der Wahrheit, denen sie keinen Glauben schenkt, durch wiederholte Täuschung und endlich unwidersprechliche Beweise zu der Erkenntniſs dessen geführt, was sie so sehnlich wünscht, was um sie her vorgeht und was ihr doch so lange verborgen bleibt.

Es sei uns erlaubt hier noch auf ein anderes Kunstverfahren des Sophokles aufmerksam zu machen, das mit seiner Stellung in der Reihe der griechischen Tragiker genauer zusammenzuhängen scheint: nämlich auf sein Bestreben die Handlung in einen Punct zu concentriren und auch auſserhalb Liegendes wenigstens im Bilde vorzuführen. Da Sophokles die Trilogie des Aeschylus durch einzelne, in sich geschlossene Dramen ersetzte, so ist dies Bestreben bei ihm fast nothwendig. Oedipus wird von den Greisen von Kolonos genöthigt, seinen ersten Ruheplatz zu verlassen; vor den Augen der Zuschauer wandert er mit unsicherem Schritt, „mit dunkelem Fuſse" wie der Dichter sagt, auf den Arm der liebenden Tochter gestützt, über sein jammervolles Schicksal klagend nach dem, von den Einheimischen ihm angewiesenen, Orte, und sogar von da soll er vertrieben werden, als er seinen Namen genannt; nur Antigone's Bitte und des ehrwürdigen Greises eindringliche Vorstellungen vermögen den Chor ihn bis zu Theseus' Ankunft gewähren zu lassen. Diese ganze Scene könnte unnütz scheinen. Aber sie dient dazu das bedrängte Leben des irrenden Greises, ehe er in Kolonos Ruhe findet, durch ein Bild recht anschaulich vorzuführen. — Dieselbe Kunst, was auſserhalb der Handlung liegt, in den Rahmen des Drama hineinzuspiegeln, zeigt sich wiederum nirgends gröſser als in der Elektra. Der Dichter hat in diesem Stücke die handelnde Person zurücktreten lassen: Orest erscheint nur zu Anfang, um seinen Plan darzulegen, und zu Ende, um ihn auszuführen. Die Hauptrolle ist der Elektra zugetheilt, von der auch das Ganze den Namen erhielt. Elektra aber verhält sich durchaus passiv, sie wünscht, sie hofft, sie fürchtet, sie erhält verschiedene Eindrücke von dem was nach einander auf der Bühne erzählt wird, nur ein einziges Mal erhebt sie sich zum Vorsatze einer That, die jedoch nicht zur Ausführung kommt. Man könnte fast versucht sein, hierin einen Fehler, eine Vorliebe des Dichters für Heldinnen, wie Antigone und Elektra, zu sehn. Aber näher betrachtet, findet sich, daſs das Aufgeben der trilogischen Form fast mit Nothwendigkeit zu dieser Aenderung führte. Die Ermordung des Agamemnon, die auſserhalb des Stückes liegt, muſste lebendig, lebendiger als eine bloſse Erzählung es vermag, dem Zuschauer vor die Seele geführt werden, damit er die furchtbare That, welche der Gott befohlen, als einen Act der Gerechtigkeit betrachten, in Orestes nicht einen Mörder, sondern einen Rächer sehn könnte. Deshalb hat der Dichter zur Hauptfigur des Drama eine Person gemacht, die, so zu sagen, das Echo der Vergangenheit ist, die nicht ermüdet um den unwürdig hingemordeten Vater zu klagen, die den Mördern

Digitized by Google

ihr Verbrechen in die Ohren hallt, die ihre Erinnerungen und ihren Schmerz so unverwischt in sich bewahrt hat, dafs uns durch sie die Vergangenheit in die Gegenwart gerückt wird.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu unserem Verfasser zurück und wählen wir aus dem reichen Stoffe das Kapitel über die vielbesprochene Antigone (B. II. S. 140 ff.). Herr Patin steht auf der Seite derjenigen, die in Antigone ein unschuldiges Opfer der Tyrannei sehen, und nicht Recht und Unrecht gleichmäfsig vertheilen, wie diejenigen thun, die Antigone nur zum einseitigen Vertreter der Ansprüche der Familie, Kreon zum einseitigen Vertreter der Ansprüche des Staates machen, und so beide auf ihrem Standpunct für gleich berechtigt, beide wegen des Verkennens eines andern Standpunctes für gleich schuldig erklären. Diese letztere Ansicht ist mit so vieler Gründlichkeit und so umfassender Kenntnifs des Alterthums, zuletzt noch von einer so grofsen Autorität, vertheidigt worden, dafs man sich scheuen mufs davon abzuweichen; und doch, wer kann es über sich gewinnen, mit dem Chor kalt und gleichgültig zu der herrlichen Jungfrau zu sprechen: „Du stiefsest verwegen an Dike's Thron, dein eigner starrer Sinn stürzt dich ins Unglück". Auf diese und ähnliche Aussprüche des Chors stützt sich jene Ansicht vorzüglich: der Chor in seiner ruhigen, objectiven Haltung gibt dem Zuschauer den Maafsstab, den der Dichter an die Handlungen der leidenschaftlich bewegten Personen gelegt wissen will: der Dichter wollte also den Tod der Antigone als verschuldet darstellen. „Aber, erwiedert Herr Patin (S. 152), wenn der Chor auch die höchsten Ideen der Ordnung und Gerechtigkeit ausspricht, so ist er darum doch keine rein ideale Person; jene Ideen sind bei ihm der Ausdruck des allgemeinen menschlichen Bewufstseins; die griechischen Dichter haben ihn zur Realität zurückgeführt durch die Furchtsamkeit, die Schwäche, die Selbstsucht, die sie ihm, ebenfalls als dem Repräsentanten der Menge, liehen". Fügen wir einige Belege zu diesem Satze. Man sehe im Oedipus auf Kolonos die engherzige Scheu, womit der Chor dem Unglücklichen, eben weil er unglücklich ist, die Gastfreundschaft wieder aufsagt, die Schwäche, die er der Entschlossenheit des Kreon entgegensetzt, und daneben die hohe, edle Auffassung des menschlichen Schicksals, die Heldenkraft in Theseus. Was ist im Ajas der erste Gedanke des Chors, wann er die Leiche des Helden erblickt? Wehe mir, wie werde ich wieder in die Heimath kommen, ruft er aus. Dieselbe Selbstsucht des Chors tritt auch in der Antigone hervor. Freilich in einem Sinne hat Antigone ihr Unglück verschuldet: wäre sie zaghaft gewesen wie Ismene, oder behutsam und unterwürfig, wie der Chor, oder gemeiner Ansicht, wie der Wächter, so wäre sie nimmermehr lebendig begraben worden. Gegen die Regeln der Klugheit hat sie verstofsen, und darum geht es ihr, wie es im Leben gewöhnlich denen geht, die in Begeisterung für Pflicht und Recht die Hindernisse zu gering anschlagen und ihre Kraft überschätzen. Das ideale Streben bricht an der Wirklichkeit, oder wenn man will, wie der Chor sagt „an Dike's Thron"; aber nicht der hohen himmlischen Dike, sondern der Dike, welche in den äufseren Verhältnissen der Menschen nach dem Gesetz der Ursache und Folge unerbittlich waltet. Der Untergang der Antigone ist wahr, er ist nothwendig, insofern auch verschuldet, aber nicht durch eine moralische Schuld. — Weniger möchte man dem Vf. in der Auffassung des Kreon beistimmen, wenn er ihn (II. 155) einen heuchlerischen Tyrannen nennt, wenn er von ihm sagt, er verberge, bei dem Anblick der Antigone, unter dem Schein der Kälte die Freude in einem Feinde einen Schuldigen zu finden. Warum sollte Kreon die Verlobte seines Sohnes, ehe sie sich aufgelehnt, als seine Feindin betrachten? Nichts scheint an Sophokles bewundernswürdiger als die objective Unparteilichkeit, mit der er seine Personen, man möchte sagen, ohne Vorliebe und ohne Hafs, zeichnet oder vielmehr schafft.

Die vielbesprochene Stelle (v. 901 ff.), in der Antigone, die nirgends Mitgefühl und Trost findet, die That, zu welcher sie ein hoher, liebender Sinn getrieben, mit Vernunftgründen rechtfertigen, und beweisen will, dafs die heiligsten unter allen Pflichten die gegen den Bruder seien, diese Stelle hat, trotz aller Erklärungen, die man gegeben, unsern Verfasser verletzt: er findet sie seltsam und frostig. Es möge erlaubt sein, zu jenen vielen Erklärungen und Versuchen, die modernen Leser mit dieser Stelle auszusöhnen, noch eine Betrachtung hinzuzufügen. Antigone wird als Schwärmerin für die Geschwisterliebe dargestellt, die schmähliche Behandlung ihres Bruders hat

Digitized by Google

dies Gefühl bei ihr zu solcher Höhe gesteigert. Nicht ohne Bedeutung, wie es scheint, läfst sie der Dichter mit den, im Munde jeder andern Person übertrieben emphatischen, Worten auftreten: ὦ κοινὸν αὐτάδελφον Ἰσμήνης κάρα; so ist es ihm gelungen, gleich in dem ersten Vers der Tragödie den Hauptzug seiner Heldin hervortreten zu lassen. Die Schroffheit, die sie gegen Ismene zeigt, sobald diese die Mitwirkung abgelehnt, anscheinend im Widerspruch mit dieser leidenschaftlich liebevollen Anrede, steht im engsten Zusammenhange damit. Sie hatte sich mit ganzer Seele derjenigen zugewandt, der sie nach dem Falle der Brüder allein unter den Lebendigen ihre schwesterliche Liebe beweisen konnte, aus Liebe wollte sie ihr einen Antheil an der kühnen Liebesthat der Bestattung gönnen; aber indem Ismene diesen Antheil von sich weist, hört sie, nach der Meinung Antigones, auf, ihre und der gefallenen Brüder ächte Schwester zu sein: je gröfser früher die Zuneigung, desto gröfser nun die Entfremdung. Deshalb mag ihr Antigone auch keinen Antheil an dem Tode für den Bruder gönnen; deshalb nennt sie sich scheidend, was genau genommen unrichtig ist, die letzte Tochter des Königshauses. Aus dieser schwärmerischen Geschwisterliebe, die ja auch dem Andenken an Haemon keinen (oder nur in einem einzigen Verse) Raum läfst, möchte auch jene Stelle zu erklären sein. So wenig es auffallen würde, wenn etwa in einem modernen Stücke eine Heldin, die sich für ihren Geliebten opfert, in ähnlicher Lage beweisen wollte, dafs diese Pflicht über alle andere Pflichten gehe, so wenig darf uns in dem antiken Stücke diese sophistische Erhebung der Geschwisterliebe Wunder nehmen.

Eine andere Bemerknng des Verf.'s gibt zu einer Frage in Bezug auf das Wesen einer Person Anlafs, die, wie der Chor, eine stehende in den griechischen Tragödien ist, nämlich des Boten. Es wird (II. S. 164) behauptet, der Bote irre sich, wenn er erzähle, Haemon habe das Schwerdt gegen den Vater gezückt; sein Irrthum sei natürlich, weil er den Kreon habe fliehen sehn, aber der Vater habe die Bewegung des Sohnes mifsverstanden, Haemon ziehe das Schwert gleich von Anfang nur in der Absicht, sich selbst zu tödten; dieser Irrthum des Kreon und des Boten habe denn auch den Irrtbum des Aristoteles (Poet. 14) veranlafst. — Diese Erklärung ist ungemein fein und ansprechend. Aber es fragt sich, ob die Boten überhaupt irren können, ob die Möglichkeit des Irrens nicht die ganze Rolle des Boten untergräbt, der die Stelle der Handlung selbst vertritt, in Worten vorgeführt, weil sie den Augen nicht gezeigt werden kann. Der Dichter hat für das, was aufserhalb der Scene vorgeht, kein anderes Organ als den Boten; wollte er den Boten, wie eine andere Person, der Täuschung unterwerfen, so würde er einen wichtigen Theil der Handlung zweifelhaft machen: denn es steht ihm kein Mittel zu Gebote, einen Irrthum des Boten bemerklich zu machen. Wirklich werden falsche oder halbwahre Berichte niemals von Boten, sondern immer von Personen, die eine bestimmtere Farbe haben, auf die Bühne gebracht: so in den Trachinierinnen von Lichas, im Philoktet von dem verkappten Kaufmann, in der Elektra von dem Paidagogos.

Die fortwährende Vergleichung der alten Dramen untereinander und mit den neueren führt den Herrn Verfasser darauf, eine Aehnlichkeit zwischen zwei Stücken des Sophokles und Euripides nachzuweisen, die nicht zufällig zu sein scheint. Es handelt sich von den Trachinierinnen und der Medea. Die gekränkte Gattin bildet den Gegenstand der beiden Stücke; in beiden Stücken wird durch ein vertrauliches Gespräch der Diener untereinander, oder einer Dienerin mit der Gebieterin, die traurige Lage dieser letzteren auseinandergesetzt; Deïanira ist wie Medea eine Fremde, wird wie diese von den Frauen des Landes besucht; hier wie dort bilden die Leiden der Ehe den Gegenstand der Unterhaltung; Medea täuscht durch ihre Worte den Jason, wie Deïanira den Lichas; beide bedienen sich eines Giftes von wunderbarer Kraft, dessen schreckliche Wirkungen in ähnlichen Erzählungen geschildert werden. Herr Patin vermuthet daher, die Trachinierinnen des Sophokles hätten dem Euripides, wenn auch nicht ein Vorbild, doch die Veranlassung zu seiner Medea gegeben. Es läfst sich in diesen Dingen zwar kein schlagendes Argument beibringen, aber Referent möchte die entgegengesetzte Vermuthung wagen, dafs Sophokles, etwa zu einer Zeit, wo Euripides besondere Gunst genofs, dem Nebenbuhler einmal auf sein Gebiet gefolgt sei, um durch eine durchaus entgegengesetzte Auffassung derselben Gegenstände zu zeigen, wie ein solches Thema edel zu behandeln sei. Im Allgemeinen wenigstens ist das

Digitized by Google

Thema der sich rächenden gekränkten Liebe mehr euripideisch, während dem Sophokles eigenthümlich und charakteristisch Frauencharaktere wie Antigone und Elektra sind. Wirklich zeigen die Trachinierinnen neben Zügen, die den Sophokles nicht verkennen lassen, wieder andere, die so wenig mit dem Sophokles, wie wir ihn sonst kennen, übereinstimmen, dafs bedeutende Kunstrichter dies Stück dem Meister absprechen wollten. Dies scheint für die Annahme zu sprechen, dafs Sophokles dem Gegner, um ihn recht zu bekämpfen, auf seinem eigenen Felde entgegengetreten und in seinem Geschmacke gegen seinen Geschmack aufgetreten sei. Eine Einwirkung des Euripides scheint gleich die erste Scene des Stückes zu verrathen, die, ganz verschieden von den kunstreichen, lebendigen Expositionen der anderen Tragödien, einem Prolog sehr ähnlich sieht. Die Betrachtung der Deïanira über den Zustand der Jungfrauen und der Ehefrauen (v. 138 ff.) ist zwar von unvergleichlicher Schönheit, aber doch (wie die Parallelstelle aus dem Tereus) in dem Geschmacke *des* Dichters, der es liebt, über die gewöhnlichen Lebensverhältnisse zu raisonniren und sich so unmittelbar an sein Publicum zu wenden. Sollten nicht andererseits die Worte (v. 571): κακὰς δὲ τόλμας μήτ' ἐπισταίμην ἐγὼ μήτ' ἐκμάθοιμι, τάς τε τολμώσας στυγῶ einen versteckten Ausfall auf die Frauen des Euripides enthalten, wie denn die ganze Gestalt der Deïanira die schönste Widerlegung der euripideischen Auffassung weiblicher Charaktere ist. — Die Anlage des sophokleischen Stückes bietet übrigens noch manches Auffallende dar, worauf Herr Patin nicht eingegangen ist. Deïanira entleibt sich, ehe der sterbende Herakles auf die Bühne kommt; in dem Augenblicke, wo der Zuschauer die Folgen des Frevels vor Augen sieht, wo er also die Gröfse des Frevels recht lebendig fühlt, hat die Urheberin desselben schon selbst die Strafe an sich vollzogen: die Sühne kommt gleichsam vor dem Ende der That. Die natürliche Folge der Dinge scheint umgekehrt. Aber der Dichter hat durch diese Umkehrung erreicht, dafs wir nicht dazu kommen, das Gehässige der That recht zu fühlen, da wir schon zuvor mit der Schuldigen versöhnt sind. Deïanira, so edel sie auch ist, sollte büfsen, aber ihre Bufse sollte uns mehr als genügend scheinen, ihr edles Bild sollte sich uns nicht trüben.

Wir glauben dem Werthe des Werkes nichts zu entziehen, wenn wir schliefslich einige Ungenauigkeiten berichtigen, die dem Herrn Verfasser entschlüpft sind. So ist uns Bd. I. S. 70 aufgefallen, dafs die Ungerechtigkeit der Athener angeklagt wird, die dem Sophokles, der 113 oder 123 Stücke aufführen liefs, nur 24 Mal den Preis zuerkannten. Man hat sich offenbar nicht über geringe, sondern über die grofse Zahl der Siege zu wundern, da ein Sieg doch immer von einer Didaskalie, und nicht von einem einzelnen Stücke zu verstehen ist. — B. I. S. 167, in der Analyse der Schutzflehenden des Aeschylus wird von funfzig vor den Altären knieenden Frauen gesprochen. Wenn dies Stück auch, wie es scheint, zu den ersten des Aeschylus gehört, so möchten wir schwer zu überreden sein, dafs der Dichter damals die funfzig Personen, die ihm für den Chor zu Gebote standen, noch nicht unter die Stücke der Didaskalie vertheilt und durch eine so ungeheure Erscheinung, wie funfzig Jungfrauen auf der Orchestra sie bilden mufsten, die Schauspieler auf der Scene, so zu sagen, erdrückt habe. Dafs dem nicht so war, scheint sich sogar beweisen zu lassen: denn wo hätte der Dichter die vielen stummen Begleiter aufbringen sollen, wenn er die ihm angewiesene Personenzahl ganz auf den Chor verwandt hätte? — Aber es ist eine undankbare Mühe, einzelne Fehler in einem Werke aufsuchen zu wollen, das den doppelten Vorzug besitzt, erstens auf vielen, zum Theil mühsamen und unerquicklichen, Studien zu beruhen, und dann diese Studien durch eine beredte, anziehende Darstellung dem Leser zu verbergen; in einem Werke, das den Zweck hat und hoffentlich auch erreicht, dem schlechten Geschmacke und einem gewissen Vorurtheil gegen das Klassische entgegenzuarbeiten, den Sinn für das wahrhaft Schöne in weiteren Kreisen zu verbreiten.

Dr. Heinrich Weil.

Digitized by Google

№ 51.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

XXIV.

De Chaudoir: Recueil de Monnaies de la Chine, du Japon, de la Corée, d'Annam, et de Java, au nombre de plus de mille, précédé d'une introduction historique sur ces monnaies. St. Pétersbourg, 1842. *Folio.*

Der Verfasser dieses mit grofsem Fleifse ausgearbeiteten Werkes hat sich bereits um die russische Münzenkunde verdient gemacht. Es zerfällt in folgende Abtheilungen: 1) Historische Einleitung auf 79 Seiten, welcher hauptsächlich eine gehaltreiche Schrift Biot's des Jüngeren über diesen Gegenstand zum Grunde liegt. *) 2) Katalog der Kupfermünzen China's, Japan's u. s. w., wie auch der Gold- und Silber-Barren, des Papiergeldes, und der Tempelmünzen oder Amulete von China und Japan. Dieser besteht aus 59 lithographirten Tafeln, die Abbildungen der bestimmten und beschriebenen Münzen u. s. w. enthaltend, und aus 68 Seiten Beschreibung in tabellarischer Form, der gemäfs die Dynastieen, die postbumen Namen der Kaiser, die Ehrentitel ihrer Regierungen, die Data der Münzen, ihre Inschriften, ihr Gewicht u. s. w., Alles in besondere Columnen gebracht ist. Auch wird bei jeder Münze auf das gedruckte Werk verwiesen, wo ihre erste Abbildung sich findet, oder auf das europäische Cabinet, welches sie bewahrt.

Den reichsten Stoff zu seinem Kataloge lieferte dem Verfasser die Bibliothek des asiatischen Museums der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, welche allein funfzehn in Japan herausgekommene Werke über chinesische Münzen besitzt. Aufserdem consultirte er, da ihm eigne genauere Kenntnifs des Chinesischen abging, mit Beihülfe des Dragomans Leontjew die von Münzen handelnden Abschnitte der grofsen officiellen Geschichtswerke China's, und verband damit eine sorgfältige Benutzung aller von europäischen Gelehrten abgefafsten, den Gegenstand betreffenden Werke und Werkchen.

Wir müssen unser Bedauern darüber aussprechen, dafs die Umschreibung der chinesischen Wörter und Titel in der ganzen Einleitung weit öfter fehlerhaft als richtig ist; ja nicht selten ein ganz anderes Wort als das dem betreffenden Schriftzeichen entsprechende steht. Herr Baron v. Ch. bemerkt, dafs er im Allgemeinen derjenigen Orthographie gefolgt sei, welche De Guignes (der Jüngere) in seinem Wörterbuch angewendet habe. Dieses Wörterbuch ist aber das Werk eines portugiesischen Missionars, das der im Chinesischen ganz unwissende De Guignes (der Jüngere) mit frecher Stirn für seine eigne Schöpfung ausgab, obschon er es nur mit Fehlern ausgestattet hatte, die dem Originale fremd waren; dahin gehörte denn auch seine ungeschickte Verwandlung der portugiesischen Rechtschreibung des Pater Basilius in eine französische. Einem solchen Führer darf man kein Vertrauen schenken; und Herr v. Ch. hätte daher, wenn ihm die *Notitia Linguae Sinicae* des Paters Premare nicht zur Hand war, besser an die alte portugiesische Orthographie, oder selbst an die der russischen Missionare sich gehalten. Ein Theil dieser Irrthümer ist übrigens De Guignes nicht einmal Schuld zu geben; so namentlich, wenn der Verf. *Tao-tse* (*Söhne des Tao*) schreibt, statt *Tao-sse* oder *Tao-see* (*gelehrte Bekenner des Tao*); oder *hao* für *han*; *foung*, für *fang*; *tsou*, statt *tsse*, oder *tseu*; *youi* für *chao*; *tsiouen* für *kin*; *tsing* für *tchin* u. s. w., wodurch allemal grofse Unterschiede in die Bedeutung kommen. Zuweilen behält er unwillkürlich die russische (nach der nordchinesischen Aussprache gemodelte) Schreibung bei, oder die japanische Aussprache erscheint ihm als die chinesische, und umgekehrt. Einige Mal ist eine Confusion ent-

*) Mémoire sur le système monétaire des Chinois. Paris. 1837.

Digitized by Google

standen, an deren Motivirung wir ganz verzweifeln müssen: so z. B. citirt der Verf. (S. 4) ein Werk *Ke-tsouen-tchy* d. h. *Recueil de monnaies gravées*; *) allein der entsprechen sollende Titel in Charakteren (Taf. LX, 18) lautet *Ts'iouen-tchi-tsoung*. **) Dieses giebt keinen Sinn; setzen wir aber *tsoung* voran, statt ans Ende, so entsteht der Sinn: *Allgemeine Münzen-Beschreibung*, und von *graver* ist nicht die Rede. Auf Taf. LX (15) ist vermöge sonderbaren Irrthums statt *hing-chou* (écriture courante), *tching-chou* (*écriture ornée*) zu lesen, obschon die dem *hing* und *tching* entsprechenden Schriftzeichen gar nichts mit einander gemein haben. Dies ist übrigens das einzige uns aufgefallene Beispiel eines falsch gewählten *Schriftzeichens*.

Die chinesischen Münzen sind bekanntlich aus Kupfer, oder gewöhnlicher aus einer Mischung von Kupfer, Zinn und Blei. Das Silber wird nur in gewogenen Stücken als Tauschmittel gebraucht. Die Inschriften beziehen sich gewöhnlich auf die Epoche, in welcher die Münze gegossen worden, ohne nähere Angabe des Jahres, und noch weit seltener ist ihr Nominalwerth angedeutet. Die Kupferminen, an denen kein Mangel ist, deren Ausbeutung aber nie grofse Fortschritte gemacht hat, sind ausschliefsliches Eigenthum der Regierung. So oft ein Ueberfluſs an Silber vorhanden ist und dieses Metall von den Kaufleuten weniger begehrt wird, giebt die Regierung so viel Kupfergeld aus, als zu Herstellung des Gleichgewichts nothwendig; sinken dagegen die Kupferstücke, weil ihrer zu viele umlaufen, im Werthe, so bezahlt der Schatz die Armee in Silberbarren, damit das Kupfergeld seinen normalen Werth wieder erhalte. Da die chinesischen Münzen nicht geschlagen, sondern in Formen gegossen werden, so ist die Falschmünzerei in China leicht; und man übt sie, Trotz der darauf gesetzten Todesstrafe, zu jeder Zeit, besonders aber, so oft die Regierung den Nominalwerth der Münzen zu erhöhen für gut findet.

*) So könnte es wirklich heifsen, wenn nämlich folgende Charactere ständen, die wir leider nur durch Nummern (nach De Guignes WB.) bezeichnen können:

789 + 4911 + 2740.

**) Beiläufig bemerkt, neben цюань (*tsiouan*), steht hier *ke* (?!); neben цзи (*dsi*), *tsouen*, und neben цзунъ (*dsung*), *tchy* — Alles verkehrt.

Wer mit dem geschichtlichen Fortgang des chinesischen Münzwesens sich befreunden will, den verweisen wir auf Biot's oben angeführte Abhandlung, und auf die Einleitung des Herrn von Chaudoir. Der Katalog enthält eine reiche Auswahl von Münzen der meisten Dynastieen. Einige aus der Zeit der Mongolen-Herrschaft sind auf dem Revers mit Buchstaben des alt-mongolischen Schrift-Charakters *Dörbeldjin* versehen, und die von der heutigen Dynastie ausgegebenen haben grofsentheils chinesische und mandjurische Inschrift; doch drückt letztere gewöhnlich nur den abgekürzten Namen der Provinz oder Stadt aus, wo das betreffende Stück gegossen worden, oft mit dem Zusatze *boo*, welcher aber in keiner von beiden Sprachen *gemacht* oder *gegossen* (*fait* ou *coulé*) bedeutet, wie der Verf. (S. 45 der Einl.) annimmt, sondern die mandschurische Umformung des chinesischen *pào (kostbare Sache*, hier für *Geld*) ist. *) Wenn *boo* und *tsiuan* (beides in mandschurischer Schrift) auf einer Münze beisammen stehen, so ist letzteres Wort nicht Bezeichnung eines Münzortes, sondern bildet mit dem vorhergehenden das bekannte chinesische Compositum für Münze: *pao-ts'iuan*. Dergleichen Stücke sind aus dem Münzhofe *Pao-ts'iuan-kiu* zu Peking, bei dessen Namen im grofsen Wörterspiegel der Mandschu-Sprache (*Buleku-Bitche*, Buch XX, Blatt 18) folgende mandschurische Erklärung steht: „So heifst der Ort, wo diejenigen Münzen gegossen werden, welche die Inschrift *boo-tsiuan in mandschurischen Buchstaben führen*". **)

Innere und äufsere Kriege, Vernachlässigung der Bergwerke, und andere Ursachen hatten die chinesischen Finanzen unter der Dynastie *T'ang* (seit 618 u. Z.) tief heruntergebracht. Unter Kaiser Hien-tsong (806—20 u. Z.) erfand man eine Art Wechsel, die in kurzen Terminen eingelöst werden sollten, aber bald in wahres Papiergeld sich verwandelten, das niemals eingelöst wurde. Einigemal cassirte der Staat die alten Assignaten vermittelst neuer, und ihre Zahl stieg allmählig in so ungeheuerem Grade, dafs um die Zeit der Eroberung durch die Mongolen fast gar keine Metallmünzen mehr circulirten. Die Mongolen-Kaiser blieben bei dem schon sehr gesunkenen Papiergeld, und

*) Als mandschurisches Wort bedeutet *boo* s. v. a. *Haus*, was aber hier nicht pafst, da keine Münzstätte so bezeichnet wird.

**) *Boo-tsiuan sere djue Mandju chergen bisire dsichabe chungkerere babe, Boo-tsiuan dsichai Kûaran sembi.*

Digitized by Google

trieben ebenfalls einen Mifsbrauch damit, der nicht wenig zu ihrem Sturze beitrug. Die ihnen folgende einheimische Dynastie *Ming* machte es nicht viel besser. Man findet der Assignaten zum letzten Mal im Jahre 1489 gedacht, und zwar in einem Edicte gegen die reichen Leute, die mit diesen Papieren speculirten. Unter der heutigen Dynastie sind die Assignaten abgeschafft worden; allein der Handelsstand hat sie durch Wechselbriefe ersetzt, die fast eben so stark circuliren, jedoch nur mit der Hälfte ihres Nominal-Werths eingelöst werden. Ihr Credit erhält sich, trotz der Verluste, welche durch den Bankrott reicher Handelshäuser über Viele gekommen sind. Der Verf. giebt im Kataloge genaue Abbildungen einiger Wechselbriefe, wie auch eines Stückes Papiergeld aus den Zeiten der Ming, im Werthe von 1000 Kupfermünzen.

Die Amulete in Münzenform haben nur insofern Werth, als sie zur Geschichte des menschlichen Aberglaubens und des frommen Betruges Beiträge geben. Nur ein kleiner Theil derselben ist budd'istischen Ursprungs; die Meisten geben sich durch ihre symbolischen Figuren und ihre Zaubersprüche als das Werk der geisterbeschwörenden *Tao-see* zu erkennen. Unter den dahin gehörigen Abbildungen befindet sich auch die eines mit Münzen besetzten Zauberstabes. — Die bekannte budd'istische Redensart: *Nama Amita Foě*, welche einer Anzahl Tempel-Münzen (z. B. Taf. XXXIV, 8; Taf. XLV, 24—30) eingegraben ist, wird merkwürdiger Weise also gedolmetscht: *Imite celui qui existe éternellement, tiens-toi à l'écart, explique et comprends!* Von all dieser Weisheit enthält die Formel keine Silbe; aufserdem ist sie *indisch*, nicht chinesisch, und bedeutet: *Anbetung sei dem Amita-Budd'a!* — *Nama* oder *nămăs* heifst *Gebet* und *Anbetung*, wie das persische نماز *namâs*, und kommt von der Sanskritwurzel *năm*, sich beugen; *Amita* aber (für *Amitâb'â*, ungemessener Glanz) ist Name desjenigen Budd'a's, welcher dem Aufenthalt der Seligen präsidirt.

Nachdem der Verfasser von den chinesischen Geldmünzen gehandelt, schenkt er den japanischen, und denen von Korea, Anam und Java einige Aufmerksamkeit. Die japanischen Münzen sind theils kupfern, theils eisern: sie haben, wie die chinesischen, ein viereckiges Loch in der Mitte, und unterscheiden sich von diesen überhaupt der Form nach gar nicht. Auch Papiergeld giebt es in Japan; dieses ist aber von dem chinesischen sehr verschieden. — Auf Java findet man Münzen, die nach dem Muster der chinesischen gemacht sind und besonders mit den Tempelmünzen der Chinesen grofse Aehnlichkeit haben; sie sind mit budd'istischen Emblemen versehen. Die in einem japanischen Werk dargestellte Münze, welche die arabische Inschrift السلطان ابو المعالي (der *Sultan Abu-l'Ma'ali*) führt, stammt von der Halbinsel *Malakka*; denn diesen Namen schreiben die Chinesen *Man-la-kia*. Die Bewohner der Halbinsel sind aber bekanntlich muhammedanische Malajen.

Die Titel der in der Einleitung angeführten japanischen Werke sind gröfstentheils nicht genau übersetzt; und für die Richtigkeit aller Dolmetschungen von Amuleten der *Tao-see* wollen wir uns wenigstens nicht verbürgen, indem eben die technische Sprache dieser Secte noch grofsentheils im Dunkeln ruht. Wo der Sinn übrigens an sich klar genug ist, hat ihn der Uebersetzer zuweilen verdorben; so z. B. heifst *kin yŭ moen tang* (Taf. XXXIV, 1) nicht *l'or précieux remplit le temple*, sondern *Que l'or et le jade remplissent la halle (la maison)!* Das Wort *t'ang*, welches eigentlich nie einen *Tempel*, sondern einen *grofsen Saal*, oder eine *Halle* bezeichnet, wird oft, besonders in Glückwünschen, geradezu für *Haus* gesetzt. — So viele Irrthümer und Ungenauigkeiten aber das schöne Werk des Hrn. v. Chaudoir auch entstellen mögen, so ist es doch jedenfalls hinsichtlich der abgebildeten Münzen das reichhaltigste, das uns auf dem Gebiete der ostasiatischen Numismatik bis jetzt zu Gesicht gekommen. Möchte der Verfasser nur bei seinen künftigen Bestrebungen in den Stand gesetzt sein, sich in Diesem und Jenem weniger auf Andere verlassen zu müssen.

Schott.

XXV.

Neugriechische Anthologie. Original und Uebersetzung. Herausgegeben von Dr. Theodor Kind. Erstes Bändchen. Leipzig, 1844. Verlag von J. A. Leo. XVI. 182 S. 8.

Die Beschäftigung mit den Erzeugnissen der neugriechischen Litteratur läfst einen doppelten Gesichtspunct

Digitized by Google

zu. Einerseits ist es das in die Reihe der europäischen Völker wiedereingetretene Volk der Griechen, das durch lebhaftes Interesse jeden Gebildeten fesselt und ihn anregt, die Verhältnisse des äufseren und inneren Lebens im heutigen Hellas kennen zu lernen. Der tiefste Abdruck des Geistes irgend einer Nation ist aber immer in ihrer Litteratur, daher sind die neugriechischen Schriftdenkmale unserer Zeit gewifs geeignet, die Aufmerksamkeit derer, welche nach allgemeiner wissenschaftlicher Bildung streben, in hohem Grade zu erregen. Das Studium dieser Werke kann auch bei aller Ungleichheit der Feile und des Geschmacks dennoch insofern sie alle mehr oder weniger von demselben Geiste getragen und beseelt sind, nicht ohne Nutzen in ästhetischer Beziehung sein. Andrerseits hat jeder dem klassischen Alterthume vorzugsweise seine Betrachtung zuwendende die besondere Aufgabe, die in dem neuen Griechenlande noch vorhandenen Ueberreste der Vergangenheit zu erforschen, und zwar eben so in dem oft nur scheinbar Neuen das Alte wiederzuerkennen, als auch durch die Anschauung des aus den Trümmern des Alten hervorgegangenen Neuen das Alte in seinem Gegensatze desto tiefer aufzufassen. Ohne hier auf die Fortdauer antiker Verhältnisse in Rücksicht auf Sitten und Gebräuche bei den heutigen Griechen näher einzugehen, wollen wir uns nur einige Worte über den Standpunct erlauben, von dem aus die Litteratur des Volks zu betrachten ist. So wie in der Zeit der byzantinischen Herrschaft bei den vielfachen Bedrängnissen des Reiches die alte Litteratur wesentlich dazu beitrug, das Feuer des immer mehr schwindenden geistigen Lebens nicht ganz erlöschen zu lassen, sondern zu wiederholten Malen wieder anzufachen: so dienten nach dem Falle von Byzanz aufser der Lehre des Christenthums wenige Reste antiker Bildung den unter dem Joche der Barbaren Seufzenden zum Troste. Es ist daher der Einfluſs des Alterthums auf die Neugriechen nie ganz geschwunden, indem es zu keiner Zeit an Männern fehlte, welche die Sprache ihrer Vorfahren verstanden und schrieben. Dies Resultat wird sich erst dann recht deutlich herausstellen, sobald wir, wie Oekonomus in dem Werke περὶ τῆς γνησίας προφορᾶς τ. ἑ. γ. bemerkt, eine bisher noch mangelnde ausführliche Geschichte des Bildungszustandes der Griechen während der Türkenherrschaft besitzen werden. Jener eben erwähnte Einfluſs des Alterthums ist sogar da noch sichtbar, wo man ihn am wenigsten erwarten sollte, nämlich in den seit dem zwölften Jahrhunderte bis jetzt in der Vulgarsprache verfafsten Werken. Diese Werke sind von doppelter Art. Die unmittelbare Stimme des Volks vernehmen wir fast nur in den seit den letzten zwanzig Jahren bekannt gemachten Volksliedern, welche trotz aller durch die Gattung selbst bedingten Verschiedenheit eben so durch Lebensfrische und Kraft, als durch Zartheit der Empfindung, Vaterlandsliebe, Sittlichkeit und Frömmigkeit sich auszeichnend überall das Gepräge des hellenischen Geistes bewahrt haben. Was die Gebildeten entweder in der Volkssprache oder in einer dem Altgriechischen sich nähernden Redeweise, die jedoch meist mehr von dem byzantinischen als von dem klassischen Style hat, verfafst haben, ist für den Forscher auf dem Gebiete der Sprache zwar keineswegs unwichtig, aber es zeigen sich hier je nach dem Bildungsgange eines jeden Schriftstellers und nach der Zeit, welcher er angehört, bedeutende Unterschiede, die man nicht zu übersehen hat, um nicht ein einseitiges Urtheil zu fällen. So ist z. B. in vielen in der Volkssprache gedichteten Ritterromanen des 16ten und 17ten Jahrhunderts bei gröfserer oder geringerer Sprachreinheit oder Verderbtheit ein Einfluſs der italiänischen Litteratur sichtbar; ja der von den Neugriechen in etwas weit getriebener Begeisterung dem Homer gleichgesetzte und allgemeiner Verbreitung sich erfreuende Vincentius Cornarus (Βικέντιος Κορνάρος) bietet in seinem Erotocritus Spuren der Nachahmung, sowohl der altgriechischen als der italiänischen Dichter dar. Um nun den heutigen Erscheinungen der neugriechischen Litteratur die ihnen zukommende Stelle anzuweisen, wäre vor allen Dingen nöthig die früheren poetischen Erzeugnisse der Nation genauer ins Auge zu fassen. Insofern diese Erzeugnisse antik sind, wird von allen der richtige Gesichtspunct der Beurtheilung leicht aufgefunden werden können.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 52.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

Neugriechische Anthologie. Original und Uebersetzung. Herausgegeben von Dr. Theodor Kind.

(Schluſs.)

Aber für die Kenntniſs der im 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderte von den Griechen in der Vulgarsprache geschriebenen Gedichte ist unter uns bis jetzt noch sehr wenig geschehen, indem der Reichthum des Stoffes, die Seltenheit einzelner hiehergehörigen Quellen, die groſse Verschiedenheit jener Werke selbst in Bezug auf poetischen Werth, vor allen aber die nur wenigen unter uns ganz verständliche Sprache jener Gedichte viele von diesem unbearbeiteten Felde zurückhielten. Daher beziehen sich die meisten der in Deutschland im Fache der neugriechischen Litteratur erschienenen Werke auf die unmittelbare Gegenwart. Von dieser Art ist auch die hier anzuzeigende neugriechische Anthologie des um die Bekanntmachung neugriechischer Gedichte seit Jahren verdienten Dr. Kind. Die Einrichtung des Buches ist folgende. Der Verf. spricht in der Vorrede vorzüglich über die heutige Sprache der Griechen, ferner über die neugriechische Volkspoesie (ποίησις τῶν χυδαίων) und ihr Verhältniſs zu der Poesie der Gebildeten (ποίησις τῶν λογίων), womit verglichen werden kann was wir selbst in diesen Jahrbüchern 1834 März N. 57 — 59. und an anderen Orten gesagt haben. Da uns der Raum nicht gestattet, das in dem vorliegenden Buche hierauf Bezügliche, womit wir im Wesentlichen einverstanden sind, genauer zu charakterisiren, so wenden wir uns sogleich zu den in diese Sammlung aufgenommenen Gedichten. Diese sind 1) Volkslieder (S. 1—81) in vier Abtheilungen: historische, Klephtenlieder, romantische, vermischte; 2) Gedichte einzelner Griechen (S. 82—152). In Hinsicht auf die letzteren ist zu bemerken, daſs Hr. Dr. Kind fast durchgängig solche gewählt hat, welche durch den Ernst und die Würde des Inhalts sich auszeichnen, mit Uebergehung aller satirischen Dichtungen, in welcher Gattung schon der eine Alexander Sutsos sehr viel hätte beisteuern können, (vergleiche über ihn Jahrb. 1835 Oct. N. 79.) und mit Weglassung aller erotisch-bacchischen Lieder, an welchen die neugriechische Dichtkunst nicht arm ist. Es folgen von S. 152 an Anmerkungen zu den einzelnen Gedichten, bestehend sowohl in historischen Inhaltsangaben, als auch in kurzen grammatisch-lexicalischen Bemerkungen. Wäre auch für den Kenner dieser Litteratur nichts wesentlich neues in der gegenwärtigen Sammlung enthalten, so würde doch der unermüdliche Eifer des Hrn. Dr. Kind für die Herausgabe neugriechischer Gedichte Anerkennung verdienen. Aber wir finden, daſs der Herausgeber sich nicht begnügt hat, aus Fauriel's Sammlung der Volkslieder oder aus seinen eignen früheren Sammlungen theils Volkslieder theils andere Dichtungen, hin und wieder in verbesserter Gestalt, aufzunehmen, sondern daſs er auch mehrere bisher unter uns wenig bekannte, meist aus Werken, die nicht in aller Händen sind, entlehnte Gedichte aufs Neue der Oeffentlichkeit übergeben hat. Hierin besteht das besondere Verdienst des Buches. Was die Wahl der dem Publicum hier vorgelegten Dichtungswerke betrifft, so können wir uns einerseits mit derselben zufrieden erklären, da man in diesem Buche fast nur anziehende Stücke findet, andererseits müssen wir uns wundern, da der Herausgeber über die etwanige Fortsetzung des Werkes nichts sagt, warum die sehr ansprechenden Gedichte der λόγιοι nicht noch durch andere aus anderen Gattungen vermehrt sind, um eine gröfsere Mannigfaltigkeit zu erreichen. Indessen hiervon ganz abgesehen, wollte Hr. Dr. Kind bei den Dichtungen der λόγιοι nur solche Dichter der Beachtung würdigen, welche den Adel der Gedanken mit der Schönheit der Form vereinigen, so vermissen wir

Digitized by Google

hier ungern Alexander Stourdza, dessen Fabeln und Allegorieen wir früher in diesen Jahrbüchern (1837 December N. 119.) beurtheilt haben und der den hier berücksichtigten in keiner Weise nachsteht. Zu den interessanten Gedichten dieser Sammlung gehört das dritte und vierte der romantischen Lieder, von denen das erstere ὁ Χάρος καὶ ὁ τζοπάνης (der Tod und der Hirte), das letztere ἡ κόρη εἰς τὸν ᾅδην (das Mädchen im Hades) überschrieben ist. Beide sind entlehnt aus Ulrichs Reisen und Forschungen in Griechenland S. 141, der beide Lieder von einem alten Hirten in Arachova am Parnafs hörte und zuerst niederschrieb. In dem einen wird auf sinnige Weise der muthige Kampf eines jungen Hirten mit dem Charos, welcher ihm an einer Felsschlucht auflauert und nach langem Widerstand von Seiten des Hirten erst nach drei Tagen und zwei Nächten die Oberhand gewinnt, dargestellt. In dem anderen werden zuerst die Berge und Felder glücklich gepriesen, weil die Natur ihr Grünen und Verblühen an feste Jahreszeiten gebunden hat, und sie also von dem Tode, namentlich dem unerwarteten und frühzeitigen unabhängig sind; in den letzten Versen des Liedes aber wird angedeutet, wie oft der Mensch nicht nur vor der Zeit sterben mufs, sondern auch dann selbst von seinen nächsten Verwandten, ehe er es denkt, vergessen wird. Die Ansicht des neugriechischen Volkes von dem Leben nach dem Tode ist, wie man aus diesen und vielen anderen Gesängen sieht, noch ganz die altgriechische, und läfst sich nur aus einem unmittelbaren Zusammenhange mit dem heidnischen Alterthume erklären. Der Hades ist nach dieser Volksansicht, wie Ulrichs in seinen Reisen und Forschungen Bd. I. S. 134 bemerkt, eine dunkle, eisige Behausung unter der Erde, zu welcher eine Treppe hinabführt. Eine feste Thür verschliefst ihn, an welcher Charos, (der Alt' und Jung' von der Oberwelt hinwegholt und sie nun auch dort selbst bewacht) Wache hält. Solche Vorstellungen mögen auch in einzelnen Gegenden Italiens als Reste des Heidenthums sich lange unter den Landleuten erhalten haben. Jetzt verschwinden sie allmählig. Niebuhr berichtet wenigstens in seinen kleinen philologischen Schriften 2. Samml. S. 263, dafs eine Bäuerin aus den pränestinischen Gebirgen nichts mehr vom Orcus (Orco oder mundartlich Uerco) wissen wollte, indem sie sagte, alte Leute sprächen wohl noch davon, aber man glaube nicht mehr an einen solchen Spuk. Dagegen hat sich die Fabel von Amor und Psyche als Volksmährchen erhalten. Doch dies nur beiläufig. Dafs der neugriechische Χάρος oder Χάρων nicht der Fährmann der alten Mythologie ist, welcher die Seelen in die Unterwelt über den Styx fuhr, sondern jetzt die Stelle des ehemaligen Θάνατος hat, wissen wir aus vielen Volksgedichten. Wie alt diese jetzige Volksmeinung vom Charon sei, wird sich schwerlich noch ermitteln lassen; wenn übrigens der auf einem altitalischen Denkmale vorkommende Charuns nach seinem ganzen Aeufseren von Ambrosch richtig für den Tod erklärt worden ist, so kann man sogar auf ein höheres Alter dieser Ansicht schliefsen, welches einen in diesem Puncte übereinstimmenden Volksglauben beider Länder voraussetzen würde. Wir müssen aber in Ermangelung sicherer Thatsachen diesen Gegenstand vorläufig auf sich beruhen lassen.

Unter den Gedichten einzelner Griechen in dieser Sammlung verdienen mehrere besonders hervorgehoben zu werden, z. B. τὰ ἐρείπια τῆς παλαιᾶς Σπάρτης (die Ruinen des alten Sparta) von Panagiotis Sutsos, der Parnafs von Alexander Risos Rangavis (Ῥαγκαβῆς), Italien und das heutige Rom von Alexander Sutsos, Panhellenia von J. D. Karatzutzas. Ueber die Anmerkungen des Hrn. Dr. Kind zu den einzelnen Dichtungen, welche denen zu seinen früheren Sammlungen im Ganzen gleichen, spreche ich nicht besonders, da man die Tendenz derselben nach meinen früheren Beurtheilungen als bekannt voraussetzen kann. Die den neugriechischen Originalen beigefügte metrische deutsche Uebersetzung giebt einen neuen Beweis von dem schon früher bekundeten poetischen Talente des Verfassers. Es ist eine nicht nur lesbare, sondern auch geschmackvolle Uebertragung, bei welcher der Hauptzweck war, in einiger Unabhängigkeit von der Urschrift mehr den Gedanken, als die einzelnen Worte wiederzugeben, jedoch, wo es die Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache gestattete, auch den Zügen des Originals sich zu nähern. Dafs die metrischen Fesseln Hrn. Dr. Kind öfter zwangen, weniger wörtlich zu übersetzen, als die Prosa es erlaubte, liegt in der Natur der Sache. Man würde daher unbillig sein, wenn man an Stellen wie S. 92 Ἕλληνες σεῖς, πῶς ἤθελεν Ἀπὸ σᾶς προχριθῆν Ἄδοξος τάφος; wo die Uebersetzung lautet: *Könntet, Hellenen, zweifeln ihr, dafs der Vorzug gebühre Rühmlichem Grabe?* bedeutenden Anstofs nehmen wollte, da

Digitized by Google

man in Prosa etwa so übersetzen würde: *Hellenen, wie könnte von euch ein unrühmliches Grab vorgezogen werden?* Beiläufig will ich nur bemerken, dafs das im Texte stehende προχριθεῖν (wahrscheinlich ein Druckfehler, wiewohl früher fälschlich von einigen diese Form so geschrieben wurde) in προχριθῆν d. i. προχριθῆναι der Gleichförmigkeit wegen zu ändern war. Doch es ist nicht unsere Absicht auf Einzelnheiten in Bezug auf die Constitution des Textes oder den Ausdruck der Uebersetzung einzugehen. Es genüge die Versicherung, dafs das Werk im Ganzen unseren Beifall hat. Wir wünschen daher demselben Verbreitung und baldige Fortsetzung.

Mullach.

XXVI.

Anecdota Delphica. Edidit Ernestus Curtius. Accedunt tabulae duae Delphicae. Berolini impensis Guilelmi Besser. MDCCCXLIII. Typis Academicis. 104 S. *Text u.* 40 *unpaginirte S. Inschriften, in gr.* 4.

Inscriptiones Atticae nuper repertae duodecim, edidit Ernestus Curtius. Berolini imp. G. Besser. MDCCCXLIII. VI u. 34 *S. in gr.* 8.

Bei den Anecdota Delphica mufs zunächst die löbliche Gesinnung anerkannt werden, aus welcher ihre Bekanntmachung hervorgegangen ist. Nachdem C. O. Müller auf dem geweihten Boden Athen's der jähen Krankheit unterlegen war, deren Keim er zu Delphi, der Stätte schon jugendlicher Studien (de tripode Delphico 1820), durch rastloses Arbeiten in sich gepflanzt hatte, betrachteten es seine Reisegefährten als eine letzte Pflicht dankbarer Liebe gegen den berühmten Gelehrten, die epigraphischen und archäologischen Ergebnisse ihres gemeinsamen Pilgerzuges in möglichst würdiger Gestalt zu veröffentlichen. Dieser Pietät verdanken wir Schöll's: Archäol. Mittheilungen aus Griech. nach C. O. M.'s hinterlass. Papieren (1tes Heft Frkf. a. M. 1843), wie das jetzt näher zu besprechende Werk über die neuaufgefundenen Delphischen Inschriften. Während aber Schöll in den Mittheilungen die reichhaltigen Tagebücher M.'s mit seinen eigenen Notaten zu einem Ganzen verarbeiten konnte, lag Hrn. Curtius nichts Schriftliches von Müller vor als die zum Theil durch diesen gefertigten Copien der Titel (vgl. S. V); die ganze Arbeit mufs demnach als jenes eigene gelten. Da nun dieselbe schon mehrfach von verschiedenen Standpuncten aus öffentlich beurtheilt worden ist und im Ganzen eine wohl verdiente Anerkennung gefunden hat, so glaubt der Unterzeichnete, nach einer übersichtlichen Inhaltsangabe der einleitenden Abhandlungen sich desto eher einer Besprechung desjenigen Einzelnen zuwenden zu können, was ihm an der Herstellung der Inschriften etwa noch mangelhaft und verfehlt erschienen ist. Doch will auch er nicht unterlassen, zuvor im Allgemeinen dem Hrn. Dr. Curtius das Lob redlichen Bemühens um seinen Gegenstand und oft glücklichen Gelingens bei guter Belesenheit und übersichtlicher Anordnung zu ertheilen. Durch den Inhalt der Mehrzahl seiner Inschriften darauf hingewiesen, hat dieser sich namentlich bestrebt, eine erschöpfende, bis in das kleinste Detail herabsteigende Monographie über die Freilassung von Sclaven durch Weihung oder Verkauf an einen Gott zu liefern, und indem er in gleicher stets das Allgemeine umfassender Weise auch die übrigen Titel betrachtet, ist es ihm gelungen, seinem Buche auch für die Zeit einen gewissen Werth zu verleihen, wo dereinst sämmtliche, hier zuerst publicirte Inschriften dem grofsen Werke Böckh's einverleibt sein werden.

Auf die Dedication (Piae recordationi C. O. Muelleri und umstehend ΓΕΡΑΣΕΣΤΙΘΑΝΟΝΤΟΣ) folgt ein conspectus argumenti. Das erste Stück, die prolegomena de topographia Delphica atque titulorum Delphicorum ratione (S. 1—9) geben an, was seit Cyriacus Ancon. bis auf die jüngste Gegenwart, namentlich durch des leider nun auch schon heimgegangenen Ulrichs' Forschungen für Wiederbelebung einer genauern Kenntnifs der einst so bedeutsamen Orakelstadt geschehen ist. Mufste auch der neuerdings gefafste Plan, das alte Heiligthum in seinem ganzen Umfange blofs zu legen und dem darauf befindlichen Flecken der Kastriten eine andere Stelle anzuweisen, aufgegeben werden, so besitzen wir doch nun eine von Laurent gelieferte so genaue Aufnahme der Oertlichkeiten (Taf. bei Ulrichs und hier), dafs nächst Athen Delphi jetzt als der bekannteste Ort Griechenlands gelten darf. Nachdem dann die einzelnen Localitäten, namentlich die Area des Apollotempels und deren Umgebungen geschildert sind, berichtet Hr. C. von Müller's Arbeiten im Jahre 1840.

Digitized by Google

Die Freistellung einer polygonen Mauer zwischen der mittägigen Treppe des Tempels und einer zweiten tiefern Mauer (dem sogen. Ἑλληνικόν, einem festen Unterbaue, welcher das heilige Delphi von dem profanen schied) brachte die Inschriften zu Tage, wie sie hier auf Tafel II. verzeichnet sind. Das Copiren unternahmen Müller, Schöll und Curtius, ersterer mit so feurigem Eifer, dafs er nur erst nach wiederholten Anfällen von Ohnmacht davon abliefs. So hat nun Delphi neben Athen die meisten griech. Inschriften geliefert, welche nach Böckh von Rofs, Leake, Thiersch und Ulrichs veröffentlicht worden sind. Die meisten derselben fanden sich innerhalb des Tempelgebietes, besonders an der mittägigen Wand des Theaters; diejenige beschriebene Mauer aber, welcher Müller's Titel entnommen sind, ist jetzt entweder zerstört oder vielleicht nur wieder mit dem aufgeworfenen Schutte bedeckt. Das Alter derselben läfst sich zwar nicht mit Sicherheit bestimmen, die Inschriften selbst aber gehören in das 3te Jahrh. vor Christus und weist ihre Orthographie einige Ueberbleibsel selbst noch älteren Brauches auf. Dem Inhalte nach sind sie 1) manumissiones servorum n. II—XXXIX, 2) decreta Amphictyonum n. XL—XLV, 3) acta civitatis Delphorum n. I. und n. XLVI—LXVII, u. 4) zwei Decrete der jon. Erythräer n. LXVIII—IX. Hierauf spricht Hr. C. in der ersten der einleitenden Abhandlungen S. 10—47 de manumissione sacra Delphica praemissa quaestione de manumissione Graecorum universa et profana et sacra. Ausgehend von der bisweiligen Freilassung in Masse von Staatswegen, heifst er für ein Gleiches von Seiten der Privaten vor Allem den Satz festhalten, dafs die Freiheit geschenkt wurde, war es nun gegen einen Preis oder umsonst; dafs dagegen die Herren schlechthin verpflichtet gewesen seien, den Sclaven für die Kaufsumme freizulassen, wird, wie es scheint mit Fug, S. 11 bestritten. Am Ueblichsten war die testamentarische Freilassung, durch welche die bisherigen Sclaven bald sofort bald erst einige Zeit nach dem Tode des Erblassers in den Stand der Freien übertraten. Wer dagegen noch bei seinen Lebzeiten freiliefs, zog in der Regel, gröfserer Beglaubigung halber, Zeugen zu oder verrichtete die Handlung an einem öffentlichen Orte, z. B. im Theater, in einem Gerichtshofe, vielleicht auch an heiligen Stellen, vielleicht — denn die Erzählung vom Krates bei Suidas s. ἐπὶ βωμὸν ἀρθείς und βωμός scheint dem Referenten noch nicht eine allgemeine Sitte (S. 13) zu erweisen. Von einigen Staaten besitzen wir ἀναγραφαὶ τῶν ἀπελευθερωθέντων, welche dem öffentlichen Seckel für ihre Freigebung eine kleine Summe zu entrichten hatten. Mehrere solche Verzeichnisse, die vorzugsweise in Thessalien üblich waren, werden hier mitgetheilt (ein Nachtrag in den Inscript. Attic. S. 31). Von ihnen hat die sechs Titel aus Lamia (wie in den Nachträgen S. 100 zugefügt ist) Dr. Lud. Stephani (Reise durch einige Gegenden des nördl. Grchl. Leipzig 1843) gleichzeitig, zum Theil etwas vollständiger, publicirt. In n. 1. (Steph. 20) dürfte Z. 1 Εὐδάμαντος und Z. 4 statt Ἀμελάου wohl Ἀπελλοῦ zu schreiben sein; in n. 2. (St. 22) ist Z. 1 Νύσσανδρος unstreitig ächt (s. Pape im Namen-Lex.); Z. 5 stand vermuthlich Εὐ]θυνίκας τᾶς Λέοντος; n. 4. (Steph. 23) Z. 15: Ξένωνος τοῦ Μέννυος, n. 5. Z. 5 Σα]τυρίων wie C. J. Gr. n. 3568 f., und Z. 12 Κρι]νολάου. Jeder Freigelassene gab 15 Stateren in die Stadtkasse — das wiederholt vorkommende δεδοχότες hat Hr. C. mit Recht beibehalten — und da die Bezahler monatweise aufgeführt sind, so lernt man hiebei im Ganzen doch zehn Monatsnamen der Lamier kennen, S. 16. Eine ganz eigenthümliche Art von Freilassung ist ferner die, nach welcher der Sclave einem Gotte geweiht oder verkauft wird. Sie ist einzig aus Inschriften bekannt, und es treten hier zu den schon früher aufgefundenen Denkmälern dieser Gattung 36 Urkunden aus Delphi, 1 aus Hyampolis und 1 aus Elateia. Die Sclaven werden durch diese Beziehung auf einen Gott zwar ἱερόδουλοι (welcher Ausdruck übrigens in keiner Inschrift gebraucht wird), allein diese neue Knechtschaft ist nur eine scheinbare: sie werden — wie schon Böckh im C. J. Gr. I. S. 780 erkannt hat — in der That und Wahrheit freie Leute. Den Grund nun zu einem solchen Scheinverkaufe sucht Hr. C. 1) in der besonders günstigen Lage, welche die wirkliche ἱερο-δουλία gewährte S. 18; 2) darin, dafs, während bei der gewöhnlichen Freilassung die mit ihr Beschenkten noch allerlei Verbindlichkeiten gegen die früheren Herren übernehmen mufsten (S. 19), da wo ein Gott der Patron war, die Freiheit alsbald eine reelle wurde; 3) in der Sicherheit und Unantastbarkeit der Freilassung, wenn man einen Gott dabei betheiligt hatte (πιστεύει τῷ θεῷ τὰν ὠνάν).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 53.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

Anecdota Delphica. Edidit Ernestus Curtius. Inscriptiones Atticae nuper repertae duodecim, edidit Ernestus Curtius.

(Fortsetzung.)

Hiezu läfst sich als ein Wesentliches noch das thun, was Ulrichs im Neuen Rhein. Mus. 1843 S. 552 erinnert, dafs nämlich die Sclaven, weil sie selbst keine bürgerlichen Rechte genossen, es einem Gotte überliefsen, für sie den Vertrag abzuschliefsen. Die Götter sodann, mit welchen diese Käufe abgemacht wurden, sind Dionysos zu Naupaktos, Serapis zu Chaironeia, Tithorea, Koroneia, Apollo Nesiotes zu Chalaion, Asklepios zu Elateia und Steiris, Athena Polias zu Daulis und der Pythische Apollo zu Delphi. Es folgen die Formeln der einzelnen, zum Theil hier vollständig wiederholten Titel, die bisher durch Böckh, Ulrichs, Leake und Rofs herausgegeben waren. Aus ihrer Betrachtung ergiebt sich ein dreifaches Resultat (S. 25): 1) kein einziger dieser Titel geht über das 3te Jahrhundert vor Christus hinauf, die meisten sind sogar eines noch weit jüngern Ursprungs; 2) die bezeichneten Städte liegen alle um den Parnafs und Delphi bildet gewissermafsen ihr Centrum; 3) auch die Götter scheinen nicht zufällig herausgegriffen, sondern solche zu sein, welche vorzugsweise eine grofse Anzahl von Hierodulen hatten. Nachdem hierauf noch zwei jüdisch-griechische Freilassungen derselben Art und eine barbarische aus Anape in Circassien besprochen sind und an die christliche manumissio in sacrosancta ecclesia erinnert ist, geht der Verf. S. 27 zu n. II. über: de manumissione sacra Delphica, wohin aufser den hier vorliegenden Titeln einige andere bei Böckh und Thiersch gehören. Sie alle haben im Ganzen einerlei Formular: I. magistratus cum mense praescripti, II. manumissionis ipsius formula, III. testimonia. Bei n. I. ist wieder zu beachten, ob Delphier oder Auswärtige verkaufen. Im ersten Falle werden der Archon, einige Senatoren, der Schreiber des Raths und der Monat oder dieser letztere mit dem Archon allein angegeben, was das Bräuchlichere ist S. 29. Die Kunde von den delphischen Monaten zieht aus diesen Präscripten nicht unerhebliche Bereicherungen. Denn aufserdem, dafs die von Böckh nach schlechten Copien angenommenen Ἡράπιος und Ἀποτρόπιος dem Ἡραῖος und Ποϊτρόπιος weichen müssen, erscheinen als ganz neu der Δαιδαφόριος [oder Δᾳδοφόριος] und der Βοάθοος oder Βοάθοιος. Der Ποϊτρόπιος — n. XXVII. steht er aber nicht und auch nicht n. XXXVII. e sondern a — soll so viel als Βοϊτρόπιος (πούλιμος, Πόζας S. 90) bedeuten: „mensis quo οἱ βοῦς τρέπονται sc. inter arandum" S. 30. [Jenes Βοϊτρόπιος könnte man nun zwar aus der Variante C. J. Gr. n. 1709. 2 ΜΗΝΟΣΙΓΒΟΙΤΡΟΡΙΟΑ herauslesen wollen; allein eine solche Monatsbezeichnung däucht dem Referenten überhaupt sehr unwahrscheinlich, weil sie zu unbestimmt ist, und dann hat auch das verglichene βοϊκλεψ (oder βοΐκλεψ nach Ellendt im Lexicon Sophocl. I. p. 311) keine rechte Beweiskraft für die Bildung des Wortes, da es selbst vielleicht βοῦκλεψ gelautet hat, s. W. Dindorf in Steph. Thes. Par. v. II. p. 324 C.]. Eben so bleibt die zweimal vorkommende Wendung μηνὸς ἐνδὸς Ποϊτροπίου dunkel. Wollte man, was Hrn. Curtius auch beikam (S. 30—31), ἐνδός für ἐντός nehmen [C. J. n. 1732. 6. 7 ἐντὸς τῆς εἰκάδος τοῦ δωδεκάτου μηνός], so ist die Frage unerledigt, warum beim Ποϊτρόπιος allein eine solche Bezeichnung stehe; und denkt man an einen Schaltmonat, so ist wieder der Ausdruck nicht erklärt; sonst könnte man ἐνδός für eine Abkürzung von ἐνδύσιμος oder ἐνδυσιμαῖος (statt ἐμβολιμαῖος oder ἐμβόλιμος) halten; was jedenfalls ein glücklicherer Gedanke ist. — Wenn 2) Auswärtige verkaufen, so treten zu dem delph. Magistrat und Monate noch die des Verkäufers. — Weiter wird S. 32 unter II. ipsius manumissionis formula angegeben: (ἐπὶ τοῖσδε) ἀπέδοτο-

Digitized by Google

ἀνατίθημι (ἱερόν), ἀπελευθερῶ, ἀφίημι mit den betreffenden Namen und 2) zum öftern der ausdrücklichen Angabe, dafs alle Betheiligte zugestimmt hätten (συνεπαινέοντος, παρόντος καὶ συνευαρεστοῦντος u. s. w.); dies gilt namentlich von Verkäufen durch Frauen (S. 33), wo die Einwilligung der Gatten, Söhne, Väter, Brüder erwähnt wird [doch steht nichts der Art n. IX. n. XXII. n. XXVIII. und n. XXXII. Mit dem zu Tithorea vorkommenden χρῆσαι τὴν χεῖρα aber läfst sich vielleicht zusammenstellen was v. Maurer (das griech. Volk in öff. kirchl. u. privatrechtl. Bezieh. 1 S. 161) über den noch jetzt üblichen Abdruck eines Fingers unter Urkunden und Contracten berichtet]. Es folgt 3) Ἀπόλλωνι τῷ Πυθίῳ, 4) sexus, nomen, natio (οἰκογενεῖς oder alienigenae) mancipii, ein und das andere Mal auch das Alter. Dabei ist S. 35 einsichtig über Sclavennamen gesprochen; diese waren oft die freier Leute, namentlich der Herren oder diesen doch ähnlich gebildet. Zum fünften wird der Preis vermerkt, mit der Angabe, dafs er entrichtet sei (ἀπέχει τὰν τιμάν); auch hier führt eine fleifsige Zusammenstellung die verschiedenen Werthe der Sclaven vor. Dafs nun aber hier kein gewöhnlicher Verkauf, sondern geradezu eine Freilassung statt fand, die einem Gotte anvertraut wurde, erweist die 6) stehende Formel καθὼς ἐπίστευσε τῷ θεῷ τὰν ὠνάν mit der Folge ὥστε (ἐφ' ᾧτε, ἐφ' ὅτῳ) ἐλεύθερον εἶμεν καὶ ἀνέφαπτον. Doch wurde der bisherige Sclave (S. 37) nicht immer sofort frei, sondern, was 7tens bemerkt wird, bisweilen erst nach dem Ableben des Herren. Die Zeit zwischen dem Vollzug und der Gültigwerdung des Freikaufs heifst dann παραμονή; auch fehlt es nicht an einer Androhung bestimmter Strafen, wenn die Freigelassenen in der παραμονή ihrer Pflicht nicht nachkommen würden. Um endlich die Freilassung möglichst zu sichern, wurden 8tens S. 42 einer oder mehrere βεβαιωτῆρες zugezogen (ὃς βεβαιοῖ τῷ θεῷ τὰν ὠνάν) und Geldbufsen für den bestimmt, der an einen Freigelassenen Hand anlegen möchte, so wie für den seine Obliegenheit nicht erfüllenden βεβαιωτήρ, welcher alsdann πράχτιμος oder πραχτίμιος war [πρᾶχος in C. J. n. 1702 soll wohl πρακτός heifsen], d. h. bis zu einer festgesetzten Summe in Strafe genommen werden konnte. Ueberdies wurde es jedem, wer wollte, freigestellt, erforderlichen Falls einem in seiner neuen Freiheit Gekränkten beizustehen (συλᾶν oder συλεῖν S. 44). — III. Die Zeugen waren in Delphi: Priester (deren es dort gewisse Familien gab S. 45), Archonten und Privatpersonen; ein wenig anders ist es in den Urkunden anderer Städte S. 46. Bisweilen giebt auch ein Zusatz an, wo die Verkaufscontracte aufbewahrt werden sollten; öfter legte man mehrere Exemplare an verschiedenen Orten nieder.

Das IIte Hauptstück handelt (S. 47) de decretis Amphictyonicis, hier n. XL—XLIII u. XLV. Zu der Litteratur sei nachgetragen, dafs den Titel n. 1688 bei Böckh neuerdings Ahrens de dial. Dor. p. 484 flgde. auf eine vortreffliche Weise bearbeitet hat; in der Leake'schen Inschrift aber S. 48 wird Καλλεώνι[χον, ein kaum griechischer Name, mit Καλλέαν zu vertauschen sein. — Nach dem Magistratus eponymus, d. h. dem ἄρχων zu Delphi, folgt die Jahreszeit: πυλαίας ἐαρινῆς und πυλ. ὀπωρινῆς. Die letztere erscheint zuerst in diesen Titeln dreimal [aufserdem aber dafs man sieht, sie wurde auch zu Delphi abgehalten, läfst sich aus der Notiz kaum irgend ein sicheres Resultat von Belange ziehen]. An dritter Stelle erscheinen die Abgeordneten oder ἱερομνήμονες, welche nach Nationen (Aetoler, Delphier, Phokenser, Boioter, Lakedaimonier, Athener, Lokrer, Euboeer) tabellarisch auf S. 49—50 geordnet sind. Aus dieser Tabelle geht 1) hervor (S. 50), dafs die Namen der Völker, denen der Gesandten vorangestellt wurden, 2) dafs nicht einzelne Hieromnemonen von einzelnen Staaten kamen, sondern von einzelnen öfter mehrere Deputirte, 3) dafs selbst wenige der ursprünglich zur Delphischen Amphictyonie gehörigen Staaten, während der zuerst unrechtmäfsigen, dann quasi — legitimen Prävalenz der Aetoler (S. 50), ausreichten, um die Versammlung der Amphictyonen zu constituiren. Die Formeln des Decretes selbst werden S. 50—1 angegeben, wobei Hr. C. in der Ansicht von C. J. Gr. n. 1689. mit dem Refer. zusammentrifft, Spec. Onom. Gr. p. 116. Der Inhalt sämmtlicher hier zuerst mitgetheilter Beschlüsse bezieht sich auf Ertheilung von Ehrenrechten.

Der 3te Abschnitt ist S. 51 de decretis civitatis Delphicae. Auch diese sind Ehrenbeschlüsse mit einer längern oder kürzern Formel: ἔδοξε τᾷ πόλει τῶν Δελφῶν· ἐπειδὴ κτλ. oder: Δελφοὶ ἔδωκαν τῷ δεῖνι κτλ. Von den Magistraten bezeichnet ἄρχων im Singular den ἐπώνυμος, ἄρχοντες aber sind aufser dem ἐπ. alle übrigen Senatoren und der Schreiber. Diese Senatoren fungirten nach Semestern; Böckh hatte ihrer im Ganzen

Digitized by Google

vier auf ein Jahr angenommen; die neuen Titel erweisen aber, dafs zwei oder drei auf eine ἑξάμηνος [Aristot. Polit. IV. 15], also vier oder sechs auf das ganze Jahr kommen [nur fragt sich noch, ob diese höchstens sechs Mitglieder den gesammten Senat von Delphi ausmachten. Da diese Zahl zu klein scheint, so möchte man vermuthen, dafs aus den jedesmaligen halbjährlichen Senatoren nur je zwei oder drei nach Belieben oder einer nicht weiter bekannten Reihefolge zur Beglaubigung der Decrete namentlich beigefügt wurden]. Die von den Amphictyonen und von den Delphischen Magistraten zuerkannten Ehren sind entweder solche, die überall in Griechenland verliehen wurden — nur die εὐεργεσία und die θεαροδοκία sind hier häufiger denn sonst wo — oder es sind eigentlich Delphische: δάφνης στέφανος παρὰ τοῦ θεοῦ, σκανὰ ἐμ Πυλαίᾳ ἁ πρώτα, θησαυρὸς ὅπου τὰ ὅπλα θήσει, κηρύκειον ἐπιγεγραμμένον ἱερὸν τοῦ Ἀπόλλωνος τοῦ Πυθίου (n. 40.) S. 53—4.

Diesem wesentlichen Inhalte der Prolegomena hat der Unterzeichnete schon darum nichts weiter zugefügt, weil der Gegenstand namentlich des 1sten Stückes eine ausführliche Besprechung eines der gelehrtesten Kenner griechischer Rechtsverhältnisse und Alterthümer, des Hrn. Prof. Meier hervorgerufen hat: die Lehre von der Freilassung bei den Griechen und die Verfassungsgeschichte des amphictyonischen Bundes, Delphi's und Erythrae's, Allg. Litt. Zeit. 1843 n. 239—234. Refer. knüpft das, was er selbst zu bemerken hat, an die einzelnen von S. 56 ab folgenden Titel, will jedoch der Gerechtigkeit gemäfs zuvor noch erwähnen, dafs in jenen Einleitungen manche Stelle schon früher edirter Inschriften von Hrn. Curtius glücklich verbessert worden ist.

Bei N. I. (Rofs Inscr. Gr. ined. fasc. I. n. 67) ist nicht bemerkt, dafs die neue Abschrift z. B. richtig ἐπελθών (Analecta Epigr. p. 81) statt ἀπελθών bei Rofs und ἐγγόνοις Z. 22 für ἐκγ. bietet; doch διέλεγε bei C. Z. 7 scheint nach den Zügen bei Rofs διελέγη gewesen zu sein. In n. II. ist ἄρχοντος Βαθύλου (Lobeck. Path. Serm. Gr. p. 137) τοῦ Αἰακίδα wegen C. J. Gr. n. 1936. II verdächtig: Αἰακίδῃ καὶ Χαιρεφάνῃ τοῦ Ἀβύλου (l. Βαβύλου) Δελφοῖς. Eben so ist n. V. a. E. Ἀνδρομένης Βαρύλου im Nomenclator Delphicus S. 93 kaum gut auf Βαθύλος bezogen; da zu Delphi der Name Βαβύλος recht häufig war, so möchte an beiden angeführten Stellen dieser anzunehmen sein. Bei dem Conjunctivus ὅ κα θέλῃ sei hier ein für allemal bemerkt, dafs weil die Steine das Jota subscriptum, wenn es auch die Dative haben, in diesem Modus (ζῇ, ζώῃ, συλάσῃ, πάθῃ) in der Regel nicht bieten (nusquam des Hrn. C. S. 91 a. E. ist zu viel gesagt, s. n. XVI. 16, n. XIX), hierin allerdings eine nicht zu verwischende Eigenthümlichkeit des Dialektes festzuhalten war, vgl. Ahrens de dial. Dor. p. 293 u. 305; n. XXXI. 10 erscheint sogar vereinzelt ὅ κα θέλει, Ahr. p. 294. Z. 14 mufste Ἀνδροξένεος von Ἀνδροξένης statt Ἀ-ος notirt werden; eben so scheint Θεοξένους C. J. n. 1703. 13 zu stehen (Φωκέων Καλλικράτους bei Leake n. 9 oben S. 48, Φίλλους n. XIX. 2) und Θεοφίλεος in der Lamischen Inschrift n. 4, 16. Ebds. schr. für Ἀγησάνδρου hier und im Nomenclat. D. p. 92 vielmehr Ἄγησ. In n. III. hiefs der Vater, nach einer bekannten Norm, muthmafslich Ἀγίων wie der eine Sohn, nicht Ἄγων. Z. 11 — 12 hat der Stein ΠΡΟ||ΣΤΑΜΕΝΟΣ, wofür S. 44 προϊστάμενος, hier selbst προστάμενος geschrieben wird, und dies ist wohl trotz der Seltenheit der Form das Rechte, weil auch die Titel von Tithora für dieses Verhältnifs προστάμεν und προστάς geben. Z. 19 kann ΥΑΒΡΩΝ Εὐάβρων (εὔαβρος, Εὔξενος Εὐξένων) und ΘΑΡΡ. Σ (Curt. Θάῤῥυς) Θαῤῥεύς gewesen sein, vgl. Θαρσέας. In n. V. 2 brauchte, obwohl zwei Namen nachfolgen, nicht ἀπέδο(ν)το corrigirt zu werden; der Singular findet sich eben so n. X. und ἔχει in Ulrichs' Inschr. von Tithora n. II. 8 Rh. Mus. 1843, S. 554. Z. 20 wird, ohne dafs eine Lücke auf dem Stein sichtbar ist, καὶ ἰδιῶται ergänzt; Privatleute als Zeugen werden anderswo allerdings aufgeführt; sie durften aber vielleicht wegbleiben, wenn statt ihrer mehr Archonten als gewöhnlich Zeugen sind, und man wird ohne jenes Einschiebsel hier dann eben so fünf Archonten wie in n. VI. haben, wo gleichfalls die ἰδιῶται fehlen. Statt Καϊάδας ΚΛΕΥΛΟΥ, Ἀνδρομένης Βαρύλου (Βαβ.) läfst sich K. Βαβύλου, Ἀ. Βαβύλου vermuthen wie n. XXV. Z. 26 Διονύσιος Ἀσάνδρου, Πολίτας Ἀσάνδρου für das freilich üblichere Δ. Π. οἱ Ἀσάνδρου, s. n. II. In n. VI. mag Ἰρανίωνος (Εἰρανίων s. bei Pape) unantastbar sein, falls nicht Εἰρ. zu schreiben ist wie Εἰραναῖος n. XXI. Der unerklärte Name Ἀζάρατος (oder Ἄζαρατος von ἄζω und ἀρῶμαι?) n. VII. 17 u. n. XXXIII. war vielleicht auch C. J. Gr. n. 1709. 5. ΑΝ.. ΑΡΑΤΟΥ. An Φιλλέας n. IX. 12 nimmt Referent keinen Anstofs: Φιλλίας C. J. n. 1514. 2, Φιλλεύς bei Pape, Φίλλις Meineke del. poet. anth. Gr. p. 134—5. Auch gehört hier-

Digitized by Google

her n. XIX. 2 Ἀντίμαχος Φίλλους von Φίλλης. Wegen Ἀριστοκλέας Z. 12 s. jetzt Ahrens de dial. dor. p. 560 fgde.

Ob N. X. die nach οἱ ἱερεῖς gesetzten Zeugennamen, neun an der Zahl, sämmtlich Priester anzeigen, da dieser zumeist blofs zwei, bisweilen einer, ganz selten (n. XXIII) drei angeführt werden, ist sehr fraglich und gilt dasselbe Bedenken für n. XV. (acht). Hier zunächst sind nur die ersten Namen Ἀνδρόνικος Πραξία und Αἰακίδας Φιλαιτώλου durch andere Inschriften beglaubigte Priesternamen, und Εὐκλείδας Χαλλείδα durch n. XV, in welchem Titel auch nur die beiden Anfänger Ἄρχων und Ἄθαμβος anderweitig als Priester bekannt sind. In Z. 10 weist Φιλαίτωλος (n. XVI.) auf vorherrschenden Einfluſs der Aetoler in Delphischen Angelegenheiten (vgl. Φιλαθήναιος und Φιλόκυπρος bei Pape, Φιλοβοίωτος Plutarch. Sylla 15); Z. 12 war Ἵππιον ΛΙΩΝΟ wohl Δίωνος (n. IX. XIV. XLI.) statt des vorgeschlagenen Ἀγίωνος.

In n. XI. 15 hat der Stein ποοῦσα, was beibehalten werden durfte wie ποιῶν für ποι[έ]ων n. XIII. 12, s. Ahrens l. l. p. 216. Ferner wird Z. 22 οἱ ἄρχοντες Α...ΝΟΣ Πράοχος ergänzt: Ἄ[λκιμ]ος. Da jedoch n. XIX. 16 im Original ΑΛΚΙΝΟΣ Πράοχος und n. XXIX. 11 Νικάτας ΑΛΚΙΝΟΥ steht, so mufste an diesen drei Stellen wie vielleicht auch in n. XVIII. 13 (τοι ἄρχοντες ΑΛΚΙ . ΟΣ) Ἀλκῖνος geschrieben werden (C. J. Gr. n. 1751. 4 Ἀλκῖνο[ν] Δημητρίον), zumal da in n. XI, XVIII. u. XIX. derselbe Δεξώνδας der ἄρχων ἐπώνυμος ist. Wiederum heifst n. XVIII. 12 der βεβαιωτὴρ: Ἄλκιμος. In n. XII. wird zu εἰ δέ τις ἐφάπτοιτο ἐπὶ καταδουλισμῷ in den Text aus Coniectur gebracht: [Ἀρσινόας]. Die Anordnung der Schrift auf dem Steine erlaubt dies nun allerdings, doch fehlt der Name des Freigelassenen an derselben Stelle wie hier n. XIV. 4. n. XXI. 7.

N. XIII. hat eigenthümliche Schwierigkeiten. Zuerst fällt auf, dafs die drei Verkäufer Ἀρχέλαος καὶ Ξένων καὶ Πεισίθεος Z. 5—6 keine Vaternamen bei sich führen, gegen das in allen andern Urkunden Uebliche. Weil nun weiter unten Z. 16 u. 17 blofs Ξένων καὶ Ἀρχέλαος und Ἀρχέλαος καὶ Ξένων genannt werden, in n. IV—VI. aber Π(ε)ισίθεος ὁ Ξένωνος der ἄρχων ἐπώνυμος ist, so scheint hier derselbe Πισίθεος, weil Sohn des Ξένων, an den beiden letztgedachten Stellen nicht wieder mit erwähnt zu sein. Warum aber die Väter des Ἀρχέλαος und Ξένων verschwiegen werden, bleibt dunkel. Weiter vermuthet Hr. Dr. C. Z. 15 εἰ δὲ μὴ παρέχοιντο βέβαιον, πράκτιμοι ἐόντωσαν ΟΚΑΤΑΒΛΑ—| Διοσκουρίδας Ξένων καὶ Ἀρχέλαος S. 62: τῷ καταβαλόντι Διοσκουρίδᾳ. Da jedoch sonst gewöhnlich eine bestimmte Summe der Buſse vermerkt wird (Curtius oben S. 44, C. J. Gr. n. 1706), so schlägt mit geringerer Buchstabenveränderung der Refer. vor: δ κατ[έ]β[αλε] Διοσκουρίδας, wo der Accusativ δ κατ. von πράκτιμοι abhängt. Auffallen mufs es ferner, wenn im Folgenden die Verkäufer nochmals neben zwei üblichen βεβαιωτῆρες für die Aufrechterhaltung des Verkaufes verpflichtet werden: πράκτιμοι ἐόντω κατὰ τὸν νόμον. Demnach scheint die erstere Strafbestimmung die Verkäufer allein anzugehen, falls diese sich beigehen liefsen, den von ihnen Freigelassenen wieder als Sclaven zu beanspruchen; die zweite aber jeden Beliebigen, der an den nun Freien Hand legen würde, so daſs die Verkäufer und die βεβαιωτῆρες gesetzlich belangt wurden, falls sie dem Freigelassenen gegen diesen vorausgesetzten Dritten nicht beistanden. Ebenfalls neu ist die Bestimmung Z. 25

ΕΙΔΕ
ΚΑΠΟΙΟΙΤΟΔΙΟΣΚΟΥΡΙΔΑΣΤΑΔΙΟΣΚΟΥΡΙΔΑ
ΠΑΝΤΑΕΣΤΩΑΡΧΕΛΑΟΥΚΑΙΞΕΝΩΝΟΣΕΜΜΗΕΧΕ
ΤΩ . ΔΙΟΣΚΟΥΡΙΔΑΣΑΠΑΛΛΟΤΡΙΟΣΙΙΜΗΔΕΓ ... ΠΟΙΩΝ
ΟΙΤΟ

nach Hrn. Curtius S. 62: εἰ δέ τί κα ποιοῖτο Διοσκουρίδας, τὰ Διοσκουρίδα πάντα ἔστω Ἀρχελάου καὶ Ξένωνος (i. e. quidquid sua industria produxerit Dioscuridas, non ipsius sed patronorum esto, neve quidquam nisi illorum bono comparato, omnis igitur ab iis pendeto): πλὰν μὴ ἐξέστω Διοσκουρίδαν ἀπολλοτριῶσαι, μηδὲ εἴ τι ποιῶν ἁλίσκοιτο. Der erste Theil dieser Herstellung zerschellt an einem grammatischen Widerspruche, da nach εἴ κα nothwendig der Coniunctivus folgen mufste, abgesehen selbst davon, daſs eine so drückende Bedingung, Alles nur für den ehemaligen Herren zu erwerben, kaum einem Freien (ποιῶν δ κα θέλῃ καὶ ἀποτρέχων οἷς κα θέλῃ) auferlegt werden durfte. Auch das Weitere genügt dem Unterzeichneten nicht. Dieser coniicirt, etwas kühn, da aber nicht O. Müller den Titel copirt hat, vielleicht nicht zu kühn, εἰ δέ κά τι πάθῃ (n. XXII.) Διοσκουρίδας, τὰ Διοσκουρίδα πάντα ἔστω Ἀρχελάου καὶ Ξένωνος, καὶ μὴ ἐχέτω Διοσκουρίδας ἀπαλλοτρίωσιν μηδὲ καθ' ὁποῖον τρόπον: nach dem Tode des Dioskuridas sollen dessen alte Herren Universalerben sein, ohne daſs dem Dioskuridas verstattet wäre, irgendwie anders, z. B. testamentarisch, zu verfügen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 54.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

Anecdota Delphica. Edidit Ernestus Curtius. Inscriptiones Atticae nuper repertae duodecim, edidit Ernestus Curtius.

(Fortsetzung.)

Endlich die priesterlichen Zeugen Z. 29 ΑΡΧΙΛΑ‖ ΑΒΡΟΚΑΟΝΕ....ΡΟΣΑΡΙΣΤΩΝ schreibt der Hr. Herausgeber: Ἀρχίκαλος, Ἀβροκλῆς ὁ νεωκόρος, Ἀρίστων. Da dürfte zuvörderst ὁ νεωκόρος Ἀρίστων nothwendig sein, vgl. n. III, VII, XXIV. Dann ist Ἀρχίκαλος ein kaum irgendwo und Ἀβροκλῆς ein mindestens zu Delphi nicht nachweisbarer Name. Die Schriftzüge lassen aber auch Ἀρχίων, Ἀβρόμαχος zu und das (s. den Nomencl. Delph.) sind hieher passende Namen. Die nach Ἀρίστων folgenden Namen aber bezeichnen schwerlich noch weitere Priester, da nach dem νεωκόρος sicher in n. III. u. VII, wahrscheinlich auch in n. XXVI, Zeugen andern Standes auftreten. Dabei war Z. 30 Ἁγίων ΠΟΛΥΚΛΕΙΔ wohl Ἁγίων Πολυκλείτου (wie n. VII, XV u. C. J. Gr. n. 1700. 1 ἄρχοντος Ἁγ. τοῦ Π.), in dem auch die zwei nachkommenden Zeugen den Vatersnamen haben.

N. XIV. möchte man aus Z. 15—6 μάρτυρες ὁ ἱερεὺς τοῦ Ἀπόλλωνος Ταραντῖνος, Μένης u. s. w. schliefsen, es sei Μένης mit den sieben Andern nicht priesterlichen Geschlechts, während Hr. C. im Nomencl. wenigstens noch den Μένης als sacerdos bezeichnet. Nun steht freilich n. XXIX. 11 μάρτυρες ὁ ἱερεὺς τοῦ Ἀπόλλωνος Ἄρχων, Ἄθαμβος und C. J. Gr. n. 1704. 14 μάρτυροι ὁ ἱερεὺς τοῦ Ἀπόλλωνος Ἄθαμβος, Ἀβρόμαχος, und es scheint danach der Herausg. mit seiner Bestimmung nicht Unrecht zu haben. Allein diese Beispiele beweisen nichts. So leicht nämlich zu ändern wäre οἱ ἱερεῖς (in n. XXIX u. n. 1704) oder mit beibehaltenem ὁ ἱερεύς: Ἄρχων Ἀθάμβου und Ἄθαμβος Ἀβρομάχου (so n. XXVI), so braucht es doch selbst dieser Aushülfe nicht, um hier in n. XIV. ein sicheres Kriterium für Einen Priester zu gewinnen. Erwägt man nämlich, dafs in n. XXIX. unmittelbar οἱ ἄρχοντες folgen und n. 1704. ἰδιῶται, wonach Ἄθαμβος (n. XXXIX.) und Ἀβρόμαχος (n. 1704.) unzweifelhaft als Priester erkannt werden mufsten, selbst bei vorausgehendem ὁ ἱερεὺς Ἄρχων und ὁ ἱερεὺς Ἄθαμβος, dann darf man hier, wo eine solche weitere Standesbezeichnung fehlt, dem Abfasser der Inschrift so viel Geschick und Sinn für Deutlichkeit zutrauen, dafs er den Singular setzte (wie n. XXVI) weil eben nur ein einziger Priester zu verzeichnen war. Darum scheinen Μένης und Consorten nicht Priester, sondern ἰδιῶται, welche Angabe gewifs füglicher wegbleiben konnte als οἱ ἄρχοντες oder τῶν ἀρχόντων. Hiebei sei zugleich der n. XXII. 11 gedacht, wo statt ΟΙΕΡΕΥΣ Ταραντῖνος Ἀμύντα Hr. C. geschrieben hat: οἱ ἱερεῖς Ταραντῖνος Ἀμύντα; das wäre unbegreiflich ohne die Voraussetzung, er habe zugleich Ταραντῖνος, Ἀμύντας geben wollen, vielleicht weil n. XXIII. Κλέων, Ταραντῖνος, Ἀμόντας Priester sind. Indefs eine Nothwendigkeit dieser Aenderungen leuchtet nicht ein. Noch ein auffälliger, aber auch erklärbarer Singular soll bei n. XXII. besprochen werden.

Dafs in n. XVI. an Z. 17 κυρία ἐοῦσα ΑΥΤΟΣΑΥΤΑΣ kein Anstofs zu nehmen, solche Verdoppelung vielmehr ächt Dorisch und auch Delphisch war, wird Hr. C. inzwischen aus Ahrens' nachmals erschienenem Werke über den dorischen Dialekt S. 274 schon selbst ersehen haben. Die Lücke Z. 24 ΑΛΚ.Ο...ΑΙΑ..ΙΙΟΣ ist vielleicht durch Ἀλκῖνος (s. oben zu n. XI.), Δικαίαρχος (n. VIII.) auszufüllen. Der vorletzte Name Βαβύλας erhält im Nomencl. ein Fragezeichen; da jedoch der Stein sehr gut conditionirt sein soll, so ist die sonst unbedeutende Aenderung Βαβύλος, auch wegen des Βαβυλᾶς beim Suidas und sonst, abzulehnen. In Z. 17 verwirft Hr. C. die Schreibweise ἀνεκκλήτως für ἀνεγκλ. vielleicht doch etwas zu rasch. Mindestens liegt dieselbe Steinmetzenorthographie dem einige Male gefun-

Digitized by Google

denen ἐκκόψαι für ἐγκ. zu Grunde, s. Böckh im C. J. Gr., v. II. p. 537. 6.

N. XVII. 12 war statt Διονύσιος, Πολίτας Ἀσάνδρου nicht [οἱ] Ἀσάνδρου zu schreiben, wie n. XXIV. 3, XXIX. 2; einmal weil derselbe Διονύσιος Ἀσάνδρου kurz vorher geht Z. 7—8, und weil jeder Leser an diesen hier denken mufste, da die folgenden Personen den Vaternamen haben. Sodann fehlt in Delphischen Urkunden gleicherweise τοῖς n. LV., und, wo es Hr. C. einschob, n. LVIII. Den Archonten Z. 16 ....τρατος Σωτ..ου schreibt jener: Ἀμφίστρατος Σωτάδου; aber beides ist ganz unsicher: ersterer Name konnte auch Σώστρατος sein (s. den Nomencl. Delph.); letzterer mufste von Σωτάδας den Genitiv Σωτάδα bilden, wie hier am Ende Εὐκλείδα. Dann läfst sich aber Σωτάδας in Delphi überhaupt nicht nachweisen, und wie Böckh C. J. Gr. n. 1710. b. 10 ΣΩΤΥΔΟΥ in Σωσύλου (s. d. Nom. D.) umgesetzt hat, so ist dasselbe Nomen hier statthaft, ja es scheint möglich, dafs derselbe Mann n. XXIX. 11—12 Σώστρατος ΣΩ..ΒΟΥ (Σωσύλου, Curt. Σωσινίκου) unter den Archonten erscheint. Hier ist der nächste Ἀγίων Ἐκεφύλου, welcher als ἰδιώτης n. XXIII. a. E. wiederkehrt. Den Vater benennt erst der Nomenclator Delphicus richtig Ἐκέφυλος (ἐκεχειρία). Ἐχέφυλος in C. J. Gr. n. 1706. a. E. (n. 1690. im Nom. Delph. ist ein falsches Citat) war ohne Zweifel derselbe Name, dem sein K statt des X nicht so wohl wegen der folgenden Aspirata — denn man vergleiche Ἐχεφυλλίδας bei Vofs de hist. Gr. p. 436 Westerm. und Ἐχέφρων — als wegen der schlechten Beschaffenheit der Copie von n. 1706. und wegen der zwei anderen Beispiele wiedergegeben werden mufs. Der 3te Archon Γενναῖος — ΠΟΣ kann Γ. Ἡρακῶνος gewesen sein (Nom. D.). Wo in n. XXI. 3 edirt ist Σωσώ (Sclavinname auch bei Rofs I. n. 74. a) τὸ γένος Μακέταν bietet der Stein MAKE...TAN. Herr C. weifs mit dieser Angabe des Vaterlandes nicht recht fertig zu werden. Da die Lücke auf der Tafel nicht mit lauter Buchstaben ausgefüllt gewesen zu sein braucht (fast unmittelbar darunter Z. 4 ist ebenfalls ein leerer Raum) so wird erlaubt sein: Μάκετταν „aus Macedonien" zu schreiben, s. Lobeck Pathol. Serm. Gr. p. 32. Der Name Ἀριστόφυλος Z. 11 u. 13 ist auch in n. 193. S 32 der Inscr. Attic. XII. Z. 8 fgde. heifst es: μάρτυροι ὁ ἄρχων [Γενν]αῖος Ἡρακῶνος, Εὐάγγελος Πάτρωνος, Νικίας Ἀριστονόμου, Θεόδοτος Εἰραναίου, Θρασυκλῆς Πραξία, Δρομοκλείδας καὶ οἱ ἱερεῖς Πραξίας, Ἀνδρόνικος Δελφοί, hierauf Kallipoliten als weitere Zeugen. Der Singular ὁ ἄρχων hat hier Anstofs erregt, zumal ein Anderer, Δεξώνδας, der ἄρχων ἐπώνυμος ist. Allein nichts hindert, die nach dem Γενναῖος aufgeführten Delphier als ἰδιῶται zu nehmen, so dafs aus den ἄρχοντες diesmal nur ein einziger Zeuge war, wie n. XXII. τῶν ἀρχόντων Αἰακίδας. Derselbe Genitiv Plur. durfte aber hier deshalb nicht gebraucht werden, weil eben nur Γενναῖος aus dem Collegium der Archonten zugezogen war und nun bei dem Folgen anderer, Idioten bezeichnender Namen Zweideutigkeit entstanden sein würde. Diese wäre zwar vermieden worden, wenn man nach τῶν ἀρχόντων Γενναῖος Ἡρακῶνος fortgefahren hätte: ἰδιωτᾶν κτλ. Allein dasselbe wurde durch durch den Sing. ὁ ἄρχων erreicht, und zwar noch kürzer. Denn dafs die zwischen dem ἄρχων Γενναῖος und den Priestern verzeichneten Leute Privaten waren, verstand jeder Leser. Z. 9 hat der Stein ΑΡΙΣΤΟΝΥΜΟΥ und Hr. C. hat hier, nach des Refer. Dafürhalten, mit Recht das O beibehalten. Dasselbe mufste er nur auch n. XXIX. 2 thun, weil dieses zweimalige Vorkommen auf verschiedenen Titeln schwerlich ein wiederholtes zufälliges Versehen des Steinmetzen oder der Copisten ist. Im Nomencl. D. fehlt Ἀριστόνυμος gänzlich. Der Kallipolite Ἄγεμος Z. 11 scheint durch Ἔχεμος gegen eine Aenderung des M in ΛΑ geschützt zu werden. Weiter mufs man Z. 12—13 den Λαϊάδας Ἀμφισσεύς noch zu den vorhergehenden Zeugen zählen und interpungiren τὸ ἀντίγραφον φυλάσσει τᾶς ὠνᾶς Γενναῖος Ἡρακῶνος Δελφός, Ἀριστόφυλος Λαδίκου, Φάλανθος Πολύφρονος Καλλιπολῖται. Sonst wüfste man nicht, wozu die schon vorher genannten Γενναῖος, Ἀριστόφυλος und Φάλανθος hier nochmals erwähnt würden (der Erklärungsversuch des Hrn. C. hält nicht recht Stich), und dann wurden die Eigennamen in der Regel erst nach dem Ausdrucke τὸ ἀντίγραφον φυλάσσει angegeben, s. n. XXIX. 13 u. C. J. Gr. n. 1756. 8. Z. 5 hat man in der gewöhnlichen Schrift zu lesen: καθὼς ἐπίστευσε τὰν ὠνὰν τῷ θεῷ Σωσὼ ἐφ' ᾧτε, nicht τῷ θεῷ τὰν ὠνὰν Σ. ἐφ' ᾧτε; der Stein giebt hier in ᾧτε wie sonst zumeist das Jota; es fehlt n. XIX. 5, n. XXX. 7, C. J. Gr. n. 1704. 7 und auf dem Attischen Titel C. J. n. 93. 4 v. l. p. 133. a. In N. XXII. 3: παραμεινάτω δὲ ἐν οἰκίᾳ παρὰ Σωκράτειαν ἄχρι οὗ κα ζώῃ Σωκράτεια... ΓΚΩΜΟΣΟ..Α..εἰ δέ κά τι πάθῃ Σωκράτεια, ἐλευθέρα ἔστω Νικαία stand muthmafslich ἀνεγκλήτως Νικαία; die Wiederholung des Namens der Sclavin war durch die

Digitized by Google

Deutlichkeit verlangt. Die in n. XXIII Verkaufte wird Z. 2 mit ΣΙ.ΟΝ, Z. 3 mit ...ΟΝ bezeichnet; der Hr. Herausg. schlägt Σίμιον, Σίλιον oder Σίνιον vor. Vorausgesetzt die Genauigkeit der Lückenangaben, ist das Wahre wohl Σῖμον, wie Σιμίχη Sclavinname war (Pape). Man vergleiche dazu Πρᾶτον C. J. Gr. n. 1706 und hier. n. XXXIII., Ἴλαρον n. XXV. u. Curt. Inscr. Att. p. 25.

N. XXIV. 3 vervollständigt Hr. C. dem Sinne nach gewifs richtig die Buchstaben .ΥΜΕΛΡΕ zu: συνεαρεστεόντων καὶ τῶν υἱῶν; darf man jedoch der Copie trauen, so lautete das Zeitwort συνεαρεστεόντων und das stimmte dann merkwürdig mit der Form Ἐαμερίς, die von Rofs in s. Inschr. n. 74. b 2, 7, 8 S. 33 ausdrücklich verbürgt wird. Dazu ist noch das korcyräische ἐπισκεάζειν C. J. Gr. n. 1838. b. 6 u. ebds. 12: σκεοθήκας zu stellen (κατεσκέασεν auf Tenos n. 2344. 3), wie auch καταδουλεάτω in Ulrichs' Titel von Tithora IV. 18 S. 557 (für καταδουλευάτω wie στροτευάω Ahrens dial. ling. Gr. II. S. 517).

N. XXV. 24 ist auf dem Steine nicht Τιμόξενος Φυσ[κ]έος sondern ΦΥΣ ΕΥΣ, also wohl Φύσκευς, wie Κλευφάνευς, Πιστοκράτευς, vom Nomin. Φύσκης, u. n. VII. Φύσκεος (S. 90) wie Ἀπέλλεος n. XXX; n. LXVIII. steht Νεοπτόλεμος Φύσκου Αἰτωλός. Z. 15 wäre besser εἰ δὲ μὴ παρέχοιν statt παρέχοι, da gleich darauf πράκτιμοι ἐόντων folgt. Der letzte aus ΣΕ||ΕΙΧΟΥ hergestellte Name Σωτηρίχου war wohl eher Σωσίχου. In n. XXVI. 8 ist das Activum ἐφάπτοι, muthmafslich nur ein Irrthum des Steinmetzen, zu notiren; dann war Z. 12 nach dem Stein ὁ ἰαρεύς (nicht ἱερ.) zu schreiben (S. 45); Z. 13 ist die Ausfüllung ὁ νεωκόρος Ἀτισίδας aus ΑΤΕ ΙΔΑΣ nach C. J. Gr. n. 1704. 17, wo Böckh Ἀγεσίλας vermuthet, höchst problematisch; weiter aber lautete ... ΘΑΙΟ ΜΝΑΣΩΝ Ν·ΙΣΤΡΑΤΣ [Α]ΒΡ ΟΜΑΧΟΥ etwa: Ὀρθαῖος Μνάσωνος, Ἀμφίστρατος (s. Nom. Delph.) Ἀβρομάχου; Hr. C. gab: Ὀρθαῖος, Μνάσων, Μνασίστρατος Ἀβρομάχου. N. XXVIII. 14 wird corrigirt: ἐφ' ὥτε ἐλεύθερ[αι] εἶμεν ποιοῦντες ὅ κα θέλωντι καὶ ἀποτρέχοντες ᾇ κα θέλωντι, da die Tafel ἐλευθέρους (3 Frauen und ein Knabe Σώσανδρος) und ἃ wie n. XXIV. hat. Der Accusativ war aber hier eben so unantastbar wie in n. II. ἐφ' ὅτῳ ἐλευθέραν εἶμεν τὸν πάντα χρόνον ποιοῦσα ὅ κα θέλῃ. Die Freigelassene Z. 7 ΑΡΙΣΤ..ΘΛΑ konnte auch Ἀριστοφίλα (Curtius Ἀριστάθλα oder Ἀριστόλα) heifsen; der Genitiv aber Z. 12 Ἀριστομενέως (so der Stein) dürfte sich kaum vertheidigen lassen, denn auch die offenbar verderbte Schreibweise ΚΑΛΑΓΡΑΕΩΣ n. 1709. b. 6 (Böckh: Καλλικράτεος) erweist nichts.

N. XXIX. 7 fgde. heifst es: εἰ δὲ μὴ παρέχοιεν βέβαιον, πράκτιμοι ἐόντωσαν οἵ τε ἀποδόμενοι καὶ ὁ βεβαιωτὴρ ποτὶ ἀργυρίου μνᾶς δέκα πέντε τῷ ἑλόντι καὶ ὁμοίως Ἐπίκτησις ἐλευθερὰ ἔστω. Die Ergänzung ποτί (..ΤΙ) Z. 8 ist gewifs richtig, doch sollte nicht Lobeck zum Phrynichus S. 410 angeführt sein, welcher Stellen für πρός in der Bedeutung „ungefähr" beibringt. Ποτί ist hier: „zum Belange von —" wie in dem 2ten Titel von Tithora Z. 16 S. 554 ἀγώγιμος ἔστω ποτὶ τὸ γεγραμμένον ἐπιτίμιον. Im Folgenden wird Zusammenhang gewonnen werden, wenn man statt ἑλόντι schreibt θέλοντι. Vgl. n. 1706: εἰ δὲ μὴ παρέχοισαν, ἔκτιμοι ἐόντω μνᾶν τριάκοντα Σελεύκῳ ἃς Σέλευκος θέλῃ. Statt des Seleukos, vermuthlich eines Freundes der dort Verkauften, ist hier ὁ θέλων befugt, die den Verkauf nicht aufrecht Erhaltenden um 15 Minen zur Strafe zu ziehen. Z. 13 war .Ο.ΣΙΠΠΟΥ vielleicht Χρυσίππου, s. den Nom. Delph.

In n. XXX. 7 konnte die Unregelmäfsigkeit ἐφ' ὥτε ἐλεύθεροι εἶμεν καὶ ἀνεφάπτους als ein Gemisch aus beiden üblichen Structuren wohl ertragen werden, zumal die Inschrift auch Z. 21 fgde. eine hier gut erklärte Anakoluthie aufweist; das taedium bei Derlei (S. 39) mufs nun einmal überwunden werden. Merkenswerth ist ferner der Infinitiv ἀποδοῦσθαι, nach ἀποδοῦναι gebildet, Z. 24. Auch συλέων ἐπ' ἐλευθερίαν n. XXXII, 11 weicht von der üblichen Art ab, wie im Titel von Tithor. III. 7 ἀπέδοντο- ἐν ἐλευθερίαν. Ebds. Z. 13 war ΗΡΥΣ muthmafslich Ἥρυς (nicht Ἤρυς), vgl. Ἡρέας Ἥρων, Μέννυς (Stephani Tit. IV. 15) Μεννέας, Ἵππυς Ἱππίας Ἵππων, Φίλυς Φίλων, Ἱέρυς Ἱέρων u. s. w. Ob aber Hr. C. in C. J. n. 1695 a. A. ἄρχοντος ΗΡΟΥΣ gut ΗΡΥΟΣ conjicire, bleibt ungewifs.

In n. XXXIII. 2 ist in Ἡράκαινα Βαθύλου aus ...ΚΑΙΝ ΑΒΑ·ΥΛΟΥ der erstere Name möglicher Weise richtig ergänzt (Ἄλκων Ἄλκαινα, Τρύφων Τρύφαινα); der Vater hiefs aber wohl Βαβύλος. In dem Bruchstück n. XXXVI. b. 2 ΥΣΑΡΑΠΕΙΩΝΤΟΕΜΜ . ΙΔΕΛ scheint dem Refer. der Versuch: Σαραπείων τοῦ Ἐμμενίδα mehrfach bedenklich. Denn aufser dafs Σαραπίων statt des ganz schlechten und höchstens in viel späterer Zeit etwa vorkommenden Σαραπείων erwartet wurde, sollte es füglich auch ὁ Ἐμμενίδα heifsen, obschon der Unterzeichnete einige entgegenlaufende Bei-

Digitized by Google

spiele auf Inschriften recht wohl kennt. Es wäre nicht unmöglich, dafs auf dem Steine gestanden hätte ἐπὶ τοῖσδε ἀπέδοντο Ἐμμενίδας; dann folgte dessen Gattin, weil es weiter heifst τοῦ υἱοῦ αὐτῶν Τιμοθέωνος. Dafs in der durch Τραγιανοῦ (Φίαλος Φιγ., ὀλίος ὀλίγος, ἀγήοχα ἀγήγοχα Rofs Inselreise II. 165 Ulrichs Forsch. I. 156) bemerkenswerthen Inschrift n. XXXVIII. 2 καθάπερ ἔδοξε [τῇ βουλῇ τῶν] προγεγραμμένων θεῶν καὶ τοῦ Σεβαστοῦ Τραγιανοῦ die βουλή an ihrer Stelle sei, dünkt ziemlich unglaublich; eher möchte man annehmen, dafs es etwa lautete ὁ δεῖνα ἔδωκε ἱερὰν τῶν προγεγραμμένων θεῶν καὶ τοῦ Σεβαστοῦ Τραγιανοῦ τὴν δεῖνα, nämlich testamentarisch wegen des Folgenden Z. 5 παραμείναsαν πάντα τὸν τῆς ζωῆς|χρόνον ἀνεγκλήτως ἐν οἰκίᾳ παρ' Εὐκρί|τῳ καὶ κατὰ τὸ δίκαιον ποιήσασαν αὐτοῦ τὴν|βούλησιν nach dem Originale:

ΠΑΡΧΜΕΝΑΣΑ.....ΟΝΤΗΣΖΟΗΣ
ΧΡΟΝΟΝ.ΟΑ.ΚΛΗΤΩΣΕΝΕΙ.Ο....ΔΠΑΝΤΙΚΡΙ
ΤΩΚΑΙ.Χ..Τ.ΔΙΚΑΙΟΝ..ΤΗΦ.....ΟΥΤΗΝ
ΒΟΥΛΗΣΙΝ

wofür Hr. C. blofs παραμείνασαν πάντα τὸν τῆς ζωῆς χρόνον ἀνεγκλήτως — καὶ καθότι δίκαιον πράττουσαν αὐτοῦ τὴν βούλησιν giebt.

In n. XXXIX. aus Elateia war a. 10 zu καὶ ἄλλος ὁ θέλων ἐπιτυγχάνων statt ὑπεύθυνος (S. 24) wohl eher ἀνυπεύθυνος zu ergänzen und eben so in b. 21: dann entspricht das Verhältnifs dem Delphischen ἀζάμιος ὢν καὶ ἀνυπόδικος πάσας δίκας καὶ ζαμίας. Ueber die ἔγδικοι a. 8, b. 20, c. 27 vgl. C. J. Gr. n. 1732. a, 17, b. 17 v. I. p. 851. a und n. 2850. b. 8 v. II. p. 1118. Das, nach der rechten Seite hin abgebrochene Stück b wird ohne eine zuverlässigere Abschrift kaum herzustellen sein; Hr. Dr. C. hat sich redlich bemüht ohne jedoch einen Zusammenhang herauszubringen. Refer. berührt nur eine Kleinigkeit: Z. 18 ΑΥΤΑΣΜΗΔΕΤΑΙΑΥΤΑΝΥΠΑ. Hr. C. schreibt hier αὐτὰς μηδὲ τὰ αὐτᾶν ὑπά[ρχοντα (tit. Tith. I. 9. μήτε αὐτόν, μήτε τὰ ὑπάρχοντα αὐτοῦ); allein ΙΑΥΤΑΝ weist auf ταυτᾶν wie im C. J. Gr. n. 2448. III, Ahrens de dial. Dor. p. 266.

In dem Amphictyonenbeschlusse n. XL. nimmt Hr. C. Λοκρῶν Φρίκου Ἀλπωνίου für zwei Lokrer, während er S. 76 und S. 100 mit mehr Berechtigung nur Einen aus Alponoi (Lobeck. Pathol. S. 244) anerkennt; eben so ohne triftigen Grund sieht er in Εὐβοέων Ἀμφικράτεος Χαλκιδέος zwei Euboeer. Statuirt man an jeder Stelle blofs Einen, so bleiben 15 Hieromnemonen wie muthmafslich bei Leake n. 8. Sechzehn sind ihrer n. XLI. und eben so viele n. XLII. (nach genauerer Zählung als Curtius S. 49 macht, s. S. 101); in allen übrigen amphictyonischen Decreten ist die Anzahl mehr oder weniger ungewifs, so dafs eine feste Norm für die zu einem Beschlusse nothwendige Zahl von Stimmen kaum zu gewinnen steht. Der Gesandte der Athener heifst in n. XL. Ἱερομνήμων, wie es einen gleichnamigen Ἄρχων ἐπώνυμος dort gab, Olymp. 117. 3, Diodor. Sic. XX. 3.

In n. XLI. war der Name des Aetolers ΛΥΚΩΠΟΥ nicht Λυκώπης (S. 95), da Λυκώπας, α, verlangt wurde, sondern Λύκωπος wie Μελάνωπος. N. XLIII. ist für Μελενθίῳ vielleicht Μελανθίῳ zu schreiben. Ebends. steht Z. 4 ΕΠΙΜΕ||ΜΕΝΟΙΣΚΑΙ ΑΣ ΕΙΑ ΟΙ.ΤΟΝΚ. ΣΜΟΝΤΑΙΑΘΑΝΑΙ||ΤΑΙ ΠΡΟΝΑΙΑΙ, womit man zusammenzuhalten hat n. XLV. 12 ΤΩΙ ΕΠΙΜΕΛΟΜΕΝΩΙΚΑΤΑΣΚΕ..ΟΝΕΡΓΟΝ||..ΥΜΟΝ τᾷ Ἀθάνᾳ τᾷ Προναίᾳ. An ersterer Stelle nun giebt der Hr. Herausgeber S. 78 ἐπιμελομένοις καὶ κατασκευασαμένοις. Dazu ist jedoch weder die Lücke grofs genug, noch scheint das Medium und der Aoristus zulässig. Referent befürchtet nicht zu irren, wenn er κατασκευαζόντοις vorschlägt; in n. XLV. aber wird, falls der leere Raum wirklich nur zwei Buchstaben fafste, κατασκεάζοντι zu lesen sein, s. oben zu n. XXIV. Uebrigens hat schon Hr. C. bemerkt, dafs durch beide Titel die Frage über Ἀθάνα Πρόνοια oder Προναία sicher entschieden wird, s. Schubart und Walz zu Pausan. X. 8, 6. Die dem πρόξενος n. XLV. verliehene σκανὰ ἐμ Πυλαίᾳ ἁ πρώτα scheint dem Unterzeichneten besser S. 55 auf ein erstes Zelt in der Delphischen Vorstadt Πυλαία bei den Festversammlungen als auf ein Speiselocal (S. 79) bezogen zu werden. Für den Namen Z. 6 Φαιάνδρου (Λαίανδρος C. J. Gr. n. 1925, q, v. II. p. 998) dürfte nicht einzustehen sein. Ebendas. ist die Ergänzung Γερμ[ανικοῦ, wie auch der Verf. sah, wohl mehr denn ungewifs; möglich dafs Περραιβῶν stand.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 55.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

Anecdota Delphica. Edidit Ernestus Curtius. Inscriptiones Atticae nuper repertae duodecim, edidit Ernestus Curtius.

(Schlufs.)

In n. XLVI. Στράτωνος, Κλευφάνευς (so der Stein), Ἀθάμβου Αἰνησίδα werden nur drei Senatoren angenommen. Allerdings sind ihrer in den Delph. Urkunden öfter blofs drei; allein hier mufste es dann wohl heifsen Ἀθάμβου τοῦ Αἰνησίδα. Vier βουλεύοντες wie hier erscheinen auch n. XLVIII, muthmafslich n. XLIX, n. LV., n. LXIV, n. LXVI. falls man nämlich nicht an allen diesen Stellen eine Weglassung des Artikels zugeben will, abgesehen davon, dafs man alsdann auch kein rechtes Princip mehr hat, um den jedesmaligen einzelnen Senator herauszufinden, dessen Vatername mit angegeben wäre.

Zu n. XLVIII. wo dem πρόξενος auch die εὐεργεσία verliehen wird, s. Meier de proxenia p. 15. Der Vatername Καλάνικος (aus Amphipolis) n. LII. scheint bedenklich, vielleicht war er Καλλίνικος. Auch Λύανδρος n. LV. (für Λύσανδρος wie Σωιππος? C. J. Gr. n. 834. neben Σώσιππος?) ist nicht ohne Anstofs, um so mehr als das Λ auf dem Steine nicht ganz deutlich hervortritt? ob Εὐάνδρῳ? In n. LXII. darf für Κλευμένει Κρε[ύ]θωνος (Κρήθωνος?) Κοτταεῖ wohl Κωπαεῖ vorgeschlagen werden. Zwar sagt Hr. C. p. 83. de scriptura noli dubitare; indefs ist die Veränderung KOTTAEI in ΚΩΠΑΕΙ doch fast so gut wie keine, und man hat nun wenigstens doch ein bekanntes Vaterland. Zu den Söhnen des Πολύϊδος: Ἀμφίλοχος und Ἀμυθάων n. LXIII. vgl. den spätern Smyrnäischen Titel C. J. Gr. n. 3372. Ἐτεοκλῆς Πολυνίκῃ τῷ ἀδελφῷ mit Böckh's Note, und wegen n. LXIV. ἀνενεώσαντο τὴν πάτριον προξενίαν Meier a. a. O. p. 14 u. p. 16 not. 146. Der in n. LXVII. erwähnte ἀρχιερεὺς τῶν Σεβαστῶν καὶ ἐπιμελητὴς τοῦ κοινοῦ τῶν Ἀμφικτυόνων καὶ ἄρχων τῆς ἱερᾶς Ἀκτιακῆς βουλῆς Κλεόμαχος aus Nikopolis war mindestens in Etwas durch des Pausanias Nachricht über den Antheil zu erläutern, welchen Augustus den Nikopoliten an der Delphischen Amphictyonie gab, X, 8, Tittmann über den Bund der Amphict. S. 68. In den wohl erhaltenen zwei Proxenien der Jonischen Erythräer (C. J. Gr. n. 3214. e., n. 3134) folgert Hr. C. aus dem Anfang: ἔδοξε τῇ βουλῇ καὶ τῷ δήμῳ· στρατηγῶν, πρυτάνεων, ἐξεταστῶν γνώμη eine Eponymie der Strategen. Dieser Schlufs scheint unsicher, weil die Magistrate, deren γνώμη sonst angeführt wird - Beispiele bei Böckh zu C. J. Gr. n. 2264. v. II. p. 218, n. 3137. I. l. — nicht allemal gleich auch die ἐπώνυμοι sind. Hier stehen die στρατηγοί wohl deshalb an der Spitze, weil die Angelegenheit selbst dem Departement des Auswärtigen anheimfiel. Die am Ende beider Titel stehende Formel ταῦτα δὲ εἶναι εἰς φυλακὴν τῆς πόλεως, welche, wie hier nicht bemerkt ist, auch Rofs fasc. II. n. 96. p. 11 ergänzt: τὸ ψήφισμα] ἅπαν εἶναι εἰς φυλακὴν τοῦ δήμου καὶ τῆς [χώρας, womit zu vergleichen C. J. Gr. n. 2561. b v. II. p. 1102 χάριν - φυλακῆς τῆς τε πόλεως καὶ τῆς χώρας, diese Formel scheint hier doch in anderer Bedeutung als in den Urkunden über das Seewesen des Attischen Staates S. 467 gefafst und auf Bewahrung der Urkunden durch die Stadt bezogen werden zu müssen. Es würde demnach εἶναι εἰς φυλακήν gesagt sein wie umgekehrt ἔχειν εἰς φυλακήν, Bernhardy Wiss. Synt. d. gr. Spr. S. 216 Note 98. Für die Geographie ist schliefslich noch aus n. LXIX. Ἐρυθραῖος τῶν ἐπὶ Θερμοπύλαις zu merken.

Die erste Appendix bringt einen 24zeiligen ägyptischen Papyrus aus Youngs' Hieroglyph. tab. XLVI, der seither noch nicht in Cursivschrift mitgetheilt war und — wie er denn in d. Jahr 354 nach Chr. gehört — in Orthographie und Structur allerlei Barbarismen enthält. Der Inhalt ist den Delphischen Verkaufsurkunden analog, indem ein Sclave und zwei Sclavin-

Digitized by Google

nen durch eine weitläufige Zuschrift für frei erklärt werden.

Appendix II. de dialecto Delphica läfst sich jetzt hier und da aus Ahrens' schönem Buche de dial. Dor. (p. 409 sqq.) vermehren. Die Coniectur des Letztern beim Johannes Gr. Δωρίδι χρῶνται — Κρισαῖοι für Κρίσκοι muthet nicht an. Man möchte Κρῆτες oder Κερκυραῖοι (de dial. Dor. p. 4 not. 5) wünschen. S. 91 ist der Imperativ ἐόντωσαν aus n. XIII. und n. XXIX. nachzutragen.

Appendix III, S. 92 fgde., giebt zuerst einen Nomenclator Delphicus, welcher, wenn genauer angefertigt, noch gröfsern Dank verdienen würde. Zu dem schon gelegentlich oben Verbesserten sei hier nur Einiges, wie es sich gerade darbietet, nachgetragen. Ἀγαθοκλῆς Πάτρωνος ist nicht n. XXIII.; Ἀγήτωρ heifst n. LV. richtig Ἀγ.; Ἀγίων Πολυκλείτου ist n. XV. nicht senator sondern βεβαιωτήρ; es fehlen Ἀρχαγόρας aus C. J. Gr. n. 1840. 16, Ἀμεινοκλῆς n. III., Διονύσιος Ἰρανίωνος n. VI., Ἐρατά n. VII., Κλεύδαμος n. III, X, XV. (bei Curtius unter Κλεόδ.), Λυσίας n. XIV., Ἀρχέλαος n. XIII., Θρασυκλῆς Ulrichs Reis. u. Forschung. I. 115, Ὀρέστας ebds., Βούλων ebds., Χαιρεφάνης C. J. Gr. n. 1936. 11, Θεσσαλός n. 1690. 18, Καλλείδας Εὐκλείδα n. X., Καλλίκων (oder Καλλικῶν wie Ἀπελλικῶν Lobeck Pathol. Serm. Gr. p. 327) n. II., Τιμοκράτης n. XXXV. Δεξώνδας stand vielleicht auch n. 1709. 4, Κλέων für Ἐλέων n. 1693. 1, Κριτόλαος n. 1701. 3, Πολύων n. 1709. 3 (γραμματεύοντος δὲ Πολύωνος τοῦ Θεοξένου) u. n. 1703. 13 wo Πύθων Θεοξένου vermuthet ist, Ὀρθαῖος n. 1699. 15, Σωσύλος statt Σώπυλος n. 1695. 5. Μέστριος Πλουτάρχου in n. 1713 a. E. (Μου Που τοῦ ἱερέως) hiefs vielmehr Μέστριος Πλούταρχος; andern Falls stände gewifs Μου τοῦ Που, u. s. Λ. Μέστριος Σώκλαρος n. 1732. a. 42 und Μέστριος Φλῶρος bei Plutarch. Quaest. Symp. I. 9, V. 7. Dafs Πράοχος auch n. 1709. 2 gestanden, ist unsicher, zu vergleichen war aber aus C. J. Gr. n. 1795. Πραῦχος und Πλαύχας aus n. 1647, die schon Pape beide hat.

Auf die Delphischen folgen die Aetolischen Namen (zu Λέων s. Rofs fasc. I. n. 70. u. C. J. Gr. n. 1570. b. 9 p. 753 a, zu Σθέννης Anal. Epigr. p. 221) und dann die merkwürdigeren aus den Lamischen Titeln. Appendix IV. S. 96 ist eine explicatio tabularum cum catalogo lapidum, wo die Anfänge, Nummern auf der Mauer und hier, und die Abschreiber der letzteren (S. 98 — 99) zusammengestellt sind. Die 1ste Tafel aber giebt einen Abrifs dessen was vom alten Delphi noch heute nachweisbar ist (s. auch die Vignette des Titelblattes) nach Ulrichs mit Zufügung der durch O. Müller aufgedeckten Strebemauern (ἀναλήμματα); n. II. von Hrn. Neise ist eine Ansicht der mit Inschriften bedeckten Mauer; n. III. von demselben zeigt Architekturfragmente des Delphischen Tempels. Die Addenda et Corrigenda S. 100 — 101 schliefsen mit einer Danksagung an die Architekten Herrn Heinrich Strack und den trefflichen, auch hier mit Rath und That förderlich gewesenen Epigraphiker Joh. Franz. Ein Index Rerum et Verborum steht S. 102—4, danach auf 36 Seiten die Titel I — LXIX und die Inschriften I — VI aus Lamia nach der Ἐφημερὶς Ἀρχαιολογική. Druck und Papier sind gut, der typothetischen Fehler nur wenige.

Das 2te oben angegebene Werkchen desselben Hrn. Verf.'s ist dem Hrn. Dir. Dr. Meineke zu dessen Geburtstage gewidmet und veröffentlicht in dankenswerther Weise zwölf Attische Inschriften aus der in Deutschland schwer zu habenden Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική. Zunächst die äufsere Ausstattung ist eine sehr elegante; die in Holz geschnittenen dem Text eingefügten Titel lassen die weifsen Buchstaben auf dem blauen Grunde hübsch hervortreten, nur sieht man nicht ab, wie mit der sonst üblichen Weise (schwarze Lettern auf gewöhnlichem Papiergrunde) nicht dasselbe zu erreichen wäre. Zufolge der Vorrede ist Hr. Dr. C. selbst weit davon entfernt zu glauben, er habe mit seinen Ergänzungen der bis auf wenige lückenhaften Inschriften überall das Rechte getroffen. Da er vielmehr ausdrücklich erklärt, er gebe diese Titel Behufs weiterer Besprechung durch Andere heraus, so mag Refer. seinestheils versuchen, ob er hin und wieder ein herstellendes oder erläuterndes Scherflein beitragen könne.

N. I. ist das Bruchstück eines Ehrenbeschlusses der Mesogeier auf Polyeuktos des Lysistratos S. aus Bate für dessen Verdienste um ein Fest des Herakles (vgl. C. J. Gr. n. 214.); der Archon Ὄλβιος fehlt in den Fasten. Die aus der Dreitheilung Attikas (Paralia, Diakria) bekannte Mesogaea bestimmt Hr. C. S. 4—5, abweichend von andern Gelehrten, als an beiden Seiten des Hymettos gelegen und den ganzen innern Strich, den eigentlichen Kern Attikas bildend, so weit dieses weder vom Meere bespült noch von andern grö-

Digitized by Google

fsern Bergjochen wie den Parnes und Brilessos durchzogen ist, bis zum Aigaleos. In dieser grofsen Mesogaea lag muthmafslich die kleinere hier erwähnte, welche man sich nach Art der Marathonischen und der Phalerischen Tetrapolis zu denken hat und die wie diese Tetrapoleis zum Mittelpuncte ihrer Demen ein Heiligthum des Herakles hatte. Zu diesen Demen gehörte Bate, aus dem auch der sonst nachgewiesene (S. 7) Antragsteller Ἀμυνόμαχος Φιλοκράτου war. Gegen die Restaurationen der 15 hin und wieder lückenhaft bleibenden Zeilen ist Folgendes einzuwenden. Z. 3 wird für ἐπεμελήθη τῆς τε-‖[λετῆ]ς καὶ τῆς πομπῆς τῷ Ἡρακλεῖ wohl τῆς τε ἑορτῆς zu schreiben, Z. 7 das auf dem Stein befindliche ἐπόησεν nicht mit ἐπο[ί]ησεν zu vertauschen, Z. 12 nicht Πολύευκτον] τὸν Λυσιστράτου Βατῆθεν sondern blofs Πολύευκ]τον Λυσισ B. und Z. 14 eben so wenig mit dem Artikel τῆς εὐνοίας ἕνεκα καὶ τῆς] δικαιοσύνης τῆς εἰς [τοὺς Μεσογείους herzustellen sein. Zu τῆς πομπῆς τῷ Ἡρακλεῖ vergl. das häufige θυσία τῷ δεῖνι (C. J. n. 157), zu εἰς τὸν οἶνον Z. 6. C. J. n. 2562. 12, zu κρεονομίας Z. 5 Lobeck z. Phrynich. p. 694 u. ebds. zu ἐπικοσμήσεως τῆς τραπέζης n. 1688. 38. Ueber die Hrn. C. S. 1 anstöfsige Interpunction mit 2 Puncten s. Franz Elem. Epigr. Gr. p. 50 u. 151.

In n. II. S. 8, den Trümmern eines Ehrendecrets wegen Fürsorge für die Heiligthümer und Weihgeschenke eines unbekannten Demos, ist neu was Z. 12 steht προαναλίσκων τοῖς δημόταις παρ' ἑαυτοῦ ἐπὶ τῇ ἐπαρχῇ ἣν ἐπάρχονται οἱ δημόται ἀπὸ τῆς ἀρχῆς ἕκαστος ἧς ἂν λάχῃ εἰς τὴν οἰκοδομίαν τῶν ἱερῶν καὶ τῶν ἀναθημάτων; gut erläutert hat dies Hr. C. auf S. 10. Z. 2 fgde. stand vielleicht ἑκάστοτε α]ἱρουμένων τῶν δημο[τῶν, τῶν ἰδίων] καὶ τῶν κοινῶν τοῖς δη[μόταις ἐπιμ]εμέληται.

Mit n. III. ist dem Herausg. widerfahren, was er im Lemma zu n. IX. vorweg entschuldigt: der Titel war vor vielen Jahren schon edirt, C. J. Gr. n. 373. b v. I. p. 911.

N. IV, 35 Zeilen, deren die ersten und letzten verstümmelt sind, eines Psephisma für den Epirotenkönig Ἀρύββας (so auch Sintenis in Plut. Pyrrh. 1, Ἀρύμβας Alex. 2). Dem Inhalte nach vgl. den Titel n. 69. bei Franz Elem. Ep. Gr. p. 175. Der angenommene Irrthum des Steinmetzen κυναί für κοιναί Z. 5 S. 12 war schwerlich vorhanden, da die Vertauschung von ō und ōι nicht in so frühen Zeiten vorkommen möchten. Ueberhaupt genügte Hrn. C. gewifs selbst kaum der Versuch, am Anfange einiges zu ergänzen S. 14: Z. 1 ἡ βοήθεια ἡ δοθεῖσα παρ' ἡμῶν ποτε τῷ πάππῳ u. Z. 3—4 αἱ αὐταὶ τιμωρεῖαι ὑπάρχουσιν αὐτῷ καὶ τοῖς ἐκγόνοις ἀεί εἰσι κοιναί. Refer. vermuthet, nach vorausgegangenem ἡ προξενία καὶ εὐεργεσία habe es weiter geheifsen:

καὶ ἀτέλ]εια oder ἀσφάλ]εια ἡ δοθεῖσα [θαρύπᾳ τ-
ε τῷ πάππῳ καὶ [τῷ πατρὶ Ἀ-
[λκ]έ[τ]ᾳ ὑπαρχ[έτωσαν ἀ-
υτῷ καὶ τοῖς ἐκγ[όνοις ὡς νῦ-
ν] εἰσι κύ[ρ]ιαι —

Zu den gelungensten gehört Z. 31 die Verbesserung von .ΥΡΗ.Υ — in χρηματίσαι; zu Z. 28 καλέσαι ἐπὶ ξένια konnte Voemels' Abhandlung über diesen Ausdruck angezogen werden.

N. V., auf denselben Ἀρύββας bezüglich, lautete vom Anfang an vielleicht also: ἐὰν δέ τις τολμήσῃ ἢ αὐτὸν τὸν Ἀρύββαν ἀδικ]εῖν ἢ [τ]ῶν π[αίδων] τινὰ τῶν Ἀρύββου, ἐπ[εῖναι τ]ὰς αὐτᾶς τιμωρίας αἵ[περ κ]αὶ ὁ[π]ὲ[ρ τ]ῶν ἄλλων εἰσ[ὶν] Ἀθηναίων wie bei Plato de legg. XII. p. 943. d ὄφλουσί τε τιμωρίαι ἐπέστωσαν αἵπερ καὶ πρόσθεν ἐτέθησαν. Ferner Z. 7: ὅπως ἄ[ν καὶ αὐτὸ]ς καὶ οἱ π[α]ῖδες αὐτοῦ [κομί]σωνται τὴν ἀρχὴν [τ]ὴ[ν πατρ]ῴαν, s. n. 69. 21 bei Franz l. l. ὅτι ὁ δῆμος κεκόμισται τὸ ἄστυ.

In n. VI. ist kein rechter Zusammenhang geschafft, obwohl Hr. C. S. 17 den ungefähren Sinn des Ganzen getroffen zu haben scheint. Von Z. 5 ab coniicirt der Unterzeichnete: τυγχανόν[των ὑπο] δοχῆς καὶ ἐπισημασ[ίας παρὰ τ]ὸ ἄγαλμα τοῦ θεοῦ ὑπὸ τῷ [τοίχῳ?] εἰκονικῶν πινάκων.

Sehr interessant ist n. VII. ein Verzeichnifs von Sclaven und Sclavinnen, die ihren Herren entflohen (ἀποφυγών) jeder eine φιάλη σταθμὸν H weihen, offenbar in irgend einem Asyle; das Ganze ist eine Bereicherung zu dem Attischen Processe der Herren Pr. Meier und Schömann S. 403. Aufser den Eigennamen Ἀστυνόμος Z. 20 (C. J. n. 2562. 25 Anal. Epigr. p. 76 n. 1.) und Πλίννα ist das dreimalige ἐμ Πειρᾷ u. Z. 25 Φαληρὲ οἰκῶν hervorzuheben. Bei diesen Namen möchte man sofort an eine Abkürzung des Steinmetzen denken (Franz El. Ep. Gr. p. 359. a u. 370. a). In den übrigen Ergänzungen des Hrn. C. bleibt mancherlei fraglich; auch schreibt er ohne Grund dem Steinhauer Z. 22 einen Fehler ἀποφιγοῦσα zu; diesen hat sicher die das Υ undeutlich machende Zeit oder der Copist zu tragen.

N. VIII. ist das Ueberbleibsel eines Belobungs-

Digitized by Google

und muthmafslich Proxenie-Decrets für einen Menander aus Pergamon, der beim König Eumenes sich der Athener in alle Wege freundlich angenommen hatte (vgl. C. J. Gr. n. 2267 fgde.). Der Archon Ἀχαιός Z. 1 ist unbekannten Jahres; dann fällt ein doppeltes Datum (Z. 3 Ἀνθεστηριῶνος δευτέρᾳ und Z. 4 Ἐλαφηβολιῶνος τετράδι μετ' εἰκάδα) auf; da die Zeilen 4—6 ursprünglich anders beschrieben gewesen sind, so mag irgendwie ein Versehen zu Grunde liegen. Ob der von Vofs de hist. Gr. p. 467 Westerm. erwähnte Menander aus Perg. derselbe sei, ist nicht zu bestimmen; sicher verschieden ist der C. J. n. 2811 b. 38. v. II. p. 1113 vorkommende. Z. 11 kann gelesen werden: τοῖς ἀφικ]νουμένοις τῶν πολ[ιτῶν nämlich nach Pergamon, vgl. C. J. n. 1693. 8 τοῖς ἀφικνουμένοις Δελφῶν ποτὶ τὸν βασιλῆα Ἀντίοχον συνεργεῖ, n. 105. 13 ὅτι ἐστὶν ἀνὴρ ἀγαθὸς περὶ Ἀθηναίους τοὺς ἀφικνουμένους εἰς τὴν χώραν τὴν ἑαυτοῦ. Dann Z. 12: κατὰ πραγμα]τείαν ἢ κατ[' ἄλλην τινὰ χρείαν.

N. IX. eine Grabschrift, hat durch ihr Alterthum (zwei Zeilen von der Rechten zur Linken) Wichtigkeit: Ἐνιάλου θυγατρὸς Σπουδίδου κέραμος στήλη. Der Frauenname Ἐνίαλου (Ἔναλος Athen. XI. 466. c, Plutarch. Moral. 163 oder Sept. Sap. Conviv. 20) ist durch Hrn. C. S. 25 gelehrt bestätigt; füge hinzu Πρᾶτον Anecd. Delph. n. XXIII, C. J. n. 1706 und Ἴλαρον A. D. n. XXV. Von den andern gelegentlich angeführten seltneren Frauennamen findet sich Ῥοδώ auch bei Stephani Reise d. e. G. d. nördl. Gr. n. 8; Ἀθδίς war längst als Freundin der Sappho bekannt, Winckelm. Plutarch. Amator. p. 116; Ποῦσις ist sehr bedenklich (Παῦσις?), Θαλέα in der Form Θαλία auch C. J. Gr. n. 571. 1 und Θάλεια wahrscheinlich n. 2486. 4 v. II. p. 1117. b. Von den letzten zwei Worten wird S. 26 zuerst die Erklärung aufgestellt, dafs στήλη Subject, κέραμος Prädicat, das Ganze aber so viel wie ἡ στήλη ἐστὶ κεράμειος sei. Zu geschweigen, wie eigen eine solche Notiz sein würde, so müfste es mindestens ἡ στήλη κεραμία oder ἡ στ. κεραμεᾶ (Lobeck zum Phryn. S. 147) heifsen. Dagegen empfiehlt sich die 2te mitgetheilte Deutung: Ἐνιάλου (ἐστὶ) στήλη (καὶ) κέραμος durch den Sinn wie durch die auch altattische Auslassung der Copula, s. unten zu n. XI.

N. X. ist im Ganzen wohl richtig von Hrn. C. aufgefafst; jede Einzelnheit in der Ergänzung möchte jedoch auch hier der Unterzeichnete nicht rechtfertigen. So erfährt man z. B. Z. 3 ὑπὸ Πολεμά[ρχου nicht, wer dieser II. sei. Hält man sich an Diodor. Sicul. XX. 100. (Δημήτριος ὁ Πολιορκητὴς) πρῶτον μὲν τὴν Χαλκιδέων πόλιν ἠλευθέρωσε, φρουρουμένην ὑπὸ Βοιωτῶν, so ist es vielleicht nicht überkühn von Z. 3 an zu lesen:

[πρ]ό[τ]ερό[ν] τε κατασταθεὶ[ς ἐπὶ τὴν τ-
οῦ Εὐρίπου φυλακὴν ὑπὸ πολεμά[ρχων πολιορκ-
ήσαντος ἐκείνου [ἀπ]έδωκε Χα[λκίδα καὶ τὸ-
ν Εὔριπον καὶ [αἴτιος] ἐγένετο [τοῦ τὴν νῆσο-
ν αὐτῶν ἐλευθέραν γενέσθαι κ[ατὰ τὴν προα-
]ρεσιν τῶν βασιλέων Ἀντιγόνο[υ καὶ Δημητ-
ρ]ίου, καὶ νῦν ἐπιστρατεύσαντ[ος ἐπὶ τὸν δῆ-
μ]ον τὸν Ἀθηναίων Κασσάνδρ[ου —

Hier ist πρότερόν τε entsprechend dem καὶ νῦν Z. 9, vom Unterzeichneten, eben so τοῦ τὴν νῆσον (Herr C. τὴν πατρίδα) αὐτῶν näml. der Chalkidenser, Z. 6, u. das Z. 9 Versuchte, wo Herr C. ἐπιστρατευσάντων ἐπὶ τὸν ἐχθρὸν τὸν Ἀθηναίων Κάσσανδρον giebt. Allein Plutarch im Demetrius 23 bezeugt, dafs nur Demetrius, nicht zugleich Antigonus, auf Bitten der Athener gegen den Kassander zog. Dafs endlich Z. 4 ὑπὸ πολ. statt ὑπὸ τῶν πολ. zulässig war, erweist wohl Schäfer's Note über die Magistratsnamen, Appar. Demosth. II. 112; C. J. Gr. n. 1570. a 19 u. 33 μετὰ πολεμάρχων καὶ κατοπτῶν, und Z. 26 μετὰ π. καὶ κ. καὶ συνηγόρων τῆς πόλεως. Der Annahme aber, dafs die Polemarchen — der im Vorhergehenden genannten böotischen Stadt, etwa Theben's — die Besetzung von Chalkis angeordnet, scheint mindestens nichts im Wege zu sein.

In der Weiheschrift n. XI Ἀκρογίδης, Ἑβδομίας Λευκολοφίδου ἀνεθέτην (auf dem Stein angeblich ἀνθέτην) ist der erste Name kaum griechisch; aber bei der übeln Beschaffenheit des Steines ist jeder Versuch, wie Ἀκρωνίδης, Ἀκτορίδης, Ἀβρωνίδης u. s. w. unsicher. Gut hat Herr C. Ἑβδομίας corrigirt, B statt K setzend; vergl. Πρωτέας, Πρῶτις, Τριάκων Lobeck Path. Serm. Gr. p. 316 u. 521, Τεταρτίων, Εἰκαδεύς n. a. Wegen der fehlenden Copula s. C. J. Gr. n. 25. 3, n. 523. 7, n. 1196, Anal. Epigr. p. 113.

Das Bruchstück n. XII bleibt ohne genauere Bestimmung; es scheint noch in den peloponnesischen Krieg oder bald nach diesem zu fallen. Z. 8 liest Referent τὴν στήλην, wozu Z. 9 ἐπανορθῶσαι· stimmt. Durch συνδιεπολέμησαν Z. 10 wird bei Thukydides VIII. 13 dasselbe Zeitwort geschützt.

S. 31—33 werden Appendicis loco 4 Titel aus Hypata nach der Ἐφημ. ἀρχ. zu den Catalogen der Freigelassenen in den Anecdota Delphica S. 13 nachgetragen. In dem 2ten (n. 193) war statt „Σύμαχος (sic)" muthmafslich Εὔμαχος zu schreiben, und n. 4 (195) statt Δεοντίσκου und Μάντα wohl Λεοντίσκου und Μανία.

Karl Keil, in Pforte.

Digitized by Google

№ 56.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

XXVII.

Mémoire sur la langue des glosses malbergiques. Par Mr. Edélestand du Meril. Paris, 1843. (48 S.). 8.

Seit Unterzeichneter seine Ansichten über die Entstehung und Bedeutung der malbergischen Glosse dem gröfseren Publicum vorgelegt hat, mufste er darauf gefafst sein, mancherlei Widerspruch zu erfahren. Mannigfache Belehrung war dadurch zu erwarten; doch mufste er sich auch von Anfang an darauf rüsten, mit Geduld manchen unpassenden Einwand hinzunehmen, denn da seine Erörterung in zwei ganz verschiedene Fächer eingriff, war nur sehr Ausnahmsweise darauf zu rechnen, dafs die, welche auf seine Bemerkungen eingingen, beiden gewachsen wären. Unsere Linguisten haben noch nicht viel Beweise geliefert, dafs ihnen die Natur unserer alten deutschen Rechtsquellen (deren rechte Erkenntnifs auch in ihrem lateinischen Text eine jahrelange Lectüre, ein eigentliches Hineinlesen in den Sinn derselben voraussetzt) sehr interessant sei; von unseren Juristen dagegen werden nicht Viele sein, die sich mit den keltischen Sprachen beschäftigen. Nur bei Jakob Grimm durfte voraussichtlich auf allseitiges Eingehen und gerechte Würdigung gerechnet werden. Diese letztere Erwartung hat auch in keiner Weise getrogen, und Unterzeichneter verdankt dem verehrten Manne fortwährend belehrende und berichtigende, aber auch ermuthigende Mittheilungen. Hinsichtlich dessen was von anderen Seiten über den Gegenstand nach dessen sprachlicher Seite laut geworden, hat Referent bis jetzt nur Gelegenheit gehabt, sich in Geduld zu üben. Diese schöne Uebung ist ihm nun freilich dadurch sehr erleichtert worden, dafs er von der Richtigkeit seiner Ansicht *im Ganzen* so vollkommen und aus so guten Gründen überzeugt ist, dafs er auf deren letztliche Anerkennung so gewifs rechnet wie auf das eigne Dasein und Leben. Bei solcher Zuversicht ist es sehr gleichgültig, ob man jahrelang Einwürfe hört, welche die Sache gar nicht treffen — oder auch Einwürfe, die Referent schon selbst, ehe er ein Wort über die Sache sagte, bei sich abgemacht hat, und die er nur nicht speciell zum Gegenstande einer Erörterung selbst gemacht, weil er sich nicht jener theologischen Breite befleifsigen wollte, die auch das sich selbst Erledigende zum Besten der Schwachen weitläuftig zu besprechen hat.

Was nun bis jetzt von dieser Art zur Geduld auffordernder Einwürfe erschienen ist, hält sich zum Theil so, dafs es des Referenten Ansicht gar nicht anficht, sondern sich darauf beschränkt mit Hülfe allerhand aus fast allen deutschen, auch neuen deutschen Volksmundarten zusammengelesener Brocken eine *deutsche* Erklärung der malbergischen Glosse um jeden Preis durchzuführen. Gegen diese Gattung von Gegnern hat Referent kein Wort zu sagen. Warum sollte er ihnen den patriotischen Spafs verderben? sie mögen ihn haben so lange es ihnen beliebt. Referent wünscht sogar, es wäre möglich, den Spafs zum Ernst machen zu können; dies aber ist nach des Referenten fester Ueberzeugung nicht mehr möglich. Auch *den* Spafs mögen sie haben, auf die Titel ihrer Gegenschriften zu setzen, dafs Referent dadurch widerlegt sei. Gewissenhafte Kenner des deutschen Rechtes werden am besten ein Zeugnifs ausstellen können, was für sie bei diesen Spielereien herausgekommen ist. Referent beneidet Niemand weder um ein testimonium paupertatis der Einsichtigen, noch um ein testimonium diligentiae derer, die nichts von der Sache verstehen.

Anders steht es mit der Schrift, welcher speciell diese Anzeige gilt und deren Titel oben verzeichnet ist. Sie beschränkt sich nicht blofs darauf, mit Hülfe allerhand für einen Auländer im ersten Anblick auffallender, aber im Grunde doch nicht blofs auf allen Seiten

Digitized by Google

hinkender und schiefer, sondern charlatanartig zusammengelesener deutsch-sprachlicher und deutsch-geschichtlicher Gelehrsamkeit eine Erklärung der malbergischen Glosse als eines Restes *deutscher* Mundart zu geben, sondern spricht auch mit leichtsinnigster Anmafsung von der Beziehung, die Referent zu keltischen Idiomen genommen. Hierauf zu *dienen* glaubt Referent doch auch seiner *Sache* schuldig zu sein, obwohl der Verfasser so windig auftritt, dafs *ihm* durch Polemik im Grunde viel zu viel Ehre erzeigt wird. Hiebei läfst Referent ganz bei Seite liegen, was Hr. du Meril geglaubt hat als historische Einleitung über den Ursprung der Franken seiner Erörterung vorausschicken zu müssen: Richtiges und Falsches, halb- und gar nicht Verstandenes, auf Nachrichten aus den verschiedensten Zeiten und aus Schriften der verschiedensten Scribenten Gegründetes, Nachrichten, in denen der Name Franci bald eine weitere, bald eine engere, bald eine präcise, bald eine sehr vage und dunkle Verwendung findet — alles das ist hier zu einer *farrago* verarbeitet, an die man freilich bei Erörterungen über die Zeiten der deutschen Völkerwanderung gewöhnt ist, die aber doch besonders seit Zeufs diesen Studien mit seiner Zusammenstellung unter die Arme gegriffen, mehr und mehr sich selbst zur Thüre der Wissenschaft hinausschiebt.

S. 6 findet sich am Schlusse der zweiten Note folgende Aeufserung: „il est évident que de tous les dialectes haut-allemands le francisque est celui qui ressemble le plus au saxon". Hier nimmt Hr. du Meril den Ausdruck *fränkische Zunge* oder *Sprache* in ganz verwirrter Weise. Das eigentlich Fränkische d. h. die Sprache der salischen und ripuarischen Franken ist *gar kein oberdeutscher Dialekt*, sondern ein niederdeutscher. Bis auf den heutigen Tag werden in den Landschaften der salischen und ripuarischen Franken aufser den romanischen Dialekten der Wallonen nur plattdeutsche Mundarten gesprochen, und die *fränkischen Eigennamen*, die uns zu tausenden in dem polyptychum Irminonis vorliegen, und zu denen wir oberdeutsche sowohl als angelsächsische Parallelen in grofser Menge haben, halten sich überall auf der plattdeutschen Lautlinie — es wäre doch wunderbar, wenn ein Volk plattdeutsche Eigennamen aber oberdeutsche Umgangssprache gehabt hätte; noch wunderbarer wenn in einem weiten Strich Landes, in verschiedenen Dialekten von der flämischen Küste bis nach Cöln hin das *Volk*, ohne dafs wir irgend etwas von den bewegenden Gründen erfahren hätten, seine Sprache aus einem oberdeutschen in einen niederdeutschen Dialekt gewechselt hätte. Hr. du Meril pocht freilich darauf (S. 13), dafs Otfrieds Sprache fränkisch genannt wird; dafs das Ludwigslied in einem oberdeutschen Dialekt abgefafst ist. Er bedenkt aber nicht, dafs durch Hludwig's Eroberungen gegen die Allemannen, durch Dietrich's Eroberungen gegen die Düringer das fränkische Königshaus am Mittelrhein und am Main, wo überall oberdeutsche Sprache herrschte, so reich mit Domänen ausgestattet ward, dafs nicht blofs in diesen Gegenden in weit späteren Jahrhunderten noch die Kraft des Reiches ihren Sitz hatte, sondern dafs auch ein überaus zahlreicher Theil des fränkischen Adels nach jenen Eroberungen in diesen Gegenden von Mosel und Lahn aufwärts bis Basel hin angesessen ward; und dafs dieser Adel vornämlich es war, der, nachdem er seinerseits von Kindesbeinen an durch die dienende Umgebung in den deutschen Dialekt dieser Mittelrheingegenden eingelebt war, wieder den austrasischen Königshof in Metz oder wo er sonst seinen Sitz hatte, umgab; dafs dieser allemannisch-fränkische Dialekt die *austrasische Hofsprache* ward, in dieser Eigenschaft an den Karolingerhof überging und dafs so ein oberdeutscher Dialekt allmählig zu der Ehre kam, *fränkische Sprache* zu heifsen, ohngeachtet er mit dem Dialekt *der* Franken, denen zuerst das salische Gesetz galt, gar nichts zu thun hat. Dafs Otfrieds Gedicht in Constanz und St. Gallen leicht verstanden ward, hat mit dem salischen Gesetz gar nichts zu schaffen; und dafs fränkische Dolmetscher bei den Angelsachsen dienen konnten, beweist eben, dafs die alten Franken plattdeutsch redeten.

S. 8 sagt Hr. du Meril über meine Vermuthung, dafs das Adjectivum *salicus* oder *salius* (wofür in dem salischen Gesetz auch die Form *salecus* vorkömmt) ein latinisirtes malbergisches, dem gaelischen *saileach* entsprechendes Wort sein, und die Bedeutung *marinus* haben möge: „il serait étrange qu'un peuple empruntât son nom à une langue qu'il n'entendait pas". Nun liefsen sich eine Reihe Parallelen anführen, z. B. dafs die Magyaren sich in lateinischer Sprache bis auf den heutigen Tag *Hungari* nennen (was aus deutschem Hunni-vari, Bewohner des hunnischen Landes, entstanden ist) — aber wir brauchen gar nicht so weit zu

Digitized by Google

gehen; hat etwa das *Rifland*, haben etwa die *Ripuarii* ihren Namen von einer deutschen Wurzel? — Dafs aber meine Vermuthung über den Ursprung des Wortes salicus oder salecus richtig ist, sehe ich nun aus dem polyptychum Irminonis, wo nicht nur die Formen *Salius* (163) und *Salecus* (163. 201), sondern auch eine dritte Nebenform *Salacus* (78. 115. 176) als Eigennamen vorkommen, wie wir ja auch die Namen Frank, Sachse u. s. w. noch oft genug als Eigennamen haben, und wie das polyptychon Irminonis noch andere Stammnamen als Eigennamen bietet, z. B. *Wandalus* (92), *Saxo* (70. 80). — Auf die Weise, wie Hr. du Meril, wird man freilich mit den Gegenständen bald fertig, wenn man sie, sobald man se nicht brauchen kann, mit ein Paar übermüthigen Worten über Bord wirft.

S. 14 berührt Hr. du Meril in einem Beispiel einen Gegenstand, über welchen man ein Buch schreiben kann, und dessen strengere Behandlung noch die aufklärendsten Ergebnisse liefern wird: nämlich das deutsche Eigennamenwesen, indem er not. 3 sagt: „Dans le poëme qu' Ermold lui (sc. Louis le Debonnaire) adressa, il explique aussi son nom par deux mots teutoniques: Nempe sonat *hlud* praeclarum; *wigch* quoque Mars est". Referent kann sich hier auf den Gegenstand des breiteren nicht einlassen, aber abgesehen davon, dafs Ermold selbst den letzten Theil des Namens falsch auffafst (etymologischen Scharfsinn wird Niemand von jener Zeit verlangen) ist auch der erste Theil des Namens ein Wort, welches erst aus dem Keltischen in das Deutsche gekommen ist, denn im Gaelischen heifst: „*clu* oder *cludh*, der Ruhm" und „*cluiteach*, berühmt" — welchen gaelischen Worten, nach der sicheren Analogie anderer malbergischen Wörter zu gaelischen, in der malberg. Sprache *chlod* oder *chlud* (gloria) und *chloda* oder *chluda* (gloriosus) entsprechen müfsten, wenn diese Wörter vorkämen.

S. 24 u. 25 geht Hr. du Meril dazu über, den Namen malberg zu erklären. Er ist natürlich aufgelegt, *mal* mit *mahal* d. i. parlement und *berg* mit *berg* d. i. montagne zu erklären; da haben wir also ein „parlement sur une montagne". Betrachten wir die Reihe der mit malberg zusammenhängenden Wörter: *mallus*, *mallare*, *admallare*, *mallobergium*, *malberg*, so ist schon aus dem unbestrittenen Sinne einzelner derselben klar, dafs doch überhaupt nicht wohl an das deutsche *mahal* zu denken ist; mallare und admallare würden sich schwer daraus erläutern; vielmehr ist ein deutsches *mâlôn* nachher aus der malbergischen Gerichtssprache abzuleiten. Auch das Geschlecht von mallus und bergium wäre aus deutschem Grunde unerklärlich. Die emendata (L.VI. § 4.) erläutert *mallobergium* durch „plebs quae ad unum mallum convenire solet". Diesen Worten nach sieht es aus, als bedeute mallobergium oder malborgum die *Gemeinde*, in welcher der *mallus* stattfindet; indessen ist das offenbar ein später Zusatz von Jemandem, der das alte Wort in seiner eigentlichen Grundbedeutung nicht mehr verstand. Legen wir keltische Wörter diesen latinisirten zu Grunde, so ist sofort alles klar. Im Gaelischen heifst *mol* ursprünglich als Substantiv: ein *Kreis*, als Adjectiv: *rund*; weiter heifst alles mol, was in Kreisen beschlossen ist, was Kreise bildet, also: ein Ball, eine Kugel, eine runde Zahl, ein Haufe Menschen der zusammengehört, *eine Versammlung gesellschaftlich Verbundener*, eine zusammengehörende Heerde u. s. w. Die wälsche Sprache hat dasselbe Wort: das wälsche *mol* bezeichnet Alles, was sich concentrirt, was coagulirt, was concret wird. Das malbergische Wort *mallus* im Sinne einer *Versammlung der Gerichtsgemeinde* (der in einem Gerichtskreise beschlossenen, in einem gesellschaftlichen Verbande sich concentrirenden) ist also dasselbe, wie das gaelische und wälsche *mol*. Der zweite Theil des Wortes mallobergium hängt zusammen mit gaelischem *abr* — d. i. „sprechen", welches (wie man aus dem Imperativ: *abair* noch sieht) ursprünglich *abair* — lautete. Bei weiteren Bildungen aus diesem Worte wird das anlautende a (was wohl überhaupt nicht zum Stamme gehört, sondern als Präfix zu fassen ist) abgeworfen: *bearadh*, das Sprechen, das Referiren; *beara*, der Sprecher, der Richter; *bearacht*, der Spruch, das gerichtliche Urtheil; *bairn* — Recht sprechen; *bear-gna* (oder *ber-gné*) die Redeweise einer Gegend, der Dialekt, die Sprache eines Orts oder Landes; *bearla*, die Sprache, der Dialekt (in specie: die englische Sprache); *bearach*, gesprächig. *Mallo-bergium* bedeutet also offenbar: „eine Versammlungs-Besprechung, eine Gemeindesprache (wie: Bauer-sprache), ein Gemeindegericht". Dafs *Sprache* und *Gericht*, wie im Keltischen, so im Malbergischen in einander laufende Begriffe waren, sehen wir daraus, dafs in der lex salica das Entziehen des königlichen Rechtsschutzes bezeichnet wird durch:

Digitized by Google

extra sermonem suum (sc. regium) ponere. Auf jeden Fall wird man auf diese Erläuterung des Wortes mallobergium nicht in dem Grade den Satz des Augsburger Malerbüchleins: „*Pflaumen malt man wie Kirschen, nur ganz anders*" anwenden können, als auf die von Hrn. du Meril S. 24 Note 4 versuchte Erläuterung der malbergischen Glosse *leodecal*, welche herkommen soll von *leud*, publique und von *kezzel*, chaudière; *leodecal* und *leud-kezzel* sind wahrhaftig so verschieden wie Pflaumen und Kirschen. Auch in diesem Falle aber gewährt das Keltische eine vortreffliche Erläuterung, denn die Glosse soll offenbar ein Gottesurtheil bezeichnen; nun scheinen die Kelten von dieser Art gerichtlicher Handlung nicht allzu viel gehalten zu haben. Die wälschen Gesetze kennen *gar keine Gottesurtheile;* in Irland kömmt das Gehen durch Feuer und über Feuer vor, aber als religiöse Handlung, als auspicium; unser Springen über die Oster- und Johannisfeuer ist ein Rest davon. Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, dafs, wo eine solche Rechtsprobe dennoch aufgenommen wird, sie in keltischer Rede als Frevels-sicherung, *Frevels-schild* bezeichnet wird, als *die* Rechts-handlung, durch welche sich der Frevler zuletzt Sicherheit verschafft. Dafs *leode* eine gewisse Gattung Frevel und Mifshandlung bezeichne, geht daraus hervor, dafs auch im Gaelischen *leod* synonym ist von *leadairt*; das Verbum *cal* — aber heifst: in Sicherheit bringen; *cala*, der Hafen; *cail* oder *caile* der Schild. — Bei dem Worte *mandoalle* mufs doch (S. 27) Hr. du Meril die keltische Erläuterung selbst zugeben, und hier könnte er sich auch sofort überzeugen, dafs die Varianten der Glosse grofsentheils nicht Schreibfehler, sondern Synonymen sind, nämlich neben der Lesart *mandoalle* findet sich die andere *mandoado*; nun heifst *maen* im Wälschen *der Stein* und: *do* oder *doad* die *Bedekung; doowl*, „was die Bedeckung angeht, bedeckend"; also *mandoale* = maen-doawl, belonging to a covering with stone; *mandoado* = mandoad, a covering with stone. Das Wort maen findet sich auch irisch in der Form *main* und *mam*, aber es bedeutet nicht mehr Stein oder Fels, sondern Hügel. Uebrigens sind mandoale und dolmen verschieden wie: *Steindecke* und *Deck-stein* und nicht identisch, wie Hr. du Meril anzunehmen scheint.

S. 29 sagt Herr du Meril: „on ne saurait soutenir sérieusement que la masse du peuple et les Sigambres, qui semblent en avoir été les chefs, écrivirent leurs lois dans une langue étrangère, que certainement ils ne comprenaient pas". Was das Nichtverstehen anbetrifft, so braucht sich H. du Meril nur in ein Land zu bewegen, wo Bevölkerungen verschiedenes Volksstammes zwar gemischt, aber nicht vermischt zusammen wohnen, wie in manchen Gegenden Ungarns oder Siebenbürgens; und er wird sich rasch überzeugen, dafs jeder Theil seine Sprache bewahren und doch die des anderen Theils lernen kann; dafs das auch Leute können, die in ihrem Leben weder Wörterbuch noch Grammatik zur Hand nehmen. Dafs aber die salischen Franken für sich das Gesetzbuch *malbergisch* abgefafst hätten, *hat noch Niemand behauptet*; sondern *dies* ist behauptet worden, dafs sie, die kein geschriebenes Recht, überhaupt ein für viele neue Verhältnisse nicht ausgebildetes Recht, noch dazu (da sie aus verschiedenen Stämmen erwuchsen) *nicht das gleiche* Recht haben mochten, sich bei ihrem Einwohnen im Niederland in vieler Hinsicht dem dort *bestehenden* keltischen Recht *angelebt*, und als sie endlich ein Recht für sich aufgezeichnet, für ganze Partieen nun nothwendig das ältere belgische, bereits geschriebene, oder. doch *in feste Tradition gebrachte* Recht zu Grunde gelegt haben, dafs sie zu Erläuterung der lateinischen Uebersetzung Wörter und Sätze *des älteren Rechtstextes* als Glossen eingefügt, auch für neuere Sätze hie und da zu festerer Bestimmung Glossen aus der ausgebildeten Rechtssprache der belgischen Kelten beigefügt haben zum Nutzen ihrer keltisch redenden Mitbürger und Unterthanen, und zu Orientirung ihrer Richter, die besser die für dies bestimmte Recht ausgebildete keltische als die lateinische Mundart verstanden; *das* ist als Vermuthung ausgesprochen worden. Die Behauptung aber, die salischen Franken hätten ihr Recht überhaupt *nicht in fremder Sprache* aufgeschrieben, während zusammenhängend *nur lateinische Texte* vorliegen, und für eine andere Abfassung *nur* die Glossen einige Vermuthung an die Hand geben, ist kühner, als dafs sie Ref. irgend verantworten möchte. Denn aus ihr würde ein geschriebener deutscher Urtext auch für alle andern Volksrechte folgen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 57.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

Mémoire sur la langue des glosses malbergiques. Par Mr. Edélestand du Meril.

(Schluſs.)

Die Behauptung, daſs in Belgien die keltischen gebildeten Einwohner, als die Franken sich zwischen ihnen ansiedelten, ihre keltische Sprache längst mit der lateinischen vertauscht gehabt, ist in soferp willkürlich, als dabei ganz auſser Acht gelassen ist, daſs *eine* Sprache gebildete Umgangssprache sein, und doch eine *andere* noch tausend Einflüsse im Leben üben kann; man braucht nur an die flämische Sprache in Belgien der französischen gegenüber von 1794—1844 zu denken, oder an die angelsächsische der normannisch-französischen in England gegenüber während des ganzen 12ten Jahrhunderts. Wären wir hinsichtlich unserer Kenntnisse von dem Fortbestehen der wälschen Sprache in England in den Zeiten der römischen Imperatorenherrschaft (wie hinsichtlich Belgiens) ganz auf die antiken Schriftsteller verwiesen, so möchte es schwer sein, dieses Fortbestehen positiv zu erweisen, und doch hat in Britannien nicht bloſs die einheimische Sprache, sondern trotz der römischen Reichseinrichtung auch ein eignes volksthümliches Recht der Britten fortbestanden und die Zeiten der Römer so wie das ganze Mittelalter überlebt.

Doch wir kommen nun zu bestimmteren einzelnen Ausstellungen, die H. du Meril Referenten macht. Er sagt: „Les explications de M. Leo sont habituellement empruntées à l'irlandais, qu'il croit se rapprocher davantage de l'ancien belge; mais au besoin *il se sert de tous les dialectes.* — Ses interprétations s'appuient donc sur quatre ou cinq langues *reellement fort différentes*". In dieser Darstellung sind zwei grobe Ungenauigkeiten, denn *erstens* sind des Referenten Erklärungen bis auf sehr wenige Ausnahmen *nur* der gallischen Sprache entnommen; die wenigen Ausnahmen stützen sich aber nur in der Art auf wälsche Wörter, daſs deren Lautverhältnisse zum Gaelischen nirgends auſser Acht gelassen sind; bretonische Wörter sind nur in sehr wenigen Fällen zur Erläuterung, nie allein zur Erklärung herangezogen. Das Gaelische bildet also so überwiegend den Exponent, daſs die andere Mundart daneben ganz zurücktritt. *Zweitens* aber bilden die keltischen Sprachen nicht vier oder fünf Sprachen, von denen man sagen könnte, sie seien „reellement fort différentes" — sondern nur *zweie,* von denen der, welcher eine Einsicht in ihre lautliche Structur gewonnen hat, eher sagen kann, sie seien „fort rapprochées". Das irische Gaelisch und das schottische Gaelisch sind nur etwa so verschieden wie der oberdeutsche Dialekt von Nürnberg und der von Zürich, d. h. die *Sprachmasse* ist ganz dieselbe in ihren Stämmen und Grundbildungen, nur sind einige Wörter hier, andere dort gebräuchlicher, einige Conjunctionen und Verbalbildungen hier oder dort verschieden. Das Flämsche von Antwerpen und das Holländische von Amsterdam müssen Hrn. du Meril unter diesen Umständen auch als Sprachen erscheinen, die er als „fort différentes" bezeichnet. Neben dieses beiden gaelischen Dialekten steht als dritter der von der Insel *Man,* allerdings etwas eigenthümlicher, weil er gemischter und verschliffener ist; eben deshalb hat Ref. ihn bis jetzt ganz auſser der Beziehung gelassen. Auf der andern Seite steht das Wälsche, was vom Gaelischen etwa so weit absteht wie das Hochdeutsche vom Dänischen; noch aber hat es Niemand auffallend gefunden, daſs man zu Erläuterung etymologisch in der hochdeutschen Sprache vereinzelter Wörter sich gelegentlich des Dänischen oder des alten Nordischen bedient hat. Das ausgestorbene *Cornische* ist dem von Courson mitgetheilten alten Vocabularium zu Folge (aus welchem allein Ref. es kennt) ein Dialekt gewesen, der sich zum Wälschen verhielt, wie das Gaeli-

Digitized by Google

sche der Schotten zu dem der Irländer; und das *Bretonische* endlich ist ebenfalls nichts als ein wälscher, durch den Einfluſs der französischen Sprache gemischter und gebrochener Dialekt. Noch verstehen sich, wie Villemarqué bemerkt hat, zur Noth Wälsche und Bretonen; das Bretonische steht also zum Wälschen etwa wie das Mansche zum Gaelischen. *Referent hat weder alle Mundarten ohne Unterschied zur Erklärung herangezogen, noch bilden diese Mundarten vier bis fünf sehr verschiedene Sprachen*, sondern nur zwei nahe verwandte.

Hr. du Meril hat aber noch nicht genug an diesen Ungenauigkeiten. Von O'Reilly's Wörterbuche spricht er so, daſs man sieht, er hat es entweder gar nicht oder höchst flüchtig gesehen. Allerdings sind die gaelischen Wörterbücher noch nicht vollständig und kein einziges ist etymologisch wohl geordnet; aber an *Wortstämmen* wird dennoch bei O'Reilly nicht gerade viel nachzutragen sein. Die von O'Connor herausgegebenen Gedichte sowohl als die zahlreich in lateinischen Handschriften sich findenden irischen Glossen und Bemerkungen führen aber den bestimmten Beweis, daſs die irische Sprache sich seit den auf die Völkerwanderung folgenden Jahrhunderten *sehr wenig geändert hat*, weit weniger als die deutsche; wenn also auch die gaelischen Wörterbücher den Wortschatz der Sprache aus den verschiedensten Zeiten darstellten ohne allen Unterschied, würde das nicht viel schaden; allein so sinnlos verfahren sie nicht, und in allen diesen Wörterbüchern sind in der einen oder anderen Weise ältere und noch im Gebrauch seiende Wörter wohl unterschieden. Daſs Owen in seinem wälschen Wörterbuche sich viele etymologische Spielereien, auch Willkürlichkeiten erlaubt hat, ist allerdings wahr; aber Hr. du Meril weise doch Referenten an einem einzigen Beispiele nach, daſs er sich von diesen Spielereien habe betrügen lassen! Wir haben übrigens *alte* wälsche Vocabularien so gut wie cornische, nur Hr. du Meril, der seine ganze keltische Gelehrsamkeit in ein paar Nachmittagsstunden zusammengelesen zu haben scheint, weiſs nichts davon. Auch alte Gesetze und noch ältere Gedichte sind in wälscher Sprache vorhanden; nur Hr. du Meril kennt sie nicht. Was er über die Aussprache des Gaelischen S. 32 not. 1. sagt, wird an erstaunlicher Widersinnigkeit wirklich nur übertroffen durch den Aberwitz, daſs er gegen Ref. eine offenbare Unwahrheit am Ende dieser Note drucken läſst, indem er behauptet, Ref. hätte gesagt, das gaelische *oigeach* werde wie *wywawg* ausgesprochen. Der Herr lese doch die Stelle in des Ref. Schrift S. 17 *noch einmal*, und wenn er nicht so viel Deutsch versteht, um so einfache Sätze begreifen zu können, so lasse er es in Zukunft, als litterarischer Irrwisch aufzutreten, und suche bescheideneres Verdienst in Dingen, *die* er versteht.

So wie diese leichtsinnige Schrift dasteht, wäre in der That von S. 30 — S. 48 keine von dem Autor selbst herrührende Zeile darin, gegen die nicht als gegen eine Leichtfertigkeit entweder, oder als gegen eine Unwissenheit drei-vierfacher Protest eingelegt werden müſste. Ref. will seine Leser damit verschonen; nur gegen die schon sonst laut gewordene Behauptung, als seien die keltischen Sprachen so stämmereich, daſs sich mittelst ihrer aus allem alles machen lasse, muſs er sich verwahren. Wenn man freilich etymologisiren und blind in einen Sack greifen für identisch hält, wie Hr. du Meril bei seinen Erläuterungen der malbergischen Glosse aus dem Deutschen, dann läſst sich, wie exemplum docet, *auch aus dem Deutschen alles machen*, aus *cal* wenigstens ein *kezzel* u. s. w; sonst aber erscheint nur dem die keltische Rede so zu etymologischen Willkürlichkeiten gefügig, der weder deren besondere Lautgesetze und Lautübergänge studirt hat, noch sich die Mühe nimmt, von den allerdings oft zahlreichen Bedeutungen eines Wortes die wahre *Grundbedeutung* zu suchen oder, wo durch Contraction eines Wortes dieses einem anderen Wort von sehr verschiedener Bedeutung gleich geworden, die ursprünglichen Formen zu berücksichtigen, und also in der That verschiedene Wörter auch gebürlich zu trennen.

Der Ergötzlichkeit halber führt Ref. zu guterletzt noch einige wenige Zusammenstellungen malbergischer und deutscher Wörter, die jene erläutern sollen, aus Hrn. du Merils Versuchen an: *re abtena = reht abtuan* oder *racha abtuan*, angeblich: *droit* oder *cause* und *regler* oder *reparer*; *nare chalte = narwe* d. i. *blessure, cicatrice* oder altnordisch *nara* d. i. *tuer*; und *haltan* prendre; das ganze (*narechalte*) „est donc une expression légale qui signifie de petits cochons *tués* avant que d'être *pris*" — wem fällt dabei nicht das japanesische Gespräch des Wandsbecker Boten ein? Die Glosse *drauge* oder *dracechalt* von *drukjan* op-

Digitized by Google

primer, violenter und *galt*, cochon chatré; *cristau* ist Hrn. du Meril zufolge verwandt mit *garistig* (convenable) und *gerist* (dignité); *cristau* signifiait donc vraisemblablement *propre à la generation*. — Solche Dinge läfst man im Jahre 1844 drucken und hat dabei die Frechheit, sich auf Grimm, Graff, Mone u. s. w. zu berufen! kurz, zu thun als wisse man etwas, während es doch überall nicht blofs an Kenntnissen, sondern sogar an logischem Denken fehlt. Auf diese Weise kann sich jeder Gasthofskoch zu erledigten Professuren der vergleichenden Anatomie melden — er hat gewifs eben so viel Beruf dazu wie Hr. du Meril zu deutscher Sprach- und Geschichtsforschung.

H. Leo.

XXVIII.

1) *Du vrai caractère de la loi Voconia, chez les Romains; Mémoire lu à l'Académie des sciences morales et politiques, par M. Giraud, professeur à la faculté de droit d' Aix, correspondant de la section de législation. Paris, librairie de Firmin Didot frères, imprimeurs de l'institut, rue Jacob*, 56. 1841. (57 S.)

2) *Die lex Voconia und die mit ihr zusammenhängenden Rechtsinstitute. Eine rechtshistorische Abhandlung von Professor Dr. J. J. Bachofen. Basel, Verlag der Schweighauserschen Buchhandlung.* 1843. (122 S. 8. *Geschrieben im Sommer* 1841).

Diese beiden Abhandlungen, welche der seit Hasse's Bearbeitung (1829) fast auf Inhaltsübersichten reducirten Voconischen Litteratur gleichzeitig eine ansehnliche Vermehrung zuführen, sind nicht blofs durch die Nationalität ihrer Verfasser, sondern auch der ganzen Anlage und Ausführung nach unterschieden.

Die erste ist leicht, fliefsend und im Allgemeinen mit sorgfältiger Beachtung der deutschen Arbeiten geschrieben, unter denen nur Böckh's metrologische Untersuchungen, welche die abweichenden Angaben über den Census der ersten Klasse erledigen, der Aufmerksamkeit des Verf.'s. entgangen sind. Aber von den sieben und funfzig Seiten der elegant und weitläuftig gedruckten Denkschrift nimmt die allgemeine Einleitung allein drei und zwanzig hinweg; vierzehn kommen auf eine Digression über die Geschichte der Intestaterbfolge; für die eigentliche Aufgabe bleiben also noch zwanzig übrig. Von diesen zwanzig sind wiederum drei der Chronologie, sechs den verschiedenen Berichten über die Censussumme, zwei der Bedeutung des Vestacultus für die Civilisation, drei endlich dem historischen Verschwinden des Gesetzes gewidmet. Es folgt fast mit Nothwendigkeit, dafs auf den für die Entwicklung des erbrechtlichen Gehalts der Lex Voconia zurückbleibenden sechs Seiten nur die allbekannten Bestimmungen über die Einsetzung und Vermächtnisse der Frauen, über die Gränzen der Legate und die Abgabe an den Staatsschatz wiederholt werden konnten.

Die zweite Arbeit, von Dr. Bachofen, steht in der Darstellung weit hinter der Giraudschen zurück. Sie ist aber um den organischen Zusammenhang der einzelnen Theile des Gesetzes, um seine historische Verknüpfung mit der frühern und spätern Zeit, endlich um das oft bemerkte aber noch nie gründlich nachgewiesene Eingreifen desselben in das System des Erbrechts so ernstlich bemüht, dafs ihre Resultate eine genauere Beachtung verdienen. Manche werden geneigt sein, diese, als zu kühn, ohne Weiteres zu beseitigen, während Andere sie, als Ergänzungen untergegangener Rechtszustände, vielleicht sofort willkommen heifsen; die Aufgabe der Kritik aber ist, den sichern Gewinn in ihnen von dem Unächten und Unreifen zu sondern. Bei dem Bekannten und Unbestrittenen dagegen wird eine einfache Relation genügen.

Der Verf. führt die Geschichte des Gesetzes bis auf den Hannibalischen Krieg zurück. Die Lex Oppia, sagt er, hatte die Verwendung des Frauenreichthums zu zügeln versucht; als sie nicht mehr zu halten war, unternahm man es, seine Quellen abzuleiten. Diese Maafsregel war nicht gegen die Mitgiften gerichtet, die Lex Cincia erlaubte, der entferntesten Verwandten eine Dos von beliebiger Höhe zu bestellen; um so mehr konnte der Vater seiner Tochter, die er einem Mann in die Manus gab, in dieser Form ihren künftigen Erbtheil vorauszahlen. Nur gegen das freie vorbehaltene Vermögen der sich emancipirenden Frauen eiferte Cato in seiner Empfehlung des Voconischen Gesetzes. Aber auch diesem wollte man doch nicht alle Zuflüsse abschneiden. Das Familiengut, die In-

Digitized by Google

testaterbfolge, liefs die Lex unangetastet, das ius civile zwar hatte sie aus ähnlichen Rücksichten auf den engsten Kreis häuslicher Genossenschaft, auf suae und consanguineae beschränkt, aber dies ius civile war älter, als die Voconia, diese hob es nur nicht auf. Der Reichthum, auf den sie es abgesehen hatte, war der frei und unverhofft von allen Seiten zusammentreffende Erwerb aus den Testamenten der Reichen. Die Anhäufung dieses gefährlichen Reichthums suchte sie durch vier Vorschriften (Kapitel) zu verhindern.

Die erste verbietet, mit Ausnahme der Vestalen und Flamines, die keine Intestaterben haben, Jedem, der ein Vermögen von hundert tausend Assen erstlich wirklich besitzt und zweitens im Census, wenn auch nicht gerade im letzten, angegeben hat, eine Frau zur Erbin einzusetzen. Mit Recht verwirft der Verf. die Ansicht, welche in dieser zweiten Bestimmung nur einen gleich von vorn herein offen gelassenen Ausweg erblickt, um das Gesetz umgehen zu können. Er sieht darin vielmehr eine Exemtion: einmal derer, welche im vorigen Lustrum noch infra classem standen, nun aber classici geworden sind; zweitens der Peregrinen, so dafs sich die Wiederholung der Lex in den Provinzialedicten auf die in der Provinz wohnenden römischen Bürger bezog. Die erste Ausnahme referirt schon Pseudo-Asconius (nicht Asconius, wie der Verf. sagt); der zweiten müssen wir aus Cicero (pro Balbo c. 8.) eine Beschränkung hinzufügen: die Socii und Latinen, welche fundi der Lex Voconia geworden waren und sie dadurch zu einem Bestandtheil ihres Rechts gemacht hatten, waren ohne den Bürgercensus an das Gesetz gebunden.

Den Mittelpunct der B.'schen Dissertation bildet die Behandlung des zweiten und dritten Kapitels: ne liceat mulieri nisi dimidiam partem bonorum dare (Quintil. declam. 264) und: ne cui plus legatorum mortisve causa capere liceret, quam heredes caperent (Gaius 2, 226). Wir müssen hier dem Verf. in mehreren Puncten entgegen treten.

Zuerst seiner Auffassung des Verhältnisses beider Kapitel. Denn, wenn er in dem dritten „nur eine gelegentliche Ausdehnung des für die Weiber allein aufgestellten und mit Berücksichtigung ihrer Erbunfähigkeit ausgebildeten Satzes auf beide Geschlechter" sieht (S. 43), so wird er nicht umhin können einzugestehen, dafs man das zweite Kapitel füglich hätte entbehren können. Der Zusammenhang ist also vielmehr so zu denken. Das erste Kapitel verbietet, um die Accrescenz auszuschliefsen, jede, auch die unbedeutendste Erbeseinsetzung. Das zweite mildert dieses absolute Verbot durch Zulassung des Partitionslegats und der Singularvermächtnisse bis zur Hälfte der Erbschaft. Wäre man hierbei stehen geblieben, so hätte — was der Verf. ohne Grund bezweifelt — der Testator an zwei Frauen beide Hälften seines Vermögens legiren können, der Erbe hätte dann, wie im ältesten Recht (Gaius 2, 224), nichts, als das inane nomen heredis behalten. Allein das Gesetz wollte auch dem Erben etwas übrig lassen und verbot daher im dritten Kapitel jedem einzelnen Legatar, mehr anzunehmen, als der Erbe, nach Abzug aller Legate übrig behalten würde (Gaius 2, 226). Dadurch waren Interpretationen, wie sie Quintilian (declam. 264), von dem zweiten Kapitel allein ausgehend, aufstellt, schlechthin ausgeschlossen.

Zweitens spricht Herr B. immer nur von Legaten, während das Gesetz auch den schon durch die Lex Furia ausgebildeten Begriff der mortis causa capio festhält und dem gemäfs zwar nicht die pro herede usucapio, aber doch Schenkungen auf den Todesfall und was implendae conditionis causa gegeben wird, mit umfafst.

Drittens hält der Verf. zwar (S. 120, 1) ganz richtig die Lex für eine perfecta, aber aus einem unrichtigen Grunde. Denn der Ausdruck ne cui — capere liceret kam eben so in der Lex Cincia vor und doch war diese nur eine imperfecta. Besser hätte sich der Verf. auf das zweite Kapitel der Lex Falcidia berufen. In diesem können die Worte: isque heres, qui eam pecuniam dare iussus damnatus erit, eam pecuniam debeto dare, quam damnatus est unmöglich als eine Aufhebung der Furia genommen werden, theils weil diese nur eine minus quam perfecta lex ist, theils weil sie nur das capere verpönt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 58.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

1) *Du vrai caractère de la loi Voconia, chez les Romains; Mémoire lu à l'Académie des sciences morales et politiques, par M. Giraud.*

2) *Die lex Voconia und die mit ihr zusammenhängenden Rechtsinstitute. Eine rechtshistorische Abhandlung von Professor Dr. J. J. Bachofen.*

(Schluſs.)

Viertens bestreitet der Verf. S. 44 die Darstellung des Verhältnisses der Voconia zur Furia, welche Gaius (2, 225—227) giebt, wie dies auch schon vor ihm von Andern (Puchta, Lehrbuch für Institutionenvorlesungen S. XLVI—L) geschehen ist. Die Lex Voconia, meint er, wollte nicht etwa dem Erben mehr als die Lex Furia lassen und um ihn zur Antretung zu bewegen, die Legierfreiheit noch mehr beschränken; ihre Absicht war vielmehr die, für classici und censi die Furische Beschränkung aufzuheben und die Legierfreiheit von 1000 Assen bis zum Betrage der halben Erbschaft zu erweitern. Der Verf. scheint hier aber übersehen zu haben, daſs dieses Räsonnement nur auf das zweite Kapitel der L. V. paſst, während Gaius nur das dritte im Auge hat, welches gelegentlich das Ziel verfolgt, das dem Falcidischen Gesetz als ein ausschlieſsendes vorschwebte.

Mit der Voconischen Legatsgränze hat man mit Recht zuvörderst die neuen Regeln in Verbindung gebracht, welche der Pontifex Publius Scävola (623) aufstellte, um die Sacralpflicht mit dem veränderten Erbrecht wieder in Einklang zu bringen. Früher hatte der Legatar nur gehaftet, wenn er mehr bekam, als der Erbe (si maiorem partem pecuniae capiat), seit der L. V. konnte dies nicht mehr vorkommen, er haftet jetzt schon, wenn er nur eben so viel (tantundem) erhält. Auch dieses Verhältniſs stellt der Verf. nicht ganz befriedigend dar. Erstlich verfällt er wieder in den längst widerlegten Irrthum, als ob bei dem Partitionslegat einer Hälfte sämmtliche Sacra vom Legatar getragen würden, der Erbe aber eine sine sacris hereditas erhielte. Dann wäre die L. V. eine minus quam perfecta, welches doch der Verf. selbst in Abrede stellt. Zweitens vergiſst er zu bemerken, daſs dieselben Regeln auch für die mortis causa capio gelten, und nur die usucapio den alten Grundsätzen treu bleibt, weil die L. V. nur auf hereditates, legata und mortis causa capiones geht, und erst von Marc Aurel auch auf die bonorum possessio angewendet worden ist. (Cic. de leg. 2. 19 vergl. Gai. 2, 126). Endlich hätte noch hervorgehoben werden müssen, daſs auch der partiarius legatarius von den Opfergeldern frei wird, sobald er durch die partis stipulatio die Legatsklage in eine verborum obligatio umwandelt.

Nach dem Voconischen Gesetz modificirten sich ferner die Rechte der präterirten Töchter. Die Centumvirn konnten nicht mehr annehmen, der Vater habe vergessen, sie einzusetzen. Das durfte er jetzt nicht mehr. Man konnte nur noch sagen, er habe vergessen, ihnen ihre Partition auszusetzen. Daher bleibt die Erbeseinsetzung gültig und die Töchter accresciren nur den Testamentserben auf so viel, als sie durch Partition erhalten hätten, also den Sui auf ihre Intestatportion, den Fremden bis zur äuſsersten Gränze des Partitionslegats, der Hälfte der Erbschaft. Daſs sie diese Antheile als Erbinnen, nicht iure legati, erhalten, sucht der Verf. aus der alten Abneigung gegen die captiösen partis et pro parte stipulationes zu erklären. Aber diese Abneigung trat erst bei Gelegenheit des S. C. Pegasianum hervor. Der wahre Grund war, auch eine Tochter zu den Legaten und Opfergeldern heranzuziehen („ut ipsa, quasi scripta, legatis supponeretur"). — Eine nachgeborene Tochter hätte den Vater vielleicht ganz vom Testiren abgehalten; daher vernichtet ihre Geburt das Testament, auſser,

Digitized by Google

wenn sie in demselben, der L. V. gemäfs, unter Aussetzung eines Legates enterbt ist. — Weniger auf der Oberfläche liegt der Einfluss der L. V. auf die Lehre von den exceptae personae bei der contra tabulas bonorum possessio, welchen der Vf. ganz übersehen hat.

Das Pflichttheilsrecht endlich folgte seit dem Triumvirat der Lex Falcidia, aber der Begriff des inofficiosen Testaments ist älter, er reicht über die Lex Voconia, selbst über die Furia hinauf. Die Restitution dieses ältern Voconischen Pflichttheilsrechts wäre dem Verf. vielleicht gelungen, wenn er, anstatt sich in freien Phantasieen über die Praxis des Centumviralgerichts zu ergehen und eine Geschichte der Bonorum Possessio einzuflechten, das Testament des M. Fulcinius (Cic. Caecin. 4. 5) und ähnliche Ueberreste (z. B. Apul. metam. 9. „cum uxore mea partiario tractabo, nec herciscundae familiae sed communi dividundo formula dimicabo") beachtet hätte, welche auf die Behandlung der nächsten weiblichen Angehörigen nach dem Voconischen Recht schliefsen lassen.

Eine sehr sinnreiche Vermuthung dagegen stellt der Verf. über das vierte Kapitel der L. V. auf, dem er statt einer caducarischen eine vicesimarische Bestimmung zuschreibt. Nach Dio Cassius wurde schon vor Cäsar eine Vicesima von Erbschaften und Legaten erhoben, zu Cäsar's Zeit war sie eingegangen, August führte sie aus dessen Commentarien (759) wieder ein. Steuerfrei waren Erbschaften von geringem Belange und von nahen Verwandten. Unter den ersten versteht der Verf. die Vermögen infra classem; die letztere bezieht er auf die Kreise, in welchen auch Frauen ab intestato erben konnten.

Das historische Verschwinden der L. V. erklärt Hr. B. aus der Unterbrechung des Census in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts, der Umgehung durch Fideicommisse, aus der Obrogation der Lex Papia Poppäa, der Derogation durch die Lex Falcidia, endlich aus der Lex Julia vicesimaria. Er hätte jedoch hinzufügen sollen, dafs das Kapitel über die Erbeseinsetzungen, welches nur factisch aufgehoben war, sich nicht nur in zahlreichen Anwendungen (z. B. L. 59 pr. ad S. C. Treb. 36, 1) erhalten hat, sondern auch noch theilweise der Unterscheidung des Papischen Gesetzes zwischen centenarii und minores liberti zum Grunde liegt. Rudorff.

XXIX.

Quaestiones Homericae scripsit Julius Franciscus Lauer, Dr. phil. AA. LL. M. quaestio prima; De undecimi Odysseae libri forma germana et patria. Berolini ap. G. Besser. 1843. 88 S. 4.

Der Hauptzweck dieser Schrift ist, nachzuweisen, dafs das elfte Buch der Odyssee, die Νεκυία sich ursprünglich nicht in der Reihe der Homerischen Gedichte befunden habe. Es könne dieses Gedicht nicht von demselben Dichter gemacht sein, von welchem namentlich das zehnte und zwölfte Buch herrühren. Nach dem ursprünglichen Zusammenhange habe sich XII, 38 an X, 486 angeschlossen. Odysseus bittet die Circe X, 482—6 um Entlassung. Diese gewährt sie, indem sie ihm zugleich die nöthigen Weisungen und Warnungen auf den Weg mitgiebt X, 487. 88 XII, 39—141. Die Nekyia sei später von einem Dichter aus Böotien gemacht und noch später, etwa in der Solonischen Zeit, in die Reihe der Homerischen Gedichte aufgenommen worden, und und dann habe, so mufs wenigstens nach des Verf.'s Ansicht die Sache sich verhalten, das zehnte und zwölfte Buch diejenigen Diaskeuasen erfahren, durch welche der Zusammenhang derselben mit dem elften Buche bewirkt wurde. Aber fragen wir, noch ehe wir die Gründe des Verf.'s für seine Ansicht prüfen: Erlaubt es denn die Beschaffenheit der letzten 94 Verse des zehnten (v. 489 an) und der ersten 36 des zwölften Buches, sie für eine Diaskeuase aus der Solonischen Zeit anzusehn? Kann man Verse, die das Gepräge der echten Homerischen Simplicität so an sich tragen wie diese:

Ὦ Κίρκη, τίς γὰρ ταύτην ὁδὸν ἡγεμονεύσει;
εἰς Ἄϊδος δ' οὔπω τις ἀφίκετο νηῒ μελαίνῃ

und die folgenden wie XII, 21 ff.

Σχέτλιοι, οἳ ζώοντες ὑπήλθετε δῶμ' Ἄϊδαο
δισθανέες, ὅτε τ' ἄλλοι ἅπαξ θνήσκουσ' ἄνθρωποι
ἀλλ' ἄγετ', ἐσθίετε βρώμην καὶ πίνετε οἶνον
αὖθι πανημέριοι· ἅμα δ' ἠοῖ φαινομένῃφι
πλεύσεσθ'. αὐτὰρ ἐγὼ δείξω ὁδόν, ἠδὲ ἕκαστα
σημανέω· ἵνα μήτι κακορράφῃ ἀλεγεινῇ,
ἢ ἁλὸς, ἢ ἐπὶ γῆς, ἀλγήσετε πῆμα παθόντες.

Kann man solche Verse, fragen wir, als das Machwerk eines noch so geschickten Diaskeuasten aus späterer Zeit ansehn? Man lese das ganze zehnte Buch in einem Zuge und achte auf die Gleichmäfsigkeit der letzten hundert Verse mit den frühern und man wird sicher fin-

Digitized by Google

den, dafs nirgends beim Homer die Gesänge so aus einem Gusse sind wie grade hier. Aehnlich verhält es sich mit dem zwölften Buch. Wir berufen uns hier dreist auf das Gefühl eines jeden nur einigermafsen im Homer geübten Lesers und halten uns der Mühe überhoben, von den Gründen dieses Gefühls Rechenschaft zu geben. — Aber es ist dies keineswegs der einzige Einspruch, den wir gleich von vorne herein gegen die Ansicht des Verf.'s thun müssen. Wenn das elfte Buch anfänglich gar nicht zu den Homerischen Gedichten gehörte, und erst viel später zu denselben gezählt wurde, so mufs es doch auch jünger sein als das dreizehnte Buch der Odyssee, wenigstens konnte der Sänger der dreizehnten Rhapsodie von dem elften, auch wenn er es schon kannte, keine Notiz nehmen. Geben wir nun auch zu Gunsten des Verf.'s, denn sonst ist kein Grund und keine Autorität dafür vorhanden, zu dafs XII, 267

καί μοι ἔπος ἔμπεσε θυμῷ
μάντιος ἀλαοῦ, Θηβαίου Τειρεσίαο

Diaskeuastenwerk ist und eben so gleich drauf 271—272

ὄφρ' ὑμῖν εἴπω μαντήϊα Τειρεσίαο

obgleich die Sache hier schon nicht so einfach ist; was will Hr. L. bei seiner Ansicht mit XIII, 383 sq. machen?

ὦ πόποι, ἦ μάλα δὴ Ἀγαμέμνονος Ἀτρεΐδαο
φθίσεσθαι κακὸν οἶτον ἐνὶ μεγάροισιν ἔμελλον
εἰ μή μοι σὺ ἕκαστα, θεὰ κατὰ μοῖραν ἔειπες
ἀλλ' ἄγε, μῆτιν ὕφηνον, ὅπως ἀποτίσομαι αὐτούς.

Das Schicksal des Agamemnon erfährt ja Odysseus nirgends weiter als in der Unterwelt vom Agamemnon selbst. Seltsamer Weise will der Verf. durch eben diese Verse beweisen, dafs im elften Buche die Stelle, in welcher Tiresias dem Odysseus die Nachricht von der Anwesenheit der Freier in seinem Hause mittheilt, 114 ff. unecht sein müsse, weil Odysseus hier, nachdem ihm Athene dieselbe Mittheilung gemacht, sich so äufsere, als wüfste er davon gar nichts. Nicht *daran* durfte der Verf. nach seiner Ansicht Anstofs nehmen, nach ihm kann ja im dreizehnten Buche von dem ganzen eilften Buche keine Notiz genommen werden, sondern auffallen mufste ihm die Erwähnung des Agamemnon, die mit seiner Ansicht sich nicht verträgt. Wir müssen später noch ein Mal auf diesen Gegenstand zurückkommen.

Wie steht es nun aber mit den Gründen und Beweisen, die der Verfasser für seine Ansicht beibringt? Die Fahrt des Odysseus in die Unterwelt soll völlig überflüssig sein! Die Wege, welche er zu nehmen habe, werden ihm von der Circe genau bezeichnet, während Tiresias ganz von ihnen schweigt. Die Warnung, sich nicht an die Rinder des Helios zu vergreifen, werde ihm ebenfalls von der Circe gegeben. Tiresias gebe nichts als diese Warnung, Hr. Lauer streicht nämlich von 114 an alles Uebrige, was er sage, könnte also für den Zusammenhang der Erzählungen eben so gut fehlen. Wo bleibe also das ὁδὸν καὶ μέτρα κελεύθου νόστον τε, um welcher willen Circe den Od. in die Unterwelt schicke? Quid igitur restat in illo vaticinio, quod ad ὁδὸν etc. referre queas. Circae quidem narratio si Tiresiae esset, recte omnia sese haberent neque quemquam offenderent cap. 4. S. 57. Wir hoffen, dafs sich Alles richtig verhält. Was zuerst den Ausdruck ὁδός, μέτρα κελεύθου und νόστος in dieser Verbindung betrifft, so geht aus dieser Stelle X, 539—40 und aus IV, 389—90 hervor, dafs er eine stehende Formel war für alle, die auf Irrfahrten begriffen, sich über die Schicksale ihrer Reise höhern Rath holten. Denn wie Tiresias dem Odysseus, so giebt auch Proteus dem Menelaos durchaus nicht die Wege an, auf welchen er in seine Heimath gelangen wird. Dort wie hier wird nur die Bedingung der Heimkehr im Allgemeinen mitgetheilt. Um aber Hrn. Lauer zu überzeugen, dafs die Fahrt des Odysseus keine überflüssige ist, wollen wir einige Augenblicke bei der Sache stehn bleiben und sie zu beleuchten suchen, wie sie im Homer klar und deutlich vorliegt.

Der Frevel gegen die Stiere des Helios ist der hervorragendste Höhepunct unter den Reiseschicksalen des Odysseus. Er enthält vorzugsweise, ja wir behaupten, ausschliefslich unter den verschiedenen Geschicken der Heimkehr das Moment der Schuld. Wir können nicht mit Nitzsch's zwar sehr scharfsinnigen aber dem Homer widersprechenden Erörterungen übereinstimmen, nach welchem der Frevel gegen Poseidon die eigentliche Schuld des Od. bilde. Die Blendung des Polyphem war Nothhülfe. Wie nun diese That durch die Kühnheit, durch den Muth und die Klugheit, die Od. in der Ausführung derselben entwickelte, in der Sage bald gegen die übrigen hervortrat, so mufste auch durch sie die Vorstellung, dafs der Zorn des Poseidon den Od. verfolge, sich bilden und verbreiten; denn es war nicht denkbar, dafs der, welcher den Sohn geblendet, nicht von dem Zorn des Vaters getroffen werde. So ist der Zorn des Poseidon ein secundäres Element in der Sage,

Digitized by Google

und so bleibt er auch immer in seiner Wirkung. Weder die Götterversammlung noch die einzelnen Götter theilen ihn. Der höchste Gott mifsbilligt ihn sogar nicht undeutlich. Seine Strafen sind nicht positiv und vernichtend, sondern nur verzögernd und hemmend. Ganz anders ist der Frevel gegen die Stiere des Sonnengottes. Hier wird der Gott in seinem Rechte angegriffen, Zeus übernimmt die Bestrafung des Verbrechers und die Strafe ist für die Uebelthäter die Vernichtung. Als Moment der Schuld tritt nun diese Handlung als Wendepunct sämmtlicher Geschicke entschieden in den Vordergrund. Das Proömium erwähnt nur sie in specieller Weise. Alles Vorhergehende geht nach diesem Mittelpunct hin und alles Folgende geht auf ihn zurück. Gewarnt mufsten nun Od. und seine Gefährten vor dieser That werden, sonst wäre keine Schuld denkbar gewesen. Mufste nun nicht diese Warnung wie die That selbst in imposanter und würdiger Weise hervortreten? Wäre dies der Fall gewesen, wenn allein Circe, nachdem sie von so vielen andern Dingen gesprochen hatte, diese Warnung noch zuletzt angehängt hätte, der Od., von dem Frühern noch eingenommen, kaum noch seine Aufmerksamkeit schenken mochte? Konnte aber diese Warnung würdiger und wirksamer gegeben werden als vom alten blinden Tiresias in der Unterwelt? Und wie prachtvoll ist diese Weissagung des Sehers von beiden Seiten umgeben. Sei es von Einem Dichter gemacht oder sei es das Werk späterer Zusammenfügung, blinder Zufall scheint es nicht zu sein, sondern es ist gewifs durch einen glücklichen poëtischen Tact geschehn, dafs das elfte Buch so in der Mitte sämmtlicher Abenteuer des Od. steht, dafs es sie von beiden Seiten beherrscht. Aber wie das elfte Buch vom Apolog, so ist die Weissagung des Tiresias der Stamm des elften Buches und Tiresias soll nicht der Wegweiser des Od. sein, sondern viel erhabner ist seine Bestimmung vom Dichter aufgefafst. Er ist für ihn der weise Seher, der warnende und zukunftverkündende Prophet. Und so verkündet er ihm auch von seinen Kämpfen mit den Freiern und und von den Schicksalen seiner spätesten Tage nicht ohne die mysteriöse Färbung des Orakelstils und durch dies Alles gewinnt sein Ausspruch an Umfang, Bedeutung und Grofsartigkeit. Die Verse von den Freiern, und dem Lebensende des Od. streichen, was Hr. Lauer ohne irgend eine bedeutende ältere oder neuere Autorität und ohne Grund thut, heifst den Homer verstümmeln und ihm Gewalt anthun! Aber warum, kann gefragt werden, läfst der Dichter die Warnung des Tiresias von der Circe noch ein Mal wiederholen? Sie hatte den Od. um dieser Warnung willen in den Hades gehn heifsen. Wäre es nun nicht dieser Sendung gemäfs, dafs sie die Warnung nicht ebenfalls ausspräche, weil ja dadurch, dafs sie dies thut, die Nothwendigkeit jener Sendung nicht mehr so rein motivirt ist? Aber was so obenhin angesehn als ein Mangel der Dichtung erscheint, wird, sobald man die Sache genauer betrachtet, ein entschiedner Vorzug derselben. Wann warnt denn Circe den Od. nicht Hand an die Stiere des Sonnengottes zu legen? nicht eher als bis Od. ihr alles, was er in dem Schattenreich erlebt und erfahren hatte, mitgetheilt hat:

ἡ δέ με χειρὸς ἑλοῦσα, φίλων ἀπονόσφιν ἑταίρων,
εἶσέ τε, καὶ προςέλεκτο, καὶ ἐξερέεινεν ἕκαστα·
αὐτὰρ ἐγὼ τῇ πάντα κατὰ μοῖραν κατέλεξα.

Dadurch läfst es der Dichter unentschieden, ob Circe auch ohne vom Odysseus erfahren zu haben, was Tiresias ihm gesagt hat, ihm diese Warnung hätte geben können. Wir erkennen in solchen Dingen das Genie und den tiefen poëtischen Instinct, der bei dem Entstehen dieser Gedichte gewaltet hat. An einem Arbeiten nach einem Plan ist natürlich in dergleichen Dingen bei Homer nicht zu denken; und wir mifsbilligen es, dafs der Verf. so viel von einem consilium in den Gesängen und Erzählungen spricht, um, man weifs nicht, das consilium nach seiner Ansicht oder diese aus jenem zu construiren. Grade aus dem bewufstlosen Walten des poëtischen Geistes in diesen Gedichten kann und mufs vieles in den Gedichten erklärt werden, wie z. B. auch das, dafs der Dichter am Ende des neunten Buches vom Polyphem das als Strafe für den Od. erbitten läfst, was erst später in Folge des Frevels gegen Helios verhängt wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 59.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

Quaestiones Homericae scripsit Julius Franciscus Lauer.

(Fortsetzung.)

Die so wohl angelegte Wiederholung jener Warnung von Seiten der Circe ist auch nicht bedeutungslos. Was so entscheidend und wichtig ist, dafs alle folgenden Geschicke davon abhängen, mufs mehr als ein Mal vor die Seele des Helden wie des Hörers treten, damit es den ihm gebührenden Raum in dem Gemüthe einnehmen und alles Folgende wirksam begleiten könne. Tiresias fängt seine Unterweisungen, die er dem Od. giebt, mit dieser Warnung an, und Circe schliefst die ihrigen damit, und so bildet was das Wesentlichste ist zugleich Anfang und Ende aller Rathschläge und Verkündigungen, und tritt eben hierdurch erst, wie es sein mufs, gegen das übrige genügend hervor.

Wir haben oben gesagt, Hr. Lauer streiche in dem Vaticinium des Tiresias v. 114—136. durchaus ohne Grund. Unter den verschiedenen Gründen, die er für sein Verfahren anführt, sollen hier zwei näher betrachtet werden, denn die andern widerlegen sich von selbst. Er führt für seine Ansicht die schon oben besprochne Stelle aus dem dreizehnten Buche v. 383 sqq. an, aus denen hervorgehe, dafs Odysseus noch nichts von der Anwesenheit der Freier in seinem Hause wisse. Es ist oben bereits erwähnt worden, wie Hr. Lauer durch diesen Einwurf, den er macht, mit sich selbst in Widerspruch kommt. Für uns, die wir seine Meinung über das elfte Buch nicht theilen können, ist allerdings die Nothwendigkeit vorhanden, uns mit dieser Stelle auseinanderzusetzen. Der 385ste Vers εἰ μή μοι σὺ ἕκαστα, θεὰ, κατὰ μοῖραν ἔειπες erregt zugleich auch das Bedenken, dafs ja Athene bis jetzt noch nichts gesagt hatte, wodurch er der Gefahr durch die Freier unterzugehn entgehn zu können, hoffen durfte. Nur über die Anwesenheit derselben in seinem Hause hatte sie ihn unterrichtet. Diese Schwierigkeit ist gehoben, sobald man, was grammatisch erlaubt ist s. Matthiae ausführl. griech. Gr. II, §. 508 c. p. 1149. das ἔειπες präsentisch fafst. Ich würde untergehn sagt Od. dann, wie Agamemnon einst untergegangen, ist, wenn du, Göttin mir nicht alles Erforderliche sagen würdest! Indem Od. dies mit Beziehung auf das Folgende sagt, drückt er hiermit zugleich die Zuversicht auf die Hülfe der Göttin aus, die er denn auch sogleich v. 386. ἀλλ' ἄγε μῆτιν ὕφηνον, κτλ. ausdrücklich fordert. Oder man streiche v. 385. und die grammatische Structur ἢ φθίσεσθαι ἔμελλον, ἀλλ' ἄγε, μῆτιν ὕφηνον ist wenigstens der Stelle Il. τ, 271 ff. οὐκ ἂν δήποτε θυμὸν ἐνὶ στήθεσσιν ἐμοῖσιν Ἀτρεΐδης ὤρινε — ἀλλά ποθι Ζεὺς ἤθελ' Ἀχαιοῖσιν θάνατον πολέεσσι γενέσθαι analog und die Lebhaftigkeit, mit welcher Od. sich die Hülfe der Göttin erbittet, darzustellen, sehr geeignet. Das zweite, was mit Recht gegen die Erwähnung der Freier von Seiten des Tiresias sprechen zu können scheint, ist, dafs Odysseus gleich, nachdem ihm Tiresias Auskunft gegeben hat v. 176 sq. sich bei seiner Mutter erkundigt, wie es mit seiner Gemahlin stehe:

εἰπὲ δέ μοι μνηστῆς ἀλόχου βουλήν τε νόον τε,
ἦέ μένει παρὰ παιδί, καὶ ἔμπεδα πάντα φυλάσσει
ἦ ἤδη μιν ἔγημεν Ἀχαιῶν ὅστις ἄριστος.

Dafs dafs letztere nicht der Fall sei, hatte er ja so eben gehört. Aber erstens erkundigt sich Od. bei seiner Mutter nach der Gesinnung und Treue seiner Gemahlin, über welche Tiresias ihm nichts gesagt hatte und die letzte Frage schliefst sich nur an die erte mit an und gehört zu den oft auch beim Homer vorkommenden Fragen, die nur der Form nach solche sind, indem der Fragende die Antwort, die er zu erwarten hat, schon weifs. Die Frage ist nur Stil der Darstellung. Zweitens aber ist der Umstand noch wichtiger, dafs die Mittheilung des Tiresias für den Odysseus nur religiöse Gewifsheit, was ihm dagegen

Digitized by Google

seine Mutter sagt, objective und historische haben mufs. Auch das gläubigste Gemüth würde, wo es verstattet ist, neben jener auch noch diese suchen, und so läfst die Antwort des Tiresias immer dem Odysseus noch Raum für die Frage an seine Mutter.

Eben so wenig sind aber noch die andern Gründe des Vf.'s für seine Meinung zwingend oder auch nur überzeugend und haltbar. Es soll die Beschreibung der Unterwelt und der Verrichtungen des Odysseus daselbst, wie sie im elften Buche gegeben wird, der im zehnten Buche nicht entsprechen. Weder in der localen Anschauung, noch in den erzählten Handlungen ist zwischen beiden ein Widerspruch vorhanden, und wer sie genau und mit Rücksicht auf die Verhältnisse vergleicht, wie die Homerischen Gedichte jedenfalls müssen entstanden und ins Leben getreten sein, der wird sich viel eher von der Einheit der Dichter in beiden, als von der Verschiedenheit überzeugt finden.

Aber auch ein chronologisches Bedenken hat Hr. Lauer in seiner Ansicht bestärkt. Es ist die Stelle vom Telemach 184 sqq.

> σοὺν δ' οὔπω τις ἔχει καλὸν γέρας, ἀλλὰ ἕκηλος
> Τηλέμαχος τεμένη νέμεται καὶ δαῖτας ἴσας
> δαίνυται, ἃς ἐπέοικε δικασπόλον ἀνδρ' ἀλεγύνειν
> πάντες γὰρ καλέουσιν.

In dieser Stelle wird Telemach nach Hrn. Lauer's Interpretation ein δικασπόλος ἄνηρ d. h. so viel als rex und princeps genannt. Nun widerspreche dem nicht nur, dafs in den ersten Büchern der Odyssee ausdrücklich gesagt wird, Telemach sei nicht König, sondern auch die Chronologie der Odyssee stimme schlecht mit dieser Benennung des Telemach, der ja damals nicht älter als 14 Jahr sein konnte, wo man sich ihn als König nicht denken könne, und eben so wenig stimmen die Worte des Agamemnon v. 447 sqq.

> ἦ μέν μιν νύμφην γε νέην κατελείπομεν ἡμεῖς
> ἐρχόμενοι πολεμόνδε. πάϊς δέ οἱ ἦν ἐπὶ μαζῷ
> νήπιος, ὃς που νῦν γε μετ' ἀνδρῶν ἶζει ἀριθμῷ

zur gewöhnlichen Chronologie. Sondern wir dagegen das eilfte Buch von den übrigen ab, so kann sich der Verf. desselben die Fahrt des Odysseus in die Unterwelt viel später denken, etwa im siebenten Jahre nach Troja's Zerstörung und im dritten vor der Heimkehr nach Ithaka. Dann ist Telemach bereits 18 Jahr alt und kann die Königswürde schon inne haben. Der Umstand, dafs Antiklea noch nichts von den Freiern weifs, die doch nach II, 89. ἤδη γὰρ τρίτον ἐστὶν ἔτος, τάχα δ' εἶσι τέταρτον vier Jahre im Hause des Odysseus sich aufgehalten haben und dafs, wenn Antiklea auch nur ein Jahr vor dem Eintritt derselben stirbt, der Verf. nicht viel profitiren würde, thut nichts zur Sache. Von dem allen braucht ja der Dichter der Νεκυία keine Notiz zu nehmen. Ihm steht es frei, zu wissen, was er will, und auch nicht zu wissen, was er will. Wenn man nur einsehn könnte, was in aller Welt ihn bewogen haben kann, von der gegebenen Ordnung abzuweichen und dafür eine andere einzuführen, von der er auch keine Spur von Andeutung giebt. Mag er immerhin ein Böotier gewesen sein, so wird er doch die frühern Gesänge der Odyssee gekannt haben. Die Blendung des Polyphem und den Zorn des Poseidon erwähnt er selbst, nun so wird er doch auch von dem siebenjährigen Aufenthalt des seiner Gefährten verlustig gewordenen Odysseus bei der Kalypso gewufst haben und was hätte ihn dann bewegen können, dies weit verbreitete Bewufstsein über den Gegenstand aufzugeben? Er kann das doch unmöglich jenen dunkeln und schwierigen Versen vom Telemach zu gefallen gethan haben, mit denen man jetzt noch nichts anzufangen weifs. Wenn irgend eine, so zerfällt diese Annahme des Verf.'s in sich selbst. Und wie ungründlich behandelt Hr. Lauer die bezeichnete Stelle! Wir kommen durch ihn dem Verständnifs derselben um nichts näher. Da so viel breites an ihr versucht ist, so möge dem Rec. auch seine Ansicht über dieselbe mitzutheilen vergönnt sein! νέμεσθαι δαῖτα ist freilich gegen den Sprachgebrauch, aber das Zeugma Τηλέμαχος τεμένη νέμεται καὶ δαῖτας ἴσας ist um nichts kühner, als das in der Ilias γ, 326 sq. ᾗχι ἑκάστῳ ἵπποι ἀερσίποδες καὶ ποικίλα τεύχε' ἔκειτο und ähnliche. Sieht man nun den 185sten Vers δαίνυται ἃς ἐπέοικε etc. als Glossem an, das jemand, dem das Zeugma anstöfsig war, hinzugefügt hat, so ist mit der Wegnahme dieses Glossems alles in die beste Ordnung gebracht:

> Τηλέμαχος τεμένη νέμεται καὶ δαῖτας ἴσας
> πάντες γὰρ καλέουσι.

Mit dem letzten Zusatze wird eben angedeutet, dafs Telemach noch zu jung sei, um schon als Wirth die andern Fürsten v. Ithaka in seinem Hause aufzunehmen, dagegen wurde ihm der Niesbrauch von dem γέρας seines Vaters gelassen und eben so wurde der abwesende Od. in ihm geehrt, dafs er zu den Mahlen, welche

Digitized by Google

die spätern Freier damals noch unter sich gaben (vergl. I, 374—5) geladen wurde, und das konnte er auch als 13- und 14jähriger Jüngling schon. Dafs er nicht rex und princeps war, wie Hr. L. will, steht in der besprochenen Stelle selbst ausdrücklich. σοὺν δ' οὔπω τις ἔχει γέρας· also auch Telemach nicht. Soll aber jener schwierige Vers doch echt sein und stehn bleiben, so ist der festen Bedeutung des Wortes ἀλεγύνειν wegen keine andere Erklärung zulässig als: er nimmt als Gast an solchen Mahlen Theil, wie sie ein fürstlicher Mann zu bereiten pflegt, ἅς dann für οἷας s. Matth. ausführl. Gr. Gr. §. 480. c. Anm. 4. und mit dem δικασπόλος ἀνηρ ist im collectiven Sinne an die Unterkönige von Ithaka gedacht, von denen es sonst im Homer heifst

δσσοι γὰρ νήσοισιν ἐπικρατέουσιν ἄριστοι, κτλ.
ἠδ' δσσοι κραναὴν 'Ιθάκην κοιρανέουσι

diese können mit vollem Rechte δικασπόλοι ἄνδρες genannt werden.

Auch für den Böotischen Ursprung des Gedichtes finden wir keinen hinreichenden Grund. Auf den Boden der äolischen Mythen war der Dichter schon mit der Erzählung von der Circe getreten. Sie ist die Schwester des Aetes, die Insel Aea das Ziel der Argo, die ausdrücklich von der Circe erwähnt wird. In der Nekyia setzt der Dichter also nur jenes Sich ergehn in den Fabelkreis der Minyer fort, was er im Vorhergehenden schon begonnen hatte. Auch für die kleinasiatischen Dichter gab es Motive genug, die Heroen und Heroinen Böotiens in ihre Gesänge zu verflechten. Die äolische Metropole Kymä war ohne Zweifel eine Pflanz- und Pflegestätte Homerischer Poesie. Es gehört mit zu den Städten, die sich als das Vaterland Homers geltend zu machen suchten. Die Böotier waren aber nicht nur mit den Aeoliern in Kymae und Kleinasien überhaupt verwandt, sondern von den Auswanderern dorthin waren selbst ein Theil Böotier gewesen, und die kleinasiatischen Aeoler blieben in fortwährendem Verkehr mit Böotien. s. K. Otfr. Müller Gesch. d. gr. Lit. S. 74 ff. u. S. 140 ff. So wird sich in Kleinasien die Erinnerung an die alten Heldensagen Böotiens lebendig in den Gemüthern erhalten haben, und den Homerischen Dichtern mufste es willkommen sein, wenn sich ihnen Gelegenheit darbot, jene Erinnerung durch ihren Gesang zu erfrischen. Der Stoff der Ilias und der Odyssee bot dafür im Ganzen wenig Gelegenheit dar und es konnte immer nur in episodischer Weise geschehn, und diese wurde von dem Dichter, so gut es ging, immer benutzt. So wird II, 120 Penelope mit der Tyro und Alkmene verglichen, so das Liebesverhältnifs der Demeter mit dem Jason im fünften Buche von der Kalypso auf das ihrige mit dem Odysseus angewendet. Selbst gröfsere Episoden, wie die von der Geburt des Herkules im neunzehnten Buche der Ilias, die von künstlerischer Seite offenbar nicht ganz zu rechtfertigen ist, mögen hierin ihren Grund haben. Und so brauchen wir für das elfte Buch der Odyssee keinen böotischen Sänger anzunehmen, um hierdurch die Erwähnung der vielen böotischen Helden und Heldinnen zu erklären, und die Beschaffenheit des elften Buches pafst für unsere Annahme viel besser als für die eines böotischen Sängers, der, wenn er die mythischen Heroen seines Vaterlandes hätte feiern wollen, es doch nicht so nebenbei nur und mit vielem andern untermischt hätte thun sollen.

So viel über das, was der Hauptzweck des Buches ist. Es schliefst sich hieran noch einiges andere, das sich mehr auf Einzelnes bezieht, und theils mit der Ansicht des Verf.'s von dem elften Buche zusammenhängt, theils dazu dienen soll, die Ansicht, welche derselbe von dem Entstehn der Homerischen Gesänge überhaupt hat, darzulegen und zu bestätigen. Das letztere behandelt der Verf. in der Einleitung, das erstere in den drei ersten Capiteln seines Buches. Er beschäftigt sich hier namentlich mit der Frage über die Echtheit oder Unechtheit der Stelle vom Elpenor XI, 51—83 Cap. I. Dann nimmt er (Cap. II.) die Stelle vom Herkules 601—626 in Schutz und spricht im dritten Capitel noch von einigen andern angezweifelten Stellen des elften Buches, von welchen wir die vv. 114 ff. bereits oben zu besprechen Gelegenheit gehabt haben. Wir können auch hier fast nirgends den Ansichten des Verf.'s unsere Zustimmung geben. Die Stelle vom Hercules durfte durchaus nicht aufser Verbindung mit der vorhergehenden Stelle von v. 564 an betrachtet werden, ja vielleicht mufs man nach Lehr's scharfsinniger Bemerkung (de Aristarchi st. Hom. S. 159) über die Stelle auch noch die Verse, welche vom Aias handeln, mit dazu nehmen. Schon die Alexandriner haben ungefähr v. 567—626 als eine gröfsere Diaskeuase angenommen. In der Isolirung aber, in welcher sich der Verf. mit der Stelle vom Herkules

Digitized by Google

allein beschäftigt, mufs die Behandlung derselben erfolglos bleiben. Den richtig gefühlten Anstofs, welchen Nitzsch daran nimmt, dafs Odysseus dem Herkules nichts antwortet, will der Verf. zwar leicht aber auch seltsam genug dadurch beseitigen, dafs er meint, Odyss. habe dem Herkules durchaus nichts zu sagen gehabt. An est aliquis, ruft der Verf. herausfordernd aus, qui, quod Herculi respondere ille potuerit sciat? Proferat dum! Aber der Verf. selbst weifs ja wenige Seiten weiter in sehr beredter Weise (S. 37 sq.) die mannigfachen Beziehungen, welche in dem Leben und Schicksalen des Odyss. und Herkules sich entsprechen und ähnlich sind, zu vergegenwärtigen, und dennoch sollte der Dichter um eine Antwort für den Odysseus verlegen gewesen sein! Eben so kommt der Verf. mit sich selbst in Widerspruch, wenn er in der eben angezogenen Stelle seines Buches die dringende Veranlassung motivirt, die der Dichter haben mufste, den Herkules in das Gedicht aufzunehmen, und gleich darauf S. 41 gegen die Interpolation der Stelle den Grund geltend macht, dafs keine Veranlassung gedacht werden könne, die Jemand die Stelle einzuschieben gehabt hätte, rationem tamen qua commotus aliquis huc Herculis descriptionem inseruerit, nondum potui indagare. Nicht? Nun, was den Dichter bewogen haben konnte, die Stelle zu machen, das konnte, wenn er es nicht gethan hatte, einen späteren Interpolator darauf führen, die Stelle einzuschieben. Was dem einen recht ist, das ist dem andern billig.

Für die Echtheit von v. 38—45 hat der Verf. den Autoritäten von Aristarch, Nitzsch und Wolf keine irgendwie gleiche, und Gründe gar nicht entgegen zu setzen, aber die Stelle soll doch echt sein, damit sie dem Verf. bei der Stelle vom Herkules gute Dienste thun. Selbst über die Stelle vom Elpenor ist der Rec. anderer Meinung als der Verf. Hier können wir gewifs Hrn. L. mit viel gröfserem Rechte als bei der besprochenen Stelle vom Herkules, fragen, wie sollte Jemand darauf gekommen sein, die Stelle einzuschieben. Wir lassen hier die Sache auf sich beruhen, und hoffen, dafs sich uns noch anderweitig Gelegenheit darbieten wird, über diese Stelle und ihr ähnliche unsere Ansicht auszusprechen.

Zuletzt wollen wir noch ein Paar Worte über die Ansicht des Verf.'s von den Homerischen Gedichten überhaupt sagen. Er bekennt sich als einen Wolfianer, jedoch nicht ganz; quamquam ab ejus quoque sententia paullulum recedam, sagt er S. 3. Worin und wieweit er von diesem abweiche, das erfahren wir durch das Buch nicht. Aber für die spätere Sammlung der nicht im ursprünglichen Zusammenhang und nicht von Einem Dichter gemachten Gesänge führt er zwei Beispiele, eins aus der Ilias und eins aus der Odyssee an. In der Ilias II. 455—484 werde das Ausrücken der Achäer in den Kampf in sechs verschiedenen Gleichnissen dargestellt und diese Ueberhäufung von Bildern, die von Einem Dichter geschmacklos wäre, sei erst in Folge der Sammlung und Zusammenstellung verschiedner Gedichte über denselben Gegenstand, entstanden. Also den Gegenstand haben die Sammler nur von einem Dichter, die Gleichnisse aber haben sie von allen aufgenommen und nebeneinander hingestellt. Diese seltsame und geschmacklose Behandlungsweise des Gegenstandes von Seiten der Sammler anzunehmen. zwingt uns aber diese Stelle gar nicht. In den sechs Gleichnissen herrscht ein echt dramatisches Fortschreiten, und diese dramatische Wirkung giebt den herrlichen Bildern den Charakter der Grofsartigkeit und macht sie ganz besonders dazu geeignet, das prachtvolle Gemälde, welches der Schiffskatalog bildet, zu eröffnen. Der Glanz ihrer Waffen war der eines vertilgenden Feuers, das die Wälder verzehrt, ihr Aufbrechen aus den Zelten und von den Schiffen dem geräuschvollen Fluge der Kraniche und Schwäne, die auf des Kaysters blühende Wiesen sich niederlassen. Ihre Anzahl war dem Laub und den Blüthen des Frühlings gleich. Ihr Drang zum Kampfe glich dem Durste der Bienen nach der Milch, mit welcher die Hirten auf ihren Gehöfen die Gefäfse anfüllen. Geordnet wurden die Schaaren von ihrem Feldherrn, wie die Heerden von ihren Hirten, und unter allen Feldherren zeichnet sich der Atride aus wie der Leitstier in der Heerde der übrigen. Hier liegt eine sich entwickelnde Totalanschauung so klar zu Grunde, dafs von einem Sammeln der Bilder nicht die Rede sein kann.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 60.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1844.

Quaestiones Homericae scripsit Julius Franciscus Lauer.

(Schluſs.)

Von dem Moment an, wo sich die einzelnen Kämpfer mit ihren Waffen rüsten bis zu dem, wo sie alle in ihrem Oberfeldherrn wie in Einem Mann zusammengefaſst werden, ist ein gleichmäſsiger Fortschritt durch alle Stadien eines ausrückenden Heeres ausgeführt, und jedes Moment wird durch ein glänzendes Bild klar vergegenwärtigt. Es kann nichts schöneres und groſsartigeres zugleich geben als diese Verse, und wie herrlich leiten sie den Schiffskatalog ein! Nicht glücklicher ist der Verf. in dem zweiten Belege aus der Odyssee, worin er freilich nicht ohne Vorgänger ist.

Es ist unbegreiflich, wie auch Wilh. Müller (Homerische Vorschule S. 108) behaupten konnte, daſs die ersten hundert Verse des ersten Gesanges der Odyssee mit dem Anfange des fünften einen fast ganz gleichen Inhalt haben. Er sagt: „Beide Stücke Od. α, 26—95 u. ε, 3—42 haben einen fast ganz gleichen Inhalt, und eins wiederholt das andere so rücksichtslos, daſs die Erzählung des fünften Buches von dem, was im ersten geschehn ist, durchaus nichts weiſs, und die abgemachte Sache noch einmal von vorn als eine neue vornimmt". Aber das ist ja schlechterdings nicht der Fall! Der Anfang des fünften Buches hat ja einen durchaus andern Inhalt als der Anfang des ersten, und setzt die Kenntniſs der vorhergehenden Gesänge entschieden voraus, und die in den vorhergehenden Büchern angelegten Tendenzen werden hier eben so entschieden weiter geführt. In dem ersten Buche eröffnet sich das Ganze mit einer Götterversammlung, in welcher durch die Rede des Zeus der folgenden Entwicklung ein ideeller Charakter verliehen wird, und Athene wirkt die Erlaubniſs und Mitwirkung des Zeus zur Rückkehr des Odysseus aus. Im Anfang des fünften Buches dagegen ist die Erwähnung des Odysseus nur noch eine beiläufige, Hauptsache ist, daſs Athene vom Zeus den Untergang der Freier sanctionirt erhält. Dies konnte aber erst jetzt im fünften Gesange geschehn, denn die vorhergehenden Gesänge führen mit innerer Nothwendigkeit den Gang der Handlung auf diesen Punct. Die Bestrafung der Freier betreibt die Athene durch die ganze Odyssee mit groſser Leidenschaft von Anfang bis zu Ende. In den vier ersten Gesängen der Odyssee wird nun, indem Athene dabei mitwirkt und alles zur Ausführung bringt, die Handlung so weit geführt, daſs die Freier dem Leben des Telemach nachstellen. Dadurch haben sie selbst den Tod verdient. Die Erscheinung der Athene im Hause des Odysseus, die Aufmunterung, die sie dem Telem. zur Reise giebt, ihre Theilnahme an derselben, die Mordanschläge der Freier, dies Alles muſs vorhergehn, ehe Athene in einer zweiten Götterversammlung sich über die Undankbarkeit der Ithacenser und den Frevel der Freier beklagen kann, um so vom Zeus die Anerkennung und Sanctionirung ihres Lieblingsplanes, des Unterganges der Freier, zu erhalten. Wie dies nun erst geschehn kann nach der Rückkehr des Odysseus, werden nunmehr auch erst die ersten Schritte, diese ins Werk zu setzen, gethan. Als Mittel zur Bestrafung der Freier erscheint aber diese Rückkehr darum nicht, weil sie ihrer selbst wegen schon im ersten Buche von Athene erbeten und von Zeus bewilligt ist. Hier im fünften Buche ist die nochmalige Erwähnung seines Aufenthalts bei der Kalypso vielleicht nur eine stilistische Angelegenheit, nämlich um die nun erfolgende Sendung des Hermes an die Kalypso geeigneter hier anzuknüpfen. Wie in dem ersten Buche die Handlungen der Athene, um die Schuld der Freier herbeizuführen, von der gewährten Rückkehr des Odysseus angeregt worden ist, so umgekehrt wird nach dem

Digitized by Google

Anfang des fünften Buches die Rückkehr des Odysseus betrieben und beschleunigt, um die Bestrafung der Freier auszuführen, und als Folge davon, dafs diese Bestrafung βουλὴ des Zeus und der Athene geworden sind. So ist hier alles in lebendiger Wechselwirkung, nichts überflüssig, nichts abgerissen, nicht nach einem Plan, sondern durch das wunderbare Walten einer poetischen Kraft hervorgebracht, über die wir im Homer erstaunen müssen. Hiermit sind aber zugleich die Vorschläge des Verf.'s, die vermeintlichen Uebel zu heilen, überflüssig. Sehr glücklich sind sie ohnehin nicht, und es ist sehr vieles gegen sie einzuwenden. Rec. ist kein Gegner der Wolfischen Ansicht, aber er glaubt, dafs die grofsartige Richtung, die Wolf den Homerischen Studien gegeben hat, es ihres hohen Werthes wegen verdiene, nun endlich, wie alles was geistige Dignität hat, näher bestimmt und entwickelt zu werden. Dann wird sich die Ansicht über die Entstehung der Homerischen Gesänge, welche ihr zu Grunde liegt, wie dies bei jeder näheren Bestimmung der Fall ist, auf eine wissenschaftliche und organische Weise auch beschränken müssen. Betrachten wir nun die richtige Bestimmung und Einschränkung der Wolfischen Ansicht als das Ziel der Homerischen Studien in der Gegenwart, so können wir nicht glauben, dafs wir durch eine Arbeit wie die vorliegende diesem Ziele näher geführt werden.

L. Färber.

XXX.

Litthauische Volkslieder und Sagen, bearbeitet von Wilhelm Jordan. Berlin, 1844. Verlag von Julius Springer.

Wie es bei den Sprachen der indogermanischen Völker längst unzweifelhaft ist, dafs sie aus gemeinsamer Wurzel entsprungen sind, so erkennt man auch in ihren Mythen immer mehr eine Urverwandtschaft an, und eine vergleichende Mythologie, welche alle indogermanischen Stämme umfafst, wird noch einst zu mindestens eben so bedeutenden Ergebnissen führen, wie die vergleichende Grammatik. Jakob Grimms deutsche Mythologie hat hierzu die Bahn gebrochen; in der zweiten Ausgabe derselben werden noch weit öfter als in der ersten die gemeinschaftlichen Wurzeln angedeutet, welche im Orient, in Griechenland und Italien ähnliche Zweige hervortrieben wie auf deutschem und slavischem Boden, und das hohe Verdienst, welches Grimms Forschungen nicht blofs durch ihre grofsartigen unmittelbaren Ergebnisse, sondern auch dadurch haben, dafs sie überall zu weiteren Forschungen anregen und den Weg bahnen, tritt uns in der Mythologie eben so lebendig entgegen wie in der Grammatik. Das vorliegende Heft litthauischer Volkslieder und Sagen giebt, obwohl es nur 33 Gedichte enthält, wiederum zu vielen anziehenden Vergleichungen Anlafs, und es zeigt zugleich, dafs der litthauische Sagenschatz weit bedeutender ist, als man nach der Sammlung von Temme und Tettau und nach den Dainos von Rhesa erwarten konnte. Zwar giebt der Verf. die Sagen und Lieder in poetischen Bearbeitungen, und er bezeichnet sein Verhältnifs zu den Originalen nicht näher, doch herrscht in den Gedichten ein so frischer, einfacher Ton, welcher sich von dem falschen poetischen Schmuck, durch den man sonst versifizierte Sagen glaubt verschönern zu müssen, durchaus fern hält, die Anschauungen und Bilder sind so echt volksthümlich, dafs dies wohl für des Verf.'s Treue in Behandlung der Texte bürgt. Auch scheint hierauf eine Anmerkung gegen Chamisso (S. 103) zu deuten; so wie der Verf. auch bei den Liedern, die er mit Rhesa gemein hat, meist nur in unwesentlichen Zügen abweicht, und selbst bei diesen Abweichungen scheint er nicht willkürlich zu verfahren, sondern sich auf andere Fassungen der Lieder zu stützen.

Die tiefste und am reichsten ausgebildete der Sagen ist die von Sonne und Mond, welche zum Theil in einem besonderen Liede (S. 3, vergl. Rhesas Dainos Nr. 27), zum Theil in dem ausgezeichnet schönen Epos Ragaina erscheint. Sie ist nach beiden Gedichten folgende. Sonne und Mond hatten sich vermählt; bei ihrer Hochzeit entstand der erste Frühling, weil sich Zemyna, die Erdgöttin, damals ihr schönstes Blütenkleid anthat. Nach der Brautnacht stand die Sonne früh auf; der Mond, noch müde, hiefs sie vorangehen; doch wie er nachzog, gewann er den Morgenstern lieb und erzeugte mit ihm die Riesen. Da spaltete ihn Perkunas, der Vater der Sonne, mit seinem Schwerte, dem Blitze. Die eine Hälfte des Mondes fiel in das Meer, die andere wandelt nun einsam am Himmel. Die Riesen kamen aus dem Norden nach Litthauen und safsen fünfhundert Jahre dort; dann starben sie alle,

Digitized by Google

nur Ragaina, des Riesenfürsten Ilgas Tochter, blieb am Leben; sie war schon so klein, dafs sie den Menschen an Gröfse gleichstand und dem Vater nur bis ans Knie reichte. Darauf kamen die Menschen, die Kinder der Sonne, vom Osten her; unter ihnen Litwo, welcher ein mit leuchtenden Sonnenblumen gesticktes Gewand und im Haare einen Reif mit dem Bilde der Sonne aus lauterm Golde trug, und auf weifsem Rosse ritt. Ragaina trug zum Zeichen ihres Geschlechtes einen Halbmond auf dem Haupte und ein Sternengewand. Ilgas nun hatte, ehe er starb, den Schlüssel zu der Burg, auf deren Zinne Ragaina stand, vor dem Burgthor niedergelegt; keiner der Ankömmlinge vermochte denselben zu heben, „ob er gleich so gewaltig nicht war"; doch Litwo hob ihn leicht, er eilte zur Zinne hinan, und wie sich Litwo und Ragaina küfsten, berührten sich die Sonne und der Mond, die sie auf den Häuptern trugen, und klangen hell. Am Himmel aber zog sich von der Sonne zum Monde, der als bleiches Gewölk da stand, ein langer purpurner Streif, zum Zeichen der Versöhnung beider. So wurde der alte Streit geschlichtet, und die Litthauer stammen von Mond und Sonne ab. — Die Grundzüge dieser Sage sind wohl eigenthümlich, doch stimmen viele Einzelheiten zu Sagen anderer Völker. Der Schlüssel, welchen Niemand aufser dem von der Gottheit Erkornen aufheben kann, erinnert an das Schwert, durch welches Artus zum Könige bestimmt wurde. Von den Riesengeistern wird in einer Episode erzählt, dafs sie als Nebel und Rauch aus dem Todtenreiche zurück kamen und über dem sumpfigen, grünbewachsenen See Kakschebalis flatternd den Wanderer in den Tod lockten, so wie bei uns die Irrlichter die Seelen von Kindern sind, welche ungetauft sterben, also den Heidengöttern noch gehören. In Gestalt eines dichten Rauches aber zog auch Fosete von Helgoland, als ihn der heilige Liudger zum Entweichen zwang (Surius, vitae Sanctorum, März S. 256). Aehnlich wie hier die eine Hälfte des Mondes im Meere liegt, mufste Odhinn nach der Edda eins seiner Augen in Mimers Brunnen als Pfand lassen, was wohl auch nur auf den Wiederschein des Gestirns im Wasser zu deuten ist. Ferner kommen die Riesen, wie hier allgemein aus dem Norden, in niederländischen Sagen aus Britannien nach Holland (Wolf's niederländ. Sagen Nr. 25). Wie die Sonne den Litthauern Perkuns Tochter ist, heifst sie in einem serbischen Liede das Kind Gottes, der Mond ist ihr Bruder und der Stern ihre Schwester, so wie auch in dem Homerischen Hymnus Εἰς Ἥλιον v. 6. 7 und in der Edda (Grimms Mythol., 2te Ausgabe, S. 666) Sonne und Mond Geschwister sind. Perkun aber scheint hiernach nicht blofs wie Thor Donnergott (Mythol. 156), wie er zwar auch hier mehrmals ausdrücklich genannt wird, und als den sein Name selbst ihn bezeichnet, sondern er scheint überhaupt wie Zeus und Wodan zum Himmelsgotte erhoben, dem bisweilen ohne Anschauung beigelegt wird was ursprünglich von dem noch unpersonifizierten Himmel galt; denn eben so oft wie Tochter Perkuns heifst die Sonne Perkuns Auge (vergl. S. 71. 73), das Auge des Himmelsgottes aber ist die Sonne in den Mythen fast aller Völker (Myth. 665), und hieraus scheint die Vorstellung eines persönlichen Tages, dessen Auge die Sonne ist (ὦ χρυσέας ἁμέρας βλέφαρον. Soph.), erst abgeleitet.

Unter den Thieren erscheint besonders der Schwan mehrfach in Sagen. Zum Grabe des schönen Heinrich kommen drei Schwäne geflogen und schmiegen sich daran, und dies war seine Mutter, seine Schwester und seine Braut (S. 7, vergl. Rhesa Nr. 29). Dafs es grade drei sind, erinnert an die drei Nornen und die drei Valkyrien (Myth. 398—400), die sich in Schwäne verwandeln; von den Nornen wird zwar nicht ausdrücklich gesagt, dafs sie auch als Schwäne erscheinen, doch ist Skuld zugleich Valkyrie, auf dem Urdharbrunnen aber werden zwei Schwäne gehalten, die vielleicht mit den beiden Nornen zusammen gehören, welche daheim bleiben, während die jüngste auf die Schlachtfelder zieht? Jedenfalls wird durch diese Sage der Glaube an die Verwandlung weiblicher Wesen in Schwäne auch bei den Litthauern verbürgt. Aufserdem erscheinen die Schwäne als kriegverkündend (S. 58) und glückbringend (S. 89). Als kriegerischer Vogel zeigt sich der Schwan bei uns ebenfalls schon dadurch, dafs die Valkyrien seine Gestalt annehmen; in seiner Erscheinung ein glückliches Vorzeichen zu sehen aber lag nach diesem Verhältnifs zu den Siegesjungfrauen nah; besonders erwähnt finde ich nur von den Schiffern, dafs ihnen der Schwan guten Angang bringe (s. Hohbergs Adeliches Land- und Feldleben, Th. 2, S. 538 b). In einem andern Liede erfährt ein Mädchen den Tod ihres Geliebten, der in der Schlacht gefallen ist, von einem Raben, welcher ihr die Hand des Todten mit sei-

Digitized by Google

nem Ringe bringt; auch hier scheint wichtig, dafs der Rabe vom Schlachtfelde kommt, da Wodan die Schlachten lenkt, und der Rabe sein Begleiter ist, der als Bote von ihm ausgesandt wird.

Die Blumen heifsen nach einer schönen Vorstellung die Liebesgedanken der Erde, wenn sie der Frühling küfst (S. 66). Daneben aber erscheint die Rose entschieden als die Seele Verstorbener. Ein Mädchen bricht die Rose auf dem Grabe des Jünglings, und wie sie dieselbe der Mutter bringt, spricht diese:

Das ist ja die Rose nicht!
Ist des Jünglings Seele,
Welchem brach sein Augenlicht
Durch den Gram der Liebe (S. 11, vgl. Rhesa No. 85).

Dieser Zug ist um so willkommner, als von Grimm (Myth., 1. Ausg., S. 478) ein unmittelbarer Uebertritt der Seele in die Gestalt einer Blume zwar schon aus bereits umgebildeten Sagen gefolgert wird, doch fehlte es an einem ausdrücklichen Belege. In Deutschland scheint mir dieser Glaube am Deutlichsten in einer Sage ausgesprochen, welche in den Volksbüchern von Faust und Wagner erhalten ist: wenn ein Zauberer nämlich einem Menschen den Kopf abschlägt, um ihn wieder aufzusetzen, so spriefst unterdefs aus einem dabei stehenden Gefäfs mit Wasser eine Lilie oder Rose, welche die Wurzel des Lebens heifst und wieder verschwindet, sobald der Kopf aufgesetzt ist; und zwar wird im ältesten Volksbuche von Faust ausdrücklich bemerkt, dafs der Kopf erst abgehauen wurde, wenn die Lilie schon gewachsen, also die Seele dem Körper entflohen war. — Ferner erschliefst sich in einem litthauischen Liede eine Rosenknospe in den Händen der Schwester, deren Bruder in der Ferne stirbt, so wie in der von Fr. Kind bearbeiteten deutschen Sage vom Rosenwart die Rosen, welche der Rosenwart pflegt und nicht zum Blühen bringen kann, aufblühen, sobald er stirbt. Auch hier ist die Rose unzweifelhaft Seele. In mehreren litthauischen Sagen soll die Rose nach einer Anmerkung des Verf.'s (S. 102) auch Geheimnisse verkünden. An die alte Verehrung der Eichen endlich, auf denen die Götter wohnend gedacht wurden (Myth. 67), knüpft sich das Lied, in welchem ein Mädchen unter einer Eiche schlafend ihren verstorbenen Vater schaut und erwachend den Geliebten findet (S. 19). Die Eiche selbst, heifst es, nahm die Gestalt des Vaters an, und diese Vorstellung scheint in Litthauen sehr verbreitet gewesen zu sein, da auch in zwei andern Liedern bei Rhesa (No. 54. 69, vgl. 85) geklagt wird, dafs die Eiche nicht der Vater der Waisen sei. Der Glaube, dafs man im Schatten eines Baumes schlafend göttliche Offenbarungen empfange, erscheint häufig in Sagen; so sah auch die Jungfrau von Orleans unter einer Eiche die Mutter Gottes, und Dietrich erblickte nach dem Engelhard Konrads von Würzburg unter einem Baume träumend den Engel, welcher ihm das Mittel zu seiner Heilung angab.

Diese Andeutungen mögen genügen auf den Werth dieser Lieder hinzuweisen. Beachtenswerth ist, dafs die heidnischen Gottheiten hier noch meist in ihrer ursprünglichen Gestalt erscheinen, und dabei doch freundlich den Menschen gegenüber stehen, während sie in Deutschland entweder sich in andre milde Wesen, wie in Engel und wohlthuende Menschen, umgestalteten, oder, wenn sich die Erinnerung an ihre frühere Macht lebendiger erhielt, mit dem christlichen Teufel verschmolzen wurden. Es ist dies noch eine deutliche Nachwirkung davon, dafs das Christenthum so spät nach Litthauen drang. Nur Pakull, der Todtengott, steht, wie der Verf. S. 103 bemerkt, jetzt dem Teufel nah; doch bei ihm konnte, seiner Natur nach, diese Umbildung auch am Leichtesten eintreten. — Aufser den Gedichten, deren Inhalt mit dem heidnischen Mythus noch in Zusammenhang steht, enthält die Sammlung einige ebenfalls sehr schöne und echt volksthümliche Liebeslieder und Romanzen. Ohne Zweifel hat Herr Jordan noch mehr Material, und es wäre verdienstlich, wenn er dasselbe mittheilte. Auch könnte er künftig bei seinen Anmerkungen ausführlicher sein. Seine ziemlich freie Behandlung des Verses ist durchaus zu billigen, da jede strengere, kunstmäfsigere Form den eigenthümlichen Charakter der Lieder leicht verwischen würde. Die Sagen aber, welche das Volk nicht singt, sondern sich nur erzählt, würden den meisten Lesern als schlichte Erzählungen wohl noch willkommner sein als in poetischen Bearbeitungen; da eine versifizierte Sage immer den Verdacht gegen sich hat, dafs der Verf., wenn auch nur aus Rücksichten der Form, sich Zusätze und Weglassungen erlaubt. Ueberhaupt ist poetische Schönheit bei Gedichten dieser Art erst der zweite Vorzug, der erste ist ihr sachlicher, mythologischer Gehalt.

E. Sommer.

Digitized by Google

№ 61.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

XXXI.

Handbuch der Chemie von Leopold Gmelin. Vierte Auflage. Bd. I.* 1843. *Bd. II.* 1844. *Heidelberg, Universitätsbuchhandlung von C. Winter.

Eine der wichtigsten Erscheinungen in der chemischen Literatur neuester Zeit ist ohne Frage L. Gmelins Handbuch. In den zwölf Jahren, seit der letzte Band der dritten Auflage erschien, ist gewifs bei den meisten Chemikern der Wunsch rege geworden, dafs es dem Verfasser gefallen möchte, baldmöglichst eine den inzwischen eingetretenen bedeutenden Umgestaltungen der Wissenschaft angepafste Bearbeitung herauszugeben. Diesem Wunsche sehen wir nun Genüge geleistet, und das auf eine Art, dafs jeder Chemiker dem berühmten Verf. gewifs von Herzen Dank sagt für das unendlich mühsame und schwierige Unternehmen, alle hinzugekommenen Bereicherungen der Wissenschaft mit dem schon vorhandenen Materiale in einen systematischen Zusammenhang gebracht, und das Heer der Thatsachen zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen zu haben.

Zwar sind in den letzten Jahren nicht wenige chemische *Lehrbücher* erschienen, auch ein geschätztes Handwörterbuch sehen wir seiner Vollendung allmählig entgegen gehen, aber alle diese Werke, unter denen sich anerkannt vortreffliche und allgemein verbreitete finden, helfen dem Bedürfnifs nicht ab, welchem das Gmelinsche Handbuch entspricht. Denn ein Lehrbuch der Chemie hat einen ganz anderen Zweck als ein chemisches Handbuch. Jenes bietet dem Leser, welcher im Allgemeinen als Anfänger im Studium der Chemie vorausgesetzt wird, eine zweckmäfsige Auswahl des Stoffes dar, gerade so viel, als nöthig ist, einen klaren Ueberblick zu behalten. Wichtige Körper werden ausführlicher behandelt, seltene nur kurz berührt, und dabei wird eine Anordnung befolgt, welche wo möglich vom Bekannten zum Unbekannten fortschreitet. Literarische Nachweise sind entbehrlich, weil sie den Zusammenhang unterbrechen, ganz besonders aber, weil sie in vielen Fällen zu Discussionen führen würden, über welche dem jüngeren Leser begreiflich noch kein Urtheil zustehen kann.

Ganz anders ist es mit dem *Handbuche*. Es ist nicht für Anfänger, sondern für den Chemiker bestimmt, der dasselbe nicht sowohl durchstudirt, als vielmehr jeden Augenblick bei seinen Arbeiten zu Rathe zieht, um zu erfahren, was überhaupt von jedem Körper durch die Bemühungen der Chemiker bekannt sei; selbst die kleinsten, anscheinend unbedeutendsten Details, von Anderen mitgetheilt, sind uns bei unseren Arbeiten oft von grofsem Werth. Deswegen ist die erste Forderung, welche man an ein Handbuch zu machen berechtigt ist, *Vollständigkeit*. Sie allein macht es dem arbeitenden Chemiker möglich, zu erkennen, welche Puncte noch einer experimentellen Aufklärung bedürfen. Nicht minder wichtig ist indessen die Anordnung des Stoffes, und hier ist *Bequemlichkeit in der Anwendung*, wie uns scheint, das überwiegende Motiv. Alles mufs sich leicht finden lassen, und strenge Consequenz im Plane, den der Leser bald erkennt, macht in der Regel ein Register überflüssig. Der Plan des Handbuches ist aber ein anderer als der des Lehrbuches. Eine vom Bekannten zum Unbekannten, vom Einfachen zum Zusammengesetzteren fortschreitende Anordnung ist, wiewohl möglichst zu beobachten, doch nicht unumgänglich nothwendig. Während in Fällen, wo über einen Gegenstand abweichende Angaben vorliegen, das Lehrbuch sich nach dem Urtheile seines Autors in der Regel an die zuverlässigste, durch eine namhafte Autorität verbürgte hält, verlangen wir vom Handbuche, dafs es uns alle einzelnen Angaben mittheile, denn es setzt eben von seinen Lesern voraus,

Digitized by Google

dafs sie entweder den Mafsstab der Kritik nach eigener Ueberzeugung an solche Differenzen legen, oder dieselben auf dem Wege des Versuches zu beseitigen im Stande sind.

Dafs literarische Nachweise überall nicht fehlen dürfen, versteht sich von selbst. Dem Autor des Handbuches kann man nicht zumuthen, alle detaillirten Abhandlungen aus den verschiedenen Zeitschriften in seinem Werke mitzutheilen, aber man verlangt von ihm, dafs er diese Quellen namhaft mache, damit dieselben zu jeder Zeit verglichen werden können.

Unterwerfen wir nun L. Gmelins Handbuch einer genaueren Durchsicht, so müssen wir finden, dafs es allen jenen Anforderungen so vollkommen entspricht, dafs die Behauptung nicht zu gewagt erscheint: *es ist ein allen Chemikern unentbehrliches Werk.* Ja es ist ein Buch, auf welches die deutsche Literatur stolz sein darf, mit deutschem Fleifse und ächter Gründlichkeit verfafst, und kein anderes ist ihm in seiner Art an die Seite zu stellen. In Frankreich ist Thénards Traité, das einzige ähnliche Werk, jetzt längst veraltet, und der Mangel eines guten Handbuchs zeigt sich dort oft in der Unkenntnifs von Thatsachen, welche namentlich in Deutschland längst aufgefunden, von französischen Chemikern nicht selten, gleichsam als wären sie untergegangen, von neuem entdeckt werden, und ihre Urheber sind weit entfernt zu ahnen, dafs sie nichts thaten, als eine bekannte Sache zu bestätigen.

Ehe wir nun zur speciellen Beurtheilung der beiden Bände, welche bis jetzt erschienen sind, übergehen, wollen wir nur noch die Bemerkung hinzufügen, dafs der Verf., wie sich auch von ihm, als von einem mit der Chemie praktisch Vertrauten, erwarten liefs, alle zweifelhaft erscheinende Angaben kritisch beleuchtet hat. Allerdings mufs sich diese Kritik, so weit sie beobachtete Facta betrifft, in den Grenzen eines Raisonnements halten, denn hätten alle streitigen Puncte durch Versuche berichtigt werden sollen, so würden wir das Handbuch niemals vollständig erhalten.

Dafs übrigens jedes chemische Werk, und mithin auch Gmelins Handbuch, am Tage des Erscheinens schon nicht mehr vollständig ist, läfst sich nicht vermeiden, gereicht ihm auch nicht zum Vorwurf, es ist im Gegentheil der beste Beweis des lebendigen Vorschreitens, der kräftigen Entwicklung der Chemie, welche darin allen übrigen Zweigen der Naturwissenschaft gleicht, und den Eifer des Forschers immerfort zu neuen Versuchen anspornt.

Wenngleich das in der früheren Ausgabe befolgte System im Ganzen beibehalten ist, so hat das Werk doch dadurch eine wesentliche Erweiterung erfahren, dafs die analytische, pharmaceutische und technische Chemie mehr berücksichtigt wurde, daher der frühere Titel: „Handbuch der theoretischen Chemie" in den: „Handbuch der Chemie" verändert ist.

Der Verf. bekennt in der Vorrede, dafs er jetzt entschieden zu der atomistischen Hypothese übergetreten sei, wieder ein neuer Beweis, wie ein längeres Studium der Chemie unabweislich zu dieser Betrachtungsweise führt, welche allein geeignet ist, die Gesetze der chemischen Erscheinungen befriedigend zu erklären, und das in dem Mafse, dafs die bedeutendsten Chemiker unserer Zeit sich offen oder stillschweigend als Anhänger jener Hypothese bekennen.

Dafs in Folge dessen der Ausdruck *Atomgewicht* überall anstatt des unpassenden Mischungsgewichts eingeführt wurde, ist schon der Uebereinstimmung wegen mit den besten anderweitigen chemischen Werken als ein Vortheil anzusehen. Allein der Verf. hat sich andererseits bei dieser Gelegenheit eine Abweichung, namentlich von Berzelius, erlaubt, insofern er das Atomgewicht überall gleich dem Aequivalent setzt. Dadurch fallen natürlich die aus der Spaltung eines Aequivalents hervorgehenden Doppelatome hinweg, welche Berzelius beim Wasserstoff, Stickstoff, Chlor, Brom, Jod, Fluor, Cyan, Phosphor und Arsenik angenommen hat.

Diese Aenderung ist unserer Ansicht nach im höchsten Grade zweckmäfsig, wie wir dies bereits früher angedeutet haben (Vgl. Rammelsberg's Lehrbuch der Stöchiometrie und der allgemeinen theoretischen Chemie S. 158. 176). Denn wiewohl nichts der Annahme entgegen steht, dafs die relativen Gewichtsmengen, welche wir mit dem Namen der Aequivalente bezeichnen, eben sowohl das Verhältnifs des Gewichts von *zwei* oder *mehreren* Atomen eines Körpers zu dem Gewicht von *einem* Atom eines anderen Körpers ausdrücken könnten, so bleibt es doch in diesem durch die Erfahrung niemals zu ermittelnden Falle immer das Einfachste und Wahrscheinlichste, die Aequivalente als das Gewichtsverhältnifs der *einzelnen* materiellen Atome der

Digitized by Google

Körper anzusehen, woraus dann ohne Weiteres die Identität der Gewichte beider folgt.

Bekanntlich ist die Lehre von den Doppelatomen dadurch entstanden, dafs man annahm, gleiche Volume aller einfachen Gase enthielten eine gleich grofse Anzahl von Atomen, wonach offenbar die specifischen Gewichte dieser Gase das Verhältnifs ihrer Atomgewichte ausdrücken, eine Ansicht, die vorzüglich in gewissen physikalischen Eigenschaften gasförmiger Körper ihre Stütze fand. Nun haben aber die schönen Untersuchungen von Dumas und Mitscherlich den Beweis geliefert, dafs man jene Annahme bei mehreren einfachen Gasen nicht machen kann, sondern dafs zwischen dem Gewicht gleicher Volume und gleich vieler Atome nur ein einfaches Verhältnifs besteht. Dadurch ist es gekommen, dafs man die frühere Ansicht auf die permanenten Gase und die Salzbilder beschränkte, ohne dafs jedoch ein entscheidender Grund vorhanden wäre, sie auch für alle diese aufrecht zu erhalten.

Es scheint ganz besonders die wissenschaftliche Autorität Berzelius' zu sein, welche die Chemiker bis jetzt abgehalten hat, die Scheidewand zwischen den Begriffen von Aequivalent und Atom fallen zu lassen, und ihre Identität öffentlich auszusprechen. Jedenfalls wird die Sache durch die neue Betrachtungsweise sehr vereinfacht, die Zusammensetzung vieler wichtiger Verbindungen wird die möglichst einfachste, man darf wohl sagen, die naturgemäfseste und wahrscheinlichste. Der Verf. hat übrigens diesen Gegenstand im ersten Bande S. 46 u. f. einer ausführlichen Discussion unterworfen.

Dagegen können wir uns nicht mit dem Verf. für die gröfsere Zweckmäfsigkeit erklären, als Einheit der Atomgewichte den Wasserstoff zu wählen, denn wiewohl dadurch sich nichts Wesentliches ändert, so möchte doch die Mehrzahl, insbesondere der deutschen Chemiker sich an die von Berzelius zuerst vorgeschlagene Einheit des Sauerstoffs gewöhnt haben, und also schon wegen der höchst wünschenswerthen Uebereinstimmung unter den Schriftstellern diese Annahme beizubehalten sein, um so mehr, wenn man die unendlich gröfsere Zahl und Wichtigkeit der Sauerstoffverbindungen berücksichtigt, deren Zusammensetzung von den auf die letztere Art festgestellten Atomgewichten so unmittelbar ausgesprochen wird. Auch erinnern wir noch an die übrigen Gründe, welche Berzelius in seinem Lehrbuche gegen die Einheit des Wasserstoffatoms aufgestellt hat, und fügen hinzu, dafs die von Dumas und einigen anderen Chemikern in neuester Zeit wieder aufgenommene Hypothese Prout's von dem einfachen Verhältnifs der elementaren Atomgewichte, an und für sich durch keinen Umstand als nothwendig erscheinend, durch die genauesten Versuche in mehreren Fällen entschieden als unbegründet sich erweist. (Man vgl. die letzten Jahresberichte von Berzelius). Indessen hat der Verf. doch nicht versäumt, bei den wichtigsten Verbindungen die Atomzahlen nach Berzelius beizufügen.

In Betreff der Nomenclatur, deren sich der Verf. bedient, ist zu bemerken, dafs er bemüht war, die Combinationen der deutschen Sprache möglichst anzupassen, was jedenfalls sehr zu loben ist. Aber ohne eine durchgreifende Reform bleibt die chemische Nomenclatur dennoch immer ein Gemisch deutscher und fremder Wörter, und bevor eine solche eintritt, mufs Kürze und Wohlklang oft allein den Ausschlag geben. Der Leser des Handbuches, der Chemiker, mit den Principien der herrschenden Nomenclatur vertraut, wird ja überdies kaum irgendwo einen Anstofs finden.

Nach diesen das Ganze betreffenden Bemerkungen gehen wir zu dem reichen Schatz des Inhalts im Einzelnen über. Der erste Band begreift zunächst die allgemeine und theoretische Chemie und die mit denselben in Verbindung stehenden Theile der Physik. Die Lehre von der Cohäsion, der Adhäsion, der Affinität, von dem chemischen Verhalten des Lichts, der Wärme und der Elektricität bilden eine Hälfte dieses Bandes. Dazu gehören vier Tafeln Abbildungen, nämlich Tafel I. und II.: Darstellung von Krystallformen; Tafel III.: Schemata chemischer Zersetzungen; Tafel IV: Apparate elektrochemischer und rein chemischer Art. In Betreff der krystallographischen Abbildungen möchten wir uns die Bemerkung erlauben, dafs es ohne Zweifel für den Gebrauch bequemer gewesen wäre, auf jenen Tafeln nur die Grundformen zu haben, die Krystallgestalten der einzelnen Körper aber durch ihrem Text beigedruckte Holzschnitte erläutert zu sehen, wie man es in neueren mineralogischen Handbüchern findet. Die Chemiker haben bisher der genaueren Untersuchung der Krystallform noch viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, und es ist dies noch ein weites wichtiges Feld für die Untersuchung, obwohl wir recht gut die Schwierigkeiten kennen, welche bei vielen Körpern der genaueren Bestimmung ihrer Krystallform entgegentritt.

Die andere Hälfte dieses Bandes nehmen die einfachen nichtmetallischen Substanzen und ihre unmittelbaren Verbindungen ein, wovon indessen das Cyan ausgeschlossen ist, welches erst später bei den organischen Verbindungen abgehandelt werden soll. Dafs alle hierher gehörigen Thatsachen deutlich und vollständig wiedergegeben sind, brauchen wir wohl gar nicht besonders zu erwähnen. Nur beim Sauerstoff haben wir die Bereitungsmethode aus chlorsaurem Kali im Gemenge mit Kupferoxyd oder Mangansuperoxyd vermifst, welche schon seit längerer Zeit (wenn

Digitized by Google

wir nicht irren, durch Döbereiner) bekannt ist und auch in theoretischer Beziehung grofses Interesse darbietet, überdies eine so rasche Entwicklung des Gases zeigt, dafs in wenigen Minuten sich mehrere Kubikfufs aufsammeln lassen. Die neuerlich von Balmain angegebene, recht praktische Methode, dasselbe Gas aus zweifach chromsaurem Kali und Schwefelsäure zu bereiten (S. Philosophical Magazine 1842), konnte dem Verf. unseres Handbuches zur Zeit noch nicht bekannt sein.

Auch die Verbindungen des Kohlenstoffs mit dem Wasserstoff und den Salzbildern haben wir erst unter den organischen Verbindungen zu erwarten. Das Atomgewicht jenes Körpers ist übrigens = 6, d. h. = 75, wenn Sauerstoff = 100 ist, angenommen worden.

Boron und Boraxsäure scheinen nicht aus der Consequenz zu folgen, mit welcher der Verf. sonst überall die Namen abkürzt, und daher z. B. Arsen, Vanad, Scheel u. s. w. sagt. Bor und Borsäure sind wohl jedenfalls vorzuziehen.

Die Anzahl der Säuren des Schwefels hat sich bekanntlich in neuester Zeit um zwei vermehrt, von denen die eine, von Langlois entdeckt und acide hyposulfurique sulfuré genannt, aus 3 At. Schwefel und 5 At. Sauerstoff besteht, während die andere, neuerlich von Fordos und Gélis beschrieben, 4 At. Schwefel und 5 At. Sauerstoff enthält, und deswegen als acide hyposulfurique bisulfuré bezeichnet worden ist. Der Verf., welchem zur Zeit nur die erstere bekannt sein konnte, hat sie *Niederschwefelsäure* genannt. Berzelius schlägt dagegen (S. dessen XXIII. Jahresbericht S. 39) vor, die Säuren des Schwefels nach der Anzahl der Radicalatome in vier Abtheilungen zu bringen, nämlich: 1) *Monothionsäuren*, wohin die schweflige Säure und die Schwefelsäure gehören; 2) *Dithionsäuren*, die unterschweflige Säure und die Unterschwefelsäure; 3) die *Trithionsäure* von Langlois und 4) die *Tetrathionsäure* von Fordos und Gélis. Diese neuen Namen sind, obwohl nicht aus der deutschen Sprache entnommen, ohne Zweifel wohlklingend und bezeichnend zugleich.

Die Verbindungen von Schwefel und Phosphor sind bekanntlich ganz vor Kurzem Gegenstand einer umfassenden Arbeit von Seiten Berzelius' geworden, die eben deswegen aber in dem Handbuche noch nicht angeführt werden konnte. Ganz dasselbe läfst sich von Regnaults und Millons Untersuchungen der unterchlorigen und chlorigen Säuren sagen.

Der *zweite Band* unseres Handbuches handelt die leichten (Alkali- und Erden bildenden) Metalle und die spröden unedlen schweren Metalle ab. Zu jenen ist auch das Silicium gerechnet, welches hier, den Eigenschaften seiner Verbindungen ganz entsprechend, neben dem Titan und Tantal steht. Die andere Gruppe umfafst aufserdem: Scheel, Molybdän, Vanad, Chrom, Uran, Mangan, Arsen, Antimon, Tellur und Wismuth. Auch hier beschränken wir uns auf einige Bemerkungen über den Inhalt, bevorwortend, dafs der Leser, was die chlorsauren Salze betrifft, die kürzlich erschienene Arbeit von A. Wächter (S. Journal für praktische Chemie, Bd. XXX) vergleichen möge.

Auch die das Cer, Lanthan (und Didym) betreffenden Thatsachen sind durch eine spätere Notiz von Mosander zu vervollständigen und zu berichtigen, und selbst dem Yttrium möchte ein gleiches Schicksal wie dem Cer bevorstehen, da der genannte Chemiker darin (nach einer brieflichen Mittheilung von Berzelius) noch zwei andere Metalle, welche er Erbium und Terbium nennt, gefunden hat.

Bei der Kieselsäure interessirt uns vor Allem die Aenderung, welche der Verf. mit ihrem Atomgewicht und ihrer Zusammensetzung vorgenommen hat. Er betrachtet sie nämlich nach dem Vorgange einiger früheren Chemiker, als bestehend aus 1 At. Silicium und 2 At. Sauerstoff, und führt zu Gunsten dieser Ansicht die einfacheren Formeln der Silicate an. Bekanntlich hat Berzelius diese Frage schon vor längerer Zeit gleichfalls einer Discussion unterworfen, (vgl. Dessen Lehrbuch, Bd. V. S. 110) und selbst darauf aufmerksam gemacht, wie namentlich die Verbindungsverhältnisse von Fluorkiesel mit anderen Fluorüren jener Ansicht günstig seien, dieselbe aber dennoch verworfen, weil danach einige der wichtigsten Mineralgattungen, z. B. der Feldspath, eine sehr unwahrscheinliche Formel erhalten würden. Allerdings ist die vom Verf. für den Feldspath gegebene Formel nicht jene unwahrscheinliche, obwohl viel weniger einfach als die gewöhnliche, deswegen besonders, weil darin das Kali als dreifach saures, die Thonerde als neutrales Salz vorausgesetzt wird.

Es ist nicht zu läugnen, dafs die sogenannten Bisilikate, d. h. die Verbindungen, welche in der Kieselsäure doppelt so viel Sauerstoff enthalten als in der Basis, und welche nach der vom Verf. adoptirten Ansicht neutrale Salze sind, sehr stark zu dieser Annahme berechtigen, auch wenn man nur den Umstand in Betracht zieht, dafs sie sowohl für sich als in Doppelverbindungen ungleich zahlreicher sind als die sogenannten Trisilikate. Zudem möchte es gar nicht unwahrscheinlich sein, dafs Feldspath, Albit u. s. w. saure Salze sind oder solche wenigstens enthalten, da wir sie stets von Quarz, d. h. einem Ueberschufs von freier Säure, begleitet antreffen, während die Bisilikate, wie z. B. Augit und Hornblende, diese Erscheinung nicht zeigen.

Jedenfalls bleibt es sehr interessant, die Ansicht des Verf.'s auf die vielen natürlichen Silikate angewendet zu sehen, und es hat sich Derselbe in der That der mühsamen Transponirung der Formeln bei den wichtigsten Silikaten unterzogen (S. 571—429 u. f.). Wir hoffen, bei einer anderen Gelegenheit in eine detaillirte Vergleichung der älteren und neueren Formeln einzugehen.

Mit lebhaftem Verlangen sehen wir dem Erscheinen der übrigen Bände des Werkes entgegen, und wünschen von ganzem Herzen, dafs der hochgeachtete Verf. uns recht bald damit erfreuen möge. Seine Arbeit wird zu allen Zeiten eine der ersten Zierden der chemischen Literatur sein.

C. Rammelsberg.

Digitized by Google

№ 62.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

XXXII.

Jacob Grimms Grammatik der hochdeutschen Sprache unserer Zeit. Für Schulen und Privatunterricht bearbeitet von J. Eiselein, Professor. Verlagshandlung zu Belle-Vue bei Constanz. 1843.

Die deutsche Grammatik besteht nun seit einem Vierteljahrhundert. Sie erschien 1819; denn was zuvor unter ihrem Namen ging, war nur ein buntes Gewirr unglücklicher und glücklicher Einfälle, die man mit um so gröfserer Zuversicht aussprach, je weniger man sie begründen konnte. Die Erforschung des deutschen Alterthums hat während dieser fünf und zwanzig Jahre sehr grofse Fortschritte gemacht, doch sind die Ergebnisse derselben noch fast ausschliefsliches Eigenthum der Gelehrten. Es scheint die Brücke zu fehlen, die vom Volke zur Wissenschaft hinüber leitet. Die deutschen Schulen, welche das klassische Alterthum mit der modernen Bildung in lebendigem Bezuge halten, thun Nichts für das vaterländische; und doch hat das deutsche Volk durch die Kenntnifs seiner Vorzeit noch eben so reiche Belehrung und eben so hohen Genufs zu erwarten wie durch die klassischen Studien. Es scheint darum wichtig, dafs der Besitz der Gelehrten in grammatischer und literarhistorischer Hinsicht durch populäre Schriften dem Volke näher gerückt werde. Für die Literaturgeschichte erfüllt Gervinus diese Aufgabe noch nicht ganz, da seine Vorliebe für Griechenland und Rom ihn oft hindert, der deutschen Poesie ihr Recht zu thun. Von Grimms deutscher Grammatik aber besafsen wir zwar schon einige Auszüge, doch enthielten dieselben fast nur eine Zusammenstellung der Schemata; ihre Trockenheit schreckte darum den Anfänger eben so sehr ab, wie die Fülle des Materials bei Grimm. Das vorliegende Werk, welches, wie der Verf. in der Vorrede bemerkt, mit Grimms Erlaubnifs und Zustimmung bearbeitet ist, verdient daher doppelten Dank: einmal weil es die Ergebnisse, welche die bisherige deutsche Sprachforschung für eine Grammatik der neuhochdeutschen Sprache gewährt, in lebendigem, geistvollen Vortrage darlegt; dann weil es mit vielem Geschick nicht blofs dort an die ältere Sprache anknüpft, wo Erscheinungen der neueren sich nur aus ihr erklären, sondern überhaupt wo die neuhochdeutsche Sprache zu nahliegenden, anziehenden Vergleichungen mit den älteren Dialekten Anlafs giebt, so dafs der Leser unwillkürlich nicht nur die Nothwendigkeit fühlt, bei den Hauptgesetzen der Grammatik auf die frühere Sprachstufe hinabzusteigen, sondern zugleich den Reiz, welchen ein umfassendes Studium der deutschen Grammatik hat. Herr Eiselein giebt im Wesentlichen zwar Nichts als einen Auszug aus Grimms Grammatik, doch hat er dabei besonders die tiefen allgemeinen Betrachtungen über Sprachgeist und Sprachentwicklung berücksichtigt, durch welche sich Grimms Werk eben so sehr auszeichnet wie durch den Scharfsinn der Forschung im Einzelnen und die hohe Gelehrsamkeit; indem es vermöge jener nirgend blofs die faktisch erwiesene Form, den Leib der Sprache, zergliedert, sondern auf die Seele selbst dringt und die innern Gesetze aufzudekken strebt, welche diesen Leib grade so gestalteten. So sind z. B. die einleitenden Bemerkungen über das Genus (S. 191), die Charakteristik des Unterschieds der ältern und neuern Sprache und die des Volksdialekts im Gegensatz zur Schriftsprache (S. 32—35) sehr schön. Neu ist ein Abschnitt über die Orthographie, d. i. über den gemeinen neuhochdeutschen Schreibgebrauch, den eine Grammatik, welche beim Unterricht benutzt sein will, allerdings lehren mufs; neben den im Herkommen begründeten Fehlern werden die richtigeren Schreibungen meist angegeben, und als Grundsatz gilt hier wie überhaupt mit Recht, dafs

Digitized by Google

im Neuhochdeutschen von mehreren theoretisch richtigen Formen die gebräuchlichere zu wählen ist, dafs selbst durch den Gebrauch geschützte falsche Formen, neben denen die richtigen verschwunden sind, fortgeführt werden müssen; dafs jedoch dort, wo neben einer entarteten Form die richtige, wenn auch als weniger gebräuchlich, noch fortbesteht, diese wieder durchzusetzen ist. Auf die Lehre von der Orthographie folgt eine, ebenfalls vom Verf. zugefügte, Zusammenstellung der bekanntlich sehr mangelhaften Gesetze unserer Interpunktion; doch vermifst man hier eine Hinweisung auf richtigere Prinzipien, die aus der Syntax sich ergeben, wie überhaupt die Interpunktion in der Syntax, nicht hier zwischen der Lehre von den Buchstaben und von der Wortbildung zu behandeln war. Aufserdem gehört dem Verf. ein kurzer Abschnitt über den mehrfachen Satz (S. 314—328), der zwar hübsche Andeutungen enthält, doch für die Wichtigkeit dieses von Grimm noch nicht dargestellten Theils der Grammatik etwas sehr dürn ausgefallen ist und besonders beim Periodenbau fast nur die allgemeinen Gesetze aufstellt, welche sich aus den beiden Haupterfordernissen eines guten Stils, der Klarheit und Schönheit, unmittelbar ergeben. — In der Anordnung weicht der Verf. von Grimm darin ab, dafs er die Lehre von der Wortbildung gleich auf die Lautlehre folgen läfst und erst nach ihr die Wortbiegung abhandelt. Dies ist zwar logisch richtiger, da der Schüler nun zuerst lernt, wie sich aus den Buchstaben selbständige Wörter bilden und dann erst welche Verwandlungen die Wörter erleiden, wenn sie im Satze in Wechselbeziehung treten; doch ist zu zweifeln, ob sich diese Reihenfolge beim Unterricht als praktisch erweisen wird, da die einfache Flexionslehre für den noch Ungeübten weit leichter zu fassen und zugleich für seine nächsten Bedürfnisse weit wichtiger ist als die schwierige und verwickelte Lehre von der Wortbildung. Auch sieht man dann nicht, weshalb der Verf., wenn er einmal streng verfahren will, die Orthographie nicht erst am Schlusse der Formenlehre behandelt, da viele Schreibungen auf Gesetzen der Wortbildung und Flexion beruhen. Die Lehre von der Zusammensetzung folgt dann richtig auf die Flexionslehre, weil sie, bei uneigentlich componierten Wörtern, theils Bestimmungen zu derselben hinzufügt, theils dieselbe voraussetzt; doch ist die Lehre von der eigentlichen Composition durch die Trennung von der Wortbildungslehre erschwert, da die Gesetze beider oft verwandt sind und sich leichter übersehen, wenn man sie an einander schliefst. Im Einzelnen fügt der Verf. manches Eigne hinzu und weicht bisweilen in der Auffassung von Grimm ab; wenn wir daher näher auf die Schrift eingehen, so haben wir besonders einige Beispiele dieser Art hervorzuheben.

Den meisten Anstofs nimmt man an des Verf.'s Zusätzen in der Lautlehre. S. 7 heifst es, der Vocal o sei bisweilen Ablaut von ü, z. B. *log* von *lügen*; allein das ü in *lügen* ist falsche Schreibung für ie, und *liege log* ist so regelmäfsig wie *schiebe schob*, was in einer Grammatik, die vom sprachgeschichtlichen Standpunkt ausgeht, wohl zu erwähnen war. Die Schreibung *lügen*, welche wohl erst zu der gleich falschen *trügen* Anlafs gab, ist wahrscheinlich aus der Absicht hervorgegangen, *liegen*, mentiri, von *liegen*, mhd. *ligen*, jacere, zu sondern. Auf derselben Seite wird das o, u und ü in *genofs*, *flofs*, *verdrofs*, *mufs*, *müssen* als ausnahmsweise lang aufgeführt, da wir sonst vor fs kurze Vokale haben; allein obgleich diese Längen organisch sind und in Süddeutschland noch gesprochen werden, so sind sie bei uns Norddeutschen doch entschieden gekürzt, *müssen*: *küssen* ist uns ein ganz strenger Reim; was ebenfalls bemerkt werden mufste, da der norddeutsche Schüler nun eine Ausnahme lernen soll, die für ihn nicht vorhanden ist. — Durchaus keinen Grund aber sieht man bei des Verf.'s Unterscheidung zwischen der Länge und Kürze des auslautenden Vokals in der betonten Silbe mehrsilbiger Wörter; er sagt z. B., man spreche die Infinitive *haben*, *klagen*, *sagen* kurz, doch die Substantive die *Habe*, *Klage*, *Sage* lang (S. 21), ebenso *Adel*, *Tadel*, doch *Nâdel*, ich *rase*, doch ich *blâse* (S. 8). Bei *Adel*, *Tadel*, *Nadel* unterscheidet sich der Vokal theoretisch dadurch, dafs er in dem letzten Worte organisch lang, in den beiden andern erst im Nhd. durch den Accent gelängt ist, die Aussprache aber ist völlig gleich; bei *haben Habe* und *rase blase* fällt auch dieser theoretische Unterschied weg, da das a der beiden ersten Wörter organisch kurz, das der beiden letzten organisch lang ist. Ebenso ist i in sämmtlichen Wörtern, die S. 9 als Beispiele der Kürze angegeben werden, mit Ausnahme der ersten zehn und von Sinflut, Singrün und Schmied, das sich als Eigennamen in der Schreibung Schmidt kurz erhalten, jetzt lang; dazu ist Sin-

Digitized by Google

flut kein nhd. Wort, Stiegel aber, welches hier unter den Kürzen steht, wird S. 18 unter den Beispielen von unorganischer Dehnung wiederholt; da sich jedoch schon ahd. neben *stigilla* auch *stiagil* findet (Graff 6, 626), so braucht das nhd. Stiegel nicht einmal als unorganisch gefafst zu werden. Ebenso unhaltbar ist die Unterscheidung des kurzen und langen o und u, S. 9 u. 10. Viele der Beispiele, die hier kurz heifsen, führt Grimm ausdrücklich als lang an, wie er auch besonders hervorhebt, dafs die Aussprache ursprünglich kurzer, jetzt gedehnter Vokale und organisch langer gleich sei, z. B. Thor (mhd. *tor*, porta) = Thor (mhd. *tôre*, stultus). Bei o geht Herr Eiselein noch weiter und scheidet ein offnes und geschlossnes o, indem er o vor r und n für offen, sonst stets für geschlossen erklärt, so dafs also *von* und *Lohn* denselben, doch *Lohn* und *Brot* einen verschiedenen Laut hätten, was sich weder durch eine Etymologie stützen läfst, noch im Sprachgebrauch Bestätigung findet und also um so mehr zu begründen war. Wahrscheinlich hält sich der Verf. hierbei an eine inconsequente mundartliche Aussprache. — Gleich unbegründet ist die Ansicht, dafs der E-Laut in Eltern und älter verschieden sei (S. 8), da dies faktisch beide Mal dasselbe Wort ist; Grimm nennt solche Unterscheidungen des Vokals Gramm. 1, 3te Ausg., 219 „falsche Affectation". Dagegen ist der Laut in Meer und mehr, welcher nach S. 9 gleich sein soll, stark unterschieden und nach richtigem Gefühl, da bei e allerdings die organische Länge (*mêr*, *lêren*) anders lautet als die unorganische (Meer, entbehren aus *mer*, *enbërn*). — Zu den von Grimm 1, 218 angegebenen Beispielen, dafs o, u, uo, ô nhd. zu a geworden, fügt der Verf. S. 8 Zierat, Scheusal, Trübsal; alle drei wären jedoch zu begründen. Zierat ist Gramm. 2, 255 zweifelhaft gelassen; ich kenne nur *zierôt* aus dem Görlitzer Rechtsbuche, Fundgr. 1, 400, wo o nichts beweist; woraus aber das a in Scheusal und Trübsal entstanden sein soll, sieht man nicht; *truobisal* gibt Graff 5, 489, und der Verf. sagt, im Widerspruch mit dieser Stelle, S. 98 selbst, in Trübsal habe sich der ursprüngliche Vokal erhalten; Scheusal (*sciuhisal*) finde ich alt zwar nicht, doch ist es nach der Analogie untadelhaft gebildet. — Auch die Behauptung, dafs die Ableitung des nhd. e aus a oder i zur offnen oder geschlossnen Aussprache nichts beitrage, sondern dafs der Gebrauch dieselbe nach Willkür bestimmt habe (S. 8), kann der Vf. nur auf ungenaue mundartliche Aussprache stützen, da der allgemeine Sprachgebrauch ihr entgegen ist. Eben so verhält es sich mit der Ansicht dafs î vor n und m zu ai, sonst zu ei geworden sei (S. 12). — Das u in Funke und Zunder soll für a stehen, da diese Wörter mhd. *vanke* und *zander* heifsen (S. 10); allein *zunder* ist alt- und mittelhd. eben so häufig wie *zander* (Graff 5, 686. 688 und Gramm. 1, 129. 157); *funcho* aber ist die im Ahd. allein erwiesne Form (Graff 3, 527), und wenn auch mhd. *vanke* häufiger ist, so kommt doch *vunke* auch vor, z. B. *vunken*: *versunken* Frib. Tristan 1797. — Ferner soll der Diphthong ui in Luitpold und den ähnlichen Eigennamen erscheinen; doch ist dies ui bekanntlich nur falsche Schreibung, welche durch frühere Lesefehler entstanden ist; nicht blofs die Etymologie, sondern auch die noch fortbestehenden Formen Leupold, Leuthold fordern Liutpold, Liuthold. — Nhd. Dôfs (Getöse) erklärt der Vf. S. 18 für Dehnung aus mhd. *duz*, doch ist mhd. *dôz* ebenfalls ganz gewöhnlich; o in Gehorsam dagegen führt er als unorganische Kürze auf, allein in Norddeutschland spricht man stets Gehôrsam. — Diese Beispiele werden bereits hinreichen zu erweisen, dafs des Verf.'s Erweiterung von Grimms Theorie der nhd. Vokale ziemlich verunglückt ist. Später giebt er weniger Eignes, und es finden sich keine so starken Mifsgriffe mehr. Sehr gut ist gleich darauf S. 25—32 der Abschnitt über die Lautverschiebung, dem zahlreiche Beispiele zugegeben sind (nach Gramm. 1, 585 ff.).

Die Wortbildung wird sehr kurz, doch übersichtlich dargestellt. Meist schliefst sich der Verf. hier eng an Grimm an. Bei der Deklination jedoch weicht er wiederum einige Mal zum Nachtheil ab; so bilden sämmtliche S. 106 aufgezählten Maskulina auf -en (die früher im Nom. nur e hatten, z. B. Balken, Gedanken, Bogen) gegenwärtig nach allgemeinem, wenn auch theoretisch unrichtigem, Sprachgebrauch den Genitiv auf ens; doch Hr. Eiselein sagt ausdrücklich, sie bleiben durch alle Casus unverändert, und erwähnt das s nicht einmal als eine Ausnahme. In dem Paradigma der starken Conjugation S. 130 ist falsch, dafs der Imperativ *trage* angesetzt wird; wenn man auch heut oft so spricht und sich schon mhd. bisweilen starke Imperative mit auslautendem e finden, so ist dies doch nur ein Mifsbrauch, der sich noch sehr wohl vermei-

Digitized by Google

den läfst; der Imper. starker Verba zeigt die reine Wurzel mit dem Vokal des Präsens. Auch in der nach dem zweiten Theile der Grammatik zusammengestellten tabellarischen Uebersicht sämmtlicher goth., ahd., mhd. u. nhd. starken Verba findet sich einiges Ungenaue, und Manches war aus Quellen nachzutragen, die seit 1826 zugänglich geworden sind. So wird z. B. mhd. *bâgen* ahd. unbesetzt gelassen, doch bekanntlich kommt *pâgan*, *pîac* vor, u. A. im Muspilli; eben so wird *wîchen* ahd. nicht belegt, doch s. *wichu*, *weich*, *gawichan* Graff I, 709; ferner *strîchan* Graff 6, 742, *sciozan* Graff 6, 560. 561 u. e. a. Bei mhd. *schricke*, dem nur ein Fragezeichen beigefügt wird, war zu bemerken, dafs das starke Präteritum schon im dreizehnten Jahrhundert unzweifelhaft ist (im Reim z. B. MS. 1, 50ᵇ; Walther 95, 5; Parz. 126, 1; Tristan 9130; fünfmal im Flore); nur das Part. *erschrocken* scheint später, doch ist auch keine schwache Form mhd. dafür zu belegen.

Die Lehre von den Partikeln wird kurz nach Grimm gegeben. Bei den einleitenden Bemerkungen zur Theorie der Zusammensetzung sind die Beispiele Viertel, Jungfer wohl nur aus Versehen in den Abschnitt gestellt worden, welcher von der in Compositis bewirkten Umwandlung der Consonanten handelt (z. B. Wimper aus *wintbrâ*), da der Consonant hier unversehrt ist, nur der Vokal sich verändert hat; doch sagt man in der Volkssprache Jumfer, so dafs g ausgestofsen und das gutturale n labial geworden ist. Die eigentlich mit Substantiven componierten Substantiva theilt der Verf. nicht unpassend in drei Klassen: entweder steht das erste Wort zum zweiten in Präpositional- oder in Appositional- oder in Casualverhältnifs (denn die Ueberschrift S. 158 „Verhältnifs von Stoffen", als vierte Klasse, ist wohl nur Versehen, da diese Worte vielmehr, wie „Raumverhältnifs" auf der vorhergehenden Seite, am Anfang der Zeile cursiv stehen sollten). Das erste ist z. B. der Fall bei Augapfel d. i. Apfel im Auge, das zweite bei Apfelbaum, wo Apfel den Artbegriff zu der Gattung Baum fügt, das dritte bei Naturlaut (genitivisch), Theilnehmer (accusativisch). Diese Erklärungen wollen, wie der Verf. selbst sagt, „nicht ganz zutreffen", doch lassen sich die meisten Compositionen in der That auf diese Verhältnisse zurückführen. — Bei der Verbalcomposition mit ge-, konnte wohl darauf hingewiesen werden, dafs ge dem lat. co-, cone tymologisch gleich steht (Gramm. 2, 751 — 754. 833. 1018. Graff 4, 10) und dafs die ursprüngliche Bedeutung der Partikel sich noch in einigen Verben erhalten hat, z. B. in gerinnen, gefrieren, so wie auch in den mit ge gebildeten collectiven Substantiven wie Gebirg, Gefild. Zu des Verf.'s Ansicht, dafs bei *mancher* der Begriff keine Comparation zulasse (S. 199), ist zu bemerken, dafs in der ältern Sprache *mancher* bisweilen gesteigert wird, indem der Begriff als Gegensatz von wenig gefafst wird, s. Lachmann zu Iwein 4026.

Aufserdem giebt der Verf. zwischen der Lehre vom einfachen und mehrfachen Satze ein sehr reichhaltiges Verzeichnifs von „Formeln", d. i. stehend gewordenen Laut-, Wort- und Satzverbindungen, sprichwörtlichen Redensarten u. dgl., wie er sie schon in einem besonderen Hefte zusammengestellt hat. Er theilt dieselben 1) in tautologische d. i. solche, in welchen die Vorstellung des ersten Wortes durch die gleiche oder verwandte des zweiten oder dritten wiederholt und ergänzt wird (Fleisch und Blut); 2) in reimhafte (Stock und Block), 3) alliterierende (Stock und Stein), 4) reimhafte und alterierende (mitgefangen, mitgehangen), 5) ablautartige (Wirwarr, Schnipschnapschnurr). Diese Sammlungen zeugen von grofsem Fleifse und führen zu mancher feinen Beobachtung, doch sieht man nicht, wie sie in solcher Ausführlichkeit in eine Grammatik kommen und gerade an diese Stelle. Als Anhang endlich theilt der Verf. noch eine von A bis F alphabetisch geordnete Sammlung schwieriger Wörter und Redensarten mit, die er sprachlich und sachlich erörtert. Auch hier zeigt sich viel Fleifs und Kenntnifs und oft sehr feines Gefühl, und es wäre zu wünschen, dafs der Vf. diese Erklärungen fortsetzte. Im Einzelnen scheint er uns jedoch auch hier mitunter geirrt zu haben. So wird sich z. B. Abend nicht als Partizipium „des mit *abe* verwandten Zeitwortes *aben*", dem Gegensatz von *ûfen*, erklären lassen, weil *a* in *âbent* stets lang ist (S. 329 a). „Abgefeimt" ist ursprünglich wohl der, von welchem der Schaum (*feim*) abgenommen ist, wie von einer Speise, die besonders gut werden soll (vgl. raffiniert); daher „abgefeimte Erkenntnisse" bei Leibnitz so viel wie geläuterte. *Hacht* in der Formel „Besser in Acht als in Hacht" soll von *bâhen* kommen und suspensio bedeuten, und darauf fügt der Verf. hinzu „die Form ist wie *Nichte* für *Niftel*, *Lachter* für *Klafter*..."; allein dann hängt sie ja mit *hâhen* nicht zusammen, sondern sie ist die niederdeutsche Form für *Haft*, was wohl richtig ist, denn ein Subst. *Hâcht* ist nicht erweislich, und man spricht *a* in *Hacht* kurz. Beschwichtigen (S. 336 b) kommt zunächst nicht von *swîgen*, sondern von *swiftlen*, placare (ahd. nur intransitiv *giswiftlon*, conticescent, Graff 6, 861. 902), indem wiederum niederdeutsch ch für f steht. Doch mag dann *swiftlen* wohl mit *swîgen* zusammenhängen (vergl. im WB. zu Wackernagels altd. Lesebuch *swîgen*). Hulda (S. 360 b) ist durch Vorsetzung von Frau nicht erst personifiziert, sondern es ist eine ursprüngliche Göttin; die deutschen Götter aber wurden nicht allgemein mit einem gröfseren rechten Fufse abgebildet, wie S. 362 b gesagt ist, sondern nur Berchta, u. s. w. — Diese Bemerkungen wollen des Verf.'s Verdienst durchaus nicht schmälern, sie möchten ihn nur veranlassen, bei einer neuen Ausgabe, die sicher zu erwarten ist, seine Zusätze etwas strenger zu sichten. Auch schon in dieser Gestalt jedoch ist die Schrift Allen zu empfehlen, die sich eine wissenschaftliche Kenntnifs der deutschen Sprache erwerben wollen und doch nicht wagen bald an die rechte Quelle zu gehen, weil sie die gröfsere Anstrengung scheuen, durch welche der gröfsere Besitz erkauft sein will.

E. Sommer.

Digitized by Google

№ 63.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

XXXIII.

Poetae Lyrici Graeci. Edidit Theodorus Bergk. Lipsiae, 1843.*; sumtu Reichenbachiorum fratrum. VIII. und* 887 *S. gr.* 8.

Gerade sind zehn Jahre verflossen, seit Theodor Bergk mit den ersten Proben seiner philologischen Studien öffentlich hervortrat. Ziemlich gleichzeitig erschien sein Aufsatz über Solons Gedicht an Mimnermos und die Emendationen zu den Fragmenten des Sophokles, denen rasch die Ausgabe des Anakreon folgte. Das seltene kritische Talent, welches diese Schriften insgesammt verriethen, ist durch spätre zahlreiche Abhandlungen, Recensionen und grösere Werke immer von Neuem bewährt worden. Selbst die Gelehrtesten haben Bergks glänzenden auf umfassende Belesenheit in den Alten, namentlich auch in Scholiasten und Grammatikern, gestützten Scharfsinn und seine überaus glückliche Combinationsgabe achtungsvoll anerkannt und an einer gewissen Unbefangenheit und Keckheit, die der Jugend nicht verkümmert werden soll, ihre Freude gehabt. Man darf sagen — und ich sage es mit voller Ueberzeugung — dafs kaum irgend ein junger Philolog in so rascher Zeit seinem Namen einen so guten Klang zu geben gewufst hat, als der felicissimus coniector. Man hat ihn oft so genannt und ihn vor Allen zu Denen gerechnet, welche der etwas anrüchig gewordnen Conjecturalkritik ihr gebührendes Recht wiedererworben haben. Bergk verdient dieses Lob. Manche stattliche Emendationen sind als wahrer Gewinn den Texten der Alten bereits zu Gute gekommen, wie denn sein in jenem ersten Aufsatze vorgetragnes Λιγυαστάδη in der Solonischen Ansprache an Mimnermos als ein felicissimum omen allem später Geleisteten voranleuchtet.

Bergks Schriften haben auch ihre Fehler und Schwächen, sowohl im Einzelnen als auch in der Methode. Man hat ihm gar manche Dinge geschenkt, die man Andern ins Schuldbuch geschrieben haben würde: dem überwiegend Trefflichen seiner Werke hat man billig zu Gute gehalten was sie an Auswüchsen mit sich führten. Doch will es scheinen, als habe die öffentliche Gunst Bergk etwas verzogen und als sei er bei rascher Productivität nicht streng genug gegen sich selbst in der Auswahl dessen was er dem Publicum vorlegt. Er scheint sich zu fest auf den erworbenen Ruhm zu verlassen und nicht zu bedenken, dafs er selbst schuld ist, wenn man an jedes neue Werk eines so begabten Mannes auch neue und höhere Anforderungen stellt und den natürlichen Wunsch hegt, dafs an die Stelle jener nicht tadelnswerthen jugendlichen Ungebundenheit allmählig eine gelafsnere und männlich strenge Methode, schärfre Erwägung des Gebotnen und genauere Unterscheidung zwischen einer blofsen Conjectur und einer Emendation von höchster Probabilität oder gar von unerbittlicher Strenge treten möchte.

Vornämlich ist es das lockende Feld der griechischen Poesie, auf welchem Bergk mit Glück thätig gewesen ist, und in der Restitution poetischer Bruchstücke hat er mehr geleistet als irgend ein Zweiter. Fast für alle griechischen Lyriker zumal hat er schon früher Tüchtiges gethan und der Wunsch scheint sehr natürlich, die zerstreuten Beiträge in einer übersichtlichen Gesammtausgabe sämmtlicher Lyriker ihrem Kerne nach zu vereinigen. Sicher ist Bergk damit den Wünschen Vieler entgegengekommen.

Früher als die Ueberreste andrer nur fragmentarisch erhaltener Dichter haben die Lyriker die Blicke der Philologen auf sich gezogen; theils wegen ihres trotz des verstümmelten Zustandes einleuchtenden innern Gehalts, theils weil man es leicht fühlte, wie wichtig diese kostbaren Reliquien seien, um den Entwicklungsgang der griechischen Poesie in seinen naturgemäfsen Stufen vom Epos zum Drama einigermafsen

Digitized by Google

verfolgen zu können. Schon im sechzehnten Jahrhundert entstanden mehre Sammlungen, wie, abgesehn von den auserlesnen Gnomen, die man an Theognis, Phokylides und Pythagoras knüpfte, von H. Stephanus, Fulv. Ursinus, Aemil. Portus. Für unsre Zeit genügen diese Sammlungen so wenig als die in der Hauptsache auf jenen beruhenden Wintertons, Bruncks, Gaisfords und Andrer. Die neuste Zeit hat fast von allen einzelnen bedeutendern Dichtern besondre Bearbeitungen aufzuweisen. Bergk aber gebührt das Verdienst, den Plan eines Corpus zuerst verwirklicht zu haben. Auch ich hatte ihn, durch sehr liebgewordne Studien gleichen Weges geführt, früh gefafst, wie ich es schon im Jahre 1836 gelegentlich ausgesprochen habe. Aber es ist nur zu einem Delectus gekommen, der zunächst meinen Vorträgen über die griechische Lyrik als Unterlage dienen sollte und bei dessen Ausarbeitung ich natürlich weder auf Vollständigkeit der Fragmente noch auch des kritischen Materials ausgehen konnte. Freilich habe ich im Verlauf der Ausarbeitung es oft bereut, nicht von Anfang an Vollständigkeit bezweckt zu haben; denn schon damals lagen mir die Fragmente ziemlich vollständig gesammelt vor und der Delectus zeigt es namentlich im zweiten und dritten Abschnitt sehr deutlich, wie schwer es mir geworden ist, etwas wegzulassen. Das Buch hat sein Gutes gewirkt und wird auch ferner nützlich sein können, da es in Plan und Ausführung vom vorliegenden sich wesentlich unterscheidet. Für den gröfsten Gewinn, den es getragen hat, sehe ich an, dafs es eine Reihe der tüchtigsten Kritiker veranlafst hat, ihre Verbesserungen zu den lyrischen Dichtern mitzutheilen.

Herr Bergk nennt sein Werk Poetae Lyrici. Der Titel läfst mehr und auf der andern Seite weniger erwarten als das Buch giebt. Hinter den *Pindarischen Gedichten* und *Bruchstücken*, die das Buch eröffnen, finden wir in fünf Abtheilungen die *Elegiker* von Kallinos von Ephesos bis auf Krates von Theben; die *Jambiker* von Archilochos von Paros bis auf Kritias von Chios; die *melischen* und *chorischen Lyriker* von Terpandros von Antissa bis auf Bakchylides von Keos; die *Dithyrambiker* von Kydias von Hermione bis auf Lykophronides; endlich die *Skolien* und *Volkslieder*. Die Alexandrinischen Dichter sind völlig ausgeschlossen. Darüber erklärt sich Hr. Bergk Praefat. p. VI.: Seclusi ab hac collectione eos poetas, qui inde ab Alexandri Magni aetate inclaruerunt, quoniam inde ab eo tempore graecae poesis ratio prorsus immutata est, ita ut iam non liceat tria illa praecipua poesis genera, sicut ante, distinguere. Dieser Grund wird die Wenigsten befriedigen, da er kein treffender Grund ist. So plötzlich sei die Umwandelung der Poesie erfolgt, dafs man nun auf einmal die Arten nicht mehr unterscheiden könne? Von der eigentlichen Lyrik ist das halbwahr, von der Elegie und Jambik geradezu falsch. Die Abnormitäten, an denen es auch früher nicht fehlte, und die Mifsbräuche der Formen werden allerdings häufiger; aber zu einem vollständigen Ueberblicke der lyrischen Poesie gehören auch die Leistungen der spätern Zeit. Wer wird nicht schmerzlich die kostbaren Elegieen des Hermesianax, Phanokles, Alexander von Pleuron, um Andre zu verschweigen, vermissen? ferner die Jamben des Aeschrion von Samos, der noch dazu Alexanders und Aristoteles Zeitgenofs war, Phönix von Kolophon, Herodes und Andrer? endlich, um nur ein lyrisches Gedicht hervorzuheben, die schöne Ode der Melino auf Rom? Die etwaigen Abarten, wie z. B. Simmias von Rhodos Spielereien, mochten der Anthologie gelassen bleiben; aber jene Dichter verdienten Aufnahme. Wenigstens genügt der angegebne Grund der Ausschliefsung auf keine Weise. Hingegen hätte man wohl wenig einzuwenden gehabt, wäre hier Manches übergangen, welches der Aufnahme gewürdigt ist. Ich will von den sehr stiefmütterlich behandelten Anakreonteia, die wohl der ächten Bruchstücke, nicht etwa des voralexandrinischen Alters wegen Duldung gefunden haben, nichts sagen: allein wozu hat doch Hr. B. unter die Elegiker auch die Epigramme von Dichtern aufgenommen, die durch ein paar gelegentliche Grabschriften hierauf Anspruch erhalten, den elegischen Dichtern eingereiht zu werden? So steht unter den Elegikern z. B. Hippon mit seiner selbstgemachten Grabschrift in einem Distichon, Empedokles mit ein paar Epitaphien, Thukydides wegen des angeblichen Epitaphios für Euripides u. s. w. Ich hätte diese Sachen der Anthologie gelassen, wohin sie gehören. Ein anderes Ding ist es mit den Epigrammen klassischer lyrischer Meister, wie des Simonides, insofern sie die elegische Seite ihrer Dichtkunst wesentlich ergänzen. Sollten aber einmal auch die Epigramme vollständig gegeben werden, so wäre hin und wieder doch die Frage nach der Aechtheit aufzuwerfen oder

Digitized by Google

Zweifel daran anzudeuten gewesen. Zumal wo bereits darüber verhandelt ist. So giebt Hr. B. ganz harmlos die sämmtlichen auf Platons Namen geschobenen Epigramme ohne den leisesten Wink über ihre von fast allen Sachverständigen anerkannte grofse Zweifelhaftigkeit, worüber man die Litteratur bei Hermann Gesch. der Plat. Philos. I, p. 101 nachsehen kann. Freilich läfst sich Hr. B. auch in andern Fällen durch die begründetsten Zweifel der Gelehrten an der Aechtheit nicht irre machen, wie z. B. dem alten Aeschylos ohne Weiteres Epigr. 3. aus Anth. Pal. VII, 255., ohne mit einer Silbe an der Auctorschaft zu zweifeln, und dem Philoxenos von Kythere das Epigramm Anth. Pal. IX. 319. ohne Arg gelassen wird, obschon es eine historische Unmöglichkeit ist, es als Werk des Dithyrambikers zu betrachten. Die aus dem Peplos des Aristoteles erhaltnen Epigramme auf Homerische und einige andre Helden wird man hier nicht suchen. Sollten sie aber hier stehen, so hätte Hr. B. die Sammlung nicht blofs um eine Anzahl vermehren, sondern auch die bisher gesammelten hin und wieder verbessern und den kritischen Apparat vervollständigen sollen. Allein nach den erforderlichen Hülfsmitteln hat Hr. B. sich gar selten umsehen wollen und es in der Regel verschmäht, Anderes als das gerade von Andern schon Gesammelte herbeizuschaffen, selbst aus den zugänglichsten Quellen. Sehr oft sind sie nachweislich gar nicht nachgeschlagen. Ich will es nicht tadeln, dafs er Phokylides angebliche Mahnsprüche in epischer Form unter seinen Lyrikern hat abdrucken lassen, da manches Korn alter Gnomik darin steckt. Aber obschon er gerade hier den kritischen Apparat durch Schubarts Wiener Schätze bedeutend bereichert und gar dreizehn neue Verse daraus gewonnen hat, so kann ich es nur Flüchtigkeit nennen, dafs er die lange zugänglichen Collectionen zweier Hdschrr., deren eine sehr werthvoll ist, eines Taurinensis und Parisinus, gänzlich vernachlässigt hat. Auch hätten die Anführungen bei Stobäus, im Etym. und sonst Nutzen gewähren können, wären sie mit Genauigkeit und Consequenz nachgesehen.

Uebrigens vermisse ich unter den lyrischen Dichtern den alten *Tynnichos von Chalkis* aus Plat. Ion. p. 534, D. Τύννιχος ὁ Χαλκιδεὺς ἄλλο μὲν οὐδὲν πώποτ' ἐποίησε ποίημα, ὅτου τις ἂν ἀξιώσειε μνησθῆναι, τὸν δὲ παιῶνα, ὃν πάντες ἄδουσι, σχεδόν τι πάντων μελῶν κάλλιστον, ἀτεχνῶς, ὅπερ αὐτὸς λέγει, εὕρημά τι Μουσῶν. Warum unter den Jambographen der alte Komiker *Hermippos* mit seinen Jamben fehlt, weifs ich nicht zu sagen. Die dahin gehörigen Ueberreste konnten aus Meinekes Hist. Crit. Com. p. 96 sqq. entlehnt werden. Eben so dürfte wohl den wenigen, aber eigenthümlich schönen Bruchstücken der Meliamben des *Kerkides von Megalopolis*, die Meineke Anall. Alex. p. 385 sqq. und früher schon zusammengestellt hatte, ein Plätzchen gegönnt sein. Zu den Alexandrinern wird Hr. B. ihn nicht schlagen wollen.

Bei den wenigsten Dichtern, die Hr. B. vereinigt hat, bedurfte es der Mühe einer ersten Sammlung. Die neuern Bearbeitungen der einzelnen Dichter haben das Material fast erschöpft und es blieb Hrn. B. aufser der nach seinem Ermessen einzurichtenden Reihenfolge der Bruchstücke — in welchem Puncte sich über dieses und jenes rechten liefse — nur übrig, theils aus speciellen Schriften, die Übersehenes vielfach ergänzen helfen, theils aus neu gedruckten Quellen etwa gewonnene Stückchen aufzulesen, theils den kritischen Apparat nach neuern kritischen Hülfsmitteln zu vervollständigen und zu berichtigen. Absolute Vollständigkeit des weit Zerstreuten wird niemals zu erreichen sein. Meine Nachlese ist, so weit meine Sammlungen sich im Augenblicke übersehen lassen, nicht grofs.

Es ist wohl blofses Versehen, dafs bei Euenos von Paros das elegische Stück Anth. Pal. XII, 172. (Delect. fr. 5.) fehlt:

Εἰ μισεῖν πόνος ἐστὶ, φιλεῖν πόνος, ἐκ δύο λυγρῶν
αἱροῦμαι χρηστῆς ἦλκος ἔχειν ὀδύνης.

Absicht schwerlich, da Hr. B. andre vielleicht mit Unrecht demselben Euenos zugeschriebne Stücke beibehalten hat, ohne irgend ein Bedenken zu äufsern.

Die Pindarischen Bruchstücke, bei Böckh 290 Nummern, sind hier auf 317 angewachsen, von denen die meisten auf Eustathios Proömium kommen. Die Addenda p. 885 tragen noch ein paar Brocken nach. Ich vermisse nur die Crameri Ann. Oxx. IV, p. 309, 20 angeführte Form περιέναι (s. meine Note zu Pind. Nem. XI, 40.) statt περιιέναι. Aufserdem eine auch von Böckh übergangne Nachricht bei Philodemus de Musica column. XX. p. 91. Der Epikureer streitet gegen den Stoiker über die Wirkungen der Musik. Namentlich glaubt er den Lakedämoniern nicht, dafs sie auf ein Pythisches Orakel den Thaletas herbeigerufen haben und dafs ihre Zerwürfnisse durch dessen Lieder be-

Digitized by Google

schwichtigt seien. Auch die Sage von Terpandros Leistungen ähnlicher Art stehe dahin. Thaletas habe durch seine Ermahnungen, nicht durch seine Musik grofse Erfolge bewirkt; Terpandros an den Agonen ergötzt, vielleicht bei andern Gelegenheiten zum Frieden gesprochen. Die Quellen, denen der Stoiker zu Viel getraut, schienen nicht klar: Ἀλλὰ μὴν καὶ τὸ μὲν κατὰ Στησίχορον οὐκ ἀκριβῶς ἱστορεῖται, τὸ δὲ Πινδάρειον εἰ τῆς διχονοίας ἔπεισεν, οὐκ οἴδαμεν. (Es ist ἔπεισιν zu lesen: „ob es auf die Spaltung der Spartaner geht". Und so hat der Papyrus von erster Hand). Danach hatte Stesichoros von Thaletas, Pindar von Terpandros gesprochen; allein die Andeutungen müssen nicht bestimmt genug gewesen sein, um die Folgerungen des Stoikers zu rechtfertigen. Die Pindarische Notiz würde ich hinter fr. 92., in welchem von Terpandros Erfindungen die Rede ist, verändern. Auch die Notiz von dem Gedichte des Stesichoros fehlt.

Für diese beiden Nummern erlaube ich mir zwei andre zu streichen. Zuerst fr. 263. aus Fulgent. I, 12. Secundum Pindarum solus (corvus) inter omnes aves sexaginta quattuor significationes habet vocum. Ich halte Welckers Bemerkung für einleuchtend, dafs ein wunderliches Mifsverständnifs von Olymp. XIII, 99 sq. diese Seltsamkeit veranlafst hat. Dem Fulgentius darf man das schon zumuthen. Aber noch weniger kann ich fr. 307. gelten lassen: Πίνδαρος ἔρημον τὸν αἰθέρα καὶ πῦρ καῖον τὸν χρυσόν, womit Joann. Sikeliota deutlich αἰθόμενον πῦρ Ol. I. init. gemeint hat. Aber zu den Hindeutungen auf speciellen Inhalt eines Threnos durfte wohl mit Welcker Horat. IV, 2, 21. vires animumque moresque Aureos educit in astra nigroque Invidet Orco gerechnet werden. Man sollte solchen Stellen immer auch eine Nummer geben, da sie zu rechter Zeit gegenwärtig zur Aufspürung von Beziehungen dienlich sein können. Zu den Threnen mufste übrigens mit Wyttenbach auch fr. 26. gezogen sein, s. zu Eustath. Prooem. p. VIII. u. Welcker Rh. Mus. 1833. p. 122.

Sehr wohl hat Hr. B. eine Anzahl namenloser lyrischer Stellen dem Pindar vindicirt, z. B. zu Hymn. fr. 13. die schöne Stelle auf Tyche bei Stob. Eclogg. I, p. 172, die übrigens schon Heeren, was nicht bemerkt ist, des Dichters würdig erklärt (V. 4. war ἀδελφέας zu schreiben); dann fr. 152., wo der als Bakchylideisch erkannte Spruch unter den Bruchstücken dieses Dichters erwähnt sein sollte; fr. 160., p. 279 zu fr. 193., p. 285 zu fr. 219., wo eine Reihe wahrscheinlich Pindarischer Blumen aus Plutarch zusammengelesen sind. Sie liefsen sich noch vermehren und ich habe bereits an andern Orten auf einzelne hier übergangne hingewiesen. Indefs so dankenswerth solche Stücklein sind, so hätte ich es doch für zweckmäfsiger gehalten, hätte Hr. B. lieber eine eigne Rubrik Incertorum gemacht. Denn wenn auch bei längern Stücken im Allgemeinen ein Vergreifen seltner zu besorgen ist, auch bei den Aeolischen Brocken nur an Alkäos und Sappho, bei den Lakonischen nur an Alkman zu denken ist, so wird es doch oft bei kürzern Anführungen an Schwankungen nicht fehlen, namentlich zwischen Pindar, Simonides und Bakchylides. Incerta für sich geordnet wären leichter zu übersehen und das Fehlende liefse sich allmälig an den Grundstock anfügen, während hier manches Bruchstück andern Dichtern zugeschrieben, als andre Gelehrte gemuthmafst haben, und deshalb nicht leicht aufzufinden ist. So tritt die von Welcker, wovon hier nichts gesagt wird, dem Alkman mit gutem Grunde vindicirte Stelle über Hekabes Verwandlung in einen Hund bei Dio Chrys. II, p. 29 unter Bakchylides auf p. 832, während ich sie im Delect. zum Schlusse der Alkmanischen Fragmente gemacht hatte und Lobeck Parall. p. 474 sie nur allgemein einem poeta lyricus zuschreibt. Auch hätte Hr. B. die Stelle vielleicht etwas anders geschrieben, hätte er Geels Bemerkungen in Dion. Orat. Olymp. p. 322 zu Rathe gezogen. Aehnliches liefse sich von andern Stücken der Art sagen, wenn es lohnte darauf einzugehn. Genug, Herr B. hätte behutsamer dabei zu Werke gehen sollen, da Fehlgriffe so leicht sind. So wollte z. B. Hr. B. in der Vorrede zu Anacr. p. VII. die lyrische Stelle bei Plut. de Pyth. Or. 29. einem Tragiker zusprechen, jetzt fr. 150. heifst es dagegen: Pindarica haec sunt *apertissime*. Die Sache ist richtig, aber das konnte wohl bemerkt sein, dafs ich schon im J. 1834 die Worte als Pindarisch in Anspruch genommen hatte, s. zu fr. 182, d. in der Gothaischen Ausgabe des Pindar. Und, um nur noch ein Beispiel zu erwähnen, p. 548 will Herr Bergk dem Alkman die Worte bei Apoll. de Synt. p. 159 beilegen: Τεὶν τάδε μυθήσασθαι, die aus Iliad. Λ, 209 genommen sind. Qui cavet ne decipiatur —.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 64.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

Poetae Lyrici Graeci. Edidit Theodorus Bergk.

(Fortsetzung.)

Uater den Bruchstücken des Archilochos konnte etwa hinter fr. 25. oder 26. die schon von Hemsterhuis als Archilochisch bezeichnete Anspielung auf Neobule bei Lucian. Amores 3. p. 400. Platz finden: Ἵλαραι μὲν τῶν ὀμμάτων αἱ βολαὶ τακερῶς ἀνυγραίνοντο, τὴν φωνὴν δ' ἴσην τῇ Λυκάμβου θυγατρὶ λεκτὸν ἁφηδύνων. Auf keinen Fall sollte die Stelle des Kritias vermifst werden bei Aelian. V. H. X, 13., die ganz aus eignen Angaben des Dichters gezogen und in welcher namentlich der Zug, ὅτι Ἐνιποῦς υἱὸς ἦν τῆς δούλης, offenbar symbolisch gemeint, den Dichter verräth. Wahrscheinlich verhöhnte Archilochos damit den Lykambes und dessen εὐγένεια. Hiergegen hat sich bei Herrn B. eine Nummer eingedrängt, die wir tilgen müssen: Fr. 117. Προτείνω χεῖρα καὶ προΐσσομαι. Herr B. führt die Stelle an aus Scholl. Ar. Eqq. 433., wo sie allerdings vulgo stand, jetzt aber als Interpolation des Musurus aus Suid. s. v. καταπροΐξεται (nicht καταπροΐζεται, wie Herr B. angiebt) ausgemerzt ist. Das Etym. M. fährt hinter fr. 86. Ἐμεῦ δ' ἐκεῖνος οὐ καταπροΐξεται fort: Ἡρωδιανὸς — παρὰ τὸ ἴσσω φησί [ὡς Ἀρχίλοχος] προΐσσομαι, ἤγουν προτείνω τὴν χεῖρα. Gewöhnlich steht dort freilich προτείνω χεῖρα· προΐσσομαι, wie Scholl. min. Odyss. P, 352., woraus denn Suid. und Zonar. p. 1573. einen Archilochischen Vers gemacht haben προτείνω χεῖρα καὶ προΐσσομαι. Der Turiner Codex hat im Et. ganz richtig blofs ἴσσω, ἤγουν προτείνω τὴν χεῖρα; das Uebrige, ὡς Ἀρχίλοχος προΐσσομαι, läfst er weg. Danach haben schon Peyron Et. Gud. p. 1014. und Bernhardy zum Suidas die Worte als Glosse des Grammatikers erkannt, woran bereits der alte Sylburg gedacht hatte. Für Hipponax gewinnen wir noch aus Et. Gud. p. 348, 17. Ὁ κροκόδειλος ζωύφιον ἐστὶ μικρόν· καὶ ἡ χρῆσις παρὰ Ἱππώνακτι; ebenso Et. Hafn. Bloch. Et. Gud. p. 934. Nämlich ein kleines Thier, nicht das ägyptische Krokodil. Sodann p. 78, 32. Παρὰ τὸ ἱπποάνακτι (sic) ἡ ἁρμαλιή, ἡ Τροφή, παρὰ τὸ ἁρμόζειν καὶ ἰσχυροποιεῖν τὸ σῶμα. Aber auch den aus den Gedichten entlehnten Zug bei Leon. Tar. 95, 3. Meinek. ὁ καὶ τοκέων καταβαύξας (s. Meinek.) würden wir aufgenommen haben. Danach scheinen die Namen von Vater und Mutter, Pythes und Protis, aus den Gedichten bekannt geworden zu sein. Dafs beim Alkman die Glosse des Hesychios Ἀσαναίων πόλιν· τὰς Ἀφίδνας übergangen ist trotz Conjj. Critt. p. 182 (jetzt s. Ahrens Dial. Dor. p. 66), gehört zu den mir unerklärlichen Dingen dieses Buches, das mitunter auf eine unglaubliche Weise die gelungensten Forschungen Andrer als nicht vorhanden betrachtet. Doch ist jene Glosse nur Kleinigkeit. Uebergangen ist ferner Herodian. περὶ μον. p. 36, 32. Φάρος· καὶ οὐδέτερον, ὁπότε σημαντικὸν τοῦ ἱματίου ἢ καὶ τοῦ ἀρότρου, ὡς καὶ παρ' Ἀλκμᾶνι, ἀλλὰ καὶ παρ' Ἀντιμάχῳ. Dagegen sind frr. 37. 38. wahrscheinlich vom Kallimachos, s. Ahrens. Dor. p. 263, vielleicht Alkmanisch παῖδα ἔντα bei Choerobosc. Ann. Oxx. IV, p. 356, 22., wie auch Ahrens annimmt Dor. p. 324. Für *Terpandros* gewinnt man eine interessante Anführung aus L. Lydus de Menss. 5, p. 81. Τέρπανδρος Νύσαν λέγει τετιθηνηκέναι τὸν Διόνυσον, τὸν ὑπό τινων Σαβάζιον καλούμενον, ἐκ Διὸς καὶ Περσεφόνης γενόμενον, εἶτα ὑπὸ Τιτάνων σπαραχθέντα, commentirt von Lobeck Aglaoph. p. 305 sqq. — *Alkäos* hat hier fr. 106. Ahrens. wieder verloren. Warum? Uebersehen ist Schol. Fabricii Hor. Carmm. I, 3, 9., wonach jene Stelle: Illi robur et aes triplex etc. Nachbildung des Alkäos ist. Ein andres Wort gewinnt Ahrens Dor. p. 503 durch Verbesserung des Hesychios: αὔελλαι· ἄελλαι παρὰ Ἀλκαίῳ. Wenn Herr B., wie es sich gebührte, nach Meinekes schöner Emendation des Lemmas Εἰρήνης bei Stob. CXVIII, 4. die beiden Hexameter p. 632 der *Erinna* beilegte, so

Digitized by Google

durfte man wohl so viel Consequenz erwarten, dafs er den andern Comic. Fragmm. III, p. 712 aus Stob. CXV, 13. durch dieselbe Aenderung gewonnenen Vers: Παυρολόγοι πολιαὶ τῶ γήραος ἄνθεα θνατοῖς gleichfalls der Dichterinn gegeben hätte. Ein Wörtchen des *Stesichoros* findet sich bei Mingarelli Codd. Nanian. p. 496. und Zonaras p. 1338. Μάτην ἀντὶ τοῦ ματαίως· — Στησίχορος· μάτας εἰπών. Bei fr. 63. konnte wohl untergebracht sein Himer Orat. 29, 3. [Ἰμέραν καὶ ἔργοις] καὶ λόγοις κοσμεῖ Στησίχορος. Beim *Ibykos* finden sich sämmtliche bekannte Bruchstücke, auch die von mir nach meiner Sammlung gelegentlich nachgewiesenen. Vergeblich sucht man nur Schol. Victor. Il. N, 517. Δηΐφοβος ἀντεραστὴς Ἑλένης, ὡς μαρτυρεῖ Ἴβυκος καὶ Σιμωνίδης, was doch unter Simonides Bruchstücken fr. 212. steht. *Anakreon* scheint jetzt vollständig beisammen. Wenigstens weifs ich ihm kein Wörtchen hinzuzufügen. Aber nehmen möchte ich ihm fr. 165. σαῦλα βαίνειν, ὡς φησὶν Ἀνακρέων, welches Clemens, der κόρωνα βαίνειν fr. 148. im Sinne hatte, wohl einem falschen Urheber beilegt, da Simon. Amorg. 16. so sagt. Wenigstens einen Verdacht hätte Hr. B. äufsern sollen, zumal ich schon in der Recens. seines Anakreon darauf hingewiesen hatte. Für *Simonides* weifs ich auch nur noch ein paar Kleinigkeiten zu ergänzen. Hr. B. hat Alles nachgetragen, was ich seit meiner Ausgabe bei verschiedenen Gelegenheiten beigebracht habe. Ich vermisse eine Berufung auf Simonides bei dem Incertus περὶ Ἱππομάχου in Crameri Ann. Paris. I, p. 166. Er läfst den Krobylos zu den Athenern sagen: Εἰ βούλεσθε μὴ ληρεῖν, ἀλλὰ τοὺς Ἕλληνας ἐλευθερῶσαι καὶ κτήσασθαι πάλιν αὖ τὴν πατρῴαν ἡγεμονίαν ἀπροφασίστως δουλεύοντα (sic) κατὰ τὸν Σιμωνίδην· οὐδὲν γάρ που μέγα μικρῷ θεραπεύεται· τὸ δὲ δὴ μέγιστον βίος ἄλυπος καὶ ἐλεύθερος, οἷος ὅστις ἐπιβουλεύει καὶ διανοεῖται ὡς ἑαυτὸν ἐλευθερώσων κτλ. Simonides Name scheint an unrechte Stelle gerückt zu sein, da der Schriftsteller keinen andern Ausspruch vor Augen gehabt zu haben scheint als den von Ammian. Marc. XIV, 6. angezogenen, den Hr. B. übergangen hat: Ut enim *Simonides Lyricus* docet, beate perfecta ratione victuro ante alia patriam convenit esse gloriosam. Man vergleiche Delect. p. 451. Eine andre wahrscheinlich Simonideische Stelle hat Meineke nachgewiesen, s. Conjj. Critt. p. 137. Eine scheinbar neue Aufklärung giebt Schol. Arist. Rhetor. Cramer. Ann. Paris. I, p. 267, 26. Ἔνιοι ἔφασαν ὡς τῆς Ἐχάβης ταῦτα τὰ ἔπη· Ἣ πατρός τε καὶ ἀνδρὸς οὖσ' ἀδελφῶν τε τυράννων Δυξδαίμων γενόμαν πασῶν οἰκτροτάτα. Leeres Autoschediasma eines unwissenden Graeculus, s. Epigr. 115. Drei Fragmente mufsten fehlen. Einmal fr. 204. ist Irrthum des Tzetzes, aus fr. 29. entstanden, wie ich schon ed. mai. fr. XXXV. gezeigt habe. Darauf sollte verwiesen sein, während es so scheint, als fehle bei mir die Stelle. Ferner fr. 240. ist aus einem bekannten Apophthegma des Dichters genommen, wie ich Exx. Critt. post Eustath. p. 60 bemerkt habe. Endlich fr. 244. hat weder mit dem Keer noch mit dem Jambographen etwas zu schaffen, da γάλλος in dem angeblich Simonideischen Epigr. 191. gemeint ist, wie längst Lobeck Agl. p. 660. erkannt hatte. — Bei einigen einzelnen Wörtern bleibt es dahin gestellt, ob sie dem Jambographen oder dem Keer zuzuschreiben sind. Hr. B. sagt zu Sim. Amorg. fr. 30. Haec et sequentia videor probabilius ad Simonidem iambographum, quam ad lyricum referre. Sehr ungenau. Denn fr. 31. 32. werden ausdrücklich dem Jambographen beigelegt und Niemand hat je daran gedacht, sie dem Keer zu vindiciren. Frr. 35. 36. hatte ich schon dem Jambographen abtreten wollen ed. mai. fr. 147. und 147, a. Ueber fr. 29. s. Conjj. Critt. p. 173. So bleibt Hrn. B. fr. 28. 30. 33. 34., allein fr. 28. ist doch vielleicht vom Lyriker, da die Form δεδαυμένων nicht wohl einem Ionier zugetraut werden darf. Befremdlich ist es, dafs unter *Korinnas* Ueberresten der Schol. Arist. Acharn. 720. erscheint und dafs zugleich das Scholion stillschweigend und zwar entschieden falsch geändert ist, während dieselben Worte bei Pindar. fr. 70. ganz anders geschrieben stehen, gleichfalls stillschweigend (nach Pierson) geändert, nicht minder falsch. Ich verweise auf das in meiner Disputatio de vita Pind. p. LXXX sq. Ausgeführte. Statt dieses angeblichen Fragments trage ich ein übersehenes Fr. nach aus Scholl. Vict. Il. P, 197. Καί κ' ὥρινα βροντᾶς ἀντὶ τοῦ βροντήσας, welches vielmehr Partic. von βρόνταμι, also βροντάς zu schreiben ist, s. Lobeck zu Buttm. 2. p. 13. Ahrens Dor. p. 254. Eine Hindeutung auf Erwähnung der Insel Delos bei Bakchylides hatte ich aus Scholl. Callimach. in Del. 28. schon Exx. Critt. IV, p. 24 angemerkt, so wie ich auch schon anderweitig vermuthet habe, dafs die fr. 61. angedeutete Beziehung in den namenlos angeführten Worten Scholl. Il. N, 759. Ῥύνδακον ἀμφὶ βαθύσχοινον

Digitized by Google

den Bakchylides erkennen lasse. Zu Lamprocl. I. sollte doch die zu Eustath. Prooem. p. 20 hierher gezogene Notiz Bekker. Anecdd. p. 207, 32. erwähnt sein, während Hr. B. sie trotz Böckhs richtiger Gegenbemerkung auf Pindar fr. 9. bezogen hat. Endlich ist für Philoxenos unter Anderm übersehen Plinius N. H. XXXVII. 2, Electrum appellatum, quoniam Sol vocitatus sit Electros (elector, ἠλέκτωρ corrigirt M. Schmidt Emendatt. Fortuit. p. 20 coll. Meinek. Anall. Alex. p. 112) plurimi poetae dixere, primique, ut arbitror, Aeschylus, *Philoxenus*, Nicander, Euripides, Satyrus.

Das ist Alles, was ich zusammengestoppelt habe; incerta dithyrambographorum könnte man leicht aus Aristophanes aufsuchen. Ungleich gröfser ist die Zahl der nicht angeführten Stellen, die auf sonsther bekannte sich beziehen oder die von verschiednen Schriftstellern angezogen werden. In der Anführung derselben herrscht die gröfste Inconsequenz, indem bald die gleichgültigsten Stellen citirt, bald wichtige ignorirt werden. Davon wird der Verlauf unserer Recension Proben geben.

Wir wollen nun zunächst die Frage beantworten, was denn Hr. B. für die von ihm aufgenommenen Dichter gethan habe und habe thun wollen? Litterarische Einleitungen finden sich nirgend, nicht einmal irgend ein Fingerzeig über die Beschaffenheit der Hülfsmittel und Vorarbeiten zu den einzelnen Dichtern, z. B. Pindar und Theognis. Das wäre doch ein Leichtes gewesen, in kurzen Proömien den Leser des Buchs auf den richtigen Standpunct zu stellen. Hat doch der Kritiker nach der Art der Ueberlieferung ein sehr verschiedenes Verfahren einzuhalten. Auch für die Interpretation, deren diese meist schwierigen Dichterüberreste so sehr bedürfen, ist nicht das Geringste geschehen. Hr. B. giebt den Text, bei den eigentlichen Lyrikern ein metrisches Schema, unter dem Texte Angabe, woher die einzelnen Stücke entlehnt sind, endlich ausgewählte Varianten, selten ein Wort zur Rechtfertigung seiner Conjecturen oder eine Parallelstelle. Ich besorge, dafs mit einer so compendiarischen Behandlung den Wenigsten viel gedient sein wird. Denn die Wenigsten können ein besondres Studium auf diese Bruchstücke verwenden. Wer also ohne eigentliches Studium das Buch gebrauchen will, wird bei Schwierigkeiten rathlos zu andern Büchern greifen müssen. Offenbar hat Hr. B. sein Buch lediglich für den Gebrauch des eigentlichen gelehrten Forschers bestimmt. Von einem Buche der Art kann man mit Recht fordern, dafs es einmal die bisherigen speciellen Leistungen ihrem gelungnen Theile nach in möglichst vollständiger Auswahl überblicken lasse, um faetisch zu zeigen, was bisher geleistet worden ist; sodann, dafs es den kritischen Apparat mit der gewissenhaften Treue darbietet, die das Nachschlagen vieler zerstreuten Bücher unnöthig macht, worauf sich der Kritiker bei fortgesetzten Verbesserungsversuchen in der Regel zuversichtlich verlassen kann. Irrthümer werden auch beim besten Willen unterlaufen. Aber die gröfste Akribie gilt als unerläfsliche, den Werth eines kritischen Werkes wesentlich bestimmende Forderung.

Die nur wenige Andeutungen gebende Vorrede erklärt sich über die befolgten kritischen Grundsätze nicht ausführlich. Ich hätte das gern gesehen, da es jetzt sehr schwer ist, Hrn. B.'s etwaige Grundsätze aus den sehr divergirenden Thatsachen herauszufinden. Nur über einen Punct spricht sich Hr. B. p. V. so aus: Hanc rationem secutus sum, ut nihil nesciis legentibus novatum sit: in critica enim adnotatione, quam subiecci, sedulo operam dedi, ut quid librorum manu scriptorum auctoritate nitatur, quidve ex hominum doctorum coniecturis profectum sit, plane posset perspici. Sed ne nimium libri moles augeretur, praecipuas tantum coniecturas easque, quae probabilitatis specie maxime commendarentur, commemoravi. Ist nun auch in den meisten Fällen wirklich die handschriftliche Lesart angegeben, so begegnet man doch in allen Theilen des Buchs zahlreichen Stellen, wo das unterblieben ist. Uebrigens pflegt Hr. B., sobald nur *ein* Codex die befolgte Lesart bietet, die Abweichung der übrigen in der Regel nicht zu bemerken, selbst in solchen Fällen, wo die Vulgata auf Hdschrr. beruht. Das sollte nicht der Fall sein, da der Kritiker nun oft Verdacht schöpfen mufs, es sei ohne handschriftliche Gewähr oder durch zufälliges Versehen von der gewöhnlichen Lesart abgewichen. Dafs jene oben als Grundsatz hingestellte Angabe der handschriftlichen Ueberlieferung nicht durchweg befolgt ist, mögen folgende Proben zeigen.

Pindar Ol. 6, 53. ἀλλὰ κέκρυπτο γάρ nach Hermanns Conjectur, ohne die Codd. oder Böckh zu nennen; 97. θραύσαι mit Hermann, die codd. θραύσοι, Schol. Vrat. A. θράσσοι. Pyth. 2, 34. κατ' αὐτόν nach Thiersch; 3, 43. βάματι τ' ἐν statt δ' ἐν, wohl Druckfehler. Nem.

Digitized by Google

X, 38. σὺν fehlt in codd. und ist erst von Schmid aus Scholl. hergestellt; Isthm. 2, 16. ἀναδεῖσθαι Schmid; codd. ἀνδεῖσθαι. Fr. 234. ist nach Schneiders Conjecturen gegeben, die, wie sich gezeigt hat, nicht Stich halten, s. Bergks Addend. p. 885, wo die Worte eben so emendirt sind, wie ich es gethan habe Rhein. Mus. 1842, p. 279. Theognis. 119. ἄσχετος codd. aufser einem ganz schlechten, der ἀνσχετός giebt; 466. ὅ, τ' mit Hermann; 856. νηῦς mit Delect. (1361. hat Hr. B. ναῦς gelassen); Archiloch. 100. cod. Apoll. ἐμοι, weshalb ἐμεῦ zu schreiben war, was freilich auch ohne diese Spur nothwendig ist; 101. cod. Photii λειωι, von Porson emendirt. Simonid. Amorg. 1, 3. ἐφημέριοι codd. 16. πορφυρῆς, wofür mit Delect. πορφυρέης geschrieben ist; 6, 53. ἀδηνής ist Emendation von Valckenaer. Die Note sagt merkwürdigerweise weiter gar nichts als: ἀληνής (vielmehr ἀληνῆς) Gesner. Aber so oder ἀλῃνῆς haben alle Quellen. — Ibid. 76. ἃ τάλας ist Emendation von Grotius. Die codd. ἀτάλας, αὐτάλας. — Hipponact. fr. 126. ist nach Putsch gegeben, während die Hdschr. Gaisfords zeigt, dafs Putsch willkürlich ὅς eingeschoben hat. Es liegt etwas Andres darin. Simon Cei fr. 45, 3. ist stillschweigend geschrieben: ἄπονον οὔτ' ἄῤῥιτον οὐδ' ἀκίνδυνον, wohl aus Versehen; 85, 9. γηρασέμεν mit mir, die codd. γηρασσέμεν; 158, 5. ist nach meiner Emendation stillschweigend geschrieben: Ἰσθμῷ δ' ἐν ζαθέᾳ τρὶς ἐπισχερὼ οἶδεν ἑλόντα ἀκτὰ Ποντομέδοντος ἄθλα. Der Codex οὐδ' ἐγένοντο ἀκτίνων τομίδων ποταθμοί, woraus man gewöhnlich ganz etwas Andres gemacht hatte. Dafs ich auch erst V. 11. das Richtige zurückgeführt habe, (aufserdem ist mit Hermann στάδιον zu verbessern) sollte doch erinnert sein. Bacchyl. 13, 5. μέλει vulgo; 6. αἴθαν (αἰέν B) ἀράχναν codd., welches Grotius verbessert hat. Die codd. Plut. haben ἔνθα oder ἐνθάδ'. Licymn. 1. steht Grotius Conjectur Ἀχέρων ἀχέων ohne ein Wort im Texte, während vulgo Ἀχέρων fehlt und der Vatic. statt ἀχέων liest Ἀχέρων; 3, 2. haben 3 codd. Ath. ἐκοίμιζεν. Melanipp. 3. statt der Conjectur des Grotius vulgo ἀχαιοῖσι προχέων, wofür codd. ἀχεοισι (sic). Darin liegt: ἄχεα θνάτοισι oder ἄχε' ἀνθρώποισι προχέων. Scol. 26, 1. Ἔγχει ὀὴ Κήδωνι, während alle Quellen ἔγχει καὶ Κήδωνι haben; Carm. Pop. 6. haben die Codd. κωμάσατε, Solanus hat κωμάξατε verbessert, u. s. w.

Dieses mag genügen, um Vorsicht anzuempfehlen. Einzelnes ist wohl Druckversehen, andres Irrthümer, wie sie sich nie völlig ausrotten lassen. Man könnte meinen, durch die meisten der als Probe aufgeführten Versehen sei dem Texte selbst kein Nachtheil erwachsen. Auch in dem Falle, dafs der Text um kein Härchen gewinnt, fordert es die Gewissenhaftigkeit des Kritikers, nichts von der handschriftlichen Gewähr zu verschweigen, wäre es auch das Geringfügigste. Ein solches selbst das kleinste umfassende Streben, die Wahrheit zu ergründen, hat seine ethische Wurzel und wer daran spöttelt, bedenke wohl, dafs er den angebornen Trieb nach Erkenntnifs der Wahrheit bespöttelt. Allein es dürfte nicht schwer sein, Stellen aufzufinden, die genauer auf die Ueberlieferung zurückgerufen Hrn. Bergks Text zu ändern zwingen möchten. So ist Simon. Amorg. 1, 23. mit Meineke geschrieben:

οὐκ ἂν κακῶν ἐρῷμεν, οὐδ' ἐν ἄλγεσι
κακοῖς ἔδοντες θυμὸν αἰκιζοίμεθα,

wo beiläufig gesagt, nicht Stephanus αἰκιζοίμεθα emendirt, sondern schon Trincavellus aus seinem Codex, dem er, wie ich zeigen kann, mit grofser Treue gefolgt ist, ferner Brunck ausdrücklich aus B, so geschrieben hat. Ich wundre mich nicht, dafs Herr M. Com. Grr. IV, p. 717 für seine schöne Emendation ἔδοντες statt ἔχοντες allgemeinen Beifall hofft: omnium, ut spero, assensum latura. Allein beide Herren haben den Stobäus schwerlich nachgesehn, wo von jeher nicht ἐν ἄλγεσιν, sondern ἐπ' ἄλγεσι steht. Jenes hat sich, ich glaube seit Stephanus, in die Sammlungen eingenistet, auch Welcker hat sich täuschen lassen. Damit fällt jede Probabilität der Emendation weg, da die Grundlage derselben sich als morsch gezeigt hat. Die Codd. behalten Recht. Der Dichter sagt, *wir würden nicht unser Gemüth bitterm Harme hingebend uns abquälen.* Ich glaube nicht einmal, dafs es nöthig ist, mit der Conjectur οὐδ' ἐπ' ἄλγεσιν κακοῖσι δόντες θυμὸν αἰκιζοίμεθα nachzuhelfen. Zu vergleichen ist Hesiod. Opp. 244. ἐπὶ ἔργῳ θυμὸν ἔχων und der ganz gleiche Gedanke Alcaei fr. 35. Οὐ χρὴ κάκοισιν θῦμον ἐπιτρέπην· προκόψομεν γὰρ οὐδὲν ἀσάμενοι. — Ein zweites Beispiel, wo das Nichtbeachten der Codd. Irrthum veranlafst hat, mag Hipponact. fr. 35. geben. Da lesen wir:

Μηδέ τ' ἄν μοι μῦ
λαλεῖν Λεβεδίην ἰσχάδ' ἐκ Καμανδωδοῦ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 65.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

Poetae Lyrici Graeci. Edidit Theodorus Bergk.

(Fortsetzung.)

Wir erfahren nicht, dafs μηδέ τ' ἄν, wofür in den Noten μηδ' ἔτ' ἄν vermuthet wird, erst von Fabricius, der nur μηδὲ ἄν μοι μῦ schrieb, 'dem Spätere nachgeholfen haben, gemacht ist. Die Codd. haben μηδέ μοι μῦ, und da zwei bei Bekker aufserdem λαλεῖ bieten, so dürfte die Stelle so zu schreiben sein:

Μηδέ μοι μῦ [μῦ]
λάλει Λεβεδίην ἰσχάδ' ἐκ Καμανδωδοῦ. —

Es ist natürlich, nunmehr zuzusehn, ob der kritische Apparat Hrn. Bergks übrigens in seinen positiven Angaben, zufällige Versehen abgerechnet, das Lob der Genauigkeit und Sorgfalt verdiene und ob er folglich dem Kritiker unbedenklich als Basis seiner Operationen dienen kann. Auf Vollständigkeit des Materials, die sehr schwer zu erreichen ist, hat Hr. B. es nicht angelegt und ich will daran nicht mäkeln, da ein Sammeln nutzloser Schreibfehler nicht eben das geistigste Geschäft ist. Nur einigermafsen Wichtiges sollte nirgend übergangen sein, insofern es, wo nicht für den Augenblick, doch vielleicht künftig einmal Gewinn abwerfen kann. Was Hrn. Bergks Angaben betrifft, so mufs ich leider es aussprechen, dafs sie auch den billigsten Wünschen durchaus in keinerlei Art genügen können. Mag bei einzelnen dem Publicum mitgetheilten Emendationen ein Auge oder meinetwegen beide zugedrückt werden, wenn die diplomatischen Angaben unterlassen werden oder ungenau sind: einem Werke, wie dem vorliegenden, thut Unzuverlässigkeit der quellenmäfsigen Angaben wesentlichen Abbruch.

Prüfen wir einmal den Apparat, welchen Hr. B. dem Pindar untergelegt. Hier war die Mühe, denselben zusammenzubringen, ziemlich gering, da es nur darauf ankam, der Hauptsache nach Böckhs Notae Criticae zu excerpiren, das in den Explicationes und in der Abhandlung über die Kritik der Pindarischen Gedichte Nachgetragne zu berücksichtigen und die von Kayser bekannt gemachte genaue Collation des Pal. C zu benutzen. Aufserdem mufsten die Scholien, die ältesten und wichtigsten Zeugen des Textes, mit Sorgfalt durchgesehen werden, da Böckh bei den Notae Criticae die schätzbaren Hülfsmittel für Verbesserung derselben noch nicht zu Gebote standen und er nicht mit gleichmäfsiger Genauigkeit die Zeugnisse der Scholien angegeben hat. Darin ist nun leider Hr. B. nicht mit der erforderlichen Consequenz zu Werke gegangen. Begleiten wir seine Angaben eine Strecke Weges. Ich wähle nur aus. Ol. I, 28. φάτις Schol. Und eine Reihe der bessern Codd. — Athenaeus ἄπορον. Ist nicht richtig, s. ed. Dissen. 2. — 79. τρεῖς τε καὶ δέκ' plerique codd. Und Scholien. — 80. ist μναστῆρας als Lesart des Gregor. Corinth. und des Schol. Lykophr. genannt, nicht aber Philostrat. Imagg. I, 30. berücksichtigt, in dessen auf Pindar deutender Stelle die codd. schwanken zwischen μναστῆρας und ἐρῶντας. — 89. pauci μεμαότας. Etwa *zehn* und die Scholien. Wir werden ein auffallendes Schwanken in diesen Bezeichnungen, pauci, plerique u. dgl. beachten. — Ol. II, 46. ἔχοντι libri, ut videtur, omnes. Aufser Pal. C, der ἔχοντι (sic) liest. — 52. Dindorf. δυσφρονᾶν. Nach Anleitung der Scholien. — 55. Der Ausdruck codd. ἐτυμώτατον aut ἀλαθινόν ist zu ungenau, da ἀλ. nachweislich Correctur des Triklinios ist. Die Lesart ἔτυμον ist nicht erwähnt. — 56. Libri meliores et Schol. εἰ δέ μιν ἔχει τις. Vielmehr ἔχων. — 71. Unus cod. νάσων. Diese unmetrische Lesart wird ohne Noth angeführt, der in zwei codd. erhaltene richtige Accent νάσος und das in mehreren codd. stehende aus jenem corrumpirte νάσους übergangen. — 85. fehlt die durch alte Grammatiker überlieferte Lesart φωνεῦντα. — 87. γαρυέμεν Dawesius. Schon alte Grammatiker. — 97. καλοῖς aliquot codd. Auch Scholl. vett. — Ol. III, 4.

Digitized by Google

οὕτω τοι duo codd. Nur Pal. C, den Hr. B. nach Böckh und Kayser doppelt gezählt hat. — 7. θεόδματον Boeckhius et unus cod. Vulgo θεόδμητον. Woher dieser Irrthum? Kayser sagt irrthümlich, im Pal. C allein stehe θεόδματον, während doch Böckh θεόδμητον nur aus fünf schlechten codd. anführt. Was heifst vulgo? Keine Ausgabe hat so. — 18. fehlt, dafs die Scholl. auch ἀρετᾶν, mehre Codd. ἀρεταῖς geben. — 25. fehlt Heynes Lesart πόρευεν, die erst Böckh berichtigt hat. — 26. ist Ἰστριανάν (im Texte steht Ἰστριάναν) geschrieben, welches auf den Schreibfehler der meisten Codd. Ἰστριανήν statt Ἰστρίαν νιν gestützt ist. Aristarchs Ἰστρία νιν und überhaupt die Scholien sind übergangen. — 30. ἱράν Boeckhius. Nach Hdschrr. — 35. vulgo διδύμοις, nonnulli codd. διδύμοισι. Aber dafs zwei codd. durch διδύμμοις Hermanns Emendation bestätigen, wird nicht gesagt. — 38. ὧν πα fere omnes codd. Und die alten Scholien. — 44. σταλᾶν unus tantum, ut videtur codex. Vulgo στηλᾶν. Woher der Irrthum? Kayser sagt Pal. C habet σταλᾶν. Böckh führt nämlich diesen Codex gerade nicht dafür an, wohl aber drei sehr gute, Par. A, Gott. Vat. — Ol. IV, 15. ξεννίαις servandum, Boeckhius ex tribus codd. (Kaysers Pal. C ist der vierte) ξενίαις. Nicht im Texte. — 16. Ἀσυχίαν Heynius. Aber aus codd. — 27. πὰρ ex pluribus libris scripsi pro παρά. Davon steht bei Böckh nichts und auch Pal. C. hat παρά. — Ol. V, 21. Ποσειδανίαισιν hat erst Böckh hergestellt gegen die Codd., mit den Scholl. Davon ist hier nichts gesagt. — Ol. VI, 3. Lucianus citat ἀρχομένους. Ehedem; jetzt steht dort auch ἀρχομένου. (Gelegentlich bemerke ich, dafs ἀρχομένους bei Plut. Praec. Reip. Ger. 10. steht, wenigstens in der Didotschen Ausgabe). — 18. Vulgo δεσπότᾳ νῦν πάρεστι. Vielmehr πάρστι. — 60. λαοτρόφον Boeckhius. Aus codd. — 76. ποτιστάξει *plures* codd. Gerade die besten und lemma vett. scholl. — 77. ὅροις libri und dazu Schol. Vrat. A. — 86. Vulgo αἰχμηταῖσι. Nämlich ante Heynium. Hr. B. nennt vulgo meist die Vorböckhische, oft die Vorheynische, mitunter die Vorschmidische Lesart. — Ol. VII, 29. ἔκτανεν Τίρυνθι scripsi: unus cod. ἔκτανε Τίρυνθι, nämlich Pal. C. Aber Böckh führt für ἔκτανεν Τίρυνθι zu Pyth. III, 74. nicht weniger als *acht* Hdschrr. an. Dort hat Hr. B. trotz der codd. ἓλ' ἐν Κίῤῥᾳ geschrieben. — 33. εὐθύν unus codex. Auch ein alter Scholiast und nach Triklinius war es Lesart der alten Recension. Substituerunt *vulgo* στέλλεν, nämlich schon die Byzantiner. — 49. Vulgo κείνοισι μέν. Die Lesart der besten codd., die hinter νεφέλαν einschieben Ζεύς, ist übergangen. — 80. μήλων Boeckhius. Aus codd. — Ol. VIII, 32. fehlt die Lesart τεύξειν. — 39. ἀτυζομένω *unus* codex, *alii* ἀτιζομένω, *plerique* ἀτυζόμενοι. Das erste haben aufser Pal. C. bei Böckh Par. A Vat. und die Romana; das zweite hat keiner; drei aber haben ἀτυζομενω (sic) mit überschriebnem οι. — 48. meliores libri; und die alten Scholien; desgleichen 59. ἐκ παγκρατίου. — 58. ist Kaysers ingeniöse Emendation μέτα statt μάχαν nicht erwähnt. — 78. ἐρδομένων coniecit Schmidius. So Herm. aus cod. Ciz., der ἐρδ. hat. — Ol. IX, 8. *Vulgo* μέλεσσιν. Vor Schmid, der es aus Pal. C verbesserte. — 12. ἐφάψεαι unus, ut videtur, codex. Aber viele haben ἐφάψαι, nicht, wie man glauben mufs, die Vulg. ἐφάψῃ. — 16. ist die Lesart der codd. ungenau angegeben, namentlich nicht gesagt, dafs ἀλφεοῦ in vier sehr guten steht und dafs Böckh nach dem alten Schol. ἴσα gestrichen hat. Bergk hält ἴσον für „satis germanum itaque *scripsi* ἴσα τε Κασταλίᾳ". Mit Ahlwardt, worüber ich auf Böckhs nirgend benutzte Abhandlung de Crisi p. 117 verweisen darf. — 30. σκυτάλαν *pauci*. Nur Mosc. A *e corr.* — 68. fehlen die Scholl. vett., was ich von jetzt an übergehen will, wie z. B. gleich 110. δαιμονίᾳ durch sie bestätigt wird, wie durch Scholl. Il. B, 367. — 112. ist die handschriftliche Lesart ungenau, auch Böckhs evidente Bemerkung, dafs die Weglassung ὅς in ein paar Codd. auf metrischer Unkunde beruht, bei der Constitution der Stelle nicht beachtet. — Ol. X, 4. πράσσοι omnes codd., unus πράττει. Nur Heynes zweite Ausgabe hat aus Versehen πράσσει, aber πράττει hat Niemand. — 10. soll ἑᾳσεί in vielen codd. fehlen und einer ἑᾳσεὶ ἀνθεῖ haben. Davon finde ich nichts, vielmehr giebt nur Kayser an, dafs im Pal. C ἑᾳσεὶ fehle. — 25. ist unrichtig, dafs codd. ἐκτίσατο, da eine Anzahl auch ἐκτίσσατο hat. Die gleich in den Text gesetzte Vermuthung πατὴρ ἐξάριθμον ἐκτίσσατο soll bedeuten: pater Iuppiter iussit filium Olympia instituere. Das ist nicht denkbar, theils weil πατήρ, so nackt hingestellt, unklar wäre, theils weil πατὴρ auch zu dem folgenden πέφνε bezogen werden müfste, theils weil ἐκτίσσατο überall, wo es vorkommt, für ἔκτισσε gesetzt ist. — 42. Libri ἀντήσαις. Nach Böckh alle ἀντιάσας. — 51. alii codd. νώνυμνον. Nur Scholl. recent., einige codd. νώνυμον. — 63. ἐν δόξᾳ plerique libri. Ist

Digitized by Google

nicht richtig. — 71. Hermanns ἄκοντι Φράστωρ δ', nämlich mit Mosc. B und Romana. — 105. πότμον *meliores* codd. Lediglich Vat. und übergeschrieben Mosc. A. — Ol. XIII, 25. ἀφθόνητος Boeckhius et sic *unus* codex. Böckh sagt: ἀφθόνητος vindicavi ad Ol, X, 7. Hätte Hr. B. nachgeschlagen, so würde er gefunden haben, dafs hier ἀφθόνητος haben Bodleiani, Aug. AB, Vrat. A, Mosc. B, Cygn., Guelf., Vatic., wozu Böckh noch fügt: ex pluribus libris varietates huius generis enotatae non sunt. Woher Hrn. Bergks Irrthum? Er dachte nur an Kaysers Pal. C. — 30. hätte die freilich erst in den Explicatt. nachgetragene, Böckhs Kritik rechtfertigende Angabe des Et. M. p. 112, 50. nicht fehlen sollen. — 79. sollte Kaysers auf guten Spuren beruhendes δ' ᾗ τάχιστα erwähnt sein. — 85. γένοι Hermannus. Mit den Scholl. vett. — 92. Vulgo ἀχρεῖαι. Druckfehler statt ἀρχεῖαι. — Ol. XIV, 4. sollte Ἐρχομενοῦ aus Vat. nicht fehlen. — 13. ὦ πότνι' *unus* codex. *Zwei*, Pal. C. und Vat. — 18. fehlt, dafs gute codd. mit τ' ἀείδων Böckhs Anordnung bestätigen. — 21. *Nonnulli* codd. ἐλθέ aut ἔλθ'. Sind doch ihrer *neun* und zwar die besten. Zu Pyth. II, 16. sind *aliquot* sieben, zu 65. *multi* sechs Hdschrr. —

In den Pyth. etc. werde ich strenger auswählen. Pyth. I, 13. ἀτύζεται *scripsi*, libri meliores ἀτύζηται, *vulgo* ἀτύζονται. Da ist erstlich falsch ἀτύζηται den meliores zugeschrieben, da es nur aus Gott. angeführt wird; ἀτύζεται *scripsi* läfst schliefsen, dafs es Emendation Bergks sei. Steht aber in den optimi, Par. A, Pal. C, Ven. D F. Dafs aber drittens ἀτύζονται durch die alten Scholien und dreifache (freilich erst in den Expll. nachgeholte) Anführung Plutarchs geschützt wird, läfst das *vulgo* nicht errathen. — 26. θαυμάσιον πρσιδέσθαι servavi, licet inusitatum sit προσιδέσθαι, sed θαυμάσιόν τι ἰδέσθαι, quod aliquot codd. exhibent, in P. aeque insolens. Da erfährt man erstens nicht, dafs θαυμάσιον προσιδέσθαι, wie einige codd. haben, durch Gellius und Macrobius geschützt ist; ferner, dafs die besten θαυμάσιον πυθέσθαι oder ἰδέσθαι haben, woraus τι ἰδέσθαι erst durch offenbare Interpolation gemacht ist. — 52. Hermanns Emendationen und die nach meiner Ueberzeugung evidente Verbesserung Wakefields erfährt man nicht. — 65. Libri Δωριῆς. Und Δωριεῖς. — 70. ist ἐς ἀσυχίαν und die darauf leitenden Spuren in andern codd. übergangen. S. Kayser. — 83. ἐλπίδας *plures* codd., *olim* ἀπάδις. *Alle* codd. aufser Ven. F (und edit. Romana) haben ἐλπίδας, *nur* Rom. ἀπάδις. — 85. Plerique codd. οἰκτιρμῶν. Aber *gute* haben οἰκτιρμοῦ mit Stobäus und Palladas. — 92. sind die Spuren der codd., worauf Hermanns Emendation gestützt ist, nicht angegeben. — Pyth. II, 31. Vulgo ὅτι γ'. Vielmehr ὅτι τ'. — 36. ἔβαλον ποτὶ καὶ τὸν ἐχόντ' Boeckhius. Vielmehr Bothius und zwar ποτε, nicht ποτί. — 53. Alii κακηγοριᾶ (schr. κακηγοριᾶν). Aber andre auch κακηγοριῶν, κακουργιᾶν, welche Lesarten auf den auch von dem Scholiasten anerkannten Plural weisen. — 61. κενέα Pauwius. Und cod. Guelf. — 65. Unus cod. ἱπποσόοισι. Vielmehr hat Par. A rubro colore supra lineam ἱπποσόοισιν. — Pyth. III, 4. Schol. εὐρυμέδοντος. War Druckfehler der einzigen edit. Rom., s. Boeckh. ad Scholl. — 6. Ἀσκλήπιον *pauci* libri. Nur Bodl. γ, aber Ἀσκληπιόν. — 59. Codd. omnes φρεσί. Nur Pal. C, so viel bekannt. Die übrigen φρεσίν. — 81. σύνδυο *unus* codex. Nach Böckh *lectio librorum paene omnium*. — Pyth. IV, 39. βᾶμεν scripsit Boeckhius, vulgo βάμεν. Wohl ein übereilter Schlufs, weil Kayser aus Pal. C βάμεν anführt! — 56. Libri ἀγαγέν. Auch ἄγαγεν, ἄγαγε. — 84. ἀταρβάτοιο Tzetzes. Aber auch ἀταρβήτοιο. — 155. Die einzig richtige Lesart ἀνασταίη, die den Scholien zufolge die Vulgata war, ist gar nicht erwähnt. — 179. Alii ταχέες. Vielmehr ταχέες δ'. — 190. ὀρνίχεσσιν ἐν κλάροισι *tres* codd. Nur Bodl. C. — 211. ἔπειτεν Boeckhius. Aus zwei codd. — 246. *Vulgo* σιδήρου. *Vor Heyne.* — 250. Didymus legebat τὰν Πελιαφόνον (vielmehr wollte er entweder Πελιαοφονόν oder Πελιαοφόνον) et sic duo codd. Vielmehr drei, die aber Πελιαοφόνον haben. — 258. Herm. et Heynius ἀν'. Vielmehr Beck, von Heyne verworfen. Hermann will ἄν. — Pyth. V, 24. φίλει codd. Aristarchus coniecit φιλεῖν. Steht auch in den besten codd. Pal. C Gotting. 26. ὀφίνοον Schol. Allerdings der Eine, auch Pal. C. — 49. Codd. μναμήϊον. Zwei μναμήϊ' mit den Scholien. — 56. *Vulgo* δῶκεν. *Vor Erasmus Schmid.* — Pyth. VI, 1. ἦ Heynius. Und zwei codd. — 12. ἄνεμος codd., ut videtur, omnes. Aufser Pal. C. — 15. κοινάν ed. Rom. et unus codex. Zwei, nämlich auch Pal. C. — Pyth. VII, 2. *Duo* codd. ἐριαθενεῖ. Nur Par. B. — 5. fehlt die Lesart τίνα γ' οἶκον ganz, so wie dafs Böckhs τίνα οἶκον, wozu Alles drängt, lemm. Scholl. hat. Das aufgenommene τίνα δ' οἶκον kann durch den dreigliedrigen Satz Ol. II, 2. nicht geschützt werden. — 6. ναίοντ' Schmidius. Nach den alten Gram-

Digitized by Google

matikern. — 9. Aliquot libri πολίεσσι vel πολιέεσσι. Auch πολίεσσιν. V. 10. und VIII, 4. ist die Angabe unzuverlässig. — Pyth. VIII, 20. Libri Παρνασσίᾳ vel Παρνασίᾳ. Nach Böckh nur dieses. — 97. φέγγος ἔπεστιν Heynius. Mit Scholl. — Pyth. IX, 8. *Vulgo* τρίταν. *Vor Erasmus Schmid.* — 18. Ceteri ἐφίλησεν. Woher weifs Herr Bergk das? Böckh führt ein paar codd. an und sagt: de ceteris non liquet. — 88. Libri ἀεὶ μέμναται. Oder αἰεί. — 91. In der schwierigen Stelle weder die Vulgata noch Böckh erwähnt. — 98. *Tres* ἑκάσται. Zwei, Pal. C. und Guelf. — 105. Dafs Hermanns Emendation die Scholien für sich hat, sollte gesagt sein. — 106. Ἴρασσαν libri. Aber Pal. C hat Ἴρασσα. — Pyth. X, 4. Die alte Lesart κατὰ καιρόν fehlt. — 14. fehlt θῆκεν καί Rom., wodurch Hermanns Emendation beglaubigt wird. — 36. ὀρθίαν Pauwius. Auch ein paar codd. — 60. ist die ganze Angabe ungenau: ὑπέκνισε Boeckhius, nach den Scholl.; libri ἔκνιξέν γε. Aber viele haben ἔκνιξέ γε und γε fehlt in guten Büchern. — Pyth. XI, 25. *Pauci* ἔννυχον. Nur *Einer*. — 42. χρή eiecit Schmidius. Mit den Scholien. — Nem. I, 13. σπεῖρε Hermannus, vulgo ἔγειρε. Jenes ist vielmehr von Beck gesetzt; dafs aber codd. auch ἄγειρε und νῦν ἔγειρ' haben, wird nicht gesagt. — Nem. III, 7. ἀθλονικία Boeckhius. Aber mit codd. und Scholl. — 55. δίδαξε Herm. Aus Par. A. — 56. Boeckhius coniecit ἀγλαόκρανον. Steht aber im Med. B, so wie das aus Einem angeführte ἀγλαόκολπον auch im Par. A suprascr. steht. — Nem. IV, 25. Libri καρτερός.. Vielmehr κρατερός. — 49. Εὐξείνῳ Schol. Und zwei codd. — 68. γένος Stephanus. Aus Scholl. — Nem. V, 19. Libri plerique μακρὰ δ' αὐτόθεν. Vielmehr μακρά μοι δ' αὐτόθεν. — 32. Libri τοῦ δ'. Sondern τοῦ δέ. Von der Vulg. und den Versuchen andrer Gelehrten keine Silbe. — 34. *Vulgo* εὖ φράσθη. Hat *lediglich die edit. Rom.* — 43. ἔθνος, Πυθέα Boeckhius. Alte Lesart nach Scholl. — Nem. VI, 29. εἰς Schmidius et Heynius. Nach Scholl. — Nem. VII, 25. fehlt die Lesart der Grammatiker ἐάν, wie VI, 28. ἄν τετυχεῖν. — 29. *Unus* ἄν ναυσί. *Zwei.* — 104. ταὐτά Schmidius. Nach Scholl. — Nem. VIII, 25. Scholiasta ἐν λυγρῷ γήρει. Aber nur Einer der Scholiasten, während andre die unstreitig richtige Vulg. erklären. Jenes γήρει ist wohl nur Schreibfehler. — 29. πελεμιζόμενοι Wakefieldius. Auch Aristarch, s. Scholl. — Nem. IX, 17. Boeckhius adiecit δὴ τόθεν. Nach Anleitung der Scholl. Ebenso 33. ὑπὸ κρύφα, ἔνθα Ρέας, X, 41. τόδε u. s. w. — Nem. X, 62. sind die Angaben ungenau und unvollständig, wie Aristarchs ἥμενον ganz fehlt und ἥμενος nur als Lesart Hermanns und eines cod. erscheint, während sie nach Scholl. alte Vulg. war. — 69. Libri ἀνέσχασσαν. Vielmehr ἀνέσχασαν. Die Emendation ἀνέχασσαν beruht auf Scholl. — 74. ἔκιχε duo libri. Einer ἔκιχε, Einer ἔκιχεν. — 82. Vulgo ἔσταζ'. Druckfehler statt ἔσταξ'. — Nem. XI, 40. περόδοις Schmidius. Bestätigen alte Zeugen ausdrücklich. — Isthm. I, 25. ὁπότ' αὖ ist mit Kayser geschrieben. Das dieser Aenderung sehr ungünstige Zeugnifs des Ammonios fehlt. — 41. ist die alte Lesart der Scholl. ἁρεταί nicht erwähnt. — Isthm. II, 12. Weder ἄγνωτ' noch ἀγνῶτι aus Scholl. erwähnt. — 26. Codd. tres πίτνοντο. Vielmehr πίτνοντα. Jenes Druckfehler bei Böckh. — 42. ἀκτάς Schol. Vielmehr αὐγάς ἢ ἀκτάς. — Isthm. III, 29. *Vulgo* ἀνορέας. Nämlich *Ald. Rom.* — 89. Codd. τρίταν. Nur zwei. — Isthm. IV, 11. Ed. Ald. διὰ δαίμονα. Vielmehr Rom. — 27. ἐκέρδαναν Schmidius. Nach Scholl. — Isthm. V, 12. ἐσχατιαῖς Schol. Ein andrer ἐσχατιάς. — 25. ἅτει Herm. Nach Scholl. — 56. ἀναγήσασθ' Mingarellus; vulgo ἀγήσασθαι. Aber fünf codd. haben das auf die Emendation führende ἀγήσασθ'. — 63. Ψαλυχιδᾶν Schmidius. Nach Scholl., die auch noch Ψαλυχιαδᾶν und Ψυλακιδᾶν erwähnen. — Isthm. VI, 43. ἄϊσος Schol. Ein andrer ἄϊστος. —

Langweilt sich der geneigte Leser bei so dürrer Silbenstecherei und Apices-Jägerei, so wolle er gefälligst bedenken, dafs es für mich auch eben nicht kurzweilig gewesen ist, Hrn. B. nachzugehn, und vor allen Dingen das philologische Gewissen zu beruhigen. Was die Fragmente des Pindar betrifft, so ist Hr. B. sehr selten beflissen gewesen, Böckhs Apparat zu ergänzen. Ich darf mich zur Bewahrheitung dieser Angabe auf ein Vergleichung mit den nott. critt. der von mir besorgten zweiten Dissenschen Ausgabe berufen. Werfen wir lieber einen Blick auf Theognis elegische Ueberbleibsel, die Hrn. B. schon früher manche sinnreiche und treffende Emendation verdankten. Es ist bekannt, dafs die Kritik des Theognis durch Bekkers Mutinensis eine Unterlage erhalten hat, wie man sie nur immer dem Texte eines Schriftstellers wünschen mag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 66.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

Poetae Lyrici Graeci. Edidit Theodorus Bergk.

(Fortsetzung.)

Gegen diesen Codex verschwinden alle übrigen mit ihren schlechten aus Byzantinischem Schulgebrauch stammenden Interpolationen fast sämmtlich, nur KO gehören zum alten Texte, der in ihnen auf der Uebergangsstufe zu der Masse der vulgares erscheint. Die Lesarten des Mut. (A) sollten vollständig und mit Nennung des Codex mitgetheilt sein, von den übrigen genügte eine Auswahl der Lesarten. Statt dessen bezeichnet Hr. B., der über die Ueberlieferung des Theognis nirgend ein Wort verliert, den A oft allerdings durch opt. cod. Aber nicht immer: oft auch unus codex, wie z. B. V. 45., oft wird er mit andern, die gerade zustimmen, unter pauci, plerique, duo etc. zusammengeworfen. Zu V. 52. sind *tres optimi* codices AKO zu verstehen, zu V. 55. *tres* codices dieselben; V. 66. multi libri sind gerade fünf schlechte u. s. w. Man vergleiche den Bekkerschen Apparat einmal selbst. Oft ist auch die Lesart gar nicht angegeben, wie z. B. 492. alle Varr. fehlen, namentlich πολλόν aus A. Bekanntlich ist ein wichtiges Hülfsmittel für die Kritik des Theognis in den zahlreichen Anführungen sowohl andrer Schriftsteller als namentlich des Stobäus vorhanden, dessen Lesarten schon darum von Gewicht sind, da sie auf eine ältre Sammlung zurückzugehen scheinen. Kaum glaublich ist es, wie sehr Hr. B. dieses unverächtliche Zeugniſs zu nutzen verschmäht hat. Stand ihm etwa im Augenblick der Gaisfordsche Stobäus nicht zu Gebote, so durfte er nur Welckers im Ganzen genaue Angaben nachsehen. So aber ist das sehr selten und nirgend mit der erforderlichen Genauigkeit geschehen. Hier in Kürze der Beweis. Zu V. 33. heiſst es: Musonius ab Stob. LIV. (vielmehr LVI, 18.) μετὰ τῶν γε οὐ πῖνε. Aber Stob. hat nach codd. AB dort σύ γε, wie auch an der übergangnen Stelle LXXIV, 64. Zu V. 35. muſste auch aus demselben Musonius μαθήσεαι und 36. συμμιγῆς angeführt sein. — 132. Stobäus LXXVII. et LXXIX. ὅσοις. Nur 79, 1. Hr. B., der den Stobäus nicht selbst nachgeschlagen hat, ist durch eine Anführung nach der Gesnerschen und eine andre der Grotiusschen Capitelzahl getäuscht. — 155—158. Stob. XCVI. Vielmehr XCV, 15., wo übrigens sehr gut Μή ποτέ μοι statt τοι steht, welches Aufnahme verdient. V. 156. und 157. sind die Angaben ungenau, s. Gaisf. — 175. βαθυκήτεα opt. liber, et sic Stob. XCIV. Vielmehr 96, 16. — 176. πετρέων cod. opt. et Clemens. Und Stobäus AB. — 177. fehlt Stob. 95, 14., wo statt καὶ γάρ gelesen wird πᾶς γάρ. — 185. Xenophon apud Stob. LXXXVI. ἐξ ἀγαθοῦ κτήσασθαι. Ist 88, 14. Daher konnte auch 187. zu οὐδὲ γυνή auſser duo codd. Xenophon genannt sein. Die merkwürdige Anführung Stob. 70, 9. Κύνας μὲν τὴ νῶϊ, die auch andre Alte vor Augen hatten, ist übergangen, auch daſs dort βήσεσθαι (A Stobaei βήσσεσθαι) gelesen wird. — Zu 320 wird aus Stob. 37, 3. die Lesart der meisten codd. Theognid. bestätigt, aber 321. bloſs aus cod. optimus ὀπάσσῃ angegeben, welches Stob bestätigt. — 409. 10. führt Stob. 31, 16. mit den Varr. καταθήσεαι ἔνδον und ἦν — δίδως an, ohne daſs er genannt wäre. Gleiches gilt von 421 bis 424. — V. 457. wird das richtige σύμφορόν ἐστι nur durch Athenäus erhärtet. Dasselbe giebt Stob. 71, 2., der auch 459. wegen ἄγκυραι zu berücksichtigen war. — V. 481. νήφοσι cod. opt. Und Stob. 18, 14. Ebenso V. 483. τότε cod. opt. Und Stob. l. c. Noch interessanter V. 485., wo Stobäus beste Quellen, A und Trincav., mit μὴ δὲ βιάσθω Hermanns Emendation erwünscht bestätigen. — V. 498. πίνῃ Bekkerus und ὑπὲρ μέτρον Bekkerus. Beides bestätigt Stob. 18, 15. — V. 503. οἰναβαρέω duo codd. Und Stob. 18, 17. Auch V. 508. konnte θωρηχθείς durch Stob. bekräftigt werden. — V. 606. führt die Lesart des Mutin., die angegeben ist,

Digitized by Google

πλέον, auf πλεῦν' ἐθέλουσιν ἔχειν, wie Stob. 18, 10. hat. — V. 607—10. stehen mit merklichen Abweichungen Stob. 12, 7., der aber V. 609. nach der Vulg. προσομαρτῇ (codd. AB προσομαρτεῖ), welches Bekker hergestellt hat, bestätigt, wie auch 610. καὶ ἐξέλθῃ. — V. 627. νήφοσιν cod. opt. Und die codd. optt. Stob. 18, 11., der noch andre bemerkenswerthe Lesarten bietet. — V. 665 sq. stehen Stob. 106, 9., welcher 666. mit dem hier allein genannten cod. opt. τιμῆς hat, wofür freilich Schows vorzügliche Codd. τιμήν bieten, s. edit. Gaisford. T. I, p. LX. Aber überhaupt für Tit. 1—27. Schows werthvolle Ausgabe zu Rathe zu ziehn hat Hr. B. durchgängig verschmäht. — V. 693. ἀφραίνοντας tres codd. Und Stob. 4, 45. — V. 702. Σισύφου Αἰολίδεω cod. opt. Und Stob. 91, 2. — V. 963 sqq. mufste Stob. 3, 28. benutzt sein, wo 963. ἐπαινέσσῃς (auch die meisten codd. Theogn. ἐπαινέσῃς) und ganz richtig σαφηνέως, 964. θυμόν für ῥυθμόν und ὄντιν' ἔχει für ὅστις ἂν ᾖ steht, u. s. w. — Wenn V. 956. Χήρωσις κλεάνων aus Joh. Damascenus (die Stelle steht Gaisford. IV, p. 31.) angeführt ist, wäre es wohl consequent gewesen, 955. δειλούς cod. opt. denselben Ioannes hinzuzufügen. — V. 1135. hat Stob. 110, 12. statt der Lesart der Theognideischen Bücher: Ἐλπὶς ἐν ἀνθρώποισι μόνη θεὸς ἐσθλὴ ἔνεστιν ganz richtig ἐν ἀνθρώποις μούνη, eine Form, die Theognis sonst allein kennt. — V. 1164. στηθέων cod. opt. Und Stob. III, 19., der merkwürdig genug für eine andre Lesart desselben Verses angeführt ist.

Doch mag das genügen. Man kann darnach ermessen, wie Hr. B. in der Benutzung des Stobäus verfahren ist. Besonders auffallend ist z. B., dafs Hr. B. Pind. fr. 189. noch unter den Incertis stehen gelassen hat, wo es Böckh hatte. Erst bei der Stelle angelangt sieht er den Stobäus nach und findet, dafs cod. A Ὑποσχημάτων zu Πινδάρου hinzufügte.

Wer bei Fragmenten, die aus allen Enden und Ecken zusammengesucht werden müssen, nicht nach Launenhaftigkeit und Gutdünken verfahren will, sondern einen möglichst gesicherten Anhaltspunct für eine methodisch gewissenhafte Emendation zu gewinnen sucht; der mufs, so mühsam das auch ist, sich mit der kritischen Beschaffenheit wenigstens der Hauptschriftsteller, denen er die Bruchstücke entlehnt, genau bekannt machen. So ist z. B. für die lyrischen Bruchstücke unerläfslich, das Florilegium des Stobäus zu dem angegebenen Behufe aufs Bestimmteste zu erforschen und zu prüfen, welche Quellen Glauben verdienen, welche gefälscht sind. Seit Gaisford ist das nicht schwer. Als Hauptgewährsmänner gelten A, Trincavell., als eigenthümlich gemischt Voss. Arsen. (die Stellen aus Arsen. Violet., die aus Hdschr. geflossen sind) und Gesner, der wegen des von ihm in der zweiten Ausgabe benutzten spanischen Codex von Wichtigkeit ist. Ganz neu und sehr interpolirt ist Paris. B, dessen Lesarten, so weit sie von A abweichen, so gut Conjecturen sind wie jede von heute und gestern. Schows Hdschrr. sind leider nicht weiter bekannt. Aber sie bieten oft sehr vorzügliche Lesarten und ich weifs jetzt durch Herrn Kopitars grofse Gefälligkeit, dafs A der älteste aller codd., der hochgepriesene Vindobonensis ist. Für Tyrtäos, Mimnermos, Solon und die neun Lyriker ist Ursinus schätzbar, da er Hdschr. des Stobäus benutzt hat und Einiges bestimmt aus ihnen anführt.

Um solche Vorfragen der Kritik hat Hr. B. sich wenig bekümmert. So etwas pflegt sich zu rächen. So ist es Herrn Bergk begegnet, dafs er, der wenigstens bei den Elegikern sich nachweislich auf Bachs und Andrer Angaben verlassen hat, den guten, schon von Valckenaer. Diatrib. p. 198 gelobten codex Vossianus durchgängig als einen der litterarischen Alopecii behandelt, indem er die Abkürzung Voss. *Vossius* deutet. Das geht hervor aus der Bemerkung zu Tyrt. Eleg. 9. *Vossius* (sic) ἡρωσλεγεῖα vocat. Daher wird denn der Voss. nirgend unter den handschriftlichen Autoritäten gezählt. Z. B. Tyrt. 8, 9. πρός unus codex, vulgo μετά. Der Voss. hat παρά. — 9, 24. γαστρί codd., Arsen. δουρί. Auch Voss. Auch sollte Arsen. nicht den Codd. entgegengestellt sein, wie es auch sonst geschieht, z. B. 27., wo die Lesart des Voss. wieder fehlt. — 8, 6. unus codex κῆρας αὐγαῖς. Zwei, A Voss. — Mimnerm. 4, 1. σχεῖν unus codex. Vielmehr A Voss. Trinc. — Auch wird Ars. *Voss.* den codd. gegenübergestellt Sim. Amorg. 6, 22. πηρόν unus *cod.*, Arsen. *Voss.* Und 113. τοὐτέρου *Voss.*; *codd. et vett. edd.* τοῦ ἑτέρου! —

Ein gleichfalls häufiger Irrthum ist der, dafs, wo Dindorf im Athenäus V L als Quellen der Lesart anführt, Hr. B. Casaubonus setzt. Er verwechselt die Princeps Veneta mit L, z. B. Archil. 4, 1. u. 4. Stesich. 7, 2. Anan. 1, 1. u. s. w. Dabei will ich nicht länger verweilen, vielmehr aus allen Theilen des Bu-

Digitized by Google

ches noch eine Anzahl von Stellen aufführen, wo Hr. B. die Quellen ungenau und flüchtig benutzt hat. Ich lasse die ältern Elegiker vorläufig aus dem Spiele und beginne mit Ion Chius. Das fr. 3. ist sehr scharfsinnig verbessert; übersehen ist Pappus Crameri A. P. I, p. 56, der meist mit Euklides stimmt, aber V. 3. sehr gut πρὶν μέν σ' bestätigt. Fr. 11, 2. finden wir folgende Bemerkung: μείναμεν, cod. μείνομεν, sed Suid. μῆνα μέν. Ibid. λευκοπτέρυγα Suid., λευκῇ vel λεπτῇ πτέρυγι Schol. Erstens hat *kein* Codex μείνομεν, wohl aber Ven. und Aldus μείνωμεν; sodann hat aufser Suidas der cod. Ravenn. μῆνα μέν; ferner hat λευκοπτέρυγα nicht Suidas, sondern das ist Conjectur Bentleys, wofür Bernhardy im Suid. λευκῇ πτέρυγι zurückgeführt hat, da BVEC λεπτῇ πτέρυγι haben; endlich steht nicht λεπτῇ πτέρυγι, sondern blofs λευκῇ πτέρυγι im Scholiasten des Aristophanes! — Euenus fr. 4. πουλὺ χερειότερον tres. codd. Nur B man. sec. — Archil. fr. 4, 4. φυλακῆς τῆσδε aus Athen. B angeführt, statt τῆδε. — Fr. 6. kann Suidas nicht nachgesehn sein, der s. v. richtig ξείνια δυσμενέσιν hat, welches hier Conjectur Bruncks genannt wird. — Fr. 9. fehlt unter den Varianten namentlich das richtige ἀνιηρά aus Cod. Monac. B. — Fr. 25, 1. fehlt Schol. Theocr. IV, 45., wodurch ἐτέρπετο bestätigt wird. Sonst sind die Verse gut verbunden. — Fr. 31. fehlt Eustath. Il. O, p. 1001, 50. Phot. s. v. Ὀτρυγηφάγον, Et. M. p. 185, 27. — Fr. 33. fehlt Cramer. A. P. 3, 488, 17. Ἄλλος ἄλλῳ κραδίην γένηται. Und dafs Sextus anführt Ἄλλος ἄλλῳ ἐπ' ἔργῳ καρδίην ἰαίνεται. — Fr. 36. fehlt Et. Gud. 339, 30. wo βοῦς δὲ ἡμῖν und ἔργον steht. — Fr. 38. fehlt Herodian. Crameri A. O. 3, 300. Ἀμισθὶ γάρ σε πάμπαν. — Fr. 40. fehlt Et. M. 47, 23. κατ' ἠκὴν κύματος κυανέου. Vgl. auch Zonaras p. 983. — Sehr übereilt ist die zu fr. 44. ausgesprochne Vermuthung, dafs in der Corruptel bei Plotius p. 268. der Vers πίθηκος ἦει θηρίων ἀποκριθείς gemeint sei. Plotius hat ausdrücklich einen *purus* iambicus trimeter gewollt. — Fr. 45. fehlt Et. Gud. 371, 28. — Fr. 48. ὑπό Schol. Pind. Früher wohl, aber jetzt ὑπέρ Vrat. A. Die Vulgate κρεμάσθη ist nicht angemerkt. — Fr. 49, 2. Γυρέων ist nicht Conjectur Xylanders, sondern steht auch in zwei schon im Delect. angeführten Hdschrr. — Fr. 60, 2. Codd. ἀνὰ δὲ εὖ, Gesner. ἐνάδευ. Jenes ist bei Gaisford nur aus A angeführt, „neque multo aliter in altero" (B). Schow führt ausdrücklich aus seinen membranae ἐνάδευ an. Auch die übrigen Varr. sind sehr mangelhaft angegeben, da z. B. V. 3. ἐν δοκοῖσιν unus codex gesagt wird, wo Schow allein ABCW nennt. Dafs aber V. 2. Hrn. Bergks Conjectur im Texte steht darf Niemand wundern, ohne dafs auch nur andre Versuche genannt werden. Freilich steht noch in der Note: nisi malis δυσνῶν δ' ἀλέξευ, welches O. Schneiders Conjectur ist. — Fr. 61. wird als Aristoteles Lesart gesetzt: οὐ γὰρ δὴ π. φ. (sic) ἀπάγχεο. Prius (οὐ, wofür Hr. B. σύ) Meinekius, posterius ego correxi. Da erräth Niemand, dafs statt παρά gewöhnlich περί gelesen wird: auch brauchte nur Göttlings oder Schneiders Ausgabe nachgesehn zu werden, um zu sehen, dafs σύ längst verbessert war. Statt des „Apparet hoc pertinere ad idem carmen, ex quo petitum Fr. 60," hätte man doch erwartet: Recte Fr. Iacobsius vidit Animadverss. Anall. III, 3. p. 388. etc., zumal Liebel dies bemerkt. — Fr. 69. sollte gesagt sein, dafs A, die beste Hdschr. des Stobäus, die Stelle wegläfst. Aber Stobäus kann auch hier nicht nachgeschlagen sein, da Hr. B. sonst nicht gesagt haben würde V. 8. ἐνάλιον Hermannus, vulgo εἰνάλιον. Denn bei Stob. steht von Trincav. bis Gaisf. ἐνάλιον. — Fr. 102. ist 'Ως φαῖδρ' ἄγει Ταργήλια geschrieben, ohne Andrer Vorschläge zu nennen. Die Lesart des cod. Hesych. ist falsch angegeben. — Fr. 114. Hier hat Hr. B. das Etym. schwerlich nachgesehn, sonst hätte er nicht Θυρέων ἀπεστόπαζον geschrieben. Denn der Etym. erörtert gerade ὀροίτυπος durch ὁ ἐν ὄρει τὰ στύπη κόπτων, ξυλουργός. Vgl. auch die auf Archilochos deutenten Scholl. Ap. Rh. I, 117. Irrig ist, dafs an der einen Stelle des Et. M. stehen soll ὀρέων, da dort θυρέων steht, wofür nur cod. Dorvill. ὀρέων hat. — Fr. 122. fehlt Schol. Plat. p. 393. Bekker., wo anders gelesen wird. — Fr. 188. ist ohne Weiteres τῆς χήραβος aufgenommen, während doch Athen. codd. AB τῆς χηράμβης haben, s. Lobeck. Parall. I, p. 289. — Sim. Amorg. 1, 9. Vulgo νέωτοι. Vielmehr νέωτα. — Fr. 2, 5. fehlt die Delect. p. 469. citirte Stelle aus Boisson. Ann. I, p. 22. — Fr. 6, 74. ἄστεος, Arsen. ἀστοῖσι. Nämlich nicht statt ἄστεος, sondern statt ἀνθρώποις. — Hipponact. fr. 116. Hier mufste das Scholion des Aristoph. ganz vollständig gegeben werden. Dann würde Hr. B. nicht auf die ganz verfehlte Conjectur Σαρκοκύων λαιμῶν vel λιμὸν ἔχων verfallen sein, sondern auf das von C. G. Schneider im Lex. s. v. erkannte σαρκῶν κύων λιμῷ, coll. Hesych.

Digitized by Google

σαρκῶν· σεσηρώς. S. Dindorf h. l. — Anan. fr. 1. kann Stob. nicht nachgesehn sein. Aber schon im Delect. waren die Lesarten genauer angeführt. — Alcman. fr. 1. führt den Anfang auch Apoll. Synt. 4, 17. an. — Fr. 4, 1. hat kein Zeuge δμαντῆρες, aber wohl δαμαντῆρες und δαμάντορες. — Fr. 13, 2. steht auch Et. M. p. 186, 42., wo freilich βάλε, βάλε κῆρυξ φωνήν verschrieben ist. — Fr. 78. steht an beiden Stellen τόεσος, nicht τόσος. — Fr. 83. auch Et. Gud. 316, 39. — Fr. 86. ist aus Welcker das falsche Citat Schol. Il. XXI, 445. statt 485. beibehalten, also die Stelle schwerlich nachgeschlagen. — Alcaei fr. 25. hat der cod. Ven. der Aristoph. Scholien nicht μαινόμενος, sondern μαιόμενος, wie auch fr. 81. der Rav. ἀπό bestätigt. Dindorfs Oxforder Ausgabe ist nirgend benutzt, was sehr zu wünschen gewesen wäre. — Stesich. fr. 1. fehlt Crameri A. P. II, 49, 25., wo Ποδαργᾶς Ἥραν δὲ Ἐξάλιθον steht. — Fr. 49. Gaisfordius θανόντος ἀνδρὸς πᾶσα πολιὰ ποτ' ἀ. χ. So hat vielmehr margo Gesneri; A B lassen die Stelle weg. Gaisford hat Scaligers πᾶσ' ἀπόλλυται χάρις aufgenommen. — Anacr. 2, 4. liefs sich ganz anders der kritische Apparat durch Geels Mittheilungen Dionis Orat. Olymp. p. 449 geben, zum Theil auch schon mit Benutzung des Delectus. — Simonid. Cei fr. 1. soll cod. Prisc. haben ἀποτρέποι σ' εἴ, er hat aber, wie ich richtig angegeben hatte, ἀποτρέπουσ' εἴ. — Fr. 8, 5. fehlt Aristot. Metaph. p. 982, B. Bekker. (s. Conjj. Critt. p. 171) und Crameri A. P. I, 387, 33. Λέγει ὁ Σιμωνίδης ὅτι θεὸς μόνος ἔχει τὴν ἄκραν ἐπιστήμην. — Fr. 15, 2. ist Hermanns Emendation ungenau, Valckenaers ἀγλαόδενδρον, das sehr wahrscheinlich ist, gar nicht angeführt. — Fr. 16, 3. habe ich nicht Ἀλκμήνης, sondern Ἀλκμήνας geschrieben. — Fr. 60. fehlt Stephanus Scholl. Arist. Rhet. bei Cramer A. P. I, 284, 32. Καὶ Σιμωνίδης ἐποίησε· Κορινθίοις δ' οὐ μανίσι οὐδὲ Δαναοῖς Ἴλιον τὸ δηλαδή (τὸ Ἴλ. δηλαδή corr. Cramer.). — Fr. 66. fehlt aufser Andern Sopater Walzii Rhett. VIII, 119. — Fr. 74. κλυτὰ ἔαρος Ursinus. Jetzt auch cod. Rav. bei Dind. — Fr. 87, 4. hat cod. Pal. nicht κηδεμόναν, sondern κηδομενην (sic) übergeschrieben. — Fr. 109, 1. fehlt die jetzt auch in dem Lykischen Epigramme befolgte Lesart ἔνειμεν. — Fr. 122, 2. Pal. πολλή et πόλις Vielmehr πολλή und drübergeschrieben πόλη. — Fr. 155, 2. νικῶ Sylburg. Aber längst bei Schubart und Walz Paus. durch Codd. bestätigt. — Fr. 157, 1. νικᾷς Ursinus (vielmehr νικᾶς): vulgo νίκης. Sondern νικῇς. — Bacchyl. 19, 6. 7. stehen Stob. 108, 49., nicht 98, 25. — Lamprocles fr. I. fehlt Dio Chrys. I, p. 427. Auf Hrn. Dindorfs sehr richtige Bemerkungen zu Scholl. Arist. ist nicht geachtet. Dann würde das Fr. anders lauten. — Licymn. 2. *Alii* βροτοῖσι πορθμεύει. Nämlich die *codd.* — Lasus 3. steht δέ τις ἕπτα (sic) statt δὲ δὶς ἑπτά, wie denn der Corrector seine Pflicht schlecht gethan hat.

Oben nannte ich es den gröfsten Gewinn, den der Delectus getragen, dafs durch ihn manche namhafte Gelehrte veranlafst worden seien, ihren Scharfsinn den kostbaren Reliquien der Lyrik zuzuwenden. Gar Vieles ist seitdem mit Gewifsheit, weit Mehreres mit gröfserer oder minderer Probabilität verbessert worden. Bei der Kritik von Bruchstücken gilt noch mehr als bei vollständigen Schriften, dafs der Einzelne, sei er auch ein Lynkeus, nicht immer gleich scharf sieht und Nichts erzwingen kann; dafs vielmehr ein glücklicher Augenblick hier Manchem dieses, Manchem jenes Goldkorn zuführt. Mit entschiedner Evidenz läfst sich in Fragmenten natürlich weit Weniger herstellen als in zusammenhängenden Schriften. Es fragt sich, ob Hr. B. den Gebrauch von ältern und neuern Beiträgen Andrer gemacht habe, den man zu fordern ein Recht hat. Natürlich kann eine Gesammtausgabe sich nicht mit allerlei unnützen Einfällen bepacken: ganz unhaltbare Conjecturen waren der Verewigung unwerth. Wir sahen, Hr. B. erklärt im Vorworte, nur praecipuas coniecturas easque quae probabilitatis specie maxime commendarentur, habe er erwähnt. Die Gränzen der Probabilität, namentlich bei Bruchstücken, festzusetzen, hat seine eigenthümlichen Bedenken, wie wohl Jeder aus Erfahrung gelernt hat. Lieber ein wenig duldsamer als zu starr scheint doch rathsam. Hr. B. ist im Durchführen seines Grundsatzes nach meiner Ansicht unbillig gegen Andre geworden; ja, da er oft sehr schöne Emendationen verschwiegen hat, so kann man ihm vorwerfen, hinter der Zeit zurückgeblieben zu sein. Ich möchte doch, dafs die Emendationen von Männern wie Hermann, Meineke, Ahrens, Bamberger, Emperius, Sauppe und andern gleicher Art fast vollständig vorgelegt wären; aufser, wo dem Herausg. so evidente Verbesserungen geglückt wären, dafs sie die Erwähnung frührer mifslungner Versuche unnütz machten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 67.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

Poetae Lyrici Graeci. Edidit Theodorus Bergk.

(Fortsetzung.)

Eine nicht zu billigende Kürze des Buches ist nun die, dafs, wofern auch die Vorschläge Andrer angeführt sind, doch blofs der Name genannt wird, nirgend, wo die Mittheilung geschehen ist. Hr. B. hätte ein paar Bogen nicht sparen sollen, genaue Nachweisungen zu geben oder zum Mindesten, wie es im Delectus geschehen ist — für Hrn. B. also eine leichte Mühe —, jedem einzelnen Dichter kurze litterarische Fingerzeige vorausschicken sollen. In unzähligen Fällen wird man beim Gebrauch des Buches wünschen, nachzuschlagen, was etwa der Vater einer Conjectur zu ihrer Empfehlung oder Erklärung mitgegeben habe. Man darf nicht voraussetzen, dafs jeder Leser des Buchs auch nur die neuere sehr zerstreute Litteratur überblickt und im Augenblicke finden kann, z. B. wo Hermann oder Meineke etwas vorgebracht haben.

Was ich an Hrn. Bergks Verfahren in obigem Punkte tadeln zu müssen glaubte, mag vorläufig durch folgende Beispiele bestätigt werden, die ich zuerst aus Theognis ausheben. Theogn. 52. hat Hr. B. ἄδῃ geschrieben. So hatte Ahrens vermuthet in den Meletemata Elegiaca Zimmerm. 1841. p. 1214., der aber nach den entschiedenen Spuren der besten codd. sehr glücklich restituirt: μούναρχοί θ', ἃ πόλει μή ποτε τῇδε ἄδοι. Hiervon ist Nichts gesagt. — 111. Ahrens l. c. ἀμαυρίσκουσι. — 141. Geel σοφιζόμεθ'. — 264 seq. weder Ahrens erwähnt noch Sauppes Vorschlag vollständig angegeben. — 288. Hermanns, Ahrens, Boissonades Versuche, der schweren Stelle aufzuhelfen, ignorirt. Der eigne wäre etwa probabel? — 373 sqq. sind die sinnreichen Vermuthungen von Herm. und Ahrens nicht angedeutet. — 395. Ahrens. — 402. Fr. Jacobs ἀπάτην, Ahrens evidentes ἀάτην. — 440. Hermann u. Ahrens. — 559 sqq. Hermann, Geel, Ahrens. — 659. 60. Die Versuche von Hermann sind nur zum Theil citirt, Ahrens, Bamberger, Sauppe ignorirt. — 689. Das nothwendige εἴῃ O. Schneiders, von Hermann gleichfalls gefordert, nicht erwähnt. (Auch V. 1177. möchte ich lieber Εἴ κ' εἴῃς als mit Hrn. B. Εἴ κεν ἔῃς herstellen). Desgleichen 885. begegnen wir dem um die Wette berichtigten Πολλάκις ἡ πόλις ἥδε, trotz O. Schneiders und Sintenis (bei Herm. censur. Delect.) übereinstimmender Besserung Πολλάκι δὴ πόλις ἥδε. — 977. mufste mit Delect. ὄφρ' ἔτ' ἐλαφρά emendirt werden, s. V. 984, wie auch Hermann gebilligt hat. — 1015. ist Emperius sinnreiches ὑπερμενέας wahrlich der Erwägung werth, s. Rh. Mus. 1841. p. 455. Desselben εὐσταφύλης sollte nicht probabel sein? Uebrigens sagt Hr. B. fälschlich, die Vulg. ἀστυφέλης sei Conjectur von Turnebus, da sie im A und andern codd. steht. — 1128. Wassenberghs auch von Hermann gebilligte äufserst ingeniöse Conjectur nicht erwähnt zu finden, ist ein Unrecht. — 1195. Emperius hat οὐ γὰρ ἀνυστόν vorgeschlagen. Das sollte erwähnt sein. Man könnte auch ἦ γὰρ ἄρεκτον vermuthen. — 1326. verdiente Hermanns ἔργματ' εὐφροσύνης entschiedne Erwähnung. — Eueni fr. 7. Dafs dem Euenos von Aristoteles und Plutarch — bei diesem steht ἀνιηρόν — πρᾶγμ' ἀνιαρόν zugeschrieben wird, statt dessen bei Theognis χρῆμ' ἀνιηρόν gelesen wird, mufste um so eher angemerkt werden, je probabler danach die Ansicht ist, dafs der Vers sprichwörtlich gewesen und man aus seinem veränderten Vorkommen in der farrago Theognidea keineswegs auf Euenos als Verfasser von Theogn. 474 sqq. zu schliefsen befugt ist. Man sehe Sauppe Epist. Crit. p. 51. — Fr. 8. sollte Gerhards Bedenken Lectt. Apoll. p. 228 nicht unbeachtet geblieben sein. Vielleicht hat der Dichter geschrieben: ἔμεναι, φίλα παίδων, ταύτην δ' ἀνθρώ-

Digitized by Google

ποισι κτλ. — Archil. fr. 170. hat Lobeck Parall. I, p. 225 sehr wahrscheinlich verbessert. — Sim. Amorg. 6, 1. kein Vorschlag Andrer genannt. — 6, 34. ist Fröhlichs ἄτλητον neben Hrn. Bergks ἄπλητος der Beachtung werth. — Fr. 18. ist τημελοῦσι sehr kühn conjicirt statt αἶμ' ἔχουσι. Hrn. Meinekes μνῆμ' ἔχουσι Com. IV, p. 718 fehlt. — Fr. 22. ist Haupt Obss. Critt. p. 54 unberücksichtigt geblieben. Sehr gefällig verbessert übrigens Hermann Jahn Jahrbb. XXXIII, 3. p. 255. εἰδώς τι· καὶ γὰρ οὖν καλῶς ἐπίσταμαι. Nur fordert der Dialekt ὤν. — Alcman. 44. fehlen alle andre Versuche, die denn doch durch die eigne Conjectur keineswegs überflüssig gemacht sind. — Fr. 51. steht: Ἐμὲ Λατοΐδα τέο δ' ὀσχοφόρον. Ist unklar. Sehr schön Hermann schon im Jahre 1816. Ἀλκμὰν ἐν έ· Λατοΐδα, τέο δ' ἀρχέχορον. Das Letztre vermuthe ich: τέο λάχος χορὸν ....., da der Codex hat δ' ἀχος χορον. — Fr. 53. ist sehr willkürlich constituirt, ohne auch nur Andrer Versuche einer Andeutung zu würdigen. Man vergl. Delect. fr. 48. Im vierten Verse ist das gesetzte ὤνυμα so falsch, wie die handschriftliche Lesart. Der Zweck der Anführung zeigt, dafs Alkman geschrieben hat: ὅπα συνθέμενος. — Fr. 102. fehlt Hermanns sinnreiche Combination, s. Delect. fr. 29. — Unter den neuern Leistungen für die Aeolischen Dichter ist eine auffallend willkürliche Auswahl getroffen. So sind z. B. Ahrens Beiträge im Rhein. Mus. wohl ein paar Mal beachtet, wie Alcaei fr. 18, 1., aber viel häufiger ignorirt, wo sie entschieden wichtig oder geradezu richtig sind, z. B. Alc. 33, 6. μόναν ἔαν; 51, 2. ἐκ δὲ παίδων χαύνοις; 80, 1. τῶν ἄϊν ἄφθιτον ὀνθήσει γέρας u. s. w. Stesich. fr. 77. ist keck geändert, ohne auch hier nur den handschriftlichen Zustand anzudeuten oder andre Vorschläge zu erwähnen, vgl. Ibyc. fr. 46. — Simon. 38, 1. γαρύωσι νέοι (für γηρῶσαι νῦν) dubitanter scripsi. Um so eher mufsten andre vielleicht gelungnere Versuche genannt werden. — Fr. 82. wäre eine Verweisung auf Simonid. p. 172 und Delect. fr. 66. wohl am Orte gewesen. — Cydiae fr. 2. ist gar kein Gebrauch von Sauppes und Fröhlichs Conjecturen gemacht, als ob etwa Hrn. B.'s Herstellung irgend probabel wäre. Denn wer wird glauben, dafs Kydias ἐὸλαβοῦ, dafs er ferner ἀθανάτῳ σ' ἰδέᾳ geschrieben habe? —

Absichtlich habe ich keine Emendationen erwähnt, die nicht Hrn. B. zugänglich gewesen wären. Auch will ich, um jeden Schein der Philautie zu meiden, nur zum Schlusse kurz erwähnen, dafs es mir nicht recht gethan scheint, meine Abhandlungen über Alkman in Conjectan. Critt. als ungeschrieben zu betrachten. Sonst kann ich mir nicht deuten, warum zu Alcm. fr. 111. nichts von meinem Versuche, eine Reihe hier völlig zersprengter Anführungen auf ein bestimmt vom Aristides angegebnes Gedicht zurückzuführen, gesagt ist. Oder wäre das nicht sehr probabel? Hätte Hr. B. meinen Aufsatz über den Dioskurenhymnus berücksichtigt, so würde er sich vor einem so handgreiflichen Versehen gewahrt haben, Alcm. fr. 1. zu diesem Gedichte zu zählen, da es V. 3. vom Dichter selbst als ein neues Lied für Mädchen, also ein Parthenion, erklärt wird. Und doch schrieb Hr. B. im Jahre 1841. in der Rec. des Delectus: „Mit Recht nimmt Hr. S. an, dafs dies Gedicht zu den Parthenien gehöre". — Vielleicht wären auch einige Archilochische Stücke ganz anders geordnet und namentlich beiden Fabeln einige Verse zugesellt, hätte ich nicht Delect. p. 469 für Hrn. B. vergeblich geschrieben. Auch bei fr. 21. hätte eine Verweisung auf Conjj. Critt. p. 133 schwerlich geschadet. Auch Simonid. Amorg. 6, 42. würde vielleicht nicht zu lesen sein: ὀργήν· φυὴν δὲ πάντοτ' ἀλλοίην ἔχει statt πόντος, da dieser Gegensatz von ὀργή und φυή durchaus absurd ist —, wenn Hr. B. sich entsonnen hätte, dafs ich den Vers als aus V. 11. zusammengeflickt zu tilgen gerathen habe. Die versuchten Rettungen, die hier aufser einer mifsrathnen Conjectur O. Schneiders fehlen, haben mich immer mehr von der Richtigkeit meiner Annahme überzeugt. — Der Triumph des Fragmentsammlers ist der, wenn es ihm gelingt, ganz zerstreute Brocken unter einer Fahne zu sammeln. Darin ist Hrn. Bergk Vieles geglückt. Doch verfährt er darin oft zu übereilt. Ein Beispiel sei Alcman. fr. 11., wo Hr. B. verknüpft hat fr. 37. und 14. Welcker.

Φοίναις δὲ καὶ ἐν θιάσοισιν
ἀνδρείων παρὰ δαιτυμόνεσσι πρέπει παιᾶνα κατάρχειν·
ἕρπει γὰρ ἄντα τῷ σιδάρῳ τὸ καλῶς κιθαρίσδεν.

Doch ist das ganz undenkbar, da V. 1. 2. vom Paian in den Männermahlen, V. 3. vom Kitharenspiel vor Beginn der Schlacht, im Felde, die Rede ist. Gestattet sich Hr. B. solche Einfälle gar in den Text zu setzen, so könnte man so viel Gerechtigkeit gegen Andre verlangen, dafs er auch deren Versuche mindestens er-

Digitized by Google

wähnte. Ich will Anderes der Art verschweigen. Aber dafs Hr. B. Simonidis fr. 14. (bei mir Sim. XVIII.) ohne die ihm dort gegebne, ich hoffe nicht unanständige Gesellschaft auftreten läfst, ist Launenhaftigkeit, vor der sich der Kritiker hüten mufs. Das zeigt sich daraus, dafs Hr. B., der den gewonnenen und von Allen noch gebilligten Zusammenhang in drei Stückchen zerspalten hat, zu fr. 50. denn doch nachholt: „Schn. hoc fr. coniunxit cum fr. 14. et 51."

Leider mufs Rec. Hrn. B. einen alten Vorwurf erneuern, der um so ängstlicher beseitigt sein sollte, als auch Andre es an Tadel dieser Ungebührlichkeit nicht haben fehlen lassen und es Hrn. B. nicht gleichgültig sein kann, wenn in den Augen von Leuten, die ihn nicht kennen, der gelindeste Zweifel an seiner Wahrhaftigkeit aufsteigen könnte. Bergk benutzt Andrer Schriften so geringschätzig, dafs er unzählige längst von Andern gemachte Entdeckungen als seine eignen ἔρματα angesehen wissen will. Aus einem scripsi, emendavi etc. auf erste Entdeckung zu schliefsen, würde sehr voreilig sein. Das kann nur Folge einer ganz wunderbaren Flüchtigkeit sein, mit der Hr. B. Andrer Leistungen zu Rathe zieht, oder eines unverzeihlichen Hochmuths. Niemand wird im Entferntesten dem Gedanken Raum geben, als geschehe die Verheimlichung der εὑρήματα Andrer mit Absicht oder als habe nicht Hr. Bergk selbst eine Emendation ganz unabhängig von Andern gefunden oder wenigstens geglaubt, sie noch nirgend gesehen zu haben. Hrn. B.'s Gedächtnifs mufs in diesem Puncte sehr untreu sein, oder seine Eilfertigkeit überschreitet alle Vorstellungen. Nicht etwa, dafs er vergifst was gelegentlich vorgebracht ist, nein z. B. im Pindar was Böckh, Hermann, Dissen; im Theognis was Brunck, Bekker u. A., sonst was von den Specialbearbeitern zur Stelle selbst gesagt ist. Beim redlichsten Willen kann heutzutage ein Versehen der Art unterlaufen: wo aber die Fälle Legion sind, wie hier, könnten Böswillige das Streben nach Redlichkeit und Wahrhaftigkeit in Frage ziehen. Davor möchte ich Hrn. B. nochmals aufs Ernstlichste warnen und belege meine Behauptung durch folgendes Register, das zu erweitern Kleinigkeit wäre.

Pind. Ol. I, 37. ἐς εὐνομώτατον ἔρανον ἐς φίλαν τε Σίπυλον de coniectura *scripsi*. Eben so G. Hermann. — 3, 9. συμμῖξαι *scripsi*. Dissen. — 3, 17. Διὸς Ἄλτει *scripsi*. So Koen, s. Boeckh. — 4, 8. *Scripsi* Οὐλυμπιονικᾶν· und V. 9. Χαρίτων θ' ἕκατι codd. omnes etc. Böckh sagt Nott. Critt. „An fuit 'Ολυμπιονίκα δέκευ Χαρίτων θ' ἕκατι? Minus placet Οὐλυμπιονικᾶν, quanquam ad litteras propius accedens. At neutrum probabile" sqq. — 6, 103. Ποντομέδων *correxi*. Böckh Nott. Critt. „Conieceris ποντομέδων. — Vide tamen not. ad Pyth. VII, 2. ac de metris Pind. libr. II, cap. 4." — Pyth. XII, 12. αὐτοῖσι *scripsi, nisi forte malis* αὐταῖσι. Beides Hermann in edit. Heyn. — Nem. IX, 23. σώμασι πίαναν. Hermann. — 9, 47. οὐκ ἔστιν τὸ πόρσω. Hermann. — Fragm. 47. Redintegrari *licet* etc. Dissen hat das in der Ausgabe gethan. — Fr. 73. bis auf das sehr schön aus Eustathios geholte γλάγους und das ohne Grund geänderte Θηβαῖον mit Böckh hinter Eustath. Prooem. p. 30 wiederholter Constitution stimmend. — Fr. 164. *scripsi* κρηπίδ'. Dindorf. — Theogn. 152. ὥρην. Ahrens. — 300. ᾧ κ' ἐκ *scripsi*. Bekker. — 329. *ut fortasse legendum sit* καὶ βραδὺς ὢν εὔβουλος ἔλεν. Fr. Jacobs. — 534. ὅπ' αὐλητῆρος *scripsi*. So O. Schneider. — 602. ψυχρόν σ' ἐν κόλπῳ ποικίλον εἶχον ὄφιν. Sintenis bei Herm. cens. Del. — 664. ἀπὸ δ' οὖν *scripsi*. Hermann ἀπότ' οὖν, Ahrens ποτ' ἀπ' οὖν. Dieses ist das Rechte. — 765. εἴη κεν. Ahrens. — 778. καὶ θαλίης ἐρατῆς *scripsi*. Mit dem alten R. Brunck! — 1098. ἐκ λινέης. So Gräfe bei Welcker und im Delect. — 1115. μοι ὀνείδισας. Emperius. — 1148. οὐδέν' *scripsi*. Hermann. — Aber was giebt es Aergeres als 1145. „Coniicio εὐχόμενος". Ist ja die alte Vulgata, s. Brunck bei Bekker. Wie man dann im folgenden lesen solle, wird nicht gesagt! — Archil. 91. Respicit Atilius etc. Wie in Conjj. Critt. p. 142 gezeigt ist. — Fr. 93. σαλευμένη *scripsi*. Meineke Com. IV, 642. — Fr. 129. παρδοκὸν διὰ πεδίον. Welcker Sim. Amorg. 25. — Fr. 154. 155. Redintegrari *licet* etc. Siehe Conjj. Critt. p. 134. — Fr. 173. Fortasse hic versus Archilochi est: Περὶ σφυρὸν παχεῖα μισήτη (ist stillschweigend nach Delect. 19. gesetzt statt μισητή.) γυνή. Das ist alte bekannte Entdeckung von Fr. Jacobs, befolgt von Liebel, aufgenommen Delect. l. c. Dafs auch Photios s. v. den Vers und zwar mit Varr. hat, ist hier nicht gesagt, weil Frühere es nicht wissen konnten oder anzuführen nöthig hatten. — Simon. Amorg. 6, 11. τότ' *scripsi*. Hermann. — 6, 25. κωὔτ' ἄν *scripsi*. Im Texte steht ganz richtig meine Emendation κοὐδ' ἤν. — 42. πάντοτ' ἀλλοίην *scripsi*. Hermann, s. Delect. — 6, 43. σποδείης *scripsi*. Libri τε σποδεῖς (viel-

Digitized by Google

mehr οποδιῆς), Meinekius τε πολιῆς. Meineke wollte Com. III, p. 431 τε πελιῆς oder τε πολιῆς, aber IV, p. 715 sagt er: „Possis etiam, sed cum minore probabilitate τὴν δ' ἔκ τε πελλῆς *vel* τὴν δ' ἐκ ποδείης". — 6, 100. πίναται *scripsi*. Mit Cl. Salmaise! — Fr. 15. διηλσάμην *scripsi*. Mit Lobeck zu Buttm. 2, 5., der S. 487 ebenfalls gerade die von Hrn. B. ebenfalls angeführte Stelle des Sotadas anzieht. — Hippon. fr. 10, 8. κωχλαῖναν *scripsi*. Delectus. — Fr. 42, 1. μάρτυρσιν. Delectus. — Fr. 51, 5. ἔχοντες. Delectus. Fr. 79, 1. θαλμάτια *scripsi*. Delectus, wo θολμάτια Druck- oder Schreibfehler. — Fr. 125. Fortasse Ὁ Κιθαιρὼν Λυδίοισιν ἐν χοροῖς Βαχχῶν. Gaisford zur Stelle hat die vier letzten Worte eben so, Emperius Rh. Mus. 1841. p. 457. Ὁ Κιθαιρὼν εὐίοισιν ἐν χ. B. verbessert. — Terpander 2. αὐτις. Meineke Com. I, p. 59. Uebrigens ἄναχτ' nicht Hermann, sondern Delect., Hermann ἄναχθ'. — Alcman. fr. 5. Therapnae commemoratio *docet* sq. Sollte nicht als neue Belehrung auftreten. — Fr. 20. δαῦτε *scripsi*. Delectus. — 25. ὥαθ' *scripsi*. Delectus p. 471. — 36. Die in der Note vindicirten Stückchen hatte längst Ahrens nachgewiesen Rh. Mus. 1839. p. 234. — Fr. 41. κᾶρα καὶ φόνον *emendavi*. Bast, den Welcker zur Stelle anführt. — Fr. 55. Αἴας et Μέμνων *scripsi*. Meineke Theocr. II, 4. — Fr. 64, 2. *scripsi* κὠπώραν. Dindorf, s. Delect. — Fr. 79. Alcmanis fragmenta *videntur* sqq., — *quae correxi*. Längst Ahrens l. c. p. 234 (jetzt auch Dial. Dor. p. 38), dessen sich Hr. B. hätte entsinnen sollen, um mit ihm den dritten Vers nach deutlicher Anleitung der hier ganz übergangnen codd. zu schreiben: κἀ μεγασθενὴς Ἀσαναία. — Fr. 132. καρχάραισι, Delect. fr. 71. — Fr. 141. stillschweigend Ἱερίης. Gewöhnlich περίης. S. Conjj. Critt. p. 9. — Sappho fr. 76. *scripsi*. Vgl. Delect. fr. 75., wo man zugleich andre nicht immemorabiles coniecturae finden kann. — Stesich. fr. 52. Ita *corrigo*. So auch Vater, s. Conjj. Critt. p. 173. — Ibyc. fr. 33. ποτιδέγμενον *correxi*. So ich zu der Stelle Ibyc. Rheg. p. 206. — Fr. 24. *Est* autem ex illo carmine etc., wie ich gezeigt habe l. c. — Anacr. fr. 14. *scripsi* δηῦτ'. Wie Delect. — Fr. 15. Νυμφέων *addidi*. So schon der alte Soping bei Alberti Hesych l. c., worauf ich ausdrücklich aufmerksam gemacht hatte. — Fr. 100. Αἰγείδεω *scripsi*. S. Delect. fr. 91. und die dortigen Nachweisungen. — Simon. fr. 29. Ceterum *addas* Schol. etc. Wie ich längst gethan hatte. — Fr. 38, 4. ἀοιδᾷ *scripsi*. Wie Simon. p. 60 ed. maj. vorgeschlagen war. — Fr. 186. *Apparet* elegiae reliquias esse. Hatte Francke gezeigt. — Fr. 90. Πάντα καταψήχει *scripsi*. Sintenis bei Hermann cens. Del. — Fr. 112, 9. κτέρας *scripsi*. Ahrens Rh. Mus. 1841. p. 384. — Fr. 114. *Vulgo adsiciuntur* duo versus sqq. Dafs sie nicht hierher gehören habe ich Simon. ed. mai. gezeigt. Was also vulgo? — Bacchyl. fr. 23. ὦ Περίκλειτε, τἄλλ' *scripsi*. So Turnebus. — Lamprocl. 1, 3. ἀρίστων παρθένον *restitui*. Kleine. — Licymn. fr. 4, 3. *Legebatur* ὑγεία. S. Delect. p. 450. — Pratinas fr. 1. Man vergleiche Emper. Zimmern. 1838. p. 816. — Diagoras fr. 2. *scribendum* ἐκτελεῖται. Vgl. Delect. p. 437. — Carmen Popul. 2. Schneidewinus Melanippidae tribuit, a cuius poesi isti versus prorsus abhorrent. — Ad hanc veterem cantilenam compositi sunt hexametri ap. Schol. Victor. etc. —, *quos existimo ex Orphei ista Sphaera petitos esse*. Was ist das für eine Art? Jene Verse schrieb ich dem Melanippides zu post Eustath. p. 47 und auf derselben Seite erklärte ich die Hexameter für ein Stück der Σφαῖρα. Jenes tadelt Hr. B. und nennt mich: dieses macht er eben so und nennt mich nicht.

Wir werden unten Gelegenheit haben, andre Proben dieser Art kennen zu lernen. Ich wiederhole nochmals, dafs ich durchaus nicht glaube, Hr. B. habe irgend wo sich bestimmt erinnert, seine Vorschläge schon anderswo gelesen zu haben. Auch ist nicht glaublich, dafs er etwa der Kürze wegen nur sich genannt hätte, wo er zugleich Andre hätte nennen können. Denn obschon es in der Regel der Wissenschaft gleichgültig sein kann, wer eine gute Emendation zuerst gemacht hat, ob sie hundert Jahre alt oder neu ist, so kann doch ein unabhängiges Zusammentreffen in derselben Verbesserung oft interessant sein und gern ist Jedem von jeher das Recht verstattet gewesen, auch wo er später mit einer Emendation hervortritt, zu bemerken, dafs auch *er* sie selbstständig gefunden habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 68.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

Poetae Lyrici Graeci. Edidit Theodorus Bergk.

(Fortsetzung.)

Auch Herr Bergk thut das mitunter. Freilich in einer Weise, die ich nicht artig finden kann. Man sehe z. B. Pind. Pyth. III, 106. ἄσπετος Hermannus nuper proposuit — et *sic* ego quoque *iamdiu* conieci. Man vergleiche die Note der Goth. Ausgabe. — Theogn. 299. οὐδεὶς λῇ *scripsi*, idem Sauppius coniecit. — 639. εὖ ῥεῖν *scripsi*, correxitque idem, *ut mihi significavit Meinekius* Ahrensius!! In seinen Melett. Eleg., aus denen Hr. B. doch Manches selbst anführt. — 1350. ἐξεφάνην *scripsi*, idque etiam coniecit Baiterus. — Archiloch. fr. 69, 5. Correxi *olim* itaque Thierschius. Nämlich Thiersch anno 1817., als wir Beide noch keine Conjecturen machten. — 79, 3. καὶ θεμιστά *scripsi*, itaque Liebelius. — Anacr. fr. 19, 2. ἐς ἥβην *correxi*, idemque Mehlhornius emendavit. — Simon. Cei fr. 85, 4. μήν *scripsi*, atque ita Meinekius et Hermannus. — Alcman. fr. 13, 1. ἱμερόφωνοι *scripsi*, idemque Schneidewinus *edidit*. Schon 1836. Exx. Critt. p. 12 hatte ich so *corrigirt*. Uebrigens schon vor uns Beiden Barker. — Diese Manier finde ich nicht artig: aber gegen zwei Stellen der Art muſs ich protestiren. Einmal Alcman. fr. 16. αὔσαν *scripsi*, et a me monitus edidit Schneidewinus. Hier trügt Hrn. B. sein Gedächtniſs. Von einem solchen monitum ist mir Nichts bekannt. Ich habe dafür ein sehr glückliches Gedächtniſs und hätte das auf keine Weise verschwiegen. Mein Schweigen ist der sicherste Beweis des Gegentheils. Schon im J. 1836., also lange vor Delect., im Osterprogramm von Braunschweig p. 13 habe ich so emendirt. — Mit einer andern Bemerkung hat es fast den Schein, als solle ich Lügen gestraft werden. Hr. B. sagt Simonid. Amorg. 6, 27. ἦ δύ' *scripsi*, correxerunt *postea* etiam Schneidewinus, alii. Ich sage im Delect. *Correxi* Exx. Critt. I, 3. et *non diu post* Bergkius Actt. soc. Gr. I, p. 201. Wer hat nun Recht? Natürlich kann ich nicht wissen, wie lange Hr. B. seine Emendation bei sich behalten hat. Oeffentlich mitgetheilt habe ich sie zuerst und darauf kommt es an. Sonst hätte ich ganz bestimmt Hrn. B. citirt.

Es ist Zeit, nunmehr in möglichster Kürze zu zeigen, nach welchen Grundsätzen Hr. B. den Text der Dichter behandelt hat. Sehen wir gleich einmal nach, wie das Orthographische im weitesten Sinne gehandhabt worden ist. Hier stand es Hrn. B. frei, zweierlei Verfahren consequent durchzuführen. Entweder konnte er die Dissonanzen der Quellen so verschiedenartiger Dichter beibehalten und überall den besten Zeugnissen folgen, oder aber er durfte mit Behutsamkeit nach bestimmten Principien verfahren. Es scheint, als habe er Letzteres vorgezogen. So finden wir durchweg γίνεσθαι und γινώσκω geschrieben, was nur sehr selten anzugeben versäumt ist, wie z. B. γινόμενα Solon. 3, 15. und Euen. 2, 2. wo γιγνώσκειν steht, obschon gerade hier Stobäus γινώσκειν bietet. Aehnlich ist durchgehends ἔρδειν aspirirt, mitunter stillschweigend, wie Tyrt. 2, 9., vergessen Callin. 1, 21. ἔρδει. Inconsequenz zeigt sich bei αὖθις, welches bald so gelassen, bald in αὖτις verwandelt ist. Vgl. etwa Theogn. 202. αὖθις, 357. αὖτις (unus cod. αὖθις, nämlich cod. opt.), 863. αὖτις, (plerique codd. Ja wohl die meisten, aber A hat αὖθις), 958. αὖτις (wo nicht gesagt wird, daſs AEKL αὖθις haben), 1250. αὖθις, 1324. αὖθις. Es scheint, daſs αὖθις durchweg von A empfohlen wird. Schwanken findet man in den Endungen ίη und είη: noch mehr im Verändern oder Beibehalten von εἰς und ἐς. Es scheint, Hr. B. habe überall ἐς schreiben wollen, wo εἰς nicht vom Verse gefordert wird. Aber die Durchführung ist sehr willkührlich: z. B. Tyrt. 8, 4. ist ἐς προμάχους geschrieben, codd. εἰς; 8, 10. ἐς χόρον, codd. εἰς; Solon. 2, 6. εἰς Σαλαμῖνα gelassen, desgleichen 10, 5. εἰς γάρ; 12, 10. εἰς κορυφήν; 35, 6. εἰς θεόκλιτον. Hinge-

Digitized by Google

gen 9, 3. ἐς δὲ μονάρχου *scripsi*, codd. εἰς; 12, 68. ἐς μεγάλην *scripsi*. Im Theognis ist εἰς an folgenden Stellen gelassen: 311. 974. (wo KM ἐς bieten) 1105. (εἰς βάσανον, während Alle 417. in denselben Worten ἐς haben, wie auch Hr. B.) 1359. Hingegen ἐς ist aufser den Stellen, wo es von jeher stand, restituirt: 372. (ex uno cod.) 404. (ex uno) 588. (e codd.) 755. ἐς δὲ τελευτήν (AK εἰς.). In den übrigen Elegikern begegnet man gleichem Schwanken: Dionys. 4, 3. εἰς μέγαν; Critias 2, 24. εἰς τὸν ἅπαντα u. s. w. Auch Simon. Cei 47, 1. εἰς τό; 58, 1. εἰς Κόρινθον. In den Elegikern ist ferner von Hrn. B. oft im Dat. plur. decl. primae ῃς hergestellt oder ῃσι, oft aber αις, αισι unberührt gelassen. Tyrt. 2, 8. εὐθείῃς ῥήτρῃς *scripsi*; 7, 25. φλῃς; 8, 6. αὐγῇς; 38. πανοπλίτῃς; Mimn. 13, 11. αὐγῇσιν; Solon. 3, 22. αἷς de suo geschrieben; 12, 61. κακαῖς und ἀργαλέαις; Theogn. 161. δειλαῖς, aber 240. πάσῃς *scripsi*; 432. Ἀσκληπιάδαις; 631. freilich ἄταις, aber gleich 632. μεγάλῃς ἀμηχανίῃς *scripsi*; ferner 640. βουλῇς, 712. πολυφροσύνῃς, 722. πλευρῇς, 778. θαλίῃς ἐρατῇς, 779. ἰαχῇσι, 827. 828. εἰλαπίνῃς und κόμῃς, 1002. ῥαδινῇς mit Athenäus; 1234. ἀτασθαλίῃς (stillschweigend: cod. ἀτασθαλίαις), 1269. κριθῇσι und ähnlich 1271. u. 1281. An Einer Stelle des Theognis hat diese Form Hrn. B. einen Streich gespielt. Gleich V. 6. hat er geschrieben«

φοίνικος ῥαδινῆς χερσὶν ἐφαπτομένη.

Mit der Note: „ῥαδινῆς codd. fere omnes; vulgo ῥαδινῇς". Aber wollte man auch den Solöcismus durch ῥαδινοῦ entfernen, so würde das poetisch nicht richtig gesagt sein: χερσίν fordert durchaus das Epitheton.

Viel gröfser ist die Willkür in der Behandlung des ᾱ purum in den Elegikern. Bei den Joniern kann kein Zweifel sein, dafs überall η herzustellen ist, auch wenn die Hdschrr. die gemeine Form schützen. Beim Mimnermos finden sich wirklich constant die ächten Formen. Eine andere Frage ist es, ob nicht glaublich sein sollte, dafs die Nicht-Ionischen Elegiker hin und wieder in bestimmten Fällen das streng-ionische η abgeworfen haben? Namentlich kommt hier der Attisch-Lakonische Tyrtäos, der Attische Solon und der Megarisch-Dorische Theognis in Betracht. Bei Letzterm haben wir jetzt durch glückliche Entdeckung des λῃ ein sichres Beispiel nicht ganz verschmähter heimischer Formen. Ich habe Exx. Critt. post Eustath. p. 41 namentlich λαμπρά, λαμπρᾶς, λαμπράν in mehrern epischen Stellen nachgewiesen und schon früher hatte G. Hermann Opuscc. VI, p. 153. Behutsamkeit angerathen. Trotz Göttlings Einwendungen (Theogon. 18. ed. 2.) halte ich daran fest, da bei dem Böotischen Dichter Abweichungen von dem Homerischen Dialekte häufig genug sind, die sich, wie schon Andre bemerkt, auf natürlichem Wege erklären lassen. Ausdrücklich habe ich auch auf gewisse Fälle im Solon hingewiesen, die eine Neigung zum ᾱ namentlich nach ρ̄ anzudeuten schienen. Darin hat mir zu meiner Freude der dialektologische Meister beigestimmt. Hat Herr Bergk irgend ein Princip durchzuführen versucht?

Tyrt. 7, 4. ἀνιηρότατον (3 codd. Lycurgi ἀνιαρ.) 7, 10. ἀτιμίη: codd. ἀτιμία; 7, 16. αἰσχρᾶς stillschweigend beibehalten, aber 8, 5. ἐχθρήν *scripsi*, codd. ἐχθράν und 9, 17. αἰσχρῆς gegen alle codd. geschrieben. Da zeigt sich doch die gröfste Inconsequenz: sollte αἰσχρᾶς an der einen Stelle bleiben, warum nicht ἐχθράν und dasselbe αἰσχρᾶς an der andern? Ich würde die Spuren des nicht-ionischen ᾱ in solchen, mindestens zweifelhaften Fällen, ruhig gelassen haben. Sonst stimmen die Quellen in εὐρείης, δεξιτερῇ, βίην, Βορέην überein. Wohl stimmen aber auch die dreimal beglaubigten Formen αἰσχρᾶς und ἐχθράν, da in beiden Fällen, wie im Hesiodischen λαμπρά dem ρ̄ ein Consonant vorausgeht. Das ρ̄ ist aber bekanntlich auch sonst φιληδοῦν τῇ συντάξει τοῦ ᾱ, wie Steph. Byz. s. v. Ἀναγυροῦς aus Herodian sagt, wie ἔρρανα, ὄγρανα etc. Indefs hat Tyrt. 9, 22. τρηχείας. Bei Solon sind die Spuren des ᾱ zahlreicher: 2, 1. ἡμετέρα codd.: 31. 32. δυσνομία und εὐνομία; an beiden Stellen hat Hr. B. geändert, wiederum stehen lassen 2, 34. τραχέα, 37. πραύνει: (15, 6. ἁρμοδία geschrieben) 30, 3. μιάνας und 35, 7. πραθέντες. Dagegen 9, 2. gegen Diodor und Plutarch λαμπρῆς mit Diogenes; 32, 3. ἄγρην gegen codd. statt ἄγραν; 32, 6. ἡμέρην *stillschweigend* statt ἡμέραν. Auch hier bestätigt τραχέα, πραύνει, λαμπρᾶς, ἄγραν die obige Beobachtung. Nur 1, 3. bleibt ὀβριμοπάτρη, welches einmal aus dem Epos entlehnt die epische Farbe nicht einbüfsen durfte. Bei Xenophanes ist 1, 4. stillschweigend κρητήρ geschrieben, codd. κρατήρ. An die im Theognis nöthige Vorsicht bei der Einführung epischer Formen hat Bekker zu V. 12. edit. 1815. einsichtsvoll gemahnt. Auch bei ihm begegnen häufig Bestätigungen für ᾱ nach ρ̄ und Consonant, wie 256. πρᾶγμα codd., 204. πράγματος EL, 270. ἐχθρή blofs A, 323. σμικρᾷ (σμικρῇ *scripsi*), 607. μικρά

Digitized by Google

AK, 644. πράγματι A, 970. ἄκρης Bergk, Ahrens ἄκρας Zimmerm. 1841, p. 1014. Herr Bergk verfährt in der Verwandlung der gewöhnlichen Formen ohne Princip: 120. behält er ῥᾴδιον (Solon. 9, 5. schreibt er ῥᾳδίων, wo cod. ῥαΐδιον), 577. hat er ῥᾷον δ' geschrieben, während codd. ῥᾳδιον (Einer ῥάδιον) wofür Lachmann ῥᾴτερον vermuthet hatte. Schon Hermann hat cens. Delect. ῥᾳδιον vertheidigt. Ich verweise zur Bestätigung auf Wellauer. Ap. Rh. II, 225. Auch hat B, 888. 1210. πατρῴας stehen lassen, 1305. παιδείας (1348. παιδείης), 1327. λείαν, 457; νέα. Beim Ion ist 3, 3. σπανίαν gelassen, aber V. 2. ἁρμονίης, V. 1. λύρη geändert. Beim Euenus hat er die nicht-ionischen Formen gelassen, nur dafs 4, 2. stillschweigend μανίης geschrieben ist, während Stobäus μανίας bietet. Beim Kritias ist 1, 12. gegen die codd. γαίης corrigirt, aber 5. ἕδρα, 8. χρεία, 2, 4. δεξιτεράν, 28. ἡμέρᾳ, 4, 3. σφραγίς gelassen. Man sieht, dafs sich nirgend ein planmäfsiges Verfahren erkennen läfst, dafs also für Untersuchungen dieser Art, da Willkür herrscht und die Angabe der Ueberlieferung häufig unterblieben ist, Herrn Bergks Buche die nöthige Verlässigkeit abgeht. Sehen wir, ob Hr. B. in den übrigen Dichtern sorgfältig auf das Dialektische geachtet hat. Aeschyli fr. 1. ist Τυῤῥηνόν geschrieben. Richtiger Τυρσηνόν. Archiloch 27. ist γραῦς beibehalten, p. 886. dem Arch. ein Vers, worin γρηΐ, vindicirt; Sim. Amorg. 2, 2. ἡμέρης μιᾶς geschrieben, codd. ἡμέρας μιᾶς. Warum nicht μιῆς? Terpandri fr. 1, 1. ist ἀοιδάν aufgenommen (so auch Pappus Crameri A. P. I, p. 56.), aber dann sollte auch 2. ἄμμες τετράγαρυν verbessert sein; Alcmanis fr. 1. ist ἔντι gegen die codd. und gegen Alkmans Lakonismus statt ἔστι, geschrieben, desgleichen fr. 48. 64, 5. Aber fr. 33. steht noch δῆμος, 44, 4. ist μελισσᾶν statt μελισσῶν geschrieben, aber εὕδουσιν und V. 5. πορφυρέης beibehalten. Fr. 83. ἡγεῖται mufste ἀγῆται werden, 131. ἡδυμέστατον ἄδυμ.; Ibyc. 1, 2. steht κῆπος, obschon es längst emendirt ist; fr. 4. trotz der Erinnerung im Delect. γλυκεῶν geschrieben, da doch der Dialekt γλυκειᾶν oder γλυκεᾶν verlangt. Fr. 18. sollte στρατηγός in στραταγός geändert sein. Gegen den ionischen Dialekt verstöfst beim Anakreon noch fr. 23, 1. κουφαῖς (sic) statt κούφης, 24, 2. ἀήταις, 77. μελαίναις. Im Simonides Ceus fr. 11. ist ἤρθη gegen den Dialekt geschrieben, der ἀέρθη oder ἄρθη verlangt; so ist in dem wahrscheinlich Simonideischen Bruchstücke zu fr. 35. ἠφάνισε unrichtig, wie fr. 56, 2. ἤρξατο. Fr. 45, 2. ἀμίθεοι scripsi, vulgo ἡμίθεοι. Sehr unbedacht, dem Simonides einen Hyperdorismus aufzubürden. Im Pindar hat Hr. B. die Composita mit ἡμι — in Ruhe gelassen. Behält man mit Hrn. B. fr. 62. δυσφροσυνάων bei, so mufs man die Worte ohne Bedenken zu den Elegieen rechnen. Sonst ist δυσφροσυνᾶν nöthig. Mit Unrecht ist fr. 69. mit mir γεγεναμένον gegen die codd. geschrieben, die ganz richtig γεγενημένον haben; noch falscher ist von Hrn. B. Epigr. 110, 3. gegen cod. Pal. αἰχματαί geschrieben, daneben aber 1. ἦβην und 4. ἀρετῆς μνῆμ' nicht angerührt. Ganz recht Palat. Für ein Druckversehen halte ich das Timocr. fr. 6, 2. eingeschlichne μητέρ' gegen die codd. und ohne Bemerkung. Auf die äolischen Dichter will ich jetzt nicht eingehen.

Es versteht sich bei einem Bergk von selbst, dafs sich in seinem Werke mit Leichtigkeit eine ansehnliche Reihe glücklicher Emendationen zusammenfinden läfst. Um nur aus Pindar einige nachzuweisen, Ol. I, 104. καλῶν τε μᾶλλον ἴδριν ἢ κτλ., Pyth. II, 76. ὑποφάντιες, 6, 4. ἐς λαΐνον, Nem. I, 51. Χαλκέοις ἔδραμον σὺν ὅπλοις ἀθρόοι, Isthm. 4, 48. κελαρύσαι u. s. w. So schöne Verbesserungen, liefse sich auch gegen eine und die andre ein Zweifel erheben, in den Text zu setzen, möchte ich nicht tadeln. Immer beschleicht den Kritiker ein demüthigendes Gefühl der Schwäche, sobald es ihm nicht gelingen will, mit der Anordnung einer schönen Stelle ins Reine zu kommen. Allein neben den vielen gelungnen Verbesserungen, deren Mehrzahl indefs, meine ich, einer frühern Zeit angehört und bereits gelegentlich mitgetheilt war, hat Hr. B. sehr viele willkürliche, unnöthige und unhaltbare Conjecturen vorgebracht, die nicht etwa bescheiden in den Noten versteckt, sondern anspruchsvoll in den Text gesetzt sind. Man ist hoffentlich einig, dafs es Aufgabe der Kritik ist, die Grade der Probabilität streng abzuwägen und in ganz zweifelhaften Fällen die Corruptel im Texte durch ein Zeichen anzudeuten. Herr B. hat sich über diese Behutsamkeit hinweggesetzt, was ich nicht gutheifsen kann. So wird man in dem Buche an zahllosen Stellen an das alte Νᾶφε καὶ μέμνασ' ἀπιστεῖν gemahnt. Manches der Art ist schon gelegentlich vorgekommen. Hier verweise ich nur etwa auf Pind. Ol. 7, 48., wo ohne alle Spur und ohne alle Noth αἰθαέσσας statt αἰθοόσας (αἰθοΐσας) geschrieben ist, s. edit. Goth.; Pyth. I, 56., wo Ἱέρωνι πέλοι ὀρθωτὴρ θεός, so

Digitized by Google

dafs οι οῤ zu einer Silbe verschmelzen sollen, äufserst hart: Hermanns leichte Emendation ist gar nicht genannt; Pyth. 4, 46. αἰδὼς καλύψαι, Pyth. 5, 2. ἀρχᾷ für ἀρετᾷ, 6. κλυτὰν αἰῶν' statt κλυτᾶς αἰῶνος, 17. ὀφθαλμῷ αἰδοιότατον (dieses gar nicht möglich, da es ὀφθαλμοῖς sein müfste), 94. ῥάν θεν κώμων θ' ὑπὸ χεύμασιν, ἀκούοντί τε, 6, 50. ὀργᾶς δς ἱππίαν ἐς ὁδόν — solche und ähnliche Versuche gehören nimmermehr in den Text, namentlich eines von Böckh so vorsichtig behandelten Dichters. Selbst aus den Noten würde ich z. B. Pyth. 10, 62. χ' ἀμευσιεπῆ statt κεν ἁρπαλέαν wegwünschen; denn wer kann glauben, dafs ἀμευσιεπής hier jemals gestanden habe und durch das seltsame Glossem ἁρπαλέαν verdrängt sei? Ohne allen Anlafs wird Nem. I, 38. χροκωτὸν σπάργανον ἐχκατέβα in den Text getragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXXIV.

Sprachkarte von Deutschland. Als Versuch entworfen und erläutert von Dr. Karl Bernhardi. Kassel, 1844; bei Bohné.

Der Verfasser tritt mit sehr bescheidenen Ansprüchen auf. Er will durch seinen Versuch nur zu weiteren Forschungen anregen und einen Anhaltspunct für dieselben geben. Diesem Zweck genügt seine Arbeit; es wäre darum unbillig, wenn wir ihm einen grofsen Vorwurf daraus machten, dafs er für einen Nachfolger noch Manches zu thun gelassen hat. Er legt seinem Entwurfe die Stielersche Flufskarte zu Grunde und bezeichnet auf derselben die Abgrenzung des deutschen Sprachgebiets gegen das romanische und slavische und die Trennung des Niederdeutschen vom Hochdeutschen, welches letztere er nach Schmeller wieder in das Ober- und Mitteldeutsche scheidet. Auf zwei Nebenkarten stellt er das Sachsenland in Siebenbürgen und die sieben und dreizehn Gemeinden in den venedischen Alpen dar. Die nordische Sprache aber ist, damit die Karte nicht zu grofs werde, im obern Skandinavien nicht vollständig begrenzt. Die Schrift selbst, der Commentar zur Karte, führt die einzelnen Grenzorte namentlich auf, wodurch man oft erst genau sieht, wie weit die Angaben der Karte verbürgt sind; da die Grenze, wo sie starke Biegungen macht, zwischen je zwei zunächst liegenden Orten, deren Sprache ermittelt ist, willkürlich gezogen werden mufste. Zugleich giebt der Verf. hier die Quelle seiner Bestimmungen an: meist stützen sich dieselben auf Privatmittheilungen; er selbst steht nur für einen Theil von Belgien und für Hessen ein, und hat Manches, wo ihm genauere Nachrichten abgingen, aus wenig zuverlässigen älteren Schriften entlehnt. — Bei den sieben and dreizehn Gemeinden nimmt er seine sprachlichen und geographischen Bemerkungen, wie billig, aus Schmellers Abhandlung über diese Gemeinden. Ebenso ist das Sprachliche über die oberdeutschen Mundarten meist aus Schmellers Werk über die Mundarten Baierns; das in Betreff der übrigen Dialekte Beigebrachte beruht wieder gröfstentheils auf Privatmittheilungen und ist, besonders wo es auf das engere Gebiet der Grammatik tritt, sehr ungenügend. Aufserdem geht der Verf. auf die geschichtlich frühsten Einwohner in den einzelnen Provinzen zurück, giebt an wie weit die Sprachgrenzen jetzt mit den Landesgrenzen übereinstimmen oder früher übereinstimmten, und nimmt besonders Rücksicht darauf, inwiefern Widersprüche zwischen der heutigen Sprache und älteren Zeugnissen oder den noch bewahrten Sitten und Ortsnamen sich durch geschichtliche Ereignisse erklären oder Rückschlüsse auf dieselben erlauben, wobei vorzüglich in Norddeutschland das Vordringen des Christenthums von Wichtigkeit ist, da zugleich mit demselben meist auch deutsche Sprache und Bildung in die slavischen Gegenden drang. Diese Untersuchungen sind zwar mit vielem Fleifse geführt, doch werden auch durch sie noch keine erheblichen Resultate gewonnen. Zum Schlufs fordert der Verfasser die geschichtlichen und sprachlichen Vereine Deutschlands auf, die Entwerfung einer zuverlässigeren und vollständigeren Sprachkarte möglich zu machen, indem jeder in seinem Lande die Sprachgrenze genau erforscht. Bei solchen genauen Untersuchungen wird die Karte freilich, wie es scheint, eine sehr veränderte Gestalt annehmen; wenigstens höre ich von Rheinländern und Obersachsen, dafs sowohl die Grenze zwischen dem Deutschen und Französischen als die zwischen dem Hoch- und Niederdeutschen an vielen Puncten falsch angegeben sei, und ich selbst sehe, dafs die Grenze des Deutschen und Polnischen in Schlesien fast durchweg ungenau bezeichnet ist; besonders ist sie zwischen Oppeln und Brieg auf dem rechten Oderufer näher an Brieg zu rücken, da bis zum Stober nicht deutsch gesprochen wird; auch der Bogen, welchen die deutsche Sprache um Kreuzburg macht, ist nicht so weit geschweift, auf dem linken Oderufer aber ist sie etwas höher am Strome hinauf gedrungen. Wie viel jedoch an diesem ersten Entwurfe auch zu berichtigen sein wird, so bleibt dem Verf. doch das Verdienst, zu einer Untersuchung, von welcher die deutsche Sprach- und Culturgeschichte vielfachen Aufschlufs erwarten kann, angeregt und die Mittheilung einzelner Beiträge zur Bestimmung des heutigen Sprachgebiets erleichtert zu haben; da sich dieselben nun mit Bezug auf die vorliegende Karte kurz als Berichtigungen angeben lassen. Von den Vereinen für deutsche Sprache und Alterthumskunde aber wäre es sehr verdienstlich, wenn sie auf des Verf.'s Vorschlag eingingen, und wenn sie mit der Untersuchung über die äufsern und innern Sprachgrenzen Deutschlands auch sorgfältige Forschungen über diejenigen deutschen Mundarten verbänden, die noch nicht wissenschaftlich dargestellt sind.

E. S.

Digitized by Google

№ 69.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

Poetae Lyrici Graeci. Edidit Theodorus Bergk.

(Fortsetzung.)

Das von allen Zeugen gebotene ἐγκατέβα wäre selbst in dem Falle nicht anzutasten, wenn es auch nicht wie das Hesiodische ἐὴν ἐγκάτθετο νηδύν als böotische (oder delphische) Form gefafst werden dürfte. Kann der Dichter sagen διὲξ τὸ μύρτον und διὲξ σωλῆνος, so kann er auch den Umständen nach Composita mit ἐγκατα — mit Dativ oder Acc. verbinden. Hrn. B. scheinen aber überall die Verba ἐγκατα — zuwider zu sein: über Anacr. 1. will ich nicht streiten, wo, wie ich jetzt zugebe, Apollonios Citat mit Wahrscheinlichkeit benutzt ist. Aber Theogn. 276. ist ohne alle Spur in codd. geschrieben:

τῶν πάντων δὲ κάκιστον ἐν ἀνθρώποις, θανάτου τε
καὶ πασέων νούσων ἐστὶ πονηρότατον,
παῖδας ἐπεὶ θρέψαιο καὶ ἄρμενα πάντα παράσχοις,
χρήματα δ' εἰ καταθῇς πόλλ' ἀνιηρὰ παθών,
τὸν πατέρ' ἐχθαίρουσι κτλ.

Die Codd. ἐγκαταθῇς, *und obenein dazu Geld sammelst für sie.* Ganz richtig. Eher hätte ich den Anstofs in der schlottrigen Verbindung der Glieder beseitigt gewünscht. Man kann das leicht durch Veränderung des δὲ κάκιστον V. 273. in δ' ὃ κάκιστον. — Kehren wir zum Pindar zurück, so ist Nem. 1, 68. γαίας zu corrigiren völlig unnütz, s. edit. Goth., wie auch 4, 63. τάν τ' αἰνοτάτων ἀχαὰν ὀδόντων nicht glücklich geschrieben ist, s. edit. Goth. Isthm. 7, 21. ist sehr keck statt ἐνεγκὼν κοιμᾶτο ohne Weiteres gesetzt ἄγων ἐκοιμᾶτο. Das gäbe die Vorstellung, als ob Zeus die Hochzeit auf der Heerstrafse gefeiert hätte. Und wie ungewifs solche Aendrung sei, zeigt die Note: Fortasse praestat ἔνσικ' ἐκοίμα τε. Doch ist es mir durch Bergks Gefälligkeit gestattet gewesen, seine Pindarica schon in der neuen Dissenschen Ausgabe zu benutzen, worauf ich mich beziehen kann. Theogn. 329. lesen wir καὶ βραδὺς εὔβουλός θ' εἵλεν. ταχὺν ἄνδρα διώκων, eben so falsch, wie Hermanns εὔβουλος δ', das gar nicht erwähnt ist, probabel ist. V. 805. Τόρνου καὶ στάθμης καὶ γνώμονος ἄνδρα θεωρεῖν (codd. θεωρῶν) Εὐθύτερον χρήμη (codd. χρὴ μέν et χρῆμεν) κύρνε φυλασσόμενον, ohne Sauppes, Bambergers, Ahrens Versuche anzuführen; V. 830. εὐάνθη statt εὐώδη, wahrscheinlich wegen V. 1198. Aber selbst die Prosa hat εὐώδης τόπος, Aristophanes κῆπος. Welcher Grund ist denkbar, V. 961. so zu interpoliren:

Ἔστε μὲν αὐτὸς ἔπινον ἀπὸ κρήνης μελανύδρου,
ἡδὺ τί μοι δόκειν καὶ καλὸν ἔμμεν ὕδωρ·,
νῦν δ' ὅτε δὴ τεθόλωται, ὕδωρ δ' ἀναμίσγεται οὐδεί,
ἄλλης δὴ κρήνης πίομαι ἢ ποταμοῦ.

Note: ὅτε δή *scripsi*, vulgo ἤδη. ibid. οὐδει scripsi, vulgo ὔδει. quod fortasse defendi potest. Dann gehörte οὐδει nicht in den Text. Aber wozu das trotzige Asyndeton der handschriftlichen Lesart vertilgen? Es genügt an Martialis Ep. I, 112. zu erinnern:

Cum te non nossem, dominum regemque vocabam:
Nunc bene te novi; iam mihi Priscus eris.

Dort haben spätre Abschreiber der Sprache zum Trotz ähnlich interpolirt. Zu eilig ist auch V. 988. Hermanns εὐρυχόρῳ τερπόμεναι πεδίῳ statt πυρῳφόρῳ aufgenommen. Da die Verbindung Homerisch ist, Odyss. Γ, 495. ἷξον δ' ἐς πεδίον πυρηφόρον, so wird die Aenderung schon an sich bedenklich. Aendert man aber mit Emperius Mus. Rh. 1841. p. 455 nur σπερχόμεναι, so ist Alles in Ordnung. Der Dichter will mit πεδίον πυρηφόρον einfach eine Ebne bezeichnen. — V. 1257. steht im Texte: Ὦ παῖ, κίγκλοις εἶ σὺ πολυπλάγκτοισιν ὁμοῖος. Note: *codd.* κινδύνοισιν. Vielmehr hat A, denn der ist der einzige, der die Stelle hat, κινδύνοισ-ι. Dafs darin nun klar ἰκτίνοισι liegt, hatte Welcker erkannt, vgl. V. 1261., wo dasselbe Wort wiederkehrt und eben den Sammler veranlafst zu haben scheint, beide Stellen zusammenzureihen. Hermanns ansprechende Emendation: Παῖ, σὺ μὲν ἰκτίνοισι — ὁμοιοῖς verdiente Beachtung. — Archiloch. fr. 8. beginnt hier so:

Digitized by Google

Κήδεα μὲν στονόεντα, Περίκλεες, οὔτε τις ἀστῶν
μελπόμενος θαλίης τέρψεται οὐδὲ πόλις.

Die codd. μεμφόμενος (A läfst, was zu merken war, die Stelle leider weg). Dies ist nicht statthaft, in μελπόμενος zu ändern, weil οὐδὲ πόλις nicht zu μέλπεσθαι pafst. Ueberhaupt erwartet man ein Wort, welches *klagen, gedenken* bezeichnet. Wäre μεμφόμενος nicht zu vertheidigen — doch scheint es mir dem Archilochos nicht übel zu stehen: *wer ihm zugestofsene schmerzliche Verluste mit Unwillen beklagt* —, so war Scaligers von Lobeck zu Buttm. 2, 244. wahrscheinlich gefundenes μεμνόμενος mindestens der Anführung werth. Auch an μυρόμενος kann man denken. Den vierten Vers hat Hr. B. nach einer handgreiflichen Correctur so drucken lassen: οἰδαλέους δ' ἴσχομεν ἀμφ' ὀδύνῃ Πνεύμονας. Note: ἴσχομεν ἀμφ' ὀδύνῃ unus codex (nämlich der interpolirte B), Arsen. Voss. ἀμφ' ὀδύνῃ ἴσχομεν, Trincav. ἀ. ὀδύνης ἴσχομεν (vielmehr ἀμφ' ὀδύνῃ σίσχομεν), Gaisf. ἀμφ' ὀδύνης ἔχομεν. Es fehlt, dafs Gesner hat ἀμφ' ὀδύνῃ ἔχομεν. Offen liegt in den lautern Quellen ὀδύνηις ἔχομεν zu Tage. — Archil. 52, 4. ist geschrieben κἀπινώμασιν δασύς. Dio Chrysost. hat aber nicht καὶ ἐπινοήμασιν, sondern in den codd. καὶ ἐπὶ κνήμαισιν, s. Geel. in Olymp. p. 309., dessen Vermuthung ich indefs nicht billigen kann, obschon der treffliche Gelehrte sehr gut erinnert, dafs nothwendig eine körperliche Eigenschaft genannt sein müsse. Kaysers τριχώματος πλέως (müfste πλέος sein) giebt den richtigen Gegensatz zu ὑπεξυρημένος. Herrn Bergks frühere Conjectur κἀπὶ γναθμοῖσιν δασύς sollte nicht übergangen sein. Da κνήμαισι aber offenbar aus dem vorigen Verse nur aus Versehen wiederholt ist und Galens καρδίας πλέως nicht richtig sein kann, so wage ich zu muthmafsen, dafs ein seltneres Wort ausgefallen ist. Etwa καὶ τριχουλίῃ δασύς, da Archilochos fr. 185. τρίχουλος wirklich gebraucht hat. — Fr. 63. ist nach Porson gegeben, blofs V. 2. steht die frühere Conjectur Herrn Bergks Λεωφίλῳ δὲ πάντ' ἀνεῖται statt πάντα κεῖται im Texte. Wenn man aber sagt πάντα θήσομεν θεοῖσι, so kann man auch πάντα κεῖται θεοῖσιν sagen. Aber zweckmäfsig wäre es gewesen, auf Dindorfs Bemerkung zur Stelle des Herodian zu achten, der sehr richtig bemerkt, der Zweck der Anführung und die Lesarten des besten Codex zeigen, dafs Archilochos ein vierfaches πολύπτωτον gebraucht habe. Im ersten Verse hat cod. opt. Νῦν δὲ Λεώφιλος μὲν ἄρχει, Λεωφίλου δ' ἰπικρατεῖ. — Herr B. sagt zum ersten Gliede cod. *opt.*, zum zweiten *unus* cod., obschon es derselbige ist —, zum Schlusse Λεώφιλε δὲ ἄκουε, Andre Λεώφιλος δ' (nicht δὲ) ἄκουε. Was im Letztern liege, weifs ich nicht; aber im ersten Verse kann man vermuthen Λεωφίλου δ' ἔπι κράτη. — Fr. 69, 9. τοῖσι δ' ἠλύγιον ὄρος *scripsi*, vulgo τοῖσι δ' ἠδὺ ἦν ὄρος. Hesychius ἠλύγων ὀρέων· ἐν σκότῳ κατεχομένων et ὠλυγίων· σκοτεινῶν. Auflösungen hat Archilochos im Tetrameter nicht selten, an dieser Stelle niemals. Wäre sie hier gestattet, so würde ich eher τοῖσι δὲ δρυόεν (so aber vermuthe ich lieber geradezu δρυεῦν, wie χαριτεῦν bei Anakreon) schreiben. Eine frühere Vermuthung Hrn. Bergks selbst τοῖσι δ' ὑλήειν ὄρος — gerade ὑλήειν erwähnt Choerobosc. p. 717, 22. Gaisf. — wäre doch zu erwähnen gewesen, sollten auch Andrer Versuche übergangen werden. — Ganz unstatthaft ist Sim. Amorg. 6, 32. gedruckt:

τὴν δ' οὐκ ἀνεκτὸς οὐδ' ἔν' ὀφθαλμοῖς ἰδεῖν,
οὔτ' ἄσσον ἐλθεῖν, ἀλλὰ μαίνεται τότε.

Dazu ist nur bemerkt: „ἔν' scripsi, legebatur ἐν". Dann ist aber οὔτε geradezu ungriechisch. Die Vulg. ist vollkommen richtig, sobald man, wie es im Delect. geschehen, das erste οὐδ' in οὔτ' verwandelt. Das Unerträglichsein wird getheilt, sei es sie anzusehn, sei es ihr zu nahea. — Hipponact. fr. 8. wird sehr scharfsinnig geschrieben: Ὦ Κλαζομένιοι, Βούπαλός τε κἄθηνις. Doch ist die Conjectur viel zu unsicher, um in den Text gesetzt zu werden. Rufinus hat aus Iuba sehr deutlich Βούπαλος κατέκτεινεν und Plotius Codex weiset mit ΒΟΥΝΑΛΟΣΚΑΘΗΙΝΕ, da er τε nicht hat, offenbar auf dasselbe hin. Diesen Vers will Hr. B. mit fr. 38. verbinden. Das ist irrig, da das Bruchstück dem Kallimachos gehört, s. Ahrens Dial. Dor. p. 570. — Fr. 60. ist, ohne irgend eines Andern Versuch zu erwähnen, frisch weg so geschrieben:

Τάλας Ἄθηνι, μῶλυς ὦ νεάνισκε,
ἐλέαιρε καί με δεσπότεω ἀβερβήλου
λαχόντα, λίσσομαί σε, μὴ ῥαπίζεσθαι.

Ich würde es Hrn. B. Dank wissen, hätte er es nicht verschmäht, den Sinn dieser Verse kurz anzudeuten. Tzetzes führt sie an als τρισυλλάβους ἔχοντες τοὺς παραλήγοντας πόδας. Da in Hrn. Bergks Versuch dieses in keinem der drei Verse der Fall ist, so widerlegen ihn jene Worte allein schon. Auch weisen die Spuren der codd. V. 3. bestimmt auf δεσπότεω βεβροῦ, s.

Digitized by Google

Delect. fr. 45. — Die schrankenloseste Willkür hat in Ibyc. fr. 1. geschaltet, welches schöne Gedicht hier in Strophe und Antistrophe zerlegt ist mit abenteuerlichen Conjecturen, indem V. 7. 8., wo die Codd. haben: ἀθάμβησε κραταιῶς παιδόθεν φυλάσσει (nicht φυλάσσε) oder, wie cod. B φυλάξου, so zugestutzt sind:

ἀθαμβέσι καρτερῶς
παιδόθεν ἔφλασεν ἁμετέρας φρένας.

Bei solcher Gewaltsamkeit die viel gelindern Vorschläge Andrer ganz zu verschweigen ist unverantwortlich. Oder sollte die metrische Constitution die Zulässigkeit aller übrigen Conjecturen ausschliefsen? Schwerlich. Herr B. läfst die Strophen mir nichts dir nichts auf muntre Daktylen aushüpfen. So etwas widerlegt sich von selbst. — Simon. Cei fr. 37, 4. ist κτάνε δ' ἐπ' αὐχένι geschrieben statt τὰν δ' ἐπ' αὐχένι ohne das leichtere τὰν ὀ' ἔλ' zu nennen. Ebenso 38, 1. 44, 8. ist τανυσθείς weder durch den Rhythmus noch durch die Spuren der codd. geboten, die ταθείς verlangen. Auch der älteste cod. Dionys. Paris. hat ταδ' εἰς. V. 6. konnte wohl neben Casaubonus nicht wahrscheinlicher Emendation Andrer gedacht sein. Dagegen kann ich Herrn Bergks sehr schönes μεταιβολία V. 17. durch τ
jenen cod. bestätigen, da in ihm μαιβουλία (sic) wirklich steht, woraus spätre Abschreiber fälschlich ματαιοβουλία und μεταβουλία gemacht haben. — Verunglückt ist die Restitution von Eleg. fr. 84, 3. sqq.

οἵ τε πόλιν Γλαύκοιο, Κορίνθιον ἄστυ, νέμοντες,
οἳ καὶ καλλίω μάρτυν ἔθεντο πόνων
χρυσοῦ τεμῆντος τὸν ἐν αἰθέρι κτλ.

Die codd. οἳ κάλλιστον und τιμήεντος. Die Kühnheit der Aenderungen bei Seite, so beweist V. 7. ξεινοδόχων δ' ὥριστος ὁ χρυσὸς ἐν αἰθέρι λάμπων, dafs der Dichter die Sonne *den Zeugen von herrlichem Gold im Aether* vorher genannt haben mufs. Unmöglich ist es, dafs er gesagt haben sollte: *die einen noch schönern Zeugen als herrliches Gold, nämlich den im Aether, sich erworben haben.* Andre Vermuthungen fehlen aufser meiner frühern gänzlich. Bambergers οἷον καλλίστων (oder οἵων κάλλιστον) trifft wohl das Richtige. — Nicht minder falsch ist Epigr. 120, 4. geschrieben:

ἥμπλακες οὐδὲ Χίον ἶκευ ἐς ἀμφιρύτην.

Vulgo οὐδ' ἵκει (vielmehr ἵκευ) Χῖον. Ich hatte früher geschrieben οὐδ' ἵκεις ἐς Χίον, später die handschr. Lesart zu halten versucht. Eher hätte das auch von Herrn B. geschehen, als eine auch wo sie überliefert ist äufserst verdächtige Kürze in die Mitte des Pentameters gebracht werden sollen, die Hr. B. freilich auch dem Theogn. 598. durch ἧττον, wie er statt μᾶλλον vermuthet, aufbürden will. Besser aber als alle Versuche ist der erleuchtende Gedanke Hrn. Fröhlichs in der Rec. meines Delect. Münchner Gel. Anzz. 1840, nr. 16. p. 132, dafs nach bekannter Verirrung Χῖον statt Κεῖον geschrieben sei. Nur glaube ich nicht, dafs man Κεῖόν, sondern vielmehr dafs man Κῆον herzustellen hat, wofür Κήϊος spricht und das Attische Κέως. Auf die lateinischen Formen des Namens will ich nur hindeuten. Indefs steht in dem alten Epigramm auf Simonides bei Tzetz. Chill. I, 24. Prolegg. Sim. Cei p. XXIII doch Κείῳ δὲ μνήμην λείπεις, und Chill. IV, 235. braucht er Τεῖος eben so für Τέως. — Epigr. 148, 3. ist δὲ τόθ' υἱός kühn statt δέ τις υἱός geschrieben, mein δ' ἐὸς υἱός unerwähnt gelassen; 150, 6. ist gedruckt: θῆκαν· Κικυννεὺς δ' Ἀντιγένης. Der Codex hat ἔθηκαν· κείνους. Das liegt doch von jenem etwas weit ab. Ich hatte θήκαντο· Κεῖος δ' Ἀντιγένης gewifs wahrscheinlicher vorgeschlagen, ohne dafs das erwähnt wäre. Wenn Hr. B. mich hat belehren wollen in der Rec. des Delect., θήκαντο gehöre der spätern Gräcität an, so erinnerte er sich in der Eile z. B. nicht an Pindar.

Mit diesen Proben mag es sein Bewenden haben. Damit aber Niemand mir etwa zutraue, ich hätte mit Lust gerade nur das Schlimme herausgesucht, scheint es rathsam irgend einen Abschnitt des Werkes mit gleichmäfsiger Aufmerksamkeit zu prüfen und Hrn. B. auf Schritt und Tritt zu begleiten. Ich wähle zu dem Ende die ersten elegischen Dichter aus, die ich absichtlich bisher fast ganz zur Seite geschoben habe. Gerade für diese Dichter ist seit dem Delectus, dessen schwächster Theil sie sind, Manches geleistet worden. Der Kürze wegen setze ich voraus, dafs die Leser den Text Hrn. Bergks oder einen andern zur Hand nehmen.

Gleich zu Callini Eleg. 16. heifst es: „Iniuria Schneidewinus existimat post hunc versum quaedam excidisse". Wollen sehen. Kallinos will seine Aufforderung zu muthigem Kampfe begründen: dem Tode, sagt er, entgeht ja doch kein Mensch. Allein dem Kampfe entkommt er oftmals und stirbt zu Hause. „Aber ὁ μέν (wer?) ist doch nicht dem Volke theuer;

Digitized by Google

τὸν δέ (wen?) bejammert Jedermann, so ihm etwas widerfährt. Denn das ganze Volk sehnt sich nach dem starksinnigen Manne, wenn er stirbt: lebt er aber, so wird er gleich einem Halbgotte geehrt". Kallinos will den herben und den Muth leicht lähmenden Gedanken von der Unentfliehbarkeit des Todes mildern. Einen Trostgrund spricht er aus, nicht Schmach über den Feigling. Unmöglich kann nun gesagt sein, jeder dem Kampfe Entronnene sei dem Volke unlieb. Denn er sagt ja gleich nachher, der Tapfre, der heimgekehrt, werde geehrt. Daher kann ὁ μέν ohne nähre Bezeichnung nicht bestehen, weil es dem Gedanken etwas Schiefes giebt; τὸν δέ vollends hat gar keine Beziehung und ich sehe, dafs Grotius statt dessen geradezu *Fortem* plebs celebrat gesetzt hat. Folglich ist etwas ausgefallen.

Hermann, Schneider, Ahrens haben, wie Hr. B., widersprochen. Aber Schneiders Einwendungen sind von Hermann, Hermanns von Ahrens widerlegt. Da Hr. B. keinen Grund angegeben hat, bleibt nur übrig, Ahrens zu widerlegen. Ahrens in Zimmerm. 1841. p. 518 erklärt: Mortali non licet mortem effugere; saepe integer evadit ex acerrima pugna, contra domi sedentem mors assequitur. At huic (qui iners domi sedit) popularium amor et desiderium non contingunt; illum (qui proelia sustinuit) mortuum omnes plorant, virum honorant. Ahrens findet in dem ἐν δ' οἴκῳ μοῖρα κίχεν θανάτου, wie aus seinem Zusatze hervorgeht, einen Tadel und setzt ihm gegenüber τὸν δέ als einen qui praelia sustinuit. Aber auch den Ersten soll man ja nicht als einen Ausreisser denken, sondern als Einen, den das Kriegsglück aus dem Kampfe gerettet heimkehren läfst. So entstellt er den Gedanken, der sehr klar aus der ausführlichern Schilderung des Tyrtaios 7, 29 sqq. und 9, 23 sq. hervortritt. Auch Kallinos kann nur gesagt haben: Der wackre Krieger wird beweint, fällt er; geehrt, kehrt er heim.

Die varr. lectt. sind aufs Gerathewohl angegeben oder nicht, z. B. V. 2. das unnütze αἰδεῖ δ', aber dafs A 15. μοῖραν gibt, was auf μοῖραν ἔχει deutet, und dafs 16. ἔμπης von Brunck corrigirt ist statt des handschr. ἔμπας ist nicht bemerkt. Ursinus Lesarten, die aus codd. geflossen sind, fehlen gänzlich, wie 1. καὶ ἄλκιμον, 2. ἀμφιπερικτό ονας, 8. τότ', 18. ξύμπαντι. Vers 14. war δηϊοτῆτα zu accentuiren. — Fr. 2. Unus cod. ὀβριμοεργής. Vielmehr ὀμβρ. — Fr. 5. steht irrthümlich κατὰ ταῦτα statt κατὰ ταὐτά. —

Tyrtaei Eleg. 2. heifst es wieder: „Verss. 3. 4. iniuria in suspicionem vocavit Schneidewinus". Hat auch G. Hermann gesagt, dessen kühne Conjectur χρησαμένοις statt χρυσοκόμης nur scheinbar dem Uebelstande abhilft. Mein Urtheil fufst auf äufsern und innern Beweisen. Wir haben zwei Zeugen für diese Elegie, Plutarch und Diodor. Keiner hat beide Distichen: Plutarch das erste, Diodor das zweite. Dadurch entsteht Verdacht: Plutarchs Eingang klingt ächt und schlicht, Diodors Distichon ist ein Flicken. Gewifs ist es ferner nicht eben elegant zu sagen: „Als sie *den Phöbus* vernommen, brachten sie heim die Sprüche *des Gottes*; denn so liefs sich vernehmen *Apollon*". Dafs Tyrtäos nur vom Φοῖβος geredet, zeigt V. 8. Φοῖβος γὰρ περὶ τῶν ὧδ' ἀνέφηνε πόλει. Diodors Verse sagen nicht das Geringste, das nicht im ersten Distichon viel geschmackvoller und lakonischer gesagt wäre. Der aus dem ersten vernehmbare Orakelton erscheint im zweiten Distichon übertüncht, der Gedanke gelähmt. Auf τελέσντ' ἔπσα erwartet Jeder unmittelbar den Inhalt derselben. Der Interpolator wollte die μαντεῖαι θεοῦ durch ἔχρη unnützerweise erklären. Seine Metrik verräth Δὴ γὰρ ἀργυρότοξος, wofür Hr. B. ὧδε γάρ gesetzt hat, das er unrichtig Hermann zuschreibt. Ich hatte es im Delect. vorgeschlagen: „si Tyrtaei essent, scripsissem ὧδε γάρ". Hermann hatte δὴ γὰρ ὁ ἀργ. gewollt. Sehr erfreulich war es mir, als ich kürzlich in Müllers Doriern Engl. Ausg. II, p. 88 einen Zusatz fand, in welchem der Unvergefsliche *die Verse des Diodor für nicht so passend als die des Plutarch* erklärt. Daraus geht hervor, dafs Müller richtig fühlte, beide Distichen können nicht neben einander bestehen und man müsse das geschmackvollere auswählen.

Leider entstellen Druckversehen die folgenden Verse: V. 6. kann nicht mit einem Kolon schliefsen, 8. steht ἀνταπομειβομένους, 9. μυθεῖσθαί τε καλὰ statt τε τὰ καλά und endlich ist am Ende von V. 8. das Kolon statt des Komma dem Verständnifs des Ganzen völlig zuwider. Irrthümlich sagt die Note zu 9. μυθεῖσθαί τε Diodorus, δέ Krebsius et Schneidewinus. Umgekehrt δέ hat Diodor und Dindorf schlug τε vor, dessen Nothwendigkeit ich Delect. p. 169. bemerklich gemacht habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 70.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

Poetae Lyrici Graeci. Edidit Theodorus Bergk.

(Fortsetzung.)

Nach Herrn Bergks Interpunction zu schliefsen hat er sich den Zusammenhang nicht so gedacht wie ich ihn im Del. aufgestellt und ihn Hr. Sauppe Epist. Crit. ad God. Herm. p. 67 sq. des Weiteren begründet hat. Sauppes hier nicht berührter Conjectur εὐθείῃ ῥήτρᾳ πάντ' ἀπαμειβομένους können wir entrathen. — Dafs V. 10. μηδ' ἐπιβουλεύειν von Dindorf angenommen ist, kann nicht gebilligt werden, da hier vom βουλεύειν die Rede ist. Daher scheint die von Bach nach der Rhetra versuchte (hier nicht erwähnte) Ausfüllung der Lücke die Fassung μηδέ τι βουλεύειν τῇδε πόλει σκολιόν zu empfehlen. Das im elften Verse von Sauppe vertheidigte τε hat Hr. B. richtig mit Krebs in δέ verändert, indem am Schlufs der Demos dem gesammten Staatskörper der Könige, Geronten und des Demos selbst als entscheidende Gewalt entgegentritt.

Fr. 3, 2. ist δν δία stillschweigend geschrieben. So hat auch Francke. Gegen die alten Grammatiker. — Fr. 4, 3. ist ἥμισυ πᾶν ὅσσον mit Kuhn geschrieben. Richtiger wohl Ahrens ἥμισυ παντὸς ὅσον. Schubarts und Walz's Pausanias ist schwerlich angesehn, da Hr. B. sagt: „libri ἥμισυ πάνθ' ὅσσων vel ὅσων". Denn auch ὅσον hat sich aus codd. ergeben. — Fr. 6. ist ganz unvollständig abgedruckt; da die von Eustratios commentirten Worte des Aristoteles nicht hingeschrieben sind, weifs man nicht, wovon die Rede ist. — Fr. 7. Beredt schildert Tyrtaios die Schmach des als Bettler die Heimath lassenden Mannes, sobald das Land in Feindes Hand falle: V. 9.

αἰσχύνει τε γένος, κατὰ δ' ἀγλαὸν εὖχος ἐλέγχει.

Hier ist εὖχος Conjectur statt εἶδος. Das könnte heifsen: er beschimpft sein Geschlecht und beschmutzt dessen herrlichen Waffenruhm. Allein das Folgende duldet dieses nicht, insofern dort nur von der Descendenz des πλαζόμενος die Rede ist. Aber Hr. B. hat es anders verstanden wissen wollen, wie er Zimmerm. 1840. p. 843 ausgeführt hat. Er behauptet, T. habe nicht sagen können, das Aeufsre des flüchtigen Bettlers werde entstellt, sondern „in summo illum dedecore versari". Aber es ist ja gerade ein ächt antiker Gedanke, dafs Armuth lastend auf den Schultern des Mannes den Leib versehrt, wie es Theognis 650. ausspricht. Der Arme σῶμα καταισχύνεται. In den von Hrn. B. dort angezogenen Stellen Tyrt. 9, 35. Il. η, 203. hat ἀγλαὸν εὖχος die specielle Bedeutung des Siegerruhms heldenmüthiger Krieger. Der geht aber unserm πτωχεύων gerade ab. Auch V. 11. mufs ich Einsprache thun. Hier steht:

εἰ δ' οὖν οὕτως ἀνδρὸς ἀλωμένου οὐδεμί' ὥρη
γίνεται, οὐδ' αἰδὼς εἰσοπίσω τελέθει κτλ.

Note: „εἰ δ' οὖν οὕτως ἀνδρός *scripsi*, vulgo εἴθ' (vielmehr εἰθ')· οὕτως ἀνδρός τοι. Hermannus εἰ δ' οὕτως οὔτ' ἀνδρός". Und zu 12. „εἰσοπίσω edd., codd. tres οὔτ' ὀπίσω, alius οὔτ' ἐς ὀπίσω, alius οὐδ' ἔς τ' ὀπίσω. Ibid. τελέθει, duo codd. τέλος". Die varr. sind nicht ganz genau, s. Delect., aber zu rügen ist die Nachlässigkeit, womit von Hermanns Conjectur nur ein Stück angegeben ist, so dafs man nicht ahnen kann, was jenem οὔτε nachher respondirt haben soll, ja glauben könnte, οὔτε und οὐδ' αἰδώς sollten in Verhältnifs rücken. Auch sollte gesagt sein, wo Hermann emendire, da zu Viger. p. 933. eine ganz andre Betrachtung eingeschlagen war. Noch schlimmer ist es, dafs Ahrens Emendation Zimmerm. 1841. p. 519. — auf derselben Seite steht die zu V. 20. angegebne Emendation, also war auch jene Hrn. B. bekannt — εἰ δ' οὕτως ἀνδρὸς τότ' ἀλωμένου οὐδεμί' ὥρη Γίγνεται οὐδ' αἰδώς, οὔτ' ὀπίσω γένεος auch nur anzudeuten verabsäumt worden ist. Die Herstellung des Pentameters ist evident, die des Hexameters mifsfällt mit dem gekünstelten Gegen-

Digitized by Google

satze des ἁλώμενος ἀνήρ zum γένος, des τότε zu ὀπίσω. Hrn. B.'s Lesart kann bei einem nicht ganz prosaischen Dichter nicht gefallen. Der Dichter hat nur *einen* Gegensatz, des Bettlers zu seinen Nachkommen, über die er Schmach bringt. Diesen Gedanken leitet V. 9. ein: αἰσχύνει τε γένος und bevor Tyrtaios die im Anfang leise angedeutete Mahnung zum Kampfe kräftig ausführt, bahnt er durch Sammlung aller einzeln aufgezählten Gedanken den Uebergang an. Da nun Ahrens Herstellung schon durch das vor ὀπίσω gesetzte beziehungslose οὔτε abgewiesen wird, auch τότ' ἀλωμένου dem Gedanken nicht zu Statten kommt, so ergiebt sich folgende, mir däucht, sichre Herstellung:

Εἰ δ' οὕτως οὔτ' ἀνδρὸς ἀλωμένου οὐδεμί' ὥρη
γίγνεται οὐδ' αἰδώς, οὔτ' ὀπίσω γένεος κτλ.

Alle Fälschungen der Stelle rühren von dem corrumpirten γένεος her, das keiner Rechtfertigung bedürftig ist. — V. 14. steht in allen codd. ψυχάων (hier verschwiegen), in A B θνήσκομεν, wonach Ahrens θνησκέμεν εὐψύχως doch wohl zu erwähnen war. — V. 26. αἰσχρόν γ' ὀφθαλμοῖς *scripsi*, libri αἰσχρὰ τά γ', Baiterus et Sauppius αἰσχρὰ τάδ'. Die Aenderung liegt nicht nahe. Ist sie nöthig? Eher wohl Hermanns übergangnes τά τ'. Doch stöfst man an der Construction an: τάτε αἰσχρά ἐστιν ὀφθαλμοῖς καὶ ἰδεῖν νεμεσητόν. Dadurch entsteht ein schiefer Gegensatz zwischen ἰδεῖν und ὀφθαλμοῖς. Wohl richtig hat Francke (nicht erwähnt) gesehen, dafs die Abschreiber aus Besorgnifs vor einem Hiat das ursprüngliche νεμεσητὰ ἰδεῖν gefälscht haben. — V. 28. Gegen die codd. ist hier ὄφρ' ἄρα τις ἥβης geschrieben. Unglücklich genug; übrigens der nicht genannte Francke hatte schon geschrieben ὄφρ' ἄρα τίς χ' ἥβης, doch ein klein wenig erträglicher. Hr. B. hat wohl das schöne ὄφρ' ἐρατῆς ἥβης ἀγλαὸν ἄνθος ἔχῃ wegen des vorhergehenden νέοισι δὲ πάντ' ἐπέοικεν abgewiesen. Dann sollte aber vor allen Dingen Thierschens von Homer in der Musterstelle gebotnes νέῳ δέ τε πάντ' angenommen, mindestens erwähnt sein. Indefs kann doch der Wechsel zwischen Plural und Singular entschuldigt werden, s. Hermann. Viger. p. 934, und den Plural könnte der Dichter recht wohl absichtlich wegen ὦ νέοι V. 15. gewählt haben.

Eleg. 8, 1. In der Stelle des Pseudo-Plut. de Nobil. 2. hätte nicht sollen die schlechte Vulg. γενεὰς Ἡρακλέους ἀνικήτου, sondern mit Delect. p. 169 nach dem cod., der γενεαί hat, γενεάν geschrieben werden sollen. Dafs margo Gesn. ἀνίκητον, fehlt. — 7. „Ἄρηος scripsi, vulgo ὡς Ἄρεως (aber im Del. hatte ich aus cod. Voss. Ἄρεος gegeben), incommoda sententia, nisi malis ὧν Ἄρεος". Die Aenderung des Textes ist unbestreitbar richtig, war aber, was vergessen ist, bereits 1841. Mus. Rh. p. 454 von Emperius gemacht. Von der Vulg. πολυδακρύτου (B. marg. Gesn.) wird geschwiegen. Wenn aber hier auf ὧν gerathen wird, warum steht denn 7, 11. οὖν im Texte? — V. 9. gebietet die Kritik καὶ μετὰ φευγόντων aus allen nicht interpolirten Büchern der Correctur πρός vorzuziehn. So hat auch der Wiener Codex. Ihm scheint Trincavellus genau gefolgt zu sein, wie beide z. B. hier τε vor διωκόντων weglassen, auch beide allein V. 9. das richtige ἐγένεσθε haben. Hr. B. führt keine Var. an. — V. 13. war statt σάουσι mit Buttmann Gramm. 2, 296. Lob. σαοῦσι herzustellen, wie im Theognis jetzt richtig σαοῖ steht. V. 14. hat A, was bemerkt zu werden verdiente, πᾶσ$^{\alpha}$' πώλετο, was vielleicht auf eine andre Lesart ὤλετο πᾶσ' ἀρετή führt. — V. 15. „Fortasse οὐδεὶς δ' praestat". Hatte ich aus Ursinus angeführt. — V. 16. Unus codex κακῷ. Ist suprascr. in B. Wahrscheinlich wollte der Abschreiber den ganzen Vers so lesen:

Ὅσσ' ἂν αἰσχρὰ πάθῃ (so Urs.) γίγνεται ἀνδρὶ κακῷ.

V. 17. ist Ahrens ἁρπαλέον gewifs nicht glücklich conjicirt. Wollte man freilich die Vulg. erklären, so müfste man nicht ohne Härte ein τινα zu δαΐζειν denken: ***Schrecklich ists, dafs einer den Rücken des Fliehenden verwundet.*** Ich würde für Franckes δῄϊον stimmen, obwohl sich auch dagegen etwas sagen läfst. — V. 19. „αἰσχρός codd., αἰσχρόν margo Gesneri". Aber auch Trincavell. Daher scheint es ächt und die Aenderung leicht zu erklären. — V. 38. ist πανοπλίτης ἐγγύθεν geschrieben, wie unus codex (nämlich der interpolirte B und margo Gesn.) bieten, nur dafs dort πανοπλίταις steht. Alle sonstigen Quellen, Voss. A Trinc. (Vindob.) haben πανοπλίοισι πλησίον, Ursinus ταῖσι πανοπλίαις. Unbedenklich sollte πλησίον bewahrt sein: jenes ist aus 9, 12. interpolirt. Aber πανοπλίοισι führt doch wohl auf die sonst gebräuchliche Form πανόπλοισιν.

Eleg. 9, 2. Dafs A Trinc. (Vindob.) παλαιμοσύνης haben ist nicht bemerkt. Es gehört in den Text als die organische Bildung von παλαίμων, παλαιμονεῖν. Aristarchos schrieb so im Homer, s. Lobeck Pathol. p. 236 und Bekker ist ihm gefolgt. — V. 6. steht im Texte καὶ Κινύρηο πλέον. „Unus codex (nämlich B und

Digitized by Google

Ursinus) Κινύραο πλέον, vulgo Κινυρέοιο μᾶλλον". Gern wüfste ich, womit Hr. B. die unepische Form Κινύρῃο wohl vertheidigen könnte. Gegen Κινύραο ist dialektisch nichts einzuwenden, aber da die guten Quellen, A Trinc. (Vindob.) in Κινυρέοιο μᾶλλον (A hat nach einer Mittheilung meines Freundes Dr. Th. Pressel in Paris Κινυρεοῖο μᾶλλον) übereinkommen, so mufs jene Lesart als plumpe Correctur aus dem Spiele bleiben. Schon das müfste auffallen, dafs neben Μίδεω, Ταντα-λίδεω eine Form auf ᾱο herliefe. Am nächsten kommt Camerarius nicht erwähntes Κινύρεω βάθιον, welches aus der häufigen Verwechslung von μ̄ und β sich leicht erklärt. — V. 22. Unus codex (A) δ' ἔχεσκε, woraus Gaisford δ' ἔσχεθε machte. Der Vindob. hat θ' ἔσχεθε. — V. 44. θυμῷ̄ codd., vulgo θυμόν. Vielmehr vulgo mit andrer Interpunction θυμῶν; aber θυμῷ̄ AB, θυμόν Voss. Trinc.

Fr. 12. Ἄγετ' ὦ Σπάρτας εὐάνδρου | Κοῦροι πατέρων πολιῆται. Hier ist Ahrens ὁπλιτᾶν angeführt. Mit Recht stiefs er sich an der Trennung von πολιῆται und Σπάρ-τας und hielt für sehr wahrscheinlich, dafs κοῦροι eben so mit Σπάρτας zu verbinden sei, wie fr. 13. Ἄγετ' ὦ Σπάρτας ἔνοπλοι κοῦροι. Aber voreilig bezweifelt er den Gebrauch von κοῦροι πατέρων im Sinne von patribus digni. Das ist ganz gäng und gäbe, z. B. πατρὸς ἦν ἡ παῖς, κατὰ τὴν παροιμίαν Walz. Rhett. I, 456. und Andres bei Lobeck. Aglaoph. p. 1048. Wollte man das hier aber anwenden, so bliebe πολιῆται, kein üblicher Ehrentitel, nackt und kahl stehen. Emperius hat im Dio πολιητᾶν geschrieben, da codd. πολιητᾶς und πολιητῶν bieten. Ich glaube, das weist auf πατέρων πανοπλιτᾶν. Dann erhielte auch 8, 38. Τοῖσι πανο-πλίτης eine Stütze. — 4. πάλλοντας Thierschius. Schon Luzac ap. Santen. in Ter. Maur. p. 79.

Fr. 13. ist aus codex D Ἄρεος mit Recht aufge-nommen, aber das von demselben gebotne κίνησιν nicht genannt, obschon diesem das hyperdorische κίνασιν wei-chen mufs, s. Ahrens Dor. Dial. p. 149.

Mimnermi Eleg. I. lesen wir hier so:

Τίς δὲ βίος, τί δὲ τερπνὸν ἄτερ χρυσέης Ἀφροδίτης;
τεθναίην, ὅτε μοι μηκέτι ταῦτα μέλοι,
κρυπταδίη φιλότης καὶ μειλιχα δῶρα καὶ εὐνή·
εἴ γ' ἥβης ἄνθεα γίνεται ἁρπαλέα
ἀνδράσιν ἠδὲ γυναιξίν· ἐπεί τ' ὀδυνηρὸν ἐπέλθῃ
γῆρας, ὅ τ' αἰσχρὸν ὁμῶς καὶ κακὸν ἄνδρα τιθεῖ,
αἰεί μιν φρένας ἀμφὶ κακαὶ τείρουσι μέριμναι.

Ich weifs mich in diese Fassung und Interpunction des Gedichts nicht zu finden, weder wie εἴ γ' (*falls es nämlich wahr ist, dafs* ....), noch wie ἐπεί τ' ὀδυνηρόν zu dem Vorhergehenden stimmen soll. Letzteres bie-ten freilich A B (Ursinus), allein trotz der Vorliebe der Ionier für ἐπεί τε kann man es hier nicht gebrau-chen. Nothwendig mufs mit der Vulgata ἐπεὶ δ' ὀδυ-νηρόν behalten werden und so hat Gesner, der zuerst aus seinem Codex das Stück vollständig bekannt ge-macht hat, während Trinc. (und Vindob.) mit V. 2. abbrechen. Dieses zeigt, dafs das Vorhergehende ei-nen Gegensatz bildete. Diesen herzustellen sind seit dem Delectus sieben Wege versucht, von denen Hr. B. keinen der Anführung werth gefunden haben mufs, was freilich einige verdienen. Je nachdem man nun hinter V. 2. stark oder schwach interpungirt, wird die Herstellung verschieden sein müssen. Bei star-ker Interpunction hat man die Wahl zwischen Sauppes Ep. Crit. p. 136 εἰν ἥβης ἄνθει oder Fröhlichs ἀνθεύ-σης ἥβης. Weil Plutarch nur die beiden ersten Verse anführt, auch τί δέ zeigt, dafs wir nicht den Anfang haben, so könnte sich dieses Verfahren empfehlen. Doch stört das abgebrochne κρυπταδίη φιλότης κτλ. Viel rathsamer ist es also, mit Ahrens schwach zu interpungiren und sehr leise zu helfen durch οἳ' ἥβης ἄνθεα. Dafs ταῦτα aufs Folgende weist zeigt Ahrens durch die ähnliche Stelle Odyss. A, 159. Τούτοισιν μὲν ταῦτα μέλει, κίθαρις καὶ ἀοιδή. So erhalten wir den passendsten Zusammenhang: „Todt sein möcht' ich, wofern mir *das* nicht mehr gefiele, heimlicher Liebes-genufs und Freuden des Lagers, was ja die Blüthen der Jugend sind, reizend Männern und Weibern. Kommt aber" u. s. w. Beifall verdient Bergks μιν statt μέν. Aber die Varr. sind ungenau: 1. ist stillschweigend χρυσέης geschrieben, wofür Stob. χρυσῆς; 4. εἰ ἥβης ἄνθεα unus codex, während A B so haben. (Der De-lect. hat Hrn. B. getäuscht, während ich schon Ad-dend. p. 169 die Angabe berichtigt und auch Ursinus οἷσιν' ἥβης ἄνθεα nachgetragen habe. Auch dies, sicher nach codd., ist Ahrens leichter Herstellung günstig).

Eleg. II.

Ἡμεῖς δ' οἷά τε φύλλα φύει πολυανθέος ὥρη
ἔαρος, ὅτ' ἄψ αὐγῇ αὔξεται ἠελίου,
τοῖς ἴκελοι πήχυιον ἐπὶ χρόνον ἄνθεσιν ἥβης
τερπόμεθα κτλ.

Mimnermos will sagen: Unsre Jugendlust währt nur die kurze Blüthezeit des Lebens, wie die Blätter der

Digitized by Google

Bäume. In der obigen Lesart ist nun gerade der Gedanke, dafs das Laub der Bäume rasch vergeht, nur dunkel angedeutet, da dies lediglich daraus abgenommen werden müfste, dafs der Lenz immer neue treibt. Auch haben die Worte ihre Bedenken: einmal ist merkwürdig gesagt αὐγὴ ἠελίου αὔξεται, mag man sich über den Hiat hinwegsetzen oder mit mir αὐγῇς schreiben und αὔξεται ὥρη verbinden. Auch erregt αὔξεται Zweifel, wofür M. wohl ἀέξεται gesagt haben würde. Da endlich die codd. αἰψ' haben, welches Brunck in ἄψ geändert hat, und dieses auf die Bezeichnung des *raschen* Hinwelkens der Blätter hinweiset; da ferner statt ἔαρος eher εἴαρος erwartet wird, so schlage ich folgende Emendation vor:

Ἡμεῖς δ' οἷά τε φύλλ', ἃ φύει πολυανθέος ὥρη
εἴαρος, αἶψ' αὐγῇς ἄζεται ἠελίου κτλ. —

V. 9. ist παραμείψαι ὥρης geschrieben, da A παραμεῖψαι statt der Vulg. παραμείψεται bietet. Allein 3, 1. kommt die Wendung wieder παραμείψεται ὥρη und M. redet hier nirgend Jemand an. V. 10. ist τεθνᾶναι mit O. Schneider statt δὴ τεθνάναι gegeben. Wir würden die epische Form τεθνάμεναι mit Bach vorziehen. —

Eleg. III. ist stillschweigend geschrieben ἐπεὶ παραμείψεται ὥρη statt ἐπὴν παρ. ὥρῃ, wie bei Stob. ohne Variante steht. Uebrigens ist zu beachten, dafs Ursinus p. 347. sagt: In aliquibus codicibus pro ὥρη est ὥρην. Das könnte für Herrn Bergks Restitution 2, 9. zu sprechen scheinen. Aber παραμείβεται ὥρη wird durch Hesiod Opp. 409. bestätigt. —

Eleg. IV. Τιθωνῷ μὲν ἔδωκεν ἔχειν κακὸν ἄφθιτον ὁ Ζεύς. „ὁ Ζεύς duo codd. omittunt". Vielmehr, wie im Del. genau gesagt ist, AB Voss., auch hat Trinc. nur Ζεύς. Also ist die Vulg. von Gesner. Statt ἔχειν hat nicht unus codex, sondern A Voss. Trinc. σχεῖν. Ursinus, der ausdrücklich sich auf manuscriptum codicem beruft, hat Τιθωνῷ μὲν ἔδωκεν κακὸν ἄφθιτον ὁ Ζεύς. Aber ὁ Ζεύς ist gar nicht in einer so ruhigen Stelle zu ertragen und offenbar schrieb M. ἄφθιτον αἰεί. Dazu wurde Ζεύς geschrieben, wodurch der Vers allmälig in Zerrüttung gerieth. —

Eleg. 5, 3. ἐπὶ πλέον ὤφιλεν εἶναι in den Text zu setzen ist Willkür und bringt ein unerträgliches Asyndeton zu Wege. Sehr schön vulg. ἐπεί, wodurch das πλοιοῦσθαι erklärt wird.

Eleg. 9, 1. Ἡμεῖς δ' αἰπὺ Πόλου Νηλήιον ἄστυ λιπόντες. Nicht duo codd., sondern tres haben ἡμεῖς αἰπύτε. Die Conjectur Πόλου statt Πόλον kann auf den ersten Blick gefallen, ist aber genau zugesehen übereilt. Was zwingt dazu, da man sehr wohl verbieten kann: λιπόντες Πόλον, αἰπὺ ἄστυ Νηλήιον? Vollkommen wird die Vulg. geschützt durch die Musterstelle Odyss. Γ, 4. Οἱ δὲ Πύλον Νηλῆος εὐκτίμενον πτολίεθρον ἶξον. Was hier Νηλῆος πτολ., ist dort Νηλήιον ἄστυ. — V. 5. κεῖθεν δὲ χρυοέντος ἀπορνύμενοι ποταμοῖο. Note: „δὲ χρυόεντος *scripsi*, fortasse δὲ στιβῆντος propius accedit ad librorum lectiones δ' ἀστύεντος, δι' ἀστῆεντος, δ' ἀναστάντες. Intelligitur Ales, de quo Paus. 8, 28, 3. Ἄλεντος (die codd. haben ἀνελόντος) δὲ τοῦ ἐν Κολοφῶνι καὶ ἐλεγείων ποιηταὶ τὴν ψυχρότητα ἄδουσιν, hunc ipsum, opinor, locum respiciens". Die naturhistorische Notiz von dem kühlen Wasser des Flusses, dessen Name verschwiegen wurde, kommt etwas spafshaft heraus, als ob etwa der Grund des Wegziehens im kalten Wasser zu suchen sei. Dafs die Corruptelen auf den Namen des Flusses weisen ist längst erkannt: aber Ἀλήεντος, wie man geschrieben hat, bietet theils eine nicht nachweisbare Form, theils ein auffallend verlängertes ᾱ. Ich möchte daher vorschlagen: Κεῖθεν δ' αὖτις Ἄλεντος. Pausanias Notiz kann auf andre Stellen des Mimnermos, aber leicht auch auf einen andern Elegiker gehen, deren ja gerade Kolophon in Ueberflufs hatte. — Eleg. 11, 7. ist παρὰ χείλος, ἵν' statt der Vulg. παρὰ χείλεσ' ἵν' (codd. χείλεσιν) nicht übel geschrieben. Ob zwingend, fragt sich. — Eleg. 12, 6. ist nach Meineke κωΐλῃ geschrieben, aber p. 885. wird bemerkt, Meineke habe κοιΐλῃ verbessert. Nämlich Comic. III, 418. und Delect. Epigrr. p. 233. An jener Stelle vergleicht er das Aeolische κώϊλος. Herr B. kannte also die Emendation: wie konnte ihm entgehen, dafs ebenda von M. ἵνα δὴ θοὸν V. 9. verbessert war? Statt dessen heifst es: *scripsi*: codd. ἵν' ἀλήθοον. — V. 8. εὔδονθ' unus codex, *vulgo* εὔδονθ' ὅθ'. Vulgo? was nie in einem Druck gestanden? Vielmehr codd. AB. Auch unrichtig χώρου Casaubonus. Vielmehr V, d. h. Musurus oder Aldi Veneta. V. 11. ist σφετέρων ὀχέων geschrieben, nisi malis προτερῶν: codd. ἑτέρων vel ἑτερέων (nur letzteres ist aus BP angeführt). Beide Vorschläge genügen nicht wohl.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 71.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

Poetae Lyrici Graeci. Edidit Theodorus Bergk.

(Fortsetzung.)

Auch Ahrens nicht angeführtes στερεῶν im Gegensatz zur κοίλη εὐνή dünkt ein unschönes Epitheton. Vielleicht πτερινῶν ὀχέων. Oder ἐπέβη ἱερῶν ὀχέων. — V. 10. nicht angeführt, dafs codd. ξστασ' und ἱστᾶς', wofür erst Brunck ἑστᾶς' setzte. Ursinus hat ἐστᾶς'. Der nur in den Noten gemachte Vorschlag V. 1. Ἥλιος μὲν γάρ τ' ἔλαχεν konnte wohl eher als unzählige andre Muthmafsungen in den Text gerückt werden.

Eleg. 13, 4. Ἔρμιον unus codex. Auch corr. A und marg. Gesn., dann noch Schows BCW. V. 6. sind die Lesarten ganz ungenau verzeichnet. Ungenau: codd. εὖθ' ὅτ' ist gewagt, da nur A angeführt ist und Schows ὁππότ' offenbar aus codd. stammt, da die Vulg., wie Herr B. nicht angiebt, ἔσθ' ὅταν προμάχους σεῦ' ἠδ' ist. Gleich darauf ist σεύαιθ' stillschweigend nach meiner Emendation geschrieben, ohne die codd. zu nennen, s. Delect. — V. 9. lesen wir οὐ γάρ τις κείνου λαῶν ἔτ' ἀμεινότερος φὼς ἔσκεν κτλ. statt δηΐων. Unmöglich aber kann der Feldherr zu den λαοί gerechnet, also auch nicht mit ihnen verglichen werden. Hätte doch Herr B. das befolgt, was er in der Note sagt: „δηΐων si integrum est, pro ἔτ' scribendum est τότ'." So hatte auch ich unabhängig von Bergk die Stelle emendirt. Aber schwerlich hat Herr B. aus dem Zusammenhang des Ganzen die Nothwendigkeit der Aenderung klar erkannt; sonst könnte er nicht V. 1. statt Οὐ μὲν δή gerathen haben auf Ἦ μὲν δή. Mimnermos vergleicht die Schlaffheit seiner Zeitgenossen mit der Rührigkeit eines alten Feldherrn (zur Zeit des Gyges): daher Οὐ μὲν δὴ κείνου γε μένος, *jenes* Helden Muth war ganz anders. Und nachher: An *ihm* hatte Pallas ihre Freude. Denn keiner der Feinde war *damals* ein bessrer Held, (wie es jetzt der Fall ist.) Die Vergleichung mit den Feinden ist sehr am Orte, da die Zeitgenossen ihnen nachstanden; V. 8. δυσμενέων leitet den Vergleich ein. Ahrens δὴ Ἴων ἔτ' ἀμ., so sinnreich es ist, scheitert an dem mattherzigen ἔτι; auch dürfte Ἰάων oder Ἰήων erwartet werden. Aber ganz übergangen durfte eine solche Conjectur schwerlich sein. — V. 11. ist ὁ δ' αὐγῇσιν φέρετ' geschrieben. Ich verstehe den Sinn der Aenderung nicht. Ahrens hat nach Gesners Version sinnreich geschrieben ὅτ' αὐγαῖσιν θέρετ', wo ich indefs θέρετ' zu pretiös und nicht passend finde. Aber mit φέρετ' ist kaum etwas anzufangen, und Ahrens Vorschlag verdiente gewifs Beachtung. Ich schlage vor: ὅτ' αὐγῇσιν στρέφετ' ὠκέος ἠελίοιο, *so lange er verkehrte im Lichte der Sonne.* Läge es nicht zu weit ab, so möchte ich lieber πρέπεν. —

Eleg. 16. „αἰεί scripsi, vulgo ἀεί". Freilich bei Bach. Aber im Etym. M., das Herr B. nachzusehn versäumt hat, steht von jeher αἰεί.

Solonis Eleg. 1. soll stehen Plut. Sol. c. 1. Ist ein aus Delect. (verbessert Add. p. 169.) übergegangner Irrthum statt c. 8. — Elg. 2, 1. Σικινήτης unus codex (Diogenis, denn Plut. Reip. Ger. 17. hat Σικινίτης), vulgo Σικινίτης. Jene Form ist allerdings kürzlich von Rofs ἀρχαιολ. τῆς νήσου Σικίνου Athen. 1837. p. 11. aus einer Attischen und einer Sikinitischen Inschrift nachgewiesen. Doch widerstreitet Steph. Byz. ὁ οἰκήτωρ Σικινίτης. Freilich hat Rehdiger. Σικινήτης, aber der Zusatz ὡς νῆσος νησίτης zeigt den häufigen Schreibfehler. — Eleg. 3. Hier mufste bemerklich gemacht werden, dafs die Elegie in den besten codd. des Demosthenes, Reiskes August. 1. 2. und Bekkers Σχς fehlt. V. 6. ist aus Conjectur ῥήμασι πειθόμενοι geschrieben. Ganz unrichtig, da der Dichter alles Unheils Wurzel in dem Streben nach Bereicherung findet. Χρήματα ist Geldgier; ῥήμασι würde einen Zusatz wie ἀδίκοις nöthig machen, vgl. Theogn. 1152. 1262., wo auch V. 980. ῥήμασι richtig mit Meinekes Zustimmung verbessert ist. — Ob die zu V. 10. 11.

Digitized by Google

vorgeschlagne Aenderung zutreffe, ist nicht zu entscheiden, da vielleicht V. 11. gar nicht an rechter Stelle steht. Eine Hdschr. in marg. Aldinae Voemelii läfst ihn weg. Er scheint als Parallelstelle an den Rand geschrieben gewesen zu sein. Ob V. 13. κλέπτουσι δ' zu schreiben, steht gleichfalls der Lücke wegen dahin. In den Text gehörte es nicht. Irrthümlich V. 11. πλουτεῦσιν *scripsi*. Steht schon im Delect. — V. 14. begegnen wir der stillschweigend gemachten Umstellung σεμνὰ θέμεθλα δίκης statt σεμνὰ δίκης θέμεθλα. Kommt sie auf Schuld des Setzers, so hat er sehr glücklich gefehlt. Die Aenderung ist richtig. — V. 16. ἀποτισομένη Stephanus. Auch cod. Bavar. m. sec., wie Del. schon angegeben. — V. 19. Da die codd. zwischen ἐπεγείρει, ἐπεγείρειν, ἐπαγείρειν schwanken, so scheint das auf ἐπέγειρεν zu führen. — V. 21 sq. ist gedruckt:

ἐκ γὰρ δυσμενέων ταχέως πολυήρατον ἄστυ
τρύχεται ἐν συνόδοις θ', αἷς ἀδικοῦσι φίλους.

(Warum nicht auch hier ᾗς und ἀδικεῦσι?) Man mufs danach glauben, dafs Herr B. unter δυσμενεῖς äufsre Feinde verstehe, denen die σύνοδοι der innern Parteimänner zur Seite gestellt wurden. Hier ist aber nur von στάσις ἔμφυλος der Bürger gegen Bürger die Rede. Die σύνοδοι fasse ich als politische Clubbs, Hetärieen. Darauf deutet, meine ich, gar die in einigen codd. statt φίλους gefundne Glosse φιλεταίροις hin. Die Mitglieder dieser Genossenschaften sind die δυσμενεῖς, die durch ihre Gewaltstreiche den Mitbürgern gefährlich werden. Daher stelle ich, wie auch Ahrens vermuthet, her:

ἐκ γὰρ δυσμενέων ταχέως πολυήρατον ἄστυ
τρύχεται ἐν συνόδοις τῆς ἀδικησιφίλοις.

„*mittelst ihrer an den Freunden frevelnden Gesellschaften*". Man halte dazu den Vers: Ἀττικὸς οὗτος ἀνὴρ τῶν Σαλαμιναφετῶν. Mehrere codd. kommen mit φίλοις statt φίλους erwünscht zu Hülfe. — V. 23. konnte wohl Jenickes πενιχροί, von Hermann empfohlen, erwähnt werden. — V. 26. wollte Hermann οἴκῳ ἑκάστῳ. Daran würde ich anstofsen, weil ἑκάστῳ von οἴκῳ zu trennen wäre. Solon stellt das Eindringen in das Haus der Einzelnen dem Walten im Gemeinwesen entgegen. Οἴκαδε *ins Haus*, nicht blofs, wie die Lexica angeben, *in die Heimath*, schützt Xenophan. I, 18. Theogn. 476. 844. 1335. u. s. w. — V. 27. δ' ἔτ' ist von H. Wolf. Die codd. δέ τ'. — V. 28. πάντως Brunckius. Schon Markland, und der cod. Bodl. πάντας ἢ πάντως. — 29. εἰ καί τις φεύγων ἐν μυχῷ ἢ θαλάμου. Kurzweg *scripsi*. So habe ich ja Delect. p. 169. emendirt und mit Nennung meines Namens haben so die Zürcher Herausgeber geschrieben und endlich hat G. Hermann in der von Herrn B. doch oft benutzten Rec. des Delect. p. 30. die Aenderung gutgeheifsen und obenein mitgetheilt, dafs auch Herr Köchly auf dieselbe gekommen sei, nur dafs er richtiger θαλάμων schreibe nach Odyss. Ψ, 41. Man vergleiche die Stelle und urtheile, ob wohl richtiger? — V. 33. καί θ' ἅμα *scripsi*. Richtig. Aber so hatten O. Schneider cens. Del. und G. Hermann l. c. emendirt. —

Eleg. 4, 1. ὅσσον ist Emendation von Stephanus; Codd. haben ὅσον. — Fr. 7. fehlt Diogenian. 8, 22. — Fr. 9, 5. ist mit Dindorf περὶ πάντα νοεῖν gegeben, ohne andre Versuche zu nennen, als da sind σ' ἅμα πάντα von Hermann, τινὰ πάντα Sintenis, πρὸ ἅπαντα Ahrens, μ' ἄρτια πάντα Winckelmann, ἕνα πάντα Delect. Jetzt glaube ich, dafs der Fehler durch unrichtige Lesung des Compendiums $\overline{\pi\alpha\nu\tau\alpha}$ aus παρεόντα entstanden ist: „jetzt gleich, während man dabei ist, mufs man sinnen, ihn niederzuhalten". — Fr. 10. ist ηὐξήσατ' ἐρείσματα δόντες äufserst unwahrscheinlich geschrieben, da Plutarch und Diodor ἐρύματα, Diogenes ῥύσια bieten. Alles erklärt sich aus ηὐξήσατε ῥύματα δόντες, was schon Stephanus als Lesart anführt. — V. 5. Hermann hat in der Rec. erinnert, dafs ἔπε' αἱμύλου nothwendig ist.

Nirgend tritt die Unzuverlässigkeit des kritischen Apparats greller hervor als in der langen herrlichen Eleg. 12. Hier kann Bergk weder bei Gaisford noch bei Schow an der Quelle geschöpft haben. Ich will nur auf Einiges aufmerksam machen. Leider hat A nur V. 7—13. von dem ganzen Gedichte, wenigstens nach Gaisfords Angabe. Doch führt Grotius zu V. 32. eine Lesart aus ihm an. Die Blätter werden verbunden sein. V. 3. Brunckius coniecit ἐμοί. So hat Schow ohne Var. und dafür spricht Krates Parodie χόρτον ἐμῇ συνεχῶς δότε γαστέρι. — V. 6. fehlt πικρόν Voss. Ars. — V. 9. πλοῦτος *codd.* Vulgo πλοῦτον. Schows codd. freilich (nicht Vindob.), aber Gaisf. ohne Varr. πλοῦτον. — V. 11. ist mit Recht Ahrens μετίωσιν aufgenommen; aufserdem hätte dann aber die Interpunction verbessert werden sollen. Hinter κόσμον ein Komma: *den aber die Menschen erjagen unter Frevelmuth, nicht in Zucht und Ordnung, der kommt wohl, aber unrechtem Thun folgend kommt er widerstrebend.* Auch V. 31. ist nach Ahrens, dessen Emendation an

Digitized by Google

derselben Stelle steht wie jene und das V. 34. richtig angenommene und Ahrens beigelegte εὐθηνεῖν, obgleich es hier *scripsi* heifst, καὶ ἄντιτα ἔργα, aber richtiger ἦλυθε πάντως αὖτε als Ahrens ἦλυθε πάντως ἄτη geschrieben. Es fehlt, dafs Schows BCD αὐτίκ' ἀναίτιοι lesen. — V. 13. fehlt ἀναμίγνυται Voss. Ars. — Dann heifst es ἄτη Trinc. Auch Schows AB. — V. 16. δήν codd., vulgo δή. Bei Schow ACE, bei Gaisf. nur B. Also nicht schlechtweg codd. — V. 21. hat Bergk keinen Anstofs genommen an der Vulg. δηώσας κατὰ ἔργα. Aber Solon hat durchweg die Homerische Messung von καλός, wie z. B. gleich V. 24. Wäre δηώσας richtig, so dürfte man auf δηΐσας κλυτὰ ἔργα rathen. Doch dünkt nicht unwahrscheinlich, dafs Solon schrieb δήσας ἀγλαὰ ἔργα. Die kürzere Form δηΐω ist von Meineke Del. Epigr. p. 132 nachgewiesen und öfter herzustellen. — V. 23. κατ' ἀπείρονα γαῖαν unus codex. Das ist B man. sec., also Conjectur; Voss. Ars. lassen das Wort aus, Trinc. (Vind.) Gesn. haben πίονα, welches also allein beglaubigt ist und wohl zu der Beschreibung pafst. — V. 27. Vulgo οὔτε, *codd.* οὔτι. Bei Schow nur AC, aber B οὔτε und οὔτι darüber; bei Gaisf. nur B m. sec. οὔτι, Ars. Trinc. οὔτε. — V. 29. ἦν δὲ codd., vel εἰ δὲ. Da Gaisfords codd. εἰ δὲ, Trinc. (und Vindob.) οἳ δέ bieten, so scheint ἦν δὲ Correctur, zumal Schows Angabe, dafs ABEGW ἦν δέ lesen, hinsichtlich des A falsch ist. Ich halte jetzt οἳ δέ für vollkommen richtig. — V. 32. ἢ γένος ἐξοπίσω unus codex. Bei Schow C, bei Gaisf. B man. sec. Da die guten codd. ἡγεμόνων ὀπίσω (auch Vind.) oder προγόνων ὀπίσω (A Grotii) bieten, so ist jenes eine zu augenfällige Interpolation, als dafs ihr getraut werden dürfte. Emperius wollte ἢ τὸ γόνων ὀπίσω, näher dem Wahren Sauppe ἢ γένος ὧν ὀπίσω. Es ist zu schreiben: ἢ γένος ὦν ὀπίσω, *„entweder ihre Kinder oder doch sicherlich das spätere Geschlecht"*. — V. 37. fehlt, dafs die codd. und edd. X' ὅστις haben. — V. 41. ἀρχήμων verdruckt statt ἀχρήμων. Diese Stelle ist hier völlig entstellt so gegeben:

εἰ δέ τις ἀχρήμων, πενίης δέ μιν ἔργα βιᾶται,
κεκτῆσθαι πάντως χρήματα πλεῖστα δοκεῖ.

Note: „κεκτῆσθαι *scripsi*, simulat enim sibi esse plurimas opes; vulgo *inepte* κτήσασθαι. Ib. πάντως Gesnerus, vulgo πάντων. πλεῖστα duo codd., vulgo πολλά". Dafs ein von bittrer Armuth Gedrückter sich stellt (δοκεῖ?), als sei er ein überaus reicher Mann, scheint kein wahrer Gedanke. Wäre er es auch sonst, hier weist ihn der richtig aufgefafste Zusammenhang zurück. Der Dichter sagt: „Jedermann wähnt seines Theils oben drauf zu sein, so lange ihm kein Unglück zustöfst. Dann aber jammert Mancher, während wir uns bis dahin an eiteln Hoffnungen arglos ergötzten". (Die nun folgende specielle Ausführung χώστις μὲν κτλ. nimmt den Hauptgedanken τότε δ' αὖ τις ὀδύρεται wieder auf, zu dem ἄχρι δὲ τούτου — τερπόμεθα in logisch untergeordneter Geltung steht und nur nochmals, wie oft in der Epik, die frühere glückliche Zeit hervorheben soll). Indem nun Solon die schlimmen Lagen, aus denen der Einzelne zu entrinnen trachtet, vorführt, dabei aber stets den Gedanken des χάσκειν κούφης ἐλπίσιν durchblicken läfst, sagt er: „Wer erkrankt ist, trachtet auf alle Weise nach Genesung; wer feig ist, bildet sich ein, tapfer zu sein; wer häfslich, schön. (An die Stelle des Ringens nach Tapferkeit und Schönheit, da das ein unsinniger Gedanke sein würde, tritt hier nothwendig die κούφη ἐλπίς). Wer aber blutarm ist, der denkt doch jedenfalls noch einmal zu Schätzen kommen zu können". Dieser Gedanke leitet das Folgende ein, wie verschiedne Wege der Mensch zu diesem Ende einschlage. — Ist hiermit Solons Gedanke getroffen, so zerstört das kühn hingeworfne κεκτῆσθαι das Ganze, indem es gerade den Anknüpfungspunct für das Folgende abschneidet. Und πάντως zeigt nun zum Glück auch sprachlich, dafs κεκτῆσθαι falsch ist, während es vortrefflich zu κτήσασθαι pafst. Unrichtig ist auch πλεῖστα aufgenommen: duo codd., aber B Schowii hat πολλά doch darüber und Gaisfords codd. wie Trinc. (und Vindob.) haben πολλά. Klar ist, dafs, als das fast überall verschriebne πάντως in πάντων corrumpirt war, πολλά unglücklich in πλεῖστα geschlimmbessert wurde. Dafs κτήσασθαι ganz richtig sei, hatte ich Conjj. Critt. p. 176 bemerkt. Uebrigens ist bisher übersehen, dafs V. 33 sq. lebhaft an Odyss. Σ, 132 sqq. erinnere. — V. 46. οὐδεμίαν *scripsi*. Vgl. Delect. p. 169. — V. 47. Unnöthig wird εἰς ἐνιαυτούς vermuthet, da eben so gut εἰς ἐνιαυτόν *das ganze Jahr lang* gesagt sein konnte, wie bei Homer und Hesiodos. — V. 48. ist hinter λατρεύει stark interpungirt: „nam verbis τοῖσιν κτλ. quae male cum prioribus copulantur, nova continetur sententia". Dieser Belehrung bedurfte es in einer solchen Ausgabe nicht. Hat man hinter

Digitized by Google

λατρεύει schwach interpungirt, so geschah es, weil man zwei so eng zusammenhängende Glieder lieber enger verknüpfen wollte. Denn der Gedanke des Lohnarbeiters wird nach der griechischen Wirthschaft des ἀροῦν und φυτεύειν als Beschäftigung mit dem Ackerbau und der Gartencultur ausgedrückt. Ob Jemand mifsverstanden hat, weifs ich nicht: Grotius sagt ganz richtig: Alter humum curvo Cerealem versat aratro, auctumnumve satis provocat arboribus. So auch Weber und Dissen zu Demosth. p. 445. — Uebrigens ist die Lesart μένει, die aus ein paar codd. von Schow berichtigt ist, übergangen. — V. 50. ἔργα δαείς codd., vulgo ἔργαλαειν (vielmehr ἔργαλα εἰν). Sechs codd. Schowii ἔργαλα εἰς. Ebenda ist συλλέγεται stillschweigend geschrieben: Stob. ξυλλέγεται. — V. 51. ἄλλος Ὀλυμπιάδων Μουσέων πέρι δῶρα διδάχθη Ἱμερτῆς σοφίης μέτρον ἐπιστάμενος. Hier ist Μουσέων von Brunck: vulgo Μουσάων (so scheinen Gaisfords codd. zu haben; Schow führt aus *plerique* Μουσῶν an); πέρι hat Hr. B. statt πάρα geschrieben, διδάχθη statt διδαχθείς von Brunck angenommen. Wohl voreilig. Der Dichter zeigt, σπεύδειν ἄλλοθεν ἄλλον: der Handwerker und Künstler χειροῖν ξυλλέγεται βίοτον. Dem χειροῖν entspricht beim Dichter ἱμερτῆς σοφίης μέτρον ἐπιστάμενος, nämlich ξυλλέγεται βίοτον. Dafür bürgt das parallel laufende δαείς; ἐπιστάμενος kann man sich verdeutlichen durch ἐπιστήμῃ σοφίης. Auch der alte Poet ist ein δημιουργός und man hat an Honorare und Preise zu denken. Πέρι gewährt ein Bedenken, insofern es hier nicht auf ausgezeichnete Leistungen, sondern auf Lebensbeschäftigung überhaupt ankommt. Hält man die beglaubigte Lesart Μουσάων fest, so scheint παρά unrichtig eingeschoben. An Ὀλυμπιάδων Μουσάων δῶρα διδαχθείς ist nichts zu tadeln, da ja auch Archilochus sagt Μουσέων ἐρατὸν δῶρον ἐπιστάμενος. Wie ἔργα δαῆναι von der niedern Kunstfertigkeit, so δῶρα διδαχθῆναι von der höhern. Hält man aber an πάρα fest, und schreibt Μουσέων, so ist auch daran schwerlich übel gethan. Μουσέων πάρα δῶρα διδαχθείς wäre so viel als Μουσῶν δῶρα διδ. παρὰ Μουσῶν. — V. 59. 60. Πολλάκι δ' ἐξ ὀλίγης ὀδύνης μέγα γίνεται ἄλγος, Κοὐκ ἄν τις ῥύσαιτ' ἤπια φάρμακα δούς. Note: *scripsi*, codd. κοὐκ ἄν τις λύσαι (so hat einzig und allein Schows W und margo Gesn.), κοὔτις λύσαιτ' ἄν (ist Angabe Bachs: woher? ist nicht zu sagen), Trinc. κἄν τις λύσαιτο. Uebersehen ist erstlich, dafs Schows B ἔσσεται ἄλγος giebt, wonach sich als wahre Lesart μέγ' ἀέξεται ἄλγος muthmafsen läfst. Zweitens ist die Vulg. mit keiner Silbe erwähnt: κοὐκ ἄν τις λύσαιτ', die Schow in allen seinen codd. fand und Gaisf. aus Voss. und B m. sec. anführt. Wozu ist nun ῥύσαιτ' geschrieben? Man müfste nicht ἄλγος, sondern τὸν ἄλγος ἔχοντα denken. Sollte B. am Medium λύσαιτο Anstofs genommen haben? Der wäre durch Verweisung auf Odyss. K, 286. Pind. Isthm. VII, 52. Aeschyl. Suppl. 1051. und gleich Phocyl. fr. 15. zu beseitigen. Oder glaubte er, die Dissonanz der Lesarten führe auf ῥύσαιτ'? Aber das ist eitel Schein, da Trincavells κἄντις λύσαιτο einfach auf Wegfall des κου, compendiarisch gedruckt, beruht und die Umstellung κοὔ τις λύσαιτ' ἄν keinerlei Auctorität hat. Zeigten die Quellen Spuren, so würde ich eher an: κοὔ τις ἂν λήσαιτ' oder κοὔ κέ τις λήσαιτ' denken. — V. 61. Lobeckius coniecit κακώμενον. Vielmehr κακούμενον. — V. 67. προνοήσας *unus* codex! Vielmehr ABCEW Schowii, Voss. Ars. B m. sec. Gaisfordi. Ἐρδειν et ἔρδοντι *scripsi*. Steht im Stob. von jeher, wie auch an andern Stellen. — V. 73. ist τίς ἄν κορέσειεν ἅπαντας ohne Bemerkung beibehalten, obschon Döderlein, s. Delect., die Unerträglichkeit des Gedankens gezeigt und ihn durch die gelinde Aenderung τίς ἂν κορέσει' ἕνα πάντως verbessert hat. Ahrens κορέσειε πένητας bringt einen rhetorisirenden Anstrich in die schlichte Einfalt des Solon. —

Eleg. 15. Παιδός τ' ἠδὲ γυναικός, ἐπὴν κἠνταῦθ' ἀφίκηται, ἥβη· σὺν δ' ὥρῃ γίνεται ἁρμοδία. Κἠνταῦθ' *scripsi*. So schon Ahrens, natürlich ohne die dorische Krasis, der auch den gleich nachher berührten Genitiv ἥβης verlangte. Ferner ἁρμοδία *scripsi*, hat ja aber Stob. und steht z. B. auch Delect. Wie der Satz σὺν — ἁρμοδία sich fügen soll, weifs ich nicht. Hinter ἥβη mufs ein Komma und σὺν δ' ὥρῃ γ. ἁρμοδία (oder ἁρμοδίη) gelesen werden. Sinn: „Wer Nahrung und Kleidung hat — gut ist πλευρῇ aufgenommen — und sich der Liebe erfreut und dem zugleich beiwohnet Jugendkraft". Ahrens hier übergangner Vorschlag κἀνταῦθ' ἀφίκηται ἥβης, σύν γ' ὥρῃ γ. ἁρμονία et cui uxoris et liberorum suo quidem tempore contingit coniunctio, ubi etiam eo aetatis pervenit dringt dem Solon einen sentimentalmodernen Gedanken auf, der übrigens mindestens παίδων verlangen würde. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 72.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

Poetae Lyrici Graeci. Edidit Theodorus Bergk.

(Schluſs.)

Eleg. 17. fehlt Theodoret. Therap. p. 37 Gaisf. — Eleg. 19. kann Hermias zum Phädrus nicht nachgesehn sein. Er liest Ἔργα τὰ Κυπρ. und V. 2. mit einigen codd. Plut. Μουσάων (τίθησιν). Wahrscheinlich stand auch hier: Μουσάων θ' ἃ τίθησ' ἀνδράσιν εὐφροσύνας. Vielleicht auch Archil. 1, 2. Μουσάων τ' ἐρατόν, da Μουσάων dort auſser Themist. (ante Dindorf.) auch Athen. Epist. bietet. — Fr. 20. fehlt Zenob. III, 4. — El. 23. Hier sind nicht allein die Varr. unvollständig angegeben, sondern die meist mit Philon stimmende Abschrift eines Pariser Codex saec. XIII. bei Cramer. A. P. I, p. 46 völlig miſsachtet. Ich führe nur ein paar Lesarten aus ihm an, die ganz neu sind. Vs. 5. ist ἀεξομένων ἔτι γυίων sehr probabel, aber das auch vom Paris. bestätigte ἐπὶ läſst sich vertheidigen. V. 7. führt ἑβδομάδεσσιν (auch Paris.) auf Sylburgs ἑβδομάδ' ἐστὶν ἄριστος, welches nicht angegeben ist. V. 9. ὡρίου *scripsi*. War unnöthig: ἄνδρα ὥριον (γάμῳ) μεμνημένον εἶναι γάμου. V. 12. bietet Paris. überraschend schön ἐν δ' ἔρδειν ἔθ' ὁμῶς statt οὐδ' ἔρδειν ἔθ' ὁμῶς, was sich freilich einigermaſsen erklären läſst. Aber Solon sagt nach jener Lesart: „In der fünften Hebdomas fügt sich in alle Wege der Sinn des Mannes, dabei aber wandelt ihn doch noch dann und wann Lust an zu unausführbaren, eiteln Dingen; aber in der siebenten und achten ist er an Einsicht und Rede vollkommen". V. 14. bestätigt Paris. die hier nicht erwähnte Emendation von Sintenis ap. Herm. cens. Delect. ἀμφότερον und führt mit τεσσερεκαίδεκα auf τεσσερακαίδεκα.

Fr. 29, 1. εὐχώμεσθα Stephanus. Und jetzt codex A. — Fr. 31, 1. χολεύμενοι *scripsi*, gegen *alle* codd. Plut. Warum aber so im Attischen Solon, dagegen im Ionischen Archilochos fr. 124. χολούμενος, und zwar nur nach dem *einzigen* Codex, gelassen? — Fr. 32, 6. fehlt, daſs codd. Ἀθηνῶν und ἡμέραν haben. V. 7. ist ἀσκὸς aufgenommen. Die duo codd., die das haben, sind C, durchgängig interpolirt, und A. man. sec., also aus Conjectur. Vollkommen richtig ist die Lesart der übrigen Quellen αὐτὸς ὕστερον δεδάρθαι κἀπιτετρῖφθαι (unus cod. sagt B. Dieser hat aber κἀπιτετρίφθαι und erst im Delect. ist der Accent verbessert) γένος: „ich hätte in seiner Stelle wohl gewollt, daſs ich selbsteigen geschunden und mein Geschlecht zu Schanden würde, hätte ich als Herr und Tyrann auch nur einen Tag über Athen geherrscht im Vollen des Reichthums". Aber sehr fraglich ist doch, ob Hr. B. gut gethan hat, Vers 5. mit Xylander ἤθελον zu geben. Die codd. ἤθελεν. Daſs Plutarch so gelesen, geht aus seinen Worten hervor: Ταῦτα τοὺς πολλοὺς καὶ φαύλους περὶ αὐτοῦ πεποίηκε λέγοντας. Wie es zu verstehen sei hat Müller Griech. Litt. Gesch. I, 251. gezeigt. — Fr. 34, 2. γένωμαι *scripsi*. Wie im Delect. vorgeschlagen war. — Fr. 35, 8. wird vermuthet τῆς δ', ut illi ipsi, qui modo dicti sunt, dicantur obscuri et obfuscati sermonis ambagibus usi esse. Das mattherzige τῆς δ' ἀναγκαίης ὕπο würde ich ohne Befremden lesen. Aber eben diese Worte zeigen, daſs Herr Bergk mit jenem obscurus sermo das Richtige verfehlt hat. Es muſs in χρησμὸν λέγοντας etwas gesagt sein, wozu die bittre Noth trieb. Solon rühmt zweierlei: Manche habe er aus der Fremde heimgeführt und Manche in Athen selbst aus der Knechtschaft gelöst. Die erste Klasse zerfällt in die als Schuldner in die Fremde Verkauften und die, welche von Mangel an Unterhalt getrieben in die Ferne zogen. Man darf sich nicht irre machen lassen, daſs dem τοὺς δ' ἀναγκαίης ὕπο kein ausdrückliches τοὺς μέν respondirt. Es liegt aber in πραθέντας und dem Πολλοὺς δ' Ἀθήνας entspricht V. 11. τοῦς δ' ἐνθάδ' αὐτοῦ. Ist nun χρησμὸν λέγοντας richtig, so muſs man mit Reiske an Leute denken, die gleich den Zigeunern Jedem seinen Schicksals-Spruch sagten und davon lebten. Der Plural

Digitized by Google

χρησμούς scheint nicht durchaus nöthig. Dafs Solon diesen Erwerbzweig namentlich hervorhebt, kann nicht Wunder nehmen, sobald man sich erinnert, dafs die χρησμῳδία in jener Zeit namentlich in Athen üppig wucherte, wozu Epimenides Aufenthalt nicht wenig beigetragen haben mag. Doch vermuthe auch ich jetzt eine Corruptel. — V. 11. Vulgo δουλείῃ (vielmehr δουλείης) vel δουλείην (Conjectur Canters), Plutarchus δουλοσύνην. Aber cod. C δουλείην. — V. 12. ἤθη δεσποτῶν ist sehr schön geschrieben, nur hätte die Consequenz δεσποτέων verlangt. Hingegen ist V. 13. aus einem cod. Aristid. sehr unrichtig κράτη statt κράτει geschrieben gegen Plutarch. Was heifst: ταῦτα κράτη ἔρεξα? Solon sagt: „Das habe ich mit Kraft durchgeführt, indem ich Milde mit Strenge paarte". — V. 18. ἄλλος ὡς ἐγώ. Fortasse scribendum ἢ ὡς. Gewifs nicht, s. Intpp. Aesch. Prom. 632. und was ich in den Gött. Gel. Anz. 1843. p. 117 über den Gebrauch des ὡς für ἤ bemerkt habe. Aber hier braucht man von der gewöhnlichen Bedeutung gar nicht abzugehn. Auch Xenophan. 3, 4. war ὥσπερ mit Athen. codd. AB zu schreiben. Beiläufig erinnre ich, dafs Herr Bergk Hipponact. fr. 51. Δεῖ δ' αὐτὸν ἐς φαρμακὸν ἐκποιήσασθαι nicht richtig ὡς φαρμακόν vermuthet hat. Ἐς φ. heifst dasselbe: *„man mufs ihn sich vom Halse schaffen wie einen armen Sünder"*. Es ist gesagt wie σκώπτειν τινα εἰς κυβευτήν, Meineke Exercitt. Philoll. in Athen. p. 34, Lateinisch mugire in bovem, Ruhnken. Opusc. p. 512. — Fr. 36. ist im Ganzen nach Ahrens evidenter Anordnung gegeben, nur dafs wir V. 5. lesen: τῶν εἵνεκ' (statt vulg. οὕνεκ') ὀργὴν (statt ἀρχήν) πάντοθεν κυκεύμενος, während man gewöhnlich mit Lobeck κυκλεύμενος las. Bergks Lesart scheint nicht wohl statthaft. Solon vergleicht sich mit einem Wilde, das von einem Rudel Hunden rings umzingelt gegen alle sich zu vertheidigen hat, um einen Ausweg zu finden. „So", sagt Solon, „hätte ich wollen für jede einzelne Partei thun was sie wünschte, so würden Viele haben ins Elend wandern müssen. Darum war ich der Wolf immitten der Parteien". Statt ἀρχήν hatte ich an ἄγρῃ (oder ἄγρᾳ) gedacht, besser Meineke Com. IV, p. 718 in demselben Sinne ἄρκυι. Das sollte doch erwähnt sein. — Fr. 37. ist gut verbessert. — Fr. 39. *Fortasse scribendum* κόκκωνα δ' ἄλλος. So hat ja eben zu der Stelle Lobeck vorgeschlagen. — Fr. 40. Das gebilligte ἀρχῶν ist später durch codd. und Apostolius bestätigt, s. Delect. p. 468. Lentsch. ad Diogenian. II, 99. Aber auf keine Weise durfte Meinekes Erinnerung unbeachtet bleiben, dafs καὶ δίκαια κἄδικα vorzuziehen sei, Com. IV, p. 713. Vgl. meine Conjj. Critt. p. 176. —

Phocylidis fr. 1. Die Travestie des Demodokos steht nicht Anth. Pal. XII, 27., wie irrthümlich nach Delect. angegeben ist, sondern XI, 235. — Fr. 3, 4. fehlt, dafs Stob. ἠδὲ ταχεῖα liest, auch fr. 7. Ἀμαλθαίης. — Fr. 5. fehlt Themist. Or. XXIV, p. 307, C. Φωκυλίδης τά τε ἄλλα ἀληθῶς λέγει καὶ ὅτι σμικρὰ πόλις μετὰ φρονήσεως ἐπὶ σκοπέλου κατοικοῦσα κρειττων Νίνου ἀφρονεούσης. — Fr. 10. ist übersehn Alex. Aphrodis. in Topic. fol. 134. Ald. Δεῖ ζητεῖν βιοτήν, ἀρετὴν δ' ὅταν ᾖ βίος ἤδη. So mufs man wirklich schon eines metrischen Anstofses wegen statt ἀσχεῖν lesen und dafür spricht nicht blofs Platon in der angeführten Stelle, sondern auch Horaz, der ebenfalls nur ein Verbum hat: Quaerenda pecunia primum, Virtus post nummos. — Fr. 14. fehlt Clem. Stromm. V, 733. Καὶ τῷ ὄντι ἀνάγκη Πολλὰ πλανηθῆναι διζήμενον ἔμμεναι ἐσθλόν. Scriptor. Anon. Crameri A. P. I, 166. Τὸ Φωκυλίδειον παθεῖν· Πολλὰ ἀέκοντα διζήμενον οὐ μόνον τὸν ἐσθλόν κτλ. — Fr. 15, 2. κακοῦ ἀνέρας *scripsi*. Nach Delect. p. 170. — Fr. 16. fehlt Suidas s. v. ἀπαιτέων, χρῆσται und die Angabe der Varr. — Fr. 17. gehört dem Milesier nicht an. Auffallend die Note: Lucian., — ubi *Solanus refert, a Scholiasta Phocylidi tribui hunc versum*. Wie es damit und überhaupt mit dem auch carmen gnom. 87. recipirten Verse stehe war in meiner Abhandlung de Pittheo Troezenio (Gotting. 1812.) ins Reine gebracht. Doch darauf hat Hr. B. nicht achten mögen. —

Xenophanis fr. 1, 1. δάπεδον Hermannus. Schon Casaubonus. — 3. *Fortasse* ἄλλος, ὁ δ'. So Hermann cens. Delectus; „παρατείνει incommodum verbum, fortasse παραγίνει sive παραγινεῖ scribendum". Jenes gewifs nicht minder incommodum, weil eine Form ἀγίνω nicht bekannt ist; dieses schwerlich commodius, wofern man nicht annehmen will, der Bursche habe die Wohlgerüche zur Achse befördert. Nichts richtiger als παρατείνει, *reicht hin*, wie man sagt ἱμάτιον παρατείνειν. — 5. ist nach meiner Verbesserung gedruckt: Οἶνος δ' ἐστὶν ἕτοιμος (richtiger ἑτοῖμος), ὃς οὔποτε φησὶ προδώσειν, aber unrichtig wird mir οὔποτε beigelegt, da schon die Aldina so hat. Jetzt aber wissen wir, und Herr Bergk mufste das wissen, dafs der Schlufs ὃς — προδώσειν ganz so im cod. Marcian. steht, worüber Ritschl Rh. Mus. 1841, p. 140 sq. belehrt hat. — 6. fehlt, dafs höchst wahrscheinlich statt des unerklärlichen Aeolismus ὀσδόμενος, wofür cod. B ὀδμόμενος, mit Hermann ὀζόμενος zu lesen ist. — 13. ist δή ansprechend conjicirt, aber in den Text würde ich es noch nicht setzen. Aber ganz unzulässig ist es, Vers 15. von dem Vorhergehenden zu sondern und statt σπείσαντάς τε zu schreiben σπείσαντας δέ. Denn δύνασθαι τὰ δίκαιαι πρήσσειν ist Object zu εὐξαμένους, *„bitten zu den Göttern, dafs sie Kraft haben mögen, das*

Digitized by Google

Rechte zu thun". Und so erst entsteht die gehörige Stufenfolge: Spende, Gebet und Paian. — V. 20. ist geschrieben: ὃς ἐσθλὰ πιὼν ἀναφαίνῃ ᾧ θ' ᾗ μνημοσύνη καὶ νόος ἀμφ' ἀρετῆς. Was mit ᾧ θ' ᾗ gemeint sei, kann man nur rathen. Druckfehler scheint es nicht zu sein, da in der Note dasselbe steht. Vielleicht ist ᾧ τ' ᾗ gemeint. Die codd. ὡς ἡ, woraus Ahrens am leichtesten ὡς ᾗ gemacht hat. Statt νόος (codd. τὸν ὃς) haben Andre τόνος und πόνος conjicirt, ohne erwähnt zu sein. Hermanns λόγος ist erwähnt, aber dann mufste nothwendig nicht verschwiegen sein, dafs Hermann ὅσσα μνημ. lesen wolle, wodurch ein ganz andrer Gedanke entsteht, indem nun von dem Inhalte der ἐσθλά die Rede wäre. Keine aller Aenderungen scheint recht zu genügen. — 22. οὐδὲ τὰ *scripsi*. So Hermann.

Eleg. 2, 10. ταῦτά κε πάντα *scripsi*. So Schweighäuser. — 11. οὐκ ὢν ἄξιος statt des untadligen οὐκ ἐὼν ἄξιος geschrieben kommt wohl auf Vorliebe für das einigemal glücklich hergestellte ὤν. — 6. Unus codex αὐτοῖσί κ'. So hat keiner, aber ἀστοῖσί κ' haben PVL. — 10. fehlt, dafs B hat ταῦτά χ' ἅπαντα, was schon deshalb erwähnt werden mufste, weil es die Vulg. ist. — 21. νικῷ Πίσαο παρ' ὄχθας. Vers 3. steht ἔνθα Διὸς τέμενος παρ Πίσαο ῥοῇς ἐν Ὀλυμπίῃ. Dort haben die codd. παρπίσα ὀρόησεν und danach sollte man glauben, dafs auch dort παρ Πίσαο ῥοάς zu schreiben sei.

El. 3, 2. Die drei Angaben der varr. sind alle drei ungenau. Wozu schlechte Varianten, wenn nicht genau? — 5. ist äufserst kühn geschrieben: αὐχαλέοι χάτῃσιν, ἄγαλμ' ὥς, εὐπρεπέεσσιν mit ganz schlechtem Rhythmus. Die codd. haben ἀγάλλομεν oder ἀγαλλόμεν' εὐπρεπέεσσιν. Herr Bergk verweist uns auf Chaeremon. Ath. XIII, p. 608, D., wo aus der Alphesiböa angeführt wird: κόμαι δὲ κηροχρῶτες ὡς ἀγάλματος Αὐτοῖσι βοστρύχοισιν ἐκπεπλασμένοι ξουθοῖσιν ἀνέμοις ἐνετρύφων φορούμενοι. Aber was in einer bewundernden Schilderung am Platze ist, pafst nicht gleich in eine mifsbilligende Beschreibung. Hätte Xenophanes sein Wohlgefallen an der prächtigen Haartracht der Kolophonischen Würdenträger gehabt, so würde ἄγαλμ' ὥς ziemen. So ist es unerträglich. Hätte Herr Bergk eine schon Delect. p. 170. aus den Arimaspeen des Aristeas angeführte Parallelstelle beachten wollen, so würde sie ihm einen andern Weg der Verbesserung gezeigt haben. Die Stelle bei Tzetzes Chill. 7, 687. lautet:

Ἰσσηδοὶ, χαίτῃσιν ἀγαλλόμενοι ταναῇσιν.

Unbedenklich erkläre ich danach εὐπρεπέεσσιν für eine ursprünglich zu αὐχαλέοι oder ἀγαλλόμενοι geschriebene Glosse und setze das Wort des Aristeas ein. Beide Dichter erinnerten sich offenbar an Iliad. Υ, 222.

Ἵπποι
Θήλειαι, πώλοισιν ἀγαλλόμεναι ἀταλῇσιν,

die in Beider Nachahmungen selbst durch gleichen Rhythmus hindurchklingt. Stören darf durchaus nicht, dafs Athenäus nach den Worten des Phylarchos προῆγεσαν διησκημένοι τὰς κόμας χρυσῷ κόσμῳ, fortfährt: ὡς καὶ Ξενοφάνης φησίν. Danach könnte man den χρυσοῦς κόσμος angekündigt glauben, der aber weder in der Vulg. noch in unsrer Emendation vorkommt. Allein die Worte beziehen sich lediglich auf die mit Phylarchos übereinstimmende Schilderung der Weichlichkeit der Kolophonier im Ganzen.

Hier darf ich dieser langen Recension ein Ziel setzen. Beurtheile nun ein Jeder unbefangen, ob Herr Bergk seiner würdig gethan hat, so leichte Waare zu Markte zu bringen. Trotzdem wird Niemand so unbillig sein, dafs er vergäfse, das im Buche zerstreute Gute und Vorzügliche beim Fällen eines Gesammturtheils in die Wagschale zu werfen. Mir scheint es bei einem solchen Werke indefs weniger auf eine oder auf ein Dutzend guter Emendationen mehr oder weniger anzukommen, als auf Zuverlässigkeit und Genauigkeit des Apparats, gewissenhafte Benutzung der Quellen und neuern Hülfsmittel, kurz auf Solidität der Arbeit. So sehr ich gewünscht hätte, Bergks Buch, an welchem schwerlich Jemand ein gröfsres Interesse nehmen könnte, mit Freudigkeit begrüfsen zu können, so wenig sollte meine Recension den unbehaglichen Eindruck, welchen das Buch mit seinen Flüchtigkeiten und seiner unerhörten Oberflächlichkeit auf mich gemacht hat, vertuschen oder mit Redensarten überzuckern. Doch hoffe ich, dafs dem Unbefangenen nicht schwer werden wird zu gewahren, wie durch allen Tadel, den ich nach reiner Ueberzeugung ausgesprochen habe, die Hochachtung vor dem bewährten Talente Herrn Bergks hindurchblickte. Je gröfser Herrn Bergks Ansehen ist, desto gefährlicher kann sein Beispiel wirken und die alte Lauheit gegen die divinatorische Kritik von Neuem anfachen. Hier hinterm Berge zu halten, sobald einmal der Widerwillen gegen eine, übrigens von Bergk selbst gewünschte, Beurtheilung überwunden war, wäre schmählich und ein Vergehen an der Wahrhaftigkeit gewesen. Man mag mir es glauben, dafs es mir schwer geworden ist, über das Werk eines geachteten und persönlich befreundeten Mannes so zu urtheilen. Doch schien es nöthig, wenn auch undankbar, Bergk von dem falschen Wege ernstlich mahnend abzuschrecken. Ohne kleinmeisterliches Kritisiren war das nicht auszuführen. Möchte freilich lieber ein ältrer Philolog, dessen Stimme gewichtvoller wäre, das unerquickliche Geschäft übernommen haben. Lust am Tadeln habe ich nicht, viel eher am Gegentheil: eine κακὴ ἔρις wohnt mir niemals bei und mein Tadel wird um so ehrlicher erscheinen, je mehr ich zum Gegentheil hinneige. Hony soit qui mal y pense. Bergk selbst weifs, wie ich von jeher den reinsten Antheil an Allem genommen habe, was dem mitforschenden Freunde gelungen ist. Persönlicher Neigung aber räume ich nie den geringsten Einfluss auf wissenschaftliche Dinge ein: sie sind von jener völlig getrennt. So hat Bergk es immerdar selbst gehalten. Hanc veniam petimusque damusque vicissim. Habe ich in manchen Puncten nicht das Rechte getroffen, so bin ich der Belehrung stets offen; habe ich Bergk in der Beurtheilung seiner Leistung zu nahe

Digitized by Google

gethan, so rechne ich auf Nachsicht und nehme das Gesagte willig und gern im Voraus zurück: ἔπος ὀ' εἴτέρ τι βέβακται δεινόν, ἄφαρ τὸ φέροιεν ἀναρπάξασαι ἄελλαι.

F. W. Schneidewin, in Göttingen.

XXXV.

Exercitationum Herodotearum specimen I. sive de rebus Assyriorum. Scrips. Guil. Hupfeld. Marburgi, 1837. 8. — *specimen II. sive de vetere Medorum regno. Rintelii*, 1843. 4.

Je lebhafter im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert Alles erörtert worden ist, was *die* alten orientalischen Reiche, welche mit den Schicksalen Israels in Beziehung gekommen sind, angeht, je mehr liegt dies Feld neuerdings brach. Alle die politischen Interessen, durch welche die Forschungen über Griechenland und Rom neues Leben bekommen haben, berühren Assyrien und Medien nicht, oder die Dürftigkeit der erhaltenen Nachrichten gestattet wenigstens nicht auf diesem Boden solche Interessen zu verfolgen. Neue Entdeckungen, frischsprudelnde Quellen, deren Reiz neuerdings zu Aegyptens Alterthum hinzieht, werden höchstens geahnet hinsichtlich Assyriens, geben nur dürftige Ausbeute hinsichtlich Mediens. Der Streit rationalistischer und gläubiger Schriftforschung läfst ebenfalls das fast unbeunruhigt, was von den barbarischen Reichen des Osten im alten Testamente vorkömmt. Hie und da streift die Erklärung der prophetischen Bücher das Thema — und so ist es auch fast nur von dieser Seite, dafs eine gewisse Anfrischung dieser Studien statt gefunden hat. Man war es müde, dürftige, oft einander widersprechende Nachrichten über die Thaten einzelner Könige, oder über die genealogische Folge von Königsreihen so oder so zu combiniren, und den dürrsten Boden zu martern, um einige Früchte historischer Kritik auf demselben zu erzielen. Dennoch kann nicht, ohne dafs die Lücke auf vielen Seiten gefühlt werde, eine solche Vernachlässigung dauernd einen Zweig des historischen Wissens treffen. Nur mit Dank kann es anerkannt werden, wenn ein Gelehrter durch die Trockenheit und geringe Ausbeute des Gegenstandes sich nicht schrecken läfst, ihn mit Scharfsinn und Ausdauer in die Hand zu nehmen.

Die erste Abtheilung der über diesem Artikel bezeichneten Arbeit sucht in die mageren und doch widersprechenden Nachrichten der heiligen Schrift, des Berosus, des Herodot und Ktesias Einheit zu bringen und Zusammenhang. Dabei ist schon immer erkannt worden, wie sich die aus den ersteren drei Quellen kommenden Nachrichten leicht in eine gewisse Verbindung bringen lassen, während alles was auf Ktesias fufste, damit eben im Widerspruch zu stehen schien. Hr. Dr. Hupfeld weifs nun in anziehendster Forschung sehr wahrscheinlich zu machen, dafs kein völliger Widerspruch vorhanden sei; sondern dafs nur eine verhältnifsmäfsig geringe Verwirrung in den Nachrichten des Ktesias den von diesem berichteten Vorgängen ein falsches Zeitalter angewiesen hat. Seine Ansicht im Zusammenhang ist folgende: Das ältere assyrische Herrschergeschlecht, mit Ninus und Semiramis (durchaus sagenhaften Persönlichkeiten) beginnend, dauerte bis etwa zum Jahre 1317 v. Chr., wo es mit dem Könige Beleus oder Belochus schlofs. Diesen letzten König der ersten Dynastie stürzte der Aufseher der königlichen Gärten Beletaras, und heirathete, um seiner Usurpation wahrscheinlich eine Art Rechtstitel zu verschaffen, die Tochter desselben, die Atossa, welche auch den Namen Semiramis führt. Durch diese zweite Semiramis hängt also eine spätere Dynastie mit der früheren zusammen, und dieser späteren Dynastie gehören die Könige an, die wir von Phul's Zeit an näher aus den heiligen Schriften kennen. Der letzte dieser zweiten Reihe ist Chyniladan, der auch den Namen Sardanapal führt, und welcher bekanntlich im Jahre 606 von den Medern und Babyloniern geschlagen und gestürzt ward. Die Babylonier werden dabei von Nabopalassar oder Busalossor (den Hupfeld für identisch hält mit Belesys) angeführt. Alles also, was sonst von Sardanapal erzählt und gewöhnlich eine geraume Zeit früher gesetzt wird, ist nur durch Mifsgriff in diese frühere Zeit gerückt, und bezieht sich auf Nabopalassar = Sardanapal. — Wir überlassen unseren Lesern, die sich näher für diese Gegenstände interessiren, die gelehrte Combination in ihre Einzelnheiten zu verfolgen, und heben nur noch einen besonders gesicherten Punct, die Besprechung des Zusammenhanges der babylonischen Chaldäer mit denen im carduchischen Gebirgslande hervor. Bekanntlich hat Gesenius, auf Jesaias XXIII. 13. gestützt, eine Ansicht Vitringa's wieder aufgenommen, erweitert und fast zu allgemeiner Geltung gebracht, dafs die Chaldäer Babylons nämlich nicht das alte Volk der Babylonier, sondern ein Theil der carduchischen Chaldäer seien, welche kurz vor den Zeiten des Jesaias erst durch die Assyrier nach Mesopotamien versetzt, hier die Herrschaft an sich gerissen hätten. Die Stelle des Propheten sagt in der zuletzt fast allgemein angenommenen Fassung: „Siehe das Land der Chaldäer! dieses Volk, *welches vor kurzem nicht war, Assur hat es den Wüstenbewohnern angewiesen*". Hupfeld nun giebt eine andere unzweifelhaft bessere Deutung dieses Verses, indem er Assur als Accusativ nimmt und so übersetzt: „Ecce terram Chaldaeorum, hic populus qui nullus modo fuit, Assurem (i. e. Niniven) deserticolis (i. e. feris) tradidit (i. e. devastavit)". In dieser Fassung bezieht sich die Stelle darauf, dafs die Chaldäer in Babylonien bis vor Kurzem nur ein von Assyrien abhängiges, kein selbstständiges Volk waren, und nun neuerdings Ninive zerstört und sich zu einem selbstständigen Reiche erhoben haben. Dies aber pafst allerwege vortrefflich zu dem, was wir sonst von der Geschichte dieser Landschaften wissen, und ohne dafs ein etwaiger Volkszusammenhang der Carduchen und der babylonischen Chaldäer geradezu bestritten zu werden brauchte, sind wir von allen Hypothesen über die spätere Verpflanzung der carduchischen Chaldäer nach Babylon so wie von dieser Verpflanzung selbst befreit.

Die zweite Abhandlung hat ganz ähnliche Zwecke wie die erste; sie will vor allem die Angaben des Herodot und Ktesias über die frühere Geschichte Mediens mit einander in Harmonie setzen, zieht aber auch Einiges von den Resultaten der Arbeiten Burnouf's über die Zendbücher, so wie der Arbeiten Lassen's und Burnouf's über die Keilschriften, also die ältere Geschichte der arischen Völker, in den Bereich ihrer Untersuchungen; so wie andererseits auf die Berührung der medischen Verhältnisse mit babylonischen Rücksicht genommen und also die Controverse verhandelt wird, ob wir uns unter des Propheten Daniel *Darius aus Medien* einen Cyaxares II. zu denken haben, oder ob, wie Hupfeld höchst wahrscheinlich macht, dieser Darius Niemand anders ist als Neriglissar unter einem zweiten Namen. Die ganze Zusammenstellung dieser zweiten Abhandlung ist fleifsig und klar vorschreitend; enthält auch zum Theil eine Vertheidigung des in dem ersten Specimen Dargelegten gegen Angriffe, die von Movers unternommen worden sind, — doch sind die hier abgehandelten Gegenstände schon im Allgemeinen klarer, und in höherem Grade ist ein Theil davon bereits wissenschaftliches Gemeingut, als dies bei dem Inhalte des ersten Specimen der Fall war.

Im Gegensatze so mancher neuerer Arbeiten über ältere orientalische Verhältnisse, die ihr Verdienst in schwer zu übersehender hypothetischer Detailcombination suchen, und jeden, der nicht noch gelehrter in diesen Dingen ist als der, welcher eben die Combinationen macht, mehr verwirren als belehren, können wir nicht nachdrücklich genug den besonnenen, nüchternen historischen Sinn preisen, der in den eben besprochenen Abhandlungen herrscht, während doch auch hier kein Bestandtheil erforderlicher Gelehrsamkeit vermifst wird. Die Gelehrsamkeit ist aber von jener klaren Art, der man mit Vergnügen folgt, ohne Kopfweh zu bekommen.

H. Leo.

Digitized by Google

№ 73.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

XXXVI.

Feuerbach, Grundsätze der Philosophie der Zukunft. Zürch, 1843.

Feuerbach, zur Kritik der Hegelschen Philosophie. In den Hallischen Jahrbüchern. 1839. *N.* 208 *u. f.*

Es ist nun einmal das Recht der denkenden Subjectivität im allgemeinen, dafs sich ihr Alles zu bewähren habe, was der Geist producirt und dafs sie schon auf den verschiedenen Gebieten des Positiven, noch mehr aber und gerade am meisten in der Sphäre des Speculativen die immanente Einsicht und Durchsicht in Anspruch nimmt. Der denkende Geist in der luftigen Höhe der blofs subjectiven Ironie schwebt freilich über seinen Producten, die er höchstens mit dem Auge der negativen Kritik überblickt, um sich selbst genügsam wieder in sich zurückzuziehn und in seiner skeptischen Leere zu vernüchtern. Allein es giebt eine objective Ironie, die aus der unendlichen Idee geboren ihr immanent bleibt, und in den endlichen Producten derselben schaffend forttreibt. Wird die objective Ironie kritisch, so übt sie eingedenk ihres eigenen Ursprungs die Kritik mit der Achtung vor dem positiv lebendigen und wesenhaften in den Producten des Geistes, zieht aber schonungslos in den Tod hinunter, was ohnehin den Keim des Vergänglichen in sich tragend auch dem überwachenden Bewufstsein seine Vergänglichkeit darzuthun hat. Wird diese Ironie productiv, — und sie kann es werden, weil sie nicht, wie die subjective blofs über den Entwickelungen des Geistes schwebt — so bleibt sie als aus der objectiven Idee geboren und durch sie lebendig sich ihrer Unendlichkeit bewufst und gleichweit entfernt von dem thatlosen Dünkel der subjectiven Ironie, wie von dem Uebermuth des philosophischen Absolutismus, verkennt sie an ihren Schöpfungen niemals den Antheil, welchen der Weltgeist an ihnen gehabt hat, und frei in sich selbst und offen für sich selbst, ist sie doch eben so frei von sich selbst und ihrer endlichen Erscheinung.

Allerdings wird es der denkenden Subjectivität in dem Gebiete des Speculativen schwerer sich von einem System zu befreien, welches sie selbst mit aller Liebe und Tiefe hervorgebracht, in welchem sie selbst zur Zeit ihre ganze Kraft in die Erscheinung gesetzt hat. Gleichwohl bleibt sie sich ihrer ganzen Freiheit gewifs und fühlt sich nur so lange an ihrem eigenen Product befriedigt, als die Form desselben ihrem unendlichen Bedürfnifs nicht widerspricht. Hat sie sich daran gesättigt, hat sie die ganze Breite des Lebens mit ihr erfüllt und das Positive in sie erhoben und in ihr verarbeitet, dann zieht sie sich aus ihrem Werke zurück; sie hat es schon in dem Moment verlassen, wo dieses zu seiner absoluten Vollendung gekommen zu sein schien, und für lange oder für immer fertig zu sein glaubt. Die unendliche Freiheit des νοῦς hat über den Weltgeist gesiegt, und für letztern ist es genug Ehre forthin im Gefolge von jenem zu dienen und zu seinen fernern Thaten gebraucht zu werden, noch mehr aber Genufs, da die höhern Entwickelungen aus den in ihm liegenden Keimen hervorgehen und er selbst als Material zu jenen verwendet wird.

Die Philosophie ist das eigenthümlichste Element des denkenden Geistes und in keiner Wissenschaft kommt das einzelne Subject so zum Genusse seiner selbst, als in dieser. Aus ihm mag es schöpfen bis zum Uebermaafs, die gröfste Sättigung ist für dasselbe immer noch der besonnenste Rausch. Je weniger man aber ihm diese Freude zu verkümmern wagen darf, wenn man nicht den siegreichsten Widerstand erfahren und den offensiven Durchbruch nach andern Seiten befürchten will, desto strenger sind die Forderungen, die es zunächst selbst an sich, und welche die

Digitized by Google

allgemeine Subjectivität an dasselbe zu machen hat. Es entsteht die Frage, ob es sich ganz in das Element eingetaucht hat, oder ob es auf der Oberfläche leichtsinnig bald hier, bald dorthin treibt, ob es sich aus dem tiefdurchsichtigen Quell des Denkens nur leicht benetzt, oder ob es sich so berauscht, dafs die speculative und zugleich mit der speculativen die praktische Besonnenheit reift. Der Deutsche deutet der deutschen Nation das Selbstgefühl nicht übel, was ihr aus dem Besitz der höchsten der Wissenschaften erwächst. Wie sehr wir auch politisch und sonst getrennt sind, in ihr sind wir eins. Sie ist die Blüthe des aus seiner Universalität sich entwickelnden Geistes und dieser bethätigt seine wahre Freiheit in dieser Culmination. Die Wissenschaft würde es nicht bis zu dieser in der Philosophie bringen, wenn sie nicht in ihren niedriger liegenden Gebieten sich ebenfalls positiv frei fühlte. Denn nur die Nation philosophirt, deren geistige Wurzeln politisch und religiös nicht in schlackenhafter Masse verdumpfen und vermodern, sondern die aus kräftigen und cultivirten Gründen ihre Säfte gewinnt und sie lebensmuthig in die Wipfel des Stammes hinauftreibt. In dem Bewufstsein ihrer Universalität hat darum die deutsche Philosophie auch niemals ihre organische Verwachsenheit, ihre Einheit mit andern Gebieten des Geistes verkannt, und das hat sie selbst in ihren subjectivsten Bildungen, in den subjectividealistischen Richtungen bewiesen. Denn je mehr sich das Subject in sich selbst versenkt, je mehr es das Object in seiner ganzen Positivität von sich zu stofsen schien, desto tiefer hatte es sich desselben bemächtigt und war von ihm so ergriffen, dafs selbst der Schein des Gegensatzes alsbald verschwand.

Nach diesen Vorbemerkungen gehen wir an die Anzeige der oben genannten Schriften. Wir befinden uns deren Verfasser gegenüber aus zwei Gründen auch nicht in der geringsten Verlegenheit. Einmal begegnen wir ihm auf dem Felde der reinen Speculation, theils der productiven, theils der kritischen, und sind also mit ihm in dem Falle Alles nur im Lichte des speculativen Gedankens betrachten zu können. Zweitens freuen wir uns nicht blofs ihm alle die Freiheit des Denkens zugestehn zu können, welche er bei uns in Anspruch nimmt, sondern wir fordern sie von ihm. Die erste der oben genannten Schriften ist zum Theil kritisch, zum Theil enthält sie die Grundsätze einer neuen, und, wie der Verfasser meint, aller zukünftigen Philosophie und ist productiv; die andere ist, wie ihr Titel sagt, blofs kritisch, läfst aber an vielen Stellen die offen dargelegten Grundsätze seiner neuen Philosophie durchblicken. In seiner Beurtheilung der speculativen Philosophie werden wir beide genannten Schriften benutzen, zur Relation aber der neuen Production genügt die erste. Wir beginnen zunächst mit der nackten Relation des Neuen.

Die neue Philosophie hat nach dem Verf. das Concrete nicht in abstracto, wie die seitherige, sondern in concreto zu betrachten, das Wirkliche in seiner Wirklichkeit also auf eine dem Wesen des Wirklichen entsprechende Weise als das Wahre anzuerkennen. Was ist aber das Wirkliche? fragt er, das nur Gedachte? Das, was nur Object des Denkens, des Verstandes ist? Aber so kämen wir nicht aus der Idee in abstracto heraus. Ist die Realität des Gedankens die Realität als gedachte, so ist die Realität des Gedankens selbst wieder nur Gedanke, so bleiben wir nur in der Identität des Gedankens mit sich selbst, im Idealismus, der sich von dem subjectiven Idealismus nur dadurch unterscheidet, dafs er allen Inhalt der Wirklichkeit umfafst und zu einer Gedankenbestimmtheit macht. Ist es daher Ernst mit der Realität des Gedankens oder der Idee, so mufs etwas Andres, als er selbst ist, zu ihm hinzukommen, oder er mufs als realisirter Gedanke ein anderes sein, denn als nicht realisirter, als blofser Gedanke, Gegenstand nicht nur des Denkens, sondern auch des Nicht-denkens. Was ist denn nun aber dieses Nichtdenken, dieses vom Denken unterschiedene? Das Sinnliche. Der Gedanke realisirt sich, heifst demnach: er macht sich zum Object des Sinnes. Die Realität der Idee ist also die Sinnlichkeit. An den Gedanken ergeht nun die Forderung sich zu realisiren, zu versinnlichen, weil unbewufst dem Gedanken die Realität, die Sinnlichkeit unabhängig von dem Gedanken als Wahrheit vorausgesetzt ist. Weil aber gleichwohl bewufst von der Wahrheit des Gedankens ausgegangen wird, so wird die Wahrheit der Sinnlichkeit erst hinterdrein ausgesprochen, und die Sinnlichkeit nur zu einem Attribut der Idee gemacht, was aber ein Widerspruch ist. Denn sie ist nur Attribut und doch giebt sie erst dem Gedanken Wahrheit, ist also zugleich Hauptsache und Nebensache, zugleich Wesen und Accidenz. Von diesem Wi-

Digitized by Google

derspruche erlösen wir uns nur, wenn wir das Reale, das Sinnliche zum Subjecte seiner selbst machen, wenn wir demselben absolut selbständige, göttliche, primitive, nicht erst von der Idee abgeleitete Bedeutung geben. In diesen Sätzen hat nun der Verf. den Anfang der Philosophie der Zukunft ausgesprochen. Er hat mit dem Dualismus des Gedankens *und* der Sinnlichkeit begonnen, sucht sich sogleich von demselben zu befreien, indem er den Gedanken, die Idee als das Abstracte, Leere, Nichtige setzt, was in dem Nichtgedachten, in dem Sinnlichen zu realisiren sei, und befreit sich, (wie es scheint) wirklich von ihm, indem er das Sinnliche als das eigentlich Wirkliche setzt und es zum Primat des Subjectes, des Göttlichen erhebt, an welchem der Gedanke, die Idee als Prädicat des Abstracten und Unwirklichen gespensterhaft nur so beiherspielt. Des Verf.'s Philosophie ist Sensualismus. Er hat sich von dem Denken zu dem Nichtdenken, von dem bewufsten Denken zum bewufstlosen Nichtdenken, von dem wissenden Denken zum nichtwissenden Nichtdenken, von der denkenden und gedachten Unwirklichkeit zur gedankenlosen Wirklichkeit, von der unrealen Realität zur realen Unrealität erhoben.

Diesem Denken, wenn wir es anders noch so nennen dürfen, diesem Sensualismus besteht daher alle Wahrheit nur in Sinnlichkeit. Wahrheit und Sinnlichkeit sind ihm identisch. Nur ein sinnliches Wesen ist ein wahres, ein wirkliches Wesen. Ein wirkliches Object wird mir nur gegeben, wo mir ein auf mich wirkendes Wesen gegeben wird. Der Begriff des Objectes ist ursprünglich gar nichts anderes, als der Begriff eines andern Ich, nur da, wo ich aus einem Ich in ein Du umgewandelt werde; wo ich leide, entsteht die Vorstellung einer aufser mir sciendeu Activität. Das Geheimnifs der Wechselwirkung löst nur die Sinnlichkeit. Nur sinnliche Wesen wirken auf einander.

Dieser Sensualismus, als die neue Philosophie, betrachtet daher das Sein nur als das Sein der Anschauung, der Empfindung, der Liebe. Nur in der Empfindung, nur in der Liebe hat „Dieses" — diese Person, dieses Ding — d. h. das Einzelne absoluten Werth, ist das Endliche das Unendliche, darin besteht die unendliche Tiefe, Göttlichkeit und Wahrheit der Liebe. Die Liebe ist Leidenschaft. Nur was Object der Leidenschaft ist, das *ist*. Das empfindungs- und leidenschaftslose abstracte Denken hebt den Unterschied zwischen Sein und Nichtsein auf, aber der Liebe ist dieser Unterschied, wie der Unterschied zwischen Subject und Object eine Realität. Die menschlichen Empfindungen haben keine empirische, sondern metaphysische Bedeutung. So ist die Liebe der wahre ontologische Beweis vom Dasein eines Gegenstandes aufser mir. Die neue Philosophie ist in Beziehung auf ihre Basis nichts anderes als das zum Bewufstsein erhobene Wesen der Empfindung, sie bejaht nur in und mit der Vernunft, was jeder Mensch — der wirkliche Mensch — im Herzen bekennt. Das Herz will keine abstracten, metaphysischen oder theologischen, es will wirkliche, es will sinnliche Gegenstände und Wesen. Diese Philosophie concentrirt sich in dem Satze: der Leib in seiner Totalität ist mein Ich, mein Wesen selber. Sie ist die offenherzige sinnliche Philosophie.

Endlich um auch nicht die geringste Bedenklichkeit über sich übrig zu lassen, so hebt sie alle Vermittlung schlechthin auf. Bezweifelbar ist die Existenz Gottes, bezweifelbar überhaupt das, was ich denke; aber unbezweifelbar, dafs ich bin. Unbezweifelbar, unmittelbar gewifs ist mir, was Object des Sinnes, der Anschauung, der Empfindung ist. Wahr und göttlich ist nur, was keines Beweises bedarf, was unmittelbar durch sich selbst gewifs ist. Das Geheimnifs des unmittelbaren Wissens ist die Sinnlichkeit.

Nachdem nun der Sensualist alles Wissen auf das Gedankenloseste, nämlich auf das Unmittelbare reducirt hat, auf das unmittelbar Sinnliche, und hiermit die längst von der philosophischen Bühne hinausgeschlagene Thatsache des Bewufstseins in ihrer *niedrigsten* Form wieder hereingelassen, macht er davon auf Kunst, Religion und Wissenschaft eine flüchtige Anwendung. Ueber die Kunst sagt er folgendes. Der Gegenstand der Kunst ist Gegenstand des Gesichtes, des Gehöres, des Gefühles. Also ist nicht nur das Endliche, das Erscheinende, sondern auch das wahre göttliche Wesen Gegenstand der Sinne, der Sinn Organ des Absoluten. Die Kunst „stellt die Wahrheit im Sinnlichen dar" heifst, richtig gefafst und ausgedrückt: die Kunst stellt die Wahrheit des Sinnlichen dar. Ueber die Religion bemerkt er: Die sinnliche An-

Digitized by Google

schauung, nicht die Vorstellung, ist das Wesen der christlichen Religion — die Form, das Organ des höchsten des göttlichen Wesens. Wo aber die sinnliche Anschauung für das Organ des göttlichen, des wahren Wesens gilt, da wird das göttliche Wesen als ein sinnliches, das sinnliche als das göttliche Wesen ausgesprochen und anerkannt; denn wie das Subject, so das Object. Es heifst: Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir *sahen* seine Herrlichkeit. Nur für die Späteren ist der Gegenstand der christlichen Religion ein Object der Vorstellung und der Phantasie; aber die ursprüngliche Anschauung wird wieder hergestellt. Im Himmel ist Christus, ist Gott Object der unmittelbaren, der sinnlichen Anschauung; dort wird er aus einem Gegenstande der Vorstellung, des Gedankens, also aus einem geistigen Wesen, was er für uns ist, ein sinnliches, ein fühlbares, sichtbares Wesen. Und diese Anschauung ist wie der Anfang so das Ziel, also das Wesen des Christenthums.

Indem nun dieser Sensualismus in seiner Kühnheit mit der Unmittelbarkeit der Sinnlichkeit auch das Gebiet der Wissenschaft betritt, läfst er sich so vernehmen. Ueber die Sinne selbst sagt er unter andern. Den Sinnen sind nicht blofs äufserliche Dinge Gegenstand. Wir fühlen nicht nur Steine, Fleisch u. s. w. sondern auch Gefühle, indem wir die Hände oder Lippen eines fühlenden Wesens drücken; wir vernehmen durch die Ohren nicht nur das Rauschen des Wassers u. s. w., sondern auch die seelenvolle Stimme der Liebe und der Weisheit (! mit den *Ohren* also die Liebe und die Weisheit!!). Nicht nur Aeufserliches, auch Innerliches, nicht nur Fleisch, auch *Geist*, (den *Geist* also *sehen* und *hören* wir!!!) nicht nur das Ding, auch das *Ich* ist Gegenstand der Sinne (dem Sensualismus ist das Ich ein Ding!!!). Alles ist darum sinnlich wahrnehmbar, wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar (freilich wenn nicht unmittelbar, dann mittelbar! d. h. durch die Unmittelbarkeit der Sinne mittelbar!!), wenn auch nicht mit den pöbelhaften, rohen, doch mit den gebildeten Sinnen (d. h. doch wohl mit den durch Denken gebildeten und für das Denken gebildeten Sinnen!), wenn auch nicht mit den Augen des Anatomen oder Chemikers, doch mit den Augen des Philosophen (aber wodurch unterscheiden sich denn die Augen des Philosophen von denen des Anatomen und Chemikers, wie die Augen dieser wissenschaftlichen Menschen von denen des an der Scholle klebenden Proletariers!). Alle unsere Ideen entspringen darum auch aus den Sinnen; darin hat der Empirismus recht, u. s. w.

Es ist dem gedankenlosen Sensualismus auch nicht im entferntesten eingefallen, dafs er mit solcher Betrachtung der Sinne sich schon über ihre Unmittelbarkeit erhoben hat. Es ist demnach nicht zu verwundern, dafs er die nur in unsinnlicher Vermittlung vorhandenen und durch sie erzeugten Kategorieen eben so gedankenlos in die Sinnlichkeit herabzieht, und sie als solche in dieser Unmittelbarkeit einzufangen meint, wie er diese ganz richtig aber contre coeur und fast auf bewufstlose Weise mit Kategorieen begeistigt. Von den Kategorieen meint er „dafs die Unterschiede zwischen Wesen und Schein, Grund und Folge, Substanz und Accidenz, Nothwendig und Zufällig, Speculativ und Empirisch nicht zwei Reiche der Welten, eine sinnliche und eine übersinnliche begründen, sondern dafs diese Unterschiede innerhalb des Gebietes der Sinnlichkeit selbst fallen". Werden also die Kategorieen *als solche*, der Grund und die Folge, als *Grund* und *Folge*, das Speculative als *Speculatives* von der Nase gerochen, von der Zunge geschmeckt u. s. w.? Wie dieser Sensualismus die Kategorieen als solche zu Gegenständen der Sinne herabgewürdigt, so hat er Raum und Zeit als *solche* „zu Wesensbedingungen, Vernunftformen, Gesetzen des Seins wie des Denkens" hinauf geschraubt. Von ihnen sagt er das Trivialste aus; aber auch das Minimum des Trivialsten kann er nicht ohne Kategorieen aussprechen, nicht einmal aussprechen, und beweist uns nur so, ohne dafs er will und weifs, dafs nicht Zeit und Raum in den Kategorieen die „Wesensbedingungen" sind, sondern die Kategorieen in Zeit und Raum. Der speculativen Philosophie braucht er aber nicht beweisen zu wollen, was sie weifs, dafs die Kategorieen in ihrem zeiträumlichen Anderssein ihre Wirklichkeit finden. Sie sind ohnehin ewig in ihm verwirklicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 74.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

***Feuerbach*, Grundsätze der Philosophie der Zukunft.**

***Feuerbach*, zur Kritik der Hegelschen Philosophie.**

(Fortsetzung.)

Ueberhaupt sind wir hier an dem Puncte angekommen, wo sich dieses sensualistische Denken — sit venia verbo — auf das bestimmteste charakterisiren läfst. Der Verfasser hat sich noch lange nicht bis zur speculativen Sphäre erhoben, geschweige auch nur den geringsten Beitrag zur Fortbildung der Philosophie zu liefern. *Sein* Denken, nicht das speculative, sofern es überhaupt diesen Namen in der Geschichte verdient hat (wir reden deshalb auch nicht von einem einzelnen Systeme), geht nur an dem Faden der abstracten Identität hin, und ihm gegenüber liegt in ihrem abstracten Gegensatze die eben so beschaffene Identität der Sinnlichkeit, in dem Umfang, in welchem er sie selbst bestimmt hat. Das höhere Band zwischen beiden zu finden und in concreter Weise zu denken ist ihm versagt. Aber dennoch eine Totalität ahnend wirft er sich nach der einen Seite. In der Sinnlichkeit, oder milder ausgedrückt, in dem sinnlichen Denken geht nun sein ganzes Wesen auf. Indem er ruft „audiatur et altera pars" läfst er die altera pars ganz verstummen, oder vielmehr *er* hört sie nicht, so laut *sie* auch ruft. Es ist eine totale Verkennung der speculativen Philosophie in allen ihren Formen, in welchen sie sich in der Geschichte entwickelt hat, dafs sie jene beiden Seiten, die wir kurz die des Denkens und Seins nennen wollen, nicht, natürlich jedes System in seiner Weise, auf dem Standpunct der universalen Evolution des Geistes, in sich selbst aufgehoben hätten, und es ist einerseits das Problem der Geschichte zu zeigen, wie es in jedem Falle geschehn ist, andererseits das der productiven Philosophie, wofern sie Philosophie sein will, jene concrete Einheit von Denken und Sein in noch tieferer Weise darzustellen, indem sie den Geist sich in sich selbst erinnern läfst. Sogleich von vorn herein zu vermeinen, man könne jene Einheit zerreifsen und ihre ewige Existenz leugnen, oder sie in die Eine Seite des Gegensatzes, sei es die abstracte Identität der blofs formalen Kategorieen oder in die eben so abstracte Identität des sinnlich Positiven, des *Positiven überhaupt*, sei es auch vom weitesten Umfange, verlegen wollen, heifst aus dem Gebiete der wirklichen Philosophie in das der Scheinphilosophie und des gemeinen Menschenverstandes herunterfallen, der freilich oft genug von der wirklichen Philosophie den Namen borgt, aber an seinem Wirklichen nur den Schein des Wahren hat. Dieser Standpunct ist bis jetzt der des Verfassers, und wir glauben nicht, dafs er sich je über denselben erheben werde. Er sucht ihn mit vieler Keckheit zu behaupten und verficht ihn mit einer Art von Antithesenwuth, ohne zu bemerken, dafs er sich mit allen Spitzen seiner mannichfaltigen Antithesen doch nur innerhalb der Antithese befindet. Er führt zwar oft genug die Totalität und die Universalität im Munde und spricht von einem Universalismus der Sinne, ja sogar des menschlichen Magens, sein Philosophiren fängt aber doch nur mit den Sinnen an und hört mit den Sinnen auf. Im Sinne der Sinne also hat man auch seine Worte zu deuten, wenn er sagt: „der Mensch denkt, nicht das Ich, nicht die Vernunft. Die neue Philosophie stützt sich also nicht auf die Gottheit d. h. Wahrheit der Vernunft, allein für sich, sie stützt sich auf die Gottheit, d. i. Wahrheit des ganzen Menschen. Oder: sie stützt sich wohl auch (sic: wohl auch!) auf die Vernunft, aber auch auf die Vernunft, deren Wesen das menschliche Wesen, also nicht auf eine wesen- farb- und namenlose Vernunft, sondern auf die mit dem Blut des Menschen getränkte Vernunft. Wenn daher die alte Philosophie

Digitized by Google

sagt: nur das Vernünftige ist das Wahre und Wirkliche, so sagt dagegen die neue Philosophie: nur das Menschliche ist das Wahre und Wirkliche; denn das Menschliche nur ist das Vernünftige; der Mensch das Maafs der Vernunft". „Die Einheit von Denken und Sein hat nur Sinn und Wahrheit, wenn der Mensch als der Grund, das Subject dieser Einheit gefafst wird. Nur ein reales Wesen erkennt reale Dinge; nur wo das Denken nicht Subject für sich selbst, sondern Prädicat eines wirklichen Wesens ist, nur da ist auch der Gedanke nicht vom Sein getrennt". „Wolle nicht Philosoph sein, im Unterschied vom Menschen, sei nichts weiter als ein denkender Mensch; denke nicht als Denker, d. h. in einer aus der Totalität des wirklichen Menschenwesens herausgerissenen und für sich isolirten Facultät; denke als lebendiges, wirkliches Wesen, als welches du den belebenden und erfrischenden Wogen des Weltmeeres ausgesetzt bist u. s. w." Wir sehen also offenkundig, wie der Verfasser das Denken aus dem Ich, aus der freien Subjectivität, aus der Vernunft, dieser durch die Subjectivität freien Allgemeinheit des Geistes ganz wo anders hin verlegt. Er verlegt es in die mit dem Blut des Menschen getränkte d. h. mit der ganzen Sinnlichkeit imprägnirte Vernunft, also nicht in die über sich selbst und ihre Endlichkeit hinausgehende Vernunft. Wenn nicht blofs jede alte sondern auch jede neue Philosophie das Vernünftige im allgemeinen als das Wahre und Wirkliche setzt, sehen wir, wie der Sensualismus das Wahre in den Menschen einkerkert und die göttliche Freiheit des Geistes, die sich über sich selbst erhebende Freiheit des Menschengeistes leugnet. Wenn in der Philosophie die Vernunft das Maafs des Seienden ist, wird nun der Mensch das Maafs der Vernunft und in ächt protagoräischer Weise mit seiner von der Sinnlichkeit imprägnirten Vernunft das Maafs des Seienden. Die Philosophie wird zur Anthropologie degradirt und diese nach der scientifischen Seite als physiologische Anthropologie, sonst als praktischer Sensualismus ausgeprägt. Das Denken wird zum blofsen Prädicat, zum verschönernden Beiwerk, höchstens zum Compafs um die Klippen des Weltmeeres glücklich zu umschiffen, oder zum Aeronauten, um über die Strudel der wogenden Fluthen wasserfrei hinüber zu seegeln. Die speculative Philosophie wird zur Philosophie des Lebens, verläuft sich in die Weite und Breite des gemeinen Menschenverstandes, der allerdings auch göttlich ausgestattet ist, sich in seinen Kreisen zurecht zu finden und sie zu gestalten, aber über sich selbst und seine Kreise niemals zu dem unendlichen Selbstbewufstsein gelangt, wozu ihm gewifs nicht die philosophie du bon sens, sondern, wenn er anders will, nur die gründlichste Speculation verhelfen kann.

Ein Philosophiren, was den Primat der denkenden Vernunft nicht anerkennt, um ihm die Thatsache des Bewufstseins zum Opfer zu bringen, und vielmehr diese selbst, das Unmittelbare zu seinem Götzen macht, ist folgerecht Dualismus. Der Dualismus ist aber nach den verschiedensten Zeitaltern eben so verschieden als die speculative Philosophie und ist jedesmal das umgekehrte und das verkehrende Denken, oft die Caricatur des Denkens. „Der natürliche Standpunct des Menschen, der Standpunct der Unterscheidung in Ich und Du, Subject und Object ist der wahre, der absolute Standpunct, folglich auch der Standpunct der Philosophie". „Der Mensch ist kein identisches oder einfaches, sondern wesentlich ein dualistisches, ein thätiges und leidendes, selbständiges und abhängiges, selbstgenugsames und gesellschaftliches oder sympathisirendes, theoretisches und praktisches, in der Sprache der alten Philosophie, idealistisches und materialistisches Wesen, kurz er ist wesentlich Kopf und Herz. Die Philosophie als der Ausdruck des menschlichen Wesens ist daher — ihrem formalen Princip nach — wesentlich dualistisch". — Obgleich aber der Standpunct der Unterscheidung in Ich und Du, Subject und Object der *wahre*, der *absolute* Standpunct sein soll, so kann doch mit derselben Gedankenlosigkeit wieder ein göttlicher Monismus behauptet werden. „Der Mensch für sich ist Mensch (im gewöhnlichen Sinne); der Mensch mit Mensch — *die Einheit von Ich und Du ist Gott*". Also der Dualismus ist der absolute Standpunct, ist das Absolute, der Dualismus des Ich und Du, des Subjectes und des Objectes. Die Einheit des Ich und Du ist Gott. Ist Gott also nicht das Absolute? Für den dualistischen Standpunct des anthropologischen Sensualismus gewifs nicht.

Nachdem nun das Philosophiren des Verf.'s alles speculative Denken gründlich von sich abgethan und sich in die gemeine Reflexion verlaufen, nimmt es um productiv zu sein den Ausgang im Praktischen, wo es Ersatz sucht, um die Leere an speculativem Gehalt

Digitized by Google

auszufüllen. „Die neue Philosophie, als die Philosophie des Menschen, ist auch wesentlich die Philosophie für den Menschen, — sie hat unbeschadet der Würde und Selbständigkeit der Theorie, ja im innigsten Einklang mit derselben, wesentlich eine *praktische* und zwar im höchsten Sinne praktische Tendenz; sie tritt an die Stelle der Religion, sie hat das Wesen der Religion in sich, sie ist in Wahrheit *selbst Religion*". Der Sensualist schliefst: „die unerläfslichste Bedingung einer wirklich neuen d. i. selbständigen, dem Bedürfnifs der Menschheit und Zukunft entsprechenden Philosophie ist, dafs sie sich *dem Wesen nach*, dafs sie sich toto genere von der alten Philosophie unterscheide". In der That seine Philosophie unterscheidet sich toto genere von allem, was bis jetzt Philosophie geheifsen hat, sie ist durch und durch unspeculativ. Dieses Denken ist sämmtliche Phasen des absoluten Sensualismus, die Phase der Subjectivität des Sinnes, der Wahrheit und Wirklichkeit der Empfindung und Leidenschaft, der totalen Verkörperung des Ich im Leibe, ferner der Wahrheit und Göttlichkeit des Unmittelbaren, der Sinnlichkeit als des absoluten Maafses der Vernunft und des anthropologischen Dualismus hindurchgegangen und hat sich zuletzt, nachdem es mit aller Speculation fertig geworden, auf die Praxis des Lebens geworfen. Die speculative Philosophie ist demnach ihrerseits nicht blofs toto genere, sondern toto caelo von dem Sensualismus verschieden, wenn er sich auch Philosophie zu nennen die göttliche Keckheit hat. —

Der Verf. hat geglaubt seine sogenannte neue Philosophie durch eine vorausgehende Kritik vorbereiten und stützen zu müssen. Er wendet sich daher besonders gegen die Form der speculativen Philosophie, die er zur Zeit für die letzte in Deutschland hält, gegen das Hegelsche System. Auch wir sehen unserer Seits die Hegelsche Philosophie zur Zeit für das letzte System an, die Versuche, welche gemacht worden sind darüber hinauszugehn, theils für veraltete Denkformen unter dem neuen Gewande einer veränderten Terminologie, theils für Synkretismen von Speculationen, die von jenen in ihrem innersten Kern gar nicht erkannt worden sind, theils für Denkweisen, denen die höhere Weihe des Speculativen gänzlich fehlt. Hat also der Verf. etwa geglaubt auf der Basis der Hegelschen Philosophie seine neue zu errichten? Diese Frage braucht nun nicht mehr aufgeworfen zu werden, da sie durch die Exposition dieses sogenannten Neuen vollkommen beantwortet ist. Wir wissen, dafs es nicht der Fall ist, und haben nur nachzusehn, wie er das innere Wesen der Hegelschen Philosophie, die er nicht einmal für eine Vorstufe zu der seinigen betrachtet, beurtheilt, und wie er sie vollkommen aus dem Wege geräumt zu haben glaubt.

Nachdem wir früher die oben genannte Abhandlung in den Hallischen Jahrbüchern gelesen, konnten wir über den philosophischen Charakter des Verf.'s keinen Augenblick mehr zweifelhaft sein, und Alles, was unterdessen aus der Feder desselben geflossen ist, hat unsere anfängliche Ansicht bestätigt. Wir bemerkten, dafs sein Philosophiren von der abstracten Unmittelbarkeit des natürlichen Bewufstseins ausging und von diesem Standpunct aus die Kritik des Speculativen unternahm; wir sahen mit Bestimmtheit voraus, dafs es auch nur so enden könne. Die Einheit von Sein und Denken hat sich in der speculativen Philosophie nach den verschiedenen Zeiten der Entwickelung des Geistes auf mancherlei Weise ausgesprochen. So verschieden aber die Formen gewesen sind, in welchen sie sich darlegte, und die Namen, die sie unter jenen Formen empfing, sie ist die Voraussetzung, von welcher alle speculative Philosophie ausgeht, und das Ende, zu welchem sie hinstrebt. Es hat oberflächlicher Betrachtung der Geschichte nicht gelingen wollen einzusehn, dafs in der That in jedem einigermafsen ausgebildeten Systeme, die skeptischen nicht ausgenommen, jene Einheit von Denken und Sein wirklich begriffen und dargestellt worden, aber freilich nie anders und niemals tiefer, als der Entwicklungsknoten war, in welchem der Menschengeist sich zusammengefafst hatte, und als die Form des Gedankens war, in welchem das System culminiren konnte. Dem unphilosophischen Vorstellen ist es unbegreiflich, wie jene Einheit von Sein und Denken wirklich gefunden sein konnte, und doch immer von neuem gesucht wird, und wenn gefunden, später wieder aufgegeben wird, um in neuer Gestalt entdeckt zu werden. Das natürliche Bewufstsein, das ungebildete, spricht wenn auch nur bisweilen auf die naivste Weise die Einheit seines Darstellens und seines Seins aus. Das natürliche, aber gebildete, was vermöge seiner Bildung in die Reflexion hineingerathen ist, findet jene Einheit unbegreiflich und

Digitized by Google

verkennt den sichtbar-unsichtbaren Aether, der es unmittelbar umgiebt, aus dem es Odem und Leben schöpft. Seine Bildung bisweilen reichlich mit philosophischen Elementen versetzt, hat diese doch nur wie formlose historische Massen bei sich und verarbeitet sie nicht zur Form des Gedankens. Je mehr es solcher Elemente in sich hat, je kräftiger es aber in seiner Unmittelbarkeit ist, desto leichter mag ihm die Meinung von philosophischer Fähigkeit entstehn, und desto undurchdringlicher ihm dennoch der Kern bleiben, der von der speculativen Philosophie, ohne verflüchtigt zu werden, in seiner jedesmaligen Erscheinung wirklich aufgelöst wird.

Das Wichtigste, was der Verf. gegen die Hegelsche Speculation beibringt, betrifft den Anfang der Phänomenologie und der Logik. Zuerst den Anfang der Phänomenologie. Der Verf. sagt: „Die Hegelsche Philosophie ist nicht über den Widerspruch von Denken und Sein hinausgekommen. Das Sein, mit welchem die Phänomenologie beginnt, steht nicht minder als das Sein, mit welchem die Logik anhebt, im directesten Widerspruch mit dem wirklichen Sein". „Dieser Widerspruch kommt in der Phänomenologie in der Form des Diesen und des Allgemeinen zum Vorschein; denn das Einzelne gehört dem Sein, das Allgemeine dem Denken". „Das über sein Andres (das Sein) übergreifende Denken ist das seine Naturgränze überschreitende Denken. Das Denken greift über sein Gegentheil über — heifst: das Denken vindicirt sich, was nicht dem Denken, sondern dem Sein zukommt. Dem Sein kommt aber die Einzelheit, Individualität, dem Denken die Allgemeinheit zu. Das Denken vindicirt sich also die Einzelheit u. s. w." (in der Schrift I.).

Das sind die Aeufserungen des platten Verstandes, wie er sich immer über speculative Dinge ausgesprochen hat und aussprechen wird. Er stellt das Einzelne auf die Eine Seite, um dem Sein seine abgesonderte Ecke anzuweisen, und das Allgemeine auf die andere Seite, um auch das Denken in einem wenn auch sublimen Winkel zu verstecken. Er weifs in der Regel selbst nicht, was er spricht, und es ist bisweilen schon hinreichend nur an den Schall seiner eigenen Worte zu erinnern und ihn zu fragen, was denn eigentlich herausschallt und an seine unmittelbare Empfindung, um von ihm zu erfahren, *was* er herausempfindet. In seiner Schrift II. wählt der Verf. unter andern das Beispiel um die Realität des einzelnen Seins und der blofsen Empfindung, die Unrealität des Allgemeinen und des Denkens zu beweisen. „Mein Bruder heifst Johann, Adolph, aber aufser ihm sind und heifsen noch unzählige andere auch Johann, Adolph. Aber folgt daraus, dafs mein Johann keine Realität ist, folgt daraus, dafs die Johannheit eine Wahrheit ist"? Dieser Bruder Johann ist so wahr eine Realität, als er zugleich ein allgemeines ist, und einer Allgemeinheit angehört. Dieser Bruder Johann ist aber nur in so weit des Verf.'s Bruder, als er den Typus der Familie an sich trägt, zu welcher er mit dem Verf. gehört, folglich der Allgemeinheit der Familie angehört. Dieser Johann ist nur deshalb des Verf.'s Bruder, weil er den Charakter des bestimmten Volkes an sich ausgeprägt trägt, zu dem der Johann sammt seinem Bruder gehört, folglich der Allgemeinheit des Volkes eingeboren ist. Der Johann ist so wahr der Bruder des Verf.'s, als er ein Mensch ist, wie der Verf., und kein Thier, folglich zur Allgemeinheit des Menschengeschlechts gehört. Mit einem Wort *dieser* Johann, dieses individuellste Geschöpf, dieses ἄτομον, wird eben nur als *dieses* Individuelle empfunden oder gar wahrgenommen, weil er eben nur als Familienglied, Landsmann, Mensch, d. h. als dieses Allgemeine *mit* empfunden, *mit* wahrgenommen wird. Und heifst das nicht, weil er nicht blofs empfunden und wahrgenommen, sondern auch gedacht wird? In der Schrift I. liest man: „Uebrigens wird der Standpunct — der Standpunct des Essens und Trinkens selbst von der Phänomenologie zur Widerlegung des sinnlichen i. e. einzelnen Seins herbeigezogen. Allein auch hier verdanke ich meine Existenz nun und nimmermehr dem sprachlichen oder logischen Brote — dem Brote in abstracto — sondern immer nur *diesem* Brote, dem Unsagbaren. Das Sein gegründet auf lauter solche Unsagbarkeiten ist darum selbst etwas Unsagbares. Ja wohl das Unsagbare. Wo die Worte aufhören, da fängt erst das Leben an, erschliefst sich erst das Geheimnis des Seins".

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 75.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

Feuerbach, Grundsätze der Philosophie der Zukunft.

Feuerbach, zur Kritik der Hegelschen Philosophie.

(Schluſs.)

Ja ganz gewiſs, der Verfasser lebt nicht von dem logischen Brote, zumal nicht aus der Logik des Verfassers, sondern er lebt in der That nur von *diesem* i. e. von diesem allerindividuellsten Brote, — aber er lebt doch vom Brote. Oder speist er morgen *dasselbe* allerindividuellste Brot wieder, was er heute zu sich genommen, und trinkt er morgen den allerindividuellsten Wein wieder, den er heute genossen hat? Er lebt nicht bloſs von *diesem* allerindividuellsten Brote, und *diesem* allerindividuellsten Weine, sondern — morgen — auch von *anderem* allerindividuellsten Brote und Weine. Ist das nicht ein *anderes* Dieses und wieder ein *anderes* Dieses? Also ein Anderes und doch ein Dieses? und wiederum ein und immer ein Dieses, und doch immer ein anderes? „Wo die Worte aufhören, da fängt erst das Geheimniſs des Seins an". Wir mögen in gewisser Hinsicht dem Verfasser beistimmen, daſs das Geheimniſs des Lebens die Sprache nicht *allein* ist. Wie leicht wäre es für ein bestimmtes Zeitalter zu allgemeiner Freude und Verständigung das Geheimniſs des Seins aufzudecken, wenn die Sprache schon für sich die sieben Siegel lösete! Aber eben deshalb, weil die Sprache eben so abstract sein *kann*, wie das Denken es sein kann, deshalb schlieſst sie das Geheimniſs des Lebens nicht auf, und nur das Denken, was dem Sein *nicht* entgegengesetzt ist, und eben so in das Sein eingreift, wie es übergreift, und in sich eben so das Sein eindringen läſst oder vielmehr urewig von ihm durchdrungen ist, nur ein solches Denken ist des Seins gewiſs und bedarf nicht des abstracten Schlüssels der abstracten Sprache zu einem abstracten Geheimniſs. Auch das Thier, die Pflanze, und was sonst noch sprachlose Natur heiſst, jedes hat das Einzelne und das Allgemeine in natürlicher Verschlungenheit, und das Thier, was heut *diese* Gerste, *diesen* Hafer, *dieses* Heu friſst, nährt sich den Tag darauf nicht wieder von *dieser* Gerste, *diesem* Hafer, *diesem* Heu, was es gestern bekommen hat, sondern von einem *andern* Diesen, d. h. es friſst überhaupt Gerste, Hafer, Heu und hat in einer natürlich-göttlichen Einheit das Einzelne im Allgemeinen, das Allgemeine im Einzelnen aufgehoben.

Die wunderlichste Forderung macht der platte Verstand, wenn er von dem Anfang irgend einer speculativen Philosophie verlangt, daſs er sich erst mit ihm und den Thatsachen seines Bewuſstseins auseinander zu setzen habe. Die Hegelsche Philosophie hat in *ihrer* Weise und nach den Voraussetzungen *des* Zeitalters, in welchem sie erschienen war und sich auszubilden hatte, das wirklich geleistet, was der Verfasser fordert; sie hat in der That sich selbst mit den Formen des Bewuſstseins in der Phänomenologie auseinander gesetzt. Der Verfasser hat das theils nicht verstanden, theils ignorirt. Er ist in allen jenen Formen, in allen jenen Unmittelbarkeiten nach der Reihe verstockt sitzen geblieben, er hat an der Hand jener phänomenologischen Arbeit nicht gelernt eine nach der andern und durch die andere aufzulösen und sich endlich zu dem Urbewuſstsein zu erheben, von welchem aus der Versuch einer Wissenschaft gemacht werden konnte, die nun wenigstens keinen Kampf mehr mit dem natürlichen Bewuſstsein zu bestehn hat, weil sie ihn durchgekämpft hatte. Nie hat eine speculative Philosophie einen Kampf mit dem gemeinen Verstande, sondern *nur mit sich selbst* zu bestehn, und jede trägt eine tödtliche Wunde, wenn auch anfangs gar nicht oder nur wenigen Geistern sichtbar, bei sich, die ihr jedoch nie die zwar

Digitized by Google

kecken, bisweilen unverschämten aber machtlosen Streiche des gemeinen Bewufstseins schlagen, sondern die sie in sich selbst bei ihrer Conception empfängt, um sich in sich selbst aufzulösen, wenn die Zeit erfüllt ist, und in höhern Formen des Geistes *als des Geistes* sich neu zu gestalten. Der Verfasser sagt in II. „Wie kann eine bestimmte Philosophie überhaupt ihre Wahrheit und Realität beweisen, wenn sie beginnt mit einen Widerspruch gegen die sinnliche Realität, gegen den Verstand der Wirklichkeit, ohne diesen Widerspruch aufzulösen"? „Die Dialektik ist kein Monolog der Speculation mit sich selbst, sondern ein Dialog der Speculation und Empirie". „Der Gegensatz des Seins ist nicht das Nichts, sondern das sinnliche, concrete Sein". Und in I.: „Der Beweis, dafs Etwas *ist*, hat keinen andern Sinn, als dafs Etwas nicht nur Gedachtes ist. Dieser Beweis kann aber nicht aus dem Denken selbst geschöpft werden. Wenn zu einem Objecte des Denkens das Prädicat des Seins hinzukommen soll, so mufs zum Denken selbst etwas vom Denken Unterschiedenes hinzukommen". Dem Verfasser dürfte es nun einmal nicht beschieden sein zu begreifen, dafs der speculative Gedanke sich das Sein nicht erst von dem unmittelbaren Bewufstsein zu erborgen habe, dafs er vielmehr an sich selbst sein Sein hat, von welchem das Sein des unmittelbaren Bewufstseins *nicht ausgeschlossen ist*, sondern wirkliche Aufnahme gefunden hat, wenn auch das letztere viel zu bornirt ist, um es zu erkennen und anzuerkennen. Hat eine speculative Philosophie einen Dualismus in sich, so ist dieser nicht der Dualismus des Denkens und der Empirie, sondern ein ganz anderer, den sie nicht gewollt und nicht wollen konnte, auch eine Zeit lang nicht gewufst hat, der Dualismus des concreten Denkens *auf dem Gebiete des concreten Gedankens*. Weil der Verfasser von diesem höhern oder höchsten Dualismus keine Ahnung hat und sich noch nicht einmal über den phänomenologischen des abstracten Denkens und des abstracten sinnlichen Bewufstseins erhoben, so hat er das Sein und das Nichts, womit die Hegelsche Wissenschaft beginnt, eben so wenig begriffen, wie das sinnliche *Dieses*, den Anfang der Phänomenologie. Er hat, wenn wir uns so ausdrücken dürften, im Anfange der Logik eben so wenig bemerkt, welchen Antheil das Empfinden und Wahrnehmen daran hat, um das Sein zu denken, wie im Anfang der Phänomenologie, welchen Antheil das Denken hat, um das atomistische *Dieses* zu empfinden. Wir meinen so, dem Verfasser ist es nicht klar, wie das *Sein* die Phasen des natürlichen Bewufstseins implicite aber hinter sich, das *Dieses* das Denken implicite aber vor sich hat. Er wiederholt das Obige mit andern Worten auch in I.: „Ein nur und zwar abstract denkendes Wesen hat gar keine Vorstellung von Sein, Existenz, Wirklichkeit. Sein ist die Grenze des Denkens; Sein als Sein ist kein Gegenstand der wenigstens abstracten, absoluten Philosophie. Die speculative Philosophie spricht dies selbst indirect dadurch aus, dafs ihr das Sein gleich Nichtsein — Nichts ist. Nichts ist aber kein Gegenstand des Denkens". „Deswegen ist auch das Sein, wie es die speculative Philosophie in ihr Gebiet zieht und dem Begriffe vindicirt, ein pures Gespenst, das absolut im Widerspruch steht mit dem wirklichen Sein und dem, was der Mensch unter Sein versteht. Unter Sein versteht nämlich der Mensch sach- und vernunftgemäfs Dasein, Fürsichsein, Realität, Existenz, Wirklichkeit, Objectivität" u. s. w. In diesen Worten ist die Vergessenheit und die Gedankenlosigkeit, welche dem speculativen Denken vorgeworfen wird, auf der Seite des gemeinen Verstandes so grofs, dafs er selbst nicht weifs, was er spricht. Er behauptet ganz richtig, dafs der Mensch unter Sein sach- und vernunftgemäfs Dasein, Fürsichsein, Objectivität u. s. w. verstände, vergifst aber in demselben Augenblicke, dafs das Sein in der logischen Wissenschaft factisch aus sich selbst eben diese Kategorieen entwickeln konnte —, weil es dieselben implicite in sich enthielt, und deshalb kein Gespenst war. Er weifs nicht, dafs er bei dem Aussprechen dieser Kategorieen ganz etwas anderes meint, als er ausspricht, und doch das, was er meint, nicht anders als vermittelst jener Kategorieen aussprechen kann. Begreifen kann er gar nicht, dafs das Nichts nur eigentlich für das massive Bewufstsein ein Dämon von Jenseits ist, von dem es nicht blofs unaufhörlich geneckt, sondern durchwühlt und annihilirt wird, für das Denken aber Geist ist, Geist, den es nicht fürchtet, sondern erkennt und in Folge der Erkenntnifs als Geist überwindet und sich unterwirft.

„Ein vom Denken nicht unterschiedenes Sein, ein Sein, das nur ein Prädicat oder eine Bestimmung der

Digitized by Google

Vernunft ist, das ist nur ein gedachtes, abstractes Sein, in Wahrheit aber kein Sein. Die Identität von Denken und Sein drückt daher nur die Identität des Denkens mit sich selbst aus. Das heifst: das absolute Denken kommt nicht von sich weg, nicht aus sich heraus zum Sein. Sein bleibt ein Jenseits. Die absolute Philosophie hat uns wohl das Jenseits der Theologie zum Diesseits gemacht, aber dafür hat sie uns das Diesseits der wirklichen Welt zum Jenseits gemacht". Wir schliefsen mit diesem Resumé der Kritik des Verfassers und bemerken nur noch dafs vor dem Lichte der speculativen Philosophie das Jenseits des Denkens und das Diesseits des Seins, oder das Diesseits des Denkens und Jenseits des Seins als Gegensätze verschwinden und sich, um ihre Scheinexistenz zu fristen, in die trübe Verworrenheit des undialektischen Bewufstseins flüchten. Die speculative Philosophie ist keine „abgeschiedene Seele" um sich als Gespenst mit den „bekörperten Seelen" herumzuschlagen; aber sie ist abgeschiedener Geist, der νοῦς χωριστός des Aristoteles, der als die Urentelechie die lebendigen Seelen erst zu dem macht, was sie sind. Die speculative Philosophie bedarf allerdings des „menschlichen Verstandes" aber mit der Dialektik der Vernunft, auch der „menschlichen Sprache" aber mit göttlichem Inhalte. Sie vegetirt nicht in „göttlicher, nichtsbedürfender Gedankenseeligkeit", sondern hat genug *menschlichen* Verstand um das „menschliche Elend" zu begreifen, und *menschliches* Herz, um wo sie vermag, es zu mildern. Aber sie verabscheut die wüste Praxis, zu welcher der allzunatürliche Verstand allein die Fähigkeit hat. Sie verbleibt, wie sie es von Anfang gethan hat, in ihrer „Gedankenseeligkeit" und übt von Gedanken befruchtet und geleitet die Tugenden, die das Leben in allen Kreisen fördern und schmücken.

Schmidt, in Erfurth.

XXXVII.

Leben des Feldmarschalls Jakob Keith. Von K. A. Varnhagen von Ense. Berlin. Verlag von Duncker und Humblot. 1844. 274 S. 8.

Die Statuen Schwerin's, Winterfeldt's, Keith's und Seydlitz's schmücken, von König Friedrich gesetzt, den Wilhelmsplatz in Berlin. Herr Varnhagen von Ense hat dem Leben dieser vier Helden einzelne sorgfältige Beschreibungen gewidmet. Mit dem vorliegenden Leben Keith's beschliefst er diesen Cyklus in derselben Art, wie er ihn mit Seydlitz 1834 begonnen.

Keith's Leben von 1696 bis 1758 zerfällt für die Betrachtung in drei Perioden. Die erste beschäftigt sich mit Englischen Interessen und mit der Rückführung der vertriebenen Stuarts auf den Englischen Thron. Die Familie Keith war protestantisch, aber der politische Zwiespalt der Torys und der Whigs überwog religiöse Bedenken. Beide Brüder Keith, der Lord Mareshal von Schottland und Jakob Keith, thaten das Ihrige mit Aufopferung, aber die Partei war in sich zerfallen und schlecht geführt. Die Brüder verloren ihre Heimath, fanden in Spanien Aufnahme, aber keine wirksame Thätigkeit. Jakob Keith erlangte im Jahre 1728 in Folge der angelegentlichen Empfehlung Philipp's V. von Spanien Anstellung als General-Major in Russischen Diensten. Hiemit beginnt seine zweite Lebensperiode. Er zeichnete sich im Türkenkriege unter Münnich aus, bewährte in der Verwaltung ungewohnte Rechtlichkeit, commandirte unter und neben Peter Lascy im Schwedischen Kriege und diente mit widerstrebendem Gefühl politischen Intriguen als militärischer Gesandter in Stockholm; er stieg in Ehre und Gunst bei den wechselnden Regierungen, ohne näheren Antheil an der Herbeiführung dieser Veränderungen zu nehmen, bis zum General der Infanterie, litt aber durch die Reaction, welche unter Elisabeth gegen alle ausgezeichneten Fremden im Russischen Dienst eintrat. Er verlangte beharrlich seinen Abschied und erhielt ihn endlich unter der Bedingung einen Revers zu unterschreiben, dafs er weder direct noch indirect gegen Rufsland dienen wolle, widrigenfalls er vor ein Kriegsgericht gestellt werden würde. Keith unterschrieb, weil ihm bekannt war, dafs in den Kriegsartikeln keine Bestimmung vorkomme, wonach ein Nicht-Russe nach erhaltenem Abschied noch ferner gehalten sei eine Russische Unterthanenpflicht zu erfüllen, und reiste darauf ungesäumt ab. Von Kopenhagen schrieb er an Friedrich II. und bot ihm seine Dienste an; in Hamburg erhielt er die unbedingte Zusage und trat mit Patent vom 18. September 1747, 51 Jahr alt, als Feldmarschall mit 8000 Thalern Gehalt in die Dienste des Königs, gegen den er ein Jahr vorher ein Truppencorps zu führen bestimmt gewesen war.

Keith's Eintritt in die Preufsische Armee hatte auch die ehrenvolle Aufnahme des Lords Mareshal, seines Bruders, in Friedrichs Staatsdienst zur Folge, so wie vorher die Wegweisung des Lords, der seinen Bruder in Riga zu besuchen kam, von der Russischen Gränze, Keith entschieden hatte Rufsland zu verlassen. Die Brüder gehörten zu dem vertrauten Gesellschaftskreise des Königs. Keith erhielt einige Jahre darauf auch die Stelle als Gouverneur von Berlin, wodurch sein Gehalt auf 12000 Thaler erhöht wurde. Merkwürdig ist, dafs Keith, wie vorher nur wenig des Russischen, so als Preufsischer Feldmarschall des Deutschen nicht mächtig war und es auch nicht erlernte, was doch einem Engländer so gar schwer nicht sein konnte. Französisch war seine Geschäftssprache, was dem König genehm war und kein Hindernifs des Commandos dünkte, wenn dem Feldmarschall Adjutanten beigegeben wurden, die beider Sprachen mächtig waren. Wie haben die Zeiten sich

Digitized by Google

geändert! Damals war der Krieg für den Oberen eine Kunst, für den Untergebenen ein Handwerk, wobei es nur auf die Tüchtigkeit der Arbeit ankam, alles andere, persönliche und volksthümliche Uebereinstimmung, bei dem Dienstverhältnifs vorausgesetzt wurde. Doch bedurfte Friedrich für seinen näheren Umgang Männer von weiterem Blick, von Welt- und Lebenserfahrung. Ueber die Beschäftigungen Keiths in der Friedenszeit von 1747 bis 1756 erfahren wir leider zu wenig. Desto ausführlicher ist Hr. Varnhagen von Ense in der Beschreibung der Kriegsverrichtungen, welche Keith in den drei ersten Jahren des siebenjährigen Kriegs zufielen. Gewifs hatte Friedrich ihn mit der Absicht in seinen Dienst genommen um einen bewährten Corpsführer für den bevorstehenden seiner Ansicht nach unumgänglichen Krieg zu besitzen. Keith's Wachsamkeit und besonnene Umsicht leistete dem König eine wesentliche Hülfe bei der Einschliefsung der Sächsischen Armee im Jahre 1756 und im folgenden Jahre bei der Belagerung von Prag bis zum verfehlten Angriff von Collin, und dann bei dem Rückzug aus Böhmen und der Behauptung Sachsens. An den Trophäen von Rofsbach hatte Keith verdienten Antheil; sein Einfall tief in Böhmen hinein unterstützte den Marsch des Königs zum Siege von Leuthen. Im Feldzug von 1758 hatte Keith den schlimmen Auftrag Olmütz zu nehmen, was von einer starken mit Allem gut versehenen Besatzung vertheidigt wurde, während das Belagerungscorps zu schwach war und zuletzt am Nothwendigsten Mangel litt. Keith that sein Mögliches, aber es scheint dafs er für die drängende Ungeduld des Königs an dieser Stelle doch nicht der rechte Mann war: seine Gesundheit wankte, und er beherrschte seine Untergebenen nicht mit der durchgreifenden Energie, wie es bei ihrer Unlust und Zwiespältigkeit nothwendig war — woran doch vielleicht der Mangel an Preufsischer Nationalität Schuld war. Die Belagerung mufste aufgehoben werden, als der Zuzug von Proviant und Verstärkung abgeschnitten war. Dagegen leistete Keith's Vorsicht bei dem Rückzuge bis zur Vereinigung mit dem Könige, und nachher bei der Sicherung Schlesiens und der Lausitz während der Abwesenheit Friedrichs alles Erspriefsliche. Friedrich kam von Zorndorf zurück; er wollte Dann eine eben solche Niederlage beibringen und forderte ihn durch die gewagteste Stellung heraus. Da geschah das Unheil vom 14. October 1758, der Ueberfall von Hochkirch. Keith hatte, wie andere Generale, Friedrich gewarnt, der König alle Besorgnisse durch seine Zuversicht niedergeschlagen, nichts desto weniger hatte Freidrich an demselben Tage fortzurücken beschlossen; daher war der tragische Ausgang um so schmerzlicher, der dem Kriege ein anderes Ansehen gab und Friedrich nöthigte von der bisher immer verfolgten Offensive abzustehen. Hochkirch wurde auch Keith's Grab. Seine Gebeine wurden im nächsten Winter auf Friedrichs Befehl aufgehoben, nach Berlin gebracht und mit gebührender Ehre in der Garnisonkirche beigesetzt. Auch der Feind hatte sie ihm bei der ersten Bestattung nicht vorenthalten, denn Keith's Ehrenhaftigkeit fand überall Anerkennung, und in Hochkirch selbst hat ihm in späterer Zeit verwandschaftliche Theilnahme ein Denkmal errichtet.

Das wechselvolle Leben Keith's ist ein würdiger Stoff für die Darstellungskunst des Hrn. Verfassers, dessen stilistische Sicherheit und Gewandheit den Lesern dieser Blätter hinlänglich bekannt ist. Zu bedauern ist, dafs die Quellen über das innere und häusliche Leben des Helden nicht reichlicher fliefsen, denn in der Darstellung solcher Verhältnisse zeigt sich die feine und ansprechende Auffassung des Hrn. v. Varnhagen am erfreulichsten. Dagegen erhält dieser Lebensabrifs noch ein besonderes historisches und gemüthliches Interesse durch die zahlreichen Dokumente, welche mit der Erzählung verflochten sind oder sie specieller ergänzen. Es sind dies Abschnitte aus den eignen Denkwürdigkeiten, welche Keith über sein Leben von 1714 bis 1734 verfafst hat, aus den Schriften des Spalding-Club zu Edinburg, ferner Briefe Keith's an seinen innigst geliebten Bruder Lord Mareshal über Begebenheiten und Zustände des siebenjährigen Kriegs, aus Lord Dover's life of Frederic the Second, beides in Englischer Sprache, treuherzig und anschaulich, dann aber vornehmlich eine Reihe bisher ungedruckter militärischer Briefe Friedrichs II., in denen sich die geniale Zuversicht, die Energie und die unermüdliche Thätigkeit des Königs, gepart mit der zartesten Rücksicht auf seinen edlen Diener, wunderbar ausspricht. Friedrich verlangt oft das Unmögliche, aber er verlangt es mit solcher Ueberzeugungskraft, dafs die Thätigkeit seiner Gehülfen noch mehr durch die Art, wie er sie in Anspruch nimmt, als durch seinen Befehl angespornt werden mufste. Was für ein Verlust für die Deutsche Litteratur, dafs Friedrich die Deutsche Sprache nicht zwang ein Ausdruck für die energische Beweglichkeit seines Geistes zu werden! Solche Geschäftsbriefe, Producte des Augenblicks, treuste Bilder des Geistes, haben wir im Deutschen noch nicht. Es ist nicht zu leugnen, dafs Hr. v. Varnhagen durch die Aufnahme dieser Originaldocumente in den Text der Ebenmäfsigkeit seiner Darstellung, der kunstvollen Geschlossenheit eines biographischen Gemäldes, worin er Meister ist, Eintrag gethan hat. Doch konnte die Kriegsgeschichte nicht ohne diese Grundlage von Briefen des Königs beschrieben werden; wären sie aber im Texte nur benutzt und etwa in einem Anhange als Belege gegeben worden, so würden sie den Eindruck nicht machen, den sie jetzt im Zusammenhang der Geschichte hervorbringen. Friedrichs Briefe Deutsch würden ein zu vortheilhaftes Bild von der nationalen Sprachbildung, wenigstens der betreffenden Personen, geben. Eher hätten die Englischen Abschnitte in Deutscher Uebersetzung mitgetheilt werden können, da sie die stilistische Vollendung nicht haben, die der Prosa Friedrichs beiwohnt. Jetzt ist die urkundliche Treue zugleich ein redender Beweis der damaligen Zustände.

Keith war unvermählt: er lebte in einer Gewissensehe mit Eva Merthens, die er als eine junge Schwedische Waise in Åbo zu sich genommen, und zeugte Kinder mit ihr. Standesrücksichten hinderten die Anerkennung dieser Verbindung: processirte doch selbst Lord Mareshal mit der Wittwe um die Erbschaft. Durch richterlichen Spruch erhielt er einen Antheil an dem hinterlassenen baaren Gelde, in Summa siebzig Ducaten!

C. G. Zumpt.

Digitized by Google

№ 76.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

XXXVIII.

1) *Saul und David ein Drama der heiligen Geschichte von Friedrich Rückert. Erlangen*, 1843. *Verlag von Carl Heyder.* 304 *S. kl.* 8.

2) *Herodes der Grofse, in zwei Stücken von Friedrich Rückert. Stuttgart*, 1844. *Verlag von Sam. Gottl. Liesching. Erstes Stück. Herodes und Mariamme.* 200 *S.* 8. *Zweites Stück. Herodes und seine Söhne.* 170 *S.*

Schon hatte Rückert durch das erste dieser Dramen, Saul und David, einen grofsen Theil des Publicums glauben gemacht, dafs das Dramatische nicht das Feld sei, auf welchem er sich würde mit Glück ergehen können. Man fand hier das dramatische Interesse über das epische vernachlässigt und in den Hintergrund gestellt. Man fand eine Ueberfülle von Inhalt in eine Reihe von acht Aufzügen (fünf der Tragödie selbst, nebst den dreien des Vorspiels) historisch an einander gekettet, zum Theil lose an einander gereihet. In der Sprache zwar fand man die gewohnte Anmuth dieses Dichters zu preisen, aber dieser lyrische Schwung dehnte auch oft wiederum für das nun einmal ganz aufs Historische gespannte Interesse des Hörers die Handlung zu sehr in die Breite. Kurz, man fühlte, dafs in Saul und David der Dichter zwar eine neue Gattung des historischen Drama's angestrebt, aber bei der Ausführung seines Gebäudes die vollkommne Symmetrie verfehlt hatte.

Jetzt ist der Herodes in zwei Stücken nachgefolgt, welcher natürlich zu seinem Nachtheil ein schon vielfach verstimmtes Publicum vorfindet. Auch haben sich bereits einzelne Stimmen öffentlich in demselben Ton über denselben geäufsert, welcher durch den Saul und David geweckt worden war, wodurch freilich in diesem Falle nichts anderes sich kund gegeben hat, als die über Kopf stürzende Eisenbahn-Eile unserer Zeit, welche sich bei neuen Erscheinungen selten die Zeit nehmen kann, wieder und wieder zu prüfen, was denn das Neue und Eigenthümliche des Gehalts sein möge, sondern in der Regel froh und zufrieden sein mufs, wenn sich irgend ein schon geläufig gewordener früherer Eindruck vorfindet, an welchen sich das Neue ungefähr anreihen und so als ein in die Fächer des bereits Erlebten gehöriges einordnen läfst. Wer dagegen sich die Mühe nimmt, eine so höchst bedeutende und originelle Composition, wie dieser Herodes ist, nicht blofs flüchtig zu durchblättern, sondern mit der Langsamkeit und contemplativen Zurückgezogenheit in sich aufzunehmen, welche ein jedes Kunstwerk, das durchaus neue und tiefere Saiten des Gemüthslebens anschlägt, erfordert, der wird sich überzeugen, dafs hier der grofse Dichter wie ein Phönix aus seiner Asche erstanden ist, und dafs jenes Selbstgefühl, in welchem er der fast allgemeinen Stimmung entgegen, die über seine neuangetretene historisch-dramatische Bahn den Stab brach, beharrlich protestirte in Wort und That, auf keiner Einbildung beruhete. In Herodes erscheint zum erstenmal die ungetrübte Gröfse und Reinheit dieses von ihm angestrebten neuen dramatischen Kunstideals, weil es hier zum erstenmale mit einer gehörigen dramatischen Concentration seines Stoffes auftritt, und erst vom Standpunct des Herodes aus ist ein gerechtes Urtheil möglich über den vollen Werth dieses dramatischen Weges, in dessen Umfang der Saul und David aber ebenfalls in sofern ganz mit hineinfällt, als jener Weg dort schon ebenfalls ein vollkommen gewollter war.

Was zunächst an der Rückertschen Tragödie überhaupt als neu auffällt, ist die negative Eigenschaft, dafs sie weder Leidenschaftstragödie, noch Charakterstück, noch Situationsgemälde, noch Intriguenstück, sondern rein historisches Drama ist. Man kann hierin

Digitized by Google

aber auch von der anderen Seite eine durchaus positive Eigenschaft erblicken, insofern hier der historische Inhalt im Drama reiner und von Nebenbeziehungen befreiter hervortritt. Der Schein des Negativen tritt hier nur durch die durchgängige Gewohnheit hervor, die historischen Dramen durch geflissentliche Hinspielung ihrer Behandlung nach einem von den vier genannten Gesichtspuncten zu beleben und höher zu färben. Der Egmont z. B. wurde von Schiller einst richtig als ein Charakterstück bezeichnet, auf Götz von Berlichingen, Wallenstein, Shakespears Heinrich IV., Antonius und Cleopatra, so wie die allermeisten seiner historischen Dramen läfst sich derselbe Ausdruck in so fern anwenden, als die psychologische Durchführung der Charaktere in diesen Stücken das ist, wodurch der Dichter das Interesse des Hörers absichtlich und vorzugsweise spannt. Auf der antiken Bühne der Griechen, welche im Tragischen immer auf historischem Boden stand, trat der Gesichtspunct der Charakteristik auffallend zurück, um so mehr dagegen der des leidenschaftlichen Pathos ganz und öfter allein in den Vorgrund. Aeschylus Perser, Euripides Troerinnen sind scenisch entwickelte lyrische Wehelaute. Einem ähnlichen Zuge ist in neuer Zeit die französische Tragödie durchaus gefolgt. Cinna, die Horatier, Phädra spannen die ganze Aufmerksamkeit des Hörers auf das interessante Spiel der in Bewegung gesetzten Leidenschaften; bei Victor Hugo hat sich zwar die Form der Tragödie ganz und gar, ihr Gesichtspunct nicht im mindesten geändert. Calderon hat in seiner Tragödie „Eifersucht das gröfste Scheusal" aus demselben dem Josephus entlehnten Stoffe, welchen Rückert im Herodes behandelt, ein blofses Leidenschaftsgemälde gemacht voll Gluth, auch voll hohlen Wortpomps, nach seiner Weise. Sonst ist die Spanische Bühne maafslos dem Elemente der Intrigue verfallen. Auch haben darin die Modernen schon die Alten zum Muster, wenn sie lieben, bei historischen Stoffen ins Pompöse und Opernhafte zu verfallen, vorzugsweise Situationsgemälde zu beabsichtigen. Krönungsmärsche, Volksgruppen, Schlachtgewühl, Zweikämpfe u. dgl. müssen dann als Nothbehelfe dienen für das Imposante der Situation, das jenen durch stete Anwesenheit des Chors leichter als uns zu Gebote stand. Es leuchtet aber ein, dafs man überall dort, wo man das historische Drama geflissentlich nach einem von diesen vier Gesichtspuncten hinwendet, vorzugsweise nur solche Eindrücke mit ihm bezweckt, welche auch durch unhistorische Süjets erreicht werden können, oft eben so gut, oft noch besser. Man hält folglich immer bei solchen Behandlungsarten, wenn auch nicht bewufsterdoch unbewufster Weise, das historische Interesse poetisch für nicht höher anzuschlagen als einen Werg, woraus der Dichter seine Fäden spinne, oder einen Bindfaden, an den er die Blumen seiner Poesie anreihe. Man hält dafür, dafs der historische Inhalt eines Drama's immer ein solcher sei, welcher erst poetisch *gemacht* werden müsse, dadurch dafs man ihn in ein Drama übersetzt von einem solchen Eindruck, dafs derselbe sich eben so gut durch einen fingirten Inhalt erreichen liefse, oder dafs nun die Geschichte dasteht so gut als fingirt. So glaubt man der Weltgeschichte poetisch die gröfste Ehre zu erweisen, indem man sie an einem für höher gehaltenen idealischeren Reiche der Fiction, worin dann noch wohl gar das fingirte Schicksal einer sogenannten poetischen Gerechtigkeit waltet, theilnehmen läfst.

Rückerts Bestreben ist nun im Gegentheil, anstatt der Weltgeschichte blofs die Stoffe zu *entnehmen*, und zu Producten zu verarbeiten, welche auch stofflich mehr oder weniger als Schöpfungen des Dichters zu bezeichnen sind, vielmehr den poetischen Gehalt im Marke der Weltgeschichte selbst zu erspüren, und dem Hörer behutsam und unmittelbar aufzudecken. Er übernimmt nur die Rolle des begeisterten Führers, von dessen Hand geleitet wir in das Heiligthum der Weltgeschichte selbst so schauen, wie man freilich nur an der Hand eines Dichtergenius von dieser Gröfse schauen kann. Alles Umformen, Nachhelfen, Besserwissenwollen findet hier mit einemmal sein Ende, das Schicksal der poetischen Gerechtigkeit zerfährt in sein nichts. Rückert behandelt als der erste Dichter die Weltgeschichte mit derjenigen Scheu, welche ihrer Gröfse gebührt, er behandelt die Geschichte auch von poetischer Seite als ein Unantastbares, und weder der Trieb zu glänzen, noch die beliebte Sucht, selbst an solchen Orten zu motiviren, wo die Wahrheit der Geschichte nur zufälliges Zusammentreffen zeigt, noch auch das Verlangen, die schroffen Zeichnungen der Wirklichkeit, die in der Regel viel steiler und paradoxer ist, als die Fiction, durch selbsterfundene Dämpfer in eine gemilderte Temperatur zu brin-

Digitized by Google

gen, hat ihn vermocht zu irgend einer Fiction von Belang.

Noch nie hatte man sich fester und consequenter auf dem alten dramatischen Standpuncte nach den vier Gesichtspuncten zurecht gestellt, als in der ersten Epoche eines freieren Aufschwungs der dramatischen Kunst in Deutschland, als man mit Lessing das bürgerliche Trauerspiel über Alles schätzte, und nicht einsehen konnte, warum Leiden und Schicksale von Fürsten und weltgeschichtlichen Helden mehr rühren und erschüttern sollten, als die aus dem Leben unbenannter und fingirter Charaktere, zu denen sich jedermann aus seiner eigenen Bekanntschaft schon desto bequemer die mehr oder weniger passenden Exemplare auffinden konnte. Eine gewaltige Bewegung dem neuen Princip entgegen begann schon da, als Goethe und Schiller diese Meinung nicht mehr theilten, und mit der Ansicht von der höheren Würde des Historischen im Drama durchdrangen. Und von hieran ist der Deutschen Tragödie dieses nachzurühmen, dafs, sobald einmal erst der weltgeschichtliche Gesichtspunct gefafst war, die Höhe, auf welcher er schon in der Regel gehalten wurde, das meiste von dem, was andere Nationen in dieser Beziehung besafsen, weit übertraf. Trotz der falschen Liebe, womit noch immer die Hauptpersonen des Drama's als Schoofskinder der poetischen Fiction und Willkühr behandelt, und mit den gefärbten Lichtern eines mehr oder weniger erdichteten Gesichtskreises beleuchtet wurden, entschädigten unsere grofsen Klassiker doch gewöhnlich auf nicht unbedeutende Weise dadurch, dafs diese Personen, ein Götz, ein Egmont, eine Jungfrau, ein Tell, nicht blofs als grofse und zu bewundernde Charaktere, auch nicht blofs als Blüthen herrlicher Epochen, auch nicht als Denksteine vaterländischer Erinnerungen, auch nicht als kolossale Gestalten einer gröfseren Zeit, sondern weit mehr noch als Repräsentanten grofser weltgeschichtlicher Richtungen und Tendenzen dastanden. Dieses müssen wir immer mit Stolz als den grofsen dramatischen Fortschritt, den schon unsere grofsen Klassiker gemacht haben, nennen und behaupten, dafs unter ihren Händen die dunkle Person des dramatischen Helden transparent wurde, indem sie den Hörer immer gewaltig auf das Princip hinwies, von welchem sie getragen wurde als von ihrem Schicksal. Was hilft uns das Historische in den Helden der klassischen Tragödie Frankreichs? Sie sind nur grofs als kolossale erstaunenswürdige Gestalten einer untergegangenen Römischen Welt. Was hilft uns das Historische an Shakespeares Königen? Sie sind Charaktergemälde, hingestellt als Denksteine vaterländischer Erinnerungen. Patriotisches Interesse aber ist noch kein weltgeschichtliches. Selbst seine Römischen Stücke, welche noch am ersten auf den Titel welthistorischer Dramen im engeren Sinn Anspruch machen dürfen, auch wohl wegen ihres grofsartigeren Stils der Ausführung mit Recht über manche Dramen Goethes und Schillers erhoben worden sind, lenken das Interesse des Hörers seiner ganzen Schwere nach doch nur auf die bewundrungswürdige Gröfse in den Kraftanstrengungen der handelnden Personen, nicht aber auf die Gröfse der Principien, für welche gestritten wird. Nur allein der Deutsche hat sich bisher im Drama dazu erhoben, einen principiellen Schicksalsgang der Begebenheiten vorauszusetzen und auf ihn hinzuweisen. Alle anderen Nationen haben mit ihren äufsersten Anstrengungen trotz der schon vor Augen gehabten deutschen Muster dies noch nicht erreicht, und um recht inne zu werden, wo der Unterschied steckt zwischen einer principiellen und einer ordinären persönlichen Tragödie, darf man nur z. B. eine Vergleichung zwischen Schillers politischen Dramen und dem sonst nicht schlechten politischen Drama Cromwell des Victor Hugo anstellen. Bei Schiller und Goethe, so wie bei allen bedeutenderen in ihre Fufstapfen gefolgten Compositionen hat allerdings schon das Augenmerk auf dem weltgeschichtlichen Inhalt als solchem gelegen, aber trotz dem, dafs man Stoffe wählte, an denen der Weltgeschichte schon der Puls zu fühlen war, verfuhr man dennoch in einem seltsamen Widerspruch mit dieser Grundtendenz bei der Ausführung nach den althergebrachten vier Manieren, erlaubte sich die Geschichte zuzuschneiden, wie es eben zu vermeintlich höheren Zwecken pafste, und sah sie für einen Marmorblock an, woraus man doch am Ende hauen könne, was man eben wolle. Hier findet sich offenbar eine Halbheit in unserer Literatur, eine Mattigkeit, noch nicht mit beiden Händen und vollständig das fassen zu können, was man gleichwohl mit der einen schon hält, und unmöglich wieder lassen kann, so sehr auch ein Chorus romantischer und shakespearomanischer Stimmen bemüht gewesen ist, die Deutschen an ihrem poeti-

Digitized by Google

schen Grundsatz wieder irre zu machen. Dieser schwebende Zustand kann ohne Zweifel nur dann seine endliche Beruhigung und Vollendung finden, wenn die in halber Vollendung bei uns ermattete historische Auffassung in der dramatischen Kunst entschlossen und durchgreifend, emphatisch und rücksichtlos durchgeführt wird, so dafs nicht allein das philosophische Augenmerk, sondern auch der ganze poetische Ton, das ganze Interesse, die ganze Handlung, die ganze Haltung eine rein und nur historische wird, mit geflissentlicher Abschneidung aller übrigen Gesichtspuncte und Mittel, welche zwar, insofern sie sich dem historischen Stoff als unentbehrliche Hülfen bieten oder vielmehr als in seiner Substanz selbst schon mit enthalten ans Tageslicht kommen, in ihrer Geltung bleiben, überall aber, wo sie sich für sich selbst in irgend einer Art geltend und breit machen würden, ohne Rücksicht fallen müssen als falsche Scheine, Allotrien und Plunder, den man forthin nicht mehr gebrauchen kann.

Nur allein durch eine solche Reinigung der historischen Bühne von Grund aus werden wir für uns selbst die grofsen Eindrücke wieder erreichen, welche die antike Tragödie durch ihren schweren Schicksalsgang auf die Gemüther ihrer Hörer hervorbrachte, und durch eine künstliche Sympathie auch noch auf uns hervorbringt, Eindrücke, deren gänzliches Abhandengekommensein im Gebiet der modernen Tragödie man sich nur gern offenherzig eingestehen sollte. Denn die Alten sahen auf ihrer Bühne an *wahren*, d. h. als wahr fest geglaubten historischen Begebenheiten aus ihrem Volksleben einen *geheimnifsvollen und staunenerregenden Schicksalsgang* sich vollziehen, über den man wohl grübeln und muthmaafsen, aber ihn keinesweges als eine sogenannte poetische Gerechtigkeit sich enthüllen konnte, ihre Tragödie war die Darstellung eines in die menschlichen Verhältnisse hemmend und lenkend von unbekannter Seite her hineinlangenden Fingers. Eben dafs hier Wahrheit, ein als wahr allgemein geglaubter und wirklich nachweisbarer, obgleich in seinen Gründen nicht erkennbarer Schicksalsgang vor den Hörern sich vollzog, brachte diese Wirkung von solcher Erhabenheit hervor, dafs selbst wir, denen dieser Schicksalsglaube fremd ist, noch in Sympathie mit den damaligen Hörern die Wirkung empfinden. Dafs keinerlei Art von Nachahmung im Stande ist, eine ähnliche Wirkung zu reproduciren, bürgt dafür, dafs die allgemeine Ueberzeugung von der Wahrheit des Geschaueten der Grundhebel der Wirkung war. Man führe uns also einmal wieder statt der blofs aus der Geschichte *entlehnten* Stoffe den wirklichen von behutsamer Dichterhand ausgeschälten Kern der Geschichte selbst vor, und bringe uns zur lebendigen Ueberzeugung, dafs nicht der Dichter, sondern die nackte Wahrheit, nur vom Dichter zart geleitet, uns anredet, und man wird sich den Eindruck des antiken Drama's seiner ganzen specifischen Stärke nach erneuern sehen. Denn uns sorgt dann schon die Treue und religiöse Unantastbarkeit des Inhalts der Darstellung von selbst dafür, dafs die Idee des Schicksals uns nicht fehle, indem das unverfälschte Buch der Geschichte einem jeden Denkenden in eben so starkem Sinne ein räthselvolles, unausforschliches und doch zu unendlichem Forschem und Grübeln anreizendes heiliges Schicksalsbuch ist, als jenem weniger gebildeten Sinn seine Mythen und Orakel waren.

Da Rückert in diesem Sinne verfahren ist, so hat er hiermit im Auge der Theorie offenbar, was das ganze Kunstgenus betrifft, einen Vorsprung gewonnen, womit aber noch nichts über den speciellen Werth seiner einzelnen Leistungen selbst ausgesprochen sein kann. Denn das Urtheil über den Werth oder Unwerth dieser kann nicht davon abhängen, dafs eine neue Dichtungsart eröffnet, sondern nur davon, wie sie eröffnet wird. Aber sobald ein Dichter eine neue Dichtungsart eröffnet, ist es eben das Neue und Eigenthümliche an ihr, worüber die beurtheilende Theorie zunächst ganz vorzüglich zu reden hat, um von dem Dichter sogleich das, was ihm unfehlbar droht, nämlich das Anlegen unpassender Maafsstäbe der Beurtheilung abzuwehren, womit das seinen eingelernten Gewohnheiten folgende Urtheil einer ephemeren Tagesmeinung, verwöhnt durch Allotrien, Bombast und unnatürliche Reizmittel, nur gar zu leicht bei der Hand ist, indem es leicht Leere und Mangel empfindet, wo der in die Sache eindringende Sinn vielmehr eine geflissentliche stolze Enthaltung von unreinem Gewürz und poetischen Buhlkünsten entdeckt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 77.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

1) *Saul und David ein Drama der heiligen Geschichte von Friedrich Rückert.*

2) *Herodes der Grofse, in zwei Stücken von Friedrich Rückert.*

(Fortsetzung.)

Und eine solche Verschmähung barbarischen Ueberflusses, ein solcher scheinbar negativer Charakter, dem aber der positivste Zweck unterliegt, ist eben dem Rückertschen Wege vorzüglich eigen, welcher eben dadurch immer einen wichtigen und bemerkenswerthen Schritt in der Kunst bezeichnen würde, selbst wenn es ihm noch nicht gelungen sein sollte, der Gröfse der Idee mit den Mitteln der Ausführung das Gleichgewicht zu halten. Wahrhaft neue Bahnen in der Kunst eröffnen sich immer nur durch Vereinfachung. Es ist der rohe Geschmack, welcher durch üppige Fülle übersättigt, durch angehängten Putz bestochen, durch pikanten Nervenreiz gekitzelt zu werden verlangt, und es ist die vorzügliche Pflicht der sinniger und tiefer Empfindenden, in Fällen, wo ein neuer Triumph des Barbarismus über das vorgehaltene edlere Muster nicht ganz im Reiche der Unmöglichkeiten liegt, mit allem Nachdruck die Rechte des Denkens und seiner Maafsstäbe geltend zu machen gegen die Anmafsungen einer irre geleiteten Gewohnheit und durch Ueberreize verwöhnten Sinnlichkeit.

Eben daher hat Ref. noch, ehe er in das Specielle dieser Poesieen eingehen kann, einen anderen höchst wichtigen Punct zu besprechen, nämlich die allgemeine scenische Anordnung. Es ist zu bezweifeln, ob der Dichter bei seinen Arbeiten eine Aufführung derselben auf der Bühne ausdrücklich im Sinne gehabt habe. Ist dies aber auch nicht der Fall gewesen, so fordert doch seine ganze Art und Weise in einem ungewöhnlich hohen Grade heraus, sich jede einzelne handelnde Figur rund und isolirt in plastischer und scenischer Gröfse vor Augen zu stellen. Ein jeder Leser, welcher sich mit Interesse namentlich in den Herodes hineinliest, wird diesen Eindruck empfinden, und bei genauerem Hinmerken entdecken, dafs er auf der sorgfältigen Vermeidung alles dessen beruht, was die Phantasie in Verwirrung bringt, einerseits aller Scenentumulte, alles Chaotischen in den Auftritten, andererseits aller hastigen und die plastische Ruhe störenden Bewegungen. Es tritt hier allerdings das Kunstideal der Goetheschen Iphigenie in Erinnerung, aber mehr in der Reflexion hinterher, als durch den Eindruck der Rückertschen Stücke selbst. Denn ihnen mangelt ganz und gar dieser einer Dichtungswelt angehörige Hauch der Idealität, vielmehr tritt uns dabei Shakespearesche Unmittelbarkeit und gröfste Ungenirtheit auf allen Seiten entgegen. Die Vereinfachung besteht hier in keiner Weise in einer Idealisirung, sondern lediglich in einer strengeren Beschneidung des allerfrischesten Naturwuchses, anstatt dafs unsere Klassiker, wo sie Aehnliches erstrebten, immer zugleich ins Idealisiren geriethen, und dennoch nur in sehr wenigen Fällen die ganze edle Simplicität erreichen, die hier mit weit einfacheren und naiveren Mitteln zu Wege gebracht ist. Ein wenig mehr Umständlichkeit kann auch an diesem Orte wohl zum deutlicheren Verstandenwerden nicht schaden.

Als in Shakespeare die moderne europäische Poesie zum vollen Selbstgefühl der Eigenschaften kam, worin sie die Alten überragt, da suchte sie vor allem sich zuerst in diesem inneren Reichthum nach Herzenslust auszubreiten, um zuerst ganz zu lernen sie selbst zu sein. Das Verinnerlichen des Gefühls, das Blofslegen der zartesten Empfindungsnerven, die psychologische Modification des Affekts, das Aufdecken aller Herzensfalten durch eine erhöhete Resonanz des inneren Sinns, das kühne Wagen alles Ungewohnten und Ungebrauchten, sobald dasselbe nur innerhalb der Gren-

Digitized by Google

zen der Naturwahrheit liegt, die unbedingte Verehrung der Naturwirklichkeit mit Hintansetzung aller idealisirenden (d. h. die Wirklichkeit in ein Reich der Fiction emporziehenden) Gewohnheitstypen und pathetisch-monotonen Manieren: das ist der Standpunct des sich in seiner eigenen Freiheit fühlenden modernen Dichtergeistes, der Standpunct des Shakespeareschen Genius. Und dieser Standpunct ist im Princip von einem jeden Dichter festzuhalten, so gewifs darin die eigenthümliche Stärke des modernen Genius und der Fortschritt der Neuzeit liegt. Weil aber Shakespeares ganze Seele vom Gefühl dieser neugewonnenen Stärke erfüllt war, so überliefs sie sich diesem Wirkungskreise seiner ganzen Breite nach, und so wurde die äufsere Form seiner Schauspiele ganz die unabsichtliche und wildgeborene dieser Methode, die Form des ungekünstelten Bettes, das sich dieser Feuerstrom in seinem Fliefsen von selbst aushöhlte. Im Eifer, sich überall bis auf den untersten Boden der Naturwahrheit herabzulassen, unterliefs er es oft, die Formen der Natur auch dort zu veredeln, wo er es unbeschadet seines Zweckes gedurft hätte, nämlich im Punct der scenischen Gruppirung. Er überfüllt häufig die Scene ohne Noth mit Personen, wickelt Nachrichten, die zu geben sind, auf künstliche Art in gleichgültige oder abspringende Gespräche, wodurch überflüssiges Gerede entsteht, das oft angemessener durch einen einfachen Boten beseitigt wäre. Oft wird aus dem hastigen Auf- und Abtreten der Personen und aus der Unruhe ihrer Bewegungen untereinander ein unbehagliches Hin- und Her, oder es macht die Vorliebe für die Mehrheit der auftretenden Figuren die Gruppen chaotisch, schwer übersehbar, unmalerisch. Dieses Unmalerische, Unplastische, wie jene schon von Goethe als auffallend bemerkte (obwohl von ihm noch nicht getadelte) Geschwätzigkeit der Personen ist freilich auch eine Annäherung an die Naturwahrheit, welche in der Regel weder in ihren Scenen malerisch, noch in ihren Gesprächen ununwunden ist. Aber da diese Annäherung ihren Zweck nicht in einer stärkeren Enthüllung des ungeschminkten Naturgefühls haben kann, welches im Gegentheil in den Momenten des Lebens, wo das Gespräch die Umschweife meidet, und die Scene sich durch Ausscheidung überflüssiger Personen veredelt und reinigt, in der Wirklichkeit am offensten hervortritt, so ist eine derartige Nachahmung der *umwickelten* oder eingewindelten Natur als eine in sich selbst unschöne und dabei zu keinerlei poetischem Zweck unumgänglich nothwendige nur als eine dichterische Nachlässigkeit auf untergeordneten Stufen des Drama's zu dulden, mufs aber für die höchste Sphäre desselben schlechthin verwerflich sein. Diese Wahrheit erfüllte ebenfalls schon den Sinn unserer grofsen Klassiker, aber sie wandten sich leider zur Abhülfe statt an sich selbst an die Griechen, und wurden so einerseits zur Erhebung einer fingirten Welt über die Naturwirklichkeit (zum Idealisiren), anderseits zur Anwendung dieses künstlichen Pathos verleitet, dieses dramatischen Predigertons, von welchem die antike Tragödie nicht freizusprechen ist, und welcher nun auch hier wieder dahinschwoll in breiten und gravitätischen Reden, die ein Wohlgefallen daran fanden, sich selbst sprechen zu hören. Die schlimmen Folgen davon konnten nicht ausbleiben. Sie bestanden darin, dafs sich als eine Gewohnheit die falsche Ansicht festsetzte, als gäbe es in der dramatischen Poesie nur die Wahl zwischen einer chaotisch umwickelten, sogenannten romantischen Naturwirklichkeit, und einem klassischen, den Griechen entlehnten, veredelnden Pathos. Die Namen derer, welche im guten Willen, die falschen Gegensätze in eine höhere Einheit zu verknüpfen, anstatt nach der enthülseten Natur nach dem mit Romantik umwickelten Pathos griffen, mögen hier lieber unbenannt bleiben.

Während man nun so schon von vielen Seiten her laut und leise das Bekenntnifs abgelegt hatte, man wisse nicht mehr recht, wohin nun weiter mit dem Drama, auch wohl manchmal zur eigenen Entschuldigung die Zeit statt seiner selbst angeklagt hatte, welche noch nicht fähig sei zu dergleichen Grofsem, als man beabsichtige, die gehörige Anregung zu geben, stellt sich unerwartet in die Reihen der Wettlaufenden derjenige Dichter, welcher durch seine bisherigen grofsen Verdienste um die Hebung und Erhöhung des poetischen Tons im lyrischen Felde vollkommen den Namen eines *Steigerers des Tons* der deutschen Poesie verdient. Denn während er die seit Klopstock fast verloren gegangene religiöse Unendlichkeit der reinen Herzensempfindung vollständig wiedergewann, lieh er ihr dabei zuerst die Vollendung des Ausdrucks, welche ihr gebührt, und indem er zugleich mit der gesteigerten Herztiefe auch die gesteigerte Formenkunst orientalischer Lyrik entfaltete, wurde er der Urheber

Digitized by Google

dieses elastischeren Geistesschwungs, welcher sich in Gestalt veredelter und gesteigerter lyrischer Formen bereits der ganzen jüngeren Generation mitgetheilt hat. Da er nun recht mitten in dem jungen Geschlechte steht als sein Erzieher zu der emporgerichteteren Empfindungsstufe, welche es bereits behauptet, so steht es ihm um so mehr an, ihm, wie früher in der Lyrik, so jetzt im Drama die neue und erhöhete Tonart anzugeben, in welche sich der Dichtergeist kommender Zeiten, so gewifs er das Höchste und Reinste der Kunstform zu erreichen bestrebt sein wird, unfehlbar wird hineingewöhnen müssen. Denn sie ist in den Grundzügen ihrer tiefen Einfachheit die enthülsete Natur, der Shakespeare ohne Ranken, die antike Simplicität, welche wiedergewonnen wird, wenn man den Muth hat, sich noch weiter, als man gewöhnlich zu thun pflegte, vom antiken Pathos und rhetorischen Pomp zu entfernen. Bekanntlich ging auch in Griechenland die dramatische Form aus einem erhöheten Aufschwung der Lyrik (dem dithyrambischen) hervor.

Was nun die Ausführung dieses neuen dramatischen Weges betrifft, so ist dabei zuerst von der Tragödie Saul und David zu reden. In diesem Drama ist allerdings die Idee einer historischen Tragödie im beschriebenen Sinne ausgeführt, ohne dafs auf den Hörer doch nach Beendigung des Ganzen der Totaleindruck entspringt, den man erwarten sollte. Dies mufs also in Nebenursachen seinen Grund haben, welche sich auch leicht dem Nachdenken enthüllen. Die zum Grunde liegende Idee ist eine höchst tragische. Das Princip und die Wurzel des jüdischen Volksgeistes wird uns hier entfaltet in seiner Theokratie und deren gottbegeistertem Repräsentanten Samuel, welcher mit gewissenhafter über aller persönlichen Rücksicht und menschlichem Gefühl erhabenen Treue und Beharrlichkeit den Faden der historisch sanctionirten Satzungen und Beziehungen seines Volks fortspinnt. Von einem ganz herrlichen Eindruck und zu den gröfsten Erwartungen spannend ist die vorläufige Feststellung dieses principiellen Gesichtspuncts in den ersten Scenen des Vorspiels, wo die Handlung auf heiligem Grunde beginnt, auf der Höhe von Silo, woselbst noch als ein Denkzeichen von Jehova's Rache der morsche hohepriesterliche Stuhl steht, von welchem Eli einst stürzte bei der Nachricht von seiner Söhne Untergang, eine Merkwürdigkeit des Schauplatzes, welche vereinigt mit der erhabenen Aussicht, die man von dieser Höhe ins Land hat, vom Dichter auf das glücklichste zu einer höheren Färbung des sich dort begebenden Vorgangs ist benutzt worden. In diesen uns von vorn an so voll und stark ins Ohr tönenden Grundbafs des tragenden Princips, tritt das Volk in seiner Bedrängnifs durch die Philistäer und in seiner leichtsinnigen Unwissenheit mit der spannenden Dissonanz, einen König zu begehren, gleichwie die Heiden umher Könige haben, und Samuel in weiser Schonung und im eigenen Gefühl der Bedrängnifs giebt nach, aber nur factisch, sich im Princip ausdrücklich in seinen angestammten Rechten verwahrend. Saul wird das wahrhaft tragische Opfer seiner widersprechenden Stellung. Der zweite Aufzug des Vorspiels zeigt uns seine Krönung, der dritte seinen ersten Sieg und Ruhmesglanz. Die Tragödie selbst nimmt nach zwanzig Jahren Zwischenraum den Faden da wieder auf, wo das widerspruchreiche Verhältnifs zwischen einem Hohenpriester ohne Gewalt und einem Könige ohne freien Spielraum des Willens, seine üblen Früchte zur Schau stellt, als die bitterste darunter die, dafs die Philistäer noch wie vor zwanzig Jahren von Michmas Felsen herunter drohen, und also der Zweck, den man sich vom Königthum versprach, noch gar nicht erreicht ist, weil die königliche Thätigkeit in ihrem höchsten Schwunge sich gewöhnlich durch scrupulösen Priestereigensinn gelähmt sieht. Das Tragische hierbei ist besonders dies, dafs es oft gerade die Gefühle der Menschlichkeit, das Edle in Sauls Charakter, sind, was in Samuels theokratischer Logik, welche die Menschen nur als unfühlende Maschinen zum Einen grofsen Zwecke behandelt, ihm zum Verbrechen wird. Dieses Verhältnifs in seiner ganzen Tiefe ausgeschöpft und dargestellt zu haben, bleibt immer das Verdienst und das Hervorragende dieses Drama's, welches die Geschichte bis zu Sauls Tode und Davids Thronbesteigung fortführt. Dafs aber diese grofsen Eindrücke am Ende eine nicht so starke Wirkung beim Hörer zurücklassen, als sie eigentlich müfsten, rührt vorzüglich daher, weil in David, dem gottbegeisterten König, welcher eine Mischung des königlichen und priesterlichen Charakters in seiner Person darstellt, die auch von Samuel als solche hervorgehoben und anerkannt wird, ein ganz neues Principienverhältnifs eintritt, das die Gedanken auf ganz andere Entwickelungen lenkt. In dem Maafse daher,

Digitized by Google

als David in der Aufmerksamkeit des Hörers zur Hauptperson des Drama's wird, wird die Aufmerksamkeit von jenem tragischen Dilemma, über welches Sauls Schicksal nicht hinübergeht, abgewendet. Es erscheint uns nicht mehr als ein unumgängliches, und Saul wird allmählig in unseren Augen aus einem Opfer des tragischen Schicksalganges zu einem Opfer persönlicher Schwäche und Unbedeutenheit. Damit paralysirt sich der im Anfang so gründlich eingeleitete tragische Eindruck zuletzt ganz und gar. Das Drama geht vom dritten Aufzug an, welcher sich ausschliefslich mit Davids Interessen beschäftigt, in eine andere Tonart über. Das empfindet sich so stark, dafs dieser dritte Aufzug, welcher die Geschichte mit Goliath enthält, trotz seiner in der Form so schönen Darstellung einen ganz zerstreuenden unangenehmen Eindruck macht. Denn es ist durchaus erforderlich, dafs ein Drama aus einer gewissen Tonart gehe und dieselbe bis ans Ende fest halte, oder dafs der principielle Gesichtspunct, welcher von Anfang an die Regeln zur Perspective aller Figuren vorschreibt, sich nicht verrücke, so dafs in Beziehung zu ihm alle Gestalten und Scenen wie in einen unauflöslichen Zauberkreis gebannt erscheinen. Wo dieser Kreis sich vor dem Schlufs des Drama's löset, wird man immer die Wirkung vereitelt sehen. Man ertrüge dies strahlende Aufgehen einer neuen Constellation der Principien im dritten Aufzug der Tragödie noch vielleicht, wenn allein nur die beiden vorigen Aufzüge und nichts weiter vorangiuge. Dann würde sich das erste Principienverhältnifs als eine Dissolution, als eine blofse Begierde nach etwas Besserem kund geben, und der Blick sich sogleich in die Zukunft spannen. Aber in drei Aufzügen eines Vorspiels, welche sich, obgleich durch eine Kluft von zwanzig Jahren getrennt, doch dem Sinn nach ganz enge mit den beiden ersten Aufzügen des Schauspiels zu einer einzigen Idee zusammenschliefsen, ist man bereits so energisch, so rein, so gründlich an das Interesse der ersten Spannung gewöhnt worden, dafs man durchs Uebergehen zum heller strahlenden Davidischen Princip aus aller poetischen Ruhe gebracht wird. Die drei Aufzüge des Vorspiels zusammengenommen mit den beiden ersten der Tragödie bilden dem Sinne nach eine vollkommne fünfactige Tragödie von einem so abgeschlossenen Eindruck, dafs diese als ein unzertrennliches Ganze zusammengehören. Auch ist Saul am Ende des zweiten Aufzugs schon in sich geschlagen und zusammengesunken, sein wirklicher Tod bildet keine neue Katastrophe, Sauls Ende ist hier vollkommen. Mit dem dritten Aufzug beginnt eine neue Tragödie: die Herrlichkeit des sich in Einer Person wunderbar verschmelzenden königlichen und priesterlichen Charakters. Darin können Saul und Samuel nur als Nebenpersonen seitwärts stehen. Sollte aber Sauls Lebenslauf in der alten tragischen Tonart bis zu Ende fortgeführt werden, so durfte David keinen solchen Mittelpunct der Darstellung bilden, wie er hier vom dritten Aufzug an thut, sondern er war als Nebenperson in Beziehung zu Saul so zu behandeln, dafs man das Neue und die bisherigen Verhältnisse ganz Ueberflügelnde in seinem Princip weniger herausfühle, und er nur als der von Samuel dem verfluchten König entgegen gewählte Gegenkönig erscheine. Dafs David nicht ein König ist in dem Sinne, wie Saul einer war, dafs David vielmehr ein verjüngter mit königlicher Macht ausgerüsteter Samuel ist, dies war nur verhüllt von ferne zu zeigen, nicht aber in handelnder Gegenwart vor Augen zu stellen.

Dieses ist das eigentliche Mifsverhältnifs, an welchem die Tragödie Saul und David leidet, und welches bei Beendigung des Ganzen den unbehaglichen Eindruck einer Zerstreuung der Phantasie auf viele Puncte statt einer Sammlung in eine einzige grofse Perspektive hervorbringt, so dafs man am Ende gar nicht mehr weifs, warum das Schauspiel überhaupt irgendwo aufhört, und nicht ins Unendliche sich fortsetzt wie die Weltgeschichte selbst. Hierzu kommt zweitens als ein undramatischer Uebelstand die oft zu grofse Breite, womit der Dichter sich auch in solchen Erinnerungen aus der jüdischen Volksgeschichte erging, welche nicht unmittelbar zum Verständnifs der Sache selbst beitragen und daher die Aufmerksamkeit des Hörers ermüden, z. B. Vorspiel im 2ten Aufz. S. 53. Diese dienen dann jenen Eindruck einer Zerstreuung der Aufmerksamkeit auf zu viele Puncte noch zu verstärken, und anderseits eine gewisse zerfliefsende Breite der Darstellung zu vermehren, welche der Hauptsache nach wohl der allzu lyrischen Form der Darstellung in sehr vielen Theilen des Drama's Schuld zu geben ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 78.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

1) *Saul und David ein Drama der heiligen Geschichte von Friedrich Rückert.*

2) *Herodes der Grofse, in zwei Stücken von Friedrich Rückert.*

(Fortsetzung.)

Der Verf. hat nämlich sehr häufig gereimte, klangvolle, in lyrischer Grazie sich ergehende Verse angewendet, welche eben durch ihre Schönheit der Tragödie Abbruch gethan haben. Dies klingt vielleicht seltsam; dafs aber dem Dichter selbst das richtige Gefühl darüber aufgegangen ist, zeigt er darin, dafs er in der Tragödie Herodes zum ungereimten Jambus in freiester Form überging mit einem ungleich gröfseren Erfolg. Jene klingenden Verse, welche häufig an Calderons Schönheit erinnern, sich nur vor Calderon durch einen mannichfaltigeren Wechsel der Formen auszeichnen, verleiten unausweichlich wegen der immer herzustellenden Reimfülle zu einer Umständlichkeit des Ausdrucks, wie sie einem den Blick auf Principien richtenden historischen Drama, dem nach den Principien das Wichtigste die Charaktere, nach diesen die Leidenschaften, nach diesen erst die Formschönheiten sein dürfen, schwerlich passen kann. So sind dem Ref. die gereimten Octaven der Deputation an den Samuel und seiner Erwiederungen darauf in des Vorspiels erstem Aufz. S. 24 ff. und dieselbe schöne Versform in dem Dialog zwischen dem schon in sich zusammengesunkenen Saul und den ihn aufzurichten bemüheten Dienern nebst Doeg dem Edomiter, am Ende des 2ten Aufz. der Tragödie selbst S. 145 ff. als wahre Hemmnisse einer höheren tragischen Wirkung erschienen, welche bei freierer Form unfehlbar an beiden Stellen hervorgetreten sein würde. Dafs aber die gebundene Form einem Dichter, wie Rückert, im Einzelnen viele Gelegenheiten gegeben hat zu den zierlichsten und tief empfundensten Wortgemälden (z. B. in des Vorspiels drittem Aufz. S. 62 das Gemälde des Nachthimmels über der belagerten Stadt Jabes) braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden. Gerade Rückert hat aber dergleichen lyrische Triumphe bereits in einer solchen Ueberfülle errungen, dafs er hier die Gefahr, durch dergleichen Nebenschönheiten partiell auf den flachen Gesichtspunct des Calderonschen Drama's herabzusinken, vielmehr geflissentlich meiden mufste. Er hat dies im Herodes wirklich gethan, und dadurch gezeigt, wie gut und rein er nach einem vorläufigen Versuche seinen neuen Standpunct zu fassen verstand. Hiermit erst scheint ihm das volle Selbstgefühl, wie er sich in der neuen Errungenschaft auszubreiten habe, gekommen zu sein. Denn wenn Ref. nun, nachdem er seinen Sinn an den gedrungneren und schrofferen Formen der beiden Herodes zu der vollen Perspektive des neuen Standpuncts erkräftigt und erweitert hat, von hier auf die lyrischen, sich in episodischer Umständlichkeit und erinnerungsvoller Breite ergiessenden Formen des Saul und David zurückschaut, so kommt es ihm nicht anders vor, als ob der Dichter damals in jenem unsichern Gefühl, welches das Betreten eines neuen Bodens nothwendig mit sich bringt, den altgewohnten Königsmantel seiner herrlichen Lyrik um sich schlug, um sich darin auf fremden Wegen immer noch wie bei sich und heimisch zu fühlen. Da er aber nun weiter zog und fühlte, dafs eine Wirkung nach der anderen, die er erreichte, von etwas ganz Tieferem gewonnen wurde, da entschlofs er sich plötzlich, warf den persischen Mantel ab, und stand als Grieche da.

Sämmtliche Fehler der Tragödie Saul und David sind im Herodes gemieden. Statt der epischen Breite eine steile dramatische Höhe, statt des episodischen Ueberflusses eine knappe Angemessenheit, statt des lyrischen Flusses eine plastische Aufschürzung, und das Auge mit furchtbarer Gewalt unverwandt gerichtet auf das Gorgonenhaupt eines einzigen einfachen

Digitized by Google

Principien-Conflicts, welcher hier ebenfalls, wie in Saul und David, als unentfliehbares Schicksal über den Häuptern seiner Opfer schwebt. Aber nicht genug dies, sondern nachdem in der ersten Tragödie sich dieses Gericht der Nothwendigkeit vor unseren Augen vollzogen hat, vollzieht sich in der zweiten Tragödie unter nur zum Theil veränderten Personen und Umständen derselbe Procefs zum zweitenmal, und befestiget aufs neue den Blick auf denselben tragischen Punct, auf den allmähligen Untergang einer Nation in ihrem herrlichsten Heldengeschlechte, und auf das wilde Seelenverderben des unseligen Sterblichen anderseits, der sich zu der dämonischen Rolle des Verderbers dem Schicksal hergab, mit dem klaren Bewufstsein, wie es ausgesprochen ist im ersten St. S. 80:

Herodes.

Könnt' ich entsagen, besser wär's vielleicht,
Entsagen einer Herrschaft der Gewalt,
Gegründet durch Gewalt und auf Gewalt,
Mit blutiger Gewalt nur zu behaupten.
Behaupten mufs ich sie, behaupten so
Die meinige, wie Rom die seinige
Behauptet und behaupten mufs: es hält
Die Welt, ich halte diesen Theil davon,
Mit ehrnen Klammern der Nothwendigkeit.

Der Dichter weiset dabei überall über die Schmerzen der einzelnen Personen hinüber auf den tieferen Schmerz eines ganzen leidenden Volks. Das blutige Schicksal des Makkabäerstammes schreitet mit den fünf Aufzügen der ersten Tragödie wie mit fünf bleiernen Schritten vor unserem Geist, sich am Ende jedes Schrittes ein Opfer raubend. Es ist der König Antigonus, der Makkabäer, nebst den Söhnen Baba's, auf welche der erste Schlag fällt, und dieser zwar erst in der Drohung und Vorbereitung am Ende des ersten Aufzugs, am Ende des zweiten fällt Aristobul, der Hohepriester, des dritten Hyrkan, der Hohepriester und gewesene König, des vierten Mariamme die Königin. Nun ist schon tiefe Sonnenfinsternifs, der Geist eines edeln Volkes ringt in Schmerzen; Herodes, vor sich selbst erschreckend, berauscht sich in Blut; die unnatürliche Mutter sagt sich von der heldenmüthig zum Blutgerüst schreitenden Königin feige los, und ungerührt erfahren wir im fünften Aufzug, dafs auch sie ihr Ende erreichte, während Herodes in seinem verödeten Hause als ein bodenlos unglücklicher umherwandelt. Der Jammer des hart bedrückten Volks wird durch Hungersnoth und Pest noch gesteigert — da mit einemmal löset sich einer alten Prophezeiung zufolge, welche nur in der tiefsten Nacht des Menschenelends ihre Erfüllung erreichen sollte, die Seele des sterbenden Volkes von seinem Körper ab, und flammt empor in überirdischer Empfängnifs des nun nicht mehr dem einzelnen Volk, sondern fortan der ganzen Menschheit angehörenden Princips. Aristoteles bedeutungsschweres Wort von einer Läuterung des Affects durch die Tragödie hat nicht leicht eine umfassendere Erfüllung gewonnen, als hier. Denn ist schon der ganze tragische Schrecken, der uns hier ergreift, ein noch weit mehr auf allgemeinere Lebenssubstanzen, als auf einzelne Personen gehender, darum erhabener und erhöheter zu nennen, so kommt dieser Affect dadurch noch zur gröfsten Läuterung, dafs wir hier einen räthselvollen Schicksalsgang ahnen, und uns um deswillen unsern Ahnungen wirklich überlassen, weil der Dichter uns keinen nach eigenem Belieben in die Breite ausgemalten Zeitpunct, sondern eine ganze der Wirklichkeit entnommene Kette von Thatsachen darstellt.

Das erste Drama behandelt nämlich den Inhalt aus Josephus jüdischer Archäologie von l. XIV. cap. 27. am Schlufs bis l. XV. cap. 12. im Anfang, und das zweite führt dieselbe Geschichte fort bis l. XVII. cap. 10. oder zum Tod des Herodes, 37 Jahre nach seiner Thronbesteigung. Der Umfang beider Stücke zusammengenommen beträgt 34 Jahre, wovon die ersten zehn Jahre auf das erste fallen. Zwischen beiden hat man sich einen Zwischenraum von mindestens zehn Jahren zu denken, den man sich auch nach Belieben ausdehnen kann, weil Josephus hier keine Zeitangaben hat. Es existirt also von vorn herein für dieses Drama keine andere Zeit, als die Folge der Begebenheiten. Ohne diesen Grundsatz ist kein historisches Drama in diesem engeren Sinne denkbar. Zur Anerkennung dieses Grundsatzes im Allgemeinen sind wir ja ohnehin schon lange durch das moderne Drama gezwungen worden. Von einzelnen kleinen Uebelständen, welche in Zukunft dabei zu vermeiden sein werden, weiter unten. Um aber die doch immer sehr zu befürchtende Zerstreuung der Aufmerksamkeit auf zu viele Puncte und eine zu bunte Kette von Thaten zu verhindern, hat den Dichter sein richtiger Takt auf die wirksamsten Mittel geleitet, welche eben darum und ihrer inneren Nothwendigkeit wegen als Grundge-

Digitized by Google

setze dieses neuen dramatischen Weges sich herausstellen: Erstlich fällt aller historische Inhalt der beiläufigen Erzählung oder Berührung anheim, welcher nicht unmittelbar in die historische Spannung der Grundprincipien und ihres Conflicts, hier des Makkabäischen mit dem Idumäischen, eingreift. Es wird daher keine von den Personen, welche nicht in diesen Conflict unmittelbar eingreifen, mögen sie auch sonst im Gange der Geschichte eine noch so wichtige und unentbehrliche Rolle spielen, z. B. Kleopatra, Antonius, Octavian, unserm Auge vorgeführt, dagegen Nebenpersonen der historischen Urkunde in dem Maafs, als sie enge in den Conflict verflochten sind, z. E. Kostobar, in den Vorgrund gerückt. Zweitens beobachtet der Dichter insofern eine Einheit des Orts, als er die Handlung immer in Palästina spielen läfst und alles der Erzählung oder blofsen Berührung anheimgiebt, was in Aegypten, Rom oder Arabien geschah. Dieser Punct mit dem ersten zusammengenommen, aus welchem er als unmittelbare Folge fliefst, verursacht eine solche Ruhe und Symmetrie der Darstellung, wie sie sich bei diesem Gegenstande Shakespeare sicher hätte entgehen lassen, und Calderon sich wirklich entgehen liefs, indem er durch Verlegung der Handlung von Palästina nach Aegypten und Vorführung des Cäsar Octavianus in eigener Person die Phantasie in ungleich gröfserem Maafse beunruhigt. Drittens erlaubt sich der Dichter Auslassungen, Umstellungen, Zusammenschmelzungen und kleine Modificationen des geschichtlichen Materials mit der Bedingung, dafs der Begriff dessen, was wirklich geschehen ist, durchaus unangetastet bleibe. Gänzlich ignorirt, nicht allein in der Darstellung, sondern auch in der Erinnerung der spielenden Personen, ist demnach alles, was sich zu der uns interessirenden Begebenheitskette ganz äufserlich verhält, wie der Besuch der Kleopatra bei Herodes (Jos. XV, 5.), die prachtvolle Aufnahme Octavians in Ptolemais durch Herodes (Jos. XV, 10.), die näheren Umstände und Veranlassungen des Krieges, den Herodes in Arabien führte (Jos. XV, 6.) und Aehnliches. Ganz weggefallen und ignorirt sind ferner die öffentlichen Pracht- und Pompscenen, in deren weitläufiger Ausmalung sich Josephus so sehr gefällt, z. B. die Scene der heuchlerischen Aussöhnung des Herodes mit der Alexandra (Jos. XV, 2. zu Ende), oder später die pompöse Anklage seiner Söhne durch ihn selbst vor dem Kaiser in Aquileja (Jos. XVI, 7.). Dieses gänzliche Ignoriren dessen, was manchen anderen eben zur Darstellung gelockt haben dürfte, bewährt vorzüglich den feinen Takt des Dichters, mit welchem er Alles meidet, was auf eitles declamatorisches Gepränge hinauslief, um Raum zu gewinnen für eine möglichst unumhüllte und ausgedehnte Darstellung der Principien. Zu diesem Zweck sind immer die Situationen vorzuziehen, in denen die Menschen am wenigsten heucheln und scheinen, am meisten sich geben, wie sie sind. Das vertrauliche Privatgespräch wurde daher durchweg die Grundlage und der Gesichtspunct dieses Drama's, welches uns so viel als irgend möglich mit der heuchlerischen und rücksichtsvollen (folglich unnatürlichen) Conversation spannender Auftritte verschont, uns vielmehr immer dahin führt, wo die wirklichen Hebel der Thaten, nicht wo ihr blendender Glanz gesehen wird, wo die Stränge der Glocken gezogen werden, nicht wo man am lautesten ihren Schall hört, wo man die Personen erblickt wie sie waren, nicht wie sie schienen. Besonders mufste im zweiten Stück in dieser Beziehung vieles wegfallen. Denn hier hat Josephus seinem Triebe nach Darstellung des Glänzenden und Rührenden am meisten gehuldigt. Sodann wird auch durch das wiederholte Angeklagt- und Losgesprochenwerden der Söhne bei Josephus die Sache ermüdend, verworren und jeder klaren dramatischen Darstellung widerstrebend. Der Dichter that daher wohl, die Geschichte der früheren Anklagen ganz zu übergehen, oder als dem Anfange der Tragödie schon vorangegangen anzunehmen, und erst bei derjenigen Entwicklung zu beginnen, welche ihnen wirklich den Tod brachte, nämlich bei den Ränken des Antipater. Zuletzt erspart der Dichter dem Hörer auch noch die Formalität des Gerichts in Berytus (Jos. XVI, 17.), welches Herodes über seine Söhne hielt. Da der Kaiser ihm die Vollmacht gegeben hatte, über Leben und Tod seiner Söhne zu verfügen, so läfst der Dichter ihn dieselbe schlankweg gebrauchen, und ihn allein das Verbrechen begehen, an welchem er in der Wirklichkeit noch 150 feigherzige Seelen mit Theil zu nehmen zwang. Dagegen hat der Dichter nie etwas wahrhaft Charakteristisches aus dem Gange der Begebenheiten ausgelassen, überrascht vielmehr häufig durch die feine und sinnvolle Weise, womit er auch kleinere und geringfügigere Umstände in seine dramatische Dar-

Digitized by Google

stellung wie in ein zartes Netz zu verweben weifs. Indem so die gröfste Mannichfaltigkeit von Thatsachen und Ereignissen in der einheitvollen Perspektive eines einzigen grofsen Principien-Conflicts gesehen wird, und dabei die Darstellung unter lauter grofsen Momenten, welche nicht nach dem Maafs ihres äufseren Glanzes, sondern ihrer inneren psychologischen Schwere, dabei ihrer inneren Durchsichtigkeit und Aufrichtigkeit ausgewählt sind, einherschreitet, wie die Homerischen Götter von Bergesgipfel zu Bergesgipfel, so ist dadurch der Eindruck dieser historischen Tragödie, obgleich sie die künstliche Einheit eines zu schürzenden Knotens als eine ganz zufällige behandelt, ein durchaus einheitvoller und einfacher. Denn während in unserem gewöhnlichen modernen Drama die stete Furcht vor Monotonie die Darstellung immer ins Episodische und in die Zerstreuung treibt, verursacht hier das entgegengesetzte Bestreben, die von der Wirklichkeit gegebene grofse Mannichfaltigkeit in möglichst wenigen und einfachen plastischen Grundformen auszuprägen, den entgegengesetzten wohlthuendsten und ruhigsten Eindruck. Ein etwas genauerer Einblick in den inneren Organismus der ersten Tragödie möge dies noch mehr bestätigen.

Der Dichter hat nicht verschmähet, seinem Drama einen musikalischen Anfang zu geben, jedoch nicht ohne vorbedachten Bezug auf eine spätere Scene (die Endscene des vierten Aufzugs). Es tönen noch die Chöre zur Hochzeitfeier des Herodes und der Mariamme, während der erstere schon wieder schleunig abgereiset ist zur Eroberung Jerusalems (ganz nach Jos. XIV, 27.), das sich unter Antigonus, dem Makkabäer, seiner Königsherrschaft noch widersetzt. Hierauf ein Zwiegespräch von Männern aus dem Volk, um den Hörer in den Zusammenhang der Begebenheiten zu versetzen. Zugleich aber wird dies Gespräch benutzt, die Volksstimmung in ihrer Zerrissenheit und Grundspaltung kund zu geben, indem sich der eine der Unterredenden, Hesekiel, darstellt als einen Juden vom alten Glauben an Gott und seinen Makkabäerstamm, der andere aber, welcher seinen Namen Emanuel in Menelaos umgemodelt hat, als einen vom Strom eingedrungener Fremdenbildung leichtsinnig fortgerissenen, welcher sich die neumodischen mythischen Fabeleien gefallen läfst, weil sie keine gröfsere Prätensionen machen, als eben Fabeln zu sein. Rund und im scharfen Contrast treten also sogleich vor Augen die beiden Pole des damaligen Volkslebens, in einem Gespräch, wie es gute Bekannte verschiedener Sinnesart mit einander führen könnten, doch mit der ausgewählten Haltung, dafs der höchst leidenschaftliche Zwiespalt hier in keinerlei Art von Excefs ausartet. Nach der gewohnten dramatischen Weise hätte hier der Dichter die leidenschaftliche Stimmung, deren Darstellung er bezweckte, durch unruhige Volkshaufen, beleidigende Neckereien, Bühnentumult von allerlei Art ausdrücken müssen, wie Goethe im Egmont, Shakespear im Romeo, im Cäsar u. s. f. Statt dessen hier ein einfacher Dialog, der in seiner symbolischen und vor Wuth bebenden Ruhe dasselbe erreicht. Denn Hesekiel ist wie ein in sich tosendes Meer mit glatter Oberfläche, wenn er mit gedämpftem Hohn und mit stolzer Ignoranz das Gespräch beginnt mit der Frage:

Was heifst Sebaste! und warum soll unser
Samarien umgenannt Sebaste sein?

Die beiden Personen kommen nicht weiter vor im Stück, sie sind nur wie Personificationen der beiden Parteigeister, in welche die Volksstimmung gespalten ist. Der Geist Menelaos ist äufserlich im Siegen, der Geist Hesekiel liegt in Krämpfen, aber letzterer ist im Volke doch der mächtigste, die unaustilgbare alte Wurzel, der religiöse und richtige Instinct, womit das Volk am Makkabäerstamm festhält, dieser sich des Besseren bewufste Volkswille, welchen Herodes durch seine Vermählung mit der schönen und liebreizenden Makkabäerin Mariamme sich vergeblich mit anzuvermählen trachtet. Kurz, prägis, schneidend thut uns der Dialog alles Wissenswürdige kund, und bringt dabei noch den Vortheil, erstlich durch seine symbolische und edle Haltung die Dichtung in eine erhöhete Sphäre zu bringen, und zweitens durch seine Kürze die überflüssige Zeit zu sparen, welche umständliche Volksscenen immer wegnehmen. Ein Dichter aber, welcher das Interesse nicht sowohl auf einzelne Personen und Begebenheiten, als auf einen durchgreifenden Blick aus dem Gange der wirklichen Schicksale lenken will, hat nothwendig mit der Zeit sparsamer umzugehen, als ein solcher, welcher seine Gröfse darin sucht, sich blofs in wirkungsreichen Situationen nach Behagen zu dehnen und zu strecken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 79.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

1) *Saul und David ein Drama der heiligen Geschichte von Friedrich Rückert.*

2) *Herodes der Grofse, in zwei Stücken von Friedrich Rückert.*

(Fortsetzung.)

Herodes zeigt sich sodann vor den Mauern Jerusalems in dem Moment, wo sein Heer, vereint mit dem Römischen im Begriff ist die Stadt zu nehmen. So tritt er vor in seiner höchsten noch unbefleckten Glorie, das Haupt von Siegesglanz und Hochzeitkranz zugleich emporgehoben in stolzer Haltung. Er steht allein, und wägt die Schwere seines bevorstehenden Sieges, von dem er nicht denkt, dafs er sein gröfster sein werde, in bedächtiger Hand, sich vergleichend mit dem grofsen Pompejus, welcher 27 Jahre früher an demselben Tage Jerusalem eben so genommen hatte (Jos. XIV, 28.). Auffallend ist hier wieder die absichtliche Sparsamkeit des Dichters, womit er des Herodes Freunde, Feldherrn u. s. w. erst dann auftreten läfst, wenn sie ihm etwas von Bedeutung zu sagen haben. Seine eigenen Gedanken und seinen Stolz auszusprechen, war er allein genug, und deshalb tritt er allein vor. Was dabei an Tumult und Chaos der Darstellung verloren geht, wird an Würde und Adel derselben gewonnen. Dabei bleibt durch den im Chorus von den erstürmten Mauern aus der Ferne wiederhallenden Jubelruf die Erstürmung der Stadt dem Hörer noch hinreichend in die Nähe gerückt. Herodes ferneres Benehmen, seine Proscription der 45 vornehmsten Familien (Jos. XV, 1.), sein Befehl zur Tödtung der Söhne Baba's, des Makkabäers (Jos. XV, 11.), seine Wälzung der Schuld des Tempelbrandes auf den Antigonus, seine Bitte an den Antonius, den übersendeten Antigonus nicht aus Lust ihn im Triumph nach Rom zu führen am Leben zu lassen, seine Vertheilung von Gold an den Sosius und seine Legionen, damit das Plündern in den Strafsen der Stadt nachlasse und ihm nicht statt der Stadt ein Trümmerhaufen bleibe, der Bericht von dem innern Mauernbau, welcher immer zum Vorschein kam, so wie eine äufsere Mauer zerschmettert war, so dafs die Stadt mufste wie eine Zwiebel geschält werden, und von dem Gegeneinandergraben der Minen, in denen die Minirer in einem unterirdischen Treffen zusammenstiefsen (alles nach Jos. XIV, 28.) — dies nimmt den übrigen Raum des ersten Aufzugs ein.

Sobald sich der Vorhang wieder hebt, erscheinen zwei königliche Gestalten, Mariamme die junge Königin, und ihre Mutter Alexandra, die ahnenstolze Makkabäerin, in der Mitte eines leidenschaftlichen Gesprächs begriffen, welches der Ahnenstolzen Gelegenheit giebt, ihr Geschlecht rühmend vor unseren Ohren auszubreiten, und dadurch wieder mit verstärktem Klang das Princip, um das es sich handelt, tönen zu lassen. Dadurch dafs er das Gespräch sich nicht von vorn an entwickeln, sondern auf seiner schon angeschwollenen Höhe beginnen liefs, gewann er die Majestät des Anfangs, welche er hier wohl besonders erstrebte:

Ein Priester, Aarons hohenpriesterlichem
Geschlecht entsprungen, Matathias, Sohn
Johannis, wohnend auf dem Berg Modein,
Fünf Söhne hatte der, u. s. w.

Dies wird mit dem mitten im erhitzten Gespräch aufgeregten Ton der Indignation geredet, während die alte Makkabäerin dem Herodes und seinem Anhang eine dräuende Faust ins Angesicht ballt, zu deren Fingern sie die fünf glorreichen Makkabäer macht. Ihr Innres ist lodernde Gluth. Sie spannt die fünf Finger ihrer Hand, ihrer Ahnen, aus zur Jettatur gegen Herodes. Mariamme spielt gegen sie die Rolle einer schwächeren, einer von der königlichen Hochzeit und Herodes Glanz noch hold gefesselten, deren süfse Begeisterung (denn Herodes liebte sie enthusiastisch) aber doch in der Atmosphäre der mütterlichen Verfluchungen sich

Digitized by Google

nur halb ans Tageslicht wagt, und wider Willen einen Beigeschmack von schwerem Herzen bekommt. Von einer überaus tragischen Gewalt für den Hörer, der den Ausgang der Begebenheiten kennt, ist das von der Alexandra mit argwöhnischem Sinn ausgestofsene „Wie dich"? S. 44. Denn Herodes umfafste Mariamme wie Aristobul am Ende mit derselben todbringenden Gesinnung. Zwischen der folgenden Scene, worin Alexandra durch den Gellius mit der Kleopatra unterhandelt (nach Jos. XV, 2.) und der späteren, wo Herodes der Mariamme ankündigt, dafs er den Aristobul zum Hohenpriester gemacht habe, ist der oben angedeutete Mifsstand eingetreten, welcher eine Beschränkung des Gesetzes, dafs das Schauspiel keine andere Zeit habe, als die Folge der Begebenheiten, nothwendig macht. Dieses Gesetz läfst sich unmöglich auch auf solche Fälle anwenden, wo bei zwei unmittelbar auf einander folgenden Momenten im Begriffe des letzteren das weite Auseinanderliegen derselben in der Wirklichkeit im Widerspruch gegen die dramatische Darstellung enthalten ist. Ein solcher Fall ist hier. Dafs Herodes den Aristobul zum Hohenpriester machte, geschah seiner eigenen Aussage nach (S. 55) in Folge eines Briefes des Antonius; Antonius schrieb aber diesen Brief in Folge der Ueberbringung der Botschaft der Alexandra durch den Gellius; den Gellius aber sahen wir erst im Augenblicke vorher Abschied nehmend vor Alexandra stehen. Hier mufste also nothwendig eine Scene, am liebsten eine solche, welche die Aufmerksamkeit des Hörers ganz vom Hofe ablenkte (von der Art wie z. B. S. 64), eingeschaltet werden. Einen ähnlichen gewaltsamen und nicht zu ertragenden Eindruck bringt es hervor, wenn man sich später, im vierten Act, während eines kurzen Zwischengesprächs von Mariamme mit ihren Wächtern Josephus und Sohemus S. 166—68, mufs ihre Anklage und Verurtheilung vorgehend denken. Agirten in diesem Zwischengespräch statt der engbetheiligten Mariamme fremde Personen, z. B. aus dem Volke, so würde bei aller Kürze des Intervalls durch Ablenkung der Phantasie sich aller üble Eindruck verlieren.

Besonders auszuzeichnen ist die Art, wie der Dichter am Ende des zweiten Aufzugs einen höchst tragischen Eindruck des in der Abwesenheit geschehenden Entsetzlichen beim Hörer bewirkt. Aristobul ist, nachdem Herodes sich mit ihm beim Ringen erhitzte, zum Baden ermuntert worden (nach Jos. XV, 3.); Hofleute unterhalten sich hierüber, von denen zwei Zeugen jenes Ringens waren. Einige hegen Besorgnifs wegen des Ausgangs. Da erschallt hinter der Scene der vielstimmige Ruf: er ist ertrunken! und im Schrecken tönt er wie im Echo aus dem Munde der versammelten Hofleute: ertrunken! Es antwortet diesem Ruf aus der Ferne die vielstimmige Frage: wer? und von der anderen Seite aus der Ferne erschallt die Antwort: der letzte Hasmonäer! wozu einer der Hofleute den Commentar giebt:

Ertrunken? Glaubt es mir: er ist ertränkt.

Mit vorzüglichem Glücke ist der Uebergang von Zärtlichkeit in Abscheu gezeichnet, welcher in der Seele Mariamme's sich stufenweise begiebt, und hierbei ist die Eigenthümlichkeit des Dichters die, die Wendepuncte des Gefühls nicht in Monologe und dramatische Herzenserleichterungen zu verlegen, sondern hierin enger in die Fufstapfen des wirklichen Lebens zu treten, welches im Handeln und Reden vermöge der in einer jeden Action liegenden Willensanstrengung gewöhnlich irgend einen vorhandenen Seelenzustand durchhält und durchficht, weil es einmal in diesem Ton angefangen hat, aber durch eine im Innern vorgehende Veränderung immer weit eher zum Verstummen und Zurückgehen auf sich selbst gebracht wird. Im Leben ist daher der Mensch gewöhnlich rechthaberischer, als er sollte, und hinterher auch gegen die gehabten Eindrücke wieder im Gemüth beweglicher, als er sollte. Und gerade dieses hat der Dichter einfach und glücklich dargestellt, wenn z. B. Mariamme im ersten Gespräch mit der Mutter von deren Einreden gegen ihre Liebe zu Herodes nichts wissen will, wobei aber das Gespräch schliefst:

Alexandra.

Eilst du ihm nicht entgegen?

Mariamme.

Mutter, ja,
Doch nicht so leichten Herzens als ich möchte,
Und das hast du verschuldet.

Oder wenn, nachdem alle bisherigen an ihrem Geschlecht verübten Gräuel ihre Liebe noch nicht bis zur Wurzel erschüttern konnten, sie plötzlich gegen ihren Hüter Joseph herausfährt:

Mariamme.

Liebst du ihn noch, nachdem er grausam tückisch
Dein Herz in diese blutgen Kämpfe warf?

Digitized by Google

Joseph.

Ich lieb' ihn noch.

Mariamme.

So kannst du mehr, als ich.
Ich hass' ihn, und bewundre dich.

So spricht das Leben selbst in einem kräftigen Gemüthe. Oder wenn sie durch ihre Mutter plötzlich die Entdeckung macht, was ihr durch Antonius bevorstehen würde, und wogegen sie Herodes durch den dem Joseph gegebenen Auftrag schützen wollte:

Alexandra.

Nun raffe deine Schätze, nimm die Kinder,
Und lafs uns eilends zu den Römern fliehn.
Antonius, der den Herodes schlug,
Wird Mariammen sehn, und Königin
Anbetend grüfsen.

Mariamme.

Mutter! Mutter! Mutter!

Und wenn sie nun mit dem von ihr bisher ganz fremden Empfindungen durchfurchten Gemüth, und indem sie sich plötzlich von aller menschlichen Sympathie wie eine Insel abgeschnitten sieht, nur noch das Bedürfnifs einer stummen Zurückziehung auf sich selbst empfindet, wie es sich ausdrückt in den kurzen Endworten des Gesprächs:

Alexandra.

Wohin gehst du?

Mariamme.

Ich will allein sein.

Alexandra.

Grollt die Thörin mir?

Alles dies sind die Züge der einfachsten und edelsten Natur, eben so entfernt einerseits von jener pikanten und geflissentlichen Charakterzeichnung, welche das Interesse des Hörers gewaltsam nur nach diesem einen Punct hinzieht, als andererseits von jeder Vernachlässigung. Nach Josephus Beschreibung betrug sich Mariamme gegen Herodes in allen Fällen durchaus aufrichtig und rücksichtslos. Ein politischer Charakter, wie Alexandra, würde in ihrer Lage zu solchem Benehmen nicht fähig gewesen sein. Es ist dies nur die Fähigkeit edler und herzvoller Naturen. Wie sollte sie sonst auch in Herodes eine Liebe entzündet haben, zu deren Beschreibung Josephus nach allen höchsten Worten umhertastet, wie bei etwas kaum Begreiflichem und Wunderbarem? Mariamme mufs also durchaus in der Wirklichkeit edel und herzvoll gewesen sein, wie der Dichter sie giebt, obgleich Josephus nichts davon sagt. Dafs sie dabei stolz war und den Adel ihres Geschlechtes gegen ihre nichtswürdige Schwägerin, die Salome, ebenfalls mehr als klug war, geltend machte, steht dem nicht im Wege. Und daher hat der Dichter gewifs vollkommen richtig gegriffen, wenn er der Alexandra in ihrem giftigen Groll und heuchlerischen Prunk die Mariamme gegenüberstellte als die weichere Seele, offner für jedes grofse Gefühl, ebendaher auch mehr bethört durch den Glanz, der sich in Herodes Vermählung mit ihr auf sie und ihr ganzes Geschlecht noch einmal scheinbar herniedersenkt. Befriedigt Alexandra uns anfangs durch den klaren und kalten Blick, womit sie unbestochen alle Schritte des Herodes zu würdigen weifs, so sinkt sie am Ende durch ihre Feigheit, womit sie sich von der Tochter lossagt, in unsern Augen, so tief ein Mensch sinken kann. Erregt Mariamme anfangs ein mitleidiges Lächeln durch die kindliche und verblendete Heiterkeit, womit sie die Lage ihres sinkenden Hauses im rosigen Lichte schaut, reizt sie sogar unseren Tadel und Mifsmuth durch die Hartnäckigkeit, womit sie ihr Auge gegen die Frevel ihres Gatten verschliefst und auch das Klare immer noch nicht sehen will, so erregt sie dafür unsere Achtung und Bewunderung von dem Augenblicke an, wo sie in sich selbst die zum Tod bestimmte gewahr wird, mit erhöhetem Stolz in sich die ganze Makkabäerin entdeckt, in diesem Gefühl den Strahl des Verderbens selbst auf ihr Haupt herab zieht durch das von Josephus Getadelte, worin sie sich uns eben hier so grofs zeigt, durch ihre Aufrichtigkeit. Mariamme stirbt an der Wahrheit, sie stirbt als eine Zeugin von der Reinheit ihrer eigenen Seele.

Dagegen ist die Art, wie Joseph gegen die beiden Frauen seinen geheimen Auftrag verräth (im dritten Aufzug S. 106), eine verfehlte. War Joseph überzeugt (nach Jos. XV, 4.), dafs der Auftrag, den er von Herodes bekommen, ein wirklicher Beweis seiner Liebe gegen Mariamme sei, so mufste sein Geständnifs ein offenes, enthusiastisches sein, und er mufste verachtend auf die Weiber blicken, welche die vermeinte Hoheit dieser Empfindung nicht verstanden. Und der Dichter hatte ihn in den Worten, die er S. 34 spricht, bereits so angelegt, um ihn auch so durchführen zu können. War er aber von solcher Weichheit, dafs er über den Schrecken der Weiber sogleich miterschrickt,

Digitized by Google

wie hier, dafs er sogleich Reue empfindet über das, was er gesagt, dafs er glaubt, er werde es nicht ausführen können, so mufste dieses jetzt wirklich erscheinende volle Mitgefühl für die weibliche Natur auch schon in seiner blofsen Anlage zuvor so wirken, dafs es ihn abhielt, dieses als einen Liebesbeweis gegen die Frauen anzuführen. Der gänzliche Mangel alles Vorgefühls steht mit der Stärke des Nachgefühls in gar keinem Verhältnifs. Der Dichter hatte einen Augenblick lang vergessen, welch eine Rohigkeit des Gefühls dazu gehört, dies für einen wirklichen Liebesbeweis zu halten, sonst hätte er auf die Frage der Alexandra:

Was? sie zu ermorden?

den Joseph nichts anders erwiedern lassen können, als: ja, mit dieser Hand, und glücklich ist die zu preisen, die so um Herodes willen sterben darf. Dies würde etwas nach dem Pathos der französischen Tragödie schmecken, aber auch dieses soll in den Fällen nicht gemieden werden, wo die Wirklichkeit es dictirt. Während es bei einem Joseph von der hier geschilderten Humanität gänzlich unbegreiflich und wie ein blofser Raptus erscheint, sich von seinem Auftrage gegen die Frauen auch nur das mindeste merken zu lassen. Höchstens bliebe hier noch die Zuflucht der Dummheit. Aber kann ein Mann, dem Herodes in seiner Abwesenheit die Reichsverwaltung vertrauete, in dem Maafs einfältig gedacht werden, nicht vorauszufühlen, dafs eine solche Nachricht die Frauen mit Schrecken und Hafs erfüllen wird? Hier hat also dem Dichter ein falscher Milderungstrieb sein Gefäfs mifsrathen lassen, was sonst im Allgemeinen sein Fehler nicht gewesen ist. Er erspart uns weder den Abgrund von Alexandra's Niederträchtigkeit (S. 171), noch von Herodes Bosheit und Krankheit (im zweiten Stück S. 159 und 164); er hätte uns hier auch den von Josephs servilem Enthusiasmus nicht ersparen sollen.

In der Scene der völligen Entzweiung zwischen Herodes und Mariamme im vierten Aufzug, welche den eigentlichen Wendepunct dieses Drama's bildet, das durch die Hinrichtung Mariammes erst die Höhe seines Pathos erreicht, hat der Dichter geschickt zwei Scenen in eins geschmolzen, welche in der Wirklichkeit um die Länge eines Jahres von einander getrennt lagen, aber dem Sinne nach so verwandt sind, dafs sie den die Begebenheitskette plastisch ergreifenden Dichter nothwendig zu einer Verschmelzung auffordern mufsten. In der ersten dieser Scenen vernimmt Mariamme vom Herodes theilnahmlos seine glücklich überstandene Gefahr, in der zweiten weigert sie ihm ihre Liebe (beides geschildert Jos. XV, 11.). Die Scene des Dichters ist von vortrefflicher Haltung. Desgleichen hat er beim Tode des Hyrkan zwischen zwei verschiedenen Nachrichten, die hier Josephus giebt (XV, 9.) sich in einer der dramatischen Darstellung günstigen Mitte gehalten, auch in der durch Salome angezettelten Vergiftungsanklage gegen Mariamme (Jos. XV, 11.) die uninteressante und überflüssige Person des Mundschenken weggelassen, und ist überall so verfahren, dafs er sich zwar zuweilen vom Buchstaben, nie aber vom Begriff dessen, was geschah, abzuweichen erlaubte.

Herodes aber, dieser Sclav des Zorns und Tyrann des Rechts, wie ihn Josephus nennt (XVII, 10.), ist so gezeichnet, dafs wir, obwohl von Anfang an mit Abscheu erfüllt gegen seine Gesinnungen, doch immer ein lebendiges Interesse an seiner Person behalten, die sich durch so viel Muth und Geschick in dieser schwierigen Lage zwischen widerspenstigen Unterthanen und einer übermüthigen römischen Schutzherrschaft schwebend zu halten, und in dieser schwebenden Stellung zu befestigen weifs. Die geschichtliche Treue der Darstellung bewirkt, dafs wir seine Stellung sogleich als eine schwierige Kunstaufgabe fassen, welche nur dem lösbar war, dessen Gewissen sich nicht sträubte, jedes Mittel zum Zweck für erlaubt zu halten. Dieser Gesichtspunct läfst uns die Sympathie für ihn keineswegs ganz und gar verlieren, und die Hinopferung Mariammes erscheint uns vom Kreise seiner Handlungsweise aus, wiederum ganz in Uebereinstimmung mit Josephus Bericht, nur als ein höchst ungern vollzogener, aber unumgänglicher Act. Höchst wahrheitgemäfs ist Herodes Ausrufung gegen die falschen Richter, die zu seinen Gunsten jener das Todesurtheil sprachen (S. 168):

Die feigen, feilen, niederträchtigen!

u. s. w. Nicht minder wahrheitgetreu sind die Charaktere des Hyrkan und der Salome gezeichnet. Als besonders schön auszuzeichnen sind die Anerkennungsworte der letzteren gegen ihre zum Tode gehende Feindin S. 172.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 80.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1844.

1) *Saul und David ein Drama der heiligen Geschichte von Friedrich Rückert.*
2) *Herodes der Grofse, in zwei Stücken von Friedrich Rückert.*

(Schlufs.)

In der Scene, wo Mariamme zum Tode geht, hat der Dichter wieder den reicheren theatralischen Effect nicht gescheut. Mariamme geht zum Tode, wie es Josephus beschreibt (XV, 11.) in stiller, ruhiger Haltung, den Adel ihres hohen Geschlechts nicht verläugnend. Der Dichter läfst das Volk Zeuge sein ihres stummen Todesganges, und dabei die Volksstimmung in zwei Distichen eines improvisirten Gesanges hervorbrechen, nach der Weise der Hochzeitchöre des Anfangs gesungen. Mariamme wird darin als stolzer und schöner gepriesen, als damals bei ihrem Hochzeitgange, und das bewegte Gemüth des Hörers giebt hier der richtigen Volksstimme vollkommenen Beifall.

Von furchtbarer Wirkung ist der fünfte Aufzug. Herodes ist durch die Hinrichtung der Mariamme einem Blutdurst aus Verzweiflung anheimgefallen. Denn er hat sich durch den Tod, den er jener anthat, selbst verstümmelt und ist zum Scheusal in den eigenen Augen geworden. Er berauscht sich in Blut, indem er Alles, wobei irgend ein Grund sich auffinden läfst, hinrichtet. Die Folge davon ist der wüthende Volkshafs, wie er sich in dem (aus Jos. XV, 11. entnommenen) Charakterzuge des dritten Auftrittes wiederspiegelt. Hierzu gesellen sich Pest und Hungersnoth (Jos. XV, 12). Die verzweiflungsvolle Oede im Herzen des Herodes, verbunden mit der Oede dieser vereinzelten, lauter Tod und Leid zum ungesehenen Hintergrunde habenden Auftritte, stimmt das Gemüth zu einer bangen Unruhe, welche trefflich auf den Schlufs des Ganzen vorbereitet. Herodes steht allein, und mag niemand sehen. Selbst Salome wird, als sie Mariammes Tod zu melden kommt, fortgescheucht mit den Worten:

Salome hinweg!
Was du mir hast zu melden, weifs ich schon.
Ich rechne jetzt zusammen, was mein Grimm
Auf Mariammes Grabe schlachten soll,
Und leicht könnt' ich dich mit zur Rechnung ziehn.

Herodes erträgt es nicht, ein menschliches befreundetes Wesen um sich zu haben, er ist seit Mariammes Verklärung ebenfalls aus der Sphäre des Menschlichen getreten, und so wandelt er im Wahnsinn als Dämon einsam durch die hohlen Räume dieses fünften Aufzugs. Nachdem er seinen Blutdurst gestillt hat, gelobt er in der Gewissensqual allen griechischen, phönizischen und anderen Göttern Tempel, auch dem Jehovah, dem Chaos, der Nacht, Sturm, Hagel und allen Gewalten — und in dieser Finsternifs von Elend und Wahnsinn folgen mit wahrhaft erhabenem Gegensatz die allbekannten und ganz einfach gehaltenen Scenen der Hirten auf dem Felde und der drei morgenländischen Magier an der Krippe, um das Aufgehen des neuen weltgeschichtlichen Princips anzukündigen.

Die letztere vom Dichter hierfür gewählte Form ist eine sehr glückliche zu nennen. Denn da es hier ein mit sagenhaften Elementen umhülltes Factum wiederzugeben galt, da aber auf dem geschichtlichen Standpuncte des Dichters es seiner durchaus unwürdig war, nach seinem subjectiven Ermessen den Kern aus dieser Umhüllung auszuschälen, so hat er seine Aufgabe aufs beste dadurch gelöst, dafs er das Factum mit dem sagenhaften Nebel, worin es gehüllt ist, in rascher Anschauung und mit einer gewissen poetisch wärmeren Färbung dem Auge vorüberführt. Indem so das uns selber Heilige zugleich von aller Gefahr, durch zu nahe körperliche Schau profanirt zu werden, befreit wird, erscheint es vielmehr vor unsern Augen in dieser wohlthuenden Umhüllung wie ein in der Ferne und durch einen nicht zu lüftenden Schleier Gesehenes, und wird eben dadurch zum möglichen Gegenstande einer wirklichen theatralischen Darstellung.

Trefflich eingeleitet sind die beiden Schlufsscenen durch ein Zweigespräch zwischen zweien aus den 400 gallischen Leibwächtern der Kleopatra, welche Octavian dem Herodes schenkte (Jos. XV, 11.), einem Gallier und einem Germanen, welche, indem sie sich von den übrigen Zeitumständen unterhalten, auch sich das Gerücht von einer Ankunft von drei Königen oder Magiern beim wahnsinnigen Herodes mittheilen. Die beiden Krieger stehen hier als Repräsentanten der beiden fernen Völker, in denen das kommende neue Princip in der Zukunft seinen hauptsächlichen Sitz nehmen wird, und es drückt sich in ihren Reden die gläubige und kindliche Art ihrer Gemüther aus, wodurch sie sich zur Aufnahme eines menschheitlichen Princips von der Art des hier neu erscheinenden befähigt zeigen. Durch die darin wie im Fluge anklingende Rivalität um den Besitz des Rheins bebt dieses typische Zwiegespräch bis in die Schwingungen der Gegenwart.

Hiermit ist eine vollständige tragische Entwicklung

Digitized by Google

vollendet, so dafs das erste Stück des Herodes ein vollständig in sich beschlossenes Ganze zu nennen ist, und es ist nichts, was uns in das zweite Stück hineindrängen könnte, als nur der Faden des geschichtlichen Verlaufs. Es wirken auch im zweiten Theil nur wieder dieselben tragischen Hebel auf unser Gemüth in einer gewissen Symmetrie mit dem ersten Stück. Der erste Aufzug entwickelt hier wie dort die Herrschergröfse des Herodes, der fünfte hier wie dort seine Erniedrigung und seinen Fluch. Diese beiden Theile halten die Vergleichung mit den entsprechenden des ersten Stücks vollkommen aus. Dagegen fällt das engbrüstige Intriguenspiel der drei Mittelacte gegen den ihnen im ersten Stück entsprechenden Theil mit seinem eisernen Nothwendigkeitsschritt sehr zurück. Die Tragödie hat nur Kopf und Fufs, es fehlt ihr an Leib. Denn die Söhne der Mariamme, die hier das Interesse an ihrer Mutter statt in Anspruch nehmen, sind dazu keineswegs befähigt, und indem die gehaltlose Persönlichkeit des Antipater sich breit in den Vorgrund drängt, bringt sie uns die Hauptperson, den Herodes, mehr aus den Augen, als wir wünschen. Hiervon liegt nun zwar die hauptsächliche Schuld nicht im Dichter, sondern in seinem vorgefundenen Stoff. Indessen hätte es bei ihm gestanden, den Eindruck dieser gehaltlosen und nichtsnutzigen Intrigue dadurch zu mälsigen, dafs er die Personen des Herodes, der Salome und des Pherores in eine gröfsere darstellende Thätigkeit versetzte, wozu es auch im Josephus an Anhaltspuncten nicht gemangelt haben würde. Es ist auffallend und unnatürlich, dafs der Vater mit seinen Söhnen nach dem ersten Aufzuge gar nicht wieder zusammen kommt. Ein einziges ernstes Zusammentreffen zwichen ihnen würde den ganzen Inhalt der drei Mittelacte an tragischer Schwere übertroffen haben. Uebrigens sind die Charaktere gut und untadlig gehalten, die Entwicklung der Handlung, an manchen Stellen ihrer Natur nach in den Ton des heitern Lustspiels umschlagend, eben hier von einer gefälligen und fliefsenden Glätte. Da der zweite und dritte Aufzug nebst der Hälfte des ersten nur blofses Vorbereitungsspiel enthalten zur tragischen Katastrophe des vierten und fünften, so nähert sich die Construction dieses zweiten Stücks weit mehr der üblichen Entwicklungsform der modernen Tragödie, als die des ersten, wo zwar Mariammes Tod die Höhe der tragischen Entwicklung bildet, dabei aber jeder Aufzug noch aufserdem einen eigenthümlichen und wesentlichen Schicksalsschritt enthält, und dadurch seinen eigenen Schwerpunct in sich selbst findet. Jedenfalls ist dieses zweite Stück, als das erste zur Vollständigkeit der Geschichte ergänzend, ein sehr schätzbares, wenn es auch seine tragische Grundkraft nicht in sich selbst trägt, sondern in dieser Hinsicht ganz von den Säften des ersten Stückes lebt. Am wenigsten möchte Ref. den wahrhaft grofsen Schlufs, nämlich die Krankheit des Herodes, deren Ekel gerade das ist, was hier das Gemüth verlangt, sodann die Wehklage der Weiber nebst dem himmlischen Frieden des lyrischen Ausgangs, missen.

Statt des im Saul und David angewandten Reimes, auf welchen der Dichter im Herodes ganz verzichtet hat, ist hier desto öfter der Gebrauch des Wortspiels eingetreten. Das Wortspiel ist nicht immer blofse Spielerei, sondern entspringt manchmal aus einem combinirten und feinen Zusammenspiel der Gedanken, welches über die Mittel der gewöhnlichen Rede hinausgeht. Die Wirkung kann eine anmuthige, auch eine tiefsinnige sein. Anmuthig ist sie z. B. wenn es heifst von den Söhnen Mariammes:

Ich sag' es euch, recht schöne stolze Blumen,
Des Stolzes schöne Blumen, stolze Blumen
Der Schönheit, völlig ihrer Mutter Söhne,

wo uns in der Phantasie die einander ähnlichen Bilder wie Blumenblätter aus einander hervorwachsen, und durch die liebliche Beweglichkeit des gegebenen Gleichnisses in sich, welches sich bei jeder Wortstellung anders färbt, die Einbildung in ein Spiel des reinen Wohlgefallens versetzen. Ein andermal kann das Wortspiel tiefsinnig wirken, z. B. wenn es vom sterbenden Herodes heifst:

Die Würmer fressen ihn lebend'gen Leibes,
Und er ist selbst ein Wurm, der nicht kann sterben,
Und hat in sich den Wurm, der niemals stirbt.

Tiefsinnig hier darum, weil aufserdem, dafs der zweite Vers gemein verstanden werden kann, Herodes sei ein Elender, der nicht sterben könne, in jedermanns Ohren der Wurm, der nicht sterben kann, unfehlbar noch dazu verstanden wird als eben der unsterbliche Wurm oder die alte Schlange selbst, das böse Princip. Jakob Böhme nannte das böse Princip in uns den Seelenwurm. Von der Art ist Herodes, und die Haare sträuben sich, wenn wirs denken, indem nun noch dazu der folgende Vers den orakelhaften Doppelsinn bekommt, entweder nach der gewöhnlichen biblischen Redensart die Gewissensqual zu bedeuten, oder im Geist des vorigen Verses als die nochmalige Wiederholung seines Sinns anzuklingen. So dafs durch den zweiten Vers, vereint mit dem dritten, ein hinterliegender tieferer Sinn geboren wird. Dagegen liegt in den weder anmuthigen noch tiefsinnigen Wortspielen von frei und aufgeräumt, aufräumen und freien Raum machen, einräumen und frei stellen u. s. w., worin ein ganzer Auftritt sich fast zur Hälfte auflöst (S. 177 im ersten Stück) eine charakteristische Aussprache der bitteren und ironischen Stimmung der sich hier unterredenden Bürger, welche durch physisches und politisches Uebel zugleich genährt wird, und sich auch hinterher in sinnreicheren Witzen Luft macht. Doch mangelt es auch nicht an Stellen, wo Ref. eine Beschränkung der Spielerei mit Worten wohl gewünscht hat, z. B. S. 77—78 im zweiten Stück. Wo sie, wie an der letzten Stelle zur Wucherpflanze wird, legt sie der freien und gesunden Entfaltung der Gedanken aus sich selbst noch hemmendere Fesseln an, als der Reim. Auch in diesem Felde ist Rückert zu sehr Virtuose, als dafs er jemals sich erlauben dürfte, seiner ganzen Kraft den Zügel schiefsen zu lassen. Ueberhaupt aber wirkt das sich durch alle Scenen mehr oder weniger hindurchziehende witzige Element zur Erregung einer zu den tragischen Schlägen einen wohlthuenden Gegensatz bil-

Digitized by Google

denden Gemüthsfrische und feinen verständigen Heiterkeit. Es sind die Blümchen, welche immer aufs neue am Rande der Gräber emporsprieſsen.

Ref. ist überzeugt, daſs sich ein vollkommen günstiges allgemeines Urtheil über den groſsen Werth dieses neu eingeschlagenen dramatischen Weges am sichersten und einleuchtendsten dann bilden würde, wenn man die Tragödie Herodes im ersten Stück von guten Schauspielern dargestellt sähe, worauf sie ihn eben ganz berechnet erscheint. Man würde sich freilich dabei um eine Hebung der oben näher bezeichneten Miſsstände, am liebsten durch die Hand des Dichters selbst, zu bemühen haben. Denkenden Schauspielern bietet sich hier ein überaus reiches Feld der Thätigkeit, die oft kurz und kühn hingeworfenen Grundstriche des Dialogs mit dem warmen Blute des Lebens zu durchgieſsen, und sich vorzüglich die edle Haltung anzueignen, welche höchste Leidenschaft mit höchster Ruhe zu verbinden weiſs. Es wäre daher sehr dringend wünschenswerth, daſs die bedeutenderen Bühnen unseres Vaterlandes sich dieses Stückes bemächtigen möchten. Hier bietet sich ihnen jedenfalls etwas Neues, Edles, ächt-Nationales und Urkräftiges, das von allem falschen Pathos baar dahinströmt wie ein frisch und rasch aus dem Urfels entsprudelter Quell.

Die äuſsere Ausstattung ist beim Saul und David mittelmäſsig, beim Herodes gut. C. Fortlage.

XXXIX.

Verhandlungen der gelehrten Ehstnischen Gesellschaft zu Dorpat. Ersten Bandes drittes Heft. 1844. 99 S. 8.

Die ersten beiden Hefte dieser Zeitschrift haben wir in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik (Jan. 1844, No. 4 u. 5) bereits angezeigt. Das vorliegende dritte Heft beginnt mit einem Berichte über die Wirksamkeit der Gesellschaft für das J. 1842, aus dem wir unter Anderem erfahren, daſs die Herausgabe eines neuen und möglichst vollständigen Wörterbuches der ehstnischen Sprache sehr gute Fortschritte macht, ein von Pastor *Gehewe* ausgearbeitetes dörpt-ehstnisches Volks-Schulbuch (das erste in seiner Art) in den Landschulen des betreffenden Bezirkes eingeführt, eine vollständige Sammlung ehstnischer Nationaltrachten angefangen worden ist u. s. w. Es folgen fünf Abhandlungen der Herren *Fählmann*, *Hansen*, *Boubrig*, und des verstorbenen *Jürgenson*. Die des Letztgenannten ist Fortsetzung und Schluſs seiner im zweiten Hefte begonnenen kurzen Geschichte der ehstnischen Litteratur, deren dritte Periode von der Uebersetzung der Bibel (1715) bis auf *Masing* (1817) reicht.

In dieser dritten Periode erkennt man einerseits gröſsere Richtigkeit und Gewandtheit der Sprache, andererseits mehr Mannigfaltigkeit der litterarischen Erscheinungen. Die Verff. sind zwar noch immer gröſstentheils Prediger; allein sie begnügen sich nicht mit bloſser Herausgabe kirchlicher Schriften: sie suchen den Ehsten auch durch belehrende Erzählungen, durch Werke ökonomischen, diätetischen u. s. w. Inhalts Geschmack an geistiger Thätigkeit beizubringen.

Das J. 1817 eröffnet eine vierte Periode der ehstnischen Litteratur. Man fing an, die bisherige, meist nach den Bibel-Uebersetzungen festgestellte Büchersprache mit der lebendigen Volkssprache zu vergleichen, und Germanismen und Barbarismen auszumerzen. Die Schriftstellerei wurde vielseitiger und in solchem Grade umfangreicher, daſs in den letzten drei Jahrzehenden fast doppelt so viele Bücher erschienen, als zwischen den Jahren 1500 u 1800 erschienen waren. Die bereits 1813 gestifteten und bis 1832 fortgesetzten „Beiträge zur genaueren Kenntniſs der ehstnischen Sprache" von *Rosenpläuter* wirkten anregend und belehrend, huldigten übrigens einer nicht zu billigenden Kritik. Der ächte Makkabäus der ehstnischen Litteratur aber — wie Jürgenson ihn nennt — war *O. W. Masing*, ein Mann, welcher den Geist des Volkes und seiner Sprache tiefer erfaſst hatte, als irgend Einer vor ihm. Schon seine „Originalblätter" (1816) gaben dem Studium Letzterer einen mächtigen Umschwung, und seine erste volksthümliche Schrift: *Pühha päwa wahhe luggemisse* (Müſsige Lectüre an Feiertagen 1818) ist ein noch viel gesuchtes, sehr interessantes, sprachlich originelles Unterhaltungsbuch. Diesem folgten andere nützliche und gediegene Schriften der verschiedensten Art, die für die Sprache eine reiche Ausbeute gewähren, z. B. *Lihwlandi ma tallorahwa seädus* (Gesetzbuch des Landvolkes von Liewland. 1820); *Luggemisse lehhed* (Leseblätter. 1821.); *Näddalaleht* (Wochenblatt. 1821—1825); *vier Kalender* für 1823—26 mit anziehenden und lehrreichen Anhängen; eine biblische Geschichte des N. T., betitelt: *Wiis kümmend kaks luggemist uest testamentist* (zwei und funfzig Geschichten aus dem N. Testamente. 1824), und vieles Andere. — Unter denen, die nach Masing in ehstnischer Sprache geschrieben, verdienen Auszeichnung: *Henning*, ein rein asketischer Schriftsteller und Uebersetzer vieler Schriften; *Kreuzwald*, Vf. des *Wino katk* (Branntwein-Pest); *Knüpffer*, Uebersetzer der Augsburgischen Confession, Revisor der reval-ehstnischen Bibel-Uebersetzung, und ganz vorzüglich Graf *Mannteuffell*, der geistreiche, den ächten Volkston bewahrende Wiedererzähler ehstnischer Sagen. — Die neuesten Werke und Werkchen sind wieder zumeist religiöser oder ökonomischer Art, auch bloſse Unterhaltungs-Lectüre. Im J. 1837 erschien unter Anderem ein Buch: Von der furchtbaren Zerstörung der Stadt Magdeburg (*Magdeburgi linna kirmsast ärrarikkumisseet*).

Dr. *Hansen* liefert den ersten Theil einer Untersuchung: „Ueber die Nationalität der Skythen und ihrer Nachbarn, wie Herodot und Hippokrates sie schildern". Diese Arbeit reiht sich den Bestrebungen der Gesellschaft insofern an, als sie auſser Zweifel stellen soll, daſs man sich unter den Skythen des Alterthums *keine finnischen Völker* zu denken habe, daſs insonderheit die ihnen benachbarten *Melanchläner* keine *Ehsten* gewesen sein können, wie Mehrere vermuthet. Sie hat aber nicht bloſs diesen negativen Zweck, sondern zugleich einen positiven. Genaue und vorurtheilsfreie Vergleichung dessen, was über Körperbildung, Lebensweise und Sprache der Skythen berichtet wird, mit den Ergebnissen neuerer, an asiatischen Wanderhorden angestellter Beobachtungen haben den Verf. auf *tatarische*, näher *mongolische* Verwandtschaft der Skythen geführt. Sehr beachtenswerthe Parallelen liefern ihm besonders Pallas's „Historische Nachrichten", und was v. Hammer-Purgstall in seiner „Goldnen Horde" wie in der „Geschichte der Ilchane" aus verschiednen Quellen über die alten Mongolen mitgetheilt. Wenn uns die Abhandlung des Herren Hansen vollständig vorliegt, werden wir auch auf diese Zusammenstellungen wieder zurückkommen *).

Von Dr. *Fählmann* erhalten wir zunächst eine gehaltreiche und manches Dunkel aufhellende Abhandlung über die „Declination der ehstnischen Nomina". Sie reiht sich an seine eben so verdienstlichen, im zweiten Heft enthaltenen Untersuchungen über die „Flexion des Wortstammes"; Beide sind Vorarbeiten zu einer künftigen Grammatik. In dem ersten Abschnitt: „Allgemeine Declinationslehre", werden die sogenannten *zwei Modus* des ehstnischen Nomens ihrem Gebrauche nach erklärt, die allgemeinen Casusformen für das *Bestimmte* und *Unbestimmte* aufgeführt, und ihre Abhängigkeit von einander nachgewiesen. Eine Art *Modus indefinitus* des Nomen's haben mehrere des Artikels entbehrende Sprachen: so die Persische am Nominativ: *merd*, der Mensch; *merdi*, irgend ein Mensch. Im Türkischen wird die Unbestimmtheit nur *negativ* angedeutet, durch Abwerfung der Casus-Endung, und auch dies geschieht nur im Genitiv und Accusativ beider Zahlen, z. B. *pascha-nyn oghlu*, des Pascha's Sohn; aber *pascha oghlu*, eines Pascha's, oder ein Pascha-Sohn; *at-y aldym*, das

*) Wir bemerken beiläufig, daſs Hr. A. Erman in seinem Reisewerk öfter ähnliche Parallelen zieht. Besonders interessant ist seine Vergleichung der heutigen Baschkiren mit den Argippäern des Herodot. S. Reise um die Erde, historischer Bericht, Band I., S. 427 ff.

Digitized by Google

Pferd habe ich gekauft; aber *at aldym* (auch mit *tär, eins*, vorher), ein Pferd u. s w. — Die Schwestersprache des Ehstnischen in Finnland bildet den unbestimmten Nominativ und Accusativ jeder Zahl einander übereinstimmend; allein diese Casus, und eben so der unbestimmte Genitiv der Mehrheit haben ihre eigenthümlichen, von denen der bestimmten Declination abweichenden Formen; es ist also hier (wie im Ehstnischen) *positiver* Ausdruck der Unbestimmtheit. Auserdem sind im Finnischen die Casus der Unbestimmtheit *gewichtiger*, theils durch Dehnung, theils durch Wachsthum. Doch kann auch die Form ohne Casus-Endung (Nominativ der bestimmten Declination) für den unbestimmten Accusativ gesetzt werden: ein Beispiel negativen Ausdrucks der Unbestimmtheit, wie im Türkischen. — In der ehstnischen Sprache wird die Unbestimmtheit nie am Nominativ bezeichnet; aber im Accusativ singularis ist der Declinirvocal oft gedehnt (accentuirt), auch auf t (d) ausgehend, und von dem vielgestaltigen Acc. pluralis haben gleichfalls einige Formen mehr Gewicht als in der bestimmten Declination. An den übrigen Casus ist formelle Andeutung der Unbestimmtheit viel seltner; die bestimmte Form hat aber bei den Ehsten, wie bei den Finnen, im Singular, Genitiv und Accusativ, im Plural, Nominativ und Accusativ übereinstimmend.

Ganz eigenthümlich ist es den finnischen Sprachen, dafs die Wahl eines der beiden Nominal-Modus durchaus nicht immer von dem Nomen selbst, sondern oft auch von dem Verbum abhangt; da man nämlich hier nicht am Verbum bezeichnet, ob die Handlung in irgend einer Zeit als dauernd, oder als vollendet betrachtet wird, so ersetzt man diesen Mangel gern durch den unbestimmten Modus des Object-Nomens im ersteren, und den bestimmten Modus desselben im letzteren Falle. Wollen wir z. B. *Gott schuf Himmel und Erde* sagen, so haben wir gewöhnlich eine in vergangener Zeit absolut *vollendete* Handlung im Sinne, und darum stehen die Wörter für *Himmel* und *Erde* am schicklichsten in der bestimmten Form: *Jummal löi ma ja taewa*, nicht — — *maad ja taewast* *). Das Object mufs immer im bestimmten Acc. stehen, wenn eine besondere Partikel im Satze Vollendung oder Fertigsein bejahend ausdrückt; den unbestimmten Acc. aber erfordern in jedem Falle die Verba des Anfangens, Versuchens, Trachtens, und alle übrigen, sofern sie von einer Partikel wie *während, dieweil*, eingeführt werden. — Der Grund zur Wahl des bestimmten oder unbestimmten Modus kann oft zugleich im Verbum und in seinem Objecte liegen; so z. B. wird in obigem Satze: „Gott schuf Himmel und Erde", die bestimmte Form schon deshalb gerechtfertigt, weil H. und E., als nur *einmal* vorhanden gedacht, ihrer Natur nach bestimmt sind. Da aber die bestimmte Form des Nomens auch stehen kann, wenn es selber unbestimmt, und nur die Handlung bestimmt zu denken ist, oder umgekehrt, so müssen unseres Erachtens öfter Zweifel entstehen, ob das Verbum oder das Nomen gemeint sei. Es verlohnte sich wohl, dieser Materie eine ausführlichere Untersuchung zu widmen.

Auf die Bildung der wechselnden Endungen haben Prosodie und Declinir-Vocal den meisten Einflufs. Die eigentlichen Casus-Endungen werden in den meisten Wörtern nicht unmittelbar, sondern vermittelst eines Bindevocals, an das Nomen gehängt, welcher im Genitiv als einzige Endung erscheint, und mit wenigen Ausnahmen durch alle Casus geht. Die Wahl einer stärkeren oder schwächeren Casus-Endung findet aber, wie der Vf. scharfsinnig nachweist, in den prosodischen Gesetzen ihre Begründung. Die von ihm aufgestellten Regeln der Prosodie können wir hier nicht in ihren Einzelnheiten wiederholen, und bemerken daher nur ganz allgemein, dafs ein *trochäischer* Rhythmus, wornach immer die erste Silbe ehstnischer Wörter den Hauptton, und gewöhnlich die dritte und fünfte einen Nebenton haben, sich in der gebundenen Rede eben so geltend macht, wie in der ungebundenen. Dem *Accusativus indefinitus pluralis*, der eine proteische Mannigfaltigkeit von Formen aufweist, bei deren Wahl aber die Prosodie die Hauptrolle spielt, widmet der Verf. einen eigenen Artikel; desgleichen den sehr interessanten *äufseren* und *inneren Locativen*, in deren Gebrauch die Sprache eben so klar und energisch, als fein abschattend zu Werke geht.

Pastor *Boubrig* liefert „Notizen über alte Gräber in der Umgegend Werro's und einige daselbst unternommene Ausgrabungsversuche, so wie über Spuren alter Kirchen im Kirchspiele Neuhausen". Die Notizen sind aus schriftlichen Mittheilungen einzelner Mitglieder zusammengestellt, und müssen in ihrer Vollständigkeit gelesen werden.

Den Beschlufs macht eine kleine von Dr. Fählmann wiedererzählte ehstnische Volkssage, *Koit* und *Aemmarik* (Morgenroth und Abendroth), in welcher die reine Liebe des Herzens schöner verherrlicht ist, als in vielen umfang- und seufzerreichen Romanen. Diese Sage lautet, wie folgt:

„Kennst du die Leuchte in Altvaters Hallen? So eben ist sie zur Ruhe gegangen, und da, wo sie erlischt, glänzt der Wiederschein noch am Himmel, und schon zieht sich der Lichtstreif hinüber nach Osten, wo sie sogleich in voller Pracht wieder die ganze Schöpfung begrüfsen soll. Kennst du die Hand, die die Sonne empfängt und zur Ruhe bringt, wenn sie ihren Lauf vollbracht hat? Kennst du die Hand, die die erloschene wieder anfacht und ihren neuen Lauf am Himmel beginnen läfst"?

„Altvater hatte zwei treue Diener aus dem Geschlechte, dem ewige Jugend verliehen war; und als die Leuchte am ersten Abend ihren Lauf vollbracht hatte, sagte er zu *Aemmarik:* „„Deiner Sorgfalt, Töchterchen, vertrau' ich die sinkende Sonne an; lösche sie aus, und verbirg das Feuer, dafs kein Schade geschieht"". Und als am anderen Morgen die Sonne ihren neuen Lauf beginnen sollte, sagte er zu *Koit:* „„Dein Amt, Söhnchen, sei, die Leuchte anzuzünden und zum neuen Laufe vorzubereiten"".

„Treulich übten Beide ihre Pflichten und keinen Tag fehlte die Leuchte am Himmelsbogen; und wenn im Winter sie am Rande des Himmels hingeht, erlischt sie früher am Abend und beginnt später am Morgen ihren Lauf; und wenn im Frühling sie die Blumen und den Gesang erweckt und im Sommer die Früchte mit ihren heifsen Strahlen zur Reife bringt, so ist ihr nur eine kurze Ruhezeit vergönnt, und Aemmarik übergiebt die erlöschende unmittelbar der Hand des Koit, der sie sogleich wieder zum neuen Leben anfacht".

„Jene schöne Zeit war nun gekommen, wo die Blumen erblühen und duften; und Vögel und Menschen erfüllten den Raum unter *Ilmarinen's* Zelt mit Liedern *) — da sahen Beide sich zu tief in die braunen Augen; und als die verlöschende Sonne aus ihrer Hand in die seinige ging, wurden die Hände gegenseitig auch gedrückt, und auch Beider Lippen berührten sich".

„Aber *ein* Auge, das nimmer sich schliefst, hatte bemerkt, was zur Zeit der stillen Mitternacht im Verborgenen vorging; und anderen Tages rief der Alte Beide vor sich und sagte: „„Ich bin zufrieden mit der Verwaltung eures Amtes und wünsche, dafs ihr ganz glücklich werden möget. So habet denn einander und verwaltet euer Amt hinfort als Mann und Weib"".

„Beide aber entgegneten aus *einem* Munde: „„Alter, störe unsere Freude nicht. Lafs uns ewig Braut und Bräutigam bleiben; denn im bräutlichen Stande haben wir unser Glück gefunden, wo die Liebe immer jung und neu ist"".

„Und der Alte gewährte ihre Bitte und segnete ihren Entschlufs. Nur einmal im Jahr, auf vier Wochen, kommen Beide um Mitternacht zusammen; und wenn Aemmarik die erlöschende Sonne in die Hand des Geliebten legt, folgt darauf ein Händedruck und ein Kufs; und die Wange Aemmarik's erröthet und spiegelt sich rosenroth ab am Himmel, bis Koit die Leuchte wieder entzündet, und der gelbe Schein die neu aufgehende Sonne ankündigt. Der Alte schmückt noch immer zur Feier der Zusammenkunft mit den schönsten Blumen die Fluren und die Nachtigallen rufen der am Busen Koit's weilenden Aemmarik scherzweise zu: „„Säumiges Mädchen! säumiges Mädchen! die Nacht wird lang"".

Schott.

*) Wenn die letzteren Formen stehen, so ist das Schaffen minder streng als etwas Vollendetes in der Vergangenheit gedacht.

*) Jlmarinen (von ilm, Welt und Wetter), ist Gott der Luftregionen. Er gebietet über Wind, Blitz und Donner.

Digitized by Google

№ 81.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

XL.

Die Weltgeschichte in Biographien. Von Dr. K. W. Böttiger. Acht Bände. Berlin, bei Duncker und Humblot. 1839—1844. *gr.* 8.

Die Aufschrift des vorliegenden Buches, eine Weltgeschichte in Biographien, mufs auf den ersten Augenblick etwas Ueberraschendes, ja Auffallendes haben. Denn indem hier der gröfste Kreis des historischen Lebens, der weltgeschichtliche, durch den kleinsten, die Biographie, dargestellt werden soll, scheinen sich Widersprüche zu begegnen und der Ausspruch wohl begründet, dafs sich eine solche Behandlung für eine Weltgeschichte nicht eignen könne. Aber wenn die Wissenschaft der Geschichtschreibung die Aufgabe gestellt hat, dafs sie alles Geschehene als ein Ganzes zu fassen und überall auf Universal-Geschichte hinzuarbeiten habe, so wird auch eine andre Form als die gewöhnliche, in welcher sich ein solches Streben darthut, ein Mittel zur Erreichung jenes Zweckes, und nicht schlechthin verwerflich sein. Kömmt nun noch hinzu, dafs derjenige, welcher diesen Weg zuerst betritt, nicht ein gewöhnlicher Schriftsteller des Tages ist, sondern ein wegen andrer Werke beliebter und belobter Schriftsteller, so darf ihm unsers Erachtens nach ein solcher Versuch nicht verübelt werden. Goethe hat bekanntlich im Vorworte zu Wahrheit und Dichtung gesagt, dafs die Hauptaufgabe der Biographie sei, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, in wiefern ihm das Ganze widerstrebt, in wiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach aufsen abspiegelt. Warum sollte also nicht einmal der Versuch gemacht werden, aus einer Reihe von Biographieen das grofse Ganze begreiflich zu machen und aus ihnen den Gang der Weltbegebenheiten zu entwickeln? Freilich darf es nicht jene Weise sein, in der man früher, trocken genug, verfuhr, wenn auf die Entschliefsungen des Feldherrn, des Ministers, des Königs alles Gewicht gelegt wurde und aus ihnen der Erfolg entsprang, während die Masse fast nur als der Stoff dargestellt ward, in dem oder durch den gewirkt wurde; eben so wenig dürfte sich noch jetzt jene atomistische Ansicht, die von den Franzosen zu uns herübergekommen ist, geltend machen können. Wir meinen diejenige, welche einen Krieg Ludwig's XIV. an dem schiefen Fenster von Klein-Trianon sich entzünden läfst und einem Paar Handschuhe eine grofse Rolle in der Geschichte der Königin Anna und ihres Feldherrn zutheilt.

Nun giebt es aber noch einen andern Grund, der eine solche Bearbeitung der Weltgeschichte gut heifst und der uns grade jetzt, wo historische Bücher so gern, freilich sehr oft ohne Auswahl, gelesen werden, der Berücksichtigung eines sich nicht hochmüthig abschliefsenden Geschichtsschreibers vollkommen würdig erscheint. Seit Plutarchus Zeit haben biographische Schriften ganz besondere Reize gehabt, sowohl für den erwachsenern, gereiftern Leser als auch für die lernende Jugend. Denn für den erstern stellen solche Werke Männer als Repräsentanten ganzer Völker und Zeitalter auf, weil ihnen die Natur ein so ausgezeichnetes Gepräge aufgedrückt hat, dafs es Eins ist sie anzuschauen und sich sofort von einer Menge neuer Ideen berührt zu fühlen. Die Jugend aber mufs in diesem empfänglichen Alter durch das Biographische vorzugsweise für die Sache gewonnen werden und der Unterricht darf in den untern Klassen gelehrter Schulen keine andre Grundlage haben als das Biographische, wie wir dies mit Vergnügen in § 5. der trefflichen Instruction für den Geschichtsunterricht wahrgenommen haben, welche unter Kohlrausch Auspicien von der fünften Directoren-Conferenz in Münster ausgegan-

Digitized by Google

gen und unter dem 18. August 1830. von dem dasigen Provincial-Schulcollegium bekannt gemacht worden ist *).

Hiernach kann es uns nur verdienstlich erscheinen, wenn ein namhafter Historiker sich entschliefst, gelehrteren und umfassenderen Studien eine Zeitlang zu entsagen und ohne dem augenblicklichen, selbstsüchtigen Bedürfnifs des Tageslebens zu dienen, die vorherrschende Liebe für biographische Schilderungen mit dem allgemeinen Interesse einer Weltgeschichte zu vereinigen. Es schwebte mir, sagt Hr. Böttiger in der Vorrede zum ersten Theile, „die Hoffnung vor, auf diesem Wege der Geschichte ihre schönere Wohnung nicht in den leicht zerstörbaren Speichern des Gedächtnisses und den kalten Hallen des Verstandes, sondern in der Brust des fühlenden Menschen zu retten, weil es mich dünkte, dafs das wahrhaft Beseelende der Geschichte nicht blofse Aufhäufung der Namen und Jahreszahlen, nicht die trockne Darstellung der gegenseitigen Staatenberührungen in Kriegen und Verträgen, sondern die Entwickelung des dem Menschen näher liegenden individuell Menschlichen sei". Und wir meinen, dafs diese Hoffnung den Verfasser nicht betrogen hat. Denn auch hier, wie in seiner gröfsern deutschen Geschichte, zeigt er sich mit Kenntnifs und Begeisterung ausgestattet, wodurch seine Biographieen an Wärme und Innigkeit gewonnen haben und es ihm gelungen ist, die lebendigen Gestalten grofser Männer und Frauen den Lesern vor die Seele zu stellen. Demnach kann sich die vaterländische Literatur dieses Buches als eines wackern Seitenstückes zu Becker's Weltgeschichte erfreuen, die bereits in ihrer ersten Gestalt viel Gutes gestiftet hat und in den neuen Bearbeitungen von Duncker, Löbell und Menzel zu einem wahren historischen Volksbuche geworden ist, dem sich kein andres zu vergleichen vermag.

Wir wenden uns jetzt zu der Einrichtung, die Hr. Böttiger seinem Buche gegeben hat. Der erste Band entsprach manchen Erwartungen nicht, es war eine gewisse Unsicherheit des Verf.'s nicht zu verkennen. Freilich lagen hier die Hemmnisse auch in den Stoffen. Denn da in den frühesten Zeiten die Quellen so sparsam und trübe fliefsen und so wenig in eine Würdigung der Charaktere, namentlich in geistiger Hinsicht, eingehen, so mufste das biographische Element auf Kosten des weltgeschichtlichen ungemein verkürzt erscheinen, ja manche Zeiten liefsen sich, streng genommen, gar nicht einmal biographisch erfassen. Dies aber durch Muthmaafsungen und Phantasien ersetzen zu wollen, verwarf mit Recht der historische Sinn des Verfassers. Daher konnten über einen Manu, Buddha, Foh, Sesostris, Theseus u. a. nur biographische Fragmente gegeben werden. Aber in den folgenden Bänden sind die Partien besser vertheilt, eine Ungleichheit ist nur selten wahrzunehmen und immer abgerundeter wird die reiche Schaustellung, welche Hr. Böttiger, der (in der Vorrede zum zweiten Theile) offen gesteht, im Verlaufe seiner Arbeit sich über dieselbe immer mehr klar geworden zu sein, uns vorführt. Zum deutlichern Verständnifs tragen besonders die geschichtlichen Uebersichten und einleitenden Bemerkungen bei, die, frisch und geistreich geschrieben, die Leser über das Allgemeine belehren, wo alsdann die eigentlichen, ausgeführten Biographieen mit Voraussetzung der welthistorischen Verhältnisse das Besondre nachtragen oder ergänzen. Die Vertheilung des Stoffes ist in den einzelnen Bänden so geordnet, dafs der erste und zweite Band die Biographieen aus der alten Geschichte vereinigen, der dritte und vierte die aus der mittlern Geschichte enthalten, die vier übrigen Bände aber den Biographieen aus der neuern Zeit gewidmet sind. Es würde uns zu weit führen den Inhalt der einzelnen Bände darzulegen, doch fordert die eigenthümliche Auffassung und selbstständige Anordnung des Verf.'s uns wenigstens zu einigen Belegen derselben auf, die wir ohne weitere Wahl aus allen drei Hauptabschnitten entnehmen. Im dritten Buche der alten Geschichte (Bd. 2.) schildert Hr. Böttiger den ungeheuern politischen Procefs der Diadochenzeit von dreifsig und mehr Jahren mit so vieler Klarheit als sie nur immer bei einer so verwirrten Zeit zu erreichen war, dann das Resultat desselben in vier gröfsern und kleinern Staaten, zuletzt das Erliegen aller unter der römischen Herrschaft. Hier finden wir die Biographieen der einzelnen Diadochen, dann des Aratus, Agis, Kleomenes, an die Geschichte Hiero's II. von Syrakus sind die wenigen Lebens-Momente, die aus der Geschichte der einzelnen Helden des punischen Krieges auf uns gekommen sind, geknüpft, Hannibal

*) Sie ist in den Supplementen zu Jahn's Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik 1831. T. 1. S. 110 — 129 abgedruckt.

Digitized by Google

erhielt mit Recht ein eignes Capitel, die grofsen Träger römischen Geistes und Wesens, die Scipionen, Cornelia und die Gracchen, Marius und Sulla, Pompejus und Cäsar, Octavianus werden biographisch dargestellt. Ein andres Beispiel entlehnen wir aus dem zweiten Buche des dritten Bandes. Nach einer längern Einleitung in die Begebenheiten der ersten drei Jahrhunderte des Mittelalters treten in zwei würdig gehaltenen Biographieen Karl der Grofse und die Kaiserin Irene hervor, dem erstern zur Seite Alcuin. Dann wird die Pracht und Macht des Kalifats in Harun-Al-Raschid's und Al-Mansur's Privat- und Regentenleben geschildert; Alfred von England hat den Johannes Erigena zur Seite, durch Olag, Olga und Wladimir werden wir in die russische Geschichte eingeführt. Mit Kritik und Gefühl für die Ehre Deutschlands ist die Geschichte der Kaiser aus dem sächsischen Hause erzählt und dem gelehrten Gerbert eine eigne Biographie gewidmet. An diese schliefsen sich weiterhin Heinrich III. und Heinrich IV. von Deutschland, zwischen diesen und Gregor VII. stehen noch als biographische Schaustellungen Knud der Grofse für England, Dänemark und Norwegen, Stephan der Heilige für Ungarn, Wilhelm der Eroberer für England, der Cid für Spanien. Den Schluſs dieser Gruppen machen Robert Guiscard, Diogenes Romanus, Mahmud der Ghasnavide und der Dichter Firdusi. Wir geben als drittes Beispiel das erste Buch der neuesten Geschichte (Bd. 7.). Die französische National-Versammlung wird in Mirabeau's Biographie geschildert, der National-Convent ist an Robespierre's Schilderung geknüpft, das dritte Stadium der Revolution an die Lebensskizze Napoleon Bonaparte's. Mit den frischesten Farben sind darauf Nelson's Helden- und Liebesthaten dargestellt, wogegen allerdings Godoy, des Friedensfürsten, Lebensbild verblafst erscheint. Hieran schliefsen sich die Biographieen der Frau von Staël und des Papstes Pius VII., dem seine Getreuen Consalvi, Pacca und Canova nicht fehlen. Von da führt uns der Verf. in die Zeit der Befreiungskriege und läfst den Ruhm der Ereignisse in reicher Fülle auf Blücher, Hardenberg, Stein, Gneisenau und Scharnhorst sich niedersenken. Ihnen folgt der Oesterreicher Stadion, und sodann Schiller, neben dem Herder, Wieland und Joh. von Müller gruppirt sind. Die letzten Abschnitte dieses Bandes sind den Ausländern Toussaint L'Ouvertüre, dem König Heinrich I. und andern wichtigen Haitianern, dem kühnen Abenteurer Miranda und den Mahrattenfürsten Holkar und Scindiah gewidmet.

Man ersieht schon aus dieser Uebersicht, dafs nicht blofs die hervorragendsten Gestalten der Weltgeschichte, sondern auch andre in Kunst, Politik und Literatur bedeutende Namen in diesen Bänden ihre Stelle gefunden haben. Als solche zeichnen wir hier noch aus: Sokrates, Mäcenas und seine Zeitgenossen, die Apostel Petrus und Paulus, Walter von der Vogelweide, Guttenberg, Newton, Descartes, Leibnitz, Shakespeare, Lessing, Goethe, Raphael, Van Dyck, Rubens, ohne jedoch diese Reihe für abgeschlossen zu erklären. Eben so würden wir Hrn. Böttiger zu nahe treten, wenn wir einzelne Biographieen als besonders gelungene herausheben und andre verschweigen wollten, da in der That der erstern nicht wenige sind, z. B. aus der alten Geschichte die eines Perikles und Alexander, Constantinus und Theodosius, aus der mittlern die Charakteristiken eines Karl's des Grofsen und Muhamed's, Friedrich's II., und der heiligen Elisabeth, Columbus, und Heinrich's des Seefahrers, Ferdinand's, des standhaften Prinzen und Rudolph's von Habsburg, aus der neuern die Lebensbilder Maximilian's I., Luther's, Wilhelm's III., Ludwig's XIV., Karl's XII., Eugen's von Savoyen, Friedrich's II. und der Kaiserin Maria Theresia, endlich aus der neuesten Zeit die Schilderungen Napoleon's, Alexander's I., Ludwig Philipp's, Canning's, Perier's, Chlopicki's und der Aufser-Europäer Hyder Ali, Rundschit Singh, Jturbide und andrer. Mit der getroffenen Auswahl müssen wir uns meistens einverstanden erklären, über das Mehr oder Minder in der Ausdehnung der Artikel können sich bei einem so umfangreichen Werke unmöglich alle Stimmen vereinigen. So meinen wir, dafs unter andern die Wirksamkeit Cicero's nicht allseitig genug hervorgetreten ist, wogegen wir die Biographieen Heinrich's VIII. von England, der spanischen Elisabeth und Alberoni's sowie des spanischen Friedensfürsten für zu ausgedehnt erachten; auch würden wir den Proceſs des Müller Arnold, der vor vielen andern eine cause célèbre geworden ist, nicht so kurz abgefertigt und den Fürsten Schwarzenberg in der Geschichte des deutschen Befreiungskrieges mehr hervorgehoben haben.

Digitized by Google

Indefs empfanden wir auch an vielen Stellen mit Hrn. Böttiger vollkommen die Noth des sparsam zugemessenen Raums, über die er in Luther's Biographie (V. 75.) klagt und bei der Friedrich's II. (VI. 434.) ausruft: „es ist eine fast undankbare Aufgabe, das grofse Bild des Mannes, nach welchem man wohl sein ganzes Zeitalter genannt hat, in einen so kleinen Rahmen zeichnen zu müssen". Um so mehr mufs es daher befremden, dafs sogar der Erlöser der Welt eine Biographie erhalten hat. Hr. Böttiger hat dieselbe zwar einfach nach den apostolischen Zeugnissen erzählt „ungenirt durch einzelne Abweichungen in ihren Aussagen und durch die Zweifel des klügelnden Verstandes" (II. 296.), aber wir meinen, dafs die Stiftungs- und Entwickelungsgeschichte des Christenthums zwar in die einleitenden Bemerkungen mufste aufgenommen werden, dafs aber der göttliche Gründer desselben nicht in eine Reihe mit sterblichen Menschen gestellt werden durfte.

Soviel im Allgemeinen. Wir besprechen nun noch einzelne Eigenthümlichkeiten der vorliegenden Schrift zur Erhärtung des bereits abgegebenen Urtheils.

Dafs ein Schriftsteller wie Hr. Böttiger überall mit Eifer und Gewissenhaftigkeit nach den besten Quellen arbeiten würde, liefs sich voraussetzen. Und so ist es denn auch geschehen. Theils wird man dies im Texte selbst erkennen, theils zeigen es die Anmerkungen, die jedoch nicht in einem solchen Ueberflusse vorhanden sind, dafs sie citirscheuen Leuten Schreck einflöfsen könnten, indem in ihnen aufser den Büchernamen noch viele gute Bemerkungen und wissenswerthe Dinge stehen, wie die etymologischen Erörterungen über „Sündfluth" (I. 11.), über das Wort „Bastard" im elften Jahrhundert (III. 438.), über die Scara Francica (ebds. 298.), und über den Czaaren-Titel (IV. 612.), wobei noch Fr. Adelung's Schrift über Herberstein S. 485 f. zu nennen war. Ferner rechnen wir hierher die Notizen über Timur's Gräuelthaten (IV. 468.), über J. N. Becker's Lügenbuch, über die Geschichte der deutschen Hochmeister (ebd. 429.), über den Ursprung des Namens La Belle Alliance (VII. 265.) und das Thatsächliche über den Brand von Moskau (ebd. 232.), wo freilich Rastopschin's eigne Erklärung aus Varnhagen von Ense's Denkwürdigkeiten (III. 393 ff.) fehlt. Neben den guten angeführten und benutzten Büchern hat es uns aber doch befremdet so phantastische Schriften, wie die von Uschold über den trojanischen Krieg (I. 91.), so traurige Compilationen, wie die von Burkhardt und Elsner (VIII. 212. VII. 217), so offenbar untergeschobene Memoiren, als die Hudson Lowe's sind (VII. 268.) und ein so schlechtes ungenaues Buch, als das in Leipzig (1841) erschienene Leben des Ministers von Stein ist (VII. 448.) angezogen zu finden. Ferner wird Hr. Böttiger in einer neuen Auflage der Biographie Alexander's von Rufsland die „Fragmente aus den Papieren eines alten Diplomaten" (VIII. 118. u. a. O.) unter dem vollständigen Titel „zwei Jahre in St. Petersburg" (Leipzig 1833) aufzuführen haben, auch wohl nicht verschweigen, dafs diese inhaltschweren Mittheilungen in dem anmuthigen Gewande eines leicht fafslichen Romans von Fanny Tornow aus ihren Unterhaltungen mit Klinger herrühren, sowie er sich selbst (VI. 484.) als den Herausgeber der zu Leipzig 1824. gedruckten „Briefe Joseph's II." genannt hat. Zuletzt müssen wir zu seinen Quellen auch noch einzelne Mittheilungen aus den Papieren seines berühmten Vaters z. B. VII. 349. rechnen, die Erinnerungen aus der eignen Jugend in Weimar und Gotha (VII. 197. 549.) und manche in Wien zur Zeit des Congresses empfangene Nachrichten, unter denen das Urtheil eines wohl unterrichteten Oesterreichers über Joseph II. (VI. 489.) höchst auffallend ist.

Da wir nun grade mehrere Ausstellungen niedergeschrieben haben, so wollen wir auch die Bemerkung nicht zurückhalten, dafs wir hier und da einzelne Unrichtigkeiten wahrzunehmen Gelegenheit hatten. Wir legen indefs bei einem Werke von acht ansehnlichen Bänden auf diese Entdeckung keinen Werth, wollen aber doch einige dieser Fehler nicht übergehen, damit unser sonst anerkennender Bericht noch mehr Glauben finde. Leider wähnen ja jetzt nur zu viele in Deutschland, Lob sei platt und nur Tadel zeuge von Einsicht, Schärfe und Freiheit des Urtheils.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 82.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

Die Weltgeschichte in Biographieen. Von Dr. K. W. Böttiger.

(Fortsetzung.)

So erwähnen wir denn, dafs die bekannten Freunde im Alterthume nicht Damon und Pythias (I. 341.) hiefsen, sondern Damon und Phintias, wie A. G. Lange bereits im deutsch. Mercur 1808. H. 2. 3. nachgewiesen hat, dafs nicht die römischen „Matronen", sondern die römischen „Frauen" (I. 425. 429.) um Brutus getrauert haben, dafs in der Erzählung der catilinarischen Verschwörung einzelne Ungenauigkeiten (II. 222.) sind und dafs wir eben so wenig die Urtheile über Ovidius und Sallustius (II. 281. 283.) unterschreiben als dem Plutarchus den Vorwurf der Anekdotenjägerei machen können (ebd. 207.). Ferner wird Paul Gerhardt's Landesverweisung (VI. 133.) künftig nach Stenzel richtiger dargestellt werden und die Stelle über die Hinrichtung des Herzogs von Enghien (VII. 175.) eine mehrfache Berichtigung aus glaubwürdigen und unparteiischen Schilderungen empfangen müssen. Wir verweisen hierbei um so lieber auf Varnhagen von Ense's Kritik in diesen Blättern 1828. Nr. 76., auf die K. E. Schmid's im Hermes XXII. 344—359. und auf die Darstellung Wachsmuth's in der Geschichte Frankreichs III. 288—295., weil man jetzt in Paris, wie in diesem Jahre der Vielschreiber Marc de St. Hilaire gethan hat, wieder anfängt, alle Schuld von Napoleon wegzuräumen, die doch auf ihm vorzugsweise haftet, wenn er sie auch mit einigen aus seiner nähern Umgebung theilen mag. So fafste schon General Foy in seinen im J. 1826. veröffentlichen Memoiren (I. 23.) die Sache auf und erklärte sie in seiner Napoleon's Bewunderung für den einzigen Flecken im Leben dieses grofsen Mannes. In der Geschichte des Jahres 1813. ist die Entstehung der preufsischen Landwehr ungenau dargestellt und namentlich Clausewitz (VII. 418.) zum Vertreter einer Meinung gemacht, die in der von Hrn. Böttiger angeführten Beweisstelle vergeblich gesucht wird. In unsern Blättern hat bereits Varnhagen von Ense im J. 1833. Nr. 36. über diesen Gegenstand klar und belehrend aus den besten Quellen gesprochen, womit jetzt aufser andern noch Friccius in der Geschichte der ostpreufsischen Landwehr I. 71—120. verglichen werden kann und die übersichtliche Zusammenstellung in Bülau's deutscher Geschichte S. 169 — 171. Der Ausdruck „Krimper" (so schreibt Hr. B. fälschlich statt „Krümper") hätte wohl eine nähere Erklärung verdient *). Endlich ist Niemeyer (VII. 192.) nicht im J. 1806., sondern erst im J. 1807. nach Frankreich deportirt worden, und Gneisenau nicht schon 1822. gestorben, wie VII. 421. steht, sondern erst, aber immer noch viel zu früh für sein Vaterland, im J. 1831. zu Posen.

Mit jener genauen, umsichtigen Quellenbenutzung steht ein zweiter und charakteristischer Vorzug des Böttiger'schen Werkes in enger Verbindung. Dieser besteht in der Berichtigung vieler traditionell gewordenen Ereignisse und Aussprüche, mit denen eine fal-

*) Da wir mehrmals Gelegenheit hatten wahrzunehmen, dafs die eigentliche Bedeutung dieses Wortes unbekannt ist, so setzen wir eine sie erläuternde Bemerkung aus Friccius angeführtem Werke (S. 54) hierher. „Diese Benennung ist entstanden von dem Krumpfmaafs des Getraides und der wollenen Tücher. Beide sind das Mehr, welches über die bestimmte Quantität geliefert werden mufs, um nach dem Eintrocknen des Getraides und dem Krumpfen des Tuches das bestimmte Maafs zu behalten. Bei Aushebung der Rekruten fand seit den ältesten Zeiten ein ähnliches Verfahren Statt. Wenn z. B. 100 Mann nöthig waren, so wurden 105 ausgeschrieben, um etwa fünf entlassen zu können, und doch noch 100 zu behalten. Diese fünf wurden Krümper genannt. So wurden nach dem tilsiter Frieden immer mehr Mannschaften als 42000 Mann ausgehoben und dann wieder entlassen; solche ausexercirten und entlassenen Mannschaften heifsen Krümper, ohne Zweifel um der Sache dadurch einen unerheblichen Anstrich zu geben".

Digitized by Google

sche Romantik die Geschichte seit Jahrhunderten belastet hat, wie sie ein jedes Zeitalter erzeugt und fortpflanzt und wie sie das unsrige auch dereinst haben wird, indem es demselben nicht an Schriftstellern fehlt, die für eine pikante oder auffallende Geschichte ohne weiteres die historische Redlichkeit aufopfern. Ein Buch aber, wie das vorliegende, welches nicht blofs für Gelehrte vom Fache, sondern überhaupt für gebildete Leser, bestimmt ist, denen also eine gründliche, allseitige Prüfung der Beweisstellen nicht zugemuthet werden darf, konnte solche Verbesserungen auf keine Weise ausschliefsen. Zu solchen rechnen wir die Nachricht über Hannibal's Zug über die Alpen (II. 126.), die Berichtigung der Sagen von Otto's I. Soldaten mit Strohhüten (III. 381.), vom Tode Kaiser Friedrich's I. (III. 76.), der aber nicht mit dem italienischen Schmähnamen Barbarossa oder Rothbart bezeichnet sein sollte, wie wir auch noch in der neuesten Ausgabe von Kohlrausch deutscher Geschichte lesen, von Conradin's letzten Augenblicken und seinem vom Blutgerüst herabgeworfenen Handschuh (IV. 215.). In derselben Weise ist das bekannte Geschichtchen vom frommen Schweppermann (IV. 357), dessen kein Chronist erwähnt, und die Anekdote von Essex Ringe (V. 381.) in die Anmerkungen verwiesen und über Bajazet's sogenannten Käfig (IV. 472.) die Wahrheit mitgetheilt worden. Das Capitel von Wallenstein giebt eine anschauliche und gerechte Schilderung, wobei freilich die wichtigen Aufklärungen des Grafen Mailath noch nicht benutzt werden konnten, was namentlich wegen S. 478 zu wünschen gewesen wäre: aber um das lustige Stückchen aus Wallenstein's Studentenleben in Altdorf werden wir durch Hrn. Böttiger's Anmerkung (V. 455.) gebracht. Wallenstein hat nämlich dort gar nicht studirt. Eben so ist der Tod seines grofsen Gegners Gustav Adolph treu und anziehend erzählt (V. 522 f.), so dafs kein Leser mehr an die Möglichkeit eines Meuchelmords denken kann (wie er nach Hrn. Böttiger's Ansicht (VI. 258.) dem Leben Karl's XII. vor Friedrichshall höchst wahrscheinlich ein Ende bereitet hat), oder der Unwahrscheinlichkeit in Söltl's Buche über den Religionskrieg in Deutschland (II. 205. 207.), als sei Gustav Adolph erst in Naumburg gestorben, nur den mindesten Glauben beimessen wird. Sollen wir nun endlich noch ein Paar Beispiele von Hrn. Böttiger's Genauigkeit auch in den kleinsten Dingen nennen, so führen wir die Notiz (VII. 528.) über jenen J. Fr. Schiller an, den nicht wenige Literatoren, sogar Hoffmeister im Leben Schiller's (II. 7.) für identisch mit dem grofsen Dichter genommen haben, und die gleich nachher (S. 533) gegebene Berichtigung einer vielerzählten Scene aus dem jenaischen Studentenwesen im Jahre 1792. Dagegen dürfte künftig wohl die fast sprichwörtlich gewordene Bezeichnung des Orbilius, als des „strengen Lehrers mit dem Stocke" (II. 281.) nach A. G. Lange's triftiger Vertheidigung (Verm. Schriften und Reden S. 182 ff.) einige Beschränkungen erfahren. Imgleichen wird in einer neuen Auflage Franz I. von Frankreich Tirade nach der verlorenen Schlacht bei Pavia wegbleiben müssen. Denn sie ist ganz unbeglaubigt und eröffnet die Reihe jener Prunkreden, in deren Aussinnung sich die französische Historiographie ganz besonders bis auf unsre Tage gefallen hat, wie ich bereits in diesen Blättern (1843. Nr. 59.) ein ähnliches, sehr bekanntes Wort aus der Schlacht bei La Belle Alliance als ganz unhistorisch nachgewiesen habe, wofür, wenn Jemand — οἷοι νῦν βροτοὶ εἶσι — zweifeln sollte, ein Brief Oelsner's an Stägemann in Dorow's „Briefen preufsischer Staatsmänner" (I. 15.) ein gewifs unverwerfliches Zeugnifs ablegt: Aber sehr apokryphisch, was Hr. Böttiger selbst nicht verkennt, ist die Zank- und Streitscene zwischen Napoleon und Pius VII. (VII. 393.), und der Aufnahme in eine Biographie des letztern nicht werth, so wie wir es auch bezweifeln müssen, dafs Eylert in seine Schrift über König Friedrich Wilhelm III. von Preufsen (I. 432 ff.) vermögen wird, die „historische Richtigkeit" derselben nachzuweisen. Endlich sei noch bemerkt, dafs die vom Verfasser (VI. 479.) gegebene Nachricht, es habe Friedrich II. die durch Nachlässigkeit eines Lakaien verbrannte Geschichte des siebenjährigen Krieges noch einmal geschrieben, allerdings aus den Zeugnissen der besten Gewährsmänner, Preufs (Friedrich der Grofse als Schriftsteller S. 80 und im Nachtr. S. 24), und Rödenbeck (Geschichtskalender aus Friedrich's des Grofsen Regentenleben II. 225.) herstammt. Aber wir sind seitdem durch desselben Preufs Erklärung in diesen Blättern vom J. 1842. August Nr. 35. berichtet worden, dafs der König habe unmöglich ein solches Manuscript vom Monat November 1763. bis zum 17. December desselben Jahrs vollenden können, weshalb denn

Digitized by Google

sachverständige Archivbeamte nach wiederholter Einsicht des höchst saubern Manuscripts nicht Anstand nehmen, die gewöhnliche Erzählung gradezu eine Fabel zu nennen. Preuſs vermuthet, daſs die Zeit vom December 1763 bis zum 3. März 1764, an welchem Tage das Avant Propos unterzeichnet ist, vom Könige zu einer Ueberarbeitung oder Revision des ganzen Werks verwendet worden sei.

Indem wir im Vorstehenden die Wahrhaftigkeit unsers Verfassers bei Aufnahme zweifelhafter Thatsachen und Ueberlieferungen zu beloben uns gedrungen fühlten, müssen wir aber gleich bemerken, daſs der echten Sage doch ihr unveräuſserliches Recht überall geblieben ist und in nicht wenigen Fällen eine schöne, dichterische Auffassung die Leser ergötzt. „Wir ehren", sagt Hr. Böttiger zu unsrer vollen Beistimmung, „die Sage als der Völker unverkümmerliches Erbtheil, als ein historisches Eigenthum und Muttergestein voll der edelsten Goldkörner". (III. 465.) In diesem Sinne ist die Königsperiode Roms unter der Aufschrift „der Rex Romanus" erst nach der alten Sage, dann nach den neuen Zweifeln dargestellt, „weil wir kein Recht haben uns von dem Alten zu trennen, da das Neue dafür mangelhaft und noch groſsen Zweifeln ausgesetzt ist" (I. 131.), eben so das Leben einzelner ausgezeichneter Römer aus dem Heldenalter des Volks, indem man sich „bei ihnen eine Mischung von Sage und Wahrheit, von Lied und Urkunde, von absichtlicher Verfälschung und treugläubiger Aufzeichnung gefallen lassen muſs" (I. 423.). Demgemäſs ist die Biographie Attila's (III. 26 ff.) geschrieben und nicht verschwiegen (S. 260), was die anmuthige Sage von Karl's des Groſsen Jugend erzählt, oder der Humor jener Zeit in der Aufnahme der Byzantiner an Karl's Hofe verkannt worden (S. 291), wo Luden nur ein Mährchen oder ein klösterliches Zerrbild vom Hofleben zu erblicken meinte; es ist auch nicht der Versuch gemacht, den historischen Cid aus dem Bilde herauszuschälen, welches patriotisch und warm Volksglaube und Phantasie bald nach seinem Tode entworfen haben, „um vielleicht eine Achilles Rippe, aber nicht den herrlichen Alciden selbst zu finden" (S. 465), oder die Heldensage vom Herzog Ernst von Schwaben (S. 462) zu vernichten und an die Stelle der wunderbar geschmückten Dichtung eine haarspaltende Kritik zu setzen. Einen trefflichen Beleg für diese Art unsers Verf.'s giebt der ausführliche Abschnitt über die Jungfrau von Orleans (IV. 474—491), der sich durchaus fern vom groben Materialismus hält und bei einer reifen historischen Prüfung diese wunderbare Geschichte ihres romantischen Gewandes nicht entkleidet hat, wie das auch in Leo's Geschichte des Mittelalters (II. 819.) mit allem Rechte geschehn ist. Ueber Tell sagt Hr. Böttiger auf S. 326 desselben Bandes: „es gab einen Tell, jedoch Befreier der Schweiz war er nicht, aber die patriotische Nachwelt machte seinen Namen zum Symbol der schweizerischen Thatkraft und Freiheitsliebe". Hierbei war noch mit einigen Worten nach E. W. Weber (classische Dichtungen der Deutschen I. 311 f.) zu bemerken, daſs nur an einen dem Volke wirklich werthen und um dasselbe durch eine aufserordentliche That verdienten Manne sich jener mythische Schimmer alter Sagenzüge festsetzen konnte. Diese aufserordentliche That war aber die Ermordung des Landvogts: was den Mann, der Tell genannt wird, hierzu getrieben hat, ob lediglich ein Uebermaafs seines vaterländischen Gefühls oder eine Privatbeleidigung, das gehört dem Dunkel verschollener Verhältnisse an. Ferner glauben wir nicht mit Herrn Böttiger, daſs die schweizerische Sage so unbedingt als ein Ausfluſs der nordischen Sage zu betrachten, indem beide vielmehr eine frühere gemeinsame Quelle in Cap. 27. der Wilkinasage vom König Nidung und dem Schützen Eigli haben, worüber in L. Ideler's fleiſsigem Buche über Tell (Berlin 1836) und in den verschiedenen Nachträgen desselben Verfassers im zweiten Bande des Jahrbuches der Berliner deutschen Gesellschaft u. a. O. das Nöthige zu finden ist. Daher halten auch die neuesten schweizerischen Geschichtschreiber Hisely, Henne und Geizer mit Recht an ihrem Tell fest. —

Neben diesen beiden Tugenden des Verfassers, der Benutzung der besten Quellen und der Berichtigung traditionell gewordener Umstände, nennen wir noch einen dritten Vorzug, nämlich seine Gerechtigkeit und Billigkeit. Es ist ein groſser Vortheil der Geschichte, daſs sie billig macht, daſs sie zeigt, wie das, was dem kecken Urtheile leere Form und Miſsbrauch zu sein scheint, etwas Wesenhaftes und Gutes zu seiner Zeit und an seinem Orte war, daſs sie lehrt, wie oft über dem Trachten nach dem Bessern das Gute verloren gegangen sei und daſs sie uns das groſse Wort zuruft, Genügsamkeit sei auch eine Klugheit. Zu diesen ewi-

Digitized by Google

gen Wahrheiten sind grade Biographieen guter und schlechter Menschen ein vortrefflicher Commentar, nicht etwa weil sie zu den abgenutzten Lehren der Märkte und Hallen Beispiele liefern, sondern weil sie den Glauben an die in dem Menschen wohnende Kraft nähren und die Macht der Ideen stärken. Als Belege hierzu nennen wir aus dem Böttiger'schen Werke die Biographieen eines Alexander, Cäsar und Constantinus aus der alten Geschichte, aus der mittlern die eines Karl des Grofsen, Heinrich IV. und Gregor VII., eines Iwan Wasiljewitsch und der Königin Margarethe, aus der neuern Geschichte die eines Ludwig XIV. und Friedrich Wilhelm von Brandenburg, eines Philipp II. und Peter I., eines Wilhelm von Oranien, eines Joseph II., eines Cromwell und Pombal; über die aus der neuesten Geschichte werden wir noch weiter unten sprechen. So heifst es zu Anfange der Biographie Philipp's II. (V. 295.), den der Verf. keinesweges vertheidigen will, in Bezug auf seine tyrannische Regierung: „man ist schnell fertig mit guten und bösen Beinamen, aber weit langsamer und unsicherer zu erörtern, wie begründet sie seien. Selten ist Jemand so gut oder so böse, als er auf den ersten Blick erscheint, noch seltener ist er es von Hause aus und ganz durch seine Schuld. Wie wenig wissen wir doch, was als übererbt uns zukommt, welche Macht die Umstände üben, welche Motive jeder Handlung zu Grunde liegen, und wie ein einziger unglücklich aufgefafster Gedanke in eine Reihe von Folgen hineinführt, deren Lenkung bald aufserhalb der Menschenmacht liegt". Diese Bemerkung findet auch theilweise auf Iwan Wasiljewitsch von Rufsland Anwendung (V. 421.), aber es sei Verrath an der Geschichte, sagt Hr. Böttiger, Iwan den gröfsten Monarchen Rufslands und einen vollkommnen Staatsmann zu nennen. Nachdem er die Ursachen kurz zusammengefafst hat, die ihn in einem glänzenderen Lichte haben erscheinen lassen, schliefst er mit den schönen Worten: „ein frommes treues Volk vergifst überstandene Leiden gern und betrachtet die Sünden auf den Thronen eher wie Prüfungen und Geschicke denn als Frevel, über welche es zu Gericht zu sitzen habe". Ein ähnliches Urtheil lesen wir (VI. 262.) in Beziehung auf Karl XII., von dem es im Folgenden heifst: „man kann das Bizarre, Abenteuerliche seiner Weise nicht verkennen, aber wir möchten ihn darum nicht, wie Neuere gethan haben (z. B. Münch), einen königlichen Don Quixote nennen. Der hat sich wohl mit Windmühlen, aber nicht mit einem Friedrich, August und Peter siegreich geschlagen. Es ist eine Gestalt, ein Geist, wie aus den alten, nordischen Zeiten"! Eben so gern nehmen wir an, was Hr. Böttiger über Friedrich II. sagt, er sei so grofs gewesen, dafs man durchaus frei von ihm sprechen könnte. Daher tadelt er auch manche finanzielle Einrichtungen, er nennt seine Einmischung in den Proceſs des Müllers Arnold ein schweres Unrecht, er spricht mit Unparteilichkeit, aber auch mit voller Anerkennung der bedenklichen Lage des Königs von der polnischen Theilung (VI. 435. 468. 470. 476.) und schliefst mit den Worten: „wenn man erwägt, was er gewollt, was er gethan hat, so gedenkt man gern des Shakespeare'schen Wortes: Sagt Alles nur in Allem — *er war ein Mann*". Gerecht wie gegen Einzelne (so ehrt es den Sohn Karl August Böttigers, dafs er in der Biographie Goethe's der feindseligen Gesinnung desselben gegen den eignen Vater nicht den geringsten Einfluſs auf seine Darstellung verstattet hat) zeigt sich der Verfasser auch bei Beurtheilung allgemeiner Zustände, wie des Mönchthums und des Katholicismus. Ueber das erstere lesen wir, ganz im Geiste eines Neander und Joh. Müller, dafs die Klöster Mittelpuncte mannichfacher Cultur gewesen sind, als des Ackerbaues, der Gewerbe, der Kunst und Wissenschaft, ferner Pfleger schöner Tugenden, Schulen und Erziehungsanstalten, Milderer der Rohheit einer unbändigen Zeit und der Sclaverei (II. 456.). Von dem letzteren sagt er (V. 74.), dafs Pabst- und Mönchthum ihre Sanction in der Zeit und in dem Bedürfniſs gehabt hätten, dafs dieses aber abgenommen und dafs eine Reformation unausbleiblich gewesen sei. Aber nicht minder wahr und billig ist die Stelle, in welcher er (V. 421.) sich selbst die Aufgabe setzt, bei der Erzählung des dreifsigjährigen Krieges eine christliche Stellung über dem rein Confessionellen einzunehmen, damit keiner Partei Unrecht geschehe, und den Stoff unter Personen zu vertheilen, die für und wider in Thätigkeit gewesen sind, wie Gustav Adolph von Schweden und Kurfürst Maximilian von Baiern.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 83.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

Die Weltgeschichte in Biographieen. Von Dr. K. W. Böttiger.

(Schlufs.)

Nun giebt es indefs auch eine gewisse biographische Kammerdienerei, welche entweder aus Schadenfreude, weil grofse Männer ebenfalls ihre schwachen Stunden haben, oder aus falscher Gutmüthigkeit gern Alles aus dem stummen Zimmer in die laute Welt bringen möchten. Ganz besonders gilt dies von den geschlechtlichen Verhältnissen hervorragender Männer und Frauen, wobei die Geschichte — man denke nur an die Napoleon's — durch die gröbsten Irrthümer entstellt worden ist, die zwar von der Kritik widerlegt werden, aber bei Vielen, und dies sind nicht allein die Ungebildeten, noch immer Glauben finden. Herr Böttiger hat auch hier einen sichern Geschmack und gute Unterscheidungsgabe bethätigt. Es ist ihm als eine unzulässige Zärtlichkeit für das Andenken Franz I. und Peter's I. erschienen, die schlimme Ansteckung des erstern und die Ausbrüche sinnlicher Brutalität des letztern ganz zu verschweigen (V. 151. VI. 287.) oder die Ausschweifungen Katharina's II. zu übergehen (VI. 527 f.), er hat eben so wenig Voltaire's unzüchtiges Verhältnifs mit der Marquise von Chatelet (VI. 371.) beschönigt als die Schande gemildert, die Emma Hamilton auf Nelson's ruhmvollen Namen gebracht hatte (VII. 277 ff.). Solche Mängel und Schatten sind aber niemals mit übergrofser Genauigkeit oder mit Befriedigung an schlüpfrigen, häkeligen Dingen erwähnt (man sehe z. B. die Stelle über Karl's V. aufsereheliche Kinder in Th. V. S. 202.), sondern nur angedeutet, also ganz nach der Regel des Plutarchus, der im Leben des Cimon (Cap. 2.) den Geschichtschreiber anweiset, solche Zustände, gleichsam erröthend über die menschliche Natur zu schildern, indem sie keine vollendete Tugend und Schönheit hervorbringen könne. Wir erinnern noch, wie zweckmäfsig eine solche Maafshaltung, von der wir fast nur an einer Stelle in der Geschichte der Jungfrau von Orleans (IV. 483.) eine Ausnahme wahrgenommen haben, in einem Buche ist, welches auch für jüngere Leser geschrieben wurde. Denn wie es eines Theils für einen solchen Geschichtschreiber kein heiligeres Gesetz giebt, als Anstofs und sittliches Aergernifs zu meiden, so ist es andern Theils die grofse Aufgabe, das Gemüth des strebsamen Jünglings nicht blofs durch Lehre und Beispiel, durch Gutes und Lobenswerthes, zu wappnen, sondern auch durch die Erwähnung böser und unsittlicher Zustände, wie sie die Weltgeschichte mit sich bringt, weil das Böse unaufhörlich mit dem Guten kämpft und, siegend oder besiegt, die Tugend bewährt. Wo das Böse nämlich aus übel angewendeter Kraft entspringt, da ist auch dies der Betrachtung werth und um so gröfser die Wirkung auf die geistige Gesundheit der Jugend.

Die lobenswerthe Mäfsigung und Billigkeit — und das ist der letzte Vorzug, welcher herausgehoben zu werden verdient — bethätigt sich ganz besonders bei den Biographien aus der neuern und neuesten Zeit, die aufser einem Theil des siebenten den ganzen achten Band einnehmen. Als Ausgangspunct ist das Jahr 1840 angenommen worden. Hierbei dürfte aber wohl von denen, welche den Schriftstellern der Gegenwart allen Beruf absprechen, die Geschichte ihrer Zeit zu schreiben, die Frage aufgeworfen werden, ob es in einem Buche, wie das vorliegende, räthlich und nützlich sei, solche Individuen biographisch zu schildern, deren Bild noch von der Parteien Hafs oder Gunst entstellt ist, zweitens auch, ob es für jüngere Leser passend sei, sie durch solche Schaustellungen in die Irrgänge der Gegenwart einzuführen. Wir entgegnen hierauf Folgendes. Einmal konnte in einem so umfänglichen Werke, wie das Böttiger'sche ist, die Geschichte der neuesten Zeit nicht unberücksichtigt bleiben, und der Verfasser

Digitized by Google

durfte Begebenheiten, die er mit erlebt oder von den Zeitgenossen kennen gelernt hat, nicht übergehen. Lessing's Satz (Werke VI. 146.), dafs der Name eines Geschichtschreibers nur dem zukomme, der die Geschichte seiner Zeit und seines Landes schreibe, weil nur er selbst als Zeuge auftreten könne, ist nicht die Grundbedingung historischer Erkenntnifs, und würde, streng genommen, die gesammte Geschichtschreibung auf Memoiren beschränken. Ferner bedarf der Verfasser einer Zeitgeschichte nicht grade der allergenauesten, tief in das Einzelste gehenden Kenntnifs seiner Zeit, ja es würde oft ein ganz vergebliches Bestreben sein, Alles wissen, erforschen und die Begebenheiten bis auf ihre letzten Ursachen ergründen zu wollen, da ja demjenigen, der mitten in den Begebenheiten thätig gewesen ist, das Ganze derselben oft mehr verschlossen ist als dem, der durch Zeit und Raum davon entfernt gestanden hat. Daher ist es ein wahres Wort des ehrenwerthen Mascov in der Vorrede zur Geschichte der Deutschen: „Es ist überhaupt das Innere der Sache selten herauszubringen. Oft begnügt man sich, wenn man weifs, was zu den Zeiten, da sich die Umstände zugetragen, davon gesprochen worden: und keine Historici sind verdächtiger, als die mit grofsem Vertrauen, was in der Fürsten Cabinet fürgegangen sei, erzählen". Eben so wenig ist aber der Verfasser einer Zeitgeschichte gehalten, allen unsichern Gerüchten nachzuspüren, sie aufzunehmen oder sie zu widerlegen. Es hat z. B. gewifs Niemand besser als Thukydides die Sagen gekannt, welche über Aspasia's Verhältnifs zu Perikles und ihren Einfluss auf die Entstehung des peloponnesischen Krieges verbreitet waren, aber er fand es unter seiner Würde sie einem Geschichtsbuche einzuverleiben, und überliefs sie dem Muthwillen der Lustspieldichter. In ähnlicher Weise haben wir auch Hrn. Böttiger's Schilderungen aus der neuern und neuesten Zeit, ohne Rücksicht auf eine Partei oder herrschende Meinung, einfach und ruhig gefunden, er bethätigt eine gesunde und treue Gesinnung (um doch auch dies Lieblingswort heutiger politischer Rhetoren zu gebrauchen), ohne damit zu prunken. Und was nun die dritte, oder die pädagogische Frage anlangt, so mag es immerhin noch unentschieden sein, wie viel aus der Geschichte der neuern und neuesten Zeit auf unsern Schulen zu lehren sei, oder kann wenigstens hier nicht erörtert werden. Daher bemerken wir nur dies Eine, dafs wir nicht der Ansicht Wachler's in den Vorreden zur dritten und vierten Auflage seines Lehrbuches der Geschichte beistimmen und uns für die Gymnasien mit einer skizzirten Geschichte der drei letzten Jahrhunderte abfinden lassen können. Wir meinen, dafs der Geschichtsvortrag, wenn es irgend bei der leider! oft nur zu geringen Stundenzahl für diesen Gegenstand thunlich ist, bis zum J. 1815 fortgeführt werden mufs, nicht etwa um eine oberflächliche Kenntnifs des Gewerblebens, der Culturverhältnisse, der Verfassungs- und Staatsformen zu erzielen, sondern um die Jugend nicht unwissend zu lassen in der neueren Geschichte ihres Stammes, um ihr die Zeit der Erniedrigung desselben zu schildern und ihren frischen Gemüthern das Andenken an die Grofsthaten ihrer Väter als ein unschätzbares Erbtheil zu überliefern. Will er aber dem Unwesen unsrer Tage, wo sich die Politik und der Schwindel der Zeit bis in die Familien drängt, junge Gemüther ganz in Anspruch zu nehmen droht und durch Zeitungslesere vergiftet, ein heilsames Gegenmittel aufstellen, so erachten wir die vorliegende Sammlung von Biographieen dazu sehr passend und ausreichend.

Dafs nun Herr Böttiger alle solche Rücksichten erkannt hat, zeigt unter andern sein offenes Bekenntnifs zu Anfange des achten Bandes: „der Verfasser mufs bei den neuesten Zeiten seinen Leser gleichsam zu seinem Entschuldiger machen, wenn er in der Auswahl der zu Schildernden noch viel ängstlicher und Manchem wider Erwarten lückenhaft erscheinen sollte. Wir sind in unserm Innern mit manchem Urtheile fertig, ohne das Recht zu haben es der Oeffentlichkeit zu übergeben, oder wir können nur Thatsachen erzählen, ohne schon jetzt überall die Pflicht oder auch nur die Fähigkeit zu haben, ihre Wurzeln in dem Innern der menschlichen Brust nachzuweisen". Daher dürfe es nicht auffallen, wenn der auf seine Studierstube und einige Bücher und Zeitungen beschränkte Gelehrte sich wohl hütet den Richter zu machen und Vieles, was biographisch noch nicht zu fassen war, in die allgemeine Uebersicht verwiesen hat. Als Belege zu diesen Grundsätzen nennen wir aufser jener Uebersicht im achten Bande als einzelne Thatsachen den Tod Paul's I. von Rufsland, die Erhebung Ludwig Philipp's, die Biographieen Esparteiro's, Kapodistria's, Kolokotroni's, die Erörterungen

Digitized by Google

über Frankreichs und Spaniens neueste Geschichte, die Beurtheilung des polnischen Krieges. Von Polen heifst es in der Biographie Chlopicki's (S. 172): „Es ist ein hartes, aber wahres Wort, dafs die Völker, welche im Laufe der Zeiten untergegangen sind, fast alle mehr sich selbst als ihre Unterdrücker anzuklagen haben. Sie sind deshalb doppelt bemitleidungswerth, denn zum Unglück kömmt die Schuld, und auch die Schuld ist Unglück. Polens Geschick ist seit 100 Jahren ein schreckliches, aber ein höchst lehrreiches gewesen. Dabei begehren wir indefs keineswegs Lobredner Jener zu machen, welche aus den Fehlern Andrer ihren Nutzen ziehen und welche zum Beispiel Polen zwei und drei Mal theilten, weil es eine leichte Beute für ihre Uebermacht wurde. Wir möchten auch bei der letzten Katastrophe von 1830 Rufsland nicht von aller Schuld freisprechen, aber diese liegt weniger da, wo sie gewöhnlich gesucht wird, in schweren Mifshandlungen der Nation, als darin, dafs Alexander durch seine Constitution die Hoffnung auf eine Regeneration der *ganzen* Nation als solcher (gewifs unabsichtlich) weckte, während er höchstens einmal nur von einer Vereinigung *seiner* Polen gesprochen haben konnte. Er hätte es wissen können, dafs er es mit einem Volke zu thun hatte, welches unter den Slavischen die Eigenschaften und Leidenschaften der Franzosen hat, Unbeständigkeit, Reizbarkeit, aber auch Muth und Ritterlichkeit für Alles, was ihre Nation angeht, und dafs ihr eben die beruhigenden, festhaltenden Elemente, ein gebildeter Bürger- und ein tüchtiger Bauernstand fehlen". An andern Orten ist der Kampf der Griechen gegen die Türken mit Wärme und Innigkeit beschrieben, und über ihre Berechtigung zum Aufstande auf S. 467 Folgendes bemerkt: „sie trugen nur, was sie nicht ändern konnten; Schwertrecht, nicht Vernunftrecht waltete über ihnen. Diese Erkenntnifs eines widerrechtlichen Zustandes ist nie von ihnen gewichen, wenn sie auch nicht immer gleich wirksam in ihnen war; aber eine fortgeschrittene Bildung, ein erkräftigtes Selbstgefühl, die Sympathieen des christlichen Europa, gleichzeitige Bestrebungen andrer Staaten erfüllten sie einmal wieder lebhafter als je mit den Erinnerungen alter Gröfse und den Hoffnungen besserer Zustände. Sollte die herrliche, vergeistigende Sonne Homer's nur andern Völkern und nie wieder einem freien Griechenlande scheinen"? Endlich setzen wir noch die Worte her, mit denen (S. 211) der Abschnitt über Casimir Perier eingeleitet ist: „Wenn man für eine Sache, die längst da ist, einen neuen Namen findet, glaubt man oft eine neue Sache gefunden zu haben. Das *juste milieu*, die rechte Mitte, ist alt wie die Menschengeschichte, denn es liegt die Idee, ja das Gefühl eines Gleichgewichts, einer Mäfsigung, einer Vermittelung der Extreme im denkenden Menschen selbst. In der Politik möchte demnach sittliche und vernunftrechtliche Freiheit des Volks die Mitte zwischen Absolutismus und Anarchie sein; nur dafs diese Mitte in der Anwendung immer relativ und schwankend bleiben wird. Man mufs also experimentiren. Es kann demnach keine schnurgerade Linie eingehalten, ja es mufs immer eingelenkt und dort ein Gegengewicht erzeugt werden, wo man sich auf einer Seite zu weit ausbog und neigte. Für jeden Staat ist da die rechte Mitte, wo seinen vernünftigsten Bürgern das Wenigste zu wünschen übrig bleibt".

Nach allen diesen bliebe uns noch übrig, einige Worte über die Darstellung und Schreibart des Herrn Böttiger zu sagen. Dieselbe ist klar, verständig, nach dem Wechsel der Gegenstände verschieden und doch im Ganzen gleichmäfsig, bei richtigen Anlässen mit Dichterstellen geschmückt, kurz ein würdiger Ernst und eine anziehende Lebhaftigkeit sind vereinigt. Nur mitunter hat diese Lebhaftigkeit zu Ausdrücken geführt, die von einer zu zwanglosen Natürlichkeit eingegeben zu sein scheinen und der Würde der Geschichtschreibung nicht entsprechen. Von der ersten Gattung ist z. B. die folgende Stelle: „an der Todeskerze mufste die Kriegsfackel angezündet werden" (III. 261.), ferner gehören dahin die unpassenden Bilder, wenn die Vorgänger Luther's „die Sturmvögel der Revolution" heifsen (V. 79.) oder Italien „die Unruhe in der europäischen Uhr" (ebds. 279.) und der 2. Mai 1808 „der Hahnenschrei und die Morgenröthe der spanischen Freiheit" (VII. 331.). Zur zweiten Gattung zählen wir Ausdrücke, als „die guten alten Störche, die Pelasger" (I, 136.), „das Messer stand den Kurfürsten an der Kehle" (V. 507.), und „Castlereagh's Federmesser veränderte die Lage der Dinge" (VIII. 267.) oder Wortspiele, wie von den Lanzen der Perser bei Thermopylä (I. 201.), oder vom Grafen Mansfeld, der „hasenschartig" war, aber „lö-

Digitized by Google

wenmüthig" (V. 435.). Wollten wir indefs dagegen eine Anzahl von Stellen auszeichnen, wo sich die Rede zur höhern Anschaulichkeit steigert und wo man auf das Deutlichste wahrnehmen kann, wie das, was frisch vom Herzen kommt, auch wieder zum Herzen spricht, so brauchen wir hier nur die Beschreibungen der Schlachten auf den katalaunischen Feldern, auf dem Marchfelde, bei Hastings, bei Mühldorf, bei Angora, und bei Ayacucho anzuführen oder solche Schilderungen, wie die der Eroberung Roms durch Alarich, der Erstürmungen Constantinopel's und Missolunghi's, des Rückzuges der Spanier unter Cortez aus Mexiko, des Kampfes bei Thermopylä und verschiedener Scenen aus dem jüngsten griechischen Freiheitskriege, namhaft zu machen. Wünscht man aber noch Stücke von andrer Art, so verweisen wir auf die Beschreibung des Hunnenhofes zu Attila's Zeit und des Pfingstfestes bei Mainz im Jahre 1087., auf das Gemälde der Ruine Habsburg, und auf das in wenigen, aber gelungenen Zügen entworfene Bild des Landes Arabien.

Ein sorgfältiges Register über sämmtliche acht Bände erhöht die Brauchbarkeit eines Werkes, das wir zu den im besten Sinne *praktischen* Büchern zählen.

K. G. Jacob.

XLI.

Osann, über den Ort Gesonia.

Im 3ten Hefte der Jahrbücher des Vereins Rheinländischer Alterthumsfreunde Bonn 1843 handelt Hr. Professor Osann über die Stelle des Florus IV, 12, 26 (Drusus) *Bonnam et Gesoniam cum pontibus junxit classibusque firmavit*, nach welcher ein Ort Gesonia auf dem rechten Rheinufer Bonn gegenüber angenommen werden mufs. Er emendirt die Stelle: *Bononiam et Gesoriacum pontibus junxit*, indem er sie auf Boulogne sur mer bezieht, welches mit dem öfters an jener Küste erwähnten, aber der Lage nach unsicherem Gesoriacum zu einer Stadt verbunden worden sein soll. *Cum* in der Stelle des Florus ist jedenfalls unlateinisch und gehört wohl zum vorhergehenden zweifelhaften Worte. Die Correctur Hrn. Osann's streitet aber gegen den Zusammenhang in der Stelle des Florus, wo durchaus nur von Eroberung und Sicherung einer Römischen Provinz in Germanien, nicht von Gallien, die Rede ist. Empfehlenswerth von Seiten des Sinnes ist dagegen eine andere Correctur, die bei Gelegenheit des erwähnten Gesoriacum bei Florus I, 11, 5 versucht wird, wo es heifst: *Idem tunc Faesulae, quod Carrae nuper; idem nemus Aricinum, quod Hercynius saltus; Fregellae, quod Gesoriacum: Tiberis, quod Euphrates.* Da nämlich Fregellae eine Landstadt ist, die auf keine Weise mit der weit entlegenen Seestadt Gesoriacum verglichen werden kann, emendirt Hr. Osann dafür *Fregenae*, den Namen einer Etruskischen Seestadt.

C. Z.

Viro excell. et experientiss. Ern. Lud. Guil. Nebel Phil. et Med. Dr. hujusque professori primario cet. summos doctoris honores ante hos L. annos rite impetratos gratulatur Acad. Ludov. (Giessensis) d. XII m. Dec. 1843. *Subjiciuntur quaedam de Pelagonio Hippiatricorum scriptore.*

Im Jahre 1826 erschien aus einem Florentiner Codex durch Besorgung Cajet. Cionio's, die Ars veterinaria des Pelagonius, eines Autors, dessen Name schon früher aus der Griechischen Sammlung der Hippiatrica und Geoponica und aus der Thierarzneikunst des sogenannten Vegetius bekannt war. Hr. Professor Osann in Giefsen beschäftigt sich in der Gratulationsschrift, deren Titel oben angegeben ist, mit der Frage, ob die Ars des Pelagonius ursprünglich Griechisch oder Lateinisch abgefafst ist, und, da er sich für das Erstere entscheidet, in welche Zeit die Lateinische Bearbeitung und das Griechische Original falle. Dafs dies Lateinische Buch nicht erst aus der Zeit der Wiederherstellung der Litteratur in Italien stamme, ist durch die zu demselben gehörigen Fragmente in dem codex rescriptus des Klosters Bobbio, jetzt in Wien, deutlich geworden. Es mufs also vor dem sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung angefertigt sein, giebt aber der Wissenschaft geringen Gewinn wegen der unordentlichen, mehr excerpirenden als übersetzenden Art der Ausführung. Pelagonius selbst scheint zur Zeit Constantins des Grofsen gelebt zu haben; aber Herr Osann macht auf die Unterschrift des Lateinischen Codex aufmerksam, welche heifst: *Commentum artis medicinae seu veterinariae explicit* Pelagoniorum Saloninorum, wonach mehr als ein Pelagonius, vielleicht Brüder, aus Solona, oder Vorsteher einer thierärztlichen Lehranstalt in Salona, gewesen zu sein scheinen. Die technischen Schriften, deren wir so viele aus dem Griechischen und Römischen Alterthum besitzen, erfordern noch ganz besondere Nachforschungen von heutigen Fachgelehrten, wenn ersprieſsliche Resultate für die Sache und die Geschichte aus ihnen gewonnen werden sollen. Die philologische Gründlichkeit kann nur den Weg dazu anbahnen.

C. Z.

Digitized by Google

№ 84.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

XLII.

Beleuchtung der neuen Schellingschen Lehre von Seiten der Philosophie und Theologie, von Alexis Schmidt. Athenäum in Berlin, 1843. XIV. u. 342 S.

I.

Nicht der Gegenstand dieser Schrift ist es, welcher ihr eine erhöhtere Aufmerksamkeit zuwenden könnte; denn die Literatur hat sich daran in gegenwärtiger Zeit vielfach, in mancherlei Gestalten und Weisen versucht; wohl aber, um dies gleich voran zu sagen, ist es ihr Grundton, die wahre Ruhe und Gemessenheit des Prüfens, die von allem Persönlichen und Leidenschaftlichen, von jedem kleinlichen Beiwerk entfernt, ihre Aufgabe fest im Auge behält und würdig zu lösen versucht. Dieser Charakter der Untersuchung, so fremd er in der neueren Philosophie geworden zu sein, so wenig er allerdings im speciellen Falle mit gleichem Mafse zu messen scheint, so verdächtig er von vorn herein den Leidenschaftlichen und den grundsätzlich Günstigen unwillkommen sein mag, — er ist doch das einzige, nachhaltige Mittel, um den Gehalt eines neuen Versuchs zur Lösung der wichtigsten Probleme darzulegen und sich über das, *was* er ist, zu verständigen, sei es nun zur Vereinigung damit oder zur Anbahnung weiterer Wege des Fortschritts. Die gegenwärtige äufsere, in Hinsicht auf die reine Sache seltene, ja kaum beneidenswerthe Stellung der Schellingschen Philosophie, mufs freilich geeigneter sein, die Extreme der Beurtheilung hervorzurufen. Man hat angefangen, ihren Urheber auf die Gesinnung hin zu bekämpfen; aber diese Waffe mufs als durchaus schlecht erscheinen; man befindet sich auf einem gröfstentheils unzugänglichen Terrain, wo der Feind fortwährend verschwindet. Denn von den Gegnern jener Philosophie wird verkannt, dafs wenn auch mehr oder weniger bewufst die Gesinnung Einflufs hatte auf die Richtung des Erkennens, sie doch erst in diesem zu einem fafsbaren Resultat heraustritt und Theoretisches nur theoretisch überwunden werden kann, ja dafs diese Weise des Angriffs eher willkommen sein mufs, weil sie, den eigentlichen Fragepunct übersehend, in unbestimmte und leidenschaftliche Declamationen verfällt und durch unvermeidliche Blöfsen, die sie sich giebt, auch gegen das etwa Richtige Zweifel erweckt. Die befreundete Seite aber trifft nicht allein der gröfste Theil dieses Tadels gleichfalls, sondern auch ein Neues tritt hinzu, eine Art moralischen Zwangs, der für die Nicht-Annahme einer neuen Lehre die Sittlichkeit verantwortlich machen will. Wenn auch zugegeben werden mag, dafs eine durchaus verkehrte Richtung des Gesammtgeistes unempfänglich gemacht haben könne für die Wahrheit, so wäre das doch nur eine vorübergehende, zufällige Erscheinung; eine überwiegende Zahl *denkender* Geister mit diesem Vorwurf zu belasten, wäre nur die Unsittlichkeit selbst, und auf jeden Fall wäre jene Erscheinung zu ohnmächtig und haltungslos, um über die Geschicke einer Philosophie im Grofsen und Ganzen zu entscheiden. Wie sehr auch die neueste Schellingsche Lehre auf ein Unantastbares, Unbegreifliches hinweist und dabei einen gewissen sittlichen Entschlufs des Menschen ins Feld ruft, so lehnt sie doch entschieden ab, eine die Gewissen schreckende Dogmatik sein zu wollen und stellt sich im Wesentlichen als *Philosophie* dar; damit kann sie aber auf keinem andern Boden stehen, als dem, welchen die philosophischen Geister aller Zeiten behaupteten; sie mufs für ihre Form, wie für ihren Inhalt demselben, einzig als gültig anerkannten Mafsstab unterliegen, d. h. zunächst und vor Allem dem vernünftigen Denken; sie mufs zu Recht bestehen vor dem Gesammtbewufstsein der Zeit, so weit es sich wenigstens ankündigt als künftiges Moment der Geschichte; was hier *nicht* Stand

Digitized by Google

hielte, würde durch keine menschliche Macht in den Gemüthern Dauer gewinnen. Und diese Ueberzeugung ist es unstreitig, die den Verf. auf den bezeichneten Weg geführt hat, wodurch seine Schrift sich vor vielen anderen unterscheidet, ihr Verdienstliches und Bedeutendes enthält. Er hat ein klares Bewufstsein über das gedoppelte mifsliche Verhältnifs der bisherigen Kritik, indem er gleich zu Anfang beklagt, wie die Polemik gegen Schelling die Erwartungen einer allseitigen und befriedigenden Lösung der eigentlichen Aufgabe der Wissenschaft getäuscht habe; auch gegen und für ihn habe sich das einseitige Parthei-Interesse geltend gemacht, welches gar wohl die eignen Wünsche mit lauter Stimme vertritt, alle diejenigen aber überschreit, denen es um die Sache der Theologie und Philosophie, um die Befriedigung der Bedürfnisse der Menschheit zu thun ist. Aber auch ferner S. 321: Schelling hat mehrmals einen starken Glauben, er hat von denen, die mit ihm philosophiren wollen, eine Erweiterung der engen Begriffe verlangt; ja am Ende macht er uns gar einen moralischen Vorwurf daraus, dafs wir seine Philosophie nicht annehmen wollen; aber ein Vorwurf würde uns daraus entstehen, wenn wir sie aus äufseren Rücksichten als das anerkennen wollten, was sie nach unserer Einsicht nicht ist (was übrigens gar Manche thun möchten), denn hier mischt sich das Praktische mit ein.

Wie schon in diesen Stellen angedeutet ist, werden wir es mit einem eigenthümlichen Standpuncte des Verf.'s zu thun haben, von welchem aus er die kritischen Lichter versendet; bei dem engen Zusammenhange, den er zwischen dem früheren und jetzigen Schellingschen System sieht und den auch Schelling anerkannt wissen will, betrachtet er sowohl die gesammte Philosophie des Letzteren, als auch diejenigen, die seiner Meinung zufolge, dem Princip nach auf demselben Boden stehen, was er jedoch in Bezug auf Hegel mehr vermuthen, als hervortreten läfst. Da nun allerdings dieser Standpunct die inhaltliche Seele des Urtheils bilden wird und mit einer rühmenden Anerkennung der Form keineswegs auch die des Inhalts verbunden zu sein braucht, so ist es vor Allem nöthig, *die wesentliche Ansicht des Verf.'s* zu erforschen, ob sie den beurtheilten Systemen überall gerecht werden könne; es wird das nächste Geschäft dieser Relation sein; es mufs sich daran der Bericht über die Kritik *der Naturphilosophie überhaupt* knüpfen, wobei der Verf. Gelegenheit gewonnen hat, einen Theil von *Trendelenburgs „logischen Untersuchungen"* zu besprechen, der sich mit bestimmter Polemik gegen Hegel wendet; den Schlufs wird der Natur der Sache nach *die Schellingsche Philosophie der Offenbarung* machen.

Was das System des Verf.'s betrifft, so liegt es allerdings nur fragmentarisch und an einzelnen Stellen des Buchs vor, er selbst verweist für eine vollständige Darlegung desselben auf die Zukunft; doch hat er Merkzeichen genug geben müssen, um an ihnen die Pfeiler seiner Ansicht erkennen zu können. Diese ruhen wieder auf dem gemeinsamen Grunde des Freiheitsbegriffs; in der allseitigen Hervorhebung und Durchbildung desselben sieht der Verf. (VII) die Bedingung, um die Aufgabe der Philosophie in ihrem ganzen Umfang zu begreifen und einer wahrhaften Lösung zuzuführen. Was daher die allgemeine Form dieser Philosophie betrifft, so ist es nöthig, die analytische Weise zu verlassen (V), die, indem sie das zu Vermittelnde gradezu als ein Entgegengesetztes behauptet und diesem als ersten Grundsatz eine Einheit voraussetzt, vom ersten Begriff gar nicht weggeht, sondern bei aller methodischen Bewegung überall nur dasselbe Identische nachweist; es bedarf vielmehr (278) zur Vermittlung des Endlichen und Unendlichen, des Mannichfachen und des Selbst einer wirklichen Synthese, eines wahrhaft Dritten; die wahre philosophische Methode wird den Begriff nicht als Complex zweier einseitigen Momente, sondern als das bestimmen, welches die *drei* Momente der Thesis, Antithesis und Synthesis setzt, sich selbst als Zweck aussprechend; das Ganze, das Wesen des an und für sich seienden *Begriffs* beruht auf der Consequenz, der Weise der Beziehung. Zunächst also (VI) mufs zur Erkenntnifs Gottes ein Princip der Specification gefunden werden, es darf (11), wenn auch das Denken, wie bei Hegel das der Freiheit und Nothwendigkeit, sich durch irgend eine inwohnende Kraft zu Unterschieden erschliefst, die die Sache selbst angehen, das Subject nicht fehlen, da dieses nicht immer nur ein Werdendes sein kann, und Gott dabei genau genommen nur die abschliefsende, formale Vernunft-Einheit bleibt. Aber auch die Erkenntnifs des Menschen mufs ohne jenes Princip eine mangelhafte bleiben, die Aufgabe der Philosophie mufs in Ueber-

Digitized by Google

einstimmung mit der Würde und Bestimmung der menschlichen Natur gelöst werden. Und so stellt der Verf. das jetzige Problem ganz allgemein hin als das der Transcendenz und Immanenz oder — der Nothwendigkeit und Freiheit; es kehrt in allen Theilen der Philosophie wieder, in der Frage nach der Religion, ob sie als göttliche oder menschliche That zu betrachten, nach der Simultaneität von Freiheit und Tugend, nach dem Zusammenhang von Leib und Seele, wobei der Verf. noch etwas sehr weitläuftig das Bild von einer Priorität des Eis oder der Henne ausführt (4—10). „Die nächste Lösung dieser Probleme mufs ein Princip geben, welches die Zweifel auf allen Gebieten vollständig aufhebt, der Sieg der Metaphysik würde vollendet sein, wenn sie specifisch verschiedene Substanzen, *wirkliche* Unterschiede in der Einheit eines absoluten Princips, das dann als Zweckursache gedacht werden müfste, versöhnen, wenn sie den specifischen Kreisen ihr Gesetz und eigentliches Princip nachweisen könnte; im Wesen der Substanz selbst mufs daher a priori die Nothwendigkeit aufgezeigt werden, als eine Mehrheit von specifischen Substanzen zu existiren, etwas, das die Erfahrung nicht vermag (28)"; einem nur immanent fortschreitenden, das Erste dem Folgenden unterordnenden und zuletzt Alles an Einem Princip aufhängenden Spinozismus setzt der Verf. die Forderung entgegen, ein Beigeordnetes anzuerkennen (243). Bei näherer Betrachtung des Princips nach seiner geschichtlich-sittlichen Seite verwirft er jede Methode von Thesis, Antithesis und Synthesis, als unfähig, dem Reiche der Freiheit Gesetze vorzuschreiben; die Geschichte ist ihm kein nothwendiger Proceſs, der irgend ein An-sich zur Entfaltung bringen müfste; nur das Denken entwickelt sich von der Möglichkeit zur Wirklichkeit, die Freiheit, als das specifische Wesen des Menschen, entwickelt sich nicht aus theoretischen Anlagen, ist vielmehr mit Einem Schlage und ganz da, folgt nicht aus Bedingungen, und da sie den Menschen *wirkt*, kann sie auch nicht zuerst der Potenz nach sein, indem dann auch jener nur erst der Potenz nach da sein müfste. Diese Freiheit ist gleich thätig im bejahenden, wie verneinenden Urtheil des Willens, der also nicht erst vom Pfade des Gesetzes abzuweichen braucht, um seine Freiheit zu erfahren (50—51); seine Entschliefsung wirkt aber — schöpferisch eine neue, von sich ausgehende Reihe, denn er ist (334) überall der terminus medius, wodurch das Allgemeine mit dem Besondern zu einer realen Totalität verbunden wird; nur durch die Freiheit wird alles Menschliche vollbracht, sie ist das Princip der Geschichte und überhaupt — Gesetz und Zweck der Welt.

Reden wir nun von dem Princip selbst, so wird man dem Verf. unstreitig beizupflichten haben, ohne gleichwohl, wie er allzu zuversichtlich verkündet, es als ein Neues anerkennen, und mit der Entwickelung, die er ihm gegeben, so wie mit seinen begleitenden Aussprüchen einverstanden sein zu müssen. Hier käme er auffallend zu spät. Zunächst wollen sich die wichtigsten Bedenken erheben, wenn der Verf. dieses Princip auch in der gesammten neueren Philosophie vermifst, durch welche recht eigentlich der rothe Faden der Freiheit sich schon seit dem 18. Jahrhundert deutlich hindurchzieht, wenn er, statt dasselbe im Gegensatz gegen manche andere philosophische Systeme darzustellen, das Schellingsche nur deswegen vorgezogen hat, weil sich an ihm die Mängel des bisherigen Verfahrens am deutlichsten aufzeigen lassen und weil es in seinem zweiten Auftren sich ein um so verführerisches Aeufsere giebt, je mehr es die wesentlichen Interessen der Menschheit in Schutz zu nehmen verspricht. Der Verf. bekennt, dafs er an der Schellingschen wie Hegelschen Philosophie gleich wenig Interesse nehme, er verlangt auch bei der letzteren, dafs man an dem Grunde zweifelhaft werde, auf welchem man festzustehen glaube; er bezeichnet sie gleichfalls als Naturphilosophie, wenn er sagt: „wer die Schellingsche positive Philosophie wegen jenes Charakters nicht für ausreichend erachtet, die höchsten Probleme zu lösen, der sage das Gleiche aber auch von der Hegelschen (V)"; auch sie mufs zu denen gehören, welche die Principien, die sie für das natürliche Dasein aufstellten, auch auf die Freiheit angewandt und sich dadurch in einen allseitigen Widerspruch mit dem Leben und den höchsten Interessen der Menschheit verwickelt haben. Ethik und Religionsphilosophie dagegen sind nach dem Verf. die eigentlichen Gegenstände einer Philosophie und geben die Mafstäbe, nach denen eine jede zu messen ist, weil sich jede mit ihnen mufs vermitteln lassen; den unveräufserlichen Schatz der Menschheit hat die *Theologie* zu hüten; denn da die Religion das alleinige Le-

Digitized by Google

bensprincip der Menschen ist, alle Gestalten des geistigen Lebens beseelt, so mufs die Theologie auch die Früchte der Philosophie sammeln, den Geist einer jeden prüfen, ob sie etwa der Religion Eintrag thue. Und ferner: Grade die Religion ist das von dem Princip der Freiheit durchdrungene Bewufstsein der Menschheit (XIII.); daher ist sie es auch, die in Verbindung mit dem sittlichen Leben in jedem Acte des Thuns und der Reflexion untrüglich die Schwierigkeiten löst, wie im Menschen zwei Welten sich begegnen; das Christenthum ist die vollendete Religion, weil in Christi freier Entschliefsung das unbedingte Gesetz und das bedingte Material verknüpft gewesen; es bleibt die unantastbare Voraussetzung für jede Lösung der Aufgabe der Philosophie (2). — Hiernach scheint es nun, als ob es dem Verf. nicht blofs um die Bekämpfung einer bestimmten, auch der Hegelschen, sondern jeder Philosophie zu thun sein müsse, als ob wenigstens jede Philosophie in der Theologie aufgehen solle; man wird darin noch bestärkt, wenn er (321) jedes Beweisen der Religion für überflüssig, ja verderblich erklärt, weil es dem Menschen das nehmen würde, worauf sie beruht, das Bewufstsein der Freiheit, und weil sie von ihm eben nur fordert, dafs er glaube, d. h. sich in seinem wahren Wesen ergreife. Wenn auch von *verschiedenen* Interessen der Religion und Philosophie gesprochen wird, die nie zusammenfallen können, so scheint das der Philosophie doch nicht eben bedeutend, da die Religion auf Allgemeingültigkeit Anspruch mache und den Menschen als sittliches Subject angehe; was der Verfasser der ersteren als ein Eigenthümliches zuweist, nemlich als Wissenschaft zu beweisen, sich nicht auf das unmittelbare Bewufstsein zu berufen, das Princip einer bestimmten Religion anzugeben, um von da aus die Totalität ihres Inhalts zu entwickeln, würde sie im Grunde doch nur auf eine formelle Function beschränken. Denn was für Gewicht kann das Beweisen haben, wenn der wesentliche Inhalt eine unantastbare Voraussetzung, im Bewufstsein schon vorhanden sein soll, wenn die Grenze des Beweisens schon vorgezeichnet ist? woher soll das Interesse für eine neue und schwierige Wissenschaft kommen, wenn die Religion die Hauptprobleme untrüglich löst? Wie wenn solche wiedererweckte Scholastik einmal sich zu der Behauptung ermannte, etwas Anderes zu beweisen, als von der, den unveräufserlichen Schatz der Menschheit hütenden Theologie approbirt wäre? So durchdrungen wir auch von der Tiefe und Hoheit der Religion sind und so bedeutungsvoll uns auch in der Philosophie das Element des Glaubens, der innigen, gesunden Unmittelbarkeit ist, so sehr müssen wir Anstand nehmen, dies Element zum absoluten Ausgangspunct und seinen Inhalt zum Inhalt schlechthin zu machen; es kann nur als das tiefe Bewufstsein der Gemeinschaft des Menschen mit dem Göttlichen und des ihm eingepflanzten Keims ewiger Wahrheit das Denken ununterbrochen begleiten und dessen Procefs mit seiner beruhigenden Weihe besiegeln. Zu einer ausführlichen Erörterung des grofsen Themas über das Verhältnifs von Philosophie und Religion ist hier nicht der Ort, aber die Bemerkung möge noch erlaubt sein, dafs der Philosophie das Recht zuerkannt werden mufs, von vorn herein auch über diesem Gebiete der Religion zu stehen und wesentlich, auch dem Inhalt nach von der Religion und Theologie verschieden sein zu *können*, indem sie, absehend von dem Gegebenen und Geltenden, vor Allem die Resultate der eignen Kraft des freien Denkens entnehmen mufs; man mufs dies oder unbedingt gar keine Philosophie wollen. Ueberdies hat sie es noch mit ganz anderen Aufgaben zu thun, als der Verf. in Ethik und Religionsphilosophie ihr zuweisen will und schwerlich möchte auf diesem Wege eine gewünschte Regeneration zu erreichen sein. Allerdings kommt Alles darauf an, dafs man sich über den Ausdruck Religion verständige, womit bald im engeren Sinne eine bestimmte Dogmatik, bald eine totale vom Absoluten erfüllte Geistesstimmung bezeichnet wird, die, wir hoffen es, gar wohl mitten in der Philosophie ihren Platz findet, ein Unterschied, dessen absichtliche oder unabsichtliche Verkennung ewige Mifsverständnisse veranlafst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 85.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

Beleuchtung der neuen Schellingschen Lehre von Seiten der Philosophie und Theologie, von Alexis Schmidt.

(Fortsetzung.)

Der Verfasser spricht sich hierüber wieder nur undeutlich aus, was keinenfalls erlaubt war; ist ihm Religion dasselbe, was sein Princip der Freiheit, so dafs sich der Mensch darin zu seiner wesentlichen Wahrheit über seine Endlichkeit und Unmittelbarkeit erhebt, so ist der Gegensatz nicht scharf genug, um so grofses Gewicht darauf zu legen; nimmt er aber den ersteren Sinn auf, dann bemerkt er nicht, wie die Philosophie, die wie gesagt ganz andere Forderungen an den Menschen stellt, vieles Wesentliche der Religion, wonach sie immer zu viel Anthropomorphisches enthalten wird, aufzuheben hat, nicht um es zu zerstören, vielmehr zu vergeistigen; sie erzeugt und mufs jene Religion im weiteren Sinne erzeugen, die in der Hingabe des ganzen Gemüths und Herzens an das frei erkannte Göttliche besteht.

Doch wir wollen gern zugeben, dafs des Verf.'s Ansicht hierüber aus seinen Andeutungen noch nicht deutlich zu erkennen ist und erst in bestimmterer Ausführung vorliegen müfste, die ihm vielleicht der nächste und wichtigste Gegenstand seiner Mufse hätte sein sollen; wir wollen uns nicht an seine mancherlei Unklarheiten und an die Widersprüche halten, in die er namentlich bei seiner eifrigen Beschäftigung mit der Philosophie und tüchtigen Kenntnifs ihrer Geschichte, mit sich selbst zu treten scheint; wir wollen im Gegentheil bei ihm weit mehr reine Philosophie voraussetzen, als er sich selbst gesteht, und indem wir ihm mitten in sein Interesse für dieselbe folgen, haben wir zu untersuchen, inwiefern seine Klage, in ihren Systemen sein Princip ganz allgemein vernachlässigt zu sehen, begründet ist.

Auch die Hegelsche Philosophie also trifft der Vorwurf, nur analytisch zu sein, von dem ersten Identischen nicht wegzukommen, keine wirkliche Synthese zu bilden, auch in ihr fehlt ein Princip der Specification. Aber Hegel hat es mehr als ein Mal und ausführlich entwickelt, dafs die Methode, indem das Eine und Selbe sich fortwährend erfüllt und bereichert, eben sowohl analytisch, als synthetisch sei. Heben wir aus dieser Totalität der Bewegung zur gröfseren Deutlichkeit nur ein Theilganzes heraus, etwa den Begriff des Lebens; der Verf. wird nicht anstehen, diesen Begriff an die Spitze alles organischen Daseins zu stellen, wobei es ihm frei steht, die innere Entwickelung der Erdkugel und der Himmelskörper davon auszuschliefsen; auf jeden Fall leuchtet ein, dafs das Leben in gar verschiedener Weise in der Pflanzen- wie in der Thierwelt zur Lösung gelangt, ja innerhalb eines jeden dieser Hauptkreise wieder ganz specifische Stufen darstellt; aber auch zum Weben und Walten des Geistes schreitet es fort und bildet den Gesammtbegriff für dessen unendliche Manifestationen. Dennoch geht aller dieser Mannichfaltigkeit Ein Grund, ein Allgemeinstes voraus, das sich doch zum *Wort* zusammenfassen lassen und festgehalten werden mufs, und nur so ist es möglich, durch Hinwegsehen von allen jenen Besonderheiten den reinen Gedanken des Lebens zu denken. Hiernach scheint alles nur analytisch zu sein, und doch ist überall Synthese; es scheint gar nicht vom ersten Begriff fortgegangen zu werden und doch welche Kluft zwischem seinem Anfang und seinem Ende! Noch bedeutender aber mufs diese zwischen dem Sein, als der von Hegel zum Anfang genommenen Identität, und dem höchsten Begriffe stattfinden, zu welchem diese leitet, dem Begriff Gottes; auch das Sein ist eine Bestimmung des Absoluten, grade wie die Flechte eine bestimmte Aeufserung des pflanzlichen *Lebens* ist, aber nur seine Vertiefung in sich ergiebt das wahrhafte Ab-

Digitized by Google

solute. Damit wäre denn auch wohl der Forderung des Verf.'s Genüge geleistet, dafs der Begriff als an und für sich seiendes Ganze über den drei Momenten der Thesis, Antithesis und Synthesis stehe und die Weise der Beziehung gebe; denn wenn unstreitig im Sein oder im beginnenden Leben der Begriff erst die ganz unentwickelte Identität ist, was ist darin anders die forttreibende Seele der Bewegung, als der Begriff selbst, der jede Synthese setzt, ohne sich bei irgend einer, aufser der höchsten selbst zu beruhigen? Dies kann um so mehr gesagt werden, als bei dem zuletzt gewonnenen Begriff Gottes insofern eine gar gewaltige Umkehr eintritt, als der bisherige, sogenannte analytische Weg nur der der menschlichen Wissenschaft, nicht der eines werdenden Absoluten selbst war; der absolute Geist ist einmal der wirkliche, volle Schlufs, aber eben so auch die Quelle und das Princip alles Früheren, als seiner Offenbarung, das ewig und nothwendig und allein im höchsten Sinn Seiende. Hegel hat so oft und so bestimmt die Nothwendigkeit gefordert, das Spätere durchaus als das Frühere zu betrachten, dafs eine Nichtbeachtung dieser Vorschrift nur auf Unkenntnifs oder üblem Willen beruhen kann und wir sie auch dem Verf. nicht gern zutrauen; diese Seite in Hegel steht *fest*, und wenn auch in seiner näheren Bestimmung des absoluten Geistes Schwankungen und Ungewifsheiten statt finden mögen, so mufs es uns unverwehrt sein, diejenige uns anzueignen, nach welcher derselbe wahrhafte Subjectivität ist. Indem hiemit erledigt sein mufs, was der Verf. von einem nur werdenden Gott Hegels sagt, so hätten wir denn einen Begriff, von welchem die Philosophie nicht lassen will, und eine Identität, deren Weben überall gesucht und erschaut würde. Was ist nun des Verf.'s Sinn und Meinung? ist ihm dies Princip zu hoch oder zu niedrig? will er es nicht als das Alles Setzende und Tragende und auch von der Wissenschaft schon in dem ersten objectiven Gedanken des Seins zu Erkennende gelten lassen? oder kennt er ganze und umfassende Sphären, die sich aufser Gott bewegten und ein absolut selbständiges Dasein behaupteten? Da er mit so redlichem Eifer das Panier der Theologie erhebt, so wäre er doch daran zu erinnern, dafs nach ihr eben Gott Alles *in* Allem sein wird (1. Cor. 15, 28.).

Aber der Verf. fragt nach einem Princip der Specification; wir haben es schon oben angedeutet; es kann nichts Anderes sein, als das Gesetz der Bewegung und Entwickelung, ohne welches weder im Himmel noch auf Erden etwas begriffen und keine Philosophie gedacht werden kann; in ihm liegt unumgänglich, dafs etwas werde, was im Ersten noch *nicht* war: also in seiner Anwendung auf den Begriff Gottes, dafs dieser etwas setze, was nicht er selbst, worin er aber ist, auf den der Natur, dafs sie die Materie in Zeit und Raum zu immer gröfserer Vollendung gestalte, auf den des Geistes, dafs er sich zeige und neue Thatenreihen vollbringe. Will der Verf. aber in seine Frage auch eingeschlossen haben, *warum* dies oder jenes Specifische da sei, warum überhaupt die Natur, die Menschheit und innerhalb derselben wieder diese Racen u. s. w., so möchte solches, wie manches andere von ihm vorgebrachte Warum wohl nimmer beantwortet werden; es würde, was er doch mit Recht an geeigneten Orten perhorrescirt, auf das Lüften einer geheimsten inneren Geschichte Gottes hinausgehen, um darin etwanige Reflexionen zu erforschen. Jenes Specifische ist eben ein einfach Factisches, das Geschäft der Philosophie ist, es als ein Gegebenes nach seinem Wesen zu erkennen, und es würde jene Neugier der eignen Erklärung des Verf.'s widersprechen, dafs die Philosophie von der Welt nur zu beantworten habe, welches ihr *Zweck* und welches das Princip des Daseienden sei (281). Nun das höchste Princip ist, wie bemerkt, Gott und sein ewiges Wollen der unendlich reichen Fülle, die Principien des Besondern aber bilden gleichsam eben so viele Knotenpuncte dieses Wollens. Und hienach wird denn auch eben so a priori, wie auf Grund der Erfahrung sich erkennen lassen, wie nach der Forderung des Verf.'s das Wesen der Substanz eine Mehrheit specifischer Substanzen enthält, die eben deswegen *wirkliche* Unterschiede sind, mit eignem Leben und Gesetz, und kaum wäre es nöthig, noch die Freiheit in bestimmtere Erwägung zu ziehn, wäre das Princip des Verf.'s unter dieser Bezeichnung nicht allerdings noch von concreterer Bedeutung in der Geschichte und kehrte auch bei ihm der Vorwurf, dafs es bei Hegel vermifst werde, nicht allzu häufig wieder. — Darin hat er nun unstreitig Recht, dafs, wiederum nach dem Sinn mehrer zerstreuten Stellen, nichts in einem Gewordenen enthalten sein kann, wenn nicht das beseelende Princip dieses Inhalts voranging: der Geist des Menschen ist nicht frei, wenn nicht seine Urquelle,

Digitized by Google

Gott es ist; aber grade wegen dieses wichtigen Gesetzes ist von Hegel sogleich beim Beginn seiner Laufbahn ausgesprochen worden, dafs das Absolute als Subject bestimmt werden müsse und es steht dies bei ihm noch eben so fest an deren Ende. Die Subjectivität aber enthält, wenn irgend etwas, den Begriff der Freiheit, ja sie ist die Freiheit selbst, und so der Freiheit bedürftig, Freiheit spendend; es ist also der eigentliche Kern und Mittelpunct der Hegelschen Philosophie die *Freiheit*, sobald nur der absolute Geist in seiner Wahrheit begriffen und in seiner rechten Stellung erfafst wird; ist in seinem eignen Begriff die Bewegung von Thesis, Antithesis und Synthesis das höchste Gesetz, so kann nichts hindern, nach demselben Gesetz alle weitere Entwickelung zu verfolgen und zu einem *freien* Menschengeiste fortzuschreiten, da die Synthesis auf descendirendem Wege immer das verwandtere Abbild der höchsten, ascendirend aber und für die Wissenschaft eine immer vertieftere ist. Ferner aber weifs Hegel von der ersten Zeile bis zur letzten keinen höheren Zweck der Philosophie, als dafs das Subject im Erkennen, wie im Wollen und Handeln — sich selbst *befreie*.

Freilich sind damit noch nicht alle Schwierigkeiten der Frage gelöst, denn in der Geschichte handelt es sich um das Verhältnifs von Freiheit zu Freiheit. Aber der Verf. will ihr auf diesem Gebiete ein Recht und eine Ausdehnung vindiciren, wie weder mit einer gesunden Philosophie, noch viel weniger mit einer frommen Theologie zu vereinigen ist. Wir geben ihm unweigerlich zu, dafs der Mensch mit diesem Begriff der Freiheit steht und fällt, dafs die Gewifsheit derselben ihre Sanction nur im unmittelbaren Bewufstsein des Menschen haben könne, indem Jedem zuzumuthen ist, diese Selbsterkenntnifs an sich zu vollziehen und sich als frei darstellen zu wollen; Niemanden kann der Beweis, dafs er frei sei, aufgezwungen werden; aber es ist durchaus nicht einzusehen, wie damit das Weitere verbunden sein soll, dafs wohl das Denken, nicht aber die Freiheit zuerst der Potenz nach, diese vielmehr mit Einem Schlage und ganz da sei; im Gegentheil — was *da ist*, in jeder als Mensch anzusprechenden Gestalt, ist nur Potenz. Der Vf. verkennt hier wieder den tiefen und doch einfachen Begriff des An-sich und des Gesetzes der Entwickelung, ja er tritt in Widerspruch mit seinem eignen Princip der Specification, da sowohl die Epochen des Individuums wie der geschichtlichen Völker sich danach unterscheiden, wie *weit* sie diese Freiheit aus ihrer Potenz herausgearbeitet und in sich das Wesen der Menschheit ergriffen haben. „Die Freiheit ist gleich thätig im bejahenden, wie im verneinenden Urtheil des Willens"; die edelste That der Selbstaufopferung und die berechnetste Kaltblütigkeit des Mörders erfordern vielleicht dieselbe formelle Kraft des Willens, nur der freie Mensch *kann* morden, aber wozu diese Abstraction? wo bleibt der Inhalt, dessen Weglassen den Neuseeländer und den philosophirenden Deutschen in dieselbe Rangordnung stellen würde? nur unter dieser Bedingung könnte auch, wie der Vf. behauptet, die Bedeutsamkeit eines durch inneren Bruch, durch moralische Negation zum Eigenthum gemachten Besitzes der Freiheit als gleichgültig erscheinen. Wenn ferner der Vf. der Freiheit allen Zusammenhang mit theoretischen Anlagen abspricht, scheint er die Thatsache im Auge gehabt zu haben, dafs eine scharfe und umfassende Ausbildung der Erkenntnifs nicht immer die gleiche Vollendung des Willens und der sittlichen Freiheit in ihrem Gefolge habe; demungeachtet ist es ein alter Satz, dafs höchste, unerschütterte Sittlichkeit nur errungen werde durch höchste Befreiung des ganzen Geistes; die Bemühung der edelsten Nationen, die Moralität des Volks durch rastlose Pflege und Verbreitung der Intelligenz auf eine dauernde Grundlage zu bauen, in der Ueberzeugung, dafs auch jene eine Aeufserung der Freiheit sei, diese Bemühung mufs dem Vf. als vergeblich und chimärisch erscheinen. Seine Ansicht erhält aber dadurch noch eine besondere Wichtigkeit, dafs an sie eine neue, auch sonst oft gehörte Polemik gegen Hegel geknüpft wird; ginge, sagt er (50), aus der theoretischen Thätigkeit des Menschen die praktische als Folge hervor, wie bei Hegel der Geist in seinem letzten Moment, dem Denken, die Freiheit des Bei-sich-seins und damit die Macht erlangt, sich aus sich selbst zu bestimmen, so könnte streng genommen gar nicht gehandelt werden, da die theoretische Thätigkeit den Reichthum der Objecte nie umspannen kann; ja diese Ansicht würde die Freiheit vollkommen aufheben, da in derselben keine Willkür, sondern sie mit ihrem Object nothwendig Eins wäre". Aber hier, wie überhaupt im Concreten, erscheint die Methode recht eigentlich in ihrem Wesen, dem Begriff nach und für die Wissenschaft zu entwickeln, um nach vollständiger Erschöpfung einer

Digitized by Google

Stufe den Punct aufzuzeigen, wo sie über sich hinaus geht; auch keine, irgend andere wissenschaftliche Form kann, wie der Vf. wohl einräumen wird, die ungeheure Aufgabe lösen wollen, die verschiedenen Momente mit beständigem Vor- und Rückblick, in ihrer unendlichen zeitlichen Coexistenz und Wechselwirkung darzustellen; dies könnte nur ein chaotisches Gewirre ergeben. Wir dürfen Hegel zutrauen, dafs er dieses In- und Durcheinander aller Momente *auch* gewufst und das Universum als die Totalität, worin Alles zumal ist, wohl erkannt habe, dafs ihm, z. B. in der Geisteslehre, der ganze anthropologische Mensch mit seinen natürlichen Bestimmtheiten der Race, des Temperaments, der Individualität überhaupt, beim Gelangen zum Bewufstsein und sofort in den höheren Stufen nicht verschwunden sei; es müfste sonst auch vom Menschen als solchen gar nicht eher die Rede sein können, als bis die Verwesung seines Leibes constatirt wäre. Es ist dies entschiedene Unkenntnifs und ganz befangene Vorstellung. Will aber der Vf. darin wenigstens die Methode angreifen, dafs sie überhaupt Uebergänge aus einer Sphäre in die andere zu bilden suche, so würde das ein weitläuftiges Capitel sein, worin der Kritik viel Freiheit zu geben wäre; aber das ist doch bei jenem Uebergange vom Denken zum Willen unbestreitbar, dafs die *Begriffe* beider nach Form wie nach Inhalt einander zunächst stehen, dafs der *Begriff* des Willens, oder die gereinigte, ihrer selbst sichere Entschliefsung zur That die höchste theoretische Thätigkeit voraussetzt; darum heifst es an jener Stelle der Enc. (§ 469.): die *wahre* Freiheit ist als Sittlichkeit dies, dafs der Wille nicht subjectiven, eigensüchtigen, sondern allgemeinen Inhalt zu seinem Zwecke hat, der nur im Denken und durchs Denken ist. Um aber anzudeuten, dafs damit nur die Bewährung beider Begriffe gegeben ist, der *neue* aber fortan erst derselben Entwickelung bedarf, wie der vorangehende, ist sofort von der Endlichkeit, dem Formalismus des Willens, vom an sich seienden Willen gesprochen, dessen Bestimmung es sei, sich mit seinem Begriff zu erfüllen, die Freiheit zu seinem Zweck und Dasein zu machen, überhaupt sich zum objectiven Geist, zum denkenden Willen zu erheben. Dafs der Geist das Bei-sich-sein und Sich-selbst-bestimmen unbedingt erst nach dem Denken erlange, davon steht bei Hegel nichts; es ist nur gesagt, Jenes sei der bestimmte Begriff des Willens.

Alle diese Mifsverständnisse folgen daraus, dafs die Freiheit bei dem Vf. etwas Fertiges und und in ihren besonderen Bethätigungen Atomistisches ist; die Consequenz macht sich daher auch in seiner Ansicht von der Geschichte bemerklich; er bestreitet, dafs sie Nothwendigkeit enthalte, und der Sinn, den er mit dieser Kategorie verbindet, wird durch den Zusatz nicht deutlicher, dafs die Geschichte kein An-sich zur Entfaltung bringe; denn jener Begriff findet seine Anwendung sowohl in dem gemessenen, stätigen Leben der Natur wie in dem beweglichen des Geistes; aber wie verschieden ist sein Inhalt in diesen beiden Sphären, wenn man nicht wieder durch Uebersehen der gröfseren Tiefe unfruchtbares Wortgefecht erzeugt! Wahre Nothwendigkeit enthält in sich das Moment der Freiheit nnd umgekehrt will die Freiheit selbst das Nothwendige und hilft es darstellen. Will der Verf. hier erwiedern, dafs er von diesem vielgewanderten Satz die Philosophie eben zu befreien gedenke, so wäre zu fragen, wie denn von einem höheren Gesetz in der Geschichte, von einer harmonischen Durchdringung ihrer Gestalten zu reden und *wie* dies Alles zur Einheit führende Princip zu bezeichnen sei; entweder ist die Geschichte nur ein Gewebe von selbständigen, unvermittelten Einzelheiten, ein Aggregat von zufälligen, unmefsbaren Erscheinungen, — worauf die Sätze des Verf.'s von einem Beigeordneten deuten und dafs die freie Entschliefsung des Willens schöpferisch eine neue, von *sich* ausgehende Reihe bilde —, oder es waltet in der Geschichte Ein mächtiges, zum gewufsten Ziel leitendes Agens; so viel Beigeordnetes wir auch in diesem unendlichen Durcheinanderringen anerkennen mögen und so viel fördernder oder hindernder Spielraum auch der Freiheit oder vielmehr Willkür des strebenden Menschen beizumessen ist, so können wir Jenes doch nur für ein Untergeordnetes, d. h. Mitwirkendes erkennen, und für die letztere mufs doch irgendwo die Stelle gefunden werden, wo sie mit der weltbeherrschenden Ordnung zusammenhängt und als ein gewolltes Moment in dem gesammten Gliedbau dasteht, zu dessen Dienst sie sich selbst bekennt; dies und nichts Anderes ist das Gesetz der Nothwendigkeit, angeschaut im Geiste Gottes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 86.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

Beleuchtung der neuen Schellingschen Lehre von Seiten der Philosophie und Theologie, von Alexis Schmidt.

(Fortsetzung.)

Abermals wäre der Verf. zu fragen, ob er glaube, dafs irgend eine Idee in der Geschichte gewaltet und sich vollzogen habe, die nicht dem göttlichen Geist gegenwärtig, vielmehr ihm selbst ein Unerwartetes gewesen; nur sehr schwierig würde dies mit des Verf.'s eigner Forderung in Uebereinstimmung zu bringen sein, das höchste Princip als Subject und Zweckursache zu bestimmen und seiner eifrigen Hervorhebung der Religion widerspricht es gradezu, falls mit ihrem Inhalt wirklich Ernst gemacht wird. Ist aber ein *Zweck* zu erfüllen und ist der Mensch ein wesentlich Mitwirkendes zu diesem Zweck, so ist auch von dieser Seite ein An-sich, ein Potentielles, ein noch nicht Erschienenes vorhanden.

Untersuchen wir jetzt, wie der Verf. seine eben dargelegten Principien in *seiner Kritik der früheren Schellingschen Philosophie* anwendet, so werden wir im Voraus meinen dürfen, er werde dabei den rechten Gesichtspunct nicht immer getroffen, aber doch die Schellingsche Lehre jedenfalls in ihrem Kerne empfindlich berührt haben. Hieher gehört sogleich bei Erwähnung ihrer allgemeinsten Sätze, wie die Zeitschrift für speculative Physik sie enthält, der Vorwurf der Behauptung und der gewaltigen Hineinnöthigung ursprünglicher Gegensätze in eine absolute Identität; die sofort — absolute Vernunft, als totale Indifferenz des Subjectiven und Objectiven ist (14 u. f.) kein Resultat einer vorangegangenen Vermittlung, sondern mit Einem Schlage das Ganze, An-sich, Form, Sein, Existenz in Einem; und obgleich der Gegensatz des Subjects und Objects von vorn herein nur ein Product der Reflexion ist und, an sich vorhanden, das Wesen der Vernunft nicht afficirt, obgleich die absolute Identität unabhängig von dem a als Subject und dem a als Prädicat ist, so dafs auch ihr Selbsterkennen, wodurch sie sich in diesem Gegensatze setzt, nur eine Form ihres Seins ausmacht, so ist gleichwohl ein Hervortreten desselben aus der Nacht der Identität von vorn herein ein unvermeidliches; dann aber fehlt das bewegende, theilende Princip". Wir können hierauf erwiedern, dafs zunächst dieses Princip doch in gewisser Weise in dem *Selbsterkennen* ausgesprochen und auch enthalten sei, welches nach der eignen Angabe des Verf.'s von dem Wesen der absoluten Identität unzertrennlich ist; wir können nicht minder hervorheben, dafs auch der unmittelbaren Anschauung eines Princips ein nicht zu bestreitendes Recht gebühre, indem es verstattet sein mufs, das, was jedenfalls aller bestimmten Entwickelung *voran* geht, und in dieser Vermittlung nicht gefunden, sondern nur bewährt wird, als ein durch sich selbst Gewisses an die Spitze zu stellen. Aber freilich mufs, was das Erstere betrifft, einer blofsen Indifferenz die rechte Energie fehlen, die sich mit dem Begriff des Selbsterkennens verbindet; dieses selbst ist nicht sowohl der intensive Act der Identität, als das in der Totalität der Accidenzen Zerfliefsende, aus ihrer Gesammtthätigkeit Resultirende; denn Alles, was ist, ist die absolute Identität selbst, aber nur der Form seines Seins nach ein Erkennen derselben. Und in Bezug auf das Zweite ist zu bemerken, dafs trotz der Unmöglichkeit eines unendlichen Beweises der Principien eben sowohl eine Vermittlung derselben zu fordern ist, die in jeder Schrift Schellings vielfach vermifst wird. Der Vorwurf des Verf.'s scheint uns also nicht so unbedingt ausgesprochen werden zu können; wir legen ihn schon hier, worauf wir noch oft zurückkommen werden, mehr auf das unwillkürlich sich *Widersprechende* der Bestimmungen. Wichtig ist daher gleich die weitere Entwickelung jenes Gegensatzes,

Digitized by Google

die Weise, womit aus seiner losen und schwankenden Immanenz die einzelnen Resultate des Processes als bestimmte hervorgehen. Denn wie schon der allgemeine Gegensatz für die absolute Identität eigentlich nicht da ist, so ist er eigentlich auch in sich selbst ein nichtiger, ohne berechtigtes Uebergewicht seiner Momente, nur als quantitative Differenz, so wie nach der Form ihres Seins auch die absolute Identität nur die quantitative Indifferenz desselben ist; auch jedes Product zeigt sich demnach nur quantitativ von dem anderen verschieden. Diese, allem gesunden Bewufstsein und einer tieferen Erfassung der Dinge widerstreitende, aber von Schelling deutlich ausgesprochene Lehre ist der Gegenstand vielfacher, bekannter Einwendungen; sie entsteht aber consequent mit Hülfe der Spinozistischen Anschauung, dafs dieselbe Substanz sowohl unter dem Attribut der denkenden, als der ausgedehnten erfafst werden kann. Daher sagt der Vf. einestheils mit Recht, dafs das reichere Leben, welches sich aus der actu seienden Form der Subject-Objectivität entfaltet, nur ein scheinbares sei, indem alle Schärfen abgestumpft, alle Kraft und Rührigkeit des Lebens in ein abstractes Gleichgewicht aufgelöst werden, ja auch dieser Schein wieder nur auf die Seite der Form des Seins falle (15). Gleichwohl fühlt er nun, und dies liegt unstreitig im vernünftigen Hintergrunde der Schellingschen Ansicht, dafs (bei der Beschaffenheit des Gegensatzes) mit seiner vielfach quantitativen Entfaltung dennoch das Qualitative hereinkommen müsse, indem ein unendlich verschiedenes Gleichgewicht zwischen + und — der idealen und realen Seite die entfernteren Formen doch wesentlich specificirt; aber dies *widerspricht* eben, auch dem an die Spitze gestellten Begriff des Absoluten; denn ist dieses totale Indifferenz und ist aufser ihm nichts, ja ist nach jenem kühnen Satze Alles, was ist, die absolute Identität *selbst*, so ist Alles auch jene totale, quantitative Indifferenz des Subjectiven und Objectiven; dann existirt jenes qualitativ Verschiedene nicht, d. h. es existirt nichts Bestimmtes, oder — das Absolute existirt nicht, oder — es existirt, obgleich Eins, als Vielheit, d. h. jedes Ding ist das ganze Absolute. „Da also weder Subject noch Object höher berechtigt sind, so läfst sich das Princip, welches die Mischung und den Grad der Vielheit bestimmt, gar nicht erkennen; Schelling ist an der einen Seite der Antinomie stehen geblieben, dafs nur das Eine in dem Vielen sei". Eben so übersieht der Vf. nicht, wie in späteren Schriften wenigstens (Jahrbücher der Medicin) die Starrheit dieser Anschauung sich löst und erweitert; da ist die Substanz das All, das den Theilen, die es begreift, der Idee nach vorangeht, in welchem aber mit der Einheit auch die unendliche Freiheit des besonderen Lebens besteht, so dafs Gott Einheit *und* Allheit, und als die unendliche Position seiner selbst auch die von unendlichen Positionen ihrer selbst ist; denn die Einheit ist nur wahre Einheit und Bejahung ihrer selbst, insofern sie das ihr Gleiche bejaht, was Position von sich selbst und daher auch für sich selbst ist. Es wäre auch zu erwähnen, wie Schelling in der „Darlegung des wahren Verhältnisses u. s. w." zu dem Obigen hinzufügt, dafs Gott als das allein Wirkliche auch das allein Positive einer *Naturwelt* sei, und daher kein Theil der Natur ein blofs Bejahtes, sondern eben so in sich selbst Bejahung sein müsse, wie das Ich; wie er ferner den ersten *wahren* Gegensatz, den der Einheit und Vielheit, als die nothwendige Folge der Selbstoffenbarung angesehen wissen will, da ein Wesen ohne Band seiner selbst und eines Andern, ohne Offenbarung in ihm selbst *zu* einem Andern kein actuelles, wirkliches Sein wäre.

Der Vf. wendet sich von dieser allgemeinen Betrachtung dann zu Schellings Behandlung der concreten Sphäre, wie sie namentlich in den ersten naturphilosophischen Schriften vorliegt. Er läfst hier dem Verdienst Schellings in Bezug auf die fortschreitende, in abstracto scharf und klar bestimmte Methode und auf die lebendigere Dialektik Gerechtigkeit widerfahren; aber doch sieht er darin abermals (25, 26) nur den kalten, Alles gleich machenden Tod, er vermifst die befriedigende Dialektik, die das Warum eines Realwerdens des Idealen und das Uebergewicht dieses Realen, die überhaupt den Grund entwickele, der die absolute Identität bewege, ihre beiden Factoren als seiende zu setzen; „denn es ist in ihr kein Bedürfnifs, vielmehr unerschöpfliche Fülle, ewige Einheit des Idealen und Realen; da sie Sein und Totalität ist, wo sollte in ihr die Möglichkeit liegen, sich als nur relative Totalität darzustellen? wie sie sich (in der Natur) zum blofsen Grunde ihrer Existenz machen und sich aus dem actus purus, aus dem natura sua nothwendigen Wesen zur Potenz herabsetzen"? Dem Verf. ist

Digitized by Google

daher das Ganze nur Traum, Gedicht der absoluten Identität. Aber in der That kann das Urtheil nur beim Festhalten des Absoluten an der Einen Seite, womit es erfafst ist, so ausfallen, und dies wäre nicht der Mangel eines Gegensatzes in ihm, sondern sein loses Verhältnifs zu demselben; noch weniger triftig scheint uns die Meinung des Verfassers, dafs die Natur durch die Potenzen in eine grade Linie zerbröckelt werde. Denn obgleich Schelling den Procefs nur in seinen gröfsten Umrissen gezeichnet hat, so ist hier doch die Ausschliefsung einer totalen Sphäre durch die andere und ihre gegenseitige directe Unterordnung unverkennbar, wenn auch innerhalb einer jeden das Festhalten einer bestimmten Stufenfolge schwierig ist; offenbar kann es sich auch hier nur um die Entwickelung nach dem Begriff handeln, die ein etwaniges zeitliches In- und Nebeneinander ausschliefst, und es ist gleichgültig, ob dies bildlich als Linie bezeichnet wird. Wenn aber der Verf. weiter sagt, es fehle das erhaltende, die Stufen bestimmende Princip, das überwachende Auge, der hütende und kräftigende ὅρος, der Procefs sei blind und der Gefahr der Verkehrtheit oder des Umsturzes ausgesetzt, so entgegnen wir, es habe die Naturphilosophie als solche mit der schärferen Bestimmung dieser Puncte nichts zu thun und könne Schelling hier ganz einfach den Standpunct geltend machen, der sich der Natur als einer factischen Totalität gegenüber stellt, und sie als das sich in dieser Totalität Erhaltende, durch sich selbst Forttreibende, die Stufen gesetzmäfsig Bestimmende erfafst; die Naturphilosophie ist nicht Metaphysik, die das materielle Universum in seinen letzten Principien, im Geiste Gottes aufsuchen *müfste*, ja sie kann mit der Behauptung einer uranfänglichen, nicht weiter zu erklärenden Weltkraft, die nach immanenter Nothwendigkeit sich herausgebiert, sich vollkommen befriedigt fühlen, wie auch neuerliche Systeme darthun, die alles Weitere einem transcendenten Hirngespinnst zuweisen. Ueberhaupt sehen wir nicht, wie der Verf. die Aufnahme des Moments der gleichsam mitdenkenden Empirie irgend werde vermeiden können und wir wären begierig, wie er viele seiner Fragen zu lösen gedächte, wenn er z. B. Auskunft begehrt über den Ursprung der unendlichen Mannichfaltigkeit der Materie, über das Hervorgehen verschiedener Species aus dem dynamischen Procefs, kurz *wie* (29) specifische Besonderheit aus dem Allgemeinen fliefse; denn ist überhaupt der Trieb zur Entfaltung zugestanden, gleichviel ob immanent oder eingepflanzt von einem höheren Princip, so ist es unnöthig, ihn auf jeder Stufe von Neuem hervorzuheben oder in seine einzelne Thätigkeit zu verfolgen; ist nicht im Begriff der Materie die Mannichfaltigkeit schon gesetzt, oder enthält nicht der Organismus, wenn er als ihre höhere Stufe, nach dem Mechanismus, Physicalismus und Chemismus gewonnen ist, die gesammten Formen, die sich in seiner Sphäre etwa zeigen möchten? Die Philosophie darf sich damit begnügen, dies Allgemeine gesagt zu haben, um die unendliche Spiegelung des Begriffs der Forschung oder dem weiteren subjectiven Bedürfnifs zu überlassen. Damit soll allerdings die Klage des Verf.'s nicht für ganz unbegründet erklärt werden, dafs Schelling mit der Forderung, immer das Ganze in den Theilen und umgekehrt Alles im Absoluten zu erkennen, wohl die Aufgabe der Philosophie richtig gekannt, aber in ihrer Lösung nur das Echo der grofsen Frage gegeben habe, dafs er den Begriff der lebendigen Substanz, oder (subjectiv) der intellectuellen Anschauung, in ihrem Selbsterkennen nur analytisch zergliedere, es im Uebrigen bei der blofsen Behauptung bewenden lasse, *dafs* das Besondere im Allgemeinen sein müsse, dafs das Allgemeine actuell nur im Besondern sei, ohne das eigene Lebensgesetz des Besonderen zu zeichnen. Aber eben das Hinstellen jener Aufgabe, diese blofse Behauptung, oder wenn man will, das Wiedererinnern an beide, war ein genügender Zweck der hieher gehörigen Schriften, sie haben trotz des, in so jungem Lebensalter unumgänglich fehlenden Details, ganz neue Richtungen angebahnt und mächtige Begeisterung erweckt. Auch der schon erwähnte Mangel, den der Verf. an der Methode der Thesis, Antithesis und Synthesis findet, wäre hier in concreter Anwendung zu besprechen; wir geben zu, dafs auch sie bei Schelling zu abstract erscheint und ihr Gesetztwerden in höherer Potenz das Wesen der Dinge nur anstreift, dafs also damit nicht diejenigen Synthesen gebildet werden, die der Ernst des durchdringenden Erkennens fordert. Man mag, sagt der Verf. (32—34), von der Thesis oder von der Synthesis ausgehen, die Substanz ist immer und ewig das sowohl Reale als Ideale, das aus sich Heraus- und in sich Zurückströmende; das Wesen bildet sich ein in die Form, die Form in das We-

Digitized by Google

sen zurück; die Substanz, werde sie nun genannt das Sein oder die absolute Vernunft, oder die Indifferenz, giebt sich eine Bewegung, aus der sie in Wahrheit nicht herausschreitet; die Unterschiede aber, die nicht allein den schärfsten Gegensatz im Universum begründen, sondern auch alle Mannichfaltigkeit des Lebens erzeugen sollen, das Ideale und Reale, das Ich und Nichtich, das Subjective und das Objective, sind nur generische, durchaus nicht specifische, sie ziehen nur ein analytisches Netz über die wirkliche Welt, ohne sie je einfangen zu können; werden nun an dem Absoluten, als der Einheit des Idealen und Realen, alle unvollkommneren Potenzen gemessen (je nach dem Uebergewicht des einen Moments), so sind dies Vorstellungen, die eben sowohl auf analytischem Wege a priori zu machen wären; jene Zahlen und Potenzen mögen Mafse sein für die geringere oder gröfsere Durchdringlichkeit eines Objects im Erkennen, aber sie gehen die specifisch bestimmte Natur der Dinge gar nichts an. Und so bestreitet der Verf. der Schellingschen Philosophie die Behauptung, an dem Erkennen das Selbsterkennen des Absoluten zu haben und eben so gewifs in die Tiefen der Dinge selbst hinabzusteigen, als das Absolute in den Dingen seine Selbstoffenbarung habe. — Vielfältig müssen wir hier beistimmen, möchten aber wiederum daran erinnern, dafs diese dreiheitliche Bewegung auch nur von ihrer abstract logischen oder metaphysischen Seite doch von der gröfsten Bedeutung und ihre consequente, grofsartige Durchführung durch alle Sphären kein geringes Verdienst ist; denn sie schlingt, zwar das allgemeinste, aber doch ein mächtiges Band der Einheit um Alles, was da erkennbar ist, sie will an das innerste Gesetz des göttlichen Wesens das Nächste wie das Weiteste knüpfen und sie erfüllt doch im höchsten Princip die auch vom Verf. gestellte Forderung, dafs Alles im Absoluten erkannt werde. Er verlangt einen Beweis für dieses Princip; aber unzweifelhaft hat Schelling es auf die Natur des Ich überhaupt gegründet und seine Bewahrheitung an die Erfahrung eines Jeglichen in sich selbst verwiesen, über welche nicht hinausgegangen werden kann; kann der Verf. es da nicht finden, so möge er das beweisen und ein anderes, eben so letztes, nicht weiter beweisbares aufstellen. Vor Allem aber bemerken wir auch hier, dafs das jedesmalige Wie, das Specifische des Gesetzes eben durch die verschiedenen Sphären bestimmt wird, in denen es zur Wirklichkeit kommt, wie denn derjenige, der die Natur des Begriffs im Magnetismus wieder fände, von vorn herein zugestände, dafs derselbe eben im Eisen durchaus anders bestimmt aufträte als im Geist, und, würde er nach dem Wie dieser Verschiedenheit gefragt, *zunächst* und einfach darauf verweisen könnte, dafs dort Eisen, hier aber Geist zu betrachten sei; eben so ist dasselbe Wesenhafte, welches in der Natur und den ihr verwandten Gebieten als Nothwendigkeit auftritt, im Geist Freiheit; es verklärt sich dazu, ohne das An sich seiner Identität mit diesem aufzugeben oder gar hier die Schöpfung toto coelo von vorn zu beginnen; warum es aber unter Andern auch Steine und Eisen gebe, an denen das Gesetz erscheint, wird der Verf. nicht beantworten wollen. Dafs Schelling, wie gesagt, zu abstract verfuhr, mit der ganzen Gegenwart des Absoluten gleichsam zu verschwenderisch gebahrte, dafs er die bestimmtere Entwickelung des Specifischen nicht nachholte, dies, nicht das Princip selbst mufs als das Mangelhafte erscheinen. Eben so wenig endlich wollen wir die Art, womit Schelling auch jene allgemeinen Sphären construirt, gutheifsen; das kühne Feststellen, das Paradoxe des Behauptens, die Willkür des Combinirens begegnet uns so häufig, dafs es diesen Theil seines Systems am meisten charakterisirt; aber dies hängt mit den obigen Fragen weniger zusammen.

Der Verf. führt dann, um zu den praktischen Principien Schellings überzugehen, die allgemeine Frage des Gegensatzes bestimmter auf den Unterschied zwischen theoretischer und praktischer Philosophie, anknüpfend an Schellings Abhandlung vom Ich und das System des transcendentalen Idealismus, so wie an die Kantische Lehre, wo durch eine unübersteigliche Kluft der Natur- und der Freiheitsbegriff geschieden seien. Wir begegnen hier also dem Verf. abermals auf dem Gebiete der Freiheit, können uns aber wie oben, abgesehen von mancher Unklarheit, die uns in diesem Abschnitt zu herrschen scheint, nicht mit allen seinen Sätzen einverstanden erklären. Er giebt zunächst einen absoluten Vereinigungspunct der theoretischen und praktischen Philosophie zu (39 u. s. w.) und er scheint denselben in die Einheit des absoluten Zwecks zu setzen, auf welchen die specifischen Unterschiede zu beziehen sind.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

№ 87.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

Beleuchtung der neuen Schellingschen Lehre von Seiten der Philosophie und Theologie, von Alexis Schmidt.

(Schluſs.)

Aber sogleich erklärt er sich durchaus dagegen, trotz der groſsen Verwandtschaft beider das Praktische als ein Theoretisches zu behandeln; denn er setzt ihren Hauptunterschied in das Urtheil, welches in der theoretischen Thätigkeit nach den gegebenen vollständigen Bedingungen *nothwendig* erfolgen muſs, immer ein allgemeines und für die Gattung geltendes ist, während in Betreff der Handlung die Entscheidung nicht mit Nothwendigkeit und untrüglicher Gewiſsheit vorherbestimmt werden kann, da sie auſser dem allgemeinen Urtheil noch enthält, daſs sie für das Subject sein soll; nur durch den hinzugekommenen Entschluſs ist die Freiheit möglich. In der theoretischen Thätigkeit daher bin nicht ich der Beschlieſsende, sondern ein Anderer, ich bin nur der Nachdenkende, meine Thaten dagegen sind meine Schöpfungen, unabhängig von sinnlichen Bedingungen und sie wurzeln nicht in einer empirischen Nothwendigkeit; auf jeden Fall ist die Handlung frei, *gut* ist sie, wenn die subjective Entschlieſsung mit dem allgemeinen Urtheil der Gattung, mit dem objectiven Weltgesetz zusammenstimmt". Diese Erklärung ist uns, wir gestehen es, seltsam und zugleich unklar, indem sie ganz verschiedene Gesichtspuncte vermengt und sich von Widersprüchen nicht frei zu halten weiſs. Wir setzen die Vereinigung beider genannten Momente in ihren höchsten Begriff, wonach jedes in dem andern enthalten ist und Eins das Andere fordert. Denn wird von der Theorie ausgegangen, so ist das Denken nicht allein schon an und für sich ein edelstes Thun des Geistes, von welchem wiederum der Wille und Entschluſs nicht zu trennen ist, sondern es kann das Denken, wenn es nicht ein durchaus leeres sein soll, auch von vorn herein nur ein objectives sein, es bezieht sich sowohl auf ein Seiendes und Gethanes, wie, worauf es hier namentlich ankommt, auf ein zu Thuendes; das in sich gereinigte, erfüllte und vollendete Denken *muſs* unwiderstehlich aus sich herausdrängen, um seine Resultate in irgend welche That zu verwandeln. Ist aber das praktische Moment das Erste, so kann der höchste Begriff des Wollens und Thuns, dem doch jedenfalls die Ehre, Freiheit zu sein, nicht zu versagen ist, seinen Inhalt, seine Kräftigung wiederum nur aus dem Gedachten entnehmen, um in innigster Harmonie mit diesem das zu *thun*, was vor dem höchsten Spruche des Erkennens besteht. Hier wäre nicht einmal der Entschluſs als ein charakteristisches Prädicat der Praxis zu bezeichnen; denn soll nur mit ihm Freiheit sein, so ist auch das Denken sofort nur das Zeichen eines *freien* Wesens. Der Verf. bricht hier überhaupt mit der Endlichkeit herein, er verwechselt wesentlich, wie Freiheit und Willkür, so praktische Philosophie und Praxis; wie es auch die erstere anstellen möge, sie ist und bleibt selbst nur theoretisch und ist wie diese zu behandeln; als Wissenschaften stehen Theorie und Praxis auf demselben Boden und der Verf. selbst, indem er praktische Sätze hinstellt, vermag nichts weiter als zu theoretisiren. Doch, lassen wir diesen seinen Ausspruch — wie in aller Welt soll es der praktischen Philosophie als ein Eigenthümliches angehören, daſs hier das Urtheil kein nothwendiges, weil die Handlung nicht vorauszusehen sei? Es ist überhaupt überflüssig, in dem einzelnen, endlichen Handeln auf das Kriterium des Entschlusses aufmerksam zu machen, da es keiner Philosophie eingefallen ist, zu leugnen, daſs in dieser empirischen Reihenfolge der Momente nicht jedem Gedachten und jedem Vorsatze die augenblickliche That folgt. Die praktische *Philosophie* bekümmert sich hierum nur so weit, als sie den Willen auch als ganz

Digitized by Google

concreten Entschluſs und als einen nur erst formellen entwickelt; übrigens ist sie weder Inquisition, noch Weissagung, noch Statistik, sie folgt nicht einem bestimmten Individuum in alle Wechselfälle seines Thuns, sie sagt, was das Gute, die Freiheit *ist*, sie schöpft aus sich, aus dem Denken die ewigen Gesetze des Handelns, um sie zur Nachachtung hinzustellen, ja will sie ausdrücklich in das Gebiet der Empirie hinabsteigen, so kann sie unzweifelhaft unter Voraussetzung der jenen Principien gemäſsen Bedingungen auch die künftige Entschlieſsung als eine nothwendige aussprechen, wäre es z. B. auch nur das einfache Urtheil, daſs ein Philosoph Mord und Straſsenraub unterlassen werde. Was aber die weitere Zugabe der praktischen Philosophie betrifft, daſs ihr Urtheil zugleich für das Subject sei, so ist diese Beziehung auch in der eigentlichen Theorie keineswegs ausgeschlossen, indem ihr allgemeines und nothwendiges Urtheil sogleich *enthält*, daſs es für Alle sei und jeder Einzelne es anerkenne; der Verf. erwähnt selbst einen dagegen sich sträubenden und bösen Willen, wo also das Subject die Beziehung auf sich ablehnt, und man kann es ja täglich erfahren, wie die Weigerung, eine gewisse Theorie anzuerkennen, bei den Betheiligten gröſseren Zorn erwekken kann, als eine entschieden unsittliche Handlung. Es ist also ferner auch in der theoretischen Philosophie durchaus nicht zu berechnen, ob und wie weit sich das Subject ihren Resultaten anschlieſsen werde. Demnach möchten wir festgestellt haben, wie theoretische und praktische Philosophie, beide als *Wissenschaften*, derselben Behandlung unterliegen, nach denselben Gesetzen, die Eine das Erkennen, die Andre den Willen entwickeln, beide aber, auch wenn sie in der Betrachtung des Geistes Vorstellung, Phantasie, Gefühl, oder Triebe, Sinnlichkeit, Willkür als unvollkommne Urtheile zum Gegenstande haben, dennoch ihre Urtheile *über* dieselben als nothwendige aussprechen. Versteht aber der Verf. unter praktischer Philosophie die Geschichte und das Verfolgen ihrer Erscheinungen, so ist dies ein ganz anderes oder doch sehr erweitertes Gebiet, und ohne groſsen Redeaufwand die Betrachtung der Naturereignisse verschieden von den Thaten der Menschheit, indem hier das Agens geistiger Mächte in den Complex zu ziehen ist; daſs aber auch in der Freiheit dieser letzteren die Nothwendigkeit eine Stelle hat und haben muſs, haben wir schon oben ausgesprochen. Klarer wird die Sache auch nicht durch das vom Verf. gewählte Beispiel des Christenthums, welches er von allem Theoretischen entfernt halten will, indem es keine nothwendige Wahrheit für theoretische Speculation zu nennen sei, vielmehr Freiheit verlange und damit ethische Aufgaben zu lösen gebe. Aber der Verf. bedenkt nicht, wie Jeder, der vor der ihm mitgebornen Denkkraft nur einigen Respect hat, eben diese Freiheit zu erklären und zu begreifen streben wird, und wie von Anbeginn der christlichen Kirche bis auf den heutigen Tag, trotz aller erwünschten Glaubensinnigkeit die speculative Bewältigung dieses Freiheitsbegriffs die schärfsten Controversen hervorgerufen hat.

Es fragt sich nun, wie nach diesem Allen die Beurtheilung Schellings ausfallen wird; am Einfachsten und auch Klarsten hätte sich der Verf. wohl ausgesprochen, wenn ihm hier zwei Fragen die wichtigsten geblieben wären: ob Schelling eine Wissenschaft der Moral habe und ob die sittliche Freiheit des Menschen zu ihrem Recht komme. Beim Ersteren, welches in den Aeuſserungen des Verfassers verborgen zu sein scheint, wäre aus dem unleugbaren Fehlen dieser Wissenschaft nicht ihre Unmöglichkeit, höchstens eine Abneigung zu folgern, indem doch Spinoza seine vielfach verwandte Lehre nicht bloſs durchweg als Ethik bezeichnet, sondern auch die erhabensten Grundsätze der Sittlichkeit aus ihr entwickelt hat. Zunächst aber hebt es der Verfasser (43) tadelnd an Schelling hervor, vermöge seines Princips jenen specifischen Unterschied zwischen der theoretischen und praktischen Vernunft nicht erkannt, und das absolute Ich sogleich auch für das Princip der praktischen Philosophie gehalten zu haben, und zwar so, daſs dieses Ich das sich selbst bestimmende sei. Hier hätten wir doch gewiſs nicht nur die Freiheit als Hauptprädicat, sondern auch eine sehr fruchtbare und bestimmte Anwendung auf das Praktische; es gereicht aber Schelling diese richtige Anschauung zum Ruhm, denn nach dem schon Bemerkten ist auch im Wesen der Gottheit Alles, wozu sie sich selbst bestimmt, Denken wie Wollen, als die Eine höchste Thätigkeit zu bezeichnen. Alsbald wendet der Vf. die Frage wieder nach der subjectiven Seite, indem er sagt: Dieses Ich als ungetrübte Einheit der Nothwendigkeit und Freiheit könne vielleicht Object des Denkens, nie aber Grund des Handelns oder Zweck eines Thuns

Digitized by Google

sein; aber das Absolute ist nach jener Bestimmung so sehr Princip der praktischen Philosophie, dafs sowohl in ihm selbst als für uns gar kein anderer Grund des Handelns und (abstract) gar kein höherer Zweck gedacht werden kann; *was* dann im Einzelnen geschehe, oder was im Einzelnen bezweckt werde, darauf kommt es hier nicht an, wird auch im Princip nicht verlangt, es müfste denn der Vf. schon hier den ausdrücklichen Zusatz vermissen, dafs die Selbstbestimmung *nicht* auf das Unsittliche und Böse gehe. Wenn er ferner (und mit Recht) tadelt, dafs der specifische Unterschied der im Wollen sich äufsernden Thätigkeit von der die Welt schaffenden darin gesetzt werde, dafs die erstere vom Bewufstsein begleitet sei, wenn er aber sodann dies Bewufstsein als ganz ungenügend verwirft, weil — das Wissen bei der Vollführung des Gesetzes noch nicht frei mache und auch das Thier Bewufstsein und Empfindung habe, so befinden wir uns wiederum in Verlegenheit, wie wir es uns aneignen sollen, dafs der Mensch auch in dieser Beziehung so brüderlich mit dem Thier zusammenstehe und dafs wohl gar die Freiheit auf dem Nichtwissen des vorgeschriebenen Gesetzes beruhe. — Ueberhaupt aber drängt der Vf. das *ihm* am Herzen Liegende zu sehr in die Schellingsche Entwickelung hinein, die oft eine ganz andere Aufgabe bespricht. In der Methode d. a. St. S. 20 z. B., wo Schelling entwickelt, wie die reale und die ideale Seite, die in dem Idealen als Ganzem sind, sich als Handeln und Wissen eine in der andern aufzeige, ist gesagt, dafs in der Idee oder dem An-sich jede die gleiche absolute Einheit des Urwissens ausdrücke, die Trennung als Wissen und Handeln nur für die endliche Auffassung statt finde, oder dafs in *Gott*, der Idee aller Ideen, die unmittelbare Weisheit auch unbedingte Macht sei, ohne Vorausgehen einer Absicht, dafs Wissen und Handeln nie anders in wahrer Harmonie sein können, als durch die gleiche Absolutheit; auch das ist nach der subjectiv menschlichen Seite hinzugesetzt, es gebe kein wahres Wissen, das nicht mittelbar oder unmittelbar Ausdruck des Urwissens, kein wahres Handeln, das nicht das Urhandeln und in ihm das göttliche Wesen ausdrücke; wenn nun die Freiheit dieses empirischen Handelns keine *wahre* genannt wird, so kann dies auf den ersten Blick frappiren, aber es ist im Zusammenhange gar wohl zu verstehen. Die bedeutsamen Stellen im transcendenten Idealismus, die näher von der Freiheit handeln, mögen im Ausdruck manches Bedenken erregen und vielfache Schwierigkeiten für das Verständnifs haben; aber wenn man hievon absehen und die Gesammtmeinung durchblicken kann, so enthalten sie Wahres und durchaus Treffendes, um dies tiefste aller Mysterien zu lösen. Dahin gehört z. B. S. 350 u. s. w. die enge Beziehung der Freiheit auf eine, sogar vorangehende Nothwendigkeit und Beschränkung, und wir möchten noch besonders auf S. 423—441 und auf die Stelle aufmerksam machen, wonach die einseitige Hervorhebung des Objectiven zum Fatalismus, die des Subjectiven, als des freien menschlichen Eingreifens zum Atheismus führt; wenn sich aber die Reflexion bis zum Absoluten erhebt, so entsteht das System der Versehung, d. h. der Religion im wahren Sinn des Worts. Hier ist jedenfalls dem Princip nach die wahre Versöhnung der Gegensätze ausgesprochen und auf den Weg hingezeigt, wie sie allein gefunden werden kann, und mufs doch der Vf. selbst in der herben Warnung, die er an die Theologie vor diesem speculativen System ergehen läfst (62), sagen: der Mensch schaue das ferne Ziel seines Handelns in der Religion als an sich *vollbracht*. Der eigentliche Mangel bei Schelling, auf welchen vorzugsweise Gewicht zu legen wäre, ist wieder die Bestimmung jenes vorsehenden Absoluten, — der Versöhnung der blofsen Gesetzmäfsigkeit oder uns bewufstlos im Anschauen entstehenden Objectivität mit der subjectiven, bewufsten und freien Thätigkeit in einem Höheren, welches weder Intelligenz, noch frei, sondern gemeinschaftliche Quelle des Intelligenten und Freien, Grund der Identität zwischen der absoluten Subjectivität und absoluten Objectivität, kurz welches nur absolute Indifferenz ist. Es ist ein fernerer Mangel, wenn jenes Absolute im Hervorbringen der Objectivität, der Welt, eben so bewufstlos gedacht werden soll, wie sie uns bewufstlos entsteht; denn so wenig die Natur des menschlichen Bewufstseins ohne Weiteres auf das Wesen der Gottheit übertragen werden soll, so widerstreitet es aller Selbstbefriedigung im Denken, dafs aus irgend einer Thätigkeit des Absoluten das Wissen derselben entfernt werden könne, sobald mit seinem Begriff ein Selbsterkennen und Selbstoffenbaren verbunden worden ist. Ein dritter wesentlicher Mangel ist endlich, dafs trotz aller unwiderstehlichen Gewalt der Vernunft und der Dinge, wodurch Schelling zum Setzen specifischer Unterschiede, relativer Identitäten, Totalitäten u. s. w. gedrängt wird, er doch einen starren Spinozismus mit allem Pathos der Rede und der Tapferkeit des Behauptens *auch* festzuhalten sucht. Ein deutliches Bild dieses merkwürdigen und widerspruchsvollen Kampfes giebt besonders die Zeitschrift f. sp. Ph.; einmal gehört die Differenz des Subject-Objectiven nicht zum Wesen der absoluten Identität, und doch *ist* sie nur unter dieser Form; aufser der absoluten Identität ist nichts und doch mufs jene Form actu werden und auch aufserhalb der Totalität gesetzt sein; das Einzelne, Endliche ist eine Bestimmtheit der absoluten Identität und relative Totalität, ist nur in seiner Art unendlich, und doch ist die absolute Identität in jedem Einzelnen *ganz* und Alles, was ist, ist nur sie selbst; an sich ist *a* so gut als *b* und doch ist $a = b$ Ausdruck des Endlichen; es ist zur Bezeichnung der unterschiedenen Sphären die gar nicht verwerfliche Kategorie eines Uebergewichts von Subject oder Object gebraucht, und doch soll uns zugemuthet werden, nur immer das Eine und Selbe zu denken, worin Subject und Object *zugleich* überwiegen und das Sein des *a* wie des *b* von jener Verschiedenheit des Grades völlig unabhängig ist. Bei diesem gewaltsamen Ringen halten wir uns jedoch daran, dafs die specifischen Sphären wirklich anerkannt sind, und so wenig bei den einzelnen Momenten die Formeln, die abstracte Hal-

Digitized by Google

tung und das oft entschieden Unverständliche der Entwickelung genügen könne, so ist doch (wie wir gegen den Vf. geltend machen) mit dem blofsen Nennen derselben zugestanden, dafs sie als wesentlich Verschiedene *sind*, da die absolute Identität eben immer etwas Anderes ist, Materie, Schwerkraft, specifische Schwere, Licht, Magnetismus, Elektricität, Organismus u. s. w., Jedes aber mit ihrem vollen Glanze begleitet. Demnach können wir auch eine absolute Gleichsetzung der Natur und des Geistes, der Nothwendigkeit und Freiheit, ohne selbst der Einseitigkeit zu verfallen, dem Schellingschen System nicht aufbürden.

Wir folgen dem Verf. in diesem Thema und den mancherlei Wendungen, womit er es zur Sprache bringt, nicht weiter. Er wendet sich zu der Zeit, wo Schelling mit der Schrift: Philosophie und Religion den Anfang zu einer geschichtlichen Philosophie gemacht habe, — wir würden sagen, wo die näheren Elemente und Bedingungen der Geschichte, die sittliche That, das Böse in seiner Möglichkeit und Wirklichkeit, wo endlich die Religion als solche specieller entwickelt werden; denn schon das frühere System mufs, weil das Absolute sich eben offenbart, schon im weiteren Sinne Geschichte sein. Der transcendentale Idealismus enthält ferner einen eigenen Abschnitt über Philosophie der Geschichte, ja der geschichtliche Standpunct ist so entschieden angedeutet, dafs nach jener berühmten Stelle (S. 438 u. 441), wegen des allgemeinen grenzenlosen Werdens sogar Gott nie sein wird, der Beweis für sein Dasein nur durch die gesammte Geschichte geführt werden kann, also nie! Aber weil grade in dieser Auffassung des Gottesbegriffs die Grundschwäche des Schellingschen Standpunctes liegt, weil sie eben sowohl dem Bewufstsein der christlichen Welt als dem zum genügenden Schlufs strebenden Denken entgegentritt, so kann der Vf. (52—54) mit Recht darin ein Gefühl der Ohnmacht finden, die Momente des Begriffs dialektisch zusammenzufassen und das Absolute als die absolute Zweckursache zu denken; „es war nicht Princip, weil seine geschichtliche Entwickelung zwischen seine Möglichkeit und seine Wirklichkeit trat; die Natur des Princips ist, als Totalität voranzugehen und nicht zusammengelesen zu werden; würden auch alle Momente und Stufen zusammengefafst, so würde das doch nur den leeren Gattungsbegriff, die abstracte Identität geben, und jedenfalls müfste das Resultat ein Höheres sein, als das Erste; das System konnte nur einseitige Immanenz bleiben". Der Vf. verfolgt diesen Tadel in der Beurtheilung der genannten Schrift und der über das Wesen der menschlichen Freiheit, und da Schelling in der That sich bis in die neueste Zeit davon nicht hat frei machen können, so werden wir noch darauf zurückkommen. Wir führen, indem wir dasjenige nicht berühren, was schon in dem Gesagten seine Erledigung gefunden haben möchte, nur einige Sätze des Verf.'s über jene Schriften an. Von der ersteren datirt er den Anfang der jetzigen Philosophie Schellings; aber sie enthält viele Widersprüche, die die Lösung in weite Ferne rücken: da die Ideen in ihrer Ureinheit, im Absoluten und zugleich in sich selbst sind, potentia und actu zugleich, so ist es nicht möglich, dafs sie vom Absoluten abfallen; denn für sie als stille, reine Ausflüsse des Absoluten, giebt es nichts, was sie als ein Wirkliches erstreben könnten; der eigne Wille wäre nur vorausgesetzt (? der weitere Beweis müfste aber doch immer zu dem *nothwendig* zu Denkenden zurückkehren); allein auch bei Annahme des Abfalls mufs doch das Absolute, da es in jenen Ideen seine Anschauung hatte, in den nothwendigen Procefs folgen, sein eignes Wesen ist durch den Abfall zerrissen; daher soll der Abfall für das Absolute doch nur wieder accidentell sein; die Ideen produciren Nichtiges, und doch ist die Geschichte eine Manifestation Gottes, ja durch den Abfall der Ideen eine noch herrlichere; endlich spricht Schelling immer nur vom Abfall der allgemeinen Seele, des Urmenschen, er kennt nicht, wie die Neuplatoniker, die Bedeutung der Subjectivität". In der Schrift über das Wesen der Freiheit findet der Vf., wie dies allen Kundigen längst einleuchten mufste, die vollständigen Grundzüge der jetzigen positiven Philosophie. Er erkennt als verwandt die beiden, als Gegensätze auftretenden Principien des Grundes oder Eigenwillens in Gott und — Gottes seiner Existenz nach, als Wollens seiner Existenz und Universalwillens, welcher Gegensätze Einheit er selbst ist; ferner das von vorn herein Uebergreifende des 2. Princips über das 1., welches sich gegen jenes als Materie verhält; die successive Bewältigung des letzteren, indem der ideale Factor immer kräftiger darin einbricht; das Vorherrschen des Absoluten als natura naturans, als Fertiges, spröde Identität, abstracter Raum; die plötzliche *Wiedererhebung* des mit dem Licht angethanen Grundes zur Bekämpfung des bisher siegreichen, idealen Princips, die Unerklärlichkeit eines allgemeinen Abfalls des *Geistes*, des radicalen Bösen, das sofortige Verschwinden der eben erst auftretenden Freiheit in dem uranfänglich Gewollten, ihre Schwäche und Passivität, die das Gute wie das Böse gleich einem Magischen an sich erfährt und den Willen selbst zu einem flüchtigen Reflex macht, höchstens zu einem conatus immanens, conscientia sua praeditus; der Vf. fügt den Vorwurf vielfacher Inconsequenz und mangelhafter Ausführung hinzu. — Allerdings ist dies Alles von grofser Bedeutung für die Beurtheilung der jetzigen Schellingschen Lehre, zu welcher nach genauer Erwägung dieses Inhalts, ungeachtet des langen literarischen Solstitiums der Schritt nicht mehr so grofs erscheinen kann.

C. Althaus.

Digitized by Google

№ 88.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

XLIII.

***Die Pehlevilegenden auf den Münzen der letzten Sâsâniden, den ältesten Münzen arabischer Chalifen, den Münzen der Jspehpeds von Taberistân und auf den indo-persischen Münzen des östlichen Jrân. Zum ersten Male gelesen und erklärt von Dr. J. Olshausen. Kopenhagen*, 1843. 82 S. 8.**

Zu den wichtigen Bereicherungen, welche orientalische Geschichte und Archäologie in dem letzten Jahrzehnde von der Numismatik und Inschriftenkunde erhalten haben, fügt die vorliegende Schrift eine neue hinzu. Die Denkmäler, welche in derselben erklärt werden, sind zwar nicht so alt, als die Keilinschriften oder die Münzen der bactrischen Griechen, die ältesten derselben fallen erst in die letzte Zeit der Sâsâniden, die jüngsten sogar nicht mehr in die erste Zeit des Islams, gleichwohl tragen wir kein Bedenken, sie den beiden genannten Denkmälern zur Seite zu setzen. In der That sind sie auch sowohl für Geschichte im Allgemeinen als für die noch sehr dunkle Geschichte der persischen Sprache insbesondre von bedeutender Wichtigkeit. Doch, ehe wir zur Darlegung des Inhaltes der vorliegenden Schrift fortgehen, wird es nöthig sein, zuerst einen Blick auf die früheren Arbeiten zu werfen, welche der Hr. Verf. auf diesem Gebiete traf, um dadurch seine Entdeckungen desto besser schätzen zu lernen.

Während die Uebersetzung des Zend-Avesta von Anquetil sich vor einer schärferen Kritik als unhaltbar erwiesen hat, ist ein Werk, das in sprachlicher Hinsicht vielfach aus demselben geschöpft hatte, vor ihr bestanden. De Sacy's Memoires sur diverses antiquités de la Perse, sind eines der frühesten Werke des hochberühmten Gelehrten, es schliefst sich aber an alle seine späteren würdig an. Wie in Allem, was er schrieb, so trifft man auch hier auf eine staunenswürdige Gelehrsamkeit, daneben zeigt sich aber auch sein Scharfsinn in dem glänzendsten Lichte. Die Entzifferung der Inschriften und Münzen der Sâsâniden, welche de Sacy hier zum erstenmale versuchte, so wie die Erklärung derselben, wird gewifs der Hauptsache nach für immer stehen bleiben, dafs Einzelnes nachzubessern sein werde, kann man nach den grofsen Fortschritten, welche die Kenntnifs der altpersischen Sprachen in der letzten Zeit durch Burnouf und Müller machte, kaum anders erwarten. De Sacy selbst ist später noch mehrmals bemüht gewesen, nachzubessern und zu ergänzen (Journ. des Sav. 1798.; Memoires de l'Institut T. II. 1815.). Sämmtliche Denkmäler, welche in de Sacy's Werke zur Sprache kommen, gehen auf die Zeit der frühesten Sâsâniden, die entzifferten Münzen gehen blofs bis Sapor II. Nach und nach wurden aber spätere Münzen in grofser Anzahl bekannt, man fand deren, welche neben der Pehlevischrift noch andre Schriftarten zeigten, wie die arabische und georgische. Nach den durch diese Schriftarten ermittelten Resultaten ordnete man diese Münzen so gut es ging, die Pehlevilegenden versuchte man entweder nicht zu lesen, oder, falls man es versuchte, ohne Glück. Alle Münzerklärer nach de Sacy konnten und wollten blofs aus seinem Werke schöpfen, dies aber konnte bei den späteren Münzen der Sâsâniden keine Hülfe mehr bieten, da sowohl Legenden als Schrift sich total verändert haben. Letzteres hat Hr. Longpérier in seinem Werke: Essai sur les médailles des rois perses de la dynastie sassanide Paris 1840. richtig gesehen, und dafs es ihm doch nicht gelang, diese Münzen genügend zu lesen, ist wohl seiner nicht genügenden Sprachkenntnifs zuzuschreiben.

Diese letzte Klasse von Münzen nun ist es, welche Hr. O. zu bearbeiten unternommen hat und konnte

Digitized by Google

man von des Hrn. Verf.'s gründlicher Gelehrsamkeit und Kenntnifs der dazu unumgänglich nöthigen Sprachen die besten Erwartungen hegen, so hat der Erfolg diese Hoffnungen auf das Glänzendste gerechtfertigt, und das Licht und die Sicherheit, welche jetzt auf diesem vor Kurzem noch so dunklen Gebiete herrscht, ist durchaus sein Werk. Wie zu erwarten war, theilt sich diese grofse Klasse mit der neueren Pehlevischrift in mehrere Rubriken und diese werden sich wahrscheinlich mit der Zeit noch vermehren lassen. Hr. O. behandelt deren schon 4 und setzt die jüngsten voraus. Wir werden also hier denselben Weg einzuschlagen haben.

Die Münzen von Taberistân. Diese Münzen tragen neben den Pehlevilegenden meistentheils noch Namen in arabischer Schrift und diese ward bereits vor längerer Zeit von Hrn. v. Frähn in Petersburg gelesen und die Münzen darnach geordnet. Nach Hrn. v. Frähn gehören die Münzen den Jspehpeds von Taberistân an, welche, erst den Sâsâniden unterthan, nach deren Sturze unabhängig wurden und sich lange gegen die muhammedanischen Araber zu behaupten wufsten, so dafs sie, selbst noch dann, als ihr Land schon theilweise occupirt war und Statthalter von Seiten der Chalifen zulassen mufste, noch fortfuhren, Münzen mit Parsen-Gepräge schlagen zu lassen und blofs den Namen des jedesmaligen Emirs oder eine Koransformel beifügten. Die Reihenfolge der Münzen ordnete Hr. v. Frähn folgendermafsen: die Münzen mit dem Namen Muqâtil theilt er einem gewissen Muqâtil ben hâkim alakky zu, der in den Jahren der Hejra 134—136 Statthalter von Taberistân war, die mit dem Namen Said einem Said ben Dâlej (ao. hej. 162—164), die mit dem Namen Omar fallen in die Regierungen Mahdis und Mançûrs (ao. h. 165—167), die von Jerîr unter Harûn und die von Hâni unter Mâmûn. — Die Annahme, dafs diese Münzen aus Taberistân stammen, wird durch Hrn. O. vollkommen bestätigt, denn er liest auf allen diesen Münzen den Namen Tapûristân, was blofs eine alterthümlichere Form für طبرستان ist. Die Lesung dieses Wortes kann keinem Zweifel unterliegen. Hieran reiht sich die Lesung mehrerer Zahlwörter. Auf einer Omar- und einer Saîdmünze stehen die Zahlen panc wist sat. Das erste und letzte Zahlwort lautet den neupersischen Formen ganz gleich, allein auch im Pehlevi lauten diese Zahlwörter nicht anders, ein Pehleviglossar (Cod. havn. nr. 30.) führt sie eben so geschrieben auf, wie sie auf den Münzen stehen. Die Zahl wîst, welche im Neupersischen بیست lauten würde, wird genau so geschrieben wie sie hier auf den Münzen steht, in den Ueberschriften des 20. 21. 22. Targard des Vendidad. Auf einer andern Omarmünze steht hapt wîst sat und die Form hapt zeigt unsres Erachtens noch bestimmter auf das Pehlevi hin. Auf den Münzen des Jerîr und Hâni steht hapt sî sat und dem Hrn. Verf. ist bei der Zahl sî aufgefallen, dafs sich hier ein Strich zuviel für das s zeigt, auch ist das Zeichen für i nicht dasselbe, wie es sonst auf den Münzen steht. Doch hält er die Zahl sî für sicher gelesen. Ich glaube dasselbe, möchte aber vorschlagen auch hier die Pehleviform, nämlich סיך, zu lesen; die drei Striche würden sich dann besser erklären, zwei gehörten für ס wie gewöhnlich, der mittlere für י und der letzte für ך. Sî zu lesen scheint mir auch deswegen nicht zulässig, weil die Zahl 30 und 3 zusammen fallen würden, denn für das persische سی wird auf diesen Münzen סי geschrieben (vgl. p. 75 unsrer Schrift). Noch eine andre Gruppe hat Hrn. O. Bedenken erregt. Sie steht auf einer Muqâtilmünze und wurde zuerst von Hrn. O. nachu sî sat gelesen. In nachu glaubte er die Zahl *eins* zu erkennen und verwies deshalb auf das persische نخست. Aus erheblichen Gründen änderte er jedoch später seine Ansicht (cf. p. 79). und glaubt *neun* lesen zu müssen, worin wir ihm auch beistimmen. Ein Uebelstand ist freilich, dafs die Zahl *neun* schon einmal anders geschrieben auf unsern Münzen vorkam.

Auf der Vorderseite tragen diese Münzen den Namen des arabischen Statthalters und nur ein einziges Wort in Pehlevischrift, welches nicht blofs diesen Münzen eigenthümlich ist, sondern auch auf anderen, besonders späteren Sâsânidenmünzen gefunden wird. Erklärungen sind schon mehrere versucht worden. Ohne Zweifel hatte Ousely dasselbe Wort vor sich, auf der Münze, welche er im Epitome of the ancient history of Persia beschreibt und deren Legende nach ihm אתון שחפורי ist, was le genie du feu de Schahpour bedeuten soll. Nicht glücklicher ist de Sacy, welcher es אתרו liest und es dem zendischen athrava gleich-

Digitized by Google

setzen will (Mem. de l'Inst. T. II. 1815. p. 200 sqq.). Longpérier liest es apest[an], Hr. v. Dorn apîti. Auch hier hat Hr. O. das Richtige gesehen, indem er אפזוט liest. Ueber die Bedeutung des Wortes aber kann ich mit dem Hrn. Verf. nicht einverstanden sein. Hr. O. sagt p. 26: „dem Sinne nach aber wird das Wort unzweifelhaft Formeln entsprechen wie das arabische دام ملكه und dergleichen, wie unser vivat, floreat, crescat". In den Pehleviübersetzungen des Zendavesta findet sich sehr häufig ein Wort אפזונרך d. i. افزونه, was dem zendischen çpĕntô entspricht, und ich trage kein Bedenken unserem Worte die nämliche Bedeutung zu vindiciren.

Was nun die Zahlen auf diesen Münzen angeht, so hat Hr. O. nachgewiesen, dafs sie nicht der muhammedanischen Aera angehören können, sondern dafs sie eine eigne Aera bilden müssen, welche er für eine jezdegirtische hält. Die Reihenfolge des Hrn. v. Frähn wird im Ganzen dadurch bestätigt, aber einzelne wie Muqâtil und Hâni können nicht die von Hrn. v. Frähn angegebenen Personen sein.

Einige interessante Münzen bilden den Schlufs dieser Abtheilung, die aus der Geschichte Taberistans noch nähere Erläuterung erwarten. Sie tragen keine arabische Schrift, sondern den Namen Churschîd in Pehlevischrift und die Zahlen 94. 102. 114. Hr. O. knüpft auch diese Münzen an die vorigen und ihre Aera an, das Jahr 94 würde etwa dem Jahre 130 der Hejra entsprechen. Es ist zu wünschen, dafs wir bald über diese Münzen und mit ihnen über die ältere Geschichte Taberistans näheren Aufschlufs erhalten.

Die ältesten Münzen arabischer Statthalter in Persien. Diese Münzen schliefsen sich der Form nach genau an die vorigen an, sind aber älter. Wir erhalten hier die ältesten arabischen Münzen, welche in Persien geprägt wurden. Zwei Münzen tragen neben dem Namen v. Hejjâj ben Yusuf die Zahlen 78 und 80, was natürlich von der Hejra zu verstehen ist. Die erste dieser Münzen trägt das Wort סנת d. i. Jahr, was man ohne Bedenken für ein aus dem Aramäischen ins Pehlevi übergegangenes Wort ansehen darf, zumal da es auch auf den Sâsânidenmünzen vorkommt, nicht für das arabische سنة. Eine andre Münze in Marsdens Sammlung (DXL.) trägt in Pehlevischrift die Züge אומרי | אובית אראן d. i. nach Hrn. O. scharfsinniger und sehr wahrscheinlicher Vermuthung Omari Obeid Allah. Da die Zahl der Münze leider undeutlich ist, so kann nicht mit Bestimmtheit ermittelt werden, wer dieser Omar ben Obeid Allah war, doch hat Hr. O. durch Stellen aus Ibn Quteiba und Ibn Dureid sehr wahrscheinlich gemacht, dafs sie einem Omar ben Obeid Allah ben Mâmer angehört, der um das Jahr 68. d. H. lebte. Nicht weniger scharfsinnig ist die Entzifferung und Lesung einer andern Münze, welche auf der Vorderseite die Züge אמרי זיאטאן trägt, welche Hr. O. durch Amr ben Ziyâd erklärt. Auf der Kehrseite steht die Zahl 63. Die Zahl سه drei ist hier blofs mit einem Buchstaben geschrieben, ähnlich wie man سديگر der dritte im Pehlevi immer und auch im Neupersischen zuweilen schreibt. Auf andren Münzen jedoch, welche Hr. O. im Nachtrage erklärt, ist die Zahl سه vollständig סי geschrieben wie im Pehlevi. Ferner steht auf der Kehrseite ein Wort, welches man מרו oder מרן lesen mufs. Hr. O. liest Merwan, glaubt aber es sei vielleicht Merw zu lesen. „Nur sehe ich, sagt er p. 51, für die Verdoppelung des schliefsenden w durchaus keinen Grund und trage deswegen Bedenken, diese Deutung jener an die Seite zu setzen". Ich glaube jedoch, dafs man Mervan im Pehlevi מרואן schreiben würde. Für die Annahme, dafs Merw zu lesen sei, scheint folgendes zu sprechen. Es ist wohl als ausgemacht zu betrachten, dafs der dritte Ort, den Ormuzd nach dem Vendidad schuf und môuru nennt, kein andrer sei als Merw. Sehen wir nun die Pehleviübersetzung der Stelle des Vendidad an, so finden wir, dafs môuru durch das auf unsern Münzen vorkommende Wort übersetzt wird. Die Zendworte môurûm . çûrĕm werden übersetzt: מרורי אפזאר. Dies ist die Lesart aller Handschriften, welche ich kenne, nur eine ganz neue (Cod. havn. nr. 2.) liest מרג. Hierdurch wird es, wie ich glaube, ziemlich wahrscheinlich, dafs wir hier die Pehleviform des Namens Merw vor uns haben *). Ganz sicher endlich ist die vierte

*) Die neueren Perser haben keine Ahnung mehr von der richtigen Bedeutung der Stelle. Cod. Anq. nr. 5. Codd. havn. 3. a. u. b. übersetzen maruvi afzâr durch خروس خبر دهنده. Aehnlich, nur allgemeiner, übersetzen Anquetil's Parsen maruv mit مرغ, پرنده Vogel. Daher lautet Anquetil's erste Uebersetzung folgendermafsen: Cette ville, nommée

dieser Münzen, welche, wie Hr. O. gründlich nachweist, dem Ubeid Allah ben Ziyâd gehört. Dieser war unter Mûawiya Statthalter von Churâsân und den beiden Irâq's. Die Zahl 60 auf der Kehrseite der Münze bezieht sich also auf das letzte Regierungsjahr Mûawiyas und ist nebst einer von Hrn. de Saulcy nachgewiesenen Kupfermünze die älteste bekannte Münze aus der Zeit der Chalifen. Zum Schlusse macht Hr. O. noch auf eine Münze im East India House aufmerksam, welche zwar wenig Pehlevischrift, aber dafür desto alterthümlichere Züge zeigt, und wohl einer andern Provinz angehört.

Indo-sâsânidische Münzen. Auch zum Verständnifs dieser merkwürdigen Münzen hat Hr. O. wesentlich beigetragen, und wenn die Lesung nicht bis zu der Gewifsheit gekommen ist wie in den andern Abtheilungen, so ist dies nicht die Schuld Hrn. O., sondern der Münzabdrücke, welche er vor sich hatte, und des Umstandes, dafs ihm nur wenige Münzen dieser Art vorlagen. Sein ganzes Material bestand nur aus zwei Schwefelabgüssen aus dem East India House. Die eine Münze (abgebildet in Wilson's Ariana antiqua pl. XVII. 9.) scheint ziemlich abgenutzt und daher sind die Legenden undeutlich. Die Lesung Hrn. O. hat Ref. durch eigne Ansicht des Schwefelabdrucks nur bestätigt gefunden, vermag aber nichts Näheres zur Erklärung beizutragen. Nur die Worte am Rande, welche Hr. O. p. 58. pnn. amûi liest, glaubt Ref. nach eigner Ansicht die Schriftzüge מן שמי lesen zu dürfen, d. h. im Namen des ... Vielleicht ist das nächste Wort, welches ganz verwischt ist ראשאר, Schöpfer, zu lesen, und wir hätten dann eine dem بسم الله entsprechende persische Formel. — Glücklicher war Hr. O. mit einer andern Münze (Wilson l. c. pl. XXI. 22.). Hier liest er deutlich die Zahlen هفتاد هفت und die Worte Churâsân merwâ. — Es ist kein Zweifel, dafs diese interessanten Münzen sich leicht lesen lassen, falls man bessere Exemplare vor sich hat, denn die Schrift derselben ist deutlicher und eleganter als auf irgend einer andern Classe, und es ist daher Hrn. O. unbedingt zuzugeben, dafs sie ziemlich jung sein müssen.

Münzen der letzten Sâsâniden. Wir kommen nun zu dem letzten Abschnitte unsrer Schrift, welcher die ältesten Denkmäler dieser Schriftart behandelt. Bei weitem die gröfste Anzahl der von Hrn. O. gelesenen Münzen trägt den Namen Chosru. Dieser Name war schon von Ousely der Hauptsache nach richtig gelesen, nämlich Chusrewi, Hr. O. liest Chusrub, was genau die Pehleviform ist. Aufser dem Namen trägt die Vorderseite noch das Wort afzâd. Die Kehrseite zeigt verschiedene Zahlen nebst dem schon oben vorgekommenen סנה, Jahr. Die Zahlen sind, wenn sie höher sind als 10, rein persisch, die Zahlen unter 10 sind aramäisch, oder vielmehr aus dem Aramäischen ins Pehlevi herüber genommen. In dem oben erwähnten Pehleviglossare (Cod. hv. Nr. 30.) werden die aramäischen Zahlen bis 10 mit aufgezählt, von da an aber blofs die reinpersischen allein. Hr. O. ist, wie es scheint, auf diesen Umstand nicht aufmerksam geworden, was um so weniger zu verwundern ist, weil ihm das erwähnte Glossar nicht zur Hand war, in den Texten aber werden die Zahlen meist mit Zahlzeichen ausgedrückt. Von den kleinern aramäischen Zahlen kommen vor: 2. 3. 4. 6. 7. 9. 10., von den gröfseren persischen: 23. 24. 25. 26. 27. 30. 35. 36. Auf zwei Münzen kommen die Zahlen 30 und 20 in Verbindung mit einer räthselhaften Gruppe vor, welche p. 65 abgebildet ist und die Hr. O. für ein Münzzeichen hält. Wahrscheinlich ist dies auch das Richtige, sollte es aber doch eine Zahl sein, so kann es blofs *zwei* bedeuten. Das erste Zeichen gleicht vollkommen einem d der älteren Pehlevischrift, das zweite einem n oder w, das dritte einem a, folglich bekäme man die Form דוא, welche aber kaum vorkommt, analog ist jedoch, dafs die Zahl neun zuweilen נוא geschrieben wird und zwar gleichfalls mit einem verzogenen a wie das auf unsrer Münze.

(Der Beschlufs folgt.)

---

morg (à cause de la quantité d' oiseaux, qui y est,) a été crée par ma puissance, qui est pure. Hiezu bemerkt er noch: Par la puissance de Dieu ces oiseaux (comme les perroquets) sçavent repondre à ce qu'on leur demande. Die beiden Erklärungen der Parsen haben ihren Grund wahrscheinlich in dem nämlichen Mifsverständnisse. Sie verwechseln nämlich מרון mit מורון oder מורוו was dem zend. měrěghô مرغ entspricht. Man sieht leicht, dafs die Lesart טרג ebenfalls aus diesem Mifsverständnisse stammt.

Digitized by Google

№ 89.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

Die Pehlevilegenden auf den Münzen der letzten Sâsâniden. Von Dr. J. Olshausen.

(Schlufs.)

In Bezug auf die Aera vermuthet Hr. Olshausen nicht unwahrscheinlich, dafs die Zahlen die Regierungsjahre der Könige bezeichnen. Aufser den Chosroen findet sich noch eine Münze mit dem Namen Artahshetr und eine mit dem Namen Varahran näher bestimmte, auch einige andre Münzen bei Longpérier erhalten nähere Bestimmung. — Auf die graphischen Eigenthümlichkeiten dieser Münzen hat Hr. O. selbst schon aufmerksam gemacht. Eine bemerkenswerthe Erscheinung ist es, dafs das l noch durch r vertreten wird. Bekanntlich fehlt der Buchstabe l im Zend gänzlich und die besseren Handschriften zeigen es auch im Pehlevi sehr sparsam, während in neueren Handschriften l bei weitem häufiger ist, eben so wird in den älteren Handschriften das l semitischer Wörter noch mit r vertreten, so wird z. B. כרבא Hund (=כלב) immer mit r geschrieben. Ref. bemerkt hiebei, dafs die Form des r auf unsern Münzen dieselbe sei als die des l auf den Inschriften bei de Sacy. Keinenfalls aber ist es zulässig, hier l zu lesen. — Eine ganz allein stehende Münze ist die zuletzt p. 70 von Hrn. O. erwähnte, sie trägt auf der einen Seite hascht, acht, auf der andern תרין, zwei, und scheint ganz ohne Namen zu sein.

Hr. O. hat zu seiner Schrift noch zwei Nachträge hinzugefügt, welche die Beschreibung verschiedener Münzen enthalten, welche er in öffentlichen so wie Privatsammlungen von Berlin und Greifswald zu benützen Gelegenheit hatte. Wir haben bereits unter den betreffenden Rubriken das Wichtigste erwähnt, nur über eine Entdeckung ist noch zu berichten, nämlich dafs die Münze, welche Longpérier der Purandokht zuschreibt, nach Taberistân und zwar einem gewissen Ferchân gehöre. Ein Fragment einer solchen Münze besitzt auch das Königl. Münzcabinet in Berlin.

Noch ein Punct ist nun bei diesen merkwürdigen Münzen zu erwähnen, *die Sprache*. Hr. O. berührt diesen Punct nur kurz und glaubt, dafs Müller nicht anstehen werde, die Sprachformen dieser Münzen dem modernen Pehlevi des Firdosi zuzuschreiben. Müller hat nämlich gezeigt, dafs das Pehlevi, aus welchem Firdosi einzelne Worte anführt, nicht die Sprache sein kann, welche in den Büchern der Parsen unter diesem Namen vorkommt, sondern eine rein persische, meist mit dem Neupersischen auf einer Stufe stehende. Dafs aber die auf diesen Münzen vorkommende Sprache dieselbe sei, möchte Ref. bezweifeln. Nach den oben angeführten Bemerkungen stehen mehrere dieser Zahlen auf einer Stufe, welche blofs für die Annahme spricht, sie seien einer Sprache entnommen, welche mit dem Pehlevi Anquetil's auf einerlei Stufe steht, oder gar dasselbe ist. Für letztere Annahme sprechen auch die aramäischen Zahlen auf den späteren Chosroenmünzen, so wie das Wort סנת.

Die äufsere Ausstattung des Werkes ist ausgezeichnet. Insbesondere müssen wir noch die vortrefflichen Abbildungen der Münzlegenden und Münzen erwähnen, welche von Herrn Bonde herrühren, der schon durch die Ausführung der Copenhagener Sanskrittypen sich als einen sehr geschickten Künstler bewiesen hat; namentlich sind die Münzabbildungen die genausten, welche man von Sâsânidenmünzen besitzt.

Zum Schlusse wünschen wir noch mit dem Hrn. Verf., dafs recht bald von England und Rufsland aus seine Forschungen benützt und durch neue Münzen erweitert werden. Vor Allem aber ist es wünschenswerth, den Hrn. Verf. selbst von Neuem auf diesem Felde thätig zu sehen, auf welchem er so rühmlich Bahn gebrochen hat.

Digitized by Google

Obige Anzeige war bereits geschlossen, als dem Ref. die neuesten Arbeiten des Herrn v. Dorn in Petersburg zu Gesichte kamen, welche die ältere persische Münzkunde zum Gegenstande haben. Sie finden sich im Bulletin de la classe des sciences historiques etc. de l'académie impériale de St. Pétersbourg. T. I. Nr. 7. 17. 18. 19. und behandeln zwar meistens Münzen älterer Sasaniden, doch finden sich auch für die späteren einige schätzbare Notizen. Die Münze, welche Longpérier der Purandokht zuschreibt, theilt Herr v. Dorn wie Hr. O. — dessen Schrift er übrigens noch nicht kennt — einem Parsenfürsten Ferchân zu; nach seinen Ausdrücken zu schliefsen hat es mehrere Fürsten dieses Namens gegeben. Auch in der Lesung des Namens Chusrub statt Chusrewi trifft Hr. v. Dorn mit Hrn. O. zusammen. Eben so giebt er auch über den Namen Churschîd erwünschte Auskunft. Ein Churschîd ist nämlich nach Szahîr-eddin's Geschichte von Taberistân der Enkel Ferchâns des Grofsen und starb nach Hrn. v. Dorn's Angabe ao. H: 144. Dies pafst vortrefflich zu den Zahlen der Münzen, nur die Zahl 114 auf einer Münze macht Schwierigkeit. Dies wäre nämlich nach Hrn. O.'s Berechnung das 150ste Jahr der Hejra. Die Zahl liefse sich freilich auch ćehâr schast lesen, doch fragt sich, ob damit geholfen ist. Dafs die Münzen, auf welchen Hr. v. D. חורזיזרא liest, wirklich Churschîd gehören, möchte Ref. bezweifeln, denn nach Hrn. v. D.'s eigner Angabe, so wie nach seiner Abbildung, erinnern diese Münzen an die, welche Longpérier dem Vologeses zuschreibt. Gewifs ist, dafs es nicht dieselbe Art Münzen ist, welche Hr. O. beschreibt. — Aufser dieser Münze berichtet Hr. v. D. noch über drei sehr merkwürdige Münzen, von welchen die eine den älteren Sâsâniden (nach Hrn. v. D. Hormisdas I.) angehört. Die Münze B ist ein unicum, und wir halten es daher nicht für überflüssig, sie mit Hrn. v. D.'s eignen Worten näher zu beschreiben: „Wir finden hier, sagt Hr. v. D., anstatt des vorher schmucken und geputzten Mannes einen Mann mit helmartiger Kopfbedeckung, die vorn in einen Löwenkopf ausgeht, angethan: überhaupt mehr einem Krieger ähnlich; die Schriftzüge verändert und mehr denen in Steinschriften gleichend, aber sonst deutlich genug um Folgendes lesen zu lassen: מזריסן בה ארחרמזז יזדאנ(י)איראך (?) מלכאן מלכא Von der Rückseite sagt Herr v. Dorn: „Betrachten wir nun die Rückseite unsrer Münze, so erblicken wir anstatt des Feueraltars mit zwei Wächtern rechts einen Mann auf einem Throne sitzend, welcher wohl der König Hormisdas selbst sein soll, ob man dies schon aus dem Kopfputze nicht errathen könnte, welcher dem Kopfputze auf der Vorderseite nicht zu gleichen scheint, wozu noch kommt, dafs der Oberleib blofs ist und die rechts am Kopf befindlichen Striche sich fast wie Strahlen (Heiligen-Scheine) ausnehmen, welche wohl dem Mithras oder Zoroaster (S. Ker Porter Trav. II. S. 191. Pl. LXVI.) aber kaum dem Könige zukommen können, wenn sich gleich die Chosroën göttlich oder Himmelssprösslinge nannten. In der linken Hand hält er einen Speer". — Ref. bedauert, dafs er nicht im Stande ist, die Inschrift auf der Abbildung genau zu lesen und vielleicht etwas zur Erklärung beitragen zu können. So viel scheint aber dem Ref. gewifs, dafs sie etwa in die Zeit des Varahran V. gehört. — Die Münze D. endlich bei Hrn. v. D. ist gewifs eine bactrische Münze, wie dies auch schon ein russischer Münzforscher, Hr. v. Bartholomaei, gesehen hat; es geht dies aus den Abbildungen bei Wilson Ariana antiqua pl. XIV. 12. 14. 16. 17. deutlich hervor.

Dr. Fr. Spiegel, in Copenhagen.

XLIV.

1. *Die malbergische glosse, ein rest alt-keltischer sprache und rechtsauffaszung. Beitrag zu den deutschen rechtsalterthümern von Dr. Heinrich Leo. Erstes heft. Halle, Ed. Anton.* 1842. 8.
2. *Die lex salica und die Text-Glossen in der salischen Gesetzsammlung germanisch nicht keltisch; mit Beziehung auf die Schrift von Dr. H. Leo: Die malbergische Glosse etc. Ein Versuch von Knut Jungbohn Clement aus Nordfriesland, Phil. Dr. etc. Mannheim, Bassermann.* 1843. 8.
3. *Mémoire sur la langue des gloses malbergiques par M. Edélestand du Méril. Paris, Brockhaus und Avenarius.* 1843. 8.

Leo hat nun bereits drei gesonderte Schriften (vgl. Jahrb. 1842 Nr. 46.) und mehrere Abhandlungen in

Digitized by Google

Haupts Zeitschrift über die Malbergglosse und ihre Sprache herausgegeben, und die Fortsetzung dieser Mittheilungen von der Theilnahme des Publicums abhängig gemacht. Dafs diese billige Theilnahme eingetreten ist, zeigen eben auch die beiden andern rubricirten Schriften aus weit aus einander liegenden Gegenden. Wir können uns nur darüber freuen, dafs die Aufmerksamkeit der Forscher aufs Neue einem Denkmale zugewendet wird, dessen quantitativer und qualitativer Werth zu bedeutend ist, um durch die grofse Schwierigkeit seiner Erklärung aufgehoben zu werden, welche selbst *J. Grimm* und *Graff* von umfassender Erwägung der Glosse zurückhielt. *H. Müller* (der lex salica und der lex Angliorum et Werinorum Alter und Heimath. Würzb. 1840) und besonders *Leo* erweckten seitdem ein lebendigeres Interesse für diese einzig reiche Glosse eines altberühmten Gesetzes. In der That gehört ein unverdrossener Eifer dazu, um nicht durch die mannigfachen Hemmungen und theilweise immer noch mögliche Fruchtlosigkeit der Untersuchung erkältet zu werden. Die wichtigsten dieser Hemmungen, die der Hypothese und mit ihr dem Irrthume ungemessenen Raum gestatten, fassen wir in folgenden Puncten zusammen:

a) Die Glossen sind durch Unkunde und Fahrlässigkeit, zum Theil auch wohl durch anderartige Veränderungen der Abschreiber vielfach variirt. Indessen theilen sie diesen Umstand so ziemlich mit den Glossen andrer Gesetzsammlungen. Einigen Halt in der Menge der Varianten, welche die Ausleger häufig als selbständige Wörter und Formen zu fassen suchen und wagen, gewähren bisweilen die minder variirten latinisirten Fremdwörter des lateinischen Gesetztextes. Gewifs kann eine *völlige* sprachliche Trennung dieser Wörter von denen der Glossen im salischen Gesetze nicht angenommen werden, selbst wenn wir beider Summe zweien verschiedenen Sprachstämmen zuweisen wollen. Wenn wir mit Bestimmtheit den Besitz der *ältesten* Glossenhandschrift behaupten könnten, würden sich jene und alle Schwierigkeiten gröfstentheils heben; bei der neuen Aufmerksamkeit der Gelehrten auf diesen Gegenstand dürfen wir vielleicht noch auf Entdeckung neuer oder vielmehr ältester Hdss. in Belgien und Frankreich hoffen.

b) Eine zweite, zu positiven Irrungen führende Schwierigkeit liegt in der anerkannten *Versetzung* vieler Glossen an ungehörige Stellen, welche vorzüglich durch die mehrfachen, Inhalt und Umfang der Gesetzsammlung wesentlich ändernden Redactionen entstand, so dafs manche Glossen sich vielleicht auf ganz verlorene Texte beziehen. Es ist ohnedies schwierig, bei sprachlich unklaren Glossen auch ohne Annahme einer Versetzung jedesmal aus dem Texte ihre Bedeutung zu errathen. Was bedeuten sie im Allgemeinen? Einzelne im Texte genannte Gegenstände der Verbrechen und ihrer Strafen, wie besonders Thiere, Zahlen und Münzen der Strafansätze u. s. w.? Oder sind sie termini technici, gestempelte Rubrikennamen aus uralter volksthümlicher Rechtswissenschaft, deren Formen vielleicht schon einer weit früheren Zeit, als der der ersten Redaction der vorliegenden Sammlungen, angehören? Und in diesem Falle: bezeichnen sie das Verbrechen oder seine Folge und Strafe? Wahrscheinlich wechselnd Beides; in den meisten Fällen das Verbrechen mit Einschlusse seines Gegenstandes, die kürzeren nur letzteren; wozu denn noch die zahlreichen Wörter für alle gerichtlichen Proceduren kommen, wie *mallare, admallere, bannire, mannire etc.*

c) Die dritte, vielleicht gröfste, Schwierigkeit, die aber bei wirklichem Fortschritte der Forschung am Ersten entfernt werden wird, liegt in der Frage: welcher Sprache zunächst die Malbergglossen, dann auch die Fremdwörter des lateinischen Textes angehören. Obgleich ein Theil der letzteren gewifs, ein Theil der ersteren fast gewifs deutsch ist; und obgleich *Leo* — wie das bei solchen Untersuchungen nicht fehlen kann — oft unleugbar künstlich und willkürlich keltische Erklärung versucht hat; so hat er doch wenigstens einzelne so scharfsinnige und unabweisliche Deutungen aus dem Keltischen gegeben, dafs kein Forscher die deutsch-keltische Alternative jetzt unberücksichtigt lassen kann. Das haben auch *Clement* und *du Méril* nicht gethan, weil beide gegen den Celticismus der Glosse streiten. Wer hätte gedacht, dafs, während ein Franzose, dessen Landsleute die alte deutsche Eroberung ihres Landes neuerdings bei ihrem „französischen Kaiser Karl" vergessen, den deutschen Ursprung seiner nationalen Rechtsalterthümer behauptet, gerade Leo eine bedeutende Mischung des gesammten deutschen Alterthums mit keltischem lehren würde? Wir können dadurch nur günstig für Beider Unparteilichkeit gestimmt werden. Nun aber sind *du Mérils* Erklärungen der einzelnen

Digitized by Google

Glossen aus dem Deutschen nicht selten weit künstlicher und schwankender, als die *Leos* aus dem Keltischen; obschon Ersterer eine unter Franzosen seltene Kenntnifs der neuesten deutschen Sprach- und Alterthums-Forschung an den Tag legt, und in der ersten, die alte Geschichte der Franken und die Literargeschichte des salischen Gesetzes betreffenden Hälfte seiner Schrift besonnen und mit steter Belegung durch Quellenstellen vorschreitet. Er hat vorzüglich *Pardessus* loi salique, *Leo Laspeyres* Ausgabe und Mittheilungen Grimms benutzt. *Clements* Erklärungen scheinen oft durch *du Méril* adoptirt worden zu sein; doch verdienen sie mehr Beachtung, als die aus des Verf.'s übrigen Schriften bekannte Berserkerwuth desselben — hierin eines zweiten Pinkertons — gegen die alten Kelten und selbst ihre ehrenhaftesten Nachkommen es vermuthen liefs. Wir würden sein Urtheil über den gottverordneten Untergang der keltischen Welt durch die germanische einer höheren, wenn auch harten, Weltansicht zuschreiben, wenn nicht sein deutscher Patriotismus wiederum die Schranken der Befangenheit zeigte, die das edelste Gefühl zur Sünde gegen den heiligen Geist verführen können.

Uebrigens würde durch Entscheidung zwischen Deutschem und Keltischem die Sprachenfrage noch nicht völlig gelöst, sondern zu einer immer noch schwierigen Mundartenfrage geworden sein. Auf deutscher Seite hätte diese weniger zu bedeuten, da der nordische oder skandinavische Stamm nicht zur Sprache käme; dennoch bliebe auch hier mancher Knoten, weil wir in den Franken und ihrer Sprache ein Bündnifs, eine Mischung hochdeutschen und niederdeutschen Stammes suchen können. Auch wenn wir sie entschieden dem ersteren Stamme zutheilten, würden wir in der frühen Geburtszeit jener Documente, in welcher trotz deutlicher Unterschiede jener beiden Hauptstämme doch die grofse Lautverschiebung wohl erst im Werden war, noch nicht die Sprache Otfrieds und des vielleicht allmälig mundartlich geänderten Ludwigsliedes suchen dürfen.

Viel verwickelter aber noch wird bei der Entscheidung für keltische Sprache die Frage nach der Mundart. Setzen wir erstere voraus, so fragen wir: auf welchem Gebiete entstand die älteste Redaction des salischen Gesetzes und seiner Glosse, und mit welchen keltischen Stämmen hatten sich damals bereits die Franken gemischt? Am Wahrscheinlichsten mit Belgen, mit diesem unbekanntesten aller altkeltischen Stämme; doch vielleicht auch anderswo im weiten Gallien mit Kelten andern Stammes; vgl. besonders *Leo* S. 44 sq. über das gemischte Wohnen von Franken und Kelten an Rhein, Mosel u. s. w. Wenn Clement die Coexistenz fränkischer und keltischer Sprache in dem grofsentheils romanisirten Gallien leugnet, so beachtet er nicht, dafs Sidonius Apollinaris in der Auvergne sowohl fränkisch reden hörte, als den gleichzeitigen Einfluss der keltischen Volkssprache „celtici sermonis squamam" selbst auf die Rede der gebildetsten Stände tadelt. Vgl. auch in der Provence *Mallpublic* und bei *du Méril* S. 25 Anm. 4. die cour de *Maubergeau* in Poitiers „un vieux monument où l'on rendait autrefois la justice". — Bis jetzt glauben wir zwar auf dem Festlande überall nur kymrischen Stämmen begegnet zu sein; doch widersprechen wir nicht der Möglichkeit, mit Leo in den bekanntlich nicht unbedeutend von den übrigen gallischen Stammverwandten unterschiedenen Belgen ein Glied des gadhelischen (gälischen oder irisch-schottischen) Stammes zu finden. Der Einfluss dieser Alternative auf die sprachlichen Erklärungen ist hemmend genug, da die beiden bekannten Hauptäste der keltischen Sprachen: der kymrische (kymro-britonische) und der gadhelische, weit stärker von einander abweichen, als mindestens der hochdeutsche von dem niederdeutschen Sprachaste. Um nur die Lautverhältnisse zu berühren, so ist zwar die deutsche Verschiebung, zumal bei den Dentalen, bedeutend genug und kann besonders die Natur der Zischlaute verdächtigen, wozu auch noch die Ungewifsheit kommt, wie zur Zeit der Niederschreibung des salischen Gesetzes lat. *s* und *z* ausgesprochen wurden. Aber ein Lautwechsel aus einem Organ ins andere, wie z. B. von *s* zu *h*, von Gutturalen zu Labialen, ist den deutschen Sprachen fast (nicht ganz) fremd, während er in den italisch-griechischen und in den keltischen Mundarten regelmäfsig erfolgt. Beiläufig gesagt, scheint Leos Annahme eines sogar wechselseitigen Austausches der Gutturalen und Labialen in jenen keltischen Hauptästen viel zu weit ausgedehnt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 90.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

1. *Die malbergische glosse, ein rest alt-keltischer sprache und rechtsauffaszung. Beitrag zu den deutschen rechtsalterthümern von Dr. Heinrich Leo.*
2. *Die lex salica und die Text-Glossen in der salischen Gesetzsammlung germanisch nicht keltisch; mit Beziehung auf die Schrift von Dr. H. Leo: Die malbergische Glosse u. s. w. Ein Versuch von Knut Jungbohn Clement.*
3. *Mémoire sur la langue des gloses malbergiques par M. Edélestand du Méril.*

(Fortsetzung.)

Nicht unwichtig ist hier die Möglichkeit: dafs der Name *Franken* von keltischem Munde ausgieng, und eine daran geknüpfte sprachliche Untersuchung. *Du Méril* hält die volksthümliche Uebernahme eines Volksnamens aus fremdem Munde mit Unrecht für widersinnig. Der grofsen Möglichkeit zu geschweigen, dafs der weitumfassende Namen der Germanen ursprünglich rein keltisch sei, erinnern wir an die „*Cimbarn*" Oberitaliens, deren Kimbernthum heute Niemand mehr behaupten wird. Der cimbrische Bauer, der diesen Namen von sich selbst gebraucht und mit *c* = *z*, *ts*, anlautend läfst, hat ihn nicht einmal von den Umwohnern erhalten, eben so wenig aus einheimischer Volkssage, sondern durch die irrige Genealogisirung früherer deutscher Gelehrten. Die Etymologie des Frankennamens wird uns um so merkwürdiger, weil die bekannte Auslegung durch *Freier*, *ingenuus*, im salischen Gesetze selbst vorkommt, wenn auch in einem später abgefafsten Theile, doch mindestens nach alter Ueberlieferung. Seit Childebert, in dessen Decrete *francus* der *debilior persona* entgegensteht, wird *francus* (homo) sehr häufig nur appellativ gebraucht; so auch namentlich in „homines *bene franci* Salici" (Gloss. man. III. 657.), wo nur *Salici* Volksname ist — im Gegensatze zu *servi Salici* cod. dipl. Ratisb.? Wahrscheinlich verwandt mit *frei*, wie auch mit *frech* (goth. *friks* altn. *frekr*) findet sich *frank* doch bis jetzt als Appellativ in altdeutschen Texten nur im altn. *fracki* virtuosus, potens. Obschon die Form organisch gestaltet erscheint, erinnern wir doch daran, dafs gerade die altnordische Sprache mehrere fast unleugbare Entlehnungen aus dem Keltischen enthält. Der altn. Name des Volkes, *Frackr*, trägt dieselbe organische Form und ist doch wohl erst später aus *Frank* gebildet. *Frank und frei* in den neuen germanischen Sprachen ist vielleicht aus dem Romanischen entlehnt; indessen mag die Alliteration auf alten Gebrauch deuten; die entsprechende romanische Formel lautet *francus et quitus*, franz. *franc et quitte*. Nun fehlt dies Wort zwar vermuthlich in der gadhelischen Sprache, da Leos, auf seiner Lautverschiebungslehre beruhende, Zusammenstellung desselben mit gadh. *greannach*, haarig, roh u. s. w. lautlich und logisch gewagt scheint, wiewohl an den *rex crinitus* Gesta Franc. IV. erinnernd. Deshalb könnte das Wort in den kymrobritonischen Sprachen einer Einwanderung verdächtigt werden. Aber dagegen spricht wieder die Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit seiner Bedeutungen in diesem Sprachaste. Vgl. kymr. *ffranc* active, prompt; free or frank; msc. a youth, freeman (pl. *ffrancon* beaver). corn. *frank* frei. briton. *frank* franc, sincère, loyal; spacieux, large (vgl. *freier* Raum u. dgl.); seltener libre, délivré, dégagé. Im Britonischen hat das Wort mehrere Derivate, im Kymrischen nicht. Nach diesen Angaben wird es möglich, dafs die Franken diesen Namen von einem Keltenvolke kymrischen Stammes erhielten; wann? ist eine wichtige, noch zu lösende Frage. Möglich dafs der Name *Salier* als Volksname älter ist; doch ist *salischer Franke* geläufiger, als das obige *franker Salier*. Verschiedene Ableitungen des Saliernamens s.

Digitized by Google

u. a. Gloss. man. *v. sala*; die Glosse *saligus*, *Morinus*; *H. Müller* l. c., der lex *salica* = mhd. *salrecht* (vgl. noch jetzt in der Wetterau *sâlbuch* für Flurbuch) von dem Volksnamen *Salii*, *Salici* = *selige* Franken unterscheidet, diesen jedoch in seinen „deutschen Stämmen" vom Sallande an der Yssel herleitet; *Zeuſs* S. 329; *Graff* 6, 182—3; *Leo* S. 45 aus gadhel. *saile* See vgl. *mêruwing* aus *mêr*; *Clement* S. 33—4; mehrere Citate dafür bei *du Méril* S. 8.

Daſs die Malberglosse und die unlateinischen Ausdrücke des salischen Gesetzes auf eine altgeregelte Gesetzgebung der salischen Gesetzverwandten deuten, erwähnten wir vorhin. Als die Deutschen die Länder der Kelten occupirten, genoſs dieses längst seſshafte Volk wohl überall einer sehr ausgearbeiteten Gesetzgebung, die in den jetzt noch bekannten Gesetzen der lebenden Keltenvölker vermuthlich zum guten Theile aufbewahrt ist. Wo diese entstanden war, bleibt ein Räthsel — ob in Gallien oder schon in einem älteren Keltenlande? Die Geschichte und Sage der einst so weit verbreiteten Keltenwanderungen deutet nicht bloſs auf einen gemeinsamen Wandertrieb der Völker dieses Stammes, sondern auch auf eine, von Einem Mittelpuncte ausgehende, in alten Reichsgesetzen begründete Volksgewohnheit. *Leo* hat Grundes genug, in vorliegendem Buche den Inhalt des salischen Gesetzes mit dem des altwallisischen (Königs Henel-da) zu vergleichen. Seine Zuzählung der Belgen und der malb. Glosse zum gadhelischen Volks- und Sprach-Stamme wird ihn um so mehr noch zur Vergleichung der altirischen Gesetze führen, da die Einwanderung der Belgen in Irland, abgesehen von ihrer Abstammung, als historisches Factum angenommen werden darf. Leo giebt hier viele auf Einwanderung und theilweise Herrschaft der Belgen in Irland bezügliche Stellen im irischen Originale mit deutscher Uebersetzung. Referent hat ebenfalls Was er darüber vorfand im dritten Theile seiner Celtica gesammelt.

Fanden indessen begreiflicher Weise die Deutschen bei den keltischen Grundbesitzern Galliens, Belgiens und zweifellos eines groſsen Theils von Deutschland eine geregelte Gesetzgebung vor; so brachten sie auch eben so gewiſs schon eine solche mit. Eben auch *Leo* hat in seinen angelsächsischen rectitudines singularum personarum darauf aufmerksam gemacht, daſs selbst unter den wildesten deutschen Landräubern eine aus alter Heimath mitgebrachte Verfassung und bis in die kleinsten Einzelheiten bestimmte Gesetzgebung heilig blieb. Zugleich tritt überall, wenigstens wo die einwandernden Deutschen die Minderzahl ausmachten, eine kluge und, soweit unter jenen Besitzverhältnissen möglich, gerechte Berücksichtigung der unter den besiegten Völkern vorgefundenen Gesetze hervor. Es ist in neueren Zeiten erwiesen worden, daſs die ostgothischen Gesetze sogar fast durchweg römisch-italischen Inhaltes sind. Auch die bei den Ostgothen und den Franken bekannte Norm der Gütervertheilung zwischen Besiegten und Siegern zeigt, daſs Erstere keineswegs im Groſsen als Sclaven und Rechtlose betrachtet wurden. Durch diese Vermittelung beiderseitiger Rechte gelangen wir auf die Möglichkeit, daſs im salischen Gesetze und somit auch im unlateinischen Theile seiner Sprache eine Mischung deutscher und keltischer Rechte und Rechtsausdrücke zu suchen sei. Der deutschen Auslegung aber bleibe überall der erste Anspruch. Doch auch diese ist noch nicht hinlänglich durch den von *du Méril* urgirten Umstand begründet, daſs einzelne Fremdwörter der lex salica auch in andern fränkischen und überhaupt deutschen Gesetzsammlungen vorkommen. Sobald einmal ein Ausdruck ohne Rücksicht auf seine Abstammung und etymologische Bedeutung in Einem verbreiteten Gesetze juristisch gestempelte Geltung gewonnen hatte, gieng er auch in andre, gleicher und andrer Sprache, über. Mitunter wird dann auf die Quelle zurückgewiesen, wie z. B. in Capit. III. „*fręda* (deutsches Wort) quae in lege salica conscripta est"; *chrenecruda*, in decret. Childeberti noch aus paganorum tempore entlehnt u. M. dgl. Die Zahl solcher Wörter ist verhältniſsmäſsig klein.

Die Lösung unserer Aufgabe fördert historische Kenntniſs der Völkerwanderungen, der Rechte und der Sprachen unumgänglich vereinigt. Da mir allerwenigstens die zweite abgeht, wage ich auf meine eigenen sprachlichen Untersuchungen der malbergischen Glosse u. s. w. kein Gewicht zu legen und werde mich fast nur referirend verhalten.

Leo nimmt in der deutschen Sprache seit ihrer ältesten bekannten Zeit eine sehr bedeutende Mischung mit keltischer an. Eine wechselseitige Mischung beider Sprachen ist bei ihren langjährigen und örtlich weit verzweigten Berührungen natürlich. Leo geht

Digitized by Google

aber schon deswegen zu weit, weil er — zum Theile auf *Potts frühere* Ansicht gestützt — die Urverwandtschaft beider grofsen Sprachstämme verkennt. Viele Wortstämme sind in den einzelnen Sprachen Einer Familie oft bis auf vereinsamte Sprölslinge geschwunden, während sie in den verwandten Sprachen reichlich fortwucherten. Wir erinnern z. B. an das gothische *bauths*, das, so viel wir wissen, in den deutschen Sprachen isolirt steht, aber, identisch mit dem gadhelischen *baodh*, *baoth*, in den keltischen Sprachen zahlreiche Sprölslinge zeigt (vielleicht auch mit illyr. *budalo*, *bedak.* dumm, plump, verwandt), und dennoch ächt deutsch sein mag. Aehnliche Bewandtnifs hat es mit goth. *faths*, das *Leo* S. XI Anm. 4 aus gadh. *feadha* Häuptling (bei *Armstrong feadhna*, vermuthlich erst abgeleitet von *feadhan* Volk, vgl. *druhtin* ‹ *druht?*) ableitet. Schon seine richtige Identificirung des gadh. *fiadh* (*fiodh*) Holz, Wald (auch Landgut, woran Leo *feadha* als Landeshäuptling zu knüpfen sucht) mit kymr. *gwydd* sollte ihn auf andre Spur führen, da diese Wörter mit ahd. *witu* u. s. w. identisch sind und andrerseits goth. *faths* mit sanskr. *patis etc. etc.*; bei Weitem in den meisten Fällen entspricht gadhel. *f* dem *v*, nicht dem aus *p* entstandenen *f* der verwandten Sprachen.

Auch Leos Schlufs aus den vielen etymologisch isolirten und trümmerhaften Wörtern, wie Thiernamen u. s. w., die aber in gleicher Isolirung zugleich in den keltischen, italisch-griechischen und deutschen Sprachen auftreten, auf Eine von den Völkern dieser Zungen besiegte und einverleibte Urbevölkerung Europas dürfte nur in gröfster Einschränkung annehmbar sein, obgleich eine vor-indogermanische Bevölkerung Europas schon um der Iberer willen nicht zurückgewiesen werden darf. *Steub* „Ueber die Urbewohner Rätiens" rückt die Etrusker nahe an diese Frage. — Ueber und oft gegen die Vergleichung lateinischer und gadhelischer Wörter bei *Leo* S. 4—10 liefse sich Viel sagen, aber nur auf ausgedehntem Raume; so auch über die fernere germanischer und keltischer Wörter. Da ich leider die Masse sprachlichen und historischen Stoffes, welche Leos Buch der Besprechung bietet, überspringen mufs, um noch einigen Raum für den speciellsten Gegenstand der drei rubr. Schriften zu gewinnen, erlaube ich mir die Bemerkung: dafs ich in einem umfassenden „vergleichenden Wörterbuche der gothischen Sprache" auf viele von Leo besprochene deutsche Wörter zurückkommen werde. Dafs Leos Buch von allen Freunden vielverzweigter Alterthumsforschung, auch ohne alle Rücksicht auf das salische Gesetz und seine Glosse, gelesen werde, ist im Interesse der Wissenschaft höchlich zu wünschen. Wer auch keinen einzigen Satz des Verf.'s annähme, würde neue Anregung und Richtung seiner Aufmerksamkeit und selbständiger Forschung gewinnen.

Von *du Méril* historischer Einleitung war vorhin die Rede. — *Clements* Vorwort, das zumeist gegen Leos keltologische Behauptungen gerichtet ist und gerne dem Keltenthume alle moralische und einen guten Theil der physischen Existenz absprechen möchte, ist nur eine Kette patriotisch deutscher Behauptungen ohne wissenschaftliche Begründung. Dennoch sagt er in seiner Einleitung zum Studium des salischen Gesetzes: dafs dies Gesetz in seiner jetzigen Gestalt seinem Inhalte nach „nur auf galischem Gebiet entstanden sein kann", da es hinlänglich die Franken als Eroberer des Grundbesitzes bezeichne; und arbeitet solchergestalt Leos Hypothese in die Hände. Seine schon erwähnte Behauptung des frühen völligen Aussterbens der keltischen Sprache in Gallien ist mindestens zu scharf ausgesprochen, da sich Zeugnisse genug für ihre längere Dauer finden (vgl. meine *Celtica* II. 1. S. 84 sq.). In der That nimmt *Clement* selbst S. 67 gallische (doch nicht romanische?) Aspiration des deutschen *ala* zu *alach* an.

Einige synoptische Beispiele der Glossenerklärung: „Si quis *verrem* furaverit; malb. *cristiau* var. *cristiao*, *cristiano* (sic! kaum zu verwundern, da der Christenname so oft falsch gebraucht wird)". Nach *Leo* S. 86 Participialform von gadhel. *crios* ergrimmen, wild machen. Ein besonderes Capitel des Buches gibt zahlreiche Belege für die mannigfaltige Symbolik der keltischen Sprachen bei Thiernamen. Bei Armstrong finde ich nur gadhel. *crios* umwinden; dagegen aber *criosd* swift, active, clever, smart. Dazu gehört nicht das von Leo mit jenem *crios* verglichene kymrische *frysiau* (*ffrysio*) to simpel briskly, to be hurrying; sondern kymr. *crisio* to hasten; to zo. *Du Méril* S. 40 erklärt *cristau*, *christiao* als „propre à la generation" aus ahd. *kirisan* Graff 2, 538 sq. und beruft sich auf die einzelne Form *krisit*. Wie hängt dies mit seiner Er-

Digitized by Google

klärung zusammen? — „Si quis *scrovam ducariam* furaverit; malb. *redonii* var. *reodemia*, *reodimia*, *radonia*, *chredunia*. *Leo* S. 87 vergleicht aus dem wallisischen Gesetze *rewyfs* sus magna (im Gegensatze zu *banw* sus parva). *Richards* gibt *rhewydd* m. lasciviousnefs; a lascivious person. *rhewys* lusting, wanton, namentlich von Stuten gebraucht; *Leo* gibt andre Ableitungen. *Du Méril* S. 40 bringt aus einem Ms. die Glosse zu *ducariam* „quam aliae sequuntur" und dazu die malb. Glosse „*radonia* ou *redunia* de *radja* ou *redja* qui faisait au datif *redjum*, *redun*, avec raison — nicht sonderlich avec raison etymologirend. — Einstimmig auf *gregem* bezogen wird die malb. Glosse *sunista* var. *sonista*, *funesta* etc., *sonischalt*, *sonichalt*. *Leo* S. 92 sq. erklärt sie aus gadhel. *son* kräftig, fruchtbar etc. + *stuaidh* Heerde; aus einer andern Zusammensetzung *sonischalt*. Hier liegt die deutsche Deutung viel näher, vgl. Grimm Gr. 2, 368. Graff 6, 246 mit den Parallelen *soneste* = *stuat* lex rip. *son* l. Angl. et Werin. *sonarpair* l. Langob. ags. *sunor* grex u. M. dgl. Wenn wir in *sta*, *sti* keine Zusammensetzung, sondern ein Suffix sehen, so finden sich ähnliche im Deutschen, wie auch im Keltischen. *Clement* S. 44 rechnet gar *Senhütte*, *Seniskalk* und *Senegeld* zu „*son* Viehverein". *Du Méril* S. 39 glaubt die deutschen Wörter *son* und *stuat* hier zusammengesetzt als „un troupeau avec son mâle". Er scheint unbekannt mit der Bedeutung des ahd. *stuat* grex; und seine Uebersetzung durch *mâle*, wobei er u. a. *Stier* vergleicht, gründet sich besonders auf eine Stelle des Henschelschen Glossars „equi admissarii *quod* (diese Mehrzahl = Heerde?) vulgariter *stunt* vocantur, et vineae etc". Das deutsche *stuat* ist identisch mit dem obigen gadhel. *stuaidh* f. — „Si *vitulum lactantem* furaverit; malb. *podor aut fricho* var. — *frs*, *petero aut freodo*, *pondero*, *protero*, *prodero*". Nach *Leo* S. 94: gadhel. *baothasr* Kalb. Bei Armstrong bedeutet dies Wort nur *dummer Mensch*, wohl aber mehrere Sprösslinge des schon erwähnten *baoth*, *baodh* (vgl. den briton. Schimpfnamen *beûz*, *beûzik* grimaud) zugleich auch *Kalb*, namentlich *baoghan* und *bodag*; Letzteres auch = engl. *bawd*. Diese Abweichungen der Schreibung werden dem Kenner der gadhelischen Sprache nicht auffallen. So wird das zur selben Wurzel gehörige gadhel. *bodhar* taub, auch *bodar*, *boghar* geschrieben; die Ursprünglichkeit des Dentals ergibt sich durch die gleichbedeutenden Wörter kymr. *byddar* corn. *bother*, *bothak* etc. briton. *bouzar*, *boar* goth. *bauths* (taub, stumm, dumm) u. s. w. Vielleicht dürfen wir auch die französischen Thiernamen *baudet* Esel, und *bauds* = chiens *muets* (s. *Ménage* h. v.) hierher stellen. Da das goth. *bauths* vorhanden ist, *könnte* auch ein altdeutsches Derivatum *Kalb* bedeuten. Gewifs aber verdient *Leos* keltische Ableitung mehr Beifall, als die *du Mérils*, welcher bei *pondero* an deutsch *piunt*, *peunt* (*Beunde*) lieu fermé, und bei *podero* an *pu* habitation + *diero* bestiarum, denkt. Die weiteren Erklärungen Beider bei andern Glossen, in welchen *podae*, *pedero*, *protero*, *ponderos* in gleicher oder ähnlicher Bedeutung vorkommt, übergehn wir, so wie auch die ziemlich künstliche Erklärung Beider zu dem zweiten Theile der obigen Glosse. — „Si quis *bimum taurum* furaverit; malb. *traslo* var. *trasile*". *Du Méril* S. 43 sucht darin ahd. *trikil* (verna Graff 5, 500) als domestique, né à la maison; *Leo* S. 99 gadhel. compar. (auch superl.) *treise*, stärker, kräftiger, + *laodh*, *laogh* kymr. *llo* m. briton. *leuë* (*leûé*, *lué* m. corn. *leauh*) Kalb. Bemerkenswerth wäre auch kymr. *treisiad* junge Kuh (heifer), das vielleicht eine ähnliche Anwendung jener Wurzel zeigt. Dem gadhel. *treis* indessen entspricht kymr. briton. *trech* fortior, dessen *ch* nicht = *k* in ags. altn. *threk* robur, moles (Grimm 2, 479) ist, sondern Comparativendung, wie vielleicht auch jenes gadhelische *s*. Bei *llo* u. s. w. dürfen wir vielleicht des schweizerischen Rufes an die Kühe *lo! lobe! loba!* (vgl. Grimm 3, 290 und die schweiz. Idiotiken) gedenken; *loba* kommt schon 1545 im Appenzeller Kuhreigen vor, wie *liopa* heute im ranz des vaches des Waatlandes; und gilt zugleich als Appellativ für *Kuh*, gleichwie *liópa* in den romanischen Mundarten der Schweiz und merkwürdiger Weise auch im Albanesischen, das viel Romanisches aufnahm. — „Si *tres aut amplius verveces* fuerint, qui furati sunt; malb. *fetischefo* var. *feisfecho*, *frethuschaeto*, *retus cetho*, *faisseth*"; auch *lampse* kommt als Glosse dieser Stelle vor. Diese Glosse mag zugleich als ein Beispiel mannigfaltiger Umgestaltung gelten.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

№ 91.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

1. *Die malbergische glosse, ein rest alt-keltischer sprache und rechtsauffaszung. Beitrag zu den deutschen rechtsalterthümern von Dr. Heinrich Leo.*
2. *Die lex salica und die Text-Glossen in der salischen Gesetzsammlung germanisch nicht keltisch; mit Beziehung auf die Schrift von Dr. H. Leo: Die malbergische Glosse u. s. w. Ein Versuch von Knut Jungbohn Clement.*
3. *Mémoire sur la langue des gloses malbergiques par M. Edélestand du Méril.*

(Schluſs.)

Ob wir gleich häufig die Sitte sämmtlicher Ausleger verwerfen, in den Varianten wirklich verschiedene Wörter zu suchen; so scheinen Jene doch auch nicht selten durch die Möglichkeit gerechtfertigt: daſs die Abänderungen nicht durch mechanische Verderbniſs, sondern durch hermeneutische Versuche der Abschreiber entstanden. So konnte es auch mitunter geschehen sein, daſs verwandte oder auch nur äuſserlich zusammenklingende deutsche und keltische Wörter als Varianten neben einander stehn; vielleicht erklären sich dadurch z. B. die Varianten der Glosse zu *agnum lactantem: lem, lap, leue, leui* (vgl. *lampse* zu obiger Stelle), die wir indessen hier nicht weiter verfolgen wollen. Mit unsrer vorliegenden Glosse ist *Clement* S. 73 bald fertig: „daſs das (*fetischeso*) *fette Schafe* sein sollen, kann ich nicht leugnen". *Du Méril* S. 45 vergleicht *faisseth* mit ahd. *feiz* gras, und *satjan* rassasier, „des bêtes grasses bien nourries"; *feisfecho* mit *feiz* + *fihu, feh* „avec la prononciation française, *troupeau*"; *fetischefo* mit *feit* gras, und *scaf* brébis. *Leo* S. 106 sq. stellt *fetis, feis* zu gadhel. *feithis* „in eine Heerde vereinigen, eine Heerde hüten"; *feis* Versammlung, Heerde; *feitidhe* Heerdvieh (bei Armstrong *feis* f. Versammlung u. s. w.; Schwein. *Feithis* to gather; to keep, preserve); *fecho* zu gadhel. *faich* offenes Feld, Weide u. s. w., wenn nicht verschrieben für *cheto* vgl. die Varianten und gadhel. *ceath* Milch; Schaf. Dies Wort bedeutet zunächst *cream*; als Zeitwort to skim as milk; vgl. *cothan, othan, uthan* m. Schaum u. dgl.; auch wohl *ceathach* m. mist, fog, vapour; sodann goth. *hvatho* f. Schaum vb. *hvathjan*, wozu auch u. a. esthn. *wat* gen. *watto, wahl* gen. *wahho* Schaum c. deriv. *Faisseth* erklärt Leo aus jenem *feis* + *eth* = gadhel. *aodh* Schaf; *retus*, wenn nicht aus *fetus* verderbt, = gadhel. *ruith* Heerde. Bei Armstrong erscheint *ruith* f. vermuthlich in abgeleiteter Bedeutung als army, troop; dagegen *ruta, rutadh* m. ram (in dieser Bedeutung wahrscheinlich zu trennen, vgl. u. a. das gleichbedeutende *reithe*; überdies bedeutet mlat. und roman. *vervex* Schaf überhaupt); herd; *rout* (nebst *Rotte* u. s. w. vermuthlich auch hierher); tribe of people. Vgl. kymr. *rhawd* m. corn. *ruth* troop, multitude, company; altn. *hrot* n. Theil einer Menge; sodann goth. *vrithus* Heerde (Schweine) ags. *vrædh* schwed. *vrad*, früher *vrath* dän. *vraad* (12 Stück Schweine) u. dgl. m. *Vrithus* nebst Zubehör verdient wegen der Glossenvariante *fretus* besondere Berücksichtigung; vgl. auch vielleicht ital. *frotta* agmen, turba? Bei *fetis, feis* an *fett, feist* (eher noch an die briton. Form *fétiz* gros, épais, fort etc.) zu denken, ist kein Grund da. Wer weiſs, ob eher an mlt. *feta, feda, faeda* (s. Gloss. man. h. vv.) ovis; neuprov. *fedo* f. weibliches Schaf; *fedan, fedun* Schafe (pl. aggreg.); *fedas* lyonn. *feye* (nach Gloss. man.) Heerde; nprov. *fedoun* Füllen, junges Thier überhaupt, bei *Avril* vgl. „*fetans* beste menue, comme berbis, chievres, pourciaux" Gloss. Lat. Germ. Sangerm.; ähnlich ital. *feto* (lat. *foetus*) etc. Hängt mit diesen, doch wohl sämmtlich lateinischen, Wörtern der Thiername *fatiro* in dem Do-

Digitized by Google

cumente eines (gothischen?) Atila zusammen? (Gl. man. h. v.).

Der Leser betrachte diese Reihe von Beispielen nicht als eine Auswahl; zur völligen Begründung eines Urtheils können sie nicht hinreichen, da selbst die bedeutende Zahl der besonders von *Leo* bis jetzt verhandelten Glossen dazu noch nicht genügt. Sollte auch, wie wir vermuthen, die überwiegende Mehrzahl der — freilich nur zum kleinsten Theile äuſserlich klaren — unlateinischen Ausdrücke des salischen Gesetzes und seiner Glosse am Füglichsten aus dem Deutschen erklärt werden können; so werden sich doch noch einige zeigen, die leichter, ja bis jetzt ausschlieſslich aus dem Keltischen erklärt werden können. So bleibt der wesentliche Bestand der deutsch-keltischen Alternative, wie sie denn auch auf historisch-geographischem und ethnographischem Wege nur quantitativ geschwächt, aber nicht aufgehoben werden kann. Ihre völlige Aufhebung ist vielleicht der Zukunft vorbehalten; bis jetzt scheint die Annahme einer Mischung beider Elemente die gemäſsigtere und am Wenigsten gewagte Ansicht.

Lorenz Diefenbach.

XLV.

Ueber unsere Kenntniſs der arabischen Philosophie und besonders über die Philosophie der orthodoxen arabischen Dogmatiker von Heinr. Ritter. Gelesen in der Königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen. Göttingen, 1844.; in der Dieterichschen Buchhandlung. 42 S. 4.

Wenn ein Mann von Hrn. Ritter's Rufe es unternimmt, vor einer Versammlung von Gelehrten über einen wissenschaftlichen Gegenstand zu reden, der bis jetzt nur selten behandelt noch vielseitiger Aufhellung bedarf: so kann man mit Recht erwarten, daſs die Wissenschaft um eine gute Strecke weiter gefördert, oder aber wieder auf die richtige Bahn gewiesen werde, wenn sie zufällig davon abgeirrt. In vorliegender Abhandlung jedoch ist keins von beiden geschehen. Hr. R. ist, wie er berichtet, zu derselben besonders veranlaſst worden durch eine von dem Ref. herausgegebene Schrift: Essai sur les écoles philosophiques chez les Arabes et notamment sur la doctrine d'Algazzâlî Paris 1842, und er hat auch die Darstellung der abgehandelten Lehre fast nur diesem Buche entnommen. In der That würde es mir nicht bloſs ehrenvoll, sondern auch höchst erfreulich gewesen sein, wenn ein Historiker der Philosophie die wirklichen Irrthümer meines Buches gerügt und namentlich angedeutet hätte, welche Puncte dieses noch so wenig bearbeiteten Gebietes vorzüglich dem Orientalisten zu empfehlen seien. Statt dessen hat Hr. R. über Gegenstände gesprochen, womit er nicht die geringste Vertrautheit zu besitzen verräth, und er ist dabei in eine Polemik eingegangen, die mich durchaus nicht treffen kann. Ich dürfte darum auch mit gutem Fug die Sachen auf sich beruhen lassen, wenn ich nicht fürchten müſste, daſs manche mit Gegenständen vorliegender Art minder Vertraute in meinem Schweigen ein Schuldbekenntniſs sehen würden, und Hrn. R. auch in diesen Dingen sich zum Führer wählten.

Als Veranlassung zu seiner Abhandlung gibt Hr. R. die Wahrnehmung an, daſs die, welche Arabisch verstehen, ... den alten Hülfsmitteln — Hr. R. versteht darunter die latein. Uebersetzungen des Alfârâbî, Ibn Sînâ, Ibn Roshd u. s. w. —, welche wir für die Kenntniſs der arabischen Philosophie besitzen, zu geringen Werth beilegen, und daſs besonders meine erwähnte Schrift ihn zu dieser Bemerkung geführt habe. Nach einer höchst unvollständigen Inhaltsangabe derselben fährt Hr. R. also fort: „Aber die Puncte, über „welche wir hauptsächlich Auskunft zu erhalten wün„schen müssen, weil sie in die Entwickelung unserer „Wissenschaften sehr stark eingegriffen haben, werden „in ihr fast ganz übergangen. Es ist eine bekannte „Thatsache, daſs wir die Kenntniſs der aristotelischen „Physik und Metaphysik zu Anfange des 13. Jahrh. „zunächst den Arabern verdanken. ... Wenn eine „Literatur so lange und so tief in die Geschichte un„serer Wissenschaften eingegriffen hat, so verlohnt es „sich wohl der Mühe sie in ihren Werken aufzusu„chen. Der Verf. der angeführten Schrift hat es ver„nachläſsigt".

Bevor ich Hrn. R. auf alle Beschuldigungen dieses Passus antworte, bemerke ich ihm bloſs, daſs er es doch wohl besonders erst nach Lesung meiner Schrift lebhaft eingesehen habe, wie sehr „es sich der Mühe „verlohne, die Literatur der arabischen Aristoteliker

Digitized by Google

„in ihren Werken aufzusuchen" (ich wüſste aber auch nicht, wo man sie sonst aufsuchen sollte). Zugleich muſs ich Hrn. R. fragen, wer denn auf Lehren der arab. Aristoteliker aufmerksam gemacht habe, die von so groſser Wichtigkeit für die Würdigung unserer Scholastik sind, wie die von mir angedeuteten? Ich verweise auf essai S. VII. VIII. 7. 103. 104. u. s. w. Auf den Vorwurf der Geringschätzung der lateinischen Uebersetzungen werde ich sogleich antworten, und zuerst auseinandersetzen, warum die Puncte, über welche Hr. R. *hier* wenigstens vorgibt hauptsächlich Auskunft wünschen zu müssen (denn an einer spätern Stelle modificirt sich dieser Wunsch bedeutend), in meiner Schrift fast ganz übergangen sind. Hr. R. gibt diese Puncte selbst genauer an. Er sagt: „Es ist dies „die Literatur der Aristoteliker unter den Arabern. „Von ihr erfahren wir bei ihm nur wenig und dies „Wenige enthält nicht unbedeutende Irrthümer".

Zuvörderst ist es mir unbegreiflich, wie es Hrn. R. einfallen mag zu fordern, daſs, wenn ich eine Schrift veröffentliche, dieselbe gerade die Gegenstände abhandeln soll, worüber er gern Auskunft hätte. Ich mache Hrn. R. entschieden das Recht streitig, mir zu gebieten, welches Thema ich zu einer Abhandlung wählen darf, und denke, daſs es vor Allem einem Jeden selbst überlassen bleiben muſs, welche Gebiete der Literatur näher zu beleuchten er sich veranlaſst fühlt. Die Kritik muſs und soll ihre Rügen dann aussprechen, wenn ein Schriftsteller nicht *vollständig* geleistet hat, was er als seine Aufgabe angegeben, oder in seinem Buche etwas anderes liefert, als er darin mittheilen zu wollen versprochen: nie aber darf sie dem Verf. eine andere Aufgabe unterstellen, als dieser sich gesetzt zu haben selbst erklärt. Es würde ja lächerlich sein, Jemanden, der etwa über die Pythagoreer, Eleaten oder andere Schulen bisher unbekannte Nachrichten mittheilen zu wollen angibt, vorzuwerfen, daſs er einen Theil seiner Aufgabe vernachläſsigt habe, weil er nicht auch über die Peripatetiker Neues berichtet. Und gerade so verhält es sich im gegenwärtigen Falle. Die Aufgabe, welche ich mir im essai gestellt, ist klar angegeben. „Mon travail actuel a le double but 1) d'indiquer ces sectes (nämlich die verschiedenen philosophischen Richtungen der Araber) et d'en faire une *esquisse générale;* 2) d'exposer les doctrines d'Algazzâli en particulier. *Sans m'arrêter aux faits déjà connus*, je m'attacherai à faire ressortir le but et la tendance *des écoles encore ignorées etc.*" Da nun aber die Aristoteliker durch die lateinischen Uebersetzungen hinreichend bekannt sind und ihre Richtung also keine *école encore ignorée* für uns ist, so muſste ich eine allgemeine Uebersicht über dieselbe von meinem Plane ausschlieſsen, wie ich ebenfalls ausdrücklich bemerkte. S. 132 nous possédons *des notions assez exactes* sur plusieurs philosophes proprement dits (d. i. Aristoteliker), et comme les ouvrages d'Ibn Sînâ qui résument à peu près les assertions de tous les partisans de cette secte, sont traduits et *assez bien connus* parmi nous, *il ne peut pas entrer dans notre plan actuel de faire un long exposé des doctrines des philosophes*. Doch Hr. R. weiſs selbst nicht, was er will. S. 9 seiner Abhandlung sagt er: „Wenn es allein „darauf ankäme die Geschichte der arabischen Aristo„teliker zu übersehn (und nicht auch die der andern „philosophischen Schulen), so würden unsere Ueber„setzungen ziemlich genügen". Heiſst das nicht gerade dasselbe, was ich eben sagte? Und S. 10 kommt Hr. R. zu dem Schlusse: „daſs wir über die Geschichte „der arabischen Aristoteliker nicht eben gar zu schlecht „unterrichtet sind". Aber um's Himmel willen, Hr. Prof., was verlangen Sie denn noch von mir? Sie sind Historiker der Philosophie und es ist Ihre Pflicht die lateinischen Uebersetzungen zu studiren; mir, dem Orientalisten, liegt es nur ob, aus den einheimischen Quellen entweder neue Hülfsmittel mitzutheilen, wenn ich deren bedeutende finde, oder höchstens, wenn ich Lust dazu habe, Ihnen als Korrektor jener Uebersetzungen zu dienen: im letztern Falle muſs ich Sie aber bitten, mir wenigstens auch die Originale jener lateinischen Uebersetzungen mitzutheilen, und das wird Ihnen nur bei einer höchst beschränkten Anzahl möglich sein, selbst wenn Ihnen mehrere der gröſsten Bibliotheken Europa's zu Gebote stehen. — Allein Hr. R. macht noch ganz andere Anfordernisse. Meine Schrift, welche nur ein essai, nicht eine histoire sein will, welche neben der ausführlichen Darstellung der Lehre Gazzâli's nur in ganz allgemeinen Zügen die uns noch unbekannten philosophischen Schulen skizziren will (vgl. S. VIII. 10. 12. 101. 102 u. s. w.), damit es mir unbenommen bleibe, später monographisch einzelne Schu-

Digitized by Google

len ausführlicher zu behandeln: diese soll nicht bloſs eine Skizze auch von der bekannten Schule entwerfen, sondern sie soll sogar nachweisen, wie diese einzelne Schule in die Scholastik eingegriffen habe. Sieht Hr. R. denn nicht, daſs — abgesehen von meinem essai, der einen ganz andern Zweck zu haben bekennt, — eine solche Arbeit gar nicht von dem Orientalisten, sondern nur von dem Historiker der Philosophie, von Hrn. R. selbst, gefordert werden darf? Doch Hr. R. treibt die Artigkeit noch weiter. Indem er nämlich alle jene Anforderungen macht, muſs er meinen essai wirklich für eine Geschichte der arabischen Philosophie ausgeben. Wie sich derselbe aber dazu verhalte, habe ich S. 101 ausdrücklich gesagt: nous sommes bien loin de vouloir prétendre que notre *aperçu* (über die verschiedenen philosophischen Schulen) soit complet, ou même qu'il présente une juste appréciation de leurs travaux: nous avouons, au contraire, hautement que tout ce que nous dirons, ne peut donner qu'une *idée très-générale* de ces travaux dont nous regrettons plus que personne la défectuosité. Une appréciation critique de la valeur des différentes doctrines, de leur origine, de leur marche et de leur développement au milieu de la philosophie générale (das heiſst doch wohl, nach meiner Meinung, eine eigentliche Geschichte) quelque facile qu'elle eût été en beaucoup d'occasions, *n'est pas de notre ressort*; *c'est à l'histoire de la philosophie d'y aviser: nous ne faisons ici que fournir des matériaux*. Wie, wenn ich selbst erkläre: nous ne faisons ici que fournir des matériaux, sieht Hr. R. dann nicht, daſs ich ihm noch eine Arbeit hinterlassen will? Sieht Hr. R. nicht, daſs ich mich nur als Handlanger stelle für die Herren, welche die Geschichte der Philosophie schreiben? Hr. R. muſs jedoch meine Dienstwilligkeit nicht so weit miſsbrauchen wollen, daſs er mir noch aufträgt, ihm für seinen Zweck die lateinischen Uebersetzungen zu excerpiren. Dazu bin ich, einstweilen wenigstens, nicht geneigt. Hr. R. jedoch will diese und hundert andere Stellen gar nicht begreifen; er will mich nun einmal ganz und gar zum Historiker der Philosophie machen und nennt mich S. 21 ausdrücklich „den neuesten Geschichtschreiber „der arabischen Philosophie". Wenn das nicht Ironie sein soll, so muſs ich gestehen, daſs der Hr. Prof. an seine Fachwissenschaft keine groſse Anforderungen zu stellen scheint; ich wenigstens bin weit entfernt zu glauben, daſs eine kurze übersichtliche Darstellung über die bei einer Nation vorkommenden philosophischen Richtungen auf den Namen einer Geschichte der Philosophie Anspruch habe: ich denke, daſs zu einer Geschichte noch etwas mehr gehört.

Die „nicht unbedeutenden Irrthümer", welche nach Hrn. R. in „dem Wenigen", was ich über jene Schule gesagt, vorkommen, bleibt er mir nachzuweisen schuldig: mit bloſsen Machtsprüchen ist nichts abgethan.

Hr. R. fährt fort: „Und nicht allein vernachläſsigt „hat er diesen Theil seiner Aufgabe, sondern es kom„men in seiner Schrift auch Aeuſserungen vor, welche „Andere davon abhalten möchten den arabischen Ari„stotelikern sorgfältiger nachzuforschen". — Ich denke mit „der Aufgabe" jetzt wohl im Reinen zu sein, sonst will ich Hrn. R. zum Troste noch hinzufügen, daſs, wenn ich eine *Geschichte der arabischen Philosophie* hätte veröffentlichen wollen, die Aristoteliker sicherlich über die Hälfte des ganzen Buches eingenommen haben würden, während ich ihrer jetzt nur gedacht habe, weil die andern Schulen sich beständig auf sie als auf die eigentlichen Träger der philosophischen Bildung berufen. Inwiefern aber meine Aeuſserungen Andere von genauerer Nachforschung abhalten können, mögen die Leser meines Buches entscheiden: wenigstens könnte ich hundert Stellen anführen, um gerade das Gegentheil dadurch darzuthun. Ich erlaube mir nur ein Paar derselben zu citiren. S. 4 heiſst es: je suis persuadé pour mon compte, que plus on se familiarisera avec les auteurs musulmans, plus on se convaincra de l'immense influence qu'ils ont eue sur la Scholastique. Vgl. ferner die ganze S. 8, wo ich namentlich behaupte: il y a dans la Scholastique plus d'idées qu'on ne le suppose, dont le mérite revient aux Arabes (nämlich den Aristotelikern, wie der Zusammenhang zeigt), et je suis sûr qu'une étude plus approfondie de leurs oeuvres philosophiques mettra cette assertion hors de doute etc. etc.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 92.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

Ueber unsere Kenntniſs der arabischen Philosophie und besonders über die Philosphie der orthodoxen arabischen Dogmatiker von Heinr. Ritter.

(Fortsetzung.)

Wenn ich auf wichtige Fragen aufmerksam mache, deren Lösung vom Studium der arabischen Philosophen zu erwarten steht (S. 1), wenn ich ausdrücklich behaupte, daſs selbst Albert d. G. u. a. berühmte Männer des M. A. mehr aus den arabischen Philosophen geschöpft haben, als man bisher geglaubt (S. 8), heiſst das Andere von der Durchforschung derselben abhalten? Wenn ich ein um's andere Mal erkläre, daſs ich nur sehr wenig geliefert, daſs ich noch nicht mal im Stande sei eine richtige Vorstellung von der philosophischen Thätigkeit der Araber zu geben, heiſst das nicht vielmehr zum Studium dieses Gebietes anfeuern?

Doch Hr. R. behauptet von mir noch mehr. „Er meint", führt Hr. R. fort, „daſs die arabischen Aristo„teliker keinen Anspruch darauf machen können unsere „Aufmerksamkeit festzuhalten". Hier die von Hrn. R. angezogene Stelle S. 131. Dès lors le nombre des soi-disant philosophes s'accrut d'une manière presque incroyable; les listes de leurs noms et de leurs ouvrages forment, à elles seules, des volumes entiers. Nachdem ich nun vierzehn der bei den Arabern für die berühmtesten geltenden Philosophen angeführt und unter diesen wiederum Alfârâbî und Ibn Sînâ als die bei weitem vorzüglichsten bezeichnet habe, fahre ich fort: Quoi qu'en disent cependant les Arabes, tous ces hommes, très-illustres dans leur patrie, n'ont point de titres suffisants pour fixer spécialement notre attention". Wie, Hr. Prof., *tous ces hommes* n'ont point de titres suffisants pour fixer *spécialement* notre attention heiſst das: „die arabischen Aristoteliker können keinen An„spruch darauf machen unsere Aufmerksamkeit fest„zuhalten"? Heiſst denn tous ces hommes so viel als aucun de ces hommes? und ist nicht gerade durch spécialement der Sinn auf's Bestimmteste angegeben? „Alle diese Männer speciell zu behandeln, das sei der „Mühe nicht werth", so lautet die Phrase, und Hr. R. hätte für seine Deutung noch viel füglicher eine Stelle auf S. 10 citiren können, wo ich fast dasselbe sage; aber Hr. R. hat wohl gemerkt, daſs es dort nur gesagt sei um darzuthun, daſs man unmöglich alle arabische Philosophen einzeln behandeln könne, daſs man vielmehr das allen gemeinsame System hinstellen müsse und dann die etwaigen Abweichungen Einzelner bei den betreffenden Lehren beiläufig bemerken könne. Und das ist natürlich auch der Sinn dieser Stelle. Sieht Hr. R. aber auſserdem nicht, daſs das tous ces hommes nicht sowohl auf die namentlich angeführten vierzehn Männer als besonders auch auf diejenigen sich bezieht, von denen es oben heiſst: les listes de leurs noms et de leurs ouvrages forment, à elles seules, des volumes entiers? Und wenn ich nun Hrn. R. sage, daſs ich ihm eine Liste von wenigstens hundert Namen sogenannter „berühmter" Philosophen vorlegen kann, daſs es deren aber noch unvergleichlich mehr gibt; wenn ich ihm sage, daſs *bloſs* die angeführten vierzehn „Berühmtesten" zusammen wenigstens über 500 Schriften verfaſst haben: wird er dann noch glauben, daſs eine specielle Darstellung der Lehren aller dieser Leute Noth thue? — Doch ich gehe zu dem andern Theile des Vorwurfs über. Hr. R. sagt, ich meine, „daſs bei allen arabischen Aristotelikern sich „dieselben Grundsätze, dieselben Ergebnisse, dieselbe „Methode zeigen; sie wären Nachbeter des Aristoteles, „welchen sie mit Hülfe Neuplatonischer Erklärer ver„stehen gelernt hätten, und wenn Verschiedenheiten „der Meinung bei ihnen stattfänden, so liefen dieselben nur darauf hinaus, ob sie mehr oder weniger dem

Digitized by Google

„Aristoteles oder seinen Neuplatonischen Auslegern „gefolgt wären". Hier was ich meine: Ce sont chez tous les mêmes principes, les mêmes résultats, la même méthode et la différence entre eux ne tient qu'au degré de fidélité avec lequel ils se sont attachés ou spécialement à Aristote ou à ses commentateurs néoplatoniciens. — Zuvörderst muſs ich bemerken, daſs Hr. R. überall das Wort *arabische Aristoteliker* von denen gebraucht, welche ich nach arabischer Sprechweise philosophes oder philosophes proprement dits genannt habe, und die, wie man sieht, wirklich Aristoteliker waren. Der § aber, aus dem vorstehende Stelle gezogen, sollte, wie die Ueberschrift angibt, erklären, was man unter *Philosophen* zu verstehen habe. Um dies in kurzen Worten zu thun, sagte ich, daſs bei allen, welche die Araber vorzugsweise Philosophen nennen, wie zahlreich und wie berühmt sie auch seien, dieselben Principien und Ergebnisse, dieselbe Methode herrschen; daſs alle den durch Neuplatonismus mehr oder minder modificirten Lehren des Aristoteles anhangen. Das heiſst doch mit andern Worten wohl, daſs die, welche die Araber vorzugsweise *Philosophen* nennen, nur Eine Richtung verfolgen, nur Eine Schule bilden; kurz daſs sie Aristoteliker seien. Hr. R. ist schon dadurch meiner Ansicht, daſs er sie alle mit dem gemeinsamen Namen *Aristoteliker* bezeichnet, eine Benennung, die Hr. R. selbst ihnen gegeben. Er erkennt dadurch wenigstens an, daſs diese Leute in ihren Principien, Resultaten u. s. w. jedenfalls die *Hauptsachen* gemein haben, und dies allein befugt in einer so allgemeinen Skizze, wie die vorliegende, zu den von mir gebrauchten Ausdrücken. Weſshalb streitet Hr. R. dann noch? — Aber, das Wort auch in der engern Bedeutung gefaſst, wiederhole ich nochmals, daſs bei allen sogenannten Philosophen, oder, wenn Hr. R. jetzt will, Aristotelikern Grundsätze, Ergebnisse und Methode im Wesentlichen gleich sind. Und ich füge noch hinzu, daſs, wenn ich S. 10 von diesen unzähligen „berühmten" Philosophen gesagt, „daſs sie bei „weitem nicht alle werth seien, gelesen zu werden, da „sie sich auf eine so arge Weise wiederholen, daſs „man oft ganze Bände durchlaufen könne ohne eine „neue Ansicht, eine eigenthümliche Auffassungsweise „zu finden"; daſs, sage ich, dies allerdings etwas hyperbolisch ist, aber der Wahrheit viel näher kommt, als es Hrn. R. bedünken will. Daſs hier nur von den Hauptsachen die Rede sein kann, versteht sich ohne Weiteres. Die wahrhaft ruhmwürdigen Philosophen sind bei den Arabern eben so wenig als anderswo zu Hunderten aufgestanden, wie gern es die Araber uns auch glauben machen möchten. Freilich, wie ich das ausdrücklich bemerkte, kenne ich sie bei weitem nicht alle; ich kenne selbst von den vierzehn Ausgezeichnetsten verhältnisſmäſsig nur wenige Schriften: aber die Erwähnungen, welche sich darin von vielen andern finden, berechtigen mich wohl so ziemlich zu jener Behauptung, um so mehr, da gerade das Abweichende und Ungewöhnliche angemerkt zu werden pflegt. Wenn Hr. R. mich aber die zwei oder drei berühmtesten sagen läſst, was ich von jener Masse von Männern behaupte, so erscheint mein Ausspruch allerdings etwas stark: indessen selbst diese wiederholen sich in vielen und zwar den wesentlichsten Puncten. — Um meine Worte noch besser seinen Deutungen anzubequemen, hat Hr. R. folgende Phrase *hineinübersetzt*: „sie wären Nachbeter des Aristoteles, welchen sie mit „Hülfe Neuplatonischer Erklärer verstehen gelernt hät„ten". Woher Hr. R. dieses genommen, weiſs ich nicht und muſs es ihm darum überlassen zuzusehen, wie er das mit der schuldigen Wahrheitstreue eines Berichterstatters vereinigen könne. Wenigstens habe ich die arabischen Philosophen nie *Nachbeter*, oft aber *Fortsetzer* oder auch Nachfolger und Anhänger des Aristoteles genannt. Wohl haben sie sich, und zwar sehr häufig, einander nachgebetet, nicht aber den Aristoteles, dessen durch Neuplatonismus gefärbte Lehren aus den Keimen heraus in ihren Folgen zu *entwickeln*, ich eben als eigentliche Aufgabe der Aristoteliker bezeichnete, und sie darum *treue Fortsetzer* des aristotelischen Systemes nannte, vgl. S. 102. Continuateurs fidèles d'Aristote, ils ne font que développer ses données, préciser selon le besoin les faits et en déduire les conséquences.

Aus der Behauptung, daſs die sogenannten „be„rühmten" Aristoteliker nicht alle eine specielle Darstellung verdienen, weil sie sich durchgängig im Wesentlichen wiederholen, hat Hr. R. nun als erwiesen angenommen, daſs ich sie *alle verachte*, und er fährt daher also fort: „Diese Verachtung der arabischen „Aristoteliker erstreckt sich sogar über die ganze ara„bische Philosophie; er spricht ihr alle originelle Ge„danken ab". — Sollte Hr. R. es wirklich glauben,

Digitized by Google

dafs ein Mann, der seit einer Reihe von Jahren die philosophischen und theologischen Bestrebungen der Araber zu seinem besondern Studium gemacht hat (wie dies Hr. R. wohl weifs, weil er meine 1836 erschienenen documenta philos. Arab. anführt, und ich es aufserdem in der Vorrede zum essai ausdrücklich bemerkte), das Object seiner Studien verachte? Das Studium eines Gegenstandes setzt doch wohl eine Neigung dazu voraus: wie aber kann ein Mensch jahrelang so paradox sein, dem seine Neigung zu widmen, was er verachtet? Ich verachte die Aristoteliker? Wer hat denn das Studium derselben dringender empfohlen als ich? vgl. oben. Seit wann hat jemand mehr als ich auf das Verhältnifs derselben zu den Scholastikern hingewiesen? S. 7. 8. 10. Habe ich nicht S. 103 in möglichst kurzen Andeutungen die vorzüglichsten Verdienste erwähnt, die sie sich um die Philosophie im Allgemeinen erworben? S. 10 habe ich sogar behauptet, dafs ihre philosophischen Verdienste, meiner Meinung nach, gröfser seien als die sämmtlicher Scholastiker. Schätze ich sie etwa geringer als die andern arabischen Schulen? Dann sehe man S. 130: „La secte *la plus importante* pour l'histoire de la philosophie chez les Arabes comprend .... les Philosophes (d. i. Aristoteliker)" und auf derselben Seite: Ce sont eux (die Arist.) qui en acceptant et en introduisant le système du Stagirite parmi les Arabes, produisirent le mouvement philosophique de leurs compatriotes, et c'est autour d'eux que toutes les autres sectes se groupent, comme autour de leur mère commune. Das nennt Hr. R. verachten! Doch ich verachte ja die ganze arabische Philosophie; ich spreche ihr, nach Hrn. R., alle originelle Gedanken ab. Hier die von Hrn. R. zum Beweise angezogene Stelle, wobei ich es wiederum den Lesern überlasse, die Interpretationskunst des Hrn. Prof.'s zu bewundern. Nachdem ich zuerst gesagt habe, dafs man, streng genommen, nicht von einer *arabischen* Philosophie reden dürfe, wie man von einer *griechischen*, *deutschen* Philosophie u. s. w. spreche, weil die Araber eigentlich nur die griechische Philosophie auf ihre Weise bearbeitet haben, heifst es S. 4: Une philosophie particulière, basée sur des principes indigènes et développée systématiquement, ne s'est jamais fait jour chez les Arabes. Mais quoiqu'ils n'aient point inventé de système philosophique, dans les sens rigoureux de ce mot, et que cette absence d'originalité diminue de beaucoup l'importance de leurs travaux, il ne s'en suit pas que leurs recherches ne puissent avoir pour nous aucun interêt. Si cela était, l'histoire de la philosophie en général serait restreinte à très-peu de chose, et je voudrais bien savoir ce qui resterait de la philosophie moderne, par exemple, si l'on en ôtait tout ce qui est dû à l'influence des anciens. Les Arabes, au reste, n'ont jamais eu la prétention d'être originaux: ils se proclament partout les héritiers des Grecs, et ils étaient si fiers de s'appeler les disciples d'Aristote qu'ils ont eu la manie de faire remonter jusqu'à lui ce qu'ils avaient inventé eux-mêmes. Schliefsen diese Worte eine Verachtung ein? Sind sie nicht vielmehr eine deutliche Apologie für die philosophischen Bestrebungen der Araber? Doch über den Sinn brauche ich ja mit Niemanden zu rechten. Aus den Worten: quoiqu'ils n'aient point inventé de système philosophique dans le sens rigoureux de ce mot et que cette absence d'originalité etc. liest Hr. R. heraus, dafs „ich „der arabischen Philosophie alle originelle Gedanken „absprecbe". Heifst das mit historischer Treue berichten? Schon der blofse Zusammenhang zeigt, dafs ich das Wort *Originalität* nicht in dem laxen Sinne des Hrn. R. fasse, — der in dem einzigen Averroes so *viele* Originalität findet, — sondern, dafs ich es in seiner eigentlichen Bedeutung festhaltend, einer Philosophie nur dann Originalität zuerkenne, wenn sie aus dem innern Gesammtleben einer Nation, aus den intellectuellen, religiösen und sittlichen Bedürfnissen derselben direct hervorgegangen ist, wie bei den Griechen, den Indern und mehr oder minder bei der neuern deutschen Philosophie; nicht aber als ein Fremdes, Fertiges, von einem andern Volke Ererbtes überkommen wird, wie dies bei den Arabern der Fall war. Doch über den Sinn kann kein Unbefangener zweifeln. Ich führe hier gleich eine andere Stelle an, die Hr. R. zwar übergeht, welche aber nach seiner Weise verzerrt, noch bequemer zu seinen Deutungen hätte benutzt werden können. S. 9 heifst es: il n'y a pas chez eux de génies philosophiques; allein man lese den Nachsatz: pas plus qu'il n'y en a dans notre Scholastique, und Jeder wird sehen, was ich unter génie verstehe: denn die sogenannten *genialen* Köpfe haben doch auch den Scholastikern gewifs nicht gefehlt.

Hr. R. der nun einmal zur Gewinnung einer Polemik gegen mich alle meine Aussprüche umkehrt, um

Digitized by Google

schliefslich meiner Meinung zu sein, unterstellt mir die Behauptung, dafs „die Philosophen bei den Arabern „so reine Kanäle gewesen seien, durch welche die Ge„danken der Griechen ihren Durchgang zu uns genom„men hätten". Natürlich ist mir dergleichen Geschwatze nicht in den Sinn gekommen; jeder vernünftige Mensch sieht ein, dafs, wären die Araber blofse „reine Kanäle" griechischer Wissenschaft gewesen, mein essai gar nicht hätte geschrieben werden können. Statt langer Widerlegung citire ich nur die Stelle, worin meine Ansicht über das Wesen der arabischen Aristoteliker enthalten ist. S. 6 Les autres modifications apportées par eux à la philosophie aristotélicienne, ou dérivent directement de celle-ci (der Emanationstheorie), ou furent des résultats contenus déjà en germe dans Aristote. Ces résultats sont décidément pour nous les points les plus importants dans la philosophie des Arabes; ils forment, pour ainsi dire, la chaine qui joint l'ancienne philosophie à la Scholastique, et c'est surtout à cet égard que les travaux des Arabes méritent une place dans l'histoire générale de la philosophie. Das ist doch wohl gerade das Gegentheil von dem, was Hr. R. mich sagen läfst. Bereits oben ist bemerkt, dafs die aristotelische Lehre bei keinem arabischen Philosophen ganz frei von Syncretismus geblieben sei (S. 6); im essai ist angegeben, dafs die Araber schon Nominalisten, Realisten, Conceptualisten gehabt, dafs Albert's d. G. Philosophie gerade in den Hauptsätzen den arabischen Aristotelikern, dem Inhalte nach, vindicirt werden könne; es ist angedeutet, dafs es sich ähnlich mit vielen andern Scholastikern verhalte, und dafs man in einigen Puncten der Psychologie die Araber sogar als Vorläufer Locke's und Wolf's betrachten könne (S. 150. 7. 8. 104 u. s. w.). Wie Hr. R. aus solchen Aeufserungen „reine Kanäle" herausfindet, gestehe ich gern, nicht zu begreifen.

Nachdem nun Hr. R. mit sehr gelehrter Miene dies von ihm selbst geschaffene Phantom zu verscheuchen gesucht hat, fährt er fort: „Aber es hat die „gröfste Unwahrscheinlichkeit, dafs es sich so verhalte. „Ich wüfste in der Geschichte keine reine Aristoteli„ker, keine reine Platoniker nachzuweisen". Freilich, Hr. Prof., ist das nicht nur unwahrscheinlich, sondern ich wüfste auch Niemanden, der so etwas sagen könnte: meine documenta phil. Arab. und mein essai weisen auf jeder Seite das Gegentheil nach.

Weiter: „Es liegt uns eine ziemliche Zahl von „Schriften der arabischen Aristoteliker vor, welche „zeigen, dafs die Meinung Schmölders's irrig ist. „Was er dagegen einwenden möchte, kann nicht von „grofsem Belange sein, da er eingesteht, dafs er nur „wenige Schriften der arabischen Aristoteliker kenne „u. s. w." Was ich dagegen einzuwenden habe, ist allerdings von *grofsem Belange*. Ich will nicht, dafs Hr. R. seine Einfälle der gelehrten Welt für meine Behauptungen ausgebe. Freilich habe ich mich S. 132 gern beschieden zu sagen: Je ne connais pas, il est vrai, beaucoup d'ouvrages de ces écrivains; allein die Stelle klingt im Zusammenhange doch wahrlich nicht so armselig, wie es Hr. R. glauben machen möchte. Es ist dieses die nämliche Stelle, die ich zum Theil schon oben anführte, und erinnere ich hier blofs daran, dafs ces écrivains eben dieselben sind, von denen ich sagte: les listes de leurs noms et de leurs ouvrages forment, à elles seules, de volumes entiers. Und dies bestätige ich nicht nur, sondern füge auch hinzu, dafs sowohl die Pariser als Berliner Bibliothek über diese ganze Schule verhältnifsmäfsig nur wenige Quellen besitzt. Dessen ungeachtet versichere ich Hrn. R., dafs ich ihm nöthigenfalls eine Menge von Abschriften und Auszügen aus arabischen Aristotelikern vorlegen kann, die er wohl nicht mal dem Namen nach kennt.

„Aber warum", heifst es ferner, „hat er sich der „lateinischen Uebersetzungen nicht bedient, welche „gedruckt sind"? Wenn Hr. R. hierauf noch eine Antwort verlangen sollte, so erkläre ich kurz: 1) weil mein essai keine Geschichte der Aristoteliker sein will; 2) weil es, wenn lateinische Quellen vorliegen, nicht mehr Sache des Orientalisten, sondern des Geschichtschreibers der Philosophie ist, dieselben zu verarbeiten. Der Orientalist erfüllt vollständig seine Pflicht, wenn er die Herren Historiker mit neuen, ihnen unbekannten Materialien versieht, wie dies mein essai, nach Hrn. R.'s eigenem Geständnisse, gethan hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 93.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

Ueber unsere Kenntnifs der arabischen Philosophie und besonders über die Philosophie der orthodoxen arabischen Dogmatiker von Heinr. Ritter.

(Fortsetzung.)

Zum Ueberflusse bemerke ich jedoch Hrn. R., dafs, wenn (wozu ich die Hoffnung noch nicht aufgebe) die authentischen Quellen mir je so viele und so wichtige Aufschlüsse über diese Schule liefern sollten, dafs ich glauben darf, eine durchgreifende Berichtigung des durch die lateinischen Versionen bis jetzt bekannten Stoffes vornehmen zu können, ich auch auf die Aristoteliker speciell zurückkommen werde. Bis dahin aber überlasse *ich* wenigstens es den Historikern der Philosophie nach den lateinischen Hülfsmitteln zu arbeiten, die, wie Hr. R. selbst gesteht, zu einer allgemeinen Würdigung wohl ziemlich hinreichen. Um Hrn. R. jedoch zu zeigen, dafs dieser Entschlufs nicht etwa erst von gestern her ist, erwähne ich blofs, dafs nicht allein das Wissenswürdigste, was ich über die Aristoteliker in arabischen Quellen der Pariser Bibliothek gefunden, in Kopien und Auszügen vor mir liegt; sondern dafs ich auch alle gedruckte lateinische u. a. Uebersetzungen, deren ich habhaft werden konnte und aufserdem noch eine Anzahl ungedruckter handschriftlicher lateinischer Uebersetzungen so ziemlich durchgelesen und letztere theilweise excerpirt habe. Wenn ich dessen ungeachtet nur wenige Aristoteliker zu kennen eingestehe, so sieht Hr. R. wohl ein, dafs ich höhere Ansprüche an eine Arbeit stelle, die sich für eine *Geschichte* der arabischen Aristoteliker ausgeben darf. Sollte aber Hr. R. diese Angabe über meine Quellenstudien bezweifeln wollen, so würde ich mich sehr versucht fühlen, statt alles Gegenbeweises ihm keck die Behauptung entgegenzustellen, dafs er zu der Zeit, als er vorliegende Abhandlung schrieb, noch *bei weitem nicht alle* gedruckte lateinische Uebersetzungen arabischer Aristoteliker durchstudirt hatte, welche sich auf der Göttinger Bibliothek befinden. Hr. R. möge hieraus ermessen, dafs ich doch wohl so ziemlich wissen mufs, was in diesen lateinischen Uebersetzungen zu finden ist. Wenn darum Hrn. R. manche meiner Behauptungen anders erschienen, als er sich bis dahin die Sachen angesehen, so hätte er das seiner geringen Kenntnifs dieses Gebietes zuschreiben, nicht aber mich der Quellenunkunde verdächtigen, viel weniger meine Worte entstellen und verdrehen sollen.

Nachträglich S. 21 wirft Hr. R. mir noch vor, was er schon in der Einleitung angedeutet hatte, ich habe „Verdacht erregt gegen die lateinischen Uebersetzun„gen der arabischen Aristoteliker". Ich fordere Sie auf Hr. Prof., mir die Stelle zu nennen, wo ich dies gethan; widrigenfalls erkläre ich ihre Worte für *grobe Unwahrheit*. In meinem ganzen essai sind die lateinischen Uebersetzungen der arabischen Aristoteliker mit *keinem* Worte, weder lobend noch tadelnd, erwähnt, weil ich mich überhaupt mit den im Allgemeinen bekannten Aristotelikern im essai nicht zu befassen hatte.

Indem Hr. R. zu den Dogmatikern übergeht und hierbei, ohne auch nur ein Wort davon zu sagen, ganz meiner Anleitung folgt, verfällt er, wie es bei solchen absichtlichen Reticenzen häufig geschieht, in allerlei Behauptungen, die ein mit diesen Gegenständen Vertrauter nur belächeln könnte, wenn Hr. R. weniger eine Kennermiene angenommen hätte. So sagt er z. B. S. 11: „man pflegt vier Secten zu unter„scheiden, welche für die arabische Philosophie von „Wichtigkeit sind u. s. w." Mit Erlaubnifs, Hr. Prof., das *pflegt* man *gar* nicht, und die Araber selbst kennen von dieser Eintheilung nichts: ich habe sie aus Gründen gemacht, welche Sie im essai gelesen und also auch wohl gebilligt haben. Wenn Sie mir übri-

Digitized by Google

gens abschreiben, ohne meiner zu erwähnen, (was Sie überhaupt nur dann thun, wenn Sie meine Behauptungen wörtlich anzuführen genöthigt sind, oder ihnen Ihre Einfälle unterschieben möchten): so würde es doch gerathener sein, sich genauer nach meinen Worten zu richten. So sagen Sie unter andern S. 12 „Motakhallim heifst nichts anderes als Lehrer des Kelam, des „Wortes, worunter das Wort Gottes .... verstanden „wird". Abgesehen davon, dafs nach einigen Arabern das Wort noch etwas ganz anderes bedeutet, so entspricht doch auch dies meiner Angabe nicht genau genug. Motakhallim ist *einer, der sich mit dem Khalâm*, der Sprache Gottes, dem Dogma *beschäftigt*, darüber disputirt u. s. w. Von einem Dogmenlehrer ist dabei keine Rede, und ein solcher heifst auch arabisch ganz anders, indem Khalâm ursprünglich nur die *Sprache* bedeutet, welche als eins der Attribute Gottes gefafst erst durch ihr Mitgetheiltwerden an die Menschen den Begriff des Dogma in sich schliefst, und fortan auch nur eine besondere Reihe von Dogmen umfafst. „Ein Lehrer des Kelam" aber heifst gar: *ein Lehrer der Schreibfeder, des calamus*. Wenn Hr. R. kein Arabisch versteht, so sollte er auch an der Schreibweise derer nicht meistern wollen, welchen er abschreibt. So nennt Hr. R. die Mo'taziliten oder eigentlich Mo'tazilah's durchgängig *Muatazile*, ein Wort, das gar nicht Arabisch sein kann.

„Die Araber", erklärt Hr. R. kategorisch, „sind „nie zu dem Versuche gelangt, welchen unsere pro„testantische Dogmatik gemacht hat, aus den Aus„sprüchen der h. Schrift allein ihr System der Theo„logie zu ziehen". Wenn das Wort *h. Schrift* hier urgirt wird, so könnte dieser Satz als ein Sophisma gewissermafsen vertheidigt werden; soll er aber in dem Zusammenhange, worin er bei Hrn. R. steht, nicht eine bloſse nichtssagende Phrase sein, so ist er falsch, und Hr. R. hätte das Gegentheil sogar aus meinem essai ersehen können.

Hr. R. bemerkt, „dafs der Name Motakhallim wohl „nicht immer in derselben Bedeutung gebraucht wor„den sei, um beide Klassen der Dogmatiker zu um„fassen; vielmehr werde derselbe auch in einem aus„schliefsenden Sinne nur von den orthodoxen Dogma„tikern gebraucht; ich namentlich bediene mich so die„ses Namens immer und sei dies wahrscheinlich der „Sprachgebrauch der neuern Quellen, aus welchen ich „schöpfe". Hr. R. hätte über den Sprachgebrauch meiner Quellen keine Vermuthung zu machen brauchen, da ich S. 139 in einer Note angegeben habe, in welchem Sinne ich mich des Namens bedienen werde. Auch über den ersten Theil dieses Passus könnte ich Hrn. R. bloſs auf S. 136 und S. 192 verweisen; doch will ich gern schon jetzt genauere Auskunft darüber geben. Essai a. a. O. habe ich bereits gesagt, dafs die Häretiker die Ersten gewesen seien, welche sich der Philosophie bedient hätten, um ihre theologischen Sätze zu begründen. Die Häresieen der ersten Zeit drehten sich meistens um die Prädestinationslehre und die Attribute Gottes. Letztere besonders gaben vielen Anstofs, weil das göttliche Wesen dadurch zu sehr anthropomorphisirt zu werden schien. Namentlich aber dünkte das Attribut der *Sprache* manchen zu hart, und doch mufste Gott Sprache beigelegt werden, da er ja den Koran geoffenbart hatte. Hierüber nun wich man meistens von einander ab. Man stritt sich, ob der Koran von Ewigkeit her sei oder nicht; ob er Gott in dem Sinne beizulegen sei, dafs auch die Laute und Worte von ihm herrühren u. s. w.; kurz die *Sprache Gottes*, seine Worte, die Dogmen wurden Gegenstand heftiger Discussionen, welche veranlafsten, dafs man bald alle theologische Erörterungen mit dem Gesammtnamen *Khalâm, Sprache Gottes* bezeichnete, und die Disputirenden Motakhalim's hiefs (vgl. oben). Da aber vorzüglich nur die Heterodoxen dergleichen Disputationen führten, so folgt schon von selbst, dafs sie nicht nur Motakhallim's geheifsen, sondern diesen Namen wahrscheinlich selbst erfunden haben. Die Orthodoxen blieben eine geraume Zeit zurück, sie führten ihre Streite mit den Mo'taziliten, wie die Araber sagen, „nicht nach einem systematischen „Kanon, sondern in conventioneller Form", eine Bemerkung, die schon allein beweist, dafs dabei an grofse Wissenschaftlichkeit nicht zu denken war. Erst später führten sie ein wissenschaftliches Gebäude auf, wobei ihnen namentlich Asha'rî behülflich war, der, zuerst Mo'tazilit, zu den Orthodoxen übertrat, als ihm sein Lehrer Jobbâî gewisse Fragen nicht genügend beantworten konnte. So wurden die Orthodoxen jetzt auch Motakhallim's, und da wir das Sectenwesen bis jetzt nur durch sie kennen, so ist es natürlich, dafs sie sich selbst schlechtweg Motakhallim's nennen, von den Häretikern aber diesen Namen entweder gar nicht,

Digitized by Google

oder doch meist nur mit dem Zusatze des Sectennamens gebrauchen.

Hr. R. will „einen sehr verbreiteten Irrthum er„wähnen". „Man hat gewöhnlich angenommen", sagt er, „die Lehren der arabischen Dogmatiker hätten sich „erst vermittelst der aristotelischen Philosophie ent„wickelt u. s. w." Nach den eben und essai S. 136 gegebenen Bemerkungen über das Verhältnifs der Orthodoxen zu den Mo'tazilah's wird Hr. R. wohl einsehen, dafs ein „sehr verbreiteter Irrthum" hier gar nicht vorliegt. Wie es einerseits ganz ausgemacht ist, dafs die Häresie der Mo'taziliten nicht erst durch die Philosophie *hervorgerufen* wurde, so ist es andererseits durch die ausdrücklichen Zeugnisse der Araber (z. B. Shahrestani's) verbürgt, dafs die mo'tazilischen Lehren sich erst nach dem Bekanntwerden der aristotelischen Philosophie *wissenschaftlich entwickelt* haben. S. 194 habe ich dies schon angedeutet.

Hr. R. die Darstellung der Lehre der Motakhallim's beginnend sagt von mir: „Je mehr wir ihm dafür „dankbar sein müssen, um so aufrichtiger thut es uns „Leid, die Schwäche auch dieses Theiles seiner Arbeit „nicht verschweigen zu dürfen". Schön Dank, Hr. Prof., für das aufrichtige Leidwesen und als Entgeltung dafür die Bemerkung, dafs es mir, wenn auch nicht sehr „aufrichtig", Leid thut, dafs der Hr. Prof. durch Angabe der „Schwächen" sich so viele Blöfsen gegeben hat. Hier sind die „Schwächen: „Auch in ihm hat „er alle Hülfe der ältern Angaben, der lateinischen „Uebersetzungen des Averroes und des Moses Maimo„nides verschmäht. Und doch müssen wir sagen, dafs „die Darstellung, welche Schmölders gibt, nicht nur „durch jene Uebersetzungen bestätigt wird, sondern in „den wesentlichsten Puncten durch sie erst ihr volles „Licht erhält". Wenn Ihnen das Ernst ist, Hr. Prof., dann hätten Sie bei der Darstellung des Systems nicht so sehr mir abschreiben sollen als vielmehr dem Averroes und Maimonides. Der Phrasen, die Sie aus beiden schöpfen konnten, sind verhältnifsmäfsig doch sehr wenige und Sie haben dieselben dann sorgfältig genug citirt, so dafs es den äufsern Schein gewinnt, als haben Sie jene beiden fast eben so stark als mich benutzt. Doch zur Sache. — Unter den „ältern An„gaben" versteht Hr. R., wie er selbst sagt, die spärlichen Notizen, welche über unsern Gegenstand bei Marraccius, Pocock und Sale vorkommen. Nun ist es in der That eine etwas drollige Zumuthung, dafs, während mir die vollständigen Quellen vorliegen, woraus jene Männer schöpften, ich mich dennoch auch auf diese berufen soll. Was diese Autoren anführen, ist gröfstentheils dem Shahrestâni und solchen Werken entnommen, die ich als meine vorzüglichsten Quellen angegeben und hundertmal benutzt habe. Oder wird Hr. R., wenn er etwa über Aristoteles schreibt, bei Angabe der aristotelischen Worte auch alle Bücher mitnennen, worin jene Worte schon von Andern angeführt sind? Ich wenigstens bedanke mich für solchen Citateneifer. — Ich habe aber ja, bemerkt Hr. R., die lateinischen Uebersetzungen des Averroes und Maimonides verschmäht, und, wie Hr. R. sagt, bin ich noch weiter gegangen. „Er hat gegen die Angaben des Mo„ses Maimonides über die Lehren der Motakhallim's „Verdacht erregt". In der That hat Hr. R. hier die Wahrheit berichtet, obgleich seine Ausdrücke *verschmähen*, *Verdacht erregen* ein bischen zu gehässig klingen. Meine Worte lauten: Moyse Maimonide ne mérite pas au reste une confiance sans réserve dans ce qu'il rapporte sur les Motakhallim's. Dafs aber mein Rath zur Vorsicht bei Benutzung des Maimoniden für diese Schule gegründet ist und bleibt, Hrn. R. möge das *scheinen* wollen oder nicht, habe ich bewiesen. Wenn Maim. den Dogmatikern als eins ihrer Hauptprincipien einen Satz zuschreibt, der sich nicht nur bei Keinem der mir bekannten, ziemlich zahlreichen Dogmatikern wiederfindet, während diese selbst alle über ihre Principien einig sind, sondern der sogar mit ihren Grundsätzen in offenbarem Widerspruche steht: so reicht dies, noch abgesehen von den andern nicht stimmenden Angaben, allein wohl hin, um die Notizen des Maimoniden für meinen Zweck nicht zu gebrauchen. Wenn ich ferner im lateinischen Averroes manche Angaben finde, die mit den authentischen Berichten nicht vereinbar scheinen, warum soll ich dann die Bemerkungen dieser Männer Andern empfehlen, oder gar selbst gebrauchen, da es mir an vollständigen, ächten, einheimischen Quellen gar nicht fehlt. Ist es denn nicht Thorheit, bei völlig hinreichenden Quellen mich auch noch solcher zu bedienen, die damit in Widerspruch sind und die Männer zu Verfassern haben, welche ihren Stolz darin setzen, die Dogmati-

Digitized by Google

ker lächerlich zu machen? Jedenfalls werden diese selbst ihre Lehren doch wohl besser und genauer kennen als fremde Philosophen, und Hr. R. selbst kann ja die aus Maimonides von mir angeführten Sätze mit denen der Motakhallim's nicht reimen, ohne auf eine Menge von Hypothesen einzugehen, deren jede wieder eine andere bedingt und die sich factisch als unwahr erweisen, wie wir gleich sehen werden.

Hr. R. hält meine Meinung, dass der Maimonide die Schriften der Motakhallim's nicht aus eigener Ansicht gekannt habe, für sehr unwahrscheinlich. Hr. R. mag das thun: ich weiss wohl, dass Hr. R. auch meine auf authentischen Quellen beruhenden Behauptungen gern bezweifelt; ich aber habe, bei aller Verehrung für Maimonides, einstweilen Grund genug, diese Meinung so lange festzuhalten, bis mir aus andern Dogmatikern nachgewiesen wird, dass diese wirklich auch die von Maimonides ihnen beigelegten Lehren und Principien bekannt haben. Die Stelle im essai lautet so: Vantant et exagérant outre mesure le mérite des Philosophes arabes (d. i. Aristoteliker), Maimonide, en cela comme dans ses propres doctrines, fidèle disciple d'Ibn-Roshd (im essai steht irrthümlich Aboû-Roshd), traite continuellement les Motakhallim's d'imbéciles, ce qui semble prouver qu'il ne les a connus que sur les faux rapports de leurs adversaires etc. Hr. R. wirft ein, ich hätte Moses Maim. als getreuen Schüler des Averroes betrachtet, was „in allen Puncten falsch „sei, da Maim. weder dem Systeme des Averroes an„hange, noch dessen Schüler sei". Wenn Hr. R. hierbei auch „alle Puncte" beachtet zu haben meint, so ist ihm doch einer entgangen. Muss bei dem Worte *disciple* denn durchaus an das bestimmte Verhältniss des Lernenden zum Lehrenden gedacht werden? Wie lächerlich würde nicht unsere Stelle klingen, wollte man mit Hrn. R. übersetzen: „im Rühmen und Ueberschätzen „ein Schüler des Averroes"! disciple heisst hier, wie oft *Nachahmer*. Uebrigens möge Hr. R. nicht glauben, dass diese Erklärung ein Ausflucht smittel sein solle. Ich weiss sehr wohl, dass es in neuester Zeit bestritten worden, dass der Maimonide wirklich Averroes Schüler gewesen; indessen, wie apodictisch Hr. R. sich auch darüber ausdrücken mag, die Sache selbst ist noch lange nicht ausser allen Zweifel gestellt, und unter den Arabern gibt es viele glaubwürdige Gewährsmänner, die den Maimoniden ausdrücklich für einen Schüler des Averroes erklären. Ohne andere Quellen anzuführen, verweise ich Hrn. R. auf Wüstenfeld's Geschichte arabischer Aerzte S. 109.

Hr. R. will aber durchaus des Maimonides Notizen als Quelle angenommen haben und da er selbst sieht, dass die Lehren nicht stimmen wollen, so sucht er meine authentischen arabischen Quellen herabzusetzen, indem er mit Emphase ausruft: „Ueberhaupt müssen „wir Schmölders das Recht absprechen, ausgehend von „seinen Quellen irgend einen wohlbegründeten Wider„spruch gegen die Angaben des Maim. zu erheben. „Denn alle die Männer, aus deren Schriften er die „Lehre der Motakhallim's geschöpft hat, sind jünger „und meistens bedeutend jünger als Moses Maimonides". Zuerst bemerke ich, dass Hr. R. wohl nur die Männer meint, welche ich als meine Führer bei der Darstellung der Lehren (que nous prendrons pour guides) angegeben habe, indem viele der gelegentlich benutzten und citirten bei weitem älter sind. So ist namentlich Shahrestâni, den ich in allen Theilen meines essai berücksichtigt habe, über 60 Jahre älter als Maim. und andere sind noch bedeutend älter als Shahrestâni. Was nun aber Râzî betrifft, den ich als Hauptquelle angegeben, so ist er 543 oder 544 geboren d. i. n. Chr. 1149 oder 1150, er starb 606 d. i. 1210. Moses Maim. ist geb. 1139 (nach Andern 1135), gest. 1208. Er starb mithin 2 Jahre früher als Râzî. Kann hier nun, was die Männer als Quellen betrifft, wohl im Ernste von einem *Jüngersein* geredet werden? Sind nicht vielmehr beide als völlige Zeitgenossen zu betrachten? Meine andere Hauptgewährsmänner für die Motakhallim's sind allerdings jünger; aber Râzî ist, nach den Zeugnissen aller Spätern, gerade einer der berühmtesten Theologen, und alle beziehen sich fortwährend auf ihn. Da er nun durchaus Zeitgenosse des Maim. ist, so möchte ich wissen, warum Maim. seine Angaben über die Motakhallim's ältern Quellen entnommen haben sollte.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

№ 94.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

Ueber unsere Kenntniſs der arabischen Philosophie und besonders über die Philosphie der orthodoxen arabischen Dogmatiker von Heinr. Ritter.

(Schluſs.)

Wäre es nicht vielmehr weit wahrscheinlicher anzunehmen, daſs der so wiſsbegierige Maim., der nun einmal die Motakhallim's für einfältige, stupide Leute hielt, gerade auf einen Zeitgenossen seine Aufmerksamkeit richtete, dessen Ruhm unter den Orthodoxen so auſserordentlich war, und von dem also auch wohl leicht Nachrichten bis zu Maim. hätten dringen können? Wer eine Secte bekämpfen will, bekämpft nicht die alten, jetzt nicht mehr gültigen Lehren, sondern er bekämpft die Lehren und die Männer, welche von den Zeitgenossen als Stützen und Träger der Secte angesehen werden. Allein ich glaube an alle diese Annahmen nicht und beharre dabei, daſs wie ausgezeichnet und vortrefflich Maim. auch ist, er hier einstweilen nur relative Auctorität bleibt. Hr. R. selbst sagt S. 24. „Ueber die Ursachen dieser verschiede„nen Lehrweise kann man verschieden denken" und da Hr. R. unter andern nun gehört hat, daſs die Araber die Motakhallim's in *ältere* und *neuere* eintheilen, so meint er, daſs die ältern vielleicht solche Lehren gehabt und Maim. aus ihnen geschöpft habe. Da ferner Rázi's auſserordentliche Verdienste um die Dogmatik überall gerühmt werden, so glaubt Hr. R. daſs Rázî vielleicht als der *Wiederhersteller* der asha'rîtischen Lehre anzusehen sei, und scheint damit andeuten zu wollen, daſs eben mit Rázî die sogenannten *neuern* Dogmatiker beginnen. — Abgesehen von den Verdiensten Rázî's entbehren sämmtliche Annahmen Hrn. R.'s alles Grundes. Hätten die sogenannten *ältern* Dogmatiker jene so abweichenden Lehren wirklich gehabt, so ist es auffallend, daſs Rázî und seine Nachfolger dies nicht erwähnen, da sie doch sonst bei jedem Satze, der sich von ihrer Meinung entfernt, die Lehre der ältern nicht bloſs referiren, sondern, wo nöthig, auch zu widerlegen suchen. Beispiele davon finden sich genug in meiner übersichtlichen Darstellung S. 146. 149. 150. 170. 175 u. s. w. Und muſste nicht gerade Rázî, wenn er von seinen Vorgängern so bedeutend abwich, dieselben um so gründlicher zu widerlegen bemüht sein? Doch ich habe alles dieses nur angeführt, um die *innere* Unwahrscheinlichkeit der Hypothesen Hrn. R.'s zu zeigen. Das Verhältniſs der *ältern* zu den *neuern* Motakhallim's ist nun aber ein ganz anderes als Hr. R. vermuthet, und ich hoffe bei einer andern Gelegenheit ausführlicher darauf zurückzukommen. Für jetzt genüge die bloſse Bemerkung Shahrestâni's, daſs schon Jobbâi zu den *neuern* Motakhallim's gehört: Jobbâi aber war der Lehrer des Asha'ri, eines Hauptbegründers der *orthodoxen* Dogmatik. Und hiermit allein fallen Hrn. R.'s Hypothesen.

Wenn Hr. R. es mir aber zum Vorwurfe macht, daſs ich Manches nur angedeutet habe, so verkennt er wieder den Zweck meines Buches, von dem ich deutlich angegeben, daſs es nichts weiter wolle als faire une esquisse générale de ces sectes. Daſs es mir aber doch gelungen sein muſs, diese esquisse générale von den Motakhallim's zu liefern, scheint Hr. R. selbst zuzugeben, da er S. 20 sagt: „das System der Mo„takhallim's können wir ziemlich gut übersehen", und S. 42: „der Kern ihrer Lehre scheint sicher zu ste„hen"; und Hr. R. würde ohne mein Buch doch wohl schwerlich zu dieser „Uebersicht des Systems" und zu diesem „Kerne" gekommen sein; sonst wenigstens wäre es zu bedauern, daſs er mit dem Excerpiren desselben sich so viele Mühe gemacht hat. Wenn aber dennoch manche philosophische Frage bei ihnen entweder ganz übergangen oder von mir nur eben angedeutet ist, so muſs man vor Allem festhalten, daſs

Digitized by Google

die Tendenz ihres Philosophirens nur eine polemische gegen die Philosophen ist, und ihnen daher manches für höchst wichtig erscheint, was für unsern Zweck nur eine untergeordnete Bedeutung hat, und umgekehrt.

Hr. R. berichtet S. 22 „die Asha'riten seien die „Theologen unter den Arabern, welche vorherrschend „in dem Rufe der Orthodoxie stehen, und ich habe „dieselben auch zur Darstellung der Lehre der Mo„takhallim's benutzt". Die erste Behauptung ist in dieser Fassung nicht richtig; sondern die Asha'riten sind vielmehr unter den orthodoxen Theologen diejenigen, welche ihre Dogmen vorherrschend wissenschaftlich zu begründen suchen: natürlich behaupten sie selbst dabei, dafs sie auch die orthodoxesten seien. Dafs ich die Asha'riten zur Darstellung der Lehre der Motakhallim's benutzt habe, ist in der That wahr. Nun aber bemerkt Hr. R. in einer Note: „Sehr auffallend „ist es, dafs Schmölders dies selbst nicht weifs". Ei, Hr. Prof., warum nicht gar? Woher weifs der Hr. Prof. es denn? Die Antwort gibt Hr. R. in derselben Note fünf Zeilen tiefer. Er verweist da nämlich unter andern auch auf meinen essai, wo ich in der That, bei Angabe meiner Hauptgewährsmänner, von einem derselben ausdrücklich bemerkte, dafs er Asha'rite gewesen. Also, ich habe es nicht gewufst und 5 Zeilen später erklärt Hr. R. selbst, dafs er es von mir erfahren, dafs ich es also doch auch wohl gewufst habe! Da ist dem Hrn. Prof. in der That die Logik durchgerannt. Ich will sogar noch hinzufügen, dafs meine Gewährsmänner *durchgängig* Asha'rîten gewesen sind. Da indessen Hr. R. so gern Alles, was er nicht gleich einsieht, meiner Unwissenheit oder Quellenunkunde zur Last legt, so will ich die Schwierigkeit lösen, welche Hrn. R. zu jener Unterstellung geführt, die sich an ihm selber so drollig rächt. Hr. R. hat, wie dies seine Abhandlung an verschiedenen Stellen beweist, noch keine richtige Vorstellung von dem Sectenwesen der Mohammedaner, und ich bin weit entfernt ihm das übel zu deuten, da überhaupt in diesen Dingen unter uns noch grofse Verwirrung herrscht, und selbst der sonst so vortreffliche Pocock diese Verwirrung eher vermehrt als vermindert hat. Die Sache verhält sich so: die Mohammedaner theilen sich, ihren religiösen Glaubenssätzen nach, in eine Menge von Secten (von denen sie gewöhnlich 73 mit Namen anführen, um dadurch einen Ausspruch Mohammed's zu rechtfertigen; die aber dem Wesen nach nicht so zahlreich sind). Diese Secten gelten entweder für orthodoxe oder für heterodoxe. Zu den orthodoxen gehören unter andern auch die Asha'rîten, und diese sind sogar diejenigen, welche ihre Lehren am wissenschaftlichsten vertheidigen. Da aber das System der Dogmatiker in drei Theile zerfällt (essai S. 139); 1) Logik, Onthologie und Physik; 2) natürliche Theologie; 3) positive Offenbarungslehre, der 3te Theil mithin für unsere philosophischen Betrachtungen nicht zur Sprache kommt, so folgt schon von selbst, dafs die andern orthodoxen Secten sich mit Fug den in den beiden ersten Theilen vorgetragenen Lehren der Asha'rîten anschliefsen konnten, in so weit sie dies ihrer individuellen philosophischen Einsicht nach für gut fanden. Im 3ten Theile aber, der positiven Glaubenslehre, weichen die Secten je nach ihrer verschiedenen Auffassung und Erklärung der Koransdogmen von einander ab. In demselben handeln sie unter andern auch von dem *Verhängnisse* und also ebenfalls von der Freiheit oder Unfreiheit des menschlichen Willens. Die Asha'rîten nun bilden eine besondere Secte, weil sie namentlich auch über diesen Punct anderer Meinung sind als die übrigen Orthodoxen. Da Asha'rî selbst ursprünglich zu den Mo'taziliten gehörte, so ist es nicht auffallend, dafs seine Auffassung dieser Lehre, obgleich sie nicht für heterodox gilt, freier und edler war, als die der meisten andern Orthodoxen und darum sagte ich nun im essai S. 196 „man „könne die Lehre der Asha'rîten ansehen als die Mitte „haltend zwischen der orthodoxen Lehre und der der „Mo'taziliten". Und so behaupte ich auch noch. In dieser Weise ist es ferner aufzufassen, wenn ich S. 135, nachdem ich bemerkt, dafs die Mo'taziliten ohne Widerrede die wichtigste Secte des Islâm bilden, behaupte, dafs die Asha'rîten eine weit geringere Bedeutung haben. Ils inclinent, fahre ich fort, tantôt vers les Motakhallim's (d. h. natürlich zu den übrigen orthodoxen Motakhallim's), tantôt vers les Mo'tazélites, et leurs doctrines religieuses ne nous intéressent pas pour notre but actuel. Obgleich Hr. R. sich nicht auf diese Stelle berufen hat, so gestehe ich doch gern, dafs sie leicht zu einer irrigen Auffassung Veranlassung geben konnte, da namentlich das *et leurs* doctrines religieuses eigentlich hätte heifsen sollen: *mais les* doctrines relig., und ich bitte die Leser meines essai die Stelle

Digitized by Google

hiernach verbessern zu wollen. Ueberhaupt haben die Asha'riten dem 3ten Theile des dogmatischen Systems eine weit philosophischere Färbung gegeben als die übrigen Orthodoxen, und, wie ich von der Lehre über die Willensfreiheit, so kann man fast von allen Puncten, worin sie von den andern Orthodoxen abweichen, sagen, dafs sie die Mitte bildeten zwischen diesen und den häretischen Mo'taziliten. Darum habe ich auch mehrmal im essai, wenn von religiösen Lehren die Rede war, nicht angestanden Orthodoxe (oder Motakhallim's schlechtweg), Asha'riten und Mo'taziliten neben einander zu stellen, obgleich, streng genommen, die Orthodoxen von selbst schon die Asha'riten in sich schliefsen. —

So viel ich sehe, hat Hr. R. mir weitere Vorwürfe nicht gemacht, und will darum auch ich auf fernere Bemerkungen über seine vorliegende Abhandlung nicht eingehen. Ich bin weit entfernt, behaupten zu wollen, dafs mein essai keine Unrichtigkeiten enthalte. Wer je mit Arbeiten ähnlicher Art beschäftigt gewesen, weifs nur zu wohl, welche Anmafsung es von mir sein würde auch nur zu glauben, dafs ich auf einem Gebiete, wo ich unter unzähligen Schwierigkeiten gröfstentheils erst Bahn brechen mufste, von Irrungen frei geblieben sei. Die Ueberzeugung indessen, dafs ich nicht ohne reifliche Erwägung und ohne vielseitige, redliche Benutzung aller mir zu Gebote stehenden Quellen meine Worte niedergeschrieben, durfte mich hoffen lassen, dafs eine *vorurtheilsfreie, sichere, ächt wissenschaftliche* Kritik mir die *wahren* Fehler aufdecken, das Mangelhafte ergänzen und gründliche Belehrung schaffen würde. In wiefern Hr. R. in vorliegender Schrift diesen Anforderungen entsprochen hat, darf ich jetzt ruhig der Beurtheilung eines jeden unbefangenen Lesers überlassen.

Vorstehende Bemerkungen waren bereits gedruckt, als mir das dictionnaire des sciences philosophiques Paris 1844 zukam, welches ebenfalls einen Artikel über die Philosophie der Araber enthält. Der Verf. S. M. hat, wie Hr. R., mir nicht nur das Nichteingehen auf die Aristoteliker zum Vorwurfe gemacht, sondern er will auch die Lehre der Motakhallim's *nur* aus Maim. geschöpft wissen, nicht aber aus meinen Quellen, „obgleich ich", wie er sagt, „versichere, mehr davon zu kennen als Maim. und Averroes". Wenn Hr. M. aus begreiflichen Gründen auch über mich den Stab bricht, so hätte er doch wenigstens die, wenn ich nicht irre, ihm zur Mitaufsicht anvertrauten arabischen Quellen nicht alle verdammen sollen, ohne sie sich wenigstens zuvor angesehen zu haben. Ich kann Hrn. R. zu einem so artigen Zusammentreffen der Ansichten nur Glück wünschen, und finde vielleicht an einem andern Orte Gelegenheit auf jenen Artikel zurückzukommen. Schmölders.

XLVI.

Io. Nic. Madvigii, professoris Havniensis, opuscula academica altera, ab ipso collecta, emendata, aucta. Havniae 1842.

Die in den letzten Wochen des Jahres 1842 ausgegebene und erst am Anfang des vorigen Jahres nach Deutschland gekommene zweite Sammlung der Madvigschen Opuscula, welche sechs, seit dem Jahre 1834 einzeln erschienene Abhandlungen, zwei Vorreden und eine Anzahl theils schon früher bekannt gemachter, theils neuer Emendationen zu verschiedenen lateinischen Schriftstellern enthält, steht zwar an Mannigfaltigkeit des Stoffes der ersten Sammlung in sofern nach, als sie fast ausschliefslich kritischen und grammatischen Inhalt ist, in Hinsicht aber auf die Bedeutung der gewonnenen Resultate so wie auf die Behandlung der Untersuchungen gehört sie zu den wichtigsten Erscheinungen, die auf diesem Gebiete uns das vorige Jahr gebracht hat. Von der Art, wie der Verf. seinen Gegenstand behandelt, reden wir nicht, insofern dieselbe mit der Individualität des Verf.'s zusammen hängt, obwohl die Klarheit, mit welcher er die verwickeltsten Probleme durchschaut und bewältigt, der richtige Blick, mit dem er stets entweder das evident Wahre oder doch etwas Passendes und Schlagendes auffindet, der sichere Gang seiner Argumentation, endlich die eben so sorgfältige und umsichtige als aller Superstition hart entgegentretende Beurtheilung handschriftlicher Ueberlieferung dem Leser die Bewunderung der Meisterschaft abnöthigt, deren sich der Verf. auch vollkommen bewufst ist *), und bei welcher man nichts vermifst, als diejenige

*) p. 320 not. Orellio „tres critici egregii huic orationi ad pristinam integritatem restituendae his annis operam impendisse" videntur „Madvig, Büchner, Klotz". O aequum in omnes et laudis non parcum iudicium, cui hi tres simul egregii videantur!

Digitized by Google

Leichtigkeit des Ausdrucks, welcher G. Hermanns grammatische Schriften auszeichnet — wir reden vielmehr davon nur in sofern, als der Verf. in dieser Sammlung ein allgemein gültiges Muster grammatischer und kritischer Untersuchung zu geben die Absicht hat. Seine Grundlage über Kritik hat Hr. M. bereits in der Vorrede zu der Ausgabe des Buchs de finibus und in der Vorrede zu den ausgewählten Reden entwickelt; auch in dem Vorwort zu dieser Sammlung sagt er: Mihi hoc semper propositum fuit, ut artem efficere conarer ex testimoniis verum via et ratione exquirendi, atqui etiam obscurata testimonia indiciaque libero ingenii motu, monstrata et definita regione, longius persequendi, tum inventa notis certis comprehendendi. Certa ab incertis quia etiam in iis, quae coniecturae appellantur, discerno, critici nomen mihi tueri videor. Von diesem Gesichtspuncte aus betrachtet haben die kritischen Abhandlungen dieser Sammlung nicht den alleinigen Zweck, die Emendation einer Anzahl einzelner Stellen ausführlich zu rechtfertigen; denn dem Verf. ist es am wenigsten entgangen, wie dem, der das Treffende einer Emendation nicht von vorn herein zu erkennen fähig ist, auch durch die ausführlichsten Demonstrationen nicht kann geholfen werden, und sowohl er beklagt sich (praef. p. V) unwillig darüber, dafs Stellen, die er evident geheilt hat, noch immer für verzweifelt gelten, als auch werden wir weiter unten Gelegenheit haben zu bemerken, wie wenig hie und da noch dem Scharfsinn des Verf.'s sein Recht widerfahren ist. Bei diesen Untersuchungen kommt es vielmehr darauf an, einmal ein Fundament für die Recension einer ganzen Schrift zu gewinnen, und dieses durch Beweise im Einzelnen zu sichern; sodann aber, die Kunst des kritischen Verfahrens, welches der Verf. befolgt, in concreto darzustellen, und von dieser Seite hat daher das Studium dieses Buches ein besonderes, von den Ergebnissen der Forschung unabhängiges Interesse.

Grammatische Untersuchungen von gröfserem Umfange enthielt die erste Sammlung der Opuscula nicht; doch zeigte sich dort in den gelegentlichen und einzelnen grammatischen Erörterungen bereits, welch ein Talent der Verf. besitzt, die geschichtliche Entwickelung eines Sprachgebrauchs bis in die leisesten Uebergänge zu verfolgen. Von demselben Talent giebt in dieser Sammlung die erste der beiden grammatischen Abhandlungen (N. II. de formarum quarundam verbi Latini natura et usu disputatio) einen glänzenden Beweis. Der Hauptgegenstand derselben ist die Form und Bedeutung des lateinischen Futurum exactum, und das Resultat, dafs die Formen amasso, faxo ursprünglich futura prima, und dem griechischen Futurum I. analog gebildet sind, dafs diese Form die Bedeutung des fut. exact. erst allmählig bekommen und immer nur in beschränkter Weise gehabt hat, dafs dagegen die gewöhnliche Form amavero, durch Anhängung des futurum *ero* an den Perfectstamm entstanden, von vorn herein fut. exact. ist, und sich in dem ganzen Umfange des Sprachgebrauchs von jener erstgenannten Form auch der Bedeutung nach unterscheiden läfst, dafs die Form ausim, axim nicht aus auserim, axerim entstanden, sondern der einfach gebildete Conjunctiv fut. exat. ist, (faxo faxim, levasso levassim, amavero amaverim) wogegen das Perfectum ursprünglich keinen Conjunctiv gehabt hat, so dafs auch von einem Unterschied von amaverīmus und amaverĭmus, der sich auch sonst nicht beweisen läfst, nicht die Rede sein kann. Der Gebrauch aller dieser Formen entwickelt der Verf. auf das Vollständigste, und knüpft daran eine Reihe einzelner vortrefflicher Observationen (z. B. dafs bei Plautus immer zu schreiben ist faxo scies nicht scias p. 77 und über ne feceris p. 105) worauf die Abhandlung mit einem Anhange über den aoristischen Gebrauch des lateinischen Perfects schliefst, in welchem die Unterscheidung des eigentlich lateinischen Sprachgebrauchs, den die Erklärer oft verkannt haben, von dem aus wirklicher Nachahmung griechischer Redeweise entstandenen, der nach dem Verf. zuerst in den poetischen Uebersetzungen Ciceros nachweisbar ist, mit eben so viel Scharfsinn als Belesenheit durchgeführt wird *).

*) Zu den eigentlich lateinischen Redeformen, die mit Nachahmung des Griechischen nichts zu thun haben, gehört die Formel ne quis coisse, ne quis habuisse velit und ähnliche in Gesetzen. Den später gewöhnlichen Ausdruck, in welchem der Inf. praesentis in diese Formeln eintritt, findet der Vf. zuerst bei Sueton Caes. 80 ne quis senatori novo curiam monstrare velit, und setzt hinzu: In ipso libello Caesariani temporis utrum antiquiore forma *monstrasse*, an recentiore *monstrare* fuerit, coniecturam facere nolo. Dafs die spätere Form wirklich vom Sueton herrührt, läfst sich vielleicht aus einer ebenfalls auf Cäsars Zeit bezüglichen, besser conservirten Notiz bei Macrob. Sat. 2, 6 schliefsen, deren der Verf. nicht gedacht hat: Lapidatus a populo Vatinius, cum gladiatorium munus ederet, obtinuerat, ut aediles ediceret, ne quio in arenam nisi pomum misisse vellet.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 95.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

Jo. Nic. Madvigii, opuscula academica altera, ab ipso collecta, emendata, aucta.

(Schluſs.)

Bei der Unmöglichkeit, an diesem Orte auf die Untersuchung im Einzelnen einzugehn, müssen wir uns einer weiteren Besprechung des reichen Inhalts dieses Aufsatzes enthalten, obgleich grade von dieser Abhandlung nur die allgemeinsten Resultate in die Madvigsche Grammatik übergegangen und so einem gröſseren Kreise von Lesern zugeführt sind. Mehr ist dies der Fall bei der zweiten Abhandlung grammatischen Inhalts, (N. V. de locis quibusdam grammaticae Latinae admonitiones et observationes) welche, ursprünglich entstanden aus Mittheilungen an Hrn. Prof. Zumpt, sechs einzelne Puncte bespricht (1. de forma sententiarum interrogativarum in oratione obliqua. 2. Discrimen formarum *amatus sum* et *amatus fui* a veteribus et bonis scriptoribus constantissime servatum. 3. In conditionali sententia semper dicitur *facturus fui, si scissem*, nunquam *facturus fuissem*. 4. Particula *num* non ponitur in priore membro interrogationis disiunctivae. 5. *Quod* pro accusativo c. inf. apud quos scriptores positum reperiatur. 6. De formis imperativi passivi). Diese Puncte sind jetzt auch in der Grammatik angedeutet, finden aber hier ihre ausführliche Begründung, was dem Verf. um so mehr zu danken ist, als die gleichmäſsige Kürze, mit welcher er in dem Lehrbuch das Bekannte wie das neu Hinzugekommene behandelt, nur den kundigen und aufmerksamen Leser die Partheien gewahren läſst, die oft in wenig Worten ganz neue und sehr interessante Resultate darstellen. Wir wenden uns jedoch zu den Abhandlungen kritischen Inhalts, die sich, mit Ausnahme einer einzigen, auf Cicero beziehen. Die erste derselben, die zugleich die erste in der Sammlung ist (N. 1. de emendandis Ciceronis orationibus de provinciis consularibus et pro Balbo disputatio) schlieſst sich unmittelbar an die letzten der vorigen Sammlung an, welche sich mit den Reden pro Caelio, pro Sestio, in Vatinium beschäftigen. Für diese drei und die beiden hier behandelten Reden benutzte nämlich Hr. M. die von N. B. Krarup gemachte Collation eines alten Pariser Codex (bibl. reg. 7794), dessen Abweichungen von der Orellischen Lesart hier, wie bei den früheren Abhandlungen, vollständig mitgetheilt werden, und theils mit Hülfe dieser Handschrift, theils vermittelst einer vortrefflichen Sichtung des vorher bekannten Apparats hat Hr. M. in den genannten Aufsätzen ein ganz neues Fundament für die Emendation dieser Reden gelegt, von welchem leider der neueste Herausgeber der Ciceronianischen Reden noch keinen Gebrauch gemacht hat. Die Rede de provinciis consularibus ist im Jahr 1833 von Orelli und Baiter in einem Züricher Programm aus zwei Berner Handschriften emendirt erschienen, und Hr. M. giebt deswegen in dieser Abhandlung nur das, was durch diese Ausgabe noch nicht präoccupirt war; doch bespricht er 21 Stellen dieser Rede. Was unter diesen die Stelle c. 7. Anf. betrifft, wo Orelli schreibt: Hosce igitur imperatores habebimus? Quorum alter non audet nos certiores facere, ut imperator appelletur, alterum — wozu Hr. M. sagt: isto modo scribi nequit, nam neque de modo appellationis quaerebatur, et dicendum erat tum *appellatus sit;* so wissen wir zwar nicht, ob Orelli in dem Programm, das uns nicht zur Hand ist, irgend etwas zur Erklärung hinzufügt, auch billigen wir das aus den handschriftlichen Lesarten hergenommene Bedenken Hrn. M.'s gegen die Stelle, wenn man aber ut liest, muſs man ohne Zweifel certiores facere absolut verstehn, ohne davon abhängigen Objectsatz (vgl. de div. 2, 21. ad Jam. 9, 23) den Satz aber mit ut als Absichtssatz erklären, „er wagt es nicht an uns zu berichten, um sich den Imperatortitel zu verschaffen"

Digitized by Google

nämlich vom Senat (V. in Pison. 19, 44. Phil. 14, 4. Dio Cass. 46, 38). Auch die Rede pro Balbo ist 1836, d. h. ein Jahr nach der ersten Bekanntmachung dieses Aufsatzes von Orelli herausgegeben in den orationes selectae XV, doch ist in dieser Ausgabe weder von Madvigs Bemerkungen noch von dem Pariser Codex Gebrauch gemacht, so dafs die durchgreifende Recension, die diese, mehr als man bisher glaubte, verderbte Rede hier erfahren hat, durch diese Sammlung dem gröfseren Publicum zum erstenmal bekannt wird. Der Stellen, die ausführlich besprochen werden, sind fast 50, ungerechnet die leichteren Verbesserungen, die in den Anmerkungen mitgetheilt sind. Hie und da fertigt der Verf. entgegenstehende Ansichten etwas schnell ab, wie p. 16, wo er sagt: neque possidere urbem est occupare, quod miror, Ernestium probare potuisse, während nach dem, was Gronov und F. A. Wolf zu Tac. Ann. 2, 6, Wagner zu Virg. Aen. 3, 565, Haase zu Reisig's Vorl. p. 258 beibringen, man sich von der Nichtigkeit dieser Annahme so unmittelbar nicht überzeugen wird; oder wie p. 12, wo die Annahme Garatoni's, man könne sagen nihil videtur minus e dignitate disciplinaque maiorum widerlegt wird mit den Worten: Nec dicitur latine *e dignitate* eo modo, quo e republica, qua sola analogia confidere videntur, während man wohl zunächst dachte an ex usu est, ex causa est, (Hand Turs. 2 p. 661) — aber in der Hauptsache wird man dem glücklichen Scharfsinn des Verf.'s und dem richtigen Tact, mit welchem er selbst über die relative Sicherheit seiner Vermuthungen urtheilt, durchweg Gerechtigkeit widerfahren lassen, und wünschen müssen, dafs die für die Kritik der Rede gewonnenen Ergebnisse auch die allgemeine Billigung finden mögen, die sie verdienen. Zu diesem Wunsche führt in mehreren Beziehungen die Vergleichung, welche man jetzt zwischen der in dieser Sammlung zunächst (als N. III.) folgenden disputatio de emendandis Ciceronis libris de legibus und der fast gleichzeitig mit diesen opusculis erschienenen Ausgabe dieser Bücher von J. Bake anstellen kann. Aus dem reichen kritischen Apparat, welchen Hr. B. zusammengebracht hat, ergiebt sich, wie sicher Hr. M. auch aus den geringen handschriftlichen Mitteln, die ihm zu Gebote standen (dem Havniensis und Victorianus) das Richtige zu finden gewufst hat, wie namentlich die Emendationen zu 2, 8, 19 (p. 134); 2, 5, 12 *estne* (p. 137); 2, 25, 62 *iubentur — intelligant* sich durchaus bestätigt haben, und auch von Hrn. B. aufgenommen worden sind. Dafs aber die Bestätigung der Madvigschen Lesart an viel mehreren Stellen erfolgt ist, als man aus Hrn. Bakes Text ersehen kann, wollen wir nur an einigen Beispielen andeuten; 1, 13, 36 liest Hr. B.: quae fuse olim disputabantur ac libere, ea nunc articulatim distincteque dicuntur. Dafs distincte falsch sei, hatte Hr. M. aus der Bedeutung erwiesen, da man dies Wort lobend, nicht tadelnd, zu brauchen pflegt, zugleich hatte er aus der Lesart des Havn. und Vict. *detecta* vorgeschlagen *dissecta*. Wie *distincta* entstanden ist, zeigt jetzt der zu den besten Handschriften zu zählende Leydner Cod. B, der *detiicta* hat, die Lesarten *detecta* (A), *directa* (11. 65), *desecta* (48), führen durchaus auf Hrn. M.'s Emendation, gegen die sich nichts einwenden läfst, als dafs dissecare sonst bei Cicero nicht vorkommt. Diesen Einwand aber hatte Hr. M. bereits durch die Bemerkung abgewiesen, dafs Cic. wegen des in articulatim enthaltenen Bildes grade diesen Ausdruck gewählt habe. Derselbe Fall ist 2, 14, 34, wo Hrn. M.'s Conjectur durch die besten Cdd. bestätigt, von Hrn. B. aber erst in den Anmerkungen theilweise adoptirt wird, ferner 2, 23, 58 wo Hrn. M.'s Emendation *quid quod — sepulti sunt clari viri* durch einen lagomarsinischen Cd. vollständig, theilweise aber von den besten Cdd. bestätigt wird. Namentlich ist *clari viri* ganz sicher zu schreiben; *claros viros*, welches Hr. B. mit Veränderung der Interpunction in den Text gesetzt hat, ist in den Leydner A und B als spätere Correctur erkennbar, und sonst ohne hinreichende Autorität. Diese wenigen aber schlagenden Stellen, denen Ref. eine grofse Anzahl andrer hinzufügen könnte, beweisen zur Genüge, dafs bei Hrn. B., so günstig sich derselbe übrigens über Hrn. M.'s Leistungen ausspricht, doch weder die Methode Hrn. M.'s im Allgemeinen, noch auch dies Verdienst desselben um die Emendation einzelner Stellen die genügende Anerkennung erfahren hat; auch die Argumente, die Hr. B. gegen Hrn. M. im Einzelnen vorbringt, scheinen dem Ref. die vortrefflich ausgeführten Begründungen des Letztern nur selten zu erschüttern.

An diese beiden gröfseren Abhandlungen schliefsen sich der Verwandtschaft des Inhalts noch zwei Vorreden an (N. VII. u. N. VIII. der Sammlung) nämlich die

Digitized by Google

zur Ausgabe des Cato und Laelius 1835 und die zur zweiten Ausgabe der orationes selectae 1841. Die erste dieser Vorreden erscheint hier mit einer doppelten Beilage, einer Ergänzung und Berichtigung der in der Orellischen Ausgabe mitgetheilten Varietas des Regius Parisiensis, der für den Cato die beste Handschrift ist, und von welchem Hr. M. durch Karup eine sorgfältigere Collation erhielt, als sie Orelli hatte, und ferner ein epimetrum de versibus Ennii, quos Cicero in initio Catonis maioris posuit, welches hier zum erstenmal bekannt gemacht ist. Gegen Fr. Ritters Annahme (Zeitschr. f. Alterth. 1840 N. 46), nach welcher diese Verse einen Trost an den T. Flamininus über die im J. 184 v. Chr. erfolgte Ausstofsung seines Bruders L. aus dem Senat enthalten, bezieht Hr. M. diese Verse auf die Geschichte bei Liv. 32, 9—12, wo erzählt wird, dafs Flamininus, nachdem er lange vergeblich versucht, den Eintritt in Macedonien zu erzwingen, endlich durch einen Hirten in den Rücken des Feindes geführt worden sei. Dieser Hirt ist der vir haud magna cum re sed plenu' fidei. Die zweite Vorrede, die, wie wir bereits oben bemerkten, für die Beurtheilung der kritischen Grundsätze des Verf.'s von besondrer Wichtigkeit ist, enthält eine scharfe Philippica gegen die superstitiose Kritik, welche, sich selbst des freien Urtheils begebend, die handschriftliche Ueberlieferung um jeden Preis zu vertheidigen sucht, ohne sich dabei doch vor den gröfsten Inconsequenzen zu hüten, und welche desto trügerischer und haltloser wird, je unzuverläfsiger die zu Grunde gelegten Cdd. sind. Die Bemühungen der neuesten Herausgeber Ciceronianischer Reden werden hiebei einer strengen und scharfen Kritik unterworfen, und namentlich das Verfahren des Hrn. Klotz in Kritik und Erklärung auf das Entschiedenste gemifsbilligt und verworfen. Der übrige Theil der Vorrede enthält aufser einer Rechtfertigung der bedeutendsten Emendationen des Verf.'s einen sehr interessanten Abschnitt, in welchem Hr. M. die Aechtheit der Catilinarischen Reden ausführlich in Schutz nimmt, die fast gleichzeitig an Hrn. Drumann (Bd. V, p. 470 u. 512) einen trefflichen Vertheidiger gefunden haben. Eine Veranlassung, diese Vorreden in die Sammlung der opuscula aufzunehmen, hat Hr. M. in dem Umstande gefunden, dafs die beiden Ausgaben, zu denen die Vorreden gehören, in Deutschland auffallend wenig verbreitet sind, woran freilich, wie Hr. M. selbst angiebt, der Verleger die Schuld trägt. Wir wünschen nur, dafs der Separatabdruck der Vorreden der Verbreitung der Ausgaben nicht auch noch hinderlich werden möge, indem er die mit den Ausgaben Unbekannten zu der Meinung veranlassen kann, als sei in diesen Vorreden über alles neu Geleistete berichtet, und das Einsehn des Textes entbehrlich gemacht; und wir bemerken deshalb ausdrücklich, dafs von den in den Texten theils durch Interpunction, theils durch Zurückführung der Lesart auf die besten Cdd., endlich durch leichtere Emendation hervorgebrachten, der Zahl nach sehr bedeutenden Aenderungen nichts in diesen Vorreden besprochen wird, die nur eine Rechtfertigung des ganzen Verfahrens an wenigen besonders schlagenden Beispielen zu geben bestimmt sind.

So wie die vier zuletzt genannten Abschnitte dieser opuscula sich mit Cicero beschäftigen, so beziehn sich auf denselben Schriftsteller gröfstentheils auch die Emendationen, welche als N. IX. (Miscellanea critica) die ganze Sammlung beschliefsen, obgleich ein Theil derselben auch den Livius und Quintilian angeht. Diese Emendationen sind theils seit dem Jahr 1827 in verschiedenen deutschen Zeitschriften mitgetheilt, theils sind sie neu hinzugekommen, wie einige der bedeutendsten zu der Rede pro Murena. Wir begnügen uns indefs mit dieser Andeutung, um noch einige Bemerkungen über die beiden noch übrigen Abhandlungen hinzuzufügen, von welchen die eine den Juvenal betrifft, (N. IV. disputatio de locis aliquot Juvenalis altera) und eine Fortsetzung der in den Opusculis prioribus p. 29—63 befindlichen prior disputatio bildet. Von den Stellen, die in dem vorliegenden Aufsatz behandelt werden, sind einige durch Interpunctionsänderung, einige durch Erklärung, einige endlich durch Conjectur gefördert, und die Anordnung des Aufsatzes folgt dieser Behandlungsweise. Unter den durch Conjectur veränderten Stellen ist X, 55:

Ergo supervacua aut perniciosa petuntur,
Propter quae fas est genua incerare deorum.

Der Verf., mit Recht unzufrieden mit den bisherigen Erklärungen dieser Stelle, hält dieselbe für corrupt. Nam dicere, sagt er, fas esse genua deorum incerare propter ea, quae supervacua et perniciosa sint, quae est amentia? Er schlägt deshalb vor nach petuntur ein Punct zu setzen, und das Folgende so zu lesen: Propter quae fas est, genua incerate deorum! „So wünscht man Ueberflüssiges oder Verderbliches. Um das, was Recht

Digitized by Google

ist, bittet lieber die Götter"! Man würde dieser Conjectur vielleicht beistimmen können, wenn diese Ermahnung den Gegenstand abschlösse, wie Juvenal die ganze Satire mit einer Sentenz positiven Inhalts schliefst. Allein diese Verse schliefsen das Thema nicht ab, sondern dasselbe geht fort bis zum Ende der Satire, es wird durch sie nur der Uebergang von der Schilderung der Habsüchtigen zu der Schilderung der Eifersüchtigen gemacht, und deswegen ist der Absatz nicht hinter, sondern vor diesen Versen zu machen. Die Stelle läfst aber eine vollkommen genügende Erklärung zu, wenn man incerare genua deorum richtig auffafst. Dafs dies sich auf das Anbringen der tabulae votivae bezieht, wird allgemein zugestanden; diese aber werden, wie Ref. meint, *immer*, es genügt aber zu sagen *gewöhnlich* von dem geweiht, qui votum solvit, nicht von dem, qui votum concipit. Das liegt theils schon im Begriff des Worts (vgl. ludi votivi, iuvenca votiva, carmina votiva) theils ist es bekannt, wie diese tabellae grade zum Dank für Rettung aus Gefahr und Krankheit geweiht werden. (S., um nicht Anderes anzuführen, die Erkl. zu Hor. Od. 1, 5, 14. Jac. ad Anth. 3, 15, 2. Del. Epp. p. 429). Wenn demnach in incerare g. d. der Begriff des Dankes für Rettung aus einem Verderben involvirt ist, das aber, weswegen man den Göttern dankt, ausdrücklich perniciosum genannt wird, so läfs sich in dem *propter quae* diejenige Breviloquenz nicht verkennen, welche, wenn der Sinn aus dem Zusammenhang klar wird, Griechen und Römer sich häufig erlauben, und über welche neuerdings Köhler (de veterum scriptorum usu in enuntiationibus verbo affirmantibus, re negantibus Zwickau 1839. 8. Vgl. Gerber in d. Schulzeit. 1835 nr. 103 f.) eine dankenswerthe Sammlung gegeben hat. Wie Theognis sagt 686 Bekk.: εἴργει γὰρ τοὺς μὲν χρήματα (d. h. Geldmangel) τοὺς δὲ νόος (d. h. Mangel an Verstand), und wie es besonders häufig bei der Präposition *wegen* oder in ähnlichen Verbindungen ist (χώσατο νίκης Hom. p. 13, 165 εὐχωλῆς ἐπιμέμφεται 1, 65. τιμῆς ἐμέμφθη Eur. Hipp. 1400). Dafs diese Breviloquenz im gewöhnlichen Leben oftmals vorkommen mufste, zeigen Stellen wie die des Pallad. de R. R. 4, 10 vel viva calce perfundendi, sed parcius propter arboris noxam, damit der Baum nicht Schaden leidet. (Mehr in Gesn. lex. rust. s. v. propter). Juvenal sagt also: So begehrt man Ueberflüssiges oder Verderbliches, wofür man Gott danken sollte (nämlich dafür, dafs man davon befreit ist). Auch diese Abhandlung gewährt übrigens, auch abgesehn vom Juvenal, ein allgemeines Interesse durch einige ausführliche grammatische und historische Erörterungen, wie über den Gebrauch von tanti est p. 187—195 und über den Freigelassenen des August, Licinus, den Dio Cass. Licinius nennt.

Wir haben bereits oben erwähnt, dafs nur eine unter den Abhandlungen dieser Sammlung historischen Inhalts ist, es ist dies die bereits 1838 als academisches Programm erschienene disputatio de tribunis aerariis, (N. VI. in dieser Sammlung), über welche wir, da die Resultate dieser vortrefflichen Untersuchung allgemeine Beistimmung erfahren haben, und bereits vielfach benutzt sind, hier keine Bemerkung hinzufügen würden, wenn nicht diese Abhandlung bei diesem neuen Abdruck einige Zusätze erhalten hätte. Der Hauptzusatz betrifft die Vertheilung der Richter nach den drei Decurien in dem Procefs des Scaurus, (p. 262) in welchem nach Asconius 22 Senatoren, 23 Ritter, 25 tribuni aerarii richteten. Hr. M. hatte in der ersten Ausgabe dieser Schrift p. 18 die Veränderung der letzten Zahl in 24 für unzweifelhaft erklärt, weil dies die Analogie der Processe des Milo und des M. Saufeius, in welchen 18 Senatoren, 17 Ritter, 16 tribuni aerarii richteten, so dafs also die Zahlen um 1 differiren, zu fordern schien. In dieser zweiten Ausgabe stellt Hr. M. diese Vermuthung nur sehr beschränkend auf, und gesteht zu, dafs man daran zweifeln könne, da auch in dem Procefs des Gabinius, wie in dem des Scaurus 70 Richter vorkommen, d. h. 22 + 23 + 25, in dem des Clodius 56, d. h. 17 + 18 + 21. Diese Fälle, so wie einen dritten, nämlich den Procefs des Procilius aus dem Jahr 54, also gleichzeitig mit dem des Gabinius, in welchem 50 Richter richteten, d. h. 15 + 16 + 19 (Cic. ad Att. 4, 15, 4) hat Ref. Hist. Eqq. R. p. 41 bereits angeführt. Gegen die Ansicht des Verf.'s über die decuriae iudicum vor der lex Aurelia, wonach es nämlich nur zwei Decurien dieser damals noch aus Senatoren allein bestehenden Richter gab, ist kürzlich Geib Gesch. des röm. Criminalproc. p. 214 aufgetreten mit der Behauptung, dafs die Stelle Cic. Verr. 2, 2, 32 hic alteram decuriam iudex obtinebit? schon auf die Richter nach dem Aurelischen Gesetz bezüglich sei, da Cic. sage, daf Verres künftighin in der Decurie der Senatoren sitzen werde, dafs das Gesetz des Aurelius Cotta aber damals, als der Procefs des Verres geführt wurde, bereits promulgirt gewesen und seine Wirksamkeit für das nächste Jahr als sicher angenommen worden sei. Abgesehn aber davon, dafs die Senatoren nach dieser Ansicht die zweite Decurie bilden, nicht die erste, so sagt Cicero auch an keiner Stelle das, was ihm nach dieser Erklärung untergelegt wird, vielmehr droht er nur mit dem Durchgehn des Gesetzes für den Fall, dafs die Richter durch Freisprechung des Verres das Maafs ihrer Ungerechtigkeit voll machen sollten. Wir glauben deshalb, dafs dieser Einwand Hrn. M.'s Ansicht umzustofsen noch nicht hinreichend sei. J. Marquardt, in Danzig.

Digitized by Google

№ 96.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

XLVII.

Dictionnaire complet des langues française et allemande composé d'après les meilleurs ouvrages etc. etc. Par l'abbé Mozin, troisième édit., revue et augmentée par A. Peschier. Stuttgart et Tubingue. Cotta. 1842. Lex. Form. I. Bd. 1057 S. II. Bd. 1316 S.

Die Lexicographie ist eine noch sehr vernachläfsigte Disciplin. Während die Behandlung der Grammatik sowohl für die alten, als für einen grofsen Theil der neueren Sprachen eine wissenschaftliche geworden ist, steht die Lexicographie fast überall noch auf dem Standpuncte des vorigen Jahrhunderts, d. h. auf einem Standpuncte, auf welchem das meist principlose Aneinanderreihen mehr oder minder ähnlicher sprachlicher Erscheinungen die Stelle systematischer Anordnung und genetischer Entwickelung vertritt. Gilt dies für viele lexicographische Arbeiten auf dem Gebiete der klassischen Sprachen, so noch in viel höherem Grade bei den modernen. Mit gespannter Theilnahme wird daher auch jede gröfsere lexicographische Unternehmung begrüfst, mit Eifer haben fast gleichzeitig mehrere Gelehrte diesem Zweige ihre Mufse gewidmet, und die Zahl der klangvollen Namen ist für die klassische Philologie schon nicht mehr unbedeutend. Mit grofser Erwartung sah das betheiligte Publicum auch der neuen Bearbeitung des in seiner Art schon recht verdienstlichen Mozinschen Wörterbuchs durch Hrn. Prof. Peschier entgegen, der der gelehrten Welt schon anderweitig vortheilhaft bekannt ist.

Die Anforderungen, die an ein mit wissenschaftlichem Geiste gearbeitetes Wörterbuch neuer Sprachen gemacht werden müssen, sind vielfach. Die erste ist die der äufseren *Vollständigkeit*. Absolute Vollständigkeit in Aufführung sämmtlicher in einer Sprache vorkommender Ausdrücke ist zwar sehr schwer, vielleicht gar nicht zu erreichen; ein Wörterbuch indefs, welches sich als ein *allgemeines* hinstellt, und nicht blofs bestimmte Sphären der Sprache behandeln will, mufs immer nach jener Vollständigkeit streben, und darf sich daher nicht wie das Dictionnaire de l'Académie auf die blofs schriftgemäfsen Ausdrücke beschränken. Ein allgemeines Wörterbuch mufs vielmehr aufser den für die Schriftsprache aufgenommenen Elementen 1) auch die sogenannte Umgangssprache behandeln; — 2) die jetzt schon veralteten Ausdrücke, die in noch gelesenen Schriftstellern früherer Jahrhunderte vorkommen (im Französischen mindestens bis Molière, oder allgemeiner, bis zum Zeitalter Ludwig XIV., im Deutschen die Luthersche Bibelsprache); — 3) die neu aufgenommenen Wörter und Wendungen; — 4) die Kunstausdrücke der verschiedenen Wissenschaften, Künste und Gewerbe; — 5) die gangbarsten populären Ausdrücke; — 6) die historischen und geographischen Eigennamen, sofern sie in Form oder Genus in den beiden Sprachen nicht übereinstimmen. Die zweite und dritte Klasse verlangt dabei genauere Quellenangabe, so wie überhaupt bei einer jeden Klasse die respective Kategorie angegeben werden mufs.

Die zweite Anforderung betrifft die *Etymologie*. Es ist ein unhaltbarer doch öfters geäufserter Gedanke, die etymologischen Angaben in Wörterbüchern dienten nur zur Befriedigung schülerhafter Neugierde, und seien daher eine zeitraubende, nutzlose Spielerei. Schwierig sind die etymologischen Forschungen, darum werden sie von vielen gemieden, nicht wegen ihres geringen Nutzens. Ein allgemeines Wörterbuch einer neueren Sprache hat nun zum allerwenigsten die Aufgabe, die Ausdrücke als dem respectiven Idiome eigenthümlich zu bezeichnen, oder als herübergenommen von diesen oder jenen Urformen anderer Sprachen.

Drittens ist eine vollständige *Formenangabe* zu

Digitized by Google

verlangen. Nur das in der Flexion und Motion durchaus Regelmäfsige, d. h. dasjenige, was ganz nach den in der Grammatik verzeichneten Normen sich verändert, darf als bekannt vorausgesetzt werden, alle Abweichungen aber in Declination und Conjugation, in Motion und Gradation, müssen eben so gut angegeben werden, wie das Genus der Substantiva und Verba, und die Wörterklasse.

Bei Wörterbüchern moderner Sprachen ist eine andere Anforderung die genaue Angabe der *Aussprache*, des *Accentes* u. dgl. Erst nach Lösung dieser den Körper des Wortes betreffenden Aufgabe darf übergegangen werden zur Besprechung der *Bedeutung* und *Construction* eines Wortes.

Hier tritt die schwierigste Aufgabe ein, die darin besteht, dafs nicht, wie so häufig geschehen und geschieht, die verschiedenen Bedeutungen desselben Wortes wild durcheinander geworfen, oder auch wohl einer scheinbaren Aehnlichkeit nach zusammengestellt werden, sondern dafs man, von der Urbedeutung des Stammes ausgehend, in *genetischer Entwickelung* die verschiedenen Umdeutungen nachweist, die derselbe Ausdruck in verschiedenen Verbindungen anzunehmen fähig ist. Hierbei stellt sich denn gleich von selbst die so viel vernachläfsigte Aufgabe, die verschiedenen möglichen *Constructionen* in ihrer Verschiedenheit und Bedeutung zu besprechen. Wohlgewählte, schlagende Beispiele müssen sowohl bei dieser als bei der vorigen Aufgabe die Stütze für alle Aufstellungen bilden. Zum Schlusse müssen bei den betreffenden Artikeln die *Synonyme* behandelt und ihre Unterschiede ebenfalls an Beispielen dargethan werden.

Endlich kommen noch einige die äufsere Einrichtung betreffende Anforderungen, dahin gehört zuerst die *äufsere Anordnung* der Artikel. Die jetzt fast überall angenommene, die alphabetische, ist auch die bequemste und angemessenste. Die etymologische Anordnung nach den Stämmen ist aufser Brauch gekommen, nur hin und wieder findet man noch eine Mischung, dafs z. B. alle mit einer Präposition zusammengesetzten Verba gleich unter diese Präposition gesetzt werden. Das ist eine Inconsequenz, durch welche nur geringer Raum erspart, und viel Verwirrung und Zeitverlust veranlafst wird. — Zur Frage der äufseren Anordnung gehört noch die Bestimmung, ob besondere Gebiete des Wortvorrathes aus der grofsen Masse herauszusondern und im Anhange als eigene Wörterbücher zu behandeln sind oder nicht (geographischen Namen, Personennamen, technische Ausdrücke u. s. w.). — Die Zeichen und Abkürzungen müssen praktisch sein und consequent angewendet werden, auch der Druck mufs durch verschiedenartige Typen zweckmäfsig verwendet sein.

Untersuchen wir nun, in wie weit diesen Anforderungen in dem Peschier-Mozinschen Wörterbuche entsprochen ist oder hat entsprochen werden sollen.

Was zunächst den ersten Punct der *Vollständigkeit* anbetrifft, so erklärt der neue Bearbeiter in der Vorrede (pag. 6), de n'avoir rien épargné pour que la première partie du Dictionnaire offrît une nomenclature exacte de toutes les expressions anciennes et modernes qui méritent de figurer dans un lexique complet. Ueber die expressions anciennes fügt er weiter nichts hinzu. Von den expressions *modernes* aber spricht er noch ausführlicher und erklärt, dafs er alle diejenigen Neologismen aufgenommen habe, die von literarischen Autoritäten angewendet worden, und auch immer mit Hinzufügung eines Ursprungszeugnisses. Keinesweges aber habe er einem jeden neugemachten affectirten Worte einen Platz gegeben. Nous n'avons pu nous résoudre à ouvrir les colonnes du Dictionnaire à des expressions d'un ridicule aussi achevé que les suivantes „*s'enjuponner* dans ses occupations *), des gens qui ne sont pas *potables* à voir **), Richelieu considéré *viagèrement*" ***). Für die vom Verf. angeführten Beispiele wird wohl gewifs ein Jeder mit seinem Verfahren einverstanden sein. Seit einmal die französische Literatur sich von der Tyrannei der Akademie losgemacht hat, nehmen die Neuerungen in der Sprache von Tag zu Tag zu. Dafs dabei einzelne affectirte, geschmacklose, nach dem Ungewöhnlichen haschende Schriftsteller das rechte Maafs oft überschreiten, ist sehr erklärlich. Ganz angemessen ist es daher auch, dafs ein besonnener Lexicograph nicht jeder ephemeren Erscheinung solcher neugeschaffenen Ausdrücke durch Aufnahme in das Wörterbuch ein längeres Leben zu geben sucht, sondern dafs er erst dann es aufzunehmen sich entschliefst, wenn das Wort Anklang gefunden, oder wenn demselben wegen der

*) Frédéric Soulié. Comte de Toulouse.

) *) Horace de Vieil Castel. Noblesse de province.

Digitized by Google

augenfällig glücklichen Wahl eine baldige Theilnahme voranszusagen ist. Herr Peschier hat hierbei im Allgemeinen die richtige Mitte beobachtet. Er hat eine beträchtliche Anzahl neuer oder aus anderen Sprachen herübergenommener Ausdrücke behandelt, die in früheren Wörterbüchern nicht zu finden sind; er hat aber die geistlos gemachten, die geschraubten, die ἅπαξ λεγόμενα unberücksichtigt gelassen. Es darf indefs nicht geleugnet werden, dafs man noch manches neuere Wort bei ihm vergeblich sucht, das man mit Recht hoffte schon aufgenommen zu finden.

Auch die *ältere* Sprache ist mit Sorgfalt behandelt. Referent hat eigens ein ganzes Lustspiel von Molière durchgenommen, und sämmtliche darin vorkommende jetzt veraltete Ausdrücke in dem Wörterbuche gründlich besprochen gefunden. Nur hätte aufser souquenille auch die Nebenform siquenille, aufser rognon, und vide auch die ältere Schreibart roignon und vuide angeführt werden können. Aufserdem ist zu bemerken, dafs es bei einigen Ausdrücken gar nicht, bei anderen zu wenig hervorgehoben ist, ob sie veraltet sind. Es wäre nicht unzweckmäfsig, wenn auch hier die Autoritäten so gut wie bei den neu gemachten Ausdrücken angeführt wären. Nur was durchaus allgemein gültig ist, bedarf keiner weiteren Autorität.

Der Wortvorrath der *jetzigen* Sprache, die Hauptaufgabe des Wörterbuchs von Seiten der äufseren Vollständigkeit, ist mit grofser Aufmerksamkeit und ziemlich erschöpfend dargestellt. Natürlich, dafs bei einer solchen Arbeit immer noch Einiges nachzutragen sein wird, so findet sich z. B. nicht behandelt der gar nicht ungewöhnliche Ausdruck *néophyte*; ferner *ergotage* (obwohl ergoter); *canzoni; ploiement; reployer*; das Wort *aggression*, wiewohl es der Verf. in der Vorrede selbst so braucht, findet sich nur in der Orthographie *agression*, eben so nur *avenir*, während auch *advenir* vorkommt; die in den belgischen Kammerverhandlungen jetzt gewöhnlichen Verba *majorer* und *minorer*; *francequillon*; u. a.

Auch viele von den gangbarsten *populären* Ausdrücken sind besprochen, dem gröfseren Theile nach aber nur solche, die in anderen Wendungen und Verbindungen auch der gebildeten Sprache angehören. Bei diesem Puncte wird es nie möglich sein, den Anforderungen Aller zu genügen. Die Sprache des Volkes ist bei allen Nationen im beständigen Erzeugen und Schaffen begriffen, der sprachbildende Geist, wenn längst schon ausgestorben für das Gebiet fixirter Schriftsprache, schafft unabläfsig in der Sphäre des gewöhnlichen Lebens. Absolute Vollständigkeit des Wortreichthums ist hier also eine Forderung der Unmöglichkeit. Aber selbst in Bezug auf die Aufnahme der *gangbarsten* populären Ausdrücke werden von den Lexicographen noch verschiedene Grundsätze befolgt werden müssen, je nachdem man sich entschliefst, auch das *Gemeine* und das *Provinzielle* zu besprechen, oder nur das *Allgemeine* und *Nationelle*. Unser Verf. hat den letzteren Standpunct gewählt. So interessant und belehrend auch eine Arbeit vom ersteren Standpuncte aus wäre, so wenig dürfte sie sich doch, schon wegen des Umfangs und der Uebersichtlichkeit, für ein allgemeines Wörterbuch eignen.

Mit den technischen Ausdrücken der Wissenschaften, Künste, Gewerbe u. dergl. verhält es sich ähnlich wie mit den populären Ausdrücken. Auch hier würden die Forderungen verschieden bleiben. Unbedingte Vollständigkeit kann auch hier nur durch Specialwörterbücher gewonnen werden. Das allgemeine Wörterbuch kann auch hier nur auf das Gewöhnliche sich beschränken, auf diejenigen Wörter und Wendungen, die auch aufserhalb der Berufssphäre im Leben des Gebildeten vorkommen. Daher es sich ergiebt, dafs nicht jede Wissenschaft, jede Kunst hier gleiche Berechtigung haben kann. Aus der Philosophie, Aesthetik, Grammatik, aus der Musik, Malerei, Sculptur, Baukunst mufs ein viel gröfserer Schatz von technischen Ausdrücken im allgemeinen Wörterbuche gegeben werden, als etwa aus der Medicin, der Heraldik, der Kupferstecherkunst u. dgl. Das vorliegende Wörterbuch befriedigt auch hierin billige Anforderung, wird aber in dieser Beziehung weit übertroffen von dem Schuster-Régnierschen.

Die *historischen und geographischen Eigennamen* sind nicht in das allgemeine Wörterbuch aufgenommen, sondern in zwei gesonderten Anhängen bearbeitet, denen sich als dritter Anhang noch ein alphabetisches Verzeichnifs der Münzen, Maafse und Gewichte anschliefst. Besondere Wörterbücher der Eigennamen sind etwas sehr Wesentliches und es ist daher nur als zweckmäfsig zu bezeichnen, wenn auch Hr. Peschier die Nomina propria besonders behandelt hat. Mit der Art der Ausführung kann sich Ref. indefs nicht ganz

Digitized by Google

einverstanden erklären. Hr. Peschier nämlich hat mit wenigen Ausnahmen nur diejenigen Eigennamen aufgenommen, welche in beiden Sprachen nicht dieselbe Form haben. Ersprieſslicher wäre es aber sicherlich gewesen, darauf sich nicht zu beschränken. Was nämlich den geographischen Theil anbetrifft, so war eine gröſsere Vollständigkeit aus zwei Gründen wünschenswerth. Erstens wegen der Angabe des grammatischen Genus, da bekanntlich die gangbaren Genusregeln über geographische Namen durchaus unzureichend sind, ohne lexicalische Hülfsmittel der Lernende also nie zur Festigkeit und Sicherheit gelangen kann. Zweitens aber wegen der Aussprache. Wenn schon in vielen Fällen der gewöhnlichen Sprache Abweichungen von den gewöhnlichen Regeln der Aussprache vorkommen, so ist dies noch viel häufiger der Fall bei den Nominibus propriis. Hiermit ist zugleich nun auch der Grund gegeben, warum wir nicht bloſs den geographischen Theil erweitert zu sehen wünschen, sondern auch den die persönlichen Nomina propria behandelnden. Auffallender Weise ist die Angabe der Aussprache, die wir sonst im vorliegenden Wörterbuche sehr umsichtig und scharf durchgeführt finden, für die Eigennamen ganz weggeblieben. Es kann daher der Wunsch nicht unterdrückt werden, es möge Hrn. Peschier gefallen, am Schlusse des noch nicht vollendeten deutsch-französischen Theiles, wo wiederum ein Namenwörterbuch sich finden wird, die Angabe der Aussprache nachzuholen, obgleich sie eigentlich dem Plane nach in den ersten Theil gehörte. — Ein selbstständiges, gründlich gearbeitetes Namenwörterbuch ist noch eine lohnende Aufgabe. — Uebrigens, selbst das Princip des Hrn. Herausgebers festgehalten, sind noch Einzelnheiten nachzutragen, wie Scanie Schonen, Ban de la Roche Steinthal, Bareith Bayreuth, die Compositionen mit Bas und Haut (z. B. Basse-Bretagne, Bas-Palatinat, Bas-Rhin Unterpfalz, Niederrhein u. s. w.), Budissin Bautzen, Cinq-églises Fünfkirchen, Crémasque das Cremonesische, Envilliers Eschweiler (wofür bloſs Exvilliers angeführt worden), Holsace Holstein, Isenac Eisenach, Leporie das russ. Lappland, Poméranie-citérieure, Stirie Steyermark, Stirien steyrisch, Terre sainte das gelobte Land, Visurge Weser u. A. Mehr noch bei den historischen Adelgonde neben Aldegonde, Aristarque und alle in arque, neben Benoît auch Benedicte, Baudour Bathilde, Baudri Balderich, Carle neben Charles, Christierne neben Chrétien, Clovis Chlodwig, Gondebaud wie die meisten auf bald = bald, Clotaire Chlothar, Brunehaut Brunhilde, Frédégonde, Pépin Pipin, Eudes ist Odo, Astolphe Aistulph, Charlemagne und viele andere, besonders dem Alterthume und dem Mittelalter angehörige Namen.

Dies ist, was über das vorliegende Werk in Betreff der Vollständigkeit zu sagen wäre. Als zweite Anforderung stellten wir oben die *etymologische Angabe*. Bei diesem Puncte weicht die Ansicht des Hrn. Verf.'s von der des Rec. etwas ab. Er sagt in der Vorrede: Il n'était guère possible d'omettre l'étymologie des mots français dérivés, sinon des langues grecque et latine (chaque lecteur instruit est censé les connaître) du moins des idiomes parlés par la grande famille des nations européennes. L'Angleterre et l'Allemagne, l'Espagne et l'Italie sont les sources diverses auxquelles nous avons puisé le plus abondamment etc. Es ist aber kein Grund einzusehen, warum Hr. Peschier auf halbem Wege stehen geblieben ist, denn wenn er meint, dafs jeder gebildete Leser es schon wisse, welche französische Wörter auf griechische oder lateinische Stämme zurückzuführen seien und auf welche Stämme, so irrt er sich. Es giebt sehr viel lecteurs instruits, die vom Lateinischen und Griechischen wenig oder nichts verstehen, die aber, wenn sie ein Interesse haben, französische Ausdrücke auf italienische oder spanische Stämme zurückzuführen, eben so gut ein Interesse haben können, in den französischen Wörtern die antiken Wurzeln zu erkennen. Aufserdem wird ein Wörterbuch auch nicht bloſs für die lecteurs instruits geschrieben, sondern auch für Lernende. Es ist aber ein eigner, anspornender und daher pädagogisch zu benutzender Reiz für junge Leute, die einige Kenntnisse der klassischen Sprachen besitzen, wenn sie vom modernen französischen Gewande einen antiken, römischen oder hellenischen Körper umhüllt finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 97.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

Dictionnaire complet des langues française et allemande composé d'après les meilleurs ouvrages etc. etc. Par l'abbé Mozin, troisième édit., revue et augmentée par A. Peschier.

(Fortsetzung.)

Was die Bearbeitung der etymologischen Angaben betrifft, so hat Hr. Peschier bei denjenigen Fremdwörtern, die mit Beibehaltung ihrer fremden Form in die französische Sprache aufgenommen sind, nur ihre Ursprungssprache angegeben, so bei fashion, hustings, lord etc. bravo, diavolo, far niente etc. Bei denjenigen Wörtern aber, die eine orthographische Veränderung erlitten oder eine andere Bedeutung bekommen haben, ist das ursprüngliche Wort hinzugefügt, z. B. estoc Stock, heaume Helm, lansquenet Landsknecht, vasistas was ist das, espiègle de l'Allemand Eulenspiegel, Saxon célèbre par ses malices au 16e siècle. Uebersehen ist dabei esquif und einige andere.

Auch in Betreff der *Formenangabe* ist Hr. Peschier etwas anderer Ansicht als Recensent. Er sagt: Nous avons pris soin de distinguer les verbes actifs des verbes neutres, réciproques, impersonnels et réfléchis, de noter le genre de tous les substantifs dans l'un et dans l'autre idiome et d'indiquer la formation du pluriel des noms soit composés, soit empruntés aux langues étrangères. Das reicht aber nicht aus. Denn so gut die vom Gewöhnlichen abweichende Declination angegeben werden muſs, eben so gut auch beim Verbum eine jede vom Gewöhnlichen abweichende Conjugationsform.

Die meisten Pluralia erkennt man nur aus den Beispielen, bei einzelnen Wörtern kann man aber ganz irre werden z. B. bocal. Bei diesem Worte heiſst es „bocal Pokal, Humpen u. s. w. deux bocals de vin; 2) Wasserkugel; 3) le bocal d'un cor. pl. bocaux". Aus der Fassung dieses Artikels ergiebt sich, daſs von bocal zwei Pluralformen existiren bocals und bocaux. Die erste davon lernt man zufällig aus einem Beispiele kennen. Die zweite steht zur dritten Bedeutung unmittelbar hinzugefügt. Man muſs also auf die Ansicht kommen, die Form bocaux existire nur in der dort angegebenen Bedeutung, was aber durchaus nicht der Fall ist (cf. Dict. de l'Acad. s. v.).

Bei den Verbis sollte erstens jede abweichende Conjugationsform jedes Zeitwortes erwähnt werden *), dann aber auch das Hülfsverbum, was sich ja durchaus nicht von selbst versteht. Bei apparaître u. v. a. ergiebt sich zwar aus den Beispielen, daſs das Verbum sowohl mit avoir als mit être conjugirt wird, obgleich der Unterschied beider Formationen nicht ersichtlich ist. Es ist aber nicht einmal bei allen ähnlichen Verben der Fall, daſs man aus den angegebenen Beispielen die Formation des Verbi erkennt. Auſserdem kann ein solches Suchen in den verschiedenen Beispielen den Anfänger irre führen und jedenfalls wird es ihm Zeitverlust veranlassen. Durch die Conjugation von apparaître wird er z. B. leicht verlockt, das Verbum paraître unter dieselbe Kategorie zu bringen. Um sich zu vergewissern, muſs er den ganzen, anderthalb eng gedruckte Spalten langen Artikel von paraître durchlesen. Wenn er endlich kein Beispiel mit être darin gefunden hat, ihm also das Resultat geworden ist, paraître werde nur mit avoir conjugirt, so wird ihm auch dieses Resultat keine unumstöſsliche Ueberzeugung sein, denn da die Beispiele nicht mit Rücksicht auf die Formation der Tempora, sondern rein als Beispiele der jedesmaligen Bedeutung aufgestellt sind, so kann es leicht sein, daſs manche Tempora, also auch die mit Hülfsverben gebildeten, gar nicht darin vorkommen.

*) Bei vielen Verben ist die unregelmäſsige Conjugation gar nicht angegeben, z. B. faire, paraître.

Digitized by Google

Die *Aussprache, Angabe des Accentes, des grammatischen Genus* u. dergl. ist mit grofser Sorgfalt bearbeitet. Beim Artikel *fils* sagt der Verf. in Betreff der Aussprache, das Wort laute fi, ou fice avant une voyelle ou à la fin d'une phrase, während die neuere Aussprache doch überall fice verlangt. — Wegen des Accentes ist lobend zu erwähnen, dafs auch die Anfangsbuchstaben der einzelnen neuen Artikel mit dem Accente versehen sind, wenn das Wort, von dem der Artikel handelt, ihn auf dem ersten Vocale verlangt, was in vielen Wörterbüchern, z. B. in dem viel gebrauchten Thibautschen, unterlassen ist (Élever). — In dem, was vom deutsch-französischen Theile bis jetzt erschienen, ist die Wortbetonung in einer unbequemen, sehr breiten und Raum wegnehmenden Weise angegeben. Bei Wörtern nämlich, in denen je nach der Bedeutung der Accent wechselt, oder die einen doppelten Accent haben, ist in Parenthesen hinzugefügt: den Ton auf der ersten Sylbe u. s. w. Viel einfacher und bequemer ist dies im Schusterschen Buche behandelt, der Alles durch Zeichen abthut. Während z. B. Hr. Peschier sagt: „Durchdringen (den Ton auf der ersten Sylbe)", sagt Hr. Schuster ganz einfach: „Durchdringen (´ _ ⏑)". Obwohl eine Ungleichartigkeit der Bearbeitung einträte, wenn Hr. P. in den Abtheilungen, die noch unter seiner Feder sind, diese kürzere Bezeichnung annähme, so wäre es doch zu wünschen. Bei einigen Ausdrücken ist die Angabe der Betonung unterlassen (dahingegen, dahinten u. a.). — Die Angabe des grammatischen Genus, sowohl bei den Substant. als auch bei den Verben ist genau und sorgfältig. Auch die *Genitivendungen* der deutschen einfachen Substantiva sind im deutsch-französischen Theile verzeichnet. Wünschenswerth aber wäre es, wenn dies nicht blofs auf die einfachen, sondern auch auf die zusammengesetzten Substantiva ausgedehnt wäre. Die Hinzufügung der Genitivendungen ist doch offenbar nicht auf Deutsche, sondern auf Franzosen berechnet, die sich dieses Wörterbuches bedienen wollen. Nun aber ist es einleuchtend, dafs wenn ihnen beim Simplex die Genitivendung nicht bekannt ist, dieselbe ihnen beim Compositum, in welchem ja möglicher Weise durch die Composition eine Aenderung der Flexion könnte veranlafst sein, noch viel weniger bekannt sein wird. Sie sind also genöthigt, wenn sie über das Compositum Auskunft haben wollen, auch aufserdem noch das Simplex nachzuschlagen. — Die Bezeichnung der Genitivendungen findet sich nur im deutsch-französischen Theile. Rec. weifs aus ihm persönlich gemachten Mittheilungen, dafs diese Einrichtung unserer Wörterbücher den dieselben benutzenden Franzosen sehr unbequem und wiederum zeitraubend ist. Sie wünschen auch im französisch-deutschen Theile eine kurze Angabe der Genitiven, damit, wenn sie für ein französisches Wort einen deutschen Ausdruck gefunden, sie auch zugleich wissen, wie derselbe zu handhaben sei. Von praktischem Nutzen wäre es daher wohl, nicht nur die Angabe des Genus sondern auch die der Genitivendungen der deutschen Substantiva in den französisch-deutschen Theil aufzunehmen. Der Uebersichtlichkeit könnte dadurch freilich nur Eintrag geschehen.

Wir kommen zum schwierigsten Puncte, der eigentlichen Hauptaufgabe des Wörterbuchs, der Entwickelung der *Bedeutung*, womit die Angabe der *Construction* verbunden ist. — In allen Artikeln des französisch-deutschen Theiles und in vielen des deutsch-französischen, besonders in solchen, die Substantiva behandeln, ist vor der Uebersetzung des Fremdwortes noch eine Definition desselben gegeben und zwar in derjenigen Sprache, welcher dasselbe angehört; z. B. „Rotation (mouv. circulaire d'un corps qui tourne sur lui-même). Umdrehung u. s. w." — Rec. kann sich mit diesem Verfahren nicht einverstanden erklären, zur Definition eines fremden Wortes einer fremden Sprache sich zu bedienen. Die Definitionen sind aber für jeden der sie brauchen kann, er mag Franzose oder Deutscher sein, in der fremden Sprache. Nehmen wir z. B. an, ein Deutscher finde das ihm unbekannte Wort rotation, so sucht er darüber im Wörterbuche Auskunft, findet darin aufser der Uebersetzung noch eine Definition, die für ihn aber in der fremden Sprache ganz zwecklos ist, wenn er nicht schon weitere Fortschritte darin gemacht hat. Schlägt aber ein Franzose dasselbe Wort rotation auf, so bedarf er noch viel weniger einer französischen Definition desselben, die also wiederum zwecklos ist. Dasselbe Verhältnifs, natürlich in umgekehrter Weise, findet für den deutsch-französischen Theil statt. Wenn dagegen die Sprachen für die Definitionen vertauscht wären, so könnten diese einen ersprieflichen Nutzen leisten.

Gehen wir nun zur Untersuchung der Frage über, was der neue Herausgeber für das Wesentlichste des

Digitized by Google

Wörterbuchs, richtige und erschöpfende Angabe der Bedeutung geleistet hat, so dürfen wir ihm unsere Anerkennung nicht versagen. Er hatte zwar schon ein sehr reiches Material in der Ausgabe von Mozin vorgefunden, doch hat er dasselbe noch vielfach vermehrt, auch häufig mehr Uebersichtlichkeit in Anordnung des Stoffes gebracht. Indefs müfste der gröfste Theil besonders der umfangreicheren Artikel eine viel durchgreifendere Umarbeitung erfahren haben, wenn das Buch auch höheren wissenschaftlichen Anforderungen hätte genügen sollen. Bei einem vieldeutigen Worte sind zwar verschiedene Gruppirungen der Bedeutungen gemacht und die Uebersicht ist dadurch erleichtert worden; eine systematisch fortschreitende, genetische Entwickelung der Bedeutung aber, die von der Urbedeutung des Wortes ausgehend die verschiedenen möglichen Undeutungen desselben in den verschiedenen Verbindungen nachweist, ist nicht durchgeführt. Es ist dies freilich eine sehr mühevolle, schwierige Aufgabe und schwerlich möchte der materielle Gewinn, der bei Lösung derselben zu erreichen, in würdigem Verhältnifs zu dem Aufwande von Zeit und Kräften stehen, aber die Wissenschaft mufs ihre Forderung stellen, sie kennt keine Nebenrücksichten und kann nur fragen, ob ihre Forderung erfüllt worden oder nicht.

Um dem Leser ein Bild zu geben, wie ausführlich, gründlich und stoffreich einerseits das vorliegende Buch bearbeitet ist, wie es aber andrerseits den vorher angegebenen höheren wissenschaftlichen Anforderungen noch nicht vollkommen entspricht, will Rec. irgend einen ausfürlichen Artikel, den er gerade aufschlägt, näher beleuchten.

Es ist das Verbum *tenir*, welches auf zehn Spalten abgehandelt ist. Der Verf. hat die Abhandlung dieses Artikels in drei mit römischen Ziffern bezeichnete Hauptabtheilungen zerfallen lassen. Die erste betrachtet tenir als transitives Verbum in elf gesonderten Paragraphen, die zweite als intransitives in sechs Nummern, die dritte als reflexives in drei Nummern ohne typographische Absonderung.

Tenir I. transit.

1) *avoir à la main on entre les mains*, *in der Hand halten*, oder *haben*. In der Mitte dieser Nummer findet sich als Unterabtheilung *en tenir* (avoir essuyé par sa faute q. c. de fâcheux, de désagréable etc.) mit Beispielen wie il en tient er hat seinen Theil, jetzt hat er es, er ist in sie verliebt u. dergl. Urplötzlich aber springt der Verf. ohne die geringste Motivirung wieder zum ersten Gebrauch des Wortes ohne en und nüancirt die Bedeutung dahin „jemanden in seiner Gewalt haben", eine Bedeutung die viel angemessener zu no. 9. gehört.

2) *posséder*, *occuper*, *avoir en sa jouissance*, *besitzen*, *inne haben*, *bewohnen*. Durch die Wendung tenir une terre à foi et hommage de q. wird der Verf. plötzlich zur Besprechung des intransitiven tenir de q. Lehnsmann von jemandem sein, verleitet, was natürlich zu II. gehört. Richtig aber ist in diesem Abschnitte besprochen tenir q. c. de q. jemandem etwas verdanken, von jemandem etwas gehört, oder angeerbt haben (so auch tenir q. c. de race), daher jemandem in etwas ähneln. Gegen den Schlufs der Nummer sind Wendungen wie la maladie le tient, die aber nicht hier erst, sondern am Eingange der Nummer, jedenfalls wenigstens vor der Construction mit de behandelt werden mufsten.

3) *contenir*, *halten*, *enthalten*, (in sich) *fassen*, mit der richtigen Anführung von les meubles tiennent beaucoup de place. Nicht aber gehört hierher il tient la maison entière er bewohnt das ganze Haus, welches als zum Begriffe des Bewohnens gehörend gleich bei no. 2. seinen Platz finden mufste. — tenir une forteresse ist unbegreiflicher Weise auch unter diese Nummer gesetzt. Allenfalls hätte es unter 1. gebracht werden können, am besten aber hätte es eine eigene Nummer gebildet mit mehreren andern unter die übrigen Nummern zerstreuten Wendungen, die derselben Begriffsnüancirung angehören, etwas (unverändert) beibehalten und somit in derselben Sphäre sich consequent fortbewegen, so z. B. aus 4. tenir la voie der Spur folgen, auf der Fährte bleiben, tenir la campagne das Feld halten (vom Heere gesagt), tenir la mer, la côte, le vent und die meisten kriegerischen und seemännischen Ausdrücke mit tenir; aus 10. tenir un dogme, une opinion behaupten; und mehrere aus 5 u. aus 11.

4) *de cert. postes*, *métiers ou professions pour l'utilité du public* (*Geschäfte haben*); (z. B. tenir auberge etc.) unpassend ist hier das Beispiel Vendez-lui cela, je vous en tiendrai compte ich nehme die Bezahlung auf mich. Die seemännischen Ausdrücke tenir au vent mit widrigem Winde segeln, tenir sous les

Digitized by Google

voiles segelfertig sein, so wie auch die Wendung l'oiseau tient à mont der Vogel schwebt in der Luft um auf Beute zu lauern, gehören als intransitiv zu II.

5) *de l'ordre, du rang des personnes ou des choses halten*; (z. B. chacun tient son rang).

6) *présider den Vorsitz führen* (le pape tint le concile etc.); dazu pafst aber nicht das Beispiel l'académie tient ses séances, weil hierbei von einem Vorsitz, den die Akademie selbst hat, doch nicht die Rede sein kann. Ueberhaupt wäre bei dieser Definition der Vorsitz eigentlich nicht hervorzuheben, besser wäre es allgemeiner, abhalten eine Versammlung u. dergl.

7) *mettre et garder en q. lieu, verwahren, aufbehalten* (il tient ses papiers sous la clé; il tient sa femme à la campagne, dans un convent). Dahin pafst aber nicht tenez cela frais etc., welches besser zur folgenden Nummer; eben so nicht tenir des ambassadeurs, des résidents dans une cour, welches besser zu no. 4., so wie auch tenir garnison dans une ville.

8) *maintenir, entretenir* (*im Zustande*) *erhalten*; (tenir en bon état, tenir les soldats en exercice, le pays en respect etc.). Hierher gehören auch die unter no. 7. u. no. 9. zerstreuten Wendungen mit einem adjectivischen oder participialen Objectsprädicat wie tenir la porte fermée, les fenêtres ouvertes etc.

9) *arrêter, fixer* (*zurückhalten, zusammenhalten, festhalten, im Zaume halten*); (il est si vif, qu'on ne saurait le tenir). Hier ist unpassend die Anführung vom unpersönlichen il ne tient à rien, il ne tient pas à grand' chose que je ne le fasse es fehlt nicht viel, so thäte ich u. s. w. was zu II. gehört. Darauf folgt das richtige je ne sais qui me tient que je ne me fâche contre lui, dann in unmittelbarer Folge wieder das hier unpassende il n'y a parenté ni amitié qui tienne, welches wiederum zu II. gehört. In dieser ganzen Nummer laufen die hier passenden und unpassenden Beispiele sehr durcheinander.

10) *réputer, estimer, croire halten, dafür halten, der Meinung sein* (je tiens cela vrai, pour vrai; s'il vient me voir je le tiendrai à honneur). Dafs die Wendungen tenir un dogme etc. hier nicht her gehören, ist schon bei no. 3. erwähnt worden.

11) *suivre etc. nehmen* (un chemin etc.). Dies findet sich schon als tenir une voie unter no. 4., und ist damit zu verbinden, worüber oben bei no. 3. gesprochen worden. Dasselbe gilt von tenir une bonne conduite; tenir le milieu dans une affaire, die Mittelstrafse halten, findet sich schon unter no. 5.; tenir des discours könnte mit no. 6. in Verbindung gebracht werden; tenir le cas secret gehört zu no. 8.; gleich danach folgt tenir sa colère, was offenbar zu no. 9. gehört, während das daneben stehende tenir sa gravité ganz anderer Natur ist und zu no. 8. pafste; tenir les livres chez un banquier steht hier in gar keinem Zusammenhange und mufs unter no. 4. gebracht werden, wo es sich auch schon findet; tenir la main à q. c. in übertragener Bedeutung konnte sehr gut zu no. 1. gezogen werden. So ist also auch in diesem Abschnitt, wie bei no. 9. eine richtige Ordnung und klare Uebersicht nicht festgehalten.

Tenir II. neutral.

1) *être attaché à q., être difficile à arracher, à déplacer, an etwas fest halten, sitzen, kleben, anhängen.* Was in diesem Abschnitt an Nüancirungen des Begriffes durch einzelne Bezeichnungen und durch Beispiele gegeben wird, gehört zwar hierher, es hätte aber mehr entwickelt, danach lichtvoller angeordnet und typographisch mehr gesondert und hervorgehoben werden sollen. Die verschiedenen Bedeutungen ergeben sich nicht als nothwendige Entwickelungen, sondern als zufällige aus zufälligen Beispielen erkennbar. So folgt z. B. auf den Satz sa soutane ne tient qu'à un bouton „er ist auf dem Sprunge aus dem geistlichen Stande zu treten" — gleich unmittelbar und ohne dafs im Geringsten der Uebergang der Bedeutung angedeutet worden, der Satz: il tient pour telle somme „er sitzt wegen der und der Summe gefangen", darauf ses pierreries tiennent pour mille écus „seine Juwelen sind versetzt für u. s. w.", darauf folgt wieder cette affaire lui tient au coeur „diese Sache liegt ihm am Herzen". In gleicher Weise gehen die übrigen hierher gezogenen Bedeutungen durch einander.

2) *tenir pour q., prendre son parti, être de son opinion, es mit jemandem halten.*

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 98.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

Dictionnaire complet des langues française et allemande composé d'après les meilleurs ouvrages etc. etc. Par l'abbé Mozin, troisième édit., revue et augmentée par A. Peschier.

(Schluſs.)

3) *résister à q. c. au propre comme au figuré*, *halten*, *widerstehen*. Hier hätte beim Eingange die Präposition à wegfallen sollen, da tenir die angegebene Bedeutung auch ohne Präp., und in Verbindung mit anderen Präp. annehmen kann, wie die angeführten Beispiele selbst zeigen (la place ne tiendra pas huit jours; il ne put tenir contre tant de forces réunies).

4) *demeurer en un certain état halten*, *sich halten*, *Stand halten*; (la frisure, la couleur ne tient pas). Der militärische Ausdruck aber les ennemis ne tiendront pas, paſst nicht hierher, sondern zur vorhergehenden Nummer, wo ja auch ähnliche Wendungen mehrfach angeführt waren.

5) *être compris dans un cert. espace*, *dans une cert. mesure*, *Raum*, *Platz haben*, *finden*; (tous ces meubles ne peuvent pas tenir dans cette chambre).

6) *durer*, *être pendant un cert. temps*, *dauern*, *währen*, *statt finden*; (le marché tient tous les mercredis, pendant que le concile tenait etc.). Das Beispiel les grands jours se tenaient alors en Auvergne paſst aber als reflexiv nicht hierher, sondern zu III.

Tenir III. reflexiv.

Hier sind die drei Unterabtheilungen, die angenommen werden, nicht durch typographische Absätze von einander getrennt, wozu der Grund nicht wohl einzusehen ist.

1) *s'arrêter*, *s'attacher à q. pour ne pas tomber*, *sich festhalten*; (se tenir à une branche). Unter dieser ersten Rubrik des reflexiven Verbums, in welcher also das *Festhalten* die Hauptbedeutung ist, finden sich nun noch mehrere Modificationen mit vorangeschickten Definitionen, so gleich anfangs: se oder s'en tenir à q. c. = *s'y fixer de telle sorte qu'on ne veuille rien de plus*, *bei etwas stehen bleiben*, cet expédient est le meilleur il faut s'en tenir là. Hiervon wird übergegangen zu se tenir à son mot = *se fixer à ce qu'on a dit*, surtout d'un marchand qui ne veut rien rabattre du prix, *sich an sein Wort halten*; dies bildet einen sehr leichten Uebergang zu der Bedeutung *sich bei* (etwas) *einer Kleinigkeit aufhalten*, *sich an eine Kleinigkeit stoſsen*, *s'arrêter à une bagatelle lorsqu'il s'agit de faire un marché*: il se tient à 12 francs sur un marché de mille écus, se tenir à rien, wegen der geringsten Kleinigkeiten Schwierigkeiten machen. Bis hierher ist das allmählige Uebergehen einer Bedeutung in die andere richtig gehalten. Unbegreiflicher Weise aber schlieſsen sich an die zuletzt erwähnte Wendung unmittelbar an die Beispiele il se tint une assemblée de notables, il se tint un conseil entre eux, die in ganz und gar keinem Zusammenhange mit der zu Anfang gegebenen Grundbedeutung stehen, eben so wie mit dem letzten Satze se tenir à rien. Gleich nach diesen hier ganz ungehörigen Beispielen folgen mehrere mit der Bedeutung *sich bezähmen*, sich beherrschen, sich enthalten: il ne saurait se tenir de parler, de jouer etc., und danach wieder andere, die weder unter sich, noch mit den vorhergehenden in einem inneren Zusammenhange stehen: tenez-vous en repos; je me tiendrais heureux de pouvoir le servir; dès qu'il apprit cela il se tint perdu; je me le tiens pour dit etc.

2) *être*, *demeurer dans un cert. lieu*, *bleiben*; tenez-vous auprès de moi, il se tient au vent et au soleil, er scheut Wind und Sonne nicht (besser er scheut weder Wind noch Wetter).

3) *être*, *demeurer dans une cert. situation*, *dans un cert. état*; se tenir à ne rien faire, müſsig gehen; se tenir caché, se tenir bien, mal etc. Hierher konn-

Digitized by Google

ten mehrere der unter no. 1. unpassenden Beispiele gezogen werden.

In der Weise wie das Verbum *tenir* sind die meisten umfangreichen Artikel behandelt worden. Es würde zu weit führen, noch andere hier eben so zu beleuchten, auch würden dadurch keine andere Resultate gewonnen werden. Hinzuzufügen ist nur noch, dafs die Uebersichtlichkeit durch typographische Absätze nicht überall gleichmäfsig festgehalten ist, was namentlich für den deutsch-französischen Theil gilt, so weit er schon erschienen. Hier ist z. B. in dem Artikel *Gehen*, der etwa sieben Spalten umfafst, nicht ein einziger Absatz gemacht, obwohl durch vier römische und zehn arabische Ziffern Unterabtheilungen genug hervorgerufen sind. Die geringe Raumersparnifs sollte bei einem im Uebrigen so würdig und schön ausgestatteten Werke nicht in Anschlag kommen, zumal wenn durch schnelle Uebersichtlichkeit das Buch so sehr viel an Brauchbarkeit gewinnt. — Für einzelne Artikel ist noch zu bemerken, dafs in *préoccupé* die Bedeutung *zerstreut* nicht hervorgehoben ist, dafs für den *Bolzen* der Armbrust auch *carreau* gesagt wird, dafs bei *mercredi saint* nicht *Aschermittwoch* steht, dafs bei diesem Worte im deutschen Theile nur *mercredi des cendres* sich findet; dafs *brigadier* nicht blofs durch Brigadier übersetzt werden durfte, da es sowohl den (Brigade-) *General* als auch den *Corporal* (bei der Cavallerie) bezeichnen kann.

Ein anderer Punkt, den wir als wesentlich für ein allgemeines Wörterbuch aufstellten, war die Angabe der *Constructionen*. Bei der eben gegebenen Beleuchtung des Artikels tenir hat der Leser schon ein Bild davon bekommen, wie der Hr. Verf. sich dieser Forderung gegenüber gestellt hat. Die bei einem Worte möglichen verschiedenen Constructionen werden erwähnt, wenn gerade eine bestimmte Bedeutung des Wortes die eine oder die andere verlangt. Dies ist das gewöhnliche Verfahren älterer und neuerer Lexicographen. Man überzeugt sich aber bald, dafs man bei diesem Verfahren wiederum gar zu leicht dem Zufalle in die Hand gegeben ist, und dafs die Uebersichtlichkeit auch hierdurch gehemmt wird. Zweckmäfsiger erscheint es daher, zu Anfang eines Artikels sämmtliche mögliche Constructionen des fraglichen Wortes wohl geordnet zusammenzustellen und dabei durch Zahlen oder andere Zeichen auf die entsprechenden Bedeutungen zu verweisen. Namentlich mufs, was in den meisten Wörterbüchern vernachläfsigt ist, angegeben werden, ob ein Verbum mit dem blofsen Inf., oder mit Präp. construirt wird, ob mit Conjunctiv oder Indic. u. dgl. m.

Die *Synonyma*, die in einem allgemeinen Wörterbuche ebenfalls behandelt werden müssen, hat auch Hr. Peschier berücksichtigt. Zunächst ist dabei zu bemerken, dafs wie bei den Definitionen zu ihrer Besprechung die ungeeignete Sprache gewählt worden, die französische für die französischen, die deutsche für die deutschen. Sodann ist zu erwähnen, dafs die Synonymik nicht überall durchgeführt ist. Es sind mehrere synonyme Ausdrücke gar nicht behandelt worden, wie destiner und déterminer, an und année, jour und journée u. A.; bei apprendre und informer hätte auf instruire verwiesen werden sollen, bei défaut auf faute; cadeau mufste bei présent besprochen werden. — Die französische Synonymik liegt überhaupt noch sehr im Argen, es ist daher auch zu erwarten, dafs sie erst in einem eigenen Werke gründlich und ausführlich behandelt sein mufs, ehe über sie Genügendes in einem allgemeinen Wörterbuche beigebracht werden kann. Indefs eine mehr gleichmäfsige Berücksichtigung hätte doch auch jetzt schon eintreten können.

Es bleibt noch übrig, von der *äufseren Anordnung* zu sprechen. Im französisch-deutschen Theile ist die rein alphabetische Ordnung durchgeführt; Verschiebungen durch Versehen des Setzers, die so leicht bei derartigen Werken sich einschleichen, sind dem Rec. bei dem bisherigen Gebrauche des Buches noch nicht vorgekommen. In dem deutsch-französischen Theile ist zwar auch alphabetische Ordnung festgehalten, indefs erscheint dieser Theil gegen den ersten dadurch wieder zurückgesetzt, dafs nicht für jedes besondere Wort ein eigener Artikel gestattet, sondern bei den Zusammensetzungen mit Präpositionen oder Adverbien alle Composita unter einen Artikel gedrängt werden. Diese Artikel werden dann aber jedes Mal unterbrochen, wenn ein aus mehreren Wörtern bestehendes Compositum oder ein zur Composition nicht gehöriges Wort im Alphabet erscheint. So z. B. beginnen die Zusammensetzungen des Wortes *Fort* mit *Fortarbeiten*, gehen in demselben Artikel bis *Fortdursten*, werden unterbrochen durch *Forte*, gehen weiter von *Forteilen* bis *Fortentwickeln*, werden unterbrochen durch *Fortepiano*, gehen weiter von *Forterben* bis *Fortgang*, wer-

Digitized by Google

den unterbrochen durch *Fortgangsbewegung* u. s. w. u. s. w. Viel einfacher und consequenter wäre es gewesen, dem deutschen Theile zu gönnen, was dem französischen gewährt worden, d. h. jedem Worte einen eigenen Artikel.

Dafs die geographischen, so wie die Personennamen besonders behandelt sind in zwei Anhängen, ist schon besprochen worden.

Endlich, was den *Druck* und die *Abkürzungen* betrifft, so sind im französischen Theile die an der Spitze der Artikel stehenden Ausdrücke mit Initialen, im deutschen wenigstens mit sehr fetter Schrift gedruckt, so dafs sie als Hauptgegenstand des Artikels sogleich heraustreten. Die Definitionen sind dann parenthetisch in ganz kleinen Charakteren daneben gesetzt; die zahlreichen Beispielssätze in mittlerer Schrift gehalten; in derselben Schriftgröfse ist die Aussprache angegeben. Wünschenswerth wäre es, wenn die Uebergänge der Bedeutung in demselben Artikel nicht durch ein blofses Semicolon, sondern durch einen Gedankenstrich angedeutet wären, es würde das Aufsuchen einer bestimmten Bedeutung dadurch im hohen Grade erleichtert werden.

Für die Abkürzungen, die durchgängig als praktisch erscheinen, ist eine eigene Tabelle hinzugefügt, in welcher aber noch Einiges ausgelassen ist, z. B. das so sehr häufig vorkommende pt., ferner it., abs., v. r. — Das Papier ist schön, der Druck scharf und bestimmt.

R. Holzapfel.

XLVIII.

Recherches expérimentales sur les propriétés et les fonctions du système nerveux dans les animaux vertébrés. Par P. Flourens, Membre de l'académie française, Secrét. perpet. de l'acad. roy. des Sciences etc. Seconde Edition, corrigée, augmentée et entièrement refondue. Paris, 1842.; chez J. B. Baillière. XXVIII. 516 S. 8.

Die Beobachtung, die Untersuchung und endlich die vollkommne Darlegung des Lebens im Nervensystem ist jedenfalls als die höchste Aufgabe der Physiologie zu betrachten, und sie mufs es namentlich darum sein, weil sie zugleich eine der höchsten Aufgaben der Psychologie in sich schliefst. — Der Satz des van Helmont, den der Verfasser obengenanntem Werke als Motto vorgesetzt hat: „Homo interior totus nervus" greift weiter als es auf den ersten Blick scheint; er spricht es aus: dafs das Höchste in uns, was wir als Grundidee unsers Daseins — als Seele — als Geist, den wahren Menschen im Menschen nennen dürfen, in seinem gesammten sich in der Zeit Darleben, wesentlich *das* bedinge und wesentlich in seinen Offenbarungen *durch das* bedingt sei, was wir das Nervensystem nennen. — *Aristoteles* hat dieser wichtigen Bedeutung des Nervensystems für den Psychologen daher schon bestimmt vorgesehen, wenn er in seinem Buche von der Seele eben in solcher Beziehung sagt: „Und dieserhalb nun gehört für den Naturforscher die Betrachtung über die Seele entweder überhaupt oder als so beschaffen". — Und gewifs! es hat der Psychologie nicht zum Vortheil gereicht, dafs sie gerade am meisten von Männern bearbeitet worden ist, welche von nichts weiter entfernt waren, als von einer genauen Kenntnifs derjenigen Erscheinungen des Organismus, welche unläugbar und fortwährend die Bedingungen enthalten, dafs eine Seele, und dafs eine höher entwickelte Seele, ein Geist, ein Leben sich zu offenbaren und fortzubilden vermag. — Hätte man in der Psychologie immer *vom Anfange* angefangen, hätte man sich Mühe gegeben, bevor man vom Unterschiede von Seele und Geist und einzelnen Richtungen des Seelenlebens zu handeln unternahm, zuerst einzig und allein verfolgt, wie nicht das Bewufste, sondern *das Unbewufste* wirklich anfängt, wie dann, wenn aus dem mikroskopischen Bläschen des ersten menschlichen Eins, das Wunder der menschlichen Organisation sich hervorbildet, nur die noch unbewufste Idee als Bildendes, Schaffendes sich geltend macht, und wie eben durch dieses Schaffen allmählig als wesentliche Bedingung davon, dafs dereinst in dieser Idee ein Bewufstsein sich erschliefsen kann, ein eignes organisches System gestaltet werden mufs, welches wir mit dem Namen des Nervensystems belegen, so würde längst die ganze Psychologie eine andre Gestalt erhalten haben.

Wir nennen aber mit Recht das Nervensystem eine wesentliche Bedingung, nicht nur des Bewufst-

Digitized by Google

seins, sondern überhaupt des Offenbar-werdens der Seele innerhalb der Idee; denn *beseelte* Geschöpfe zählt unsre Erde nur in soweit sie ein Nervensystem enthalten. Was ohne Nervensystem ist, kann *belebt* sein wie Pflanzen und Protorganismen, aber es ist ohne Seele. — Schon hierdurch werden wir nun auf das Deutlichste darauf hingewiesen, wie genau verbunden Seelen- und Nerven-Leben betrachtet werden müssen, und es kann keine irgend bedeutende Entdeckung und Auffindung in der Physiologie des Nervensystems gemacht werden, ohne dafs nicht dadurch auch die Lehre vom Seelenleben in irgend einer Beziehung wahrhaft gefördert würde. — Ich brauche nur daran zu erinnern, wie wichtig die durch mikroskopische Anatomie aufgefundnen Unterschiede der elementaren Bläschen- oder Belegungsmasse, und der Masse der sogenannten primitiven Nerven- und Hirnfaser, für die Geschichte des Vorstellungslebens geworden sind. Wir wissen z. B., dafs das Bewufstsein nur daher und in so fern neue Vorstellungen erlangen kann, als die centripetale Leitung der Innervationsströmung von den Sinnesorganen nach dem Hirn ungestört ist. Wir wissen aber eben so, dafs in der bleibenden Innervationsspannung jener elementaren Bläschenmasse des Hirns etwas sein mufs, was auch das Bleiben der Vorstellung in der Seele erhält; denn die Seele des Menschen erhält z. B. genau von dem Moment an, dafs die Primitivfasern der Sehnerven zerstört werden, keine *neuen* Gesichtsvorstellungen mehr, obwohl die vorhandnen Vorstellungen um so länger vorhanden bleiben, je weniger rasch die Umbildung jener elementaren Bläschen-Masse erfolgt. Durch dergleichen Untersuchungen sehen wir uns dann berechtigt, den Primitivfasern und der Ur-bläschen-Masse des Nervensystems allerdings wesentlich verschiedne Bedeutungen in psychischer Beziehung zuzuschreiben und es würde jedenfalls höchst erfolgreich für die Forschungen des Verf.'s vorliegender Arbeit gewesen sein, wenn er von diesen grundwesentlichen Verschiedenheiten genauere Kenntnifs genommen hätte. — Allerdings ist aber das wichtige Apperçu über die Verschiedenheit der Bedeutung von Belegungs- und Fasermasse im Nervensystem ein durchaus *deutsches Eigenthum* und die Franzosen waren hiervon noch um so weiter entfernt, als ihnen die dahingehörigen mikroskopischen Untersuchungen lange Zeit ganz fremd blieben. Erinnert sich doch Ref., dafs bei seiner Anwesenheit in Paris 1835 er der Erste war, der Magendie und mehreren andern bei ihm versammelten Physiologen die Primitivfaser des Hirns und Rückenmarks unter einem guten Mikroskop von Chevalier vorzeigte. —

Es ist nun aber gerade der Zweck des Hrn. Flourens, in diesem wirklich sehr sorgsam gearbeiteten und auf einer grofsen Menge von angestellten Versuchen beruhenden Buche, über die psychische Bedeutung der einzelnen Theile des Gehirns hellere, nicht blofs auf Hypothesen beruhende Kenntnisse zu verbreiten, und freilich müfste hierzu eigentlich durchaus vorausgesetzt werden, dafs die Bedeutung und das verschiedne Verhältnifs der Elementargebilde, aus welchen alle diese einzelnen Theile gebildet sind, ihm hierbei genau bekannt gewesen wären, wenn die Resultate, die aus diesen Versuchen gezogen werden, wahrhaft wissenschaftlichen Werth haben sollten. — Sind nämlich die Primitivfasern blofs zur *Leitung* der Innervationsströmung bestimmt, während die Innervation selbst nur an der Bläschen- oder Belegungsmasse (welche ursprünglich die allgemeine des Nervensystems überhaupt ist) entsteht und bleibend haftet, so kann es nicht ein und dasselbe Resultat geben, wenn ich einen Hirntheil zerstöre oder hinwegnehme in einem Geschöpf, in welchem dieser Hirntheil viel, und in einem, wo er wenig Fasersubstanz enthält. Dergleichen Verschiedenheiten kommen aber hier auf das mannigfaltigste zum Vorschein. Die Hemisphären der Vögel z. B., an denen Flourens so viel Versuche gemacht hat, haben sehr wenig, oder doch wenig zu weifsen Markbündeln verdichtete Fasersubstanz, während in den Säugethieren höherer Ordnungen die Fasersubstanz hier sehr vorherrscht. Ein ähnlicher Unterschied entsteht auch zwischen ganz jungen und alten Säugethieren. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 99.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

Recherches expérimentales sur les propriétés et les fonctions du système nerveux dans les animaux vertébrés. Par P. Flourens.

(Fortsetzung.)

Es ist nun aber nicht zu verkennen, dafs die Fasersubstanz, welche dem Hirn selbst eigen ist, welche nicht blofs und allein Fortsetzung der in Nerven und Rückenmark ein- und austretenden Fasern ist, sicher die Bedeutung hat, die verschiednen Lagerungen ursprünglicher Bläschen- oder Belegungsmasse unter sich in Rapport zu setzen und dadurch *die Einheit* des Vorstellungslebens zu repräsentiren. — Ist es doch jedenfalls die geeignetste Weise sich einigermafsen einen Begriff davon zu bilden, wie das Vorstellungsleben der zum Bewufstsein gekommenen Psyche an der durch Innervation belebten Hirnmasse haftet, wenn wir bedenken, wie z. B. an die graulich weifse fast halbflüfsige Substanz der Netzhaut alle Sinnesempfindung des Gesichts gebunden ist, und eben so an die weichen Ausbreitungen andrer Sinnesnerven die Empfindung jener Sinnesarten. Eben darum können wir nicht in Abrede stehen, dafs die uns bleibenden Vorstellungen der Seele mit gewissen Lagerungen der primitiven Bläschenmasse des Hirns genau verbunden sind, oder vielmehr, dafs es gewisse Spannungen der Innervation dieser Massen selbst *sind*, welche als jene Vorstellungen im Bewufstsein sich spiegeln; gehen doch eben darum mit gewissen Verletzungen oder Krankheiten dieser Substanz zuweilen ganze Reihen von Vorstellungen verloren. Damit aber eine Erhebung dieser Vorstellungen zur Einheit des Bewufstseins möglich werde, ist die möglichst vielfältige Verbindung und Beziehung derselben unter sich unerläfslich, und dieses stellt sich dann organisch dar, in der während des Reifens des Hirnbaues immer mehr sich entwickelnden tausendfältigen Faserverbindung aller Hirntheile untereinander. Je vollkommner also diese Leitung sich ausbildet, desto mehr mufs nothwendig alles Localisiren gewisser besondrer Strahlen des Seelenlebens aufhören, wenn es auch ursprünglich in einem gewissen Grade allerdings gegeben war, und man kann schwerlich die Absurdität der Hypothese von *Gall*, nach welcher gerade in dem ausgebildetsten Hirn (im menschlichen) eine besondre Localisirung sogar gewisser einzelner Vermögen, Talente u. s. w. auf bestimmte Puncte der Hirnoberfläche beschränkt vorkommen sollte, mehr und deutlicher einsehen, als wenn man die im Hirn entwickelten hundert und tausendfältigen Leitungen beachten will, welche hier eben so die höchste organische Einheit des ganzen Hirnbaues darstellen, wie diese Einheit in seelischer Beziehung durch das eine Selbstbewufstsein des Geistes gegeben wird. —

Anders stellt sich dagegen die Frage, wenn wir auf gewisse ursprüngliche gröfsere Abtheilungen der Hirnmasse blicken und sie in einem Zeitpuncte oder bei Geschöpfen untersuchen, wo sie in Wahrheit noch blofs aus primitiven Bläschengebilden ohne alle Leitungsfasern bestehen, oder doch nur erst in geringem Grade durch Leitungsfasern unter sich und in sich vereinigt erscheinen. Hier können wir schon defshalb eine verschiedne psychische Bedeutung nicht verkennen, weil überall verschieden gelagerte, verschieden gebildete, mit verschiedenen sonstigen Theilen des Organismus in Verbindung gesetzte Bildungen immer und nothwendig auch auf eine besondre Bedeutung derselben schliefsen lassen. Hier ist es daher, wo theils die Beobachtung der Entwicklung dieser Theile in der Thierreihe, theils die Beobachtung ursprünglicher Mifs-

Digitized by Google

bildungen derselben, theils die Verfolgung ihrer Krankheiten und wo endlich auch das physiologische Experiment wichtige Aufschlüsse über die psychische Bedeutung der einzelnen Massen herbeiführen können. — Für Jeden nun, der sich auf diesen Standpunct zu stellen vermag und nach diesem Maafsstabe die Versuche, die auch Hr. Flourens hier beschreibt, verfolgen und vergleichen will, wird das Buch des Interessanten mancherlei enthalten, und gerade in dieser Hinsicht nehmen wir uns daher vor, nicht nur es unsern Lesern überhaupt etwas näher bekannt zu machen, sondern auch, indem wir diese Einleitung vorhergehen liefsen, die Ausbeute, welche der Wissenschaft daraus hervorgehen kann, bestimmter zu bezeichnen.

Die Grundansicht und Grundfrage, von welcher der Verf. ausgeht, charakterisirt sich in folgenden Worten der Vorrede: „Le système nerveux se partage, d'abord en trois parties principales: les nerfs, la moelle épinière et le cerveau. Le cerveau se subdivise, ensuite, en hémisphères cérébraux, cervelet, tubercules bijumeaux ou quadrijumeaux, et moelle allongée. La structure de ces divers parties est visiblement distincte: leurs fonctions le seraient — elles aussi"?

Hier ist nun zuvörderst die Eintheilung des gesammten Nervensystems unangemessen, entweder zu viel oder zu wenig umfassend: — denn sollte auf die äufsere Gestaltung des Nervensystems Rücksicht genommen werden, so hätten mindestens die Ganglien (als eben so viel kleine im Körper verbreitete Hirnknoten) berücksichtigt werden müssen, und sollten die mikroskopischen Elementargebilde über die Eintheilung des Nervensystems entscheiden, so wäre nur die Unterscheidung zwischen Leitungsfasern und Belegungsmasse oder elementaren Bläschengebilden erforderlich gewesen. — Eben so hält die Eintheilung des Hirns keine Kritik aus. Richtig ist zwar aufgefafst, dafs das Hirn an sich wesentlich in *drei* Abtheilungen zerfalle und dafs es falsch sei, blofs zwischen grofsem und kleinem Hirn zu unterscheiden, allein absolut und falsch ist es, das verlängerte Mark als einen vierten Hirntheil aufzuführen, denn diese Eintheilung stammt aus den Zeiten der, allerdings noch nicht ganz verscheuchten, rohesten descriptiven Anatomie, wo man nach aufgesägtem Schädel das Gehirn herausnahm, das Rückenmark am sogenannten foramen magnum durchschneidend, und, weil alsdann ein Stück Rückenmark mit am Hirn blieb, dies eben so am Hirn mit beschrieb, wie man etwa Aquaeducten und Balken, Harfen und Trichter im Hirn zu finden und zu beschreiben wufste. — Dergleichen Ausstellungen sind keineswegs blofs auf Worte gerichtet, sondern sie gehen auf die Grundansicht des Verfassers, und wir müssen es nochmals aussprechen, dafs nur, so lange dem Experimentator ein scharfes naturgemäfses Bild vom Wesen der Theile und ihrem Verhältnifs vorschwebt, er seine Versuche ganz so leiten wird, wie sie geleitet werden müssen, wenn sie durch ihren wahren Ertrag für die Wissenschaft die Qual und den Schmerz rechtfertigen können, welchen wir über ein lebendes fühlendes Geschöpf verhängen. — Es ist nun aber allerdings und in Wahrheit eine höchst wichtige Aufgabe, genau, und zwar auch durch das physiologische Experiment zu ermitteln, *ob und inwiefern jegliche einzelne unter den drei ursprünglichen Abtheilungen des Gehirns: Vorhirn* (Hémisphères), *Mittelhirn* (tubercules bijumeaux ou quadrijumeaux) und *Nachhirn* (Cervelet) *wirklich physiologisch und psychologisch verschiedne Bedeutungen habe?* — und eben dergleichen Fragen würden schärfer erwogen und somit auch besser gelöst worden sein, wenn der Verfasser über die inneren Elementartheile und die äufsere elementare Theilung der Form des Hirns im Allgemeinen mehr im Klaren gewesen wäre. — Wir unternehmen es gegenwärtig einen kurzen Ueberblick des Werkes zu geben, und gedenken dabei vorzüglich das herauszuheben und bemerklich zu machen, was über jene Frage nach Bedeutung der drei Hirnmassen bestimmtern Aufschlufs zu bieten vermag; denn die Beantwortung dieser Frage ist nicht blofs an und für sich wichtig, sondern sie ist es auch in Bezug auf Ermittelung der verschiednen Bedeutung der drei Schädelwirbel, welche unmittelbar auf diese drei Hirnmassen sich beziehen, und sie ist es folglich auch für eine wahrhafte und wissenschaftliche Cranioscopie.

Das ganze Buch in seiner jetzigen Gestalt (nachdem es in der ersten Ausgabe von 1824 nur eine Zusammenstellung mehrer in der Akademie gehaltnen einzelnen Vorträge darstellte) zerfällt in 32 Capitel, mit einer Vorrede, deren Zweck es ist, eine Uebersicht des Inhaltes und Zusammenhanges aller dieser

Digitized by Google

Capitel zu geben. Immer noch macht sich allerdings dabei fühlbar, dafs nicht aus einem Gusse und nach *einer* leitenden Idee geordnet (wozu eben vor allen Dingen eine streng philosophische Auffassung des Verhältnisses von Idee und Organ, und die genaue Kenntnifs des Unterschiedes zwischen den beiden elementaren Substanzen des Nervensystems gehören würde) das Ganze entstanden, sondern dafs es aus einzelnen Abhandlungen zusammengefügt wurde, und es erschwert dies selbst einigermafsen, durch häufige Wiederholungen, die Lectüre desselben. Nichtsdestoweniger gehen indefs aus diesen Untersuchungen einige Resultate hervor, die einen bleibenden Werth für die Wissenschaft haben müssen und die wir bestimmter herauszuheben denken, nachdem der Inhalt der einzelnen Capitel bemerklich gemacht worden ist: — Chap. I. Détermination des propriétés du système nerveux. Hier, wo im Einzelnen bestimmt werden sollte, was eigentlich die Bedeutung des Nervensystems sei, hat uns gleich im Eingange der Ausdruck gestört: „le système nerveux est tout à la fois l'origine des sensations et *l'origine des mouvements*". Wäre nämlich das letztere richtig, so müfste es eben so wenig Bewegungen im Organismus geben als Sensationen ohne ein Nervensystem, welches bekanntlich nicht der Fall ist, da nicht nur die Bewegungen der Pflanzen, sondern die Urbewegungen unsres Organismus selbst — namentlich alle Flimmerbewegungen vom Nervensystem ganz unabhängig sind. Dafs in vielen Fällen und an vielen Orten *Bewegung* vom Nervensystem aus *hervorgerufen* wird, ist nur *eine* der vielfältigen Aeufserungen dessen, was man im Allgemeinen *die centrifugale Strömung* der Innervation nennen mufs, eine Strömung, welche hier als Anregung zu Muskelzusammenziehung, dort als Förderung der Säfteströmung, wieder anderwärts als Förderung der Verdauung, oder als Electricitätsstrahlung sich erkennen läfst. — Es ist aber leicht zu verstehen, dafs jede solche Unklarheit in grundwesentlichen Ansichten auch späterhin zu manchen Mifsverständnissen führen mufs, die wir hier nicht alle einzeln berühren können, wenn nicht ein Buch über ein Buch geschrieben werden sollte, aber auf die wir doch bei dieser Gelegenheit aufmerksam machen wollten, um zu rechtfertigen, wenn wir manches schneller übergehen. Die sehr verbreitete grundfalsche Ansicht, nur sensible und motorische Nerven unterscheiden zu wollen, hat im Obigen jedenfalls den Verfasser verleitet. — Fassen wir übrigens kurz zusammen, was aus den im 1. und 2. Capitel (Détermination du rôle que jouent les diverses parties du système nerveux dans les mouvements de locomotion) mitgetheilten Experimenten entschieden hervorgeht, so ist dahin zuerst zu zählen: „il y a trois propriétés essentiellement diverses dans le système nerveux, l'une de *percevoir* et de *vouloir*, l'autre de *sentir*, l'autre de *mouvoir*". Nur ist auch hier die Zusammenfassung anders zu stellen, denn *Wahrnehmen* ist nicht mit *Wollen* eins, und dafs das Nervensystem nicht selbst bewegt, ist auch klar, nur die Anregung, also das Wollen der Bewegung, gehört ihm an, und so bleiben immer Wahrnehmen oder *Erkennen*, Empfinden oder *Gefühl*, und *Wollen* und Anregung zur Bewegung, als die drei Grundeigenschaften des Nervensystems übrig. — Eine andre hier sich ergebende wichtige Thatsache, die auch der Verf. mit Recht als bezeichnend für alle andre Bestimmungen in dieser Arbeit ansieht, ist: „Une indépendance complète sépare les fonctions des lobes cérébraux de celle du cervelet; d'une part, l'intelligence réside exclusivement dans les lobes cérébraux; et, d'autre part, le principe qui coordonne les mouvements de locomotion réside exclusivement dans le cervelet." — Bei diesem allerdings sehr wichtigen und durch die Experimente des Verf.'s hinreichend bestätigten Satze ist nur *eins* übersehen: nämlich dafs dieses Localisiren nur so lange gültig ist, bis durch kräftigere Entwicklung der die Synthese des Hirns ganz herstellenden innern Faserverbindungen die höhere *Einheit* des centralen Organs alles Nervenlebens erreicht ist. Darum kann man allerdings bei einer Taube (wo die Fasersubstanz von Vor- und Nachhirn schwach entwickelt ist, eben so wie in jungen Säugethieren oder menschlichen Embryonen) die Hemisphären wegnehmen und die Intelligenz ist zerstört, oder umgekehrt das Nachhirn wegnehmen und die geordneten willkührlichen Bewegungen werden unmöglich, aber *keineswegs* gelingt dasselbe im ältern Säugethiere, oder bestätigt sich *vollständig* bei zufälligen Verletzungen des reifen menschlichen Hirns. — Gewifs! hier liegt ein wesentlicher Mangel der Arbeit von Hrn. Flourens; denn wäre es freilich gleich, ob ich an dem faser-armen Ge-

Digitized by Google

hirn des jungen Vogels oder neugebornen Säugethiers Experimente mache oder am faser-reichen Hirn des erwachsenen Säugethiers, und könnte ich von den erstern nur geradezu auf den Menschen schliefsen, so wäre es freilich leichter, die Physiologie des Gehirns ins Reine zu bringen als so. — Das 3. Cap. bringt in seinen Resultaten besonders noch zur Anschauung, dafs verletzte Gehirntheile, wenn sie wieder heilen und sich ersetzen, auch ihre durch die Verletzung anfangs zerstörten Functionen allmählig wieder erhalten. Das 4. Capitel handelt von den Kreuzungen der Wirkung der Verletzungen und zeigt, dafs Vorhirn, Mittelhirn und Nachhirn ihre Wirkungen kreuzen, während das Rückenmark Folgen der Verletzung derselben Körperseite mittheilt. — Das 5. 6. 7. Capitel erläutern durch Versuche die besondern Functionen der drei Hirnmassen noch mehr im Einzelnen, wobei wir jedoch gestehen müssen, dafs die Betrachtungen über das Mittelhirn uns am Unvollständigsten erscheinen, weil sie fast immer aus Versuchen an Vögeln hervorgegangen sind, bei denen die Fortsetzung der Sehnervenfasern so ganz diese Hirnmasse umhüllt, dafs bei absichtlichen Verletzungen derselben die ersten Folgen des Experiments immer wesentlich als Störungen des Gesichtssinnes hervortreten, während dabei die grofse Bedeutung dieser Hirnmasse für die Gefühlswelt des Thieres gänzlich unbeachtet oder doch verdeckt bleiben mufs. Das 8. Capitel enthält merkwürdige Experimente über Hirnverletzungen, welche zeigen 1) dafs die Verletzungen der drei Hirnmassen, wenn sie nicht zu stark sind, heilen und vollkommene Herstellung der Functionen gewähren; 2) dafs eine ziemlich kleine aber bestimmte Masse eines Hirntheils hinreicht die Function des Ganzen zu üben; 3) dafs allerdings jede der drei Hirnabtheilungen ihre bestimmten und eigenthümlichen Functionen hat, welche getrennt von der andern zerstört und wieder hergestellt werden können. Das 9. Capitel betrachtet insbesondre die Vernarbungen des Hirns. Das 10. 11. Capitel wenden sich nun zu Untersuchungen über die sogenannten conservativen Functionen, namentlich über Athmung, und suchen nachzuweisen, dafs eine umschriebene Stelle im verlängerten Marke es sei, welche als Lebenspunct des Nervensystems und Hebel der Athmungsbewegungen zu betrachten wäre. Hier tritt der Verfasser in eine Region, wo er sich mit M. Hall's Untersuchungen über sogenannte Reflexbewegungen begegnet und wo noch in den Grundbegriffen sehr viel zu berichtigen ist. Wir können übrigens hier nicht tiefer eingehen, ohne eine eigne Abhandlung zu schreiben. — Das 12. Capitel handelt von der Einheit des Nervensystems; das 13. von dem Einflusse des Nervensystems auf Circulation; das 14. weist Empfindlichkeit im Sympathicus, namentlich in seinem Ganglion semilunare nach; das 15. beschäftigt sich mit den Gesetzen der Nervenwirkung; das 16. wendet die Resultate jener Experimente auf die Pathologie an und namentlich auf die Kopfverletzungen durch Gegenstofs; das 17. handelt von Wiedervereinigung getrennter Nerventheile; das 18. betrachtet die Ergiefsungen im Hirn, namentlich nach Verletzungen; das 19. verbreitet sich über die Wucherungen der Hirnsubstanz. Der Verfasser sah nämlich immer, wenn er am Umfange des Hirns irgendwo den Knochen weggenommen hatte, beim Fortleben des Thieres die Hirnmasse dort sich erheben und Wucherungen bilden, welches viel Merkwürdiges darbietet. Das 20. handelt von der Trepanation. Im 21. werden die Hirnbewegungen betrachtet (von den Flimmerbewegungen in den Hirnhöhlen war dem Verfasser nichts bekannt). Im 22. ist das Schlagen oder überhaupt die Bewegung der Arterien der an diesem Orte etwas fremdartige Gegenstand der Untersuchung. Das 23. und 24. Capitel handelt von der Anwendung und Wirkung mehrerer Substanzen — direct oder indirect auf das Gehirn. — Merkwürdig ist hier das Factum, dafs bei den meisten Vögeln, welche der Verfasser durch kleine Gaben Alkohol betrunken gemacht und also der geordneten Bewegung beraubt hatte, sich an der Basis des kleinen Hirns, und nur da, eine kleine Blutergiefsung fand.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 100.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1844.

Recherches expérimentales sur les propriétés et les fonctions du système nerveux dans les animaux vertébrés. Par P. Flourens.

(Schluſs.)

Das 25. Capitel erklärt es, warum Amphibien die Enthauptung oder Hirnzerstörung oft lange überleben. Das 26. sucht die Bedeutung der so mannichfachen Abtheilungen des Fischgehirns zu bestimmen. Das 27. handelt von der verschiedenen Bedeutung der einzelnen Nerven der Gehörorgane. Nach der Ansicht des Verfassers soll nur in dem Nerven der Schnecke der eigentliche Hörsinn gegründet sein, der Nerv der halbkreisförmigen Kanäle aber auf eigne Weise die Bewegungen influenziren. Der Verfasser fand nämlich, daſs der horizontale Kanal, wenn durchschnitten, ein Drehen des Thiers um sich selbst, der senkrechte hintere Kanal, wenn durchschnitten, ein Rückwärtsstürzen, und der durchschnittene vordere senkrechte Kanal ein Vorwärtsstürzen veranlaſste. — Auch hier wäre viel zu sondern und zu berichtigen über Ursache und Wirkung u. s. w. — worauf wir jetzt nicht eingehen können. Jedenfalls tritt in diesen Experimenten eine sehr merkwürdige Beziehung zu den Bewegungen des gesammten Körpers hervor und documentirt um so mehr den Hörsinn als verfeinerten, vergeistigten Sinn der Bewegung. — Der nähern Erörterung dieser Verhältnisse der halbkreisförmigen Kanäle sind auch die Kapitel 28. 29. 30. 31. gewidmet.

Das 32. und letzte giebt einen Ueberblick der Methoden, welche Hr. Flourens bei Ausführung seiner Versuche befolgte. Zu gedenken ist auch noch, daſs unter diesen verschiednen Abhandlungen ein interessanter Rapport von Cuvier sich findet, welcher vorzüglich über den Inhalt der beiden ersten Capitel sich verbreitet.

Doch genug! um den Leser in den Stand zu setzen, zu begreifen, daſs in diesem ganzen Werke er nicht eine jener vergänglichen Erscheinungen des Tages vor sich habe, sondern daſs Vieles und für die Wissenschaft Wichtiges darin geboten sei. —

Zum Schluſs nur noch einige von den Sätzen, welche wir als durch die Versuche von Flourens wirklich schärfer begründet nennen dürfen, und deren nahe Beziehung auf das, was ich wissenschaftliche Cranioscopie nenne, unmittelbar ins Auge fällt. Ich zähle hierhin zuerst folgenden Satz: „Das Gehirn ist als Centralorgan des Nervensystems und Träger der seelischen Functionen dadurch bezeichnet, daſs es in seinen drei Hauptmassen nicht mehr wie andre Nervensubstanz eine besondre und unmittelbare Sensibilität gegen äuſsere Eindrücke zeigt". — Ferner: „Die drei Hauptabtheilungen des Gehirns haben deutlich verschiedne physiologische Bedeutung und Function, und da wo noch nicht in höherem Grade die Synthese derselben durch starke *innere* Faserbildung hergestellt ist, kann man durch Zerstören oder schweres Verletzen jeder einzelnen Masse die ihr eigne Function aufheben, und wenn die Verletzung heilt, kehrt auch die Function zurück".

Endlich: „Es läſst sich namentlich durch dergleichen Versuche deutlich nachweisen, daſs die Hemisphären oder das Vorhirn wesentlich dem Erkennen oder der Intelligenz bestimmt sind, während das kleine Hirn oder Nachhirn entschieden das Ordnen und Beherrschen der Reactionen und namentlich der Muskelbewegungen bestimmt".

Man vergleiche hiermit, was ich in meinem Aufsatze über wissenschaftliche Cranioscopie (Müller's

Digitized by Google

Archiv 1843. 2. Heft) und in meinem Leipziger Vortrage (Vom gegenwärtigen Stande der wissenschaftlich begründeten Cranioscopie 1844.) dargestellt und festgesetzt habe, und die weitern Anwendungen werden sich von selbst ergeben.

Carus.

XLIX.

Die Geschichte des siebenjährigen Krieges. Für das deutsche Volk bearbeitet von Dr. Rudolf John. Mit den Bildnissen Friedrich's II. und Maria Theresia's. Leipzig, 1844. gr. 8.

Des preufsischen Hauptmanns von Archenholz Geschichte des siebenjährigen Krieges war gleich nach ihrem Erscheinen im Jahre 1789. ein sehr beliebtes Buch geworden, sie erlebte sodann vier Auflagen, die letzte im Jahre 1838., ward nachgedruckt, in fremde Sprachen übersetzt und blieb ein vielgelesenes Volksbuch, keineswegs aber eine blofse Husarenlecture, wie sie neuere Schriftsteller wohl genannt haben. Seitdem hat nun die Geschichte des siebenjährigen Krieges vielfache Bereicherungen erhalten, ganz besonders durch den warmen Eifer und treuen Fleifs des wackern Preufs, der nicht blofs die erste Anregung zur Erneuerung des Andenkens Friedrich's II. gegeben hat, sondern auch in der Verarbeitung des ganzen gewaltigen Geschichtsstoffes fortwährend die unverdrossenste Thätigkeit bewährt. Wollte er nun gleich im zweiten Bande der Lebensgeschichte des Königs nur eine Fortsetzung seines Lebens und keine Geschichte des siebenjährigen Krieges geben, so enthält doch derselbe sehr viele wichtige Aufschlüsse und Berichtigungen früherer Angaben im Kleinen wie im Grofsen. In rein militärischer Beziehung überragte die von den Officieren des grofsen preufsischen Generalstabes (Berlin 1824) herausgegebene und aus den Archiven, namentlich aus den zehn Folianten des Gaudi'schen Tagebuches reich ausgestattete Geschichte des siebenjährigen Krieges, sowie die „Ideale der Kriegführung" des Generallieutenant von Lossau bei weitem die frühern, derartigen Bücher, namentlich Tempelhof's einst viel gerühmte Geschichte. Denn obschon dieser Officier ein ausgezeichneter Mathematiker war und viel Scharfsinn besafs, so fehlte es ihm doch an guten Quellen und an Berichten von Ohren- oder Augenzeugen, da er selbst erst kurz nach dem Hubertsburger Frieden Officier geworden war und sein Werk erst zwanzig Jahre nach dem siebenjährigen Kriege erschien. Als Vertreter einer dritten Ansicht mufs P. F. Stuhr genannt werden. Sein Hauptzweck war sowohl in der kleinen, aber gewichtvollen Schrift über den siebenjährigen Krieg (Berlin 1834.) als in den zwei Bänden der trefflichen „Forschungen und Erläuterungen über Hauptpuncte des siebenjährigen Krieges" (Hamburg 1842.) aus archivalischen Quellen, die bisher oft verkannte oder unbeachtet gelassene weltgeschichtliche Bedeutung jenes Krieges zu erläutern und eine andre Ansicht derjenigen gegenüberzustellen, in der man Alles in Zurückführung auf persönliche Momente zu deuten suchte.

Nach so glänzenden Vorarbeiten konnte es wohl wünschenswerth erscheinen, ein zweites Volksbuch über den siebenjährigen Krieg zu besitzen, das den Vorzug, welchen Archenholz durch persönliche Anschauung und lebendige Einwirkung der Thaten Friedrich's seinem Buche gegeben hatte, durch fleifsiges Studium und redliche Gesinnung zu ersetzen erstrebte und auf dem Wege, den Preufs in seinem kleinern Werke über Friedrich II. (Berlin 1837.) glücklich angebahnt hatte, mit Erfolg fortzuschreiten suchte. Ein derartiges Buch von C. Hildebrandt (Halberstadt 1827) ist uns nicht bekannt geworden. Um so mehr freuen wir uns in Hrn. John's Schrift einen neuen Versuch zu bewillkommnen, in dem sich guter Sinn mit richtigem Zwecke vereinigt und der also geeignet ist, der Ruhmesgestalt Friedrich's II. unter den verschiedensten Klassen eine neue Geltung zu verschaffen. Der Verf. hat sein Buch „ein Buch für das deutsche Volk" genannt. Recht gut, denn Friedrich II. gehört in Wahrheit eben so der Welt und Deutschland, als seinen Preufsen, an und es stände schlimm um Deutschland, wenn jemals die Erinnerung an jenes einzige, grofsartige Dasein aus den Herzen der Deutschen verschwände und sie vergessen könnten, wie die mitlebende Welt aus reinstem Antriebe und mit innigster Freude an dem Preufsenkönige gehangen hätte. Wir haben hier unter andern auf die so wahren Worte des Verf.'s auf S. 287—289 hinzuweisen und könnten noch manche ähnliche Stelle anführen.

Digitized by Google

Betrachten wir nun zuvörderst den historischen Stoff, so finden wir (was auch gar nicht im Plane eines Volksbuches liegen konnte) zwar keine neue Forschungen und Benutzung ungekannter Quellen, dagegen ist er aus den besten und wohlgeordnetesten Werken entlehnt und wenn auch hier und da eine einzelne Notiz hätte passend eingereiht werden können, so fehlt es doch nirgends an der ausführlichern Schilderung. Ja, es sind einzelne Theile sorgfältiger und übersichtlicher behandelt als bei Archenholz, wohin wir namentlich die Feldzüge des Prinzen Heinrich in Sachsen rechnen, auch mit verständiger Auswahl dem Leser Ruhepuncte geboten, um die politischen Verhältnisse neben den kriegerischen Ereignissen zu überschauen und festzuhalten. Ebenfalls klarer als bei dem genannten Schriftsteller treten dem Leser hier die diplomatischen Bezüge entgegen, in denen Friedrich II. zu seinen Gegnern stand und die der Gegner untereinander, wie z. B. die Mifshelligkeiten zwischen Soltikow und Daun, denen der König im Feldzuge des Jahrs 1759., wie aus den Stuhr'schen Mittheilungen hervorgeht, seine Rettung in der gröfsten Noth verdankte, die Zwietracht zwischen Soubise und Broglie u. a. m. Am reichlichsten mufste freilich das Militärische bedacht sein. Und hier müssen wir Hrn. John bezeugen, dafs er mit gutem Tacte das Zuviel, was oft in Schlachtbeschreibungen unverständlich wird, vermieden und doch auch nicht durch dürftige, kahle Beschreibungen die Laien im Kriegshandwerk unter seinen Lesern um den Vortheil gebracht hat, sich eine anschauliche Vorstellung von militärischen Aufstellungen, Schlachten und Belagerungen zu machen. Als Belege hierzu nennen wir die Schilderungen der Schlachten bei Prag, Rofsbach, Leuthen, Zorndorf, Hochkirch, Torgau und Burkersdorf, der Capitulation Finck's bei Maxen, des Lagers bei Bungelnitz, der Belagerungen von Colberg, Dresden und Schweidnitz, wo auch die Oertlichkeit von Herrn John gut und treffend angezeigt ist. Alles dies ist in einer frischen, belebten und von der Grofsartigkeit der preufsischen Heldenthaten erwärmten Sprache, die nur hier und da die Jugend des Verfassers verräth und einige Male an das Poetische streift, vorgetragen, und auch in dieser Hinsicht also der rechte Ton für ein Volksbuch getroffen. Nur vor gewissen Lieblingsausdrücken ist Hr. John zu warnen, wie z. B. die Wendung, „im Schach halten" uns sechsmal vorgekommen ist.

Auch das verdient Anerkennung, dafs der Verfasser die Gegner Friedrichs mit Achtung und Lob behandelt und sich nicht in Napoleonischer Manier in Herabsetzung alles dessen gefallen hat, was seinem Helden feindlich entgegenstand. So wird Daun's Feldherrn-Talent gebührend geehrt, der Scharfsinn, und die ausgezeichneten Gaben Loudon's (in einem Volksbuche war die Angabe der Aussprache „Laudon oder Laudohn" nicht überflüfsig) überall belobt, und der Tapferkeit der Oesterreicher häufig auf das Rühmlichste gedacht. Eben so ist die Ungerechtigkeit des Königs Friedrich II. gegen den Herzog von Bevern nicht beschönigt, die in Sachsen, Meklenburg und andern Ländern preufsischer Seits erhobenen harten Kriegssteuern aber sind als eine Sache der dringendsten Nothwendigkeit dargestellt. Wenn nun auch der klägliche Zustand der Reichstruppen nicht konnte geläugnet werden, wie auf S. 18 und 59, so ergreift doch Herr John gern jede Gelegenheit, um die Abneigung der Pfälzer, Würtemberger, Westphalen und sogar der Katholiken am Niederrhein und in Süddeutschland gegen den Krieg mit Friedrich II. namhaft zu machen, wozu die angeführten Stuhr'schen Forschungen die besten Belege liefern.

Da nun ein Volksbuch auch geschrieben wird, um einzelne Züge und hervortretende Erscheinungen in Wort und That dem Gedächtnifs zu überliefern, so hätte Herr John solche Gegenstände, an denen die Geschichte des siebenjährigen Krieges so reich ist, in noch gröfserer Anzahl aufnehmen können. Auch hierin wäre ihm Preufs der beste Führer gewesen. Wir haben daher mehrere der bedeutendsten Aussprüche des Königs und Stellen aus seinen Briefen vermifst, auch einzelne Namen, wie den des treuen Reitknechts Trautschke, der seinem Herrn dem General Fouquet bei Landshut das Leben rettete, oder den der hochgesinnten Frau von Treskow bei Neifse; besonders auffallend war es, dafs bei Colberg's Vertheidigung der Name Nettelbeck nicht einmal genannt worden ist und dafs in der Schlacht bei Torgau der des Obristlieutenants Lafswitz fehlt, von dem Friedrich II. selbst sagte (Oeuvr. posth. T. IV. p. 169,

Digitized by Google

vgl. Preufs Biographie II. 267), er habe damals den Staat gerettet. Endlich war auch nach dem Vorgange Archenholz'ens die Anwesenheit der Russen und Oesterreicher in Berlin und die Beschreibung der englischen Hülfstruppen nach ihrer Landung im Jahre 1758 mit noch lebendigeren Farben auszumalen, wie es Hr. John unter andern bei seiner Darstellung der Schlachten bei Rofsbach und Torgau mit Glück gethan hat.

Die Namen der Städte, Ortschaften und Personen sind, soviel uns bekannt ist, mit wenigen Ausnahmen richtig geschrieben, was bei einem Volksbuche ganz und gar nicht unwichtig ist. Jedoch bezweifeln wir, dafs es im Jahre 1757 in der preufsischen Armee ein Grenadierregiment von Wrede (S. 23) gegeben hat, da die Grenadiere nur in Bataillonen formirt waren und der Name Wrede wohl mit Ruhm in der bayrischen, aber nicht in der preufsischen Kriegsgeschichte genannt wird. Ueberhaupt finden wir die Thatsache unsicher; denn dieser ehrenhafte soldatische Ruf „Ehre genug, ihr Brüder, an uns ist die Reihe zu sterben" ist nach glaubwürdigem Zeugnifs (Preufs a. a. O. S. 52) in der Schlacht bei Kollin vernommen, nicht aber in der Blutarbeit der Schlacht bei Prag. Die Besitznahme der sächsischen Archive in Dresden durch Friedrichs II. Abgeordnete am 10. September 1756. ist von Herrn John (S. 9) zwar nicht in der frühern, ganz unhistorischen Weise, aber doch nicht ganz richtig dargestellt werden, indem ihm die ausführliche Nachricht hierüber von Preufs (Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 1841. Nr. 60.) unbekannt geblieben war. Aus diesem, auch an andern Aufschlüssen ergiebigem Aufsatze ergiebt sich zur Gnüge, dafs die Festigkeit, welche General von Wylich und Major von Wangenheim zur Ausführung der Befehle ihres Königs zeigten, die Königin von Polen endlich bewog sich in das Unvermeidliche zu ergeben und die Archiv-Schlüssel auszuliefern. Dafs übrigens der mit der Oberleitung des Ganzen beauftragte Feldmarschall Keith auch die gewaltsame Fortführung der Königin, wenn es nöthig geworden, hätte befehlen müssen, ergiebt sich aus Varnhagen von Ense's Biographie desselben (S. 117 f.). Woher Herr John auf S. 113 die Notiz hat, dafs Keith in der Schlacht bei Hochkirch „im Innern der Kirche, auf einer hölzernen Bank" gestorben sei, ist uns unbekannt: die wahre Erzählung dieses Todes steht in Varnhagen von Ense's eben angeführter Schrift (S. 253 f.). Dagegen hat der Verfasser auf S. 117 ganz richtig der Beschenkung Daun's mit einem geweiheten Degen und Hute gedacht. Denn durch die uns aus der glaubwürdigsten Quelle mitgetheilte Erklärung des Grafen Daun in Wien, des letzten Erben dieses Namens, ist hinlänglich erwiesen, dafs der Grofsvater desselben jene Geschenke empfangen hat, die nachher von der Kaiserin Maria Theresia der Familie für eine sehr grofse Summe abgekauft worden sind. Hierdurch hören alle Zweifel über diese Thatsache auf.

Die Bildnisse Friedrich's II. und der Kaiserin Maria Theresia dienen zur Zierde des wohlgeschriebenen Buches. Wir hätten zur Veranschaulichung des Ganzen gern auf einem dritten Blatte noch Abbildungen preufsischer und österreichischer Soldaten aus dem siebenjährigen Kriege vereinigt gesehen, wozu (wenn es an andern Vorbildern gefehlt haben sollte) das löbliche Werk des Hrn. Kugler und Menzel auf das Zweckmäfsigste benutzt werden konnte.

K. G. Jacob.

Digitized by Google

№ 101.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

L.

Die Tektonik der Hellenen. Von Karl Böttticher. Erster Band. Einleitung und Dorika. Potsdam, 1844. *Verlag von Ferd. Riegel. XXIII.*, 205 *u.* 104 *S.* 4. *mit* 21 *Kupfertafeln in Fol.*

Der Verfasser des vorliegenden, mit begeisterten Worten der Weihe dem Andenken *Schinkels* und *Otfried Müllers* gewidmeten Schrift, spricht im Eingange des Vorworts selbst das Bewufstsein aus, ein bisher noch unversuchtes Unternehmen begonnen zu haben, das nämlich, das Wesen der gesammten griechischen Tektonik zur Anschauung und Theorie zu bringen und und somit eine Disciplin ihrer Principien zu gründen. Und in sofern das Gebiet der Tektonik noch niemals eine so umfassende und auf begriffsmäfsiger Auffassung begründete Behandlung erfahren hat, gebührt dem Verf. allerdings das Verdienst eine für die gesammten Kunstwissenschaften wichtige — und wir können wohl sagen — Principienfrage angeregt und zu gleicher Zeit mit grofser Umsicht durchgeführt zu haben, die gerade dadurch, dafs sie eine bis in die kleinsten, dem Laien nur zu oft entgehenden Einzelheiten eingedrungene Kenntnifs der überlieferten Monumente mit sorgfältiger Behandlung der literarischen Quellen verbindet, dem Architekten wie dem Kunstgelehrten und Kunstfreunde gleich erwünscht sein mufs. Ja, es ist durch die bewufste und konsequent verfolgte Absicht, *ein* gedankenmäfsiges Princip in den mannigfaltigen Gebilden der vorliegenden Sphäre nachzuweisen, dem Begriffe selbst ein neues Gebiet gewonnen worden, das der architektonischen Formen, in denen man bisher meistens nur die Macht des Zufalls, hin und wieder begriffsmäfsige Bestimmungen, noch nie aber den Begriff als solchen als allein und durchgehend bestimmendes Princip erkannt hat.

Diesen Gewinn aber möge man nun nicht etwa deshalb gering achten, weil es auf diesem Felde die Wissenschaft oft mit scheinbar geringfügigen Objecten, hier vielleicht mit dem feinen Schwunge einer Linie, dort mit den zarten Verhältnissen eines vielleicht nur unscheinbaren Gliedes zu thun hat; ja, man könnte sagen, dafs in dieser Eigenthümlichkeit der Wissenschaft ein besonderer Werth liegt, wenn es auf der andren Seite gelingt, selbst in diesen Minutien, wie wohl manche wegwerfend sagen möchten, die Macht des Begriffes und seine Bedeutung als alle Einzelheiten bis in die scheinbar geringsten Zufälligkeiten durchdringend und bestimmend zu bekunden; und wenn in den Naturwissenschaften z. B. ein solches Beginnen wohl nur dem Ungebildeten inhaltslos und somit überflüfsig erscheinen würde, so möge man bedenken, dafs auch die Kunstwissenschaften es in gewissem Sinne mit einer Natur, d. h. mit einer Welt von Erscheinungen zu thun haben, die der menschliche Geist seinem innersten Bedürfnisse, wie seinen ewigen Gesetzen gemäfs mit der Absicht in die Wirklichkeit gesetzt hat, sich seines eigensten Wesens und somit aller dasselbe bedingenden Gesetze der Vernunft auch in äufserlicher Schöpfung bewufst zu werden. — Dies zum Schutz gegen eine einseitige Auffassung des Standpunctes, auf dem sowohl das angezeigte Werk als die vorliegende Beurtheilung desselben stehen.

Was nun jenes selbst betrifft, so zerfällt dasselbe in drei sich hinlänglich von einander sondernde Theile, deren erster in einer allgemeinen Einleitung besteht, deren zweiter das Wesen des Dorischen Baues ausführlich behandelt, und deren dritter endlich in mehreren Exkursen die Bezüge darzulegen sucht, in welchen das vom Dorischen Baue gesagte zu der Gesammtheit griechischer Tektonik steht.

Wir werden diese Theile einzeln durchgehen und, wie uns die ganze Erscheinung des Werks eine genugthuende ist, indem wir insbesondere für die Kunstge-

Digitized by Google

schichte einen Quell reichster Ausbeute darin gewahren, mit Freude auf das viele Vortreffliche desselben hinweisen; endlich aber mit eben so grofser Offenheit und lediglich im Interesse der Wissenschaft, unsre Meinung aussprechen, wo sie von der des Verf.'s abweicht, den wir übrigens von unsrer persönlichen Hochachtung für ihn überzeugt halten, und von dem Ref. nichts mehr wünscht, als dafs er das in der Vorrede S. XIII Gesagte auch auf ihn anwenden möchte. Denn wenn wir uns auch bewufst sind, des Gegenstandes nicht bis in seine innersten Tiefen, wie er *mächtig* zu sein, so haben wir doch zu gleicher Zeit die Ueberzeugung, mit ihm an einem gleich theuren Interesse zu arbeiten und unsre Einwendungen nicht ohne wissenschaftliche Begründung ihm entgegenzusetzen.

In der Einleitung giebt der Verf. unter der Bezeichnung: „zur Philosophie der tektonischen Form", zwei vorbereitende Abhandlungen, deren erste „das Princip der hellenischen Tektonik, den *Begriff jedes tektonischen Körpers in der Form auszusprechen*" aufstellt und im Allgemeinen begründet, deren zweite dagegen eine Uebersicht der tektonischen Symbole giebt, um an diesen die in der ersten Abhandlung ganz allgemein hingestellten Grundsätze nachzuweisen. Es entwickelt dieselbe die Ansichten des Verf.'s über die Bedeutung der einzelnen tektonischen Glieder und Theile, ihre decorative Form und deren Zusammenhang mit dem jenen innewohnenden statischen Begriffe an einer reichen und ungezwungen gesammelten Fülle von Beispielen; und da sie neben der einfachen Demonstration des Begriffes in der Form zu gleicher Zeit noch die verschiedenen Auffassungen desselben an verschiedenen gewissermafsen historisch aneinandergereihten Beispielen verfolgt, so gewinnt gerade dieser Theil eine besondere Wichtigkeit für die Geschichte der Architektur, und wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, dafs jede spätere Untersuchung über die Entwickelung der ästhetischen Formen in der Architektur an die Resultate wird anknüpfen müssen, welche der Verf. in diesem Theile seines Werkes gewonnen hat.

Wenden wir uns jedoch noch einmal zu dem ersten Aufsatze zurück, so freuen wir uns hier einem Bestreben zu begegnen, welches die Formbildung der architektonischen Glieder, anstatt sie dem äufserlichen Zufalle oder ausschliefslich dem nicht minder zufälligen subjectiven Belieben anheim zu geben, auf eine festere, allgemein gültige Basis zurückzuführen sucht. Dies Allgemeine nun, dies allen den mannigfaltigen einzelnen Erscheinungen gleichmäfsig zu Grunde liegende ist der *Begriff*, den der Verf. in folgender Weise als das die Formen bestimmende Princip bezeichnet: „Das Princip nach welchem die hellenische Tektonik ihre Körper erbildet, ist ganz identisch mit dem Bildungsprincip der lebendigen Natur: *Begriff, Wesenheit und Function jedes Körpers durch folgerechte Form zu erledigen und dabei diese Form in den Aeufserlichkeiten so zu entwickeln, dafs sie die Function ganz offenkundig verräth*". — „*Form* eines Körpers nämlich ist in der hellenischen Tektonik wie in der schaffenden Natur: *Verkörperung* oder *plastische Darstellung seines inneren Begriffes im Raume*. Die *Form* erst verleiht dem baulichen Materiale die Eigenschaft seine Function erfüllen zu können; umgekehrt kann aus der Form jedes Mal die Function erkannt werden" (S. 6). Aus dieser Auffassung ergeben sich zwei Bestandtheile des architektonischen, so wie im Allgemeinen des tektonischen Körpers: der statisch nothwendige Kern, *welcher in seiner Nacktheit schon die tektonische Function vollkommen erledigt*, und die *decorative Charakteristik*, die der Verf. auch die *Ornamenthülle* des Kernschema nennt (S. 8) und deren Zweck es ist, den Begriff, welchen jener Kern *statisch* schon *am solidesten*, und *technisch am praktikabelsten* erledigte, nun auch *in allen Beziehungen, bis in seine kleinste Singularität, prägnant vor Augen zu stellen* (S. 10). Die weitere Entwickelung besteht nun darin, dafs, da jeder Structurtheil eben nur ein Theil, ein nach zwei Seiten hin fungirendes Mittelglied andrer Theile ist, er seine Function innerhalb seiner selbst *beginnt*, *entwickelt* und *beendet* und dafs folglich die decorative Bekleidung diese Besonderheiten des Begriffes auszudrücken hat: „sie wird, wie der Verf. S. 11 sagt, den *Beginn* des Structurtheiles anzeigen, seine Wesenheit in der bestimmten Richtung hin entwickeln, und diese erst *am Ende des Maafsraumes abschliefsen*". Die Nothwendigkeit einer Vermittelung der einzelnen Theile und Glieder zu einem Ganzen ruft den Begriff der *Junctur* hervor; diese nämlich ist ein architektonisches Glied — wie der Verf. sagt, ein *Symbol* — welches zwei Structurtheile verbindet, und „*welches entschieden schon auf die Entwickelung und die Wesen-*

Digitized by Google

heit des folgenden hindeutet oder dieselbe *indicirt*, und so den Gedanken einer organischen Verknüpfung — Junctur — beider Structurtheile bewirkt" S. 12. Der Verf. begnügt sich nun nicht damit, die Entwickelung dieser Begriffe nachgewiesen zu haben, er geht weiter und will zeigen, woher der kunstbildende Geist die *Formen* zum Ausdruck jener tektonischen *Begriffe* genommen habe; und zwar betrachtet er die *Analogie* als den Quell, aus dem die hellenische Kunst ihre Symbole gewonnen habe; er stellt dies nun zunächst ohne weitere Begründung S. 14 u. 15 so dar: „Die Erscheinung, dafs irgend einem Körper der umgebenden Natur, oder einem zum Gebrauch im Leben dienenden Objecte, Begriffe, Eigenschaften, Wesenheiten inliegen, welche denen, die am Structurtheile ausgesprochen werden sollen, bekannter Weise analog sind, fafst die Tektonik auf, entlehnt das Schema dieses Objectes, und kleidet bildnerisch schicklich den Kern des Structurtheiles damit ein. Dadurch wird ein solches Schema, weil es eben *Analogem* entlehnt ist, zum Mittel um verwandtes oder gleiches Wesen des Structurtheiles auf die deutlichste Weise darzustellen. Das Object ist alsdann das *Analogon*, das symbolische Vorbild". Hier kann es nun von vorn herein überraschen, dafs, da doch der *Begriff* der Structurtheile vom bildnerischen Geiste selbst gefunden und gesetzt worden ist, dasjenige, was eben nur ein Ausdruck des Begriffes sein soll, die *Form*, die sich hiernach vielmehr aus dem Begriff selbst erzeugen mufste, von anderswoher gesucht und entlehnt werden soll; indefs haben wir gerade diesen Gedanken in der Folge eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen und wir können uns eines näheren Eingehens auf dieselben an diesem Orte um so eher entheben, als auch der Verf. sie hier noch nicht mit der Bestimmtheit ausspricht und zu der Anwendung bringt, als dies in der Folge geschieht. Bei der Entwickelung, die wir so eben verfolgt haben, betont es der Vf. nun hauptsächlich, dafs durch sie der Willkühr des einzelnen bildenden Künstlers aller und jeder Spielraum genommen sei (S. 16. 17); aber gerade hier scheint uns, bei aller Billigung des Grundgedankens, der Punct zu liegen, an welchem die Auffassung des Hrn. Verf.'s, wo nicht einer Berichtigung, so doch einer Erweiterung bedürftig sei. Obgleich nämlich der Verf. hie und da den Zusammenhang des einzelnen Structurtheiles mit dem tektonischen *Ganzen*, mit der Gesammtheit *aller* Theile und Glieder hervorhebt, so ist doch immer der Begriff des einzelnen Theiles das die Form desselben ausschliefslich Bestimmende; und so sehr wir die Wichtigkeit des Begriffes in dieser Beziehung auch anerkennen, so müssen wir dagegen doch bemerken, dafs uns durch das alleinige und ausschliefsliche Vorherrschen desselben ein anderes nicht minder wesentliches Element der Kunstschöpfung gefährdet und zurückgedrängt erscheint; es ist das Moment des freien Bestimmens von Seiten des schaffenden Künstlers; es ist die lebendige Macht der Idee, die das Kunstwerk als eine freie Schöpfung des Geistes hervorgehen und alle weitere Ausbildung der einzelnen Theile als nothwendige Consequenz der von der Idee enthaltenen Totalität des Kunstwerkes erscheinen läfst; der Begriff kann eben nur die Formbildung der einzelnen Glieder bestimmen; das Verhältnifs dieser einzelnen Glieder untereinander jedoch wird nur bestimmt durch die Idee des ganzen Kunstwerks in seiner Totalität, und in so fern, wie der Verf. richtig bemerkt, jeder einzelne Structurtheil schon mit Rücksicht auf die ihn umgebenden Glieder gebildet wird, hat wohl auch die Idee des ganzen Kunstwerks ein eben so grofses Recht, als das die einzelnen Theile bestimmende zu gelten, als der Begriff, der über die Gränzen der einfachen statischen Bedeutung hinaus niemals bestimmend wirken kann. Hieraus ergiebt sich schon, dafs, bei aller seiner unleugbaren Wichtigkeit, der Begriff des einzelnen Theiles nicht als alleiniger Ausgangspunct einer Philosophie der Tektonik betrachtet werden darf. An welchen Widersprüchen eine solche Philosophie leiden würde, wollen wir nur an einigen Beispielen zeigen. So ist z. B. der Begriff eines Gliedes — der Säule, des Kapitäls u. s. f. — in zwei verschiedenen Stylen durchaus einer und derselbe, dennoch erscheint seine Formation vollkommen verschieden. Diese Verschiedenheit der Form bei aller Gleichheit des Begriffs ist nur daraus zu erklären, dafs die Idee des architektonischen Ganzen — der durch dasselbe beabsichtigte Totaleindruck u. s. f. — die decorative Form der Theile hier so, dort anders bestimmt, während der Begriff, wie er selbst unverändert derselbe bleibt, diesen Unterschied nie begründen kann. Dafs endlich, wie die spielende Willkühr des Künstlers, so auch überhaupt alle und jede Aeufserung der Subjectivität und

Digitized by Google

das freie Bestimmen und Schaffen desselben durch das einseitige Ueberwiegen des Begriffes der Theile beschränkt, ja aufgehoben werde, haben wir schon angedeutet; und in der That liegt ja der Begriff und die aus ihm hervorgegangenen Grundformen der einzelnen Structurtheile fertig und vollendet vor und es würden dieselben, falls nicht ein anderes Princip bei der Formbestimmung betheiligt wäre, in einer tödtenden Einförmigkeit überall bei den verschiedensten Kunstwerken auftreten müssen; dies neue Princip aber ist nun die allerdings durch nationale, traditionelle u. a. Einflüsse bedingte Idee des gesammten Kunstwerkes, die aber frei im schaffenden Geiste des Künstlers geboren wird und, indem sie sich der vorliegenden, durch den innewohnenden Begriff nothwendig erzeugten, Grundformen bemächtigt, eine jede derselben den von der Totalidee postulirten Modificationen unterwirft und ihnen so den Stempel der Originalität aufdrückt, durch welchen allein erst ihre Gesammtheit als ein selbständiges Werk des frei schaffenden künstlerischen Genius erscheinen kann. — Diese wenigen und, wir gestehen es, nicht erschöpfenden Bemerkungen, müssen hier genügen, um das allerdings schwierige Verhältnifs des unbehindert schaffenden Künstlers zu dem ihm überlieferten und nicht leicht zu verändernden Materiale seiner Kunst anzudeuten und zu gleicher Zeit den Standpunct zu bezeichnen, von welchem aus das in der Darstellung unseres Verf.'s mit grofsem Rechte, doch zu einseitig hervorgehobene Princip der Formenbildung in der hellenischen Tektonik als unzureichend betrachtet werden mufs.

Die Absicht des zweiten Aufsatzes, dessen Inhalt wir schon oben charakterisirt haben, ist es nun das Wesen der tektonischen *Symbolik* — eine Bezeichnung, die zwar von manchen Seiten Anfechtungen zu erleiden haben dürfte, deren Gebrauch wir indefs dem Vf. gern zugestehen — an den einzelnen Gliedern und Structurtheilen eines tektonischen Ganzen nachzuweisen. Es zerfällt derselbe daher in verschiedene Unterabtheilungen, aus denen wir jedoch des allzureichhaltigen Stoffes wegen, nur einige der bedeutendsten Puncte hervorheben dürfen.

1. Symbolik des *Tragens* und *Stützens* im *Conflicte*. In diesem Abschnitte ist es vorzüglich die Form des Kyma's, die der Verf. einer näheren Untersuchung unterwirft. Er leitet dieselbe S. 28 aus dem Schema einer Reihe von aufrechtstehenden, mehr oder minder geneigten Blättern ab, die, unbehindert aufwärts strebend und so dem Saume eines Structurtheils angefügt „ein Symbol für den Begriff des Aufgerichteten, unbelastet Endenden"; durch irgend ein Aufgelegtes aber belastet und so mit der Spitze der Blätter nach vorn übergeneigt das Symbol des oben erwähnten Conflictes bildet; am stärksten spricht sich der letzte Gedanke in derjenigen Form aus, welche man mit einer von Hrn. B. mit Recht verworfenen Benennung *Eierstab* nennt; in dieser erkennt nämlich der Verf. ein nach dem Analogon einer doppelten Blattreihe gebildetes Kyma, in welcher je ein rundes und ein spitzes Blatt mit einander abwechseln, deren Spitzen durch starke Belastung bis auf die Wurzel niedergedrückt sind und so das bekannte Schema des sogenannten Eierstabes bilden; eine Ableitung, der man das Lob geistreicher Erfindung, so wie consequenter Durchführung (S. 29—34) nicht versagen kann. 2. Der zweite Abschnitt handelt von der „Symbolik *freistehender stamm- und stengelartiger Stützen*, so wie des sich Erhebenden, Absenkenden und frei Endenden"; es war daher zu erwarten, dafs der Verf. vor allen Dingen hier die Säule betrachten würde, als welche den Begriff einer freistehenden Stütze am einfachsten und grofsartigsten darstellt. Er hebt jedoch nur die Cannelirung als allen Säulenarten gemeinsam hervor (S. 38—41) und verschiebt die Entwickelung der übrigen Symbole bis auf die Behandlung der besonderen Arten und Style der Architektur; war nun aber das von der Einleitung der tektonischen Formenbildung zu Grunde gelegte Princip das richtige, d. h. das allein richtige und zulängliche, so ist durchaus nicht abzusehen, weshalb es der Verf. hier nicht am Orte glaubt, auf den Begriff der Säule und ihrer Symbole speciell einzugehen. Denn der *Begriff* der Säule, ihre structive Function an und für sich betrachtet, bleiben durchaus dieselben, mag sie nun der dorischen oder ionischen Ordnung angehören und es müfsten sich daher auch, falls dieser — der Begriff — allein das Bestimmende der Formation wäre, alle Formeigenthümlichkeiten der Säule aus ihm herleiten und entwickeln lassen; dafs dies aber nicht der Fall sei und dafs folglich der Vf. hier nicht von der Symbolik der Säule handeln konnte, ergiebt sich aus den obigen Bemerkungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 102.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

Die Tektonik der Hellenen. Von Karl Böttticher.

(Fortsetzung.)

Dagegen enthält dieser Abschnitt eine reichhaltige Fülle der feinsten und treffendsten Bemerkungen in der Entwickelung der Gefäfsformen, die wohl hier zum erstenmal einer so wissenschaftlichen Behandlung unterworfen werden. Nach Voraufschickung einiger Bemerkungen über das unterscheidende Moment der Formenbildung der Geräthe und Gefäfse, welches der Vf. ganz richtig als den Begriff des örtlich *Beweglichen*, *Tragbaren* im Gegensatze zu der *unbeweglichen Stabilität* architektonischer Bildungen bestimmt, construirt derselbe die Formation der Gefäfse und behandelt sodann ausführlicher die einzelnen Theile derselben: den Bauch, als Flüssigkeit aufnehmenden, den Fufs als tragenden und stützenden Theil (S. 44), dessen Function es ist, den Kessel oder Bauch aufzunehmen und ihm einen sicheren freien Stand zu bereiten; den Hals, der die Function hat „die Flüssigkeit sowohl in den Kessel hinein-, als wie herauszuführen" (S. 47) und der dieser doppelten Function wegen auch in zwei verschiedenartig charakterisirte Theile zerfällt; die Henkel (S. 50), als diejenigen Theile, an denen das Gefäfs „freischwebend oder hängend geführt wird"; ihre Wesenheit ist *frei* vom Gefäfse *abspringend*, die nächste Analogie daher die *Ranke* oder der Zweig; der hierin ausgesprochene Begriff des örtlich Beweglichen ist, als dem Begriff des Gefäfses überhaupt nothwendig, so mächtig, dafs er selbst da, wo der Gebrauch das Tragen gar nicht erfordert oder Gröfse und Material des Gefäfses dasselbe unmöglich macht, durch Henkel angedeutet wird; jedoch so, dafs diese wiederum durch ihre Formation andeuten, nicht zum Gebrauch, sondern nur als „*Gefäfs charakterisirendes Schema*" da zu sein. Wie bei diesem Theile der Gebrauch, das Bedürfnifs mehr, als bei andern, das Bestimmende war, so auch bei dem letzten Gliede, dem Deckel (S. 51); der jedoch immer noch mehr rückwirkend auf das Gefäfs selbst erscheint und so allerdings auch von gröfserer ästhetischer Bedeutung ist; wenn nämlich ein Deckel das Gefäfs schliefsen soll, so mufs auch die Lippe des Halses als deckelaufnehmend charakterisirt sein. Den Deckel nun fafst der Verf. als „ein *über dem hohlen inneren Raume des Gefäfses freischwebendes*" (S. 52); wir möchten denselben lieber als *abschliefsenden* Theil betrachten, welcher das wegen der *weiteren* Oeffnung unvollendete und so unselbständige Gefäfs nach aufsen hin verselbständigt und so erst eigentlich vollendet; wie denn die Deckel auch meist nur bei Gefäfsen mit weiten Oeffnungen vorkommen.

In ähnlicher Weise behandelt der Verf. von den Geräthen Candelaber (S. 52), Stelen (S. 56), Tischfüfse (S. 57) u. s. f. und geht sodann zu den Symbolen des sich Erhebenden, Absenkenden und frei Endenden über, unter denen namentlich Structurtheile wie Hypotrachelium, Lysis, Sima und insbesondere der Trochilus der ionischen Säule erörtert werden, mit deseen Auffassung „als ein zur Caricatur contrahirtes Schema des Säulenstammes" (S. 62) wir durchaus nicht übereinstimmen können; ohne uns jedoch auf nähere Widerlegung hier einzulassen, müssen wir dieselbe bis zur Betrachtung der Ionika aufschieben, in denen ja auch der Verf. erst die vollständige Begründung seiner Ansicht zu geben verspricht.

Die im dritten Abschnitte behandelten Heftbänder dienen dazu, die einzelnen Symbole eines Structurtheiles zu verknüpfen und müssen deshalb wohl von den Juncturen unterschieden werden, deren Zweck die organische Verknüpfung verschiedener Structurtheile selbst ist; daraus ergiebt sich sodann die Bestimmung, dafs, während die Junctur die Wesenheit und den Begriff des zu verknüpfenden Structurtheiles zu indiciren

Digitized by Google

hat, die Aufgabe des Heftbandes nur die ist, den Grad der Mächtigkeit und Bedeutung, nicht aber die Wesenheit desselben auszudrücken. Nach jenen nun modificirt sich auch die Formation des Heftbandes, so dafs je zarter das anzuknüpfende Symbol ist, desto zarter auch das Heftband gebildet wird; je mächtiger und bedeutender jenes, desto prononcirter und hervorspringender dieses erscheint (S. 65). Von diesem Standpuncte aus behandelt nun der Verf. ausführlich die hieher gehörigen Symbole, Torus und Spira, Tänia und besonders die Mäandertänia, endlich Astragalus und Encarpus, um dann im vierten Abschnitte zu den Junctoren, als den Symbolen der Verknüpfung ganzer Structurtheile überzugehen. Diese jedoch, da zu ihrem Verständnisse die Kenntnifs der Structurtheile selbst erforderlich ist, konnten an diesem Orte noch nicht erschöpfend behandelt werden und der Verf. begnügt sich daher nach der allgemeinen Begriffsbestimmung die hauptsächlichsten Junctoren der verschiedenen Baustyle mit allgemeiner Charakteristik aufzuführen; dasselbe gilt von den im letzten Abschnitte behandelten Symbolen „des über dem Raume Schwebenden und Freischwebenden": Epistyl, Kalymma und Geison, weshalb wir selbst denn auch erst bei den einzelnen Ordnungen auf alle diese Puncte näher eingehen werden.

Dem zweiten der oben angedeuteten Theile unseres Werkes geht eine Einleitung voraus, in welcher der Verf. seine Ansichten über einige allgemeinere, die besonderen Zwecke des Werkes jedoch näher berührende Fragen aufstellt; insbesondere ist es das Verhältnifs der hellenischen Tektonik zu der vorangehender Völker und Stämme, welches der Verf. einer näheren Betrachtung unterwirft, in der er mit Recht das Moment völliger Selbständigkeit und besonderer Bedeutung jeder Entwickelungsstufe gegen eine, alle Eigenthümlichkeit mehr oder weniger verflachende, Uebertragung derselben Gedanken und Principien von einer Völkerindividualität auf die andre geltend macht; sodann sucht er das Verhältnifs der hellenischen Baustyle unter sich zu bestimmen, indem er die beiden selbständigen und ursprünglichen Style, den Dorischen und den Ionischen, aus dem Geiste und Charakter jener beiden die Eigenthümlichkeit des griechischen Geistes vollkommen entwickelnden Hauptstämme der hellenischen Nation herleitet. Die Verschiedenheit, ja der ausgesprochene Gegensatz, der diesen zu Grunde liegt, derselbe tritt in der Architektur hervor und giebt jedem der beiden Hauptstyle eine entsprechende Gestaltung, die den griechischen Geist in der Kunst zu derselben sich im Gegensatze zweier Individualitäten entfaltenden Erscheinung bringt, wie sie in dem Verhältnifs der Stämme und insbesondere in den Ioniern und Doriern vorliegt, welche die Ideen des griechischen Volksgeistes auf die schärfste und bestimmteste, und darum eben extreme Weise ausgebildet haben. Hiemit ist aber dann jede Möglichkeit der Entwickelung eines selbständigen dritten Styles abgeschnitten und so betrachtet denn der Verf. auch den korinthischen Styl nur als eine „Version" des dorischen, und stellt ihn dem attischen Style gegenüber, der wiederum sich nur als eine Version des ionischen ergiebt; beide wollen die Eigenthümlichkeiten des ursprünglichen Dorischen und Ionischen vermitteln, daher sie denn auch als Complexe jener in der That keine Elemente enthalten, die jene nicht schon, wo nicht entwickelt, so doch mindestens angedeutet hätten. Hieraus ergeben sich nun die vier grofsen Massen, die uns die Gesammtheit der griechischen Architektur vergegenwärtigen und deren Schilderung der Verf. in grofsen und treffenden Zügen entwirft, hie und da vielleicht dieselben mit allzugrofser Schärfe trennend und auseinanderhaltend; denn hier sowohl, wie in dem gesammten Staats- und Geistesleben der verschiedenen griechischen Stammindividualitäten gab es vielfache Berührungs- und Ausgleichungspuncte, die, theils durch äufseren Verkehr gefördert, theils durch immer mehr wachsende geistige Gemeinschaft hervorgerufen, nöthig waren, um sowohl dem griechischen Volksgeiste im Allgemeinen, wie jeder besonderen und individuellen Gestaltung desselben jene harmonische Vollkommenheit und Abgeschlossenheit zu geben, die wir mehr oder weniger als Kriterium eines jeden Erzeugnisses griechischen Geistes und insbesondere griechischer Kunstthätigkeit zu betrachten gewohnt sind.

Nachdem nun der Verf. so die allgemeineren Bezüge angedeutet hat, in welchen einmal die hellenische Tektonik zu früheren tektonischen Kunstbildungen, und dann der dorische Baustyl zu dem andrer Stämme steht, geht er zu seiner Hauptaufgabe über, die er selbst als eine *Restitution* des ursprünglichen dorischen Baues bezeichnet, indem nur aus dem ursprünglich Ersten jedes einzelne Glied der folgenden

Digitized by Google

Entwickelung zu erkennen sei. Möglich gemacht aber sei eine solche Restitution durch das schon oben besprochene Princip der hellenischen Tektonik, den Begriff des tektonischen Körpers durch die Form auszusprechen, durch den noch aus dem Ueberlieferten erkennbaren Charakter des dorischen Baues selber und endlich neben dem vergleichenden Herbeiziehen der gesammten geistigen Thätigkeit des dorischen Stammes, so wie andrerseits der tektonischen Gebilde andrer Stämme, insbesondere auch durch Benutzung der wenigen uns überlieferten, aber, nach dem Vf., „schlagenden" Andeutungen der Alten selbst über Tektonik. Und diese letztere Seite ist's auch in der That, die dem vorliegenden Werke ein ganz besonderes Interesse verleiht und die, wenn wir die sorgfältige Erörterung und Behandlung der *tektonischen Namen* hieher rechnen, dem Verf., obgleich wir im Verfolg öfter seinen Ansichten nicht werden beipflichten können, nur zum gröfsten Lobe gereichen kann und uns zur Anerkennung dieses neuen und wichtigen, wie mühsamen und schwierigen Beginnens verpflichten mufs.

Für einen grofsen Gewinn der Wissenschaft müssen wir ferner die Untersuchungen über das Mechanische der einzelnen Structurtheile, über ihre statische Bedeutung und Construction erachten, indem dieselben mit eben so erschöpfender Vollständigkeit, als mit tiefer sachlicher Einsicht angestellt sind, ohne jemals den Zusammenhang des einzelnen Gliedes mit der Totalität des gesammten Baues aus den Augen zu verlieren; hieran nun knüpft sich die Betrachtung des Decorativen, der wir, so lange sie sich darauf beschränkt die decorative Formation des Gliedes *aus dem Begriff desselben* und so das tektonische Kunstwerk, *ohne Einmischung fremder Elemente, aus sich selbst zu erklären*, unsre Beistimmung und Anerkennung im Allgemeinen fast nie versagen können. Diese Einmischung fremder Elemente aber liegt in dem Verfahren des Verf.'s begründet, für jede noch so einfache, sei es durch das Statisch-Nothwendige oder durch das Formell-Schickliche gebotene und so aus der Natur der Sache gleichsam von selbst erzeugte Form Vorbilder oder „Analogien" in der umgebenden Natur, ja unter den Bedürfnissen des gemeinen Lebens zu suchen, deren Nachbildung und Uebertragung in die ihnen meist ganz heterogene Sphäre tektonischer Thätigkeit die decorativen Formen aller einzelnen Glieder und Structurtheile hervorgebracht haben sollen. Ja, die Gesammtorganisation und Gliederung des tektonischen Ganzen, also hier des dorischen Hierons ist nach der Ansicht des Verf.'s nur aus der — immerhin idealisirten — Auffassung und Nachbildung eines solchen Analogons, nämlich des *Zeltes* hervorgegangen! Diese Auffassung mufsten wir schon hier vorläufig andeuten, da die ganze folgende Entwickelung dadurch bestimmt ist und ohne diese Bemerkung jede Erörterung des Folgenden unverständlich sein würde. Eine Andeutung aber ist uns hier nur gestattet, weil, wie der Verf. nur nach der erschöpfenden Behandlung des Ganzen in allen seinen Theilen den Erweis seiner Ansichten für möglich hielt, auch wir die Ueberzeugung haben, dafs eine erfolgreiche Widerlegung derselben nur nach sorgfältiger Beachtung aller vom Verf. mit eben so viel Scharfsinn als praktischer Einsicht vorgebrachten Einzelheiten möglich und pafslich sei.

Wie erschöpfend nun die Darstellung des dorischen Baues sei, ergiebt sich daraus, dafs der Verf. aus den oben erwähnten Standpuncten des Mechanischen, des Decorativen und endlich der Benutzung der in der Literatur von den Alten selbst niedergelegten Andeutungen über Tektonik in folgerechter Ordnung die einzelnen Glieder und Bestandtheile des dorischen Hierons vom Krepidoma bis zum Aetoma durchläuft und in folgenden Abschnitten behandelt: 1. Schema des Plans (S. 122); 2. Krepidoma (S. 123); 3. Säule (S. 128); 4. Wand und Ante (S. 143); 5. Epistylion (S. 149); 6. Triglyphon (S. 156); 7. Geison des Pteron (S. 170); 8. Balken (S. 181); endlich 9. Kalymma (S. 187) und 10. Aetoma (S. 190). Was hier zunächst das Schema des Planes betrifft, so können wir uns damit begnügen auf die Bestimmung des Verf.'s aufmerksam zu machen, dafs der Tempel in antis das ursprüngliche Schema des dorischen Hierons gewesen sei, im Gegensatz zu dem Peripteros, den man als die Grundform des ionischen Tempels betrachten müsse; eine Bemerkung, die richtig benutzt, unsrer Meinung nach, für die gesammte griechische Tempelarchitektur sehr folgenreich werden kann; gehen wir zum Krepidoma über, so wohnt demselben neben dem äufserlichen Zwecke, das Gebäude gegen mannigfache Beschädigungen, denen es ganz flach stehend ausgesetzt sein würde, zu schützen, noch die tiefere innere Bedeutung bei, das Hieron als ein Anathema, ein Geweihtes und

Digitized by Google

Dargebrachtes zu bezeichnen. Besondere Aufmerksamkeit wendet der Verf. auf den Stylobaten, den er als den gemeinsamen Abacus aller Säulen betrachtet, gemeinsam und ungetrennt, um den Säulen selbst jeden Schein von Selbständigkeit zu benehmen, welche letztere dem Begriff des dorischen Baus in so fern zuwiderlaufen würde, als in diesem jedes Glied nur aus dem grofsen Ganzen hervorgeht und also keines „in Oertlichkeit und Form als selbständig und für sich möglich" erscheinen darf (S. 120). Bei der Säule wird namentlich das Mechanische des Stammes, die Zusammensetzung aus Trommeln und deren eigenthümliche Behandlung, wonach sie einander nur eine peripherische Berührungsfläche darbieten, trefflich beleuchtet, das *Scamillum* (S. 130) und besonders die streitigen *scamilli impares* erhalten (S. 132) eine genaue Erörterung u. s. f. Was dagegen unter den decorativen Elementen der Säule zunächst die *Rhabdosis* betrifft, so bemerken wir, dafs deren Ableitung aus der Analogie des Doldenstengels (S. 135) allerdings durch eine nicht geringe Aehnlichkeit der beiden verglichenen Gegenstände scheinbar begünstigt wird; indefs reicht eine solche, ohne andre gewichtige Gründe doch nicht hin den Doldenstengel gerade zu als *Vorbild* der cannelirten Säule anzunehmen; will man dagegen die Meinung des Verf.'s so auslegen, dafs man, nachdem die Cannelirung als zur Formation der Säule zweckmäfsig erkannt war, bei der Ausführung derselben mit mehr oder weniger Bewufstsein und Absicht eine jener Pflanzenform entsprechende Form zur Charakteristik der Säule gewählt hätte, so liefse sich dies eher zugeben; in jedem Falle aber mufs festgehalten werden, dafs die zufällige Erscheinung oder Kenntnifsnahme dieser oder jener Form in der Natur nicht als die erste und ursprüngliche Veranlassung zur Bildung des architektonischen Gliedes betrachtet werden darf. Unter den übrigen Einzelheiten wollen wir nur die Ringe am Echinus hervorheben, die der Verf. Torenspiren nennt (S. 138), ein Name, der aus der Auffassung derselben als Bänder hervorgeht. Wir können diese Ansicht nicht billigen, indem einmal durchaus kein Analogon mit Torus oder Spira in den Ringen vorliegt und dann der Begriff eines knüpfenden Bandes hier auch gar nicht an seiner Stelle sein würde. Vielmehr scheint es die vom Verf. gar nicht beachtete Eigenthümlichkeit, nach welcher die äufseren Flächen dieser Ringe dem Echinusprofil parallel laufen, zu sein, die den Schlüssel zu dieser schönen dem dorischen Styl eigenthümlichen Formation gewährt und die zugleich dem Gedanken an Bandtoren, *wie uns derselbe im Ganzen unstatthaft erscheint*, so auch hier durchaus zurückweist. Eine Bestätigung dieser Ansicht aber können weder das vom Verf. angeführte Beispiel aus Pästum (Taf. 6, 2) noch die beiden Bruchstücke (Taf. 6, 19. 20) gewähren; welchen letzteren als eben so seltene Ausnahme noch das Capitäl einer dorischen Säule im Prostylos des Minerventempels in Syrakus hinzugefügt werden kann.

In Betreff des Abakus (S. 139) geht der Verf. zu weit, wenn er die denselben ornirende Mäandertänie als ein Kopfband, als ein *für die Wesenheit der ganzen Säule charakteristisches Stirnband* bezeichnet (S. 141, 5), indem hiedurch die Analogie mit dem menschlichen Körper auf eine übertriebene und fast spielende Weise durchgeführt sein würde, die dem Ernste dorischer Architektur am allerwenigsten zusagt. Auch wird an und für sich diese Analogie sehr zweifelhaft, mindestens sehr willkürlich erscheinen, wenn man bedenkt, dafs von den drei Theilen der Säule, βάσις, σῶμα und κεφαλή der erste beim dorischen Bau ganz fortfällt, der zweite aber diese Benennung nur ganz uneigentlich erhalten hat.

In den literarischen Citaten aber, die der Verf. für seine Meinung anführt, können wir nichts weniger als eine Bestätigung derselben finden. Nach diesen soll nämlich (S. 142) dasjenige, was die Stirn des Capitäls umfängt, ein ἐπίκρανον, κεφαλόδεσμον sein; vorausgesetzt nun, diese Benennung beim Hesychios bezöge sich wirklich auf einen Theil der Säule, und dürfte überhaupt architektonisch gefafst werden, so könnte sie doch nur die bandartige Verzierung um den Abakus bezeichnen, keineswegs aber den Abakus selbst, welcher ja gar nicht „die Stirne des Capitäls *umfängt*", sondern diese vielmehr bildet. Dieser Widerspruch konnte dem Verf. nicht entgehen, wie er ihn denn auch dadurch zu lösen sucht, dafs er sagt: „es ist der Abakus der dorischen Säule mit seinem umlaufenden Kalymmatien- oder Stroterenbande gemeint".

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 103.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

Die Tektonik der Hellenen. Von Karl Böttticher.

(Fortsetzung.)

Was aber überhaupt Veranlassung dazu gegeben hat, in dem Ausdrucke ἐπίκρανον eine so ursprüngliche und wichtige architektonische Bedeutung zu suchen, scheint einzig eine Stelle des Euripides zu sein (Iph. Taur. v. 51 ff.), wo Iphigenia eine Vision erzählt, nach welcher sie die Säulen des väterlichen Palastes wanken und stürzen gesehen; Eine nur blieb stehen, und es schien ihr, als ob aus dem *Epikranon* derselben blonde Locken hervorgewallt wären und sie selber dann mit der Stimme eines Menschen sie — Iphigenia — angeredet hätte. Da nun Epikranon in der gewöhnlichen Auffassung auch bei Euripides einfach ein um den Kopf Gewundenes, etwa ein Kredemnon bezeichnet, und diese Säulen hier nur allegorisch gleichsam als Menschen — στύλοι γὰρ οἴκων εἰσὶ παῖδες ἄρσενες — die übrig bleibende aber als Iphigenie selber gefafst wird, so ist leicht zu ersehen, dafs auch der Ausdruck ἐπίκρανον nur uneigentlicher Weise von der Kopfbedeckung auf den oberen Theil der Säule übertragen ist und daher aus dieser Stelle wenigstens durchaus nicht die Bedeutung desselben als Capitäl oder Abakus abgeleitet werden darf.

Sollte dagegen, wie es allerdings wahrscheinlich ist, aus diesem Gebrauch des Tragikers eine bildliche und uneigentliche Uebertragung des Ausdruckes von dem Kopfschmuck auf das Säulencapitäl hervorgegangen sein, so hat man doch niemals die zufällige und auf die Wesenheit des Structurtheiles selbst durchaus nicht bezügliche Entstehung des Namens vergessen. Dies ergiebt sich gerade aus der vom Verf. angeführten Stelle des Eustathios, indem derselbe nach der Bemerkung, das κρήδεμνον heifse in der Tragödie auch ἐπίκρανον beiläufig, und ohne Zweifel in Bezug auf die oben besprochene Stelle des Euripides, hinzufügt: ἣν (τραγωδίαν sc.) ζηλοῦσι καὶ οἱ κίονος ἐπίκρανον φάμενοι, d. h. die da von einem ἐπίκρανον der Säule reden, ahmen nur die Tragödie nach. So weifs auch Hesychios gar nicht, was ἐπίκρανον in architektonischer Hinsicht bedeutet; denn von den beiden Stellen, die Hr. B. zur Bestätigung seiner Ansicht heranzieht, bezieht sich die eine: ἐπίκρανον κεφαλόδεσμον, gar nicht auf Architektur; die andre hingegen: ἐπίκρανα προσκεφάλαια, καλύμματα, ἐπιστύλια, bezeugt eben durch den unrichtigen Gebrauch (denn dafs ἐπίκρανον nicht das Epistylion sein kann, versteht sich von selbst), dafs, wenn auch dieser oder jener das Wort durch Nachahmung der Tragödie auf einen Theil der Säule bezog, es doch niemals zur festen Bezeichnung des Capitäls oder Abakus gedient habe und daher niemals ein *terminus technicus* gewesen sei, als welcher es doch allein in dieser Hinsicht von Gewicht sein könnte. — Wenn wir auf diesen Punct gerade so speciell eingegangen sind, so geschah dies nur der Wichtigkeit wegen, die der Verf. in demselben sah, nicht blofs für diesen einzelnen Theil, sondern für das „Princip der Juncturen überhaupt". Insbesondre aber war es unsre Absicht, durch obige Bemerkungen die Hypothese der *Zeltanalogie* auch von dieser Seite aus zu entkräften, indem die Auffassung des Abakus, als umgewundenes Kredemnon und als bandartige Junctur Säule und Epistyl verknüpfend, mit jener Totalauffassung des Tempels als Zelt im innigsten Zusammenhange steht.

Mit grofser Bestimmtheit tritt diese unsrer Ansicht nach vollkommen haltungslose Hypothese wieder in dem Abschnitt über Wand und Ante hervor; es wird nämlich jene als Zeltteppich gefafst und ihr als solcher Saumbänder oben und unten vindicirt, die Bildwerke daran als Nachahmungen von gewirkten Vorstellungen im Teppich erklärt und für dies alles auf eine gerade beim Verf. am meisten überraschende Art Belege in der ägyptischen und arabischen Architektur,

Digitized by Google

in den Felderabtheilungen pompejanischer Wandmalereien, so wie in den mit Goldfäden ausgelegten Fugen des Zeustempels zu Kyzikos gesucht (S. 146). Dem entsprechend ist nun die Auffassung des Epistyls, welches der Verf. als *mächtiges Gurtband* betrachtet, das auch im Mechanischen *bandartig* gedehnt erscheine. Eine Annahme, aus der sich allenfalls der Zweck, die Säulen gemeinsam zu verknüpfen, und auch dieser noch sehr unvollkommen, herleiten liesse; denn um dies zu thun müfste der Gurt die Säulen ja umschlingen, während in Wahrheit das Epistylion die Säule nur durch Auflage berührt; dagegen ist leicht zu sehen, wie unzweckmäfsig das Analogon des Gurtbandes für eine andre nicht minder wichtige Function des Epistyls sein würde, für die nämlich, nach welcher es Triglyphen und Balken *tragen* mufs. Und dann bedarf es wohl endlich kaum der Erinnerung, dafs ein Gurtband, gleich viel ob derselbe aus Leder, oder aus Gewebe bestehend gedacht wird, ein für die starre und unverrückbare Solidität des Steinbaues gänzlich unpassendes Analogon sei, und dafs von der anderen Seite betrachtet das hier vorliegende tektonische Verfahren einer wagerechten Ueberdeckung zweier freistehenden Stützen so einfach ist, dafs es wohl kaum eines so weiten Ausholens zu seiner Erklärung bedarf.

In Betreff der Triglyphen hält der Verf. den monotriglyphischen Organismus für den ursprünglichen, so nämlich, dafs im ältesten Bau sich über je einer Säule auch nur ein Triglyph befunden habe und der Zwischenraum von einer Säule zur andern unausgefüllt geblieben wäre. Möge nun diese Restitution, die wohl rein mechanischen, schwerer indefs ästhetischen Anforderungen genügen möchte, Beifall finden oder nicht, das wird gewifs ein Jeder zugeben, dafs der Verf. zu weit geht, wenn er, nach dieser Ansicht einseitig alle späteren Gebäude, d. h. schlechthin alle die wir kennen, beurtheilend, selbst auf die vollendetsten Monumente dorischen Styls den Tadel wirft, die Triglyphen als ein blofses „ohne alle structive Wesenheit existirendes Schema, als todte Erinnerung an ihren ursprünglichen Begriff nur traditionell noch fortgeführt zu haben" (S. 162); ja, bedenken wir, dafs dieser Tadel insgemein gegen die Bauwerke gerichtet ist, in denen sich noch das vollste Bewufstsein und die kräftigste Ursprünglichkeit ausspricht, und welchen allein fast wir die klare Einsicht in den lebendigen herrlichen Organismus griechischer Architektur verdanken, so möchte es uns fast scheinen, als ob an dieser Stelle eine allzugrofse Selbstgewifsheit die Kritik über die ihr angewiesenen Schranken hinausgeführt hätte. Und andrerseits scheint sich gerade hier auch die Lehre von den Analogien über ihren eigenen Gipfel hinausgetrieben zu haben. Was nämlich das Analogon des Triglyphen betrifft, so sieht sich der Verf. bei der Bestimmung desselben genöthigt, aus seiner Lieblingsidee der Zeltanalogie herauszugehen und zu vegetativen Analogien zurückzukehren — und welches Analogon findet er nun für diesen gedrängten, kräftigen Körper der Triglyphe? Nichts anderes, „als einen kurzen vierseitigen *Stengel*, der „gleich der Triglyphe" nach *vier* Seiten hin Function erhält" (S. 163). Mögen sich nun aber immerhin in der Vegetation „an solchen *Stengeln* die Seiten ganz eben so durch gradlinicht in einem Winkel eingebrochene Furchen glyphirt" finden, sie haben gewifs nicht Veranlassung oder Vorbild zu der Bildung der Triglyphen gegeben; denn einmal stehen sie zu jenen, äufserste Stütz- und Tragkraft entfaltenden Körpern in einem auffallenden Mifsverhältnifs, und dann ist ihre Erscheinung inmitten jener Zeltsymbole durchaus willkürlich und fremdartig; ja, denkt man jeden der angegebenen Gedanken aus, und stellt man sich die Säulen als Doldenstengel, das Epistyl als Gurtband, darauf die Triglyphen als viereckige Stengel und zwischen den Triglyphen die Metope als ausgespannten Bildteppich vor, so kann das daraus entstehende Ganze wohl schwerlich jemandem als Einheit erscheinen; uns wenigstens macht es den Eindruck eines haltungslosen Gemisches, welches zu einer, wenn auch nur äufserlichen Einheit zu bringen ein vergebliches Bemühen sein würde, und das schon deshalb nicht die ideelle Grundlage derjenigen architektonischen Denkmäler sein kann, als deren Hauptmerkmal jene vollkommene Einheit und Abgeschlossenheit gilt, die auch der Verf. an denselben mehr als einmal anerkennt und hervorhebt.

Das Technische aber der bisher betrachteten Abschnitte ist, insbesondre was die Erörterung der Construction des Epistyles und dessen statischen Zusammenhang mit dem Abakus der Säule, wie mit dem Triglyphen anbetrifft, mit einer solchen Kenntnifs und Einsicht und in so erschöpfender Vollständigkeit behandelt, als bisher wohl kaum noch diesem Theile der Tektonik gewidmet worden ist; dasselbe gilt von al-

Digitized by Google

lem über die mechanische Function und die Construction des Geisons gesagten; und auch hier ist es nur die schwankende und unbestimmte Auffassung des Geisons selbst, die uns nicht ganz befriedigt; indem ein und dasselbe Glied, welches anderwärts als „*tragend hervorspringender* Saum des Dachteppichs" gefafst wird (S. 195), wohl schwerlich der doppelten Bestimmung: „die Triglyphenstützen balkenähnlich wie ein schwebender Gurt zu verknüpfen" und zugleich „in schützendem Vorsprunge ein Wetterdach rings um den Bau zu bilden, um die äufsersten Glieder des Daches aufzunehmen", wird Genüge leisten können (S. 171). Auch die Balken werden der Zeltanalogie gemäfs als Bänder gefafst (S. 181) und über diese schwebend-tragende Balkenbänder breitet sich dann wie ein Teppich die Fläche der Kalymmata aus, deren eingewebte Sterne einen Zelthimmel, οὐρανίσκος, bilden und den Begriff der hieratischen Skene abschliefsen (S. 187). Die Haltung geschieht, wie gesagt, durch zarte Bändchen, Taenien, Stroteren, wie die der festeren Glieder durch Gurtbänder. Von allen diesen, meist nur assertorisch aufgestellten, Behauptungen wollen wir hier nur die über den Uraniskos, als für die gesammte Auffassung äufserst wichtig, hervorheben. Diesem nämlich scheint der bauliche Sinn, den der Verf. ihm zu vindiciren sucht, gar nicht innezuwohnen, da die angezogenen Worte des Hesychios ὑπερῴϊον τὸν οὐρανίσκον λέγουσι, sich nicht, wie der Verf. zu erweisen sucht, auf die Tempeldecke, sondern auf den Gaumen beziehn, der eben so wie ὑπερῷα auch ὑπερῴϊον heifst, z. B. bei Aristot. Hist. Anim. I, 11, wie denn auch Orion Thebanus 155, 8 angiebt, dafs der Ausdruck ὑπερῷον vom Gebäude auf den Gaumen, der gewöhnlich οὐρανίσκος heifse, übertragen sei. Uebrigens hat οὐρανίσκος allerdings auch einen baulichen Sinn, bedeutet aber dann Kuppel, keineswegs jedoch die von dem Verf. darunter verstandene Felderdecke des Hierons. Das Analogon des Tympanons ist ein eingespannter Teppich mit Bildwerken (S. 193); das der Dachflächen eine „äufserste über dasselbe (Pteron) ausgespannte *Regendecke* (φάρσος), wie sie beim Baue von Zelten angewandt ist und hier oft aus Fellen und Häuten besteht" (S. 195). Was endlich der Vf. von der besonderen Heiligkeit des Aetos und dessen ausschliefslicher Bestimmung für das Hieron sagt, möchte sich wohl kaum vollkommen erweisen lassen, besonders wenn man bedenkt, dafs die Propyläen stets mit dem Aetos gebildet wurden, obgleich dieselben aller und jeder heiligen Bedeutung gänzlich ermangelten.

Mit dem Abschnitt über das Aetoma schliefst dieser Theil ab, in welchem die Ansichten des Verf.'s über das Wesen der ursprünglichen dorischen Tektonik und besonders über den Bau und die Bedeutung des Hierons mit erschöpfender Vollständigkeit niedergelegt sind; eine neue Reihe von Untersuchungen liegt in den Excursen vor, die, wie sie der Verf. vor dem so eben betrachteten Werke selbst geschrieben zu haben scheint, auch manches des dort Gesagten in ein klareres Licht stellen werden, wenn man sie ebenfalls vor dem Werke liest. Ohne an diesem Orte auf alle derselben genauer eingehen zu können, halten wir es jedoch für nöthig, zwei derselben, als für unseren Zweck besonders wichtig, einer besonderen Untersuchung zu unterwerfen, während von den übrigen eine allgemeine Inhaltsanzeige hier genügen möge; zu diesen nun gehören der erste „über die Entwickelung der freien Glieder des Baues und deren Einfluss auf die Bewältigung des Materials", der dritte „über die Junctur der Glieder im dorischen Baue" mit besonderer Beziehung auf den Abakus der dorischen Säule (S. 44 ff.), der vierte über das Pteroma (S. 52 ff.), welcher diesen Begriff von der monolithen Decke bis zu dem nur auf einer Seite aufruhenden, sonst aber freischwebenden Peridromos (S. 59) und der fünfte über das Aetoma (S. 60 ff.), welcher Begriff und Organismus des Daches entwickelt.

Jene dagegen, deren genauerer Betrachtung wir uns nicht entziehen dürfen, indem sie gerade die beiden Hauptpuncte, in denen wir mit dem Verf. nicht übereinstimmen können, ausführlicher behandeln, sind der zweite „über die ursprünglichen Analoga der tektonischen Glieder und ihre Uebertragung zur Charakteristik der letztern" (S. 27—43) und der sechste, welcher „die Charakteristik des Pteron und dessen Verhältnifs zu den übrigen Gliedern des räumlichen Aufbaues" behandelt, von S. 67 bis zum Schlufs S. 104.

Der erste derselben bemüht sich, wie schon aus dem Obigen erhellt, die schon in der Einleitung und im Werke selbst zerstreuten Ansichten von der Analogie und deren Nothwendigkeit für die tektonische

Digitized by Google

Formenbildung zusammenzufassen und von neuem zu bestätigen. Wir glauben indefs nicht, dafs durch vorliegenden Excurs die eigentliche Frage gelöst und die Ansichten des Verf.'s selbst aufser Zweifel gesetzt seien. Die Frage aber, um die sich bei diesen Untersuchungen Alles dreht, scheint uns folgende zu sein: Hat der Geist, der die Fähigkeit besafs, den Steinbau selbst als einen „für den Begriff eines *Raumbildenden* entsprechend gegliederten *Organismus*" (S. 28) zu schaffen, auch die Kraft und das Vermögen, den, aus diesem Organismus nothwendig sich ergebenden Gliedern eine ihrem Wesen entsprechende Form aus sich selber zu geben? Oder mufs er, um diese bilden zu können, zu zufällig sich darbietenden, äufserlichen *Naturformen* seine Zuflucht nehmen, denen eine analoge Bedeutung einwohnt und deren Bildung als „Analogon" auf die betreffenden Glieder übertragen wird? Nach Hrn. B.'s Ansicht ist das Letztere der Fall; nach der unsrigen das Erstere. Warum aber dem bildnerischen Geiste die geringere Fähigkeit absprechen, da man ihm doch die gröfsere, die Schöpfung des Ganzen ohne Widerspruch zugestehen mufs? Und wenn nun allerdings zwar ein Uebertragen vegetabilischer Formen auf die Architektur nicht geleugnet werden kann, so liegt darin nichts, was die ursprüngliche Schöpfungskraft des Geistes beschränkte, indem er solche Formen frei aus der Natur auf die Structurtheile und Glieder überträgt, die schon durch den ihnen innewohnenden Begriff ihre Gestaltung erhalten haben, ohne dafs jene jemals eigentliches Vorbild und Muster für dieselben abgäben. Wenn er aber bis auf die gewöhnlichsten Erzeugnisse menschlichen Bedürfnisses und menschlicher Industrie zurückgehen mufs, wenn er den reichen Vorrath geflochtener Gurtbänder und gedrehter Stricke ausbeuten und idealisiren *mufs*, um seine bildnerischen Ideen in die Wirklichkeit setzen zu können, so fragen wir uns, ob denn das göttlich schöpferische Kunstvermögen der mit den gemeinsten Bedürfnissen beschäftigten Thätigkeit untergeordnet sei, da doch diese ihre Stricke und Gurte, oder wessen sie sonst bedarf, selbst erfunden hat, jene aber um den Ausdruck ihrer erhabensten und aus der menschlichen Freiheit selbst erzeugten Gedanken möglich zu machen, dieser ihr Geräthe und Handwerkszeug gleichsam abbetteln und abborgen mufs. Und wenn endlich diese Armuth so weit geht, dafs er auch nicht einmal den Gedanken des künstlerischen Ganzen, der ihm doch unbestritten bleiben sollte, zu fassen und in die Erscheinung zu setzen vermag, wenn er erst von dem luftigen, gebrechlichen und jeder structiverf Wesenheit entbehrenden Zelte mit Pfosten, Gurten und übergespannten Felldecken die Gesammtbildung und den Grundgedanken entlehnen mufs, um seine erhabenen Tempel zu bauen, so wissen wir wahrlich nicht, was denn sein freies Eigenthum an diesen Schöpfungen sei, die uns allen mit Recht als vollendete Muster selbständiger künstlerischer Bildung erscheinen. — Mehr im Einzelnen und besonders in Bezug auf die Decke und den Deckverband sucht nun der Verfasser seine Ansicht, „das Hieron sei ein *ideales Steinzelt*" (S. 77), im sechsten Excurse durchzuführen. Um den Leser aber „in der Sache zu orientiren", will der Verfasser demselben erst einige „Resultate aus der Literatur und den Monumenten vorlegen"; diese bestehen nun in der Beschreibung mehrerer Zelte, wie des mythischen des Ion bei Euripides, der Prachtzelte Alexanders des Grofsen und Ptolemaeos des II. bei Athenaeos, einiger andrer Bauten wie des vierzigrudrigen Schiffes Ptolemaeos des IV. und der bekannten ναῦς θαλαμηγός beim Athenaeos; jedoch gestehen wir, dafs uns aus diesen weitläuftigen Beschreibungen eben nichts zu folgen scheint, als dafs man zu vorübergehenden Zwecken, wie Gastmähler und Spatzierfahrten, Zelte und Holzpaläste auf Schiffen erbaut habe, die übrigens allen und jeden Zusammenhanges mit Tempel- und überhaupt Steinbau durchaus entbehren und die so einen Aufschlufs für letzteren weder gewähren, noch, falls ein solcher Zusammenhang in der That stattfände, irgend wie gewähren würden. — Von den folgenden wissenschaftlichen Erörterungen heben wir nun die hervor, in welchen der Verfasser die gesammte Decke des Baues als aus dem Analogon eines Teppichs hervorgegangen nachweisen will.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 104.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

Die Tektonik der Hellenen. Von Karl Böttticher.

(Schluſs.)

Die ganze Argumentation beschränkt sich indeſs darauf, daſs die einzelnen Felder der Decke καλύμματα heiſsen, dies aber dasselbe wie πετάσματα bedeuten, und somit das κάλυμμα des Hierons dem Deckteppich des Zeltes gleich sein soll. Abgesehen nun davon, daſs, wenn auch die Behauptungen des Vf.'s in Betreff der Namen richtig wären, daraus eben so wenig die Richtigkeit seiner Ableitung aus der Zeltdecke folgen würde, als aus der auch bei uns gebräuchlichen Benennung *Decke* für Bedachung und oberen Abschluſs unserer Gemächer, folgt, daſs letztere aus der Analogie eines Teppichs oder einer aus irgend einem Stoff gewebten Decke hervorgegangen seien, so müssen wir dagegen hauptsächlich bemerken, daſs die gesammte Argumentation auf einem Miſsverständnisse beruht. Der Verfasser faſst nämlich κάλυμμα völlig gleichbedeutend mit πέτασμα; dies ist es aber nicht; κάλυμμα ist etwas, was bedeckt und verhüllt; ein Petasma, in sofern es deckt, wird somit auch ein κάλυμμα sein, keineswegs aber umgekehrt κάλυμμα jedesmal ein πέτασμα. So erklärt auch Hesychios παρακαλύμματα nicht etwa durch παραπετάσματα (wie es der Verf. S. 83 genommen), sondern παραπετάσματα durch παρακαλύμματα d. h. ein Teppich, der als Khlymma gebraucht wird, wie er denn auch zu andern Zwecken benutzt werden kann. Was endlich die Stroteren betrifft (τὰ μικρὰ δοκίδια τὰ ἐπάνω τῶν δουροδόχων τιθέμενα ἢ τὰ εἰς ὀροφὰς πεποιημένα Et. Mgn.), deren Namen der Verf. für den letzten Beweis seiner Annahme hält, der jeden Zweifel hebe (S. 83), so hat derselbe einmal gar nicht nachgewiesen, daſs dieser Ausdruck jemals auch bei Zeltbauten in Anwendung gekommen sei, noch daſs derselbe den Begriff eines Geflechtes involvire (wenigstens können die Bemerkungen S. 84 in der Anmerkung für einen Beweis nicht gelten), noch würde endlich aus einem solchen gemeinsamen Gebrauch eines Ausdruckes für Zelt- und Steinbau folgen, daſs derselbe aus ersteren in letzteren übertragen sei. — So finden sich ja auch in unserer Sprache manche bauliche Kunstausdrücke, wie z. B. *Gurt*bogen, *Satteldach*, *Tonnen*gewölbe u. a. m., die aus irgend einer Aehnlichkeit entstanden sind, ohne daſs die bezeichneten Gegenstände, wie Gurt, Sattel, Tonne u. s. f. weder jemals zu diesen architektonischen Formen Anlaſs gegeben haben, noch auch irgend wie als solche Veranlassung bezeichnet werden sollen: während es demjenigen, dem unsere Sprache und deren Organismus fremd ist, und der sich nun durch Lexicographen über die Bedeutung von Gurt und Sattel, Bogen und Dach u. s. w. unterrichten muſs, natürlich sehr nahe liegen wird, jenen Ausdruck sich als einen mit der Bedeutung eines Gurtes gebildeten Bogen, diese als einen nach der Aehnlichkeit eines Sattels absichtlich construirten Daches und als ein nach dem Vorbilde einer Tonne ausgeführtes Gewölbe zu erklären. Hiemit glauben wir, wenn auch nur von einer Seite und ohne erschöpfend sein zu können, den Standpunct angedeutet zu haben, aus welchem manche der Namenserklärungen des Verf.'s zu betrachten sind. Was dagegen im Allgemeinen die ganze Ansicht des Verf.'s von der Zeltanalogie betrifft, so sei es mir vergönnt noch folgende allgemeinere Puncte dagegen in Erinnerung zu bringen. Erstlich fehlt es dieser Hypothese, nach welcher das Hieron als ein *ideales Steinzelt* (S. 77) zu betrachten ist, in sofern an einer festen Basis, als der Zeltbau auf keinerlei Weise ein integrirender Bestandtheil im griechischen Volksleben gewesen ist, indem durchaus keine Nachricht darauf hindeutet, daſs die Griechen sich jemals der Zelte als Wohnungen bedient hätten, aus denen sie dann allerdings das Vorbild auch für ernstere Bauten hätten hernehmen kön-

Digitized by Google

nen, wie dies bei nomadischen Volksstämmen wohl als möglich zugegeben werden mufs und z. B. bei den lange Zeit unstät umherwandernden Juden erweislich stattgefunden hat. Ferner kommt dazu, dafs wenn man etwa eine besondere heilige Bedeutung des Zeltes an und für sich voraussetzen wollte, auch dies durchaus keine Bestätigung in den Sitten und Gebräuchen des Volkes finden würde, indem wohl Götter in Höhlen und Nischen, in ausgehöhlten Baumstämmen und auf noch andere Weise hergestellten Heiligthümern verehrt vorkommen, niemals aber eines Falles Erwähnung gethan ist, in welchem man eine Gottheit in einem Zelte oder auch nur zeltähnlichen Heiligthume verehrt hätte. Endlich ist ja auch nach den Begriffen des ganzen griechischen Alterthums der Tempel das *Haus*, die festbegründete, unveränderliche *Wohnung* des Gottes, und dieser Auffassung entspricht alles, was wir von dem ursprünglichen Charakter griechischer Hiera wissen, wie dies insbesondere das uralte Heiligthum auf dem Berge Ocha auf Euböa bezeugt. Aus dieser ursprünglichen Bedeutung und der dadurch nothwendig erforderten *Solidität des Baues* lassen sich auch die schweren und gedrückten Verhältnisse der frühesten dorischen Monumente herleiten, während die *Nachbildung des leichten und luftigen Zeltes*, mit seinen schlanken Pfosten und leicht auf Gurten übergespannter Regendecke, den aus dieser Nachbildung entstandenen Gebäuden nothwendig auch den Charakter der Leichtigkeit und Schlankheit hätte mittheilen müssen.

Dr. E. Guhl.

LI.

Sopra una iscrizione Sipontina Osservazioni di Agostino Gervasio, Accademico Ercolanese. Napoli 1837. 58 S. 4.

Osservazioni intorno a due iscrizioni Messinesi di Agostino Gervasio, Accademico Ercolanese, Pontaniano, Corrispondente della reale Accademia delle scienze di Torino. (Estratta dal Tom. II. degli Atti dell' Accademia Pontaniana). Napoli 1840. 40 S. 4.

Osservazioni intorno alcune antiche iscrizioni che sono o furono già in Napoli, lette all' Accademia Ercolanese nell' anno 1840 *da Agost. Gervasio cet. Napoli* 1842. 75 S. 4.

Inschriften sind die sprechendsten Zeugnisse über antikes Leben. Deswegen ist uns jeder Beitrag zu unsern Sammlungen entweder durch Mittheilung neu gefundener Inschriften oder durch Berichtigung und Erklärung schon bekannter höchst willkommen. Die drei Abhandlungen des gelehrten Neapolitanischen Akademikers Agostino Gervasio, deren Titel wir oben angegeben haben, enthalten mancherlei Belehrung über Verhältnisse des Römischen Alterthums, da der Verf. sich nicht begnügt einen möglichst genauen Text der Inschriften zu geben, sondern sich auch bemüht durch ausführliche Besprechung der Sachen die Schwierigkeiten der Erklärung zu beseitigen und Resultate für unsere Kenntnifs der Römischen Geschichte und Alterthümer zu gewinnen. Ref. wünscht durch seine Relation den Lesern dieser Blätter das Wichtigste des Inhalts kurz mitzutheilen.

In der jüngsten dieser Abhandlungen, Neapel 1842 gedruckt, sind die Römischen Inschriften zusammengestellt, die sich in verschiedenen Lokalitäten Neapels eingemauert vorfinden, zugleich aber auch einige aus alten Beschreibungen Neapels entnommene, die sich jetzt nicht mehr vorfinden. Bei beiden ist oft zu bedenken, ob die Inschriften sich auch wirklich auf die alte Neapolis beziehen. Neapel war bis in das erste Jahrhundert nach Christus eine Griechische Stadt mit Griechischen Archonten und Griechischer Geschäftssprache: dagegen lagen ringsherum eine Menge Römischer Colonien und alter Municipia: aus Puteoli, Misenum, Cumae wurden viele artistische und litterarische Steine nach der Hauptstadt Neapel gebracht, als dieser Ort gegen das Ende des Mittelalters und besonders im 15ten Jahrhundert ein Sitz der Wissenschaften wurde. Mit Sicherheit sind nur wenige der in dieser Abhandlung zusammengestellten Inschriften auf Neapel selbst zu beziehen, wie die, welche einen *Consularis Campaniae* zum Dank für die Wiederherstellung der *Thermen* gesetzt wurde. Sie lautet (p. 51):

Septimio Rustico, Viro clarissimo, Consulari Campaniae, provisori ordinis, restauratori thermarum, ob insignem amorem splendidissimus ordo et honestissimus populus patrono praestantissimo.

Wann dieser Septimius Rusticus gelebt hat, ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln; wahrscheinlich in oder

Digitized by Google

nach der Zeit des Constantin. Der Stein ist nach Mazochi's Angabe auf dem Grunde des erzbischöflichen Seminariums gefunden worden. Dieser Stadttheil des heutigen Neapels, das Quartier San Lorenzo (worin die Kathedrale San Gennaro liegt), enthielt das alte Gymnasium der Stadt und nicht weit entfernt die *Thermen*, deren Ueberreste in der Nachbarschaft der Kirche San Niccolò de' Caserti gefunden werden. Und danach hiefs der Stadttheil, wie Hr. Gervasio angiebt, im Mittelalter *Termense*.

Als denjenigen Ort bei Neapel, wo in neuerer Zeit die meisten artistischen Ueberreste des Alterthums gefunden worden, beschreibt Hr. Gervasio in einem Appendix die ehemalige Villa Mazza an der Spitze des Posilipo, wo zur Zeit Augusts Vedius Pollio seine Villa und Muränenbehälter am Meere hatte. Die alten Kirchen Santa Maria *ad Pharum* und San Pietro *a Fortuna* bezeichnen die Gegend. Aber jetzt sind nur noch zerrissene Trümmer über der Erde sichtbar: die Statuen, welche Fabio Giordano aus dem 16. Jahrh. in seiner handschriftlich vorhandenen Historia Neapolitana beschreibt, sind gröfstentheils nach fremden Ländern ausgeführt, wo niemand an ihre Herkunft denkt.

Die interessantesten Inschriften in dieser Abhandlung beziehen sich also nicht auf Neapel, sondern auf eine benachbarte Römische Stadt. Die unter nr. 2. p. 12 mitgetheilte und erläuterte (bei Orelli nr. 2533) ist ein Ehrendekret für einen A. Veratius, dem für seine Verdienste um die (unbenannte) Stadt eine *Biga* errichtet wurde. Die Form dieses Wortes selbst verräth, dafs von einer nach-Augustischen Zeit die Rede ist, denn *biga* im Singularis ist der klassischen Latinität fremd. Die Inschrift lautet *):

A. Veratio A. f. Pal[atina] Severiano Equiti Rom. cur[atori] reip. Tegianensium **), adlecto in ordin[em] decurion[um], civi amantissimo, qui cum privilegio sacerdoti Caeninensis munitus potuisset ab honorib[us] et munerib[us] facile excusari, praeposito amore patriae, et honorem aedilitat[is] laudabiliter administravit, et diem felicissim[um] III Id. Ian. natalis dei patri n[ostri] venatione pass[erum], denis bestiis et IIII feris dent[atis] et IIII paribus ferro dimicantib[us] ceteroq. honestissim[o] apparatu largiter exhibuit, ad honorem quoque duumviratus ad cumulanda munera patriae suae libenter accessit. Huic cum et populus in spectaculis adsidue bigas statui postulasset et splendissim[us] ordo merito decreviss[et], pro insita modestia sua unius bigae honore content[us] alterius sumptus reip. remisit.

Die Construction geht regelmäfsig fort. *Diem — largiter exhibuit* ist zu verstehen: er beging den Tag glänzend, *natalis* für *natales* ist Apposition zu *diem*, die Geburt unsers väterlichen Gottes. Ueber die *venatio passerum* ist Hr. Gervasio mit Unrecht zweifelhaft. Zwar heifst der Strauls eigentlich passer marinus, aber, so wie im Griechischen στρουθός für στρουθοκάμηλος vorkommt, so kann auch wohl Lat. *passer* ohne Beiwort für Strauls gebraucht werden. Hr. Gervasio neigt sich dahin, das *pass* in der Inschrift sei *passis* zu ergänzen und *passis denis bestiis* verbunden „durch eine Ausstellung von zehn fremden wilden Thieren" zu verstehen, was weder Lateinisch ist, noch für eine rühmenswerthe Freigebigkeit gehalten werden kann. *Ferae dentatae* sind entweder Elephanten oder wilde Schweine.

Am Schlufs der Inschrift stehen die einzelnen Buchstaben L. D. D. D. C. I. Sicher ist *Locus datus decreto decurionum*. Ueber C. I. stellt Hr. Gervasio mehrere und sehr abweichende Vermuthungen auf. Herkömmlich ist C. I. nur als Abkürzung für *clarissimus Iuvenis* oder *Colonia Iulia*. Die Entscheidung giebt ein unlängst aus dem Sepulcretum der Cumaner am lago Fusaro (dem Acherusischen See) gezogener Stein (p. 26) welcher heifst: *Sextiae L. f. Kani monumentum publice factum D. D. C. I. quod ea munifica erga coloniam fuit*, d. h. „Für Sextia die Gemahlin des Kanus ist dies Grabmal, weil sie freigebig gegen die Colonie gewesen, von Seiten der Stadt gemacht worden *decreto decurionum C. I.*" Gewifs nicht *clarissimae iuveni*, sondern *Coloniae Iuliae*. Und hiedurch ergiebt sich zugleich, dafs der Neapolitanische Stein derselben Colonie Cumae angehört, die, wie Frontin bezeugt, eine Ergänzung und Erneuerung durch Augustus erhielt. Hr. Gervasio will zwar nicht *Coloniae Iuliae*, sondern *Colonorum* (oder noch lieber *Cumanorum*) *Iuliensium* lesen, deswegen, weil sonst Colonia Iulia nicht ohne Beisatz eines an-

*) Wir geben sie des leichteren Lesens halber in jetzt gewöhnlichen Buchstaben, (da ja die Capitalschrift auch die bei den Alten gewöhnliche war,) übrigens genau, die Ergänzung unvollständiger Wörter durch [ ] unterscheidend, mit Interpunction, die natürlich von uns ist. Die abschreckende Form der alten Inschriften ist nicht wesentlich, wo die Schrift selbst die gewöhnliche ist.

**) Tegianensium ist dialektische Schreibart für Teglanensium, wie anderswo Tegeanensium. *Teglanum* soll das heutige Dianio in dem Principato citra (wozu Eboli und Paestum gehören) sein.

Digitized by Google

dern bestimmenden Wortes vorkomme, z. B. Col. Iul. Felix, Col. Iul. Philippensis, wonach es hier also Col. Iul. Cumana heifsen müsse. Doch scheint dies eine zu weit getriebene Bedenklichkeit. Der Ort der Aufstellung ergänzte die nähere Wortbestimmung. *Cumani* wird nicht so abgekürzt, und *Coloni Iulienses* lassen sich ebenfalls nicht ohne Beisatz nachweisen.

Aber wer ist der *väterliche Gott*, dessen Geburt am 11. Jan. in Cumae gefeiert wurde? Hr. Gervasio nimmt ohne Bedenken an: der *Genius* der Colonie; er vergleicht eine zu Misenum im Jahre 1773 gefundene Ehreninschrift, nach welcher L. Licinius Primitivus pridie Id. Febr., an dem Tage des *Pervigilium des väterlichen Gottes*, den Decurionen, den Augustalen, den Freigebornen und Veteranen und den Municipes dieser Colonie eine Geldspende, absteigend von 12 bis 4 Sesterzen, verlieh. Aber die Sache hat noch einiges Bedenken, eben weil der *Genius* einer Stadt immer nur Genius, nicht so unmittelbar *Gott* oder *väterlicher Gott* genannt wird. In einer Inschrift von Ostia bei Marini Atti tom. 2. p. 357 (Orelli nr. 1381) ist der *deus patrius*, dem eine Statue gesetzt wird, der Vulcanus. Man könnte bei Cumä an den *Apollo* denken, dessen Tempel, von Dädalus erbaut, in der Burg von Cumä am heiligsten Orte stand (Virgil Aen. 6, 9 und dazu Servius, Silius Ital. 12, 102) und der in der Zeit geboren war, nach Delphischer Meinung und Zeitrechnung am siebenten Tage des Monats Bysius (s. Spanheim zu Callimachus Hymnus an den Apollo). Jedoch der Bysius fällt auf unsern März, um den Frühlingsanfang. Bei dieser Verschiedenheit und da sich wenigstens in einer Inschrift (bei Orelli nr. 1694) der *sanctissimus deus, genius coloniae Puteolanorum*, genannt findet, schliefsen wir uns auch der Ansicht des Hrn. Gervasio an, der deus patrius von Cumae sei der genius coloniae Iuliae.

Die dritte Inschrift in dieser Abhandlung, welche Hr. Gervasio der handschriftlichen Historia Neapolitana des Fabio Giordano entnommen hat, und welche so lautet:

C. Avillius December
Redemptor marmorarius
Bonae Diae
Cum Vellia Cinnamide Cont[ubernali]
V. S. L. M. (Votum solvit libens merito)
Claudio Aug. L[iberto]
Phidalesphoto sacerdote posita
Dedicata VI kal. Novembris
Q. Iunio Marullo Cos.

giebt Gelegenheit über das Geschäft eines Redemptor marmorarius zu sprechen. Es ist ein Steinmetz oder Bildhauer, der sich Redemptor nennt, weil er sein Geschäft im Grofsen trieb. Er bringt der Bona Dea zu Folge eines Gelübdes ein Bild dar, wahrscheinlich doch das der Bona Dea selbst. Seine Frau nennt er seine Contubernalis, weil er mit ihr, der Freigelassenen, nicht in gesetzlicher Ehe lebte. Der Priester Claudius, ein kaiserlicher Freigelassener, kann nicht Priester der Bona Dea gewesen sein, da diese Göttin keinen männlichen Priester hat: er wird Priester des Augustus gewesen sein, und das Bild als ein Weihgeschenk in einem Tempel des Augustus und der Göttin Roma geweiht haben. Hr. Gervasio bemerkt nicht besonders, dafs der Name Phidalesphoto verschrieben ist: es mufs Philodespoto corrigirt werden.

Das Consulat des Q. Iunius Marullus gehört in das Jahr 815 der Stadt, 62 nach Christus, unter Nero, weil Tacitus Annal. 14, 48 einen Iunius Marullus Consul designatus nennt. Nach gewöhnlicher Annahme ist aber kein Platz für ihn in den Fastis, weil Annaeus Seneca und Trebellius Maximus die Stelle der Consules suffecti in jenem Jahre einnehmen. Dies Bedenken trug Hr. Gervasio dem trefflichen Borghesi vor, und Borghesi sandte ihm einen ausführlichen Aufsatz, der eine schätzenswerthe Bereicherung der vorliegenden Schrift ist. Borghesi thut dar, dafs Seneca's Consulat mit Unrecht in das Jahr 815 gesetzt wird: es gehöre in das Jahr 811. Der Fehler geht von Panvinius und denjenigen aus, die den Senatsbeschluss in Betreff der falschen Adoptionen, welchen Tacitus Ann. 15, 19 zum Jahre 815 erwähnt, für einen Theil des Scti Trebelliani über Fideicommisse hielten, obgleich beide gesetzliche Bestimmungen gar nicht zu einander gehören, wie schon Lipsius in seinem Leben des Seneca angemerkt hat *).

*) In einen neuen Irrthum fällt Bach hist. jurispr. Rom. p. 373, dafs er jenen Senatsbeschluss über die falschen Adoptionen ein SC. Memmianum nennt und in das Jahr 816, 63 n. Chr. setzt, in welchem Jahre allerdings Memmius Regulus Consul ist. Aber die Erzählung dieses Consulats und des Jahres 816 beginnt bei Tacitus erst Ann. 15, 23: das Ann. 15, 19 Erzählte gehört zum Jahre 815. Die Verwirrung bei Bach hat ihren Grund in der Unrichtigkeit der Jahreszahlen, die an dem Rande des Tacitus vermerkt sind, indem sie in den meisten neuern Ausgaben (auch in der von Bekker revidirten Oberlinischen) von lib. XII an bis zu Ende der Annalen um eins zu hoch sind.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

№ 105.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

Sopra una iscrizione Sipontina Osservazioni di Agostino Gervasio.

Osservazioni intorno a due iscrizioni Messinesi di Agostino Gervasio.

Osservazioni intorno alcune antiche iscrizioni che sono o furono già in Napoli, lette all' Accademia Eccolanese nell' anno 1840 *da Agost. Gervavio.*

(Schluſs.)

Trebellius und Seneca's Collegenschaft im Consulat ist aber in den zuverlässigsten juristischen Quellen so bezeugt, daſs Trebellius' Name den Seneca mit sich zieht. Durch Borghesi's Annahme, daſs dies Paar in die zweite Hälfte des Jahres 811 gehört, wird vieles in dem Zusammenhang der Geschichte des Nero bei Tacitus klar. Seneca verlor nach Tacitus (14, 52 flgg.) im Jahre 815 seinen Einfluſs und zog sich zurück um sein Leben zu retten. Und doch soll er gerade in der zweiten Hälfte dieses Jahres die höchste Würde erhalten haben! Dies ist nicht wahrscheinlich, wahr dagegen, daſs er im Jahre 811 den gröſsten Einfluſs im Senat hatte und ihn durch die Verurtheilung des Suillius bewährte (Tac. Ann. 13, 42), nämlich weil er in eben diesem Jahre Consul war und die Beschlüsse des Senats leitete. Auch für Trebellius Maximus paſst das Jahr seines Consulats 815 nicht, weil er schon im Jahre zuvor 814 nach Tac. Ann. 14, 46 den Census Galliens abhielt, ein Geschäft, welches immer nur Personen höchsten Ranges, Consularen, übertragen wurde, wie denn auch die beiden Theilnehmer dieses Geschäfts Consuln früherer Jahre, Volusius der Cos. ordinarius des Jahres 809 und Sextius Africanus suffectus im Jahre 812 waren. Warum ferner Seneca's und Trebellius' Consulat nicht in ein anderes der Jahre zwischen 811 und 815 und eben nur in das Jahr 811 fallen könne, möge in der Abhandlung selbst nachgelesen werden. Es kann dem Tacitus wohl ein Vorwurf daraus gemacht werden, daſs er die Consules suffecti seiner Jahre nicht regelmäſsig angiebt.

In den beiden andern Abhandlungen des Hrn. Gervasio werden neu entdeckte Inschriften mitgetheilt und erörtert, in der ersten eine im Jahre 1812 auf dem Gebiet von Manfredonia in Apulien ausgegrabene zur Colonie Sipontum gehörige. Wir geben sie genau nach Hrn. Gervasio:

D M S
LIBERALIS COL (*colonorum*)
COL SIP SER ARCKAR (*coloniae Sipontinae servus arcarius*)
QVI ET ANTE EGIT RATIONEM
ALIMENTARIAM SVB CVRA
PRAEFECTOR ANNIS XXXII
VIVOS SIBI FICERAT DEDIT AVGVRINO
REIP SER VERNAE MESORI FILIO SVO KARISSIMO
QVI VIX ANN XXIII M VI D X

Der Vater Liberalis hatte die Grabstätte für sich gemacht und gab sie seinem Sohne, der im 24ten Lebensjahre starb. Vater und Sohn waren Servi publici, der Sohn aber ein eingeborner, verna. Eine interessante Inschrift für die Stellung der Servi publici. Der Vater hatte 32 Jahre lang die Rechnung über die Armenkinder geführt und war dann zum Cassirer der Stadtkasse von Sipontum befördert worden. Von der Unterstützung der Armenkinder ha Ref. in seiner Abhandlung über die Bevölkerung im Alterthum, Berlin 1841, eine zusammenhängendere Darstellung gegeben, als es Hr. Gervasio in der Erläuterung obiger Inschrift thut, indem er hauptsächlich nur die amtlichen Benennungen der dabei beschäftigten Personen aus Inschriften zusammenstellt. Dies sind *Quaestores alimentorum*, welche die Erhebung der Zinsen von den hypothekarisch ausgeliehenen Geldern besorgten, und districtweise *Procuratores* oder *Praefecti alimentorum*, welche

Digitized by Google

die Aufsicht über das Ganze führten. Der Servus publicus in vorliegender Inschrift war Rechnungsführer, *rationem egit*, mit welchem gut Lateinischen Ausdruck sich Hr. Gervasio wohl nur deshalb viel Mühe giebt, weil man Italiänisch nicht *menar conto*, sondern *tener conto* sagt. Das ganze Institut bestand nur 90 Jahre, von Nerva bis Commodus, unter dem die Zahlungen ausgesetzt wurden, und Pertinax, der sie aus Noth ganz aufhob. Daraus ist die Zeit der Sipontiner Inschrift zu bestimmen. *Arcarii reipublicae* kommen häufig in Inschriften vor, so auch zuweilen *servi*, und *liberti, arcarii*. Sehr häufig wird *ark* geschrieben, weil k für c bei folgendem Vokal a ganz gewöhnlich war. Die Schreibart *arck* ist aber allerdings auffallend und nicht mit einem andern Beispiele zu belegen, doch die ähnlichen Schreibarten *uckor*, *felikx* sind nicht selten.

Der Sohn des Liberalis hatte das Geschäft eines *Mesor*, ein Wort welches nur dialektisch verschieden ist von *Mensor*. Hr. Gervasio verbreitet sich ausführlich über die verschiedenen Klassen der Mensores und handelt dabei auch von den *Sacomariis* und *Ponderariis*, die in Inschriften vorkommen, aber in den Lateinischen Wörterbüchern fehlen. Er findet einen Unterschied zwischen *sacomarius* und *ponderarius*: der eine soll legale Gewichte, der andere überhaupt Gewichte verfertigt haben. Dies scheint uns zweifelhaft, denn ein nicht legalisirtes Gewicht gilt überhaupt nicht. Vielmehr ist *sacomarius* der technische, *ponderarius* der freie und unbestimmte Ausdruck. In der Sipontiner Inschrift ist unter Mensor ohne Zweifel ein städtischer Wagemeister zu verstehen, dessen Wageanstalt dem Publicum offen stand. *Ponderarium* heifst der Ort, wo die öffentlichen Gewichte aufbewahrt werden, aber auch wo Sachen unter öffentlicher Autorität ausgewogen werden.

In der Abhandlung Nr. 2. vom Jahre 1840 werden zwei in Messina auf dem Platz San Giovanni Gerosolimitano neuerlichst ausgegrabene antike Leichensteine, ein Lateinischer und ein Griechischer, behandelt. Der erste heifst:

DIS. MANIBVS
EPITYNCHANI. CAES.
N[*ostri*] SER. CANDIDIAN
QVIEXIEBAT. INOFFICIO
ASIAE. ARK. XX. HERED

Der Verstorbene war ein kaiserlicher Sklav von der Abtheilung derer, die *Candidiani* hiefsen. Man weifs, besonders aus Frontin de aquaeductibus, dafs die Servi publici in Rom Abtheilungen bildeten, die entweder nach dem Lande, woher sie ursprünglich stammten, oder nach dem Manne, der sie zusammengebracht und zu ihrem Geschäft angestellt hatte, benannt wurden. So gab es *Bruttiani*, *Britanni*, *Gelliani*. Eben so waren auch die zahlreichen kaiserlichen Sklaven in Abtheilungen geordnet, wahrscheinlich nach dem Namen eines kaiserlichen Freigelassenen benannt, von dem sie der Kaiser ererbt oder sonst wie überkommen hatte. Wie ehemals die Beamten der Republik Servi publici zu den niederen Dienstleistungen erhielten, so wurden auch den Beamten des kaiserlichen Fiscus *servi Caesaris* überwiesen, die dann meist in demselben Geschäft blieben, wenn auch die Beamten wechselten. Hr. Gervasio citirt aus Fabretti Inscr. dom. p. 37, 183 eine Inschrift, worin *Secundus Caesaris nostri servus Crescentianus dispensator Vigesimae Hereditatium* genannt ist. Die Abgabe der Vigesima war eine Haupteinnahme ursprünglich der Militairkasse, bald des kaiserlichen Fiscus; immer wurde sie von kaiserlichen Beamten, nicht von Senatsbeamten erhoben. Deshalb hat der Procurator Caesaris in Asien, obgleich dies eine Senatsprovinz ist, als Beaufsichtiger einer kaiserlichen Abgabe auch kaiserliche Sklaven in Officio. Bei der Einnahme und Berechnung der Vigesima hereditatium nach Provinzen waren, wie Hr. Gervasio aus Inschriften nachweist, Procuratores, Subprocuratores, Tabularii, Adjutores tabularii, Librarii, A Commentariis, Dispensatores, Arcarii angestellt.

Von diesem Servus Caesaris wird gesagt: *qui exiebat in officio Asiae arcarius Vigesimae*. Dies erklärt Hr. Gervasio: er starb. Es wird ihm schwer diese Bedeutung des Worts zu belegen; erst im Appendix kann er eine christliche Inschrift, die in Neapel 1801 ausgegraben wurde, dafür anführen: *ecsiit VII. Kal. Januarias*. Aber das Imperfectum läfst er dabei unberücksichtigt, was doch unmöglich Lateinisch so gebraucht werden kann. *Qui exiebat* ist vielmehr zu verstehen: der auf der Reise nach Asien begriffen war.

Die zweite in Messina gefundene Griechische Inschrift:

Digitized by Google

Θεοῖς καταχθονίοις
Ἀνδρόβιος Λύκιος ναύκληρος
Ἔζησε ἀπρόςκοπτος
ἔτη λρ· Ἀπολλώνιος σὺν
Μουσαίῳ καὶ Θεοδώρῳ ἀδέλφῳ
Ἰδίῳ μνημῆς εἵνεκεν ἐποίησε

hat nichts Merkwürdiges aufser einer Wortform. Der Schiffer Androbios aus Lykien hat 36 Jahr ἀπρόςκοπτος (unanstöfsig) gelebt. Die Lexika haben nur ἀπρόςκοπος; doch weist Hr. Gervasio ἀπρόςκοπτος aus dem Kirchenvater Basilius nach.

Wir scheiden von Hrn. Gervasio mit Dank und Achtung für sein Bemühen der Alterthumswissenschaft förderlich zu sein.

C. G. Zumpt.

LII.

La Grèce continentale et la Morée, par J. A. Buchon. Paris, 1844.

Seit langer Zeit ist uns keine, das neue Griechenland zum Gegenstande habende Reisebeschreibung vorgekommen, die uns in solchem Grade, wie die vorliegende, angezogen hätte. Zwar bürgt schon der Name des Verfassers eben so für das Interesse, als für die Belehrung, die man hier finden zu können hoffen kann; allein man fühlt sich, wenn man nun das Buch selbst liest, und mit dem Verfasser durch die von ihm besuchten Städte und Gegenden Griechenlands wandert, theils von den Gegenständen, die uns hier geschildert und über die wir hier belehrt werden, mögen sie uns auch in vielen Beziehungen noch so fern liegen, theils von der anmuthigen Weise, wie der Verfasser sie uns nahe rückt, so gefesselt, dafs wir, wo die Schilderungen und Mittheilungen desselben der Gegenwart angehören, mit ihm selbst unter dem griechischen Himmel zu wandern und seine Luft zu athmen uns einbilden könnten. Dazu kommt, dafs der Verfasser durchaus nicht mit einer immerhin störenden Einseitigkeit etwa blofs dem griechischen Alterthume sich zuwendet, dafs er vielmehr die unmittelbare Gegenwart des Landes und Volkes mit ihren verschiedenen Seiten, auch mit den düstern Schattenseiten, die sie darbietet, vorzüglich ins Auge fafst. Hängt er dagegen, in Folge seiner früheren Geschichtsstudien, mit einer gewissen Vorliebe an der Geschichte des Mittelalters und an den Zuständen, wie sie damals in Griechenland waren, so kann doch das im Allgemeinen nicht getadelt werden, und um so weniger, je nothwendiger es für unsere Zeit ist, die fremdartigen Elemente, die auch von dieser Seite her in Griechenland sich festgesetzt, und die sich in mehr oder weniger sichtbaren Spuren nicht blofs auf der Oberfläche des Landes, sondern in dem Leben und in den Verhältnissen des Volkes selbst erhalten haben, bei der Beurtheilung desselben nicht aufser Acht zu lassen. Ueber die öffentlichen Verhältnisse der neuesten Zeit gewährt der Verfasser in seinen Mittheilungen vielfach belehrenden Aufschlufs, und namentlich mögen sich hier Manche Manches gesagt sein lassen, was zwar für sie selbst unangenehm sein mag, aber nichts destoweniger wahr bleibt und besonders auch über die Katastrophe des dritten Septembers 1843 manches Licht verbreitet. Denn der Verfasser hat die Politik und politisches Raisonnement keineswegs ganz ausgeschlossen; doch kann auch dies Niemand tadeln wollen, der erwägt, wie sicher und für Andere überzeugend sich über dergleichen an Ort und Stelle und in der Unmittelbarkeit des Lebens selbst urtheilen läfst, — sicherer jedenfalls und überzeugender, als in weiter Ferne und in der Kanzlei der Diplomaten. Auch hier wird es getadelt (S. 48), dafs man das Königreich Griechenland so eigenthümlich gestaltet habe, dafs man einzelne Theile des festen Landes und einzelne Inseln, deren Bewohner die Waffen gegen die Osmanen ergriffen hatten und durch ihren Hafs gegen dieselben sich ausgezeichnet, von dem neuen Staate ausgeschlossen, dagegen andere Inseln, wo sich nicht die geringste Sympathie für die Revolution ausgesprochen, ihm einverleibt hat. Die Geschichte mit der Linie Alexander VI. hat sich da im 19ten Jahrhundert wiederholt! — Anders urtheilt der Verfasser über die griechische Nation und über die Entwicklung des griechischen Staats. „Eine lange Anarchie", sagt er S. 113, „hat das griechische Volk keineswegs um den Sinn für Ordnung gebracht; ein Jahrhundert langes Joch hat seinen Stolz nicht vernichtet; ein eben so langer Despotismus hat es nicht unfähig gemacht zu einer geregelten Freiheit; eine lange Unwissenheit hat ihm nicht den Geschmack an den Wissenschaften, ein langes Unglück nicht die Liebe zur Arbeit geraubt; eine unsittliche Herrschaft hat nicht in das Heiligthum des Hauses eindringen und die Sittlichkeit daraus verdrängen können; eine erniedrigte Religion hat ihm nicht die Unduldsamkeit nach dem Siege eingegeben, und die Duldsamkeit ist bei ihm nicht zur Gleichgültigkeit geworden: es findet sich bei dem griechischen Volke ein glücklicher Bildungsstoff in nicht geringem Grade. Allerdings ist auch noch viel Böses auszurotten. Ein Volk bleibt nicht ungestraft Jahrhunderte lang unter ungebildeten Herrschern und Machthabern, denen es schmeicheln oder die es betrügen mufs. Die Geschlechter arten schnell aus, aber nur langsam kehren sie zum Guten zurück; denn das Letztere kann nur in Folge von bürgerlichen Einrichtungen und politischen Anstalten geschehen, deren Wirkungen immer langsam sind. Dennoch hat Griechenland schon viel geleistet", u. s. w. — Eine interessante Bemerkung, die bei Erklärung des am 3. September 1843 zum Ausbruch gekommenen Deutschenhasses zu Rathe gezogen zu werden verdient, macht der Verfasser S. 182. „Die Deutschen", sagt er bei Gelegenheit des Besuchs der in Heraklia gegründeten bairischen Colonie, „sind arbeitsam und ehrlich; aber sie verstehen nicht eine Gutmüthigkeit und Einsicht, deren Formen von den ihrigen verschieden sind, und ihre löblichen Eigenheiten, wie ihre Fehler, stehen in keinem Einklange mit den Eigenheiten und Fehlern der Griechen. Die Deutschen leben für sich, bleiben ihren Gebräuchen unabänderlich getreu, haben keinen Einfluss auf die griechische Bevölke-

Digitized by Google

rung, und nehmen keine der dem Klima eigenthümlichen Verbesserungen an. Sie mischen sich nicht in die Reihen der Griechen; sie halten sich vielmehr fern von ihnen. Sie sehnen sich nach ihrem Vaterlande und kehren in dasselbe zurück, sobald sie, durch die Gunst der Regierung oder ihre eigene Sparsamkeit, Etwas erübrigt haben", u. s. w. Damit verbinde man nun zugleich Dasjenige, was an verschiedenen Stellen des Buchs über die Antipathie der Griechen gegen die Baiern gesagt wird, von der der Verfasser auf seinen Wanderungen durch das Land vielfache Beweise erhielt. So kam er z. B. in ein Kloster Pursos bei Wrachori in Rumelien, und erfuhr daselbst von einem baierischen Angestellten, der kurz vorher dort gewesen, sich für einen Franzosen ausgegeben hatte, und als Solcher von den Mönchen auf die zuvorkommendste Weise behandelt worden war. Als Letztere die wahre Bewandniſs der Sache erfahren hatten, waren sie aufser sich über ihre Artigkeiten und Höflichkeiten gegen den verkleideten Baiern, und bereuten es höchlich, dafs sie ihm ihr bestes Quartier und von ihrem besten Weine gegeben hatten (S. 356). „Diese Antipathie gegen die Baiern", bemerkt der Reisende, der in den Jahren 1840 und 1841 dort war, bei dieser Gelegenheit, „durchdringt alle Klassen der Bevölkerung Griechenlands".

„Nur der König ist geliebt, weil man ihn als ganz Grieche geworden betrachtet. Aber alle Bemühungen, Griechenland unter eine baierische Regentschaft zu stellen, ihm eine baierische Armee, baierische Beamte, baierische Uniformen und baierische Gerichte aufzubürden, — Alles, was den Anschein und den Zweck hatte, Griechenland zu einer baierischen Kolonie zu machen, hat in den Gemüthern des Volks den tiefsten Unwillen gegen die Baiern erregt. Das griechische Volk ist lebhaft, klug, eifersüchtig auf seine Nationalität; es will auf seine Weise regiert werden; es will gehen, still stehen und laufen, wie es ihm beliebt; und König Otto, der zu sehr an dem Lande hängt, dessen Zukunft ihm anvertraut ist, sieht auch viel zu gut ein, welche Rücksichten er dieser Empfänglichkeit, diesen Volkseigenthümlichkeiten schuldig ist, und welchen Vortheil er von einem solchen Nationalcharakter zu ziehen vermag". Und an einem andern Orte (S. 464) sagt er: „Die Griechen der untersten Klassen des Volks sind von einer natürlichen Gutmüthigkeit und Höflichkeit, und die Regierung hätte dies, so wie ihre Localgewohnheiten, trefflich benutzen können. Kann man es dagegen wohl begreifen, dafs die Regentschaft, die aus Baiern bestand, welche weder die Sprache, noch die Sitten des ihnen zur Regierung angewiesenen Volks kannten, sich nicht die mindeste Mühe gegeben, es nicht im Geringsten als ihre Pflicht angesehen habe, die Localgewohnheiten in Betreff der Bewässerung, der Behandlung der Wälder, der Weiden, und aller der Einzelheiten des Acker- und Landbau's, so wie des Gemeindewesens, die allen Griechen so wohl bekannt sind, die von ihren Gemeindeversammlungen so richtig gewürdigt werden, und die sich vielleicht seit den ältesten Zeiten der griechischen Republiken erhalten haben, zu sammeln? Aber Griechenland und die Griechen, das ist Das, um was sich die baierische Regentschaft am wenigsten gekümmert zu haben scheint. Der junge König, der ihr nach erlangter Mündigkeit in der Regierung nachfolgte, hat dem Volke, das er liebt und von welchem auch er stets geliebt worden ist, sein Wohlwollen in hohem Grade zu erkennen gegeben; allein, obgleich er eifrig bemüht gewesen, die Sachen in den geringsten Einzelheiten kennen zu lernen, und obgleich die Griechen, die man als unruhig verschrieen, geduldig der Gewährung dessen, was man ihnen schuldig ist, harren, ist doch noch Alles zu thun, und die Nichtgewährung einer politischen Verfassung, wie sie den Wünschen des Volks, seinen Gewohnheiten und Einsichten angemessen ist, wird am Ende ihre Geduld ermüden". Eines interessanten Zugs in dem Charakter der heutigen Griechen gedenkt der Verfasser S. 421: „Wie die alten Hellenen nicht nur eine tiefe Anhänglichkeit für ihr gesammtes Vaterland, sondern auch für die Gemeinde hatten, der sie angehörten, und die ihnen wie eine grofse Familie erschien, für die der Einzelne jedes persönliche Opfer gern darbrachte, so dafs ihnen in manchen Beziehungen die Localgottheiten mehr galten, als die grofsen Nationalgötter, so ist auch den jetzigen Griechen diese innige Anhänglichkeit an die Gemeinde, deren Glieder sie sind, eigenthümlich, und man kann sagen, dafs diese Anhänglichkeit, neben der Religion, die Nationalität der Griechen besonders wirksam gegen die Türken, bei welchen dergleichen gänzlich fehlt, beschützt habe".

So viel mag hier genügen, um auf die vorliegende Reise durch Festgriechenland und Morea aufmerksam zu machen. Weiter ins Einzelne einzugehen, ist unthunlich und, zumal nach dem oben Bemerkten, unnöthig. Zu bedauern ist es, dafs der Verfasser seine Schilderungen nicht zugleich auf die so überaus wichtigen und interessanten Inseln des Archipelagus erstreckt hat, deren Eigenthümlichkeiten, trotz des Reisewerks von Rofs, noch nicht genügend bekannt sind. Ist uns übrigens in dem ganzen Buche die, jedoch keineswegs blinde und einseitig-befangene Liebe zu den Griechen, und die Milde und Unparteilichkeit, womit der Verfasser über sie urtheilt und die dortigen politischen Zustände betrachtet, in hohem Grade wohlthuend gewesen — eine Milde und Unparteilichkeit, zu der man sich neuerdings namentlich in Deutschland nicht immer hat erheben können, — so müssen wir doch auch bemerken, dafs uns in der Vorrede eine gewisse französische Grofssprecherei in Betreff des thätigen Interesse Seiten Frankreichs an Griechenland und der französischen Politik gegen den griechischen Staat nicht wenig lästig gewesen ist, um so mehr, als dabei die Note Guizots aus dem Jahre 1842 ganz vergessen worden zu sein scheint.

Digitized by Google

№ 106.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

LIII.

Deutsche Verfassungsgeschichte von Georg Waitz. I. Band. Kiel, 1844.; Schwers'sche Buchhandlung. 8.

Indem man Völker wesentlich als erweiterte Stämme, diese als Familienausbreitungen nimmt, kömmt man leicht auf den Gedanken, es sei doch hauptsächlich ein physisches Moment, was die Völker constituire. Nun ist diese natürliche Grundlage der Völker allerdings auch von gröfster Wichtigkeit; von höherer sogar als diejenigen gewöhnlich in ihren Ausführungen anerkannt haben, die doch ganz von jener Auffassung der Völker auszugehen schienen. Dennoch werden wir behaupten müssen, es ist *der Geist allein, der die Völker schafft*, obwohl für diese Schöpfung der physische Grund und Boden, auf dem sie vorgeht, eine Bedingung und ein Bedingendes ist. Schon eine Familie stöfst einzelne, natürlich zu ihr gehörige, Elemente ab, zieht andere ihr von Natur fremde an — einige in Liebe, andere um Lohn, in den Jahrhunderten der Urzeit auch mit Gewalt. Aber selbst diese gewaltsam an die Familie herangezogenen Elemente bleiben nicht ohne Wirkung auf ihre Bildung, auf ihr Leben — ganz zu geschweigen, dafs bei der Fortsetzung einer Beziehung durch mehrere Generationen selbst der ursprünglich gewaltsam herangezogene Hausclave in seinen Nachkommen zum sittlich verbundenen, wenn auch noch dienstbaren Gliede der Familie zu werden pflegt. So haben sich unter den Augen der vaterländischen Geschichtsschreibung keltische und slawische, romanische und sogar jüdische Elemente unserem Volke vermählt; während dagegen fortwährend zuerst in der Völkerwanderung; dann in den Kreuzzügen; dann in deren Fortsetzung an der Ostsee und in den hansischen Niederlassungen; dann in den vielen Kriegen, die mit deutschem Söldnerblute in Europa geführt worden sind (und sie sind's fast alle); endlich in dem Wanderzuge nach Amerika und Australien eben so viele ursprünglich und ihrer Natur nach dem deutschen Stamme angehörige Elemente, oder vielmehr bei weitem zahlreichere sich abgetrennt und fremden Völkern angeschmiegt haben, oder für neue Völkerbildungen einen fruchtbaren Humus abgeben. Ein fortwährendes Anziehen und Abstofsen findet statt; und nun sind es allerdings zum Theil scheinbar ganz äufserliche Dinge, von welchen Anziehung und Abstofsung ausgehen; der eine findet beim heimischen Volke nicht hinreichenden Nahrungsstand, der andere hat sich bürgerliche Verhältnisse unwiderbringlich verdorben u. s. w.: allein liegt nicht alle dem auch immer wieder eine geistige Kraft zu Grunde? warum findet der eine Eingeborene keine Nahrung mehr, wo vielleicht zehn Ausgeborne sie bequem erreichen, als weil das Volk in einem Zustande angekommen ist, wo es seine Arbeitsbedürfnisse durch Kräfte, Geschicklichkeiten und Neigungen ergänzen mufs, die sich eher bei fremdem Volke als bei heimischem finden? — und dafs ein Volk einen gewissen Zusand seines bürgerlichen, gewerblichen, commerziellen Lebens erreicht, ist doch gewifs ein Resultat hauptsächlich seines geistigen Lebens. Warum können ganze Anzahlen von Menschen das Leben in den heimischen Verhältnissen nicht mehr ertragen? warum verderben sie sich die heimischen gesellschaftlichen Beziehungen? — scheinbar freilich immer um Einzelheiten willen. In der That ist's nicht so — wer nur an eine Einzelheit sich stiefse, und im Ganzen das Leben der Heimath mit inniger Liebe umschlösse, der ertrüge es trotz der Einzelnheit; der Grund ist auch hier ein allgemeiner; Kräfte, Neigungen, die in einer früheren Periode genährt und gebraucht wurden, werden durch die fortgehende Lebensgestaltung beengt, verkümmert, aufs trockne gesetzt, weil ganz andere Puncte des sittli-

Digitized by Google

chen Lebens zu Schwerpuncten geworden sind — da fühlen sie sich abgestofsen und wenn sie die Mittel haben, ziehen ihre Inhaber, ihre Träger aus. Kurz! wie in dem einzelnen Menschen körperlich und geistig fortwährend neue Elemente hindurchgehen und von ihnen Theile assimilirt, andere ausgestofsen und abgeschieden; auch die assimilirten wieder später zum Theil ausgesondert und erneuert werden, und wie bei diesem Procefs der Geist das Herrschende, das zuletzt allein Bestimmende ist; *das* ist, was im Leben sich *den Körper schafft* und aneignet, so wie es ihn zu seinen Beziehungen und Trieben braucht (nur nicht willkührlich, sondern in gröfstentheils unbewufster Wirksamkeit); wie überall der Körper das Product des Geistes ist, so ist's auch im Leben der Völker. Hinsichtlich unseres Volkes können wir diesen Bildungsprocefs seit der Taciteischen Zeit als einen ununterbrochen thätigen beobachten — sollte es früher anders gewesen sein? Tacitus freilich sagt uns: „Ich selbst trete den Meinungen derjenigen bei, welche Germaniens Völker durch keine anderwärtige Verbindungen mit anderen Völkern verunreiniget, ein eigenthümliches, ungefälschtes, nur sich selbst ähnliches Volk geworden glauben. Daher auch des Leibes Beschaffenheit, obschon bei so grofser Menschenzahl, die gleiche; allen sind trutzige und tiefblaue Augen, röthliche Haare, grofse und nur zum Angriff starke Leiber" — allein, wenn wir auch ganz den Gedanken fallen lassen, dafs Tacitus seine Beschreibung der deutschen Physiognomie vielleicht nur vielen Einzelnen entnahm, die ihm zu Gesicht kamen, nicht einer genauen Musterung der ganzen Nation; dafs er in dieser Beschreibung nur den allgemeinen Eindruck wiedergab, den die deutschen Völker den Römern machten, haben wir doch zu bedenken, dafs gerade diese selbe Charakteristik von alten Schriftstellern auch in Beziehung auf mehrere unzweifelhaft keltische Stämme z. B. auf die keltischen Belgier gegeben wird; dafs sie noch in diesem Augenblicke mehr auf keltische Schotten der Hochlande pafst als auf die gegenwärtigen Bewohner unseres Landes; und — was die Hauptsache ist — dafs Römer gewöhnt waren bei ihren Völkercharakteristiken die sclaven, die unfreien Leute als null anzusehen. Wo würde es Tacitus eingefallen sein, die Millionen Sclaven nichtrömischer, nicht einmal italischer Abkunft in Italien und Sicilien zum römischen Volke zu rechnen? von ihnen nur als von einem Bestandtheil desselben zu reden? Also reducirt sich seine Charakteristik jedenfalls darauf, dafs die *freien* und *edlen* Germanen seiner Zeit durchaus eine Physiognomie hatten, wie sie damals dem Norden Europa's eignete — und selbst angenommen, dafs das Blut der *edlen* und *freien* Geschlechter bei der langsamen, jedenfalls mit dem Schwerdte in der Hand statt findenden Ausbreitung der deutschen Stämme aus Asien herüber bis in das mittlere Europa *im Ganzen* rein und unvermischt geblieben sei (was wir allerdings bei der religiösen Achtung vor der Familienreinheit des Blutes in den Urzeiten als einen möglichen und selbst wahrscheinlichen Fall zu setzen haben): durch Tausende und Abertausende Unterworfener war jedenfalls zu des Tacitus Zeit schon ein mächtiger Einfluss auf Sprache und Bildung geübt worden — bei den entfernter im deutschen Osten wohnenden Völkern mufs dieser Einfluss durch die höhere Stellung, die selbst Freigelassene bei diesen Stämmen erlangen konnten, auch schon tiefer in die Volksmischung eingegriffen haben. Es ist ein Verhältnifs wie jetzt in Nordamerika — die westlichste Bevölkerung, die der back-wood-setlers trägt ein *durchgehend anglo-amerikanisches* Gepräge; in den östlichen Staaten, auch in den dichter bewohnten östlichen Districten der westlichsten Staaten (wie in Missouri und Arcansas) finden sich schon deutlicher noch die neueren Einmischungen anderer europäischer Völker. Dabei ist aber zu bedenken, dafs wenn unsereins ein Regiment Kalmücken sieht, ihm die Leute eine ununterscheidbar gleiche Physiognomie zu haben scheinen, während der darin dienende Kalmücke jeden Mann desselben sehr stark vom anderen zu unterscheiden und noch sehr deutlich etwaige slawische oder tartarische Einmischung in den Physiognomieen zu erkennen weifs. Uns erscheint ein Pennsylvanier, der von Vater und Mutter und allen vier Grofseltern deutsch ist, wie Referent mehrere gesehen hat, wenn nur die Generationen dieser Grofseltern und Eltern schon selbst in Amerika gelebt haben, *vollkommen als Anglo-amerikaner*, während das geübtere Auge in Amerika sofort noch das deutsche Blut an ihm erkennen wird. Summa! wenn den Römern die westlicheren, ihnen am meisten begegnenden Germanen, die *Schützen* (Vorposten) und *Schossen* der germanischen Welt (um die

Digitized by Google

Sache altdeutsch auszudrücken) wesentlich in *einem* Typus entgegen traten, so dürfen wir aller der Umstände nicht vergessen, die das möglich machten trotz dem, dafs im Rücken derselben schon Jahrhunderte, vielleich Jahrtausende lang derselbe Amalgamationsprocefs menschlicher Bildung gedauert hatte, der alle Völkergeschichte von Anfang an begleitet hat. Darum aber bleibt es nicht minder interessant, ja! historisch unerläfslich nach dem rothen Faden zu forschen, der sich als die eigentlich *volksbildende*, *volksschaffende Kraft*, als der deutsche Grundton wahrnehmen läfst, durch all dies Anziehen und Abstofsen von Elementen hindurch — *nach dem magnetischen Punct, der Deutsches zu Deutschem macht*; denn dies ist der ursprüngliche Geist unseres Volkes, wie er sich die Träger seines Wollens gesucht und geschaffen hat, von Anfang an da er als ein unterschiedenes auftrat bis auf den heutigen Tag — dieser Geist ist das Ursprünglichste und wie durch eine solche geistige Sonderkraft sich wieder unser deutsches Volk aus der breiteren Grundlage der germanischen Welt, so hat sich diese germanische Welt durch eine ganz verwandte Kraft offenbar aus der noch breiteren Grundlage der nordeuropäischen Menschheit herausgebildet. Herr Prof. Waitz hat sich auf diese früheren Bildungsprocesse nicht eingelassen, glücklicherweise für seine Aufgabe nicht eingelassen, ja! verständigerweise bei seinen Zielen gar nich darauf einlassen dürfen. Die Verfassungsgeschichte ist nicht der eigenthümliche Boden, auf welchem diese Fäden (diese anatomischen Schnitte, möchten wir sagen) über Tacitus hinaus verfolgt werden können, ohne bei jedem Schritte in die Gefahr zu kommen, sich von historischem Wege zu verirren — ja! aufser der *Sprache* wüfsten wir kaum ein Mittel dieser Forschungen zu nennen; aber wir durften kühner die Sache in Beziehung nehmen, da man einer Anzeige auch Andeutungen, die *nichts* sein wollen als *Versuche der Orientirung*; die gar keine beweisende, grundlegende Bedeutung in Anspruch nehmen; da man einer Anzeige auch *kecke Einfälle* zu gute halten wird. Am fernsten Horizont treiben noch Pünctchen in die Höhe; ob es Segel sind, oder treibende Eisberge, oder wieder verschwindende Wolkenbildungen, oder das erste Auftauchen einer schneebedeckten Gebirgszacke, mag wenigstens einer Besprechung auf dem Verdecke werth sein — dafs der Steuermann seinen Kurs darauf richte, aufser wenn er in der Hungersnoth um jeden Preis ein Segel sucht, oder aus anderen bewegenden einzelnen Gründen, kann nicht verlangt, in der Regel nicht einmal gewünscht werden. Als ein solches Gespräch auf dem Hinterdeck des Schiffes möge aber der günstige Leser einen Theil dieser Anzeige betrachten.

Doch vor allen Dingen haben wir von dem Kurse unseres Steuermannes zu reden, von der Länge und Breite, unter denen wir mit ihm segeln. Herr Prof. Waitz geht von dem Satze aus, erst von dem Vertrage von Verdun an gäbe es ein *deutsches Reich*, welchen Satz wir bis auf den gewählten Anfangspunct (denn diesen möchten wir lieber auf den Tag von Karls des Dicken Absetzung verlegen) als richtig anerkennen d. h. wir stimmen ein, dafs sich erst aus dem grofsen Karolingerreiche ein besonderes deutsches aussonderte und bildete, was früher nicht vorhanden war, obwohl deutsche Völker da waren; ja selbst *das deutsche Volk* bildete sich erst in der Zeit von Karls des Grofsen Tode bis zu Karls des Dicken Absetzung, und früher war durchaus nur ein Stammbewufstsein, kein Volksbewufstsein vorhanden. — Nun! jenem Satze von der Entstehung des deutschen Reiches im neunten Jahrhunderte fügt der Verf. hinzu: „aber die Grundlagen, auf denen es beruhte, die Zustände, die in ihm herrschten, gehören wesentlich der früheren Zeit an; alle politischen und rechtlichen Elemente der deutschen Reichsverfassung haben hier ihre Wurzel; in zusammenhängender nie ganz unterbrochener Entwickelung sind sie hervorgewachsen, und es ist uns in den meisten Fällen vergönnt, eben den allmähligen Fortschritt, die stufenweise Ausbildung der Keime, die Umbildung der ursprünglichen Institutionen zu dem was später bestand zu erkennen". Deshalb also mufs Hr. Prof. Waitz bei der Darstellung der deutschen Verfassung auch weiter und über den Verduner Vertrag zurück greifen; doch nicht über die Taciteische Zeit zurück, da in dieser uns von dem grofsen Römer dargestellten Periode sich zuerst mit geschichtlicher Klarheit Verfassungs-Verhältnisse unterscheiden lassen. Mit richtigem Tacte ist in diesem ersten Bande, welcher die Zeiten vor der grofsen Völkerwanderung darstellt, die Analogie späterer Zustände zur Erklärung früherer benutzt; dabei aber ist glücklich abgeschieden worden, was ganz singulären Dingen, wie den speciellen

Digitized by Google

Einrichtungen des Frankenreiches, oder der isländischen Coloniegründung u. s. w. angehört und dessen Herbeiziehung nicht eine Erläuterung, sondern vielmehr eine Irreführung gewähren würde. „Während wir suchen aus der Vergleichung späterer Zustände ein helleres Licht auch über die älteren Zeiten zu verbreiten, müssen wir jederzeit warnen, dafs man nicht zu weit auf diesem Wege gehe; es thut Noth die Unterschiede hervorzuheben und darauf hinzuweisen, dafs nicht immer alles so war, wie es sich später zeigt". Wir bekommen so ein reiches und doch höchst sauber gezeichnetes Bild der ältesten in vollerem Lichte erkennbaren politischen Zustände unserer Altvordern; ein Bild, in welchem einerseits dem herrlichen Rechts- und Freiheitssinne der deutschen Stämme alle gerechte Anerkennung geworden; von dem aber zugleich alle Nebel, welche phantastische, wir möchten sagen: wüste Freiheitsvorstellungen nur zu vielfach verbreitet haben, abgewehrt sind. „Was Jeder für sich ist, ohne Rücksicht auf die Gemeinschaft, in der er steht, sei es die der Familie oder des Staates, das gehört weder dem Rechte noch der Geschichte an; ob er da thun durfte, wozu er den Willen und selbst oder mit Hülfe Anderer die Kraft hatte, ist eine Frage, die ganz aufserhalb aller historischen Betrachtung liegt; das ist eine Freiheit, mit der wir wenigstens uns nicht zu beschäftigen haben. So wie sich ein Gesammtbewufstsein gebildet hat, der Einzelne ein Glied des gröfseren Ganzen geworden ist, hat es damit ein Ende; *sich eine Gemeinde, Gemeindeverfassung* und zugleich *jenen* Begriff von Freiheit zu denken, ist ein Widerspruch, den Niemand zu lösen vermag".

Sollen wir nun, nachdem wir Aufgabe und Haltung des Buches charakterisirt haben, zugleich die bedeutendsten Resultate der Untersuchung angeben, so halten wir folgende für dieselben: *erstens* ist der Unterschied *der* Stellung, welche Tacitus als Principat bezeichnet, der Unterschied also der bei ihm begegnenden germanischen *principes* streng nachgewiesen einerseits in Beziehung zu den *nobiles*, andererseits in Beziehung zu den *reges*. Die principes sind kein Adel, obwohl es edle Geschlechter gibt und das Zugehören zu diesen den Weg zum Principat auch erleichtern mag; aber eben so wenig sind die principes etwas Analoges mit den reges; ihre Stellung ist eine Gemeindebeamtung, zu der die edle Geburt nicht nothwendig, mit welcher eine Erblichkeit wie die des Königthums nicht verbunden ist. Diese Darstellung und Auffassung gewährt nun die weitgreifendsten Consequenzen, denn da sich, was zeither vom ältesten deutschen Adel behauptet ward, zum Theil auf die Stellen stützte, welche der principes gedenken, und diese Stellen für diesen Zweck nun aufzugeben sind, erscheint uns auch der Adel mit etwas anderer Physiognomie in diese Verfassungsverhältnisse hereingezeichnet; und eben so das Königthum, was theils hauptsächlich den schon in der politischen Entwickelung weiter fortgeschrittenen nordöstlicheren Stämmen, theils durch Eroberungsverhältnisse und Kriegsnöthe gegangenen einzelnen Völkerschaften anheimfällt. Ein *zweites* wichtiges und besonders durch seine negirenden Consequenzen weitgreifendes Resultat ist aber die endliche gänzliche Beseitigung jenes barocken theoretischen Fundamentes einer germanischen *Gesammtbürgschaft*, mit welchem Ref. gesteht, nie etwas Rechtes haben anfangen zu können, was auch in neuester Zeit schon ziemlich allgemein im Grunde bei Seite gelassen ward.

Wir haben also in diesem ersten Bande einer deutschen Verfassungsgeschichte eine aus der Fülle der Quellenkenntnifs, mit Berücksichtigung aller bedeutenden Vorarbeiten unternommene, auf das rechte historische Mafs zurückgeführte Darstellung der ältesten deutschen Verhältnisse, aus welcher sich die Gemeinde der Freien und ihr Recht als die Grundlage des ganzen Volkslebens ergiebt. Dafs diese Darstellung überall auf nüchterner, kritischer Forschung fundamentirt ist, brauchen wir bei einem Buche von Waitz nicht erst hervorzuheben.

Und nun nachdem wir Umfang und Ziel des Werkes, seine Mittel und Wege, seine Richtung und Haltung angedeutet, sei es uns vergönnt, die Blicke am Horizont etwas herumschweifen zu lassen. Da erblicken wir als einen entfernten dunklen Punct die älteste Stammsage, die uns Tacitus in grofser Bestimmtheit, Plinius offenbar in unbestimmterer Fassung gibt, die dann nirgends weiter in deutscher Welt zu erblicken ist aufser in Anklängen von Einzelnamen; die aber in gröfster Bestimmtheit später wieder zum Vorschein kömmt bei den keltischen Stämmen, bei dem wälschen Nennius, bei dem gaëlischen Dichter des Liedes: „a eolcha Albain uile"

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 107.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

Deutsche Verfassungsgeschichte von Georg Waitz.

(Fortsetzung.)

Bei den Kelten enthält die Stammsage eine Stammordnung, welche aufser den deutschen Völkern auch die keltischen, also ganz Nordeuropa, so weit es den Römern bekannt ward, umfafst; Tacitus beschränkt die Deutung nicht ausdrücklich, aber scheinbar nur auf Germanen. Ist nun aber diese Stammsage rein deutsch? Hat sie Tacitus, hat sie Plinius nicht aus der Gegend, welche die Römer vorzugsweise Germania nannten, wo zuerst der Name Germani aufkömmt, wo sich Kelten und Deutsche berühren, wo sie räumlich durcheinander wohnen, mit einem Worte: aus Belgien? Wir wollen weniger geltend machen den schon angeführten Umstand, dafs später die Sage bei den Deutschen fast verklungen, im Mittelpuncte keltischer Bildung in Wales aber erhalten ist; wir wollen weniger geltend machen, dafs die Sage selbst in ihrer Form sehr an die schon früh durchbrechende keltische Form der Triaden erinnert; aber die Namen selbst, die aus deutschen Wurzeln eine so schwierige Deutung zulassen, sind keltisch so einfach zu deuten. Obenan steht der Name *Tuisco* oder *Tuisto*; letztere Form gibt deutsch gar keinen Sinn, erstere nur schwierige und eine nach mehreren Seiten schwankende Erläuterung — gaëlisch ist *Tuisto* (geschrieben: tuisteadh) der Vater, Erzeuger, Schöpfer, *Beginner;* von tos, tois, tuis oder tus, d. i. „der Anfang, der oder das erste", auch: „der Fürst"; *tuisdin* heifst: der Anfang, die Schöpfung. Zu zweit steht der Name *Mannus*, deutsch, von der Wurzel *minnan*: „das denkende Wesen" — gaëlisch von *meinn*, der Geist, das Gemüth, die Liebe, Gnade (hinter welchem Worte etymologisch ein älteres: *meann* liegt, wie noch das Compositum: mean-madh, Grofsherzigkeit, hoher Sinn zeigt), bedeutet *Mann* geradezu „*Gott*" nach O'Reilly; dafs es aber ursprünglich nur ein denkendes, leitendes Wesen bezeichnet, sieht man aus dem Compositum: *ar-mann* „der Anführer, Fürst"; eigentlich: „Landes-denker". Bei diesem Namen begegnen sich also deutsche und keltische Etymologie. Grimm führt aus Frauenlobs Gedichten die Namensform *Mennor* an, und glaubt, dafs diese Form auf selbstständiger Tradition ruhe; es wäre eine recht ächt keltische Form, denn *meanuir* heifst gaëlisch „der Gedanke" und *meanoir* würde heifsen: „der Denker, der Sinner". Vielleicht lacht mancher Leser, dafs Referent bei diesen Einfällen in der Keckheit so weit geht, mittelalterlichen deutschen Traditionen geradezu keltische Wortformen unterzulegen; glücklicherweise lassen sich einige Beispiele beibringen, welche die Sache sofort in's Klare bringen werden, wie lange unter dem Volke der westdeutschen Gegenden keltische Wörter in aller Ursprünglichkeit gehaftet haben. Wir haben in neuester Zeit öfter gehört: *Alaf Cöln!* ja man hat auch gelesen: *Alaf Deutschland!* Der Ausdruck ist nicht blofs in Cöln, er ist, so viel Referent weifs, durch das ganze ursprünglich keltische Rifland verbreitet; auch in Achen sagt man: *Alaf Oche en wenn et versönk!* „Preis sei Achen! oder: „Hoch steht Achen, auch noch wenns unterginge"! Wir glauben nicht, dafs schon jemand den Versuch gemacht haben wird, den Ausruf deutsch zu erklären — er ist ein ganz keltischer. Im Wälschen heifst *alaf*, Glück, Reichthum, Herrlichkeit; im Gaëlischen *eallamh* (sprich: allav) Fülle, Gesundheit, Reichthum, Herrlichkeit — über die ganze jetzt noch keltisch redende Welt tönt dieses alaf oder allav beim deoch slainte (beim Gesundheittrinken) als Hochwunsch — in Nordwestdeutschland hat sich's erhalten als nun unverstandener aber religiös bewahrter, feierlicher Jubelruf. Ein zweites Beispiel gewährt Südwestdeutschland: im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts bricht in Würtemberg ein Bauernaufstand aus, dem eine Verschwö-

Digitized by Google

rung zu Grunde liegt; diese Verschwörung führt den Namen: *der arme Kunrad*. Noch hat Niemand die Benennung irgendwie genügend erklären können; sie ist aber gar nichts als das im Volke erhaltene gaëlische Wort *cunradh* (wälsch: *cymrawd*), die Verbindung, Verschwörung. Aus schweizerischen Dialekten und Ortsbenennungen liefsen sich noch eine ganze Reihe Beispiele häufen; es mag zur Erläuterung an diesen beiden einstweilen genug sein. Zunächst haben wir nur noch anzuführen, dafs für die oben angegebenen gaëlischen Etymologieen von Tuisto und Mannus auch im Wälschen die analogen Exponenten zu finden sind, denn dem gaëlischen tuis oder tus entspricht wälsches *twys*, die Spitze, das Aeufserste, das Haupt und *tywys*, die Führung, Einleitung; dem gaelischen meinn entspricht wälsches *myn* (spr. mön) das Gemüth, der Wille, wovon *mynw* (spr. mönu) das mit Willen begabte Wesen, die Persönlichkeit.

Wir gehen nun weiter von dem Beginner und Denker zu des Letzteren Söhnen fort, die Tacitus zwar nicht selbst nennt, deren Namen aber sich aus den damit zusammenhängenden Stammnamen mit ziemlicher Sicherheit als *Ingo* (oder: Ingeno), *Isco* und *Hermino* herstellen lassen, und welche Nennius: *Negno*, *Hessicio* (Ysicion und Usicion haben andere Lesarten) und *Armeno* nennt. In dem Worte Negno ist das anlautende n offenbar nur ein euphonistisch an das Wort tretendes, wie so tausendfältig in keltischen Sprachen vor Vocalen; die Form *Egno* führt uns aber auf das wälsche *Eigion*, das Meer; das Wort ist gaëlisch: *aigéin;* bretonisch: *aien* „der Ocean". Da überdies Handschriften des Tacitus statt Ingaevones lesen: Ingenones, Ingaenones, Jugaenones, dürfte dieser Name für *die* Nordleute, qui *proximi oceano* in Widerspruch mit den bisherigen Ausgaben, die wohl durch die Form Iscaevones bestochen die Lesart Ingaevones, welche allerdings auch in guten Handschriften vorkömmt, vorzogen, herzustellen sein. In dem Worte Hessicio ist ebenfalls das euphonisch anlautende h zu tilgen und die Formen Essicio, Ysicion, Usicion führen nun auf wälsches *ysgiaw*, gaëlisches *aisc* — dies Verbum bezeichnet ursprünglich die Handlung des *reinmachens* eines Terräns, also des Weghauens von Bäumen, Wegbringens der Gegenstände, die die Oberfläche stören („to *clear*, to *clean*"), dann heifst das gaëlische Wort auch überhaupt etwas rein darlegen, etwas untersuchen, nach etwas forschen; und in dieser Bedeutung berührt es sich mit dem deutschen Worte *heischen* (englischen: ask), was vielleicht daher stammt, denn das gaëlische Wort hat zuletzt auch die Bedeutung: fragen, fordern; aber in dem Substantivum *aisc*, das Niederhauen, die Schädigung, der Frevel, ist auch noch die ursprünglichste Bedeutung festgehalten. Diese Aescingen, oder Iscaevonen (vielleicht auch Iscaenonen) wären also die Pioniere der nordischen Welt, die vordringenden Posten derselben, und dafs man so die Völker der älteren Bildung, die Römer, Britten (Wälsche), Albanier (Gaëlen) und Franken genannt, hätte nichts unpassendes. Tacitus sagt ja überdies wirklich gar nicht ausdrücklich, dafs jene Dreitheilung der Stämme *nur* deutsche Stämme umfafst habe — vielmehr liegt in der Natur der Sache, dafs die Deutschen in dieser *Anthropogonie* auch an ihre Nachbarn dachten, und Plinius rechnet zu den Iscaevonen bestimmt die Cimbri mediterranei, die doch nicht wohl andere sein können als die Cimbernreste in Belgien; — Stämme, deren deutsche Herkunft mehr als zweifelhaft ist. Der dritte Name Armeno hängt offenbar mit *airmine* und *airmid* (entstanden aus: airmind) zusammen, welche Wörter: „Verehrung, Cultus, religiöse Ordnung, Sitte" bezeichnen; der Stamm *airmid* bedeutet als Verbum: „verehren, anbeten, colere"; eine Ableitung davon ist: *armuint*, „verehrt machen, segnen, weihen"; eine daherstammende Form mit aspirirtem Mittelconsonant *airmhid* bedeutet: „das Gelübde"; *airmhightear*, „geweiht". Dafs hier mythologische Vorstellungen eingreifen sieht nun daraus, dafs *airmid* auch eine der vielen Bezeichnungen *des Schwanes* ist, dieses Thieres, von dessen überaus heiliger Haltung bei den Kelten die Sprache hundert Belege bietet, denn fast jeder Name des Thieres bezeichnet ursprünglich: „Weisheit" oder „Verehrung" z. B. *ala* oder *eala* „die Weisheit" und „der Schwan"; *gaod* „Weisheit" (eigentlich „das Wehen", wie Spiritus von spirare) und „der Schwan"; *geis* „das Gebet, das heilige Gelübde, die heilige Sitte" und „der Schwan" (von *geasa*, die Ahnung, der Eid, die Zauberbindung); *creath*, „die Weisheit, Einsicht" und „der Schwan" (verwandt mit *creathar*, das Heiligthum und *creatha*, die Clerisei). Die Stämme der Herminonen wären also wohl die durch eine sittliche Ordnung, durch Frömmigkeit ausgezeichneten; die mittlern in fester Ord-

Digitized by Google

nung volksthümlicher Sitten und Weisen Lebenden. Von wälschen Worten gehört hieher *ermygu* „verehren, anbeten" und mit Uebergang des m in den aspirirten Consonant: *erfyn*, die Bitte, das Gebet. Vielleicht ist sogar in dem griechischen ἁρμος und ἁρμοτιος etwas diesem Wortstamme verwandtes.

Was man nun aber auch von diesen Einfällen über die Deutung jener alten Namen, zu denen die keltischen Sprachen Veranlassung geben, denken mag, *das* scheint uns sicher: eine Grundlage für deutsche Stammgeschichte darf man von dieser Anthropogonie nicht nehmen. Nichts steht dafür, dafs sie reindeutsch sei; nichts steht dafür, dafs die Völkertheilung, die sie angiebt, nicht wenigstens weit über die deutsche Welt hinausgreife; und das Wiederfinden der Ingaevonen, Iscaevonen und Herminonen in den späteren Sachsen, Franken und Schwaben scheint uns eben auch nur ein Einfall; ein Einfall, der nur auf eine geistreiche Spielerei hinausläuft, da namentlich Sachsen und Schwaben zuerst in der cymbrischen Halbinsel in aller nächster Nachbarschaft, wahrscheinlich in ursprünglicher Stammverwandtschaft, auftreten, und Angeln sich wie unter den alten Sueven so unter den Allemannen finden, denn der *Anglachgau* der Allemannen liegt genau in jener Gegend, für welche Ref. in seiner Ausgabe der rectitudines überall *dieselben Ortsnamen nachgewiesen* hat, *wie in England*. Allerdings finden sich, wie Jac. Grimm in der Anzeige jener Ausgabe richtig bemerkt, in allen Gegenden Deutschlands deutsche, den angelsächsischen ähnliche oder gleiche Ortsnamen; aber in *solcher Dichtigkeit*, in *so völliger Einerleiheit* wie im Kraichgau und Anglachgau in der Nähe Heidelbergs nirgends — und wer die Verschiedenheit oberdeutscher Dialekte von den sächsischen einwenden wollte, dem können wir getrost antworten, dafs die weitergeschobene Lautverschiebung der oberdeutschen Dialekte ein deutlicher Beweis ist, dafs zwischen den sächsischen und diesen Dialekten eine Zwischenzeit sprachlicher Gährung liegen mufs, dafs höchst wahrscheinlich die Begegnung mit zahlreichen Keltenresten in den Decumatenländern und in und an den Alpen (vielleicht schon in Düringen und Böhmen) diese Gährung veranlafst hatte, dafs die stärkeren Gurgellaute und die eigenthümlichen Zischlaute der schwäbischen und schweizerischen Dialekte aber höchst wahrscheinlich nur dem Einflufs der keltischen Gurgel- und Zischlaute ihren Ursprung verdanken — mit *einem* Worte, dafs die oberdeutschen Dialekte überhaupt *ein Product nachtaciteischer Zeiten sind*; ein anlautendes z kennt auch das Gotische noch nicht; starke Gurgellaute haben sich auch in plattdeutschen Mundarten entwickelt, überall, wo diese Mundarten, wie in den geldrischen, belgischen und anderen niederländischen Gegenden, sich nach Landschaften hin verpflanzten, in denen zahlreiche keltische Reste angenommen werden müssen.

Aufser dieser allgemeineren Bemerkung, welche einen Punct der Einleitung, in Beziehung auf welchen der Verfasser einmal von seiner sonstigen kritischen Haltung abgewichen zu sein scheint, betrifft, bleiben uns nur noch einige Bemerkungen über unbedeutendere Gegenstände — gewissermafsen über allerhand sichtbarwerdende Seegräser und Seethiere der Gewässer, die uns unser Steuermann durchschiffen läfst. Der gütige Leser wolle verzeihen, wenn wir auch hier wieder fast immer auf keltische Dinge zurückkommen. Referent ist darum noch kein Keltomane; aber er wünschte die Beziehungen zwischen Kelten und Germanen aufs Reine zu bringen, und hat sich deshalb in allen ihm freien Stunden in keltische Studien gesteckt. Wie weit es ihm damit gelingen werde, steht in Gottes Hand — zunächst aber gilt das alte Sprichwort: wes das Herz voll ist, läuft der Mund über und womit einer umgeht, das hängt ihm an — und wenn nichts dabei herauskömmt als Anregung und Gegenrede, so sieht Ref. auch das schon als Gewinn an; — bei verständiger Gegenrede kann der Gegenstand sowohl als Ref. selbst nur gewinnen; — dafs ihn unverständige Gegenrede nicht aus seinem Geleise bringt, hat er wohl bewiesen — und selbst unverständige Gegenrede ist schon immer besser als Indifferentismus bei einem historisch so wichtigen Gegenstande, wie die Grenzen und Mischungen keltischer und deutscher Art.

Zu S. 33 bemerken wir: auch in Irland und Wales ist die centena eine Grundeintheilung des Landes, dort *ceanntar* oder *ceud*, hier *cantref* genannt. Wie man bei den italischen Völkern der alten Römerzeit, obwohl sie zum Theil sehr verschiedenes Stammes sind, doch gewisse gemeinsame Züge der politischen Einrichtung findet, so auch bei den Stämmen des alten europäischen Nordlands, und diese Eintheilung in *hunderte* rechnen wir entschieden unter diese ältesten

Digitized by Google

der keltischen und germanischen Welt gemeinsamen Schemata. Von Uebertragung ist dabei nicht eigentlich die Rede; aber dies sollte hervorgehoben werden, dafs — wenn es in der germanischen Welt eine Frage zweifelhafter Antwort sein kann, ob die centena zuerst eine Eintheilung des Landes nach Gütern, oder zuerst eine Eintheilung der Volksgemeinde nach Köpfen war — die keltische Centena dagegen *nur Landeintheilung*, und erst in Folge der Landtheilung auch Gerichts- und Gemeindebegrenzung ist. Ein wälsches Cantref ist theoretisch folgendermafsen construirt: die Länge von *drei Gerstenkörnern* bildet einen *Zoll* (modued), drei Zoll bilden eine *Handbreite* (llet y palyw), drei Handbreiten einen Fufs (troëtued); sechzehn Fufs sind ein *langes Joch* (hyryeu); steht nun ein Pflüger hinter dem Joch und hält den Jochbaum mit der linken Hand, während er mit der rechten, in welcher er einen Stab von sechzehn Fufs Länge hält, nach beiden Seiten mifst, so bezeichnet die Linie, welche zwischen den äufseren Enden des Merkstabes gezogen gedacht wird, eine *Ackerbreite*, und dreifsig solche Breiten bilden die Länge des *Ackers* (erw); vier Aecker sind ein *Baugut* (tyddyn); vier Baugüter ein *Landestheil* (rhandir); vier Landestheile bilden ein *Siedelgut* (gafael); vier Siedelgüter ein *Hauptgut* (tref); vier Hauptgüter eine *Mark* (manawl); zwölf Marken und noch zwei Hauptgüter (die allemal des Königs sein sollen) — also zusammen fünfzig Hauptgüter — bilden eine *Gemeinde* (cymwd); und zwei Gemeinden (oder hundert Hauptgüter) bilden das *hundert* (cantref). Ref. hat diese Verhältnisse schon in seiner Schrift über die malbergische Glosse S. 84 not. 71 und S. 102 besprochen, und fügt hier noch eine Antwort auf eine Frage hinzu, die er dort (S. 105) aufwarf, aber nicht entschieden zu beantworten wagte: ob nämlich diese Theorie der Landestheilung streng durchgeführt worden sei — jetzt kann er darauf antworten, dafs kein Gedanke an eine strenge Durchführung war, dafs kein einziges Cantref *streng* in dieser Weise construirt, und diese Construction also nur ein *theoretisches Schema* war; wie denn das ganze keltische Leben einen Drang nach solchen Schematisirungen hat, der sich von Etiquette-Eigensinnigkeiten an, durch alle Rechtsverhältnisse hindurch bis zu den religiösen und sittlichen Sätzen hinauf zu bethätigen sucht, und am Ende in den Triaden seine äufserlichste Befriedigung findet. Das ist ein geistiger Zug, der die Keltenwelt und die Germanenwelt scharf scheidet, jener Trieb nach architektonischer Construction gesellschaftlicher, sittlicher Verhältnisse; jene Systemstyrannei, der sich das wirkliche Leben fügen soll, aber nicht wirklich fügt; auf diesem Zuge ruht das alte Druidenthum; auf ihm hat sich zum Theil wieder das römische Kirchenthum erbaut, für dessen drückende Ausartung Frankreich doch hauptsächlich der geistige Arbeiter war; darauf ruht noch, dafs das römische Kirchengebäude bis auf diesen Tag von den Gegenden getragen, auch in Deutschland getragen wird, wo hauptsächlich Keltenblut in Menge noch in der Bevölkerung anzunehmen ist; darauf ruht, dafs die Keltenländer bis auf diesen Tag für Europa der Ausgangspunct für alles Ceremoniel, für alle Etiquette, für alles Hofwesen waren. Wie das geringe einstöckige angelsächsische Holzhaus, in dem man aber sich bequem gehen liefs und die Fülle afs und trank, zu der wohlgenessenen hohen Steinburg des französischen Ritters, in der man aber sich nach Regeln der Etiquette bewegte und in welcher der beste Hirschbraten nicht genehm war, wenn das Wildpret nicht nach Weidrecht zerwirkt war; wie unsere protestantische Welt voll Freiheit, aber auch voll Widerspruch und Sorglosigkeit zu der disciplinarisch und dem Buchstaben nach wohl geregelten in ihrer lebendigen Wirklichkeit aber eben so von widersprechenden Bewufstseinszuständen erfüllten römischen Kirche, so stehen von Anfange an Germanen zu Kelten — *hier* freies gehenlassen, aber Einheit und Ordnung *nur* wo und wenn einmal das Herz einmüthig erregt ist; und deshalb eine Menge Genufs ohne rechtes Bewufstsein, eine menge Anstrengung ohne rechte Frucht; wir möchten mit Tacitus, nur ein wenig verändert, sagen: „quamquam largi tamen incompti adparatus"; — *dort* construirendes Systematisiren, Schulmeistern des ganzen Lebens, und deshalb Erreichen bedeutender Resultate auf einzelnen Puncten, aber immer erneutes Scheitern des Strenggewollten an der Fülle des Lebens und an der Abweichung, in der sich das Herz zur Regel findet, die wohl in einzelnen Zeiten, in einzelnen Theilen durchgesetzt, nie zum Herrn des Lebens gemacht werden kann, weil sie selbst etwas unlebendiges wird.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 108.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

Deutsche Verfassungsgeschichte von Georg Waitz.

(Schluſs.)

Wer diese beiden Arten in rechte Einheit zu setzen vermöchte, der hätte das groſse Räthsel des europäischen Völkerlebens gelöst — er hätte auch den Punct gefunden, wo die formell vorhandene Einheit und Ordnung der römischen Kirche und das Gefühl gewonnener geistiger Befriedigung, die man in der protestantischen sucht, Hand in Hand giengen. Das steht nun freilich in weitem Felde, ohngeachtet ein Trieb nach dieser Lösung fast in jeder Brust sich regt; aber beide Potenzen haben doch schon von ältesten Zeiten her auf einander gewirkt, herüber und hinüber, und es war natürlich, daſs von jeher Seelen unter den Germanen, die gerade die Sehnsucht nach Form und Ordnung lebhaft fühlten, ihre Blicke auf die Keltenwelt wandten; deren Hofbildung, deren Herrenwesen, deren Religion vielleicht, wie uns nun bedünken will, schon in sehr früher Zeit Vorbild für deutsche, namentlich für westdeutsche Häuptlingshöfe war, und einen Einfluſs auf deutsches Leben übte, auch ehe Franken und Belgier zwischen Rhein und Meer durcheinander wohnten. Ob nun auch hinsichtlich der *Hunderten*, die hie und da in der deutschen Welt als nach Köpfen, anderwärts als nach Ackerhufen bestimmt, in der keltischen Welt *nur* nach Ackerhufen bestimmt vorkommen, eine Einwirkung keltischer Einrichtungen anzunehmen ist, läſst sich nicht mehr ermitteln, Die Hunderten nach *Köpfen* sind wohl mehr kriegerisches Ursprungs und könnten also als den deutschen, westlich und südlich vordringenden Stämmen vorzüglich eignend betrachtet werden; die Hunderten nach Hufen sind eine Eintheilung, wie sie wohl von den Cultivatoren europäischen Bodens, von den Kelten, den Deutschen mit dem Boden selbst überlassen sein könnte. Wir möchten aber an diese Bemerkungen über die Verhältnisse der deutschen und keltischen Welt noch eine andere rein persönliche anknüpfen — nämlich gerade so wie wir oben im Gegensatze Kelten und Germanen zu fassen suchten, stehen nun namentlich unter unseren Arbeitern für deutsche Geschichte Phillips und Waitz einander gegenüber: jener bemüht in allen Escheinungen eine allgemeine Regel zu finden und die Regel dann am einzelnen zu bestätigen; das einzelne zu systematisiren, wobei allerdings zuweilen diesem einzelnen historischen Stoffe Gewalt angethan wird; dieser vor allen bemüht die Integrität des thatsächlichen zu wahren und nur behutsam zu allgemeineren Sätzen fortschreitend; diese Sätze zuweilen ablehnend, wo sie wirklich vorhanden, blofs weil neben den Beweisen des allgemeinen Satzes wieder zuviel Ausnahmen sich finden. Uns scheint hier jedes ein wenig einseitig; denn letzteres ist doch fast wie der Zweifel eines Londners, ob die Sonne auch wirklich alle Tage aufgehe, weil er sie die Mehrzahl der Tage nicht wirklich zu sehen bekömmt. Wie in diesem Falle das allgemeine Tageslicht, auch wenn man die Sonne nicht selbst sieht, über den Zweifel hinweghebt, so muſs ein gewisser historischer Tact Angesichts einer Mehrzahl von Ausnahmen gerade die Regel fassen lassen, denn die Mehrzahl der erwähnten abweichenden, nicht mit der Regel stimmenden Fälle ist gerade ein Beweis der Regel selbst. Das Regelmäſsige im Gedächtniſs zu bewahren, aufzuzeichnen giebt sich selten ein Mensch die Mühe — unsere Quellen geben uns fast überall nur Ausnahmserscheinungen des Lebens und wir haben uns aus *dem* zumeist, was den Aufzeichnungen unbewuſst und ungewollt mitgegeben ist, die Regel des Lebens zu suchen. Es befremdet uns nicht im minde-

Digitized by Google

sten unter diesen Umständen, Hrn. Prof. Waitz seinen Entgegnungen auf Ansichten von Phillips den Charakter eines allgemeineren Tadels mehr als einmal geben zu sehen; wir finden es im Gegentheil natürlich; hoffentlich aber findet er es eben so natürlich, wenn selbst wo Phillips im einzelnen Unrecht hat, doch seiner Methode im Ganzen von anderen auch ihr eigenthümlicher Werth gewahrt, und behauptet wird, dafs gerade auch diese construirende Geschichtschreibung (diese sogenannten Fictionen) die Erkenntnifs deutscher Zustände hundertfach gefördert hat; wenn wir also gegen den wegwerfenden Ton protestiren, mit welchem er Phillips behandeln möchte.

Zu S. 117 u. 118, wo von dem Verhältnifs und der gegenseitigen Beziehung der priesterlichen und richterlichen Gewalt bei den alten Deutschen die Rede ist, bringen wir noch ein Moment aus dem angelsächsischen Sprachgebrauche bei. In den Homilien und anderen geistlichen Schriften der Angelsaehsen hat das Wort *ae-fest* durchaus den Sinn: gläubig. Also diese christlichen Geistlichen bezeichneten mit ae die Summa des christlichen Dogmas, den Glauben, und aefest war, wer fest zu diesem Glauben hielt, fest in ihm stand. Auf jeden Fall haben sie diesen Sprachgebrauch nicht neu gebildet, sondern nur auf das Christenthum angewendet; folglich mufs früher in der heidnischen Zeit ae nicht blofs das weltliche Gesetz, sondern den sittlichen und religiösen Grund des Daseins, die heidnische Religion zugleich mit bedeutet haben — und die weitere Folge ist, dafs in der Zeit wo dieser Sprachgebrauch sich zuerst bildete bürgerliches Gesetz und religiöser Glaube in untrennbarer Verbindung, Priester und Richter eins war. Dafs die Functionen des Priesters und Richters schon zu Tacitus Zeit ein wenig aus einander lagen, dafs sie sich nach Einführung des Christenthums entschieden trennten, wollen wir damit nicht bestreiten.

Zu S. 134 bemerken wir, dafs wir der Erklärung der *trustis* des fränkischen Rechts durch *Treue* durchaus nicht beitreten können. Die in der Note angeführte Stelle zählt: *trustem et fidelitatem* neben einander auf, und es könnte zweifelhaft sein, ob dies *et* eine Tautologie verknüpfen, oder aber zwei unterschiedene Beziehungen neben einander aufführen sollte, wenn nicht in der lex salica im cod. monac. tit. LXXIV entschieden die Worte vorkämen: „quod si per truste invenitur" was nach dem Zusammenhange heifsen mufs: „*wenn er von der Wache aufgefunden wird*" (es ist nämlich von einem latro die Rede) und eben so werden im cod. guelf. tit. LXXXI, wo von der Einrichtung von Sicherheitswachen die Rede ist, diese *Wachen* trustes genannt. — Es ist dies trustis ein Ausdruck, der einen der stärksten Beweise bildet für die keltische Auslegung der barbarischen Wörter des salischen Gesetzes, denn im wälschen bedeutet: *trus* „die Wache, die Garde" und *trusiaw* „bewachen". Im gaëlischen heifst *trus* — „bewahren, aufsammmeln" und *trusaite* „der Aufbewahrungsort". Bei den schottischen Häuptlingen hiefs der Gefolgsmann, welcher die Baggage zu bewahren und zu bewachen hatte: *gille trus-airneis* von *airneis* „der Hausrath, die Baggage" und *trus-*, „bewachen". Dafs in „trustis" die Endsylbe -is der latinisirten Form angehört, sieht sich leicht ein; das zweite t gehört aber der keltischen Substantivbildung an, und trustis heifst also „die Wache, die Garde". Dann erklärt sich aber auch das *an* = in dem Worte *an* = *trustio*, was einer deutschen Erläuterung spotten dürfte, selbst wenn man in trustis ein deutsches Wort zugeben wollte. Im Gaëlischen bedeutet *an*, im Wälschen *en* „rein, wesentlich, edel, treu" — also *antrustio* ist „ein Edelwächter" (wenn wir nicht die lächerliche Seite des Vergleiches fürchteten, würden wir sagen: ein Noblegardist); *trustem et fidelitatem jurare* heifst „Wächterschaft (Gefolgschaft, Wache) und Treue schwören". — Und da wollen wir zu S. 175 auch sofort unsere Erklärung des Wortes *sagibaro* geben. Ein Sagibaro war ein hoch gestellter in den Gerichten thätiger Mann, da er dasselbe Bufsgeld hat mit dem Grafen (ein Sagibaro, welcher ingenuus ist, hat 24,000 den. Bufsgeld). Der Name hat seine Erläuterung im gaëlischen: *seagh* d. i. „Sinn, Verstand, sinniges Wesen, Achtung, Ehrfurcht" — und als Adjectiv: „einsichtig, streng, von guter Haltung, stolz"; *bar* d. i. „das Höchste, der Gipfel eines Dinges", aber in vielfachen speciellen Bedeutungen: es bedeutet den *Helm* als das oberste Stück der Rüstung; das *Kopfhaar*, als den obersten Theil des Leibes; die *Vortrefflichkeit*, als das Höchste in sittlicher Beziehung; den *Ueberschufs*, Gewinn, Profit, als das Höchste in ökonomischer Beziehung; einen *vollkommenen Mann*, einen

Digitized by Google

Helden oder *Gelehrten*, als das Höchste in gesellschaftlicher Beziehung. Demnach bedeutet sagbaro (oder sagibaro, oder sachibaro): *ein einsichtiger Mann höherer Stellung, ein einsichtiger Gelehrter.* Im Wälschen behält *bár* nur die ursprüngliche Bedeutung: der Gipfel; und *kyf* (was nach regelmäfsiger Lautverschiebung dem gaelischen seagh entspricht) heifst: kühn, stolz, zuversichtlich.

Und da wollen wir denn endlich zu S. 272 auch noch unsere Deutung des Wortes *rachinburgius* hier beifügen, da wir einmal in diese keltischen Etymologien hereingerathen sind. Zunächst müssen wir daran erinnern, dafs kurzes gaëlisches o in den Wörtern der malbergischen Glosse sehr häufig als a erscheint. Im Gaëlischen heifst *rogh-* „auswählen"; *rogha* „die Auswahl"; *roghainn*, „das Ausgewählte, das Beste seiner Art" — in der Composition mit anderen Wörtern, vor welche es tritt, erhält dies Wort jetzt nach einem orthographischen Grundsatze die Form: *roighne*, und bedeutet etwa das, was im deutschen durch *Erz*= oder *Haupt* = ausgedrückt wird. *Fór* bedeutet „das Gewahren" und „das Bewahren"; es bedeutet „die Einsicht" und „der Schutz". Das davon abgeleitete Adjectiv *fuirige*, *forige* oder in kürzerer Form *forc* bedeutet: „einsichtig" aber auch: „fest, treu". Durch die Eklipse, welche bei dem Zusammentreten zweier Nomina, deren eines im Genitivverhältnifs gedacht wird, eintritt, wird aus forc das Wort bforc (sprich: borc) oder in weicherer Form: bfuirge (spr. buirge), und in latinisirter Form: burgius. Demnach ist *rachinburgius*, ein Wahrnehmer der Besten, ein auserwählter Erkenner; oder auch ein Bewahrer, Schützer, Wächter, Treuer der Besten, wobei der Genitiv in jenem energischen Sinne zu verstehen ist, wie so oft bei Ossian: Klage der Nacht d. h. Klage die in der Nacht statt hat; Erkenner, Wahrnehmer, Bewahrer, Treuer der Besten d. h. ein Erkenner, Wahrnehmer, Bewahrer, Treuer, der durch die Besten oder für die Besten (eigentlich: „durch Erwählte") bestimmt wird; oder auch „ein Erkenner der Erwählten" d. h. aus der Zahl der Erwählten.

H. Leo.

LIV.

Beweis der von der Begattung unabhängigen periodischen Reifung und Loslösung der Eier der Säugethiere und des Menschen als der ersten Bedingung ihrer Fortpflanzung, von Th. L. W. Bischoff, Doctor der Medicin und Philosophie, ordentlichem Professor der Medicin und Director des physiologischen Institutes zu Gieſsen, Mitglied einiger gelehrten Gesellschaften. Gieſsen, 1844. 54 S. in 4.

Es war bisher als ein physiologischer Lehrsatz betrachtet, dafs die Befruchtung des weiblichen Zeugungsstoffes oder des Eies bei den Säugethieren und den Menschen durch den männlichen Saamen in, oder auf dem Eierstocke selbst, an der Stelle, wo die Fimbrien des Eileiters sich an ihn anlegen, geschehe und dafs in Folge dieses Contactes die Entwicklung des sogenannten Graaf'schen (oder besser Vesal'schen) Bläschens mit seinem Attribute, dem Corpus luteum, so wie das Reissen dieses Bläschens und das Austreten des Inhaltes desselben in den Eileiter statt habe. Dieser Lehre entgegen, welcher der Verf. dieser Schrift selbst noch jüngst zugethan war, stellt derselbe nun ein neues und anders lautendes Gesetz auf, dessen Worte folgende sind:

„Auch bei den Säugethieren und dem Menschen unterliegen die in den Eierstöcken der weiblichen Individuen sich bildenden Eier einer periodischen Reifung, ganz unabhängig von der Einwirkung des männlichen Saamens. Zu dieser Zeit, welche man bei den Thieren die Brunst, bei dem menschlichen Weibe gewöhnlich die Menstruation nennt, lösen sich diese reifen Eier von dem Eierstocke und werden ausgestofsen. Zu dieser Zeit äufsert sich auch bei dem weiblichen Thiere allein, bei dem Weibe vorzugsweise der Geschlechtstrieb. Findet die Begattung statt, so erfolgt durch die materielle Einwirkung des männlichen Saamens auf das Ei die Befruchtung des letztern. Findet die Begattung nicht statt, so löset sich dennoch das Ei vom Eierstocke und tritt in den Eileiter, geht aber hier zu *Grunde*. Die Zeitverhältnisse können hier, obgleich, wie es scheint, bei verschiedenen Thieren in verschiedener, aber doch bestimmter Breite variiren. Der Saame kann hinlängliche Zeit haben,

Digitized by Google

um bis auf den Eierstock zu gelangen, ehe das Ei austritt. Das Ei kann aber auch schon ausgetreten sein, und der Saamen erreicht es erst in dem Eileiter, immer aber mufs in *diesem* noch die Einwirkung des Saamens erfolgen, wenn das Ei sich entwickeln soll, welches diese seine Entwicklung schon hier in dem Eileiter beginnt. Nur aber zu dieser Zeit der periodischen Reifung der Eier kann die Begattung eine Befruchtung zur Folge haben".

Ehe wir nun unsere Ansicht über dieses neue Gesetz aussprechen, haben wir einen Blick auf die Vorarbeiten zu werfen, welche dem Verf. in dieser Hinsicht vorausgingen. Zuerst mufs bemerkt werden, dafs die Graaf'schen Bläschen des Ovariums schon weit früher allmählig und in verschiedenem Grade heranreifen, ehe noch der Zustand der Brunst eintritt. Dafs bei dem Eintritte der Brunst und durch sie bei den Säugethieren, so wie bei dem Eintritte der Menstruation bei dem menschlichen Weibe, die Graaf'schen Bläschen anschwellen, ja selbst platzen und ein sogenannter gelber Körper sich bilde, ohne dafs Begattung statt gehabt habe, haben in neuerer Zeit französische und englische Forscher, insbesondere *Gendrin*, *Negrier*, *Lee*, *Paterson*, in neuester Zeit aber insbesondere *Raciborsky* und, nach dem Zeugnisse von *Isidor Geoffroy St. Hilaire*, *Pouchet*, schon vor zwei Jahren durch zahlreiche Beobachtungen erwiesen. Wir können noch hinzufügen, dafs auch bereits ältere Beobachtungen vorhanden sind, welche das Abgehen von Eiern bei Jungfrauen aus dem Uterus, während und mit der Menstruation, so wie durch anderweitige Geschlechtsreizung wahrgenommen haben. (So *Garmann* homo ex ovo 1672, *Brendel* diss. 1703 p. 36, *de Heyde* obs. 1684. obs. 44.).

Dem Verf. kommt aber unstreitig das Verdienst zu, den Schlufsstein zu diesem empirischen Beweis dadurch geliefert zu haben, dafs er, was die Säugethiere betrifft, die unter solchen Zuständen ausgetretenen Eierchen, mit dem ihm eignen geübten Geschicke, in den Eileitern auffand. Es ist dieser Beweis aber noch immer nicht vollständig, so lange es nicht gelingt, auch die Eierchen unter den genannten Verhältnissen in und nach der Menstruation in den Eileitern des menschlichen Weibes zu ermitteln. Und sollten auch mehre Eierchen, in dem genannten Falle, in die Eileiter übergehen, so frägt es sich noch, ob es wirklich reife oder lebenskräftige und nicht blofs hydropische, degenerirte Ovula, ferner ob die so entstandenen gelben Körper in den Ovarien wirkliche vollkommne Corpora lutea, oder blofse Corpora lutea spuria, wie sie schon *Paterson* bezeichnete, seien; so dafs die Menstruation auch hier gleichsam eine Reinigung und Aussonderung des Verdorbenen genannt werden könnte. Wenn wir also das neue Gesetz in Betreff der Brunst der Thiere, mit einer nachher zu erwähnenden Beschränkung, einräumen, so halten wir es doch nicht in Betreff der Menstruation des menschlichen Weibes für erwiesen.

Auch dürften die Beobachtungen, welche das Gesetz für das menschliche weibliche Wesen feststellen sollen, nur dann Gültigkeit haben, wenn solche an jungfräulichen, durch keine vorhergehende oder gleichzeitige, unnatürliche Geschlechtsreizung aufgeregten, Individuen angestellt wurden. Dafs aber abnorme Geschlechtsreizung das Loslösen von Eierchen und die Bildung eines Corpus luteum zur Folge haben könne, habe auch ich an einem in meinen Vorlesungen seit 1820 vorgezeigten Präparate erwiesen. Es liegt übrigens Etwas widerstrebendes in dem Gedanken, dafs bei der Menstruation Eierchen abgehen, und, wir möchten sagen, unnütz von der Natur verschleudert werden. Setzen wir, dafs mit jeder Menstruation nur ein Eichen verloren gehe, so müfsten bis zum Schlusse der Zeugungsperiode, vom 15ten Jahre bis zum 50sten, ungefähr 420 Eichen ausgeschieden werden! Da aber das menschliche, vollkräftige Weib in der Regel nur höchstens 25—30 mal concipiren kann, (selten sind schon 15 Geburten; 24 Geburten kommen in der Schweiz bisweilen vor; das Maximum was beobachtet wurde möchte 39 und 53 sein: *v. Thoresby* topography of Leeds p. 608 u. 458), welchem entspricht, dafs wir in jedem Ovarium nur 15—18 deutliche Graaf'sche Bläschen in der Regel wahrnehmen (man hat auch nur 2—4 gefunden): so scheint dieses Gesetz auch bei dieser Voraussetzung einem Widerspruche der Natur ähnlich zu sein. Auch müfsten wir in der That nach dem 50sten Jahre, bei alten Jungfern wenigstens, weniger bei Frauen, welche geboren hatten, eine ähnliche grofse Zahl von Corpora lutea vorfinden, was kein Anatom je gesehen haben wird.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 109.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

Beweis der von der Begattung unabhängigen periodischen Reifung und Loslösung der Eier der Säugethiere und des Menschen als der ersten Bedingung ihrer Fortpflanzung, von Th. L. W. Bischoff.

(Schlufs.)

Geben wir also zu, dafs bei der Brunst der Säugethiere ein solches Entleeren der Eierchen in den Eileitern vor der Begattung und Besaamung statt finden könne, so reiht sich dieses Gesetz nur an das an, welches bereits für die Klasse der Vögel und noch mehr für die der Amphibien und Fische gilt; wo der Saamen erst später, wenn das Ei schon vorher das Ovarium verlassen hat, zu ihm hinzutritt. Bei wollüstigen Vögeln, z. B. Tauben, Papagayen, Amseln, reicht Bestreichen des Rückens, bei ersteren Geschlechtsreiz durch ein zweites Weibchen schon zum Eierlegen hin, und ich habe bei der Versammlung der Naturforscher in Bonn im Jahre 1835 ein Taubenpaar vorgezeigt, wovon beide Individuen sich schnäbelten und Eier legten.

Dafs dieses Herabsteigen der Eichen bis in den Eileiter, und ich möchte hinzufügen, bis zum Uterus, denn es scheint mir nichts entgegen zu stehen, auch dieses anzunehmen, — nicht immer statt finde, sondern dafs der Saamen bis zum Ovarium dringe, und daselbst die Befruchtung bewirke, dafür sprechen: 1) die pathologischen Fälle der Eierstock- und Bauchhöhlenschwangerschaft; 2) die Versuche von *Cruikshank*, *Haighton* und *Blundell*; endlich 3) die mikroskopische Auffindung des Saamens an dem Eierstocke nach der Begattung, welche Beobachtung auch durch die Auctorität des Verf.'s dieser Schrift bestätigt wurde. Es steht daher fest, dafs ein Hinzutreten des Saamens zu dem Ei des Ovariums statt finden könne und statt finde, wenn gleich zugegeben werden mufs, dafs dieser Zutritt nicht absolut nothwendig sei, so dafs das Austreten der Eier aus dem Eierstocke auch von selbst geschehen und der Contact des Saamens erst im Eileiter oder selbst im Uterus erfolgen könne und dürfe.

Wir können nun der Menstruation des menschlichen Weibes eine solche tief eingreifende Wirkung, wie die der Brunst ist, nicht zuerkennen, wir können sie nicht als Brunst, sondern als eine blofs vorbereitende periodische Geschlechtsthätigkeit ansehen. Schon die öftere periodische Wiederkehr derselben spricht dafür, dafs sie nicht der Conception wegen da ist, wie die Brunst, sondern diese nur gleichsam vorbereite und einleite. Als Congestionserscheinung der Ovarien und die Reifung der Eierchen bedingend wäre sie ja nur einmal im Jahre nöthig, da das menschliche Weib nur einmal in der Regel concipiren und gebären kann. Es mufs also ein anderer Grund für das Erscheinen der Menstruation, welche nur dem menschlichen Weibe und vielleicht noch wenigen Thieren, deren Uterus einen dem menschlichen Uterus ähnlichen Bau zeigt, zukömmt, aufgesucht werden.

Ich glaube durch diese Argumentation die Ansicht vieler älteren Physiologen zu theilen, welche eine auf sorgfältige Induction basirte Theorie durch eine neue aber einseitige Beobachtung nicht als umgestofsen betrachten. So drückt sich auch *Moser*, in seinen Anmerkungen zu den ähnlichen, bereits früher bekannt gemachten Beobachtungen eines *Gendrin*, *Lee*, *Paterson*, *Hausmann* u. A. aus. (S. die Menstruation u. s. w. von *Brierre de Boismont* a. d. Franz. mit Zusätzen von *Moser*. Berlin, 1842. S. 127).

Gegen die Identificirung der Menstruation mit der Brunst der Thiere spricht ferner, dafs die Conception des gesunden Weibes (denn nur für kränkliche Personen möchte der von dem Verf. angeführte Rath des berühmten Heidelberger Geburtshelfers passen) in der Regel aufserhalb der Menstruationszeit statt findet,

Digitized by Google

und die ziemlich allgemeine Annahme, dafs der Beischlaf während der Menstruation ohne Erfolg vollbracht werden könne. Hierzu kömmt noch, dafs der Blutabgang der Brunst der Thiere im Verhältnifs zu dem bei der Menstruation ganz unbedeutend ist, und somit noch ein anderweitiger Grund aufser den genannten Veränderungen in dem Ovarium desiderirt wird. Dieser Grund kann allein nur in dem Organe liegen, dessen Bau und Leben, wie die Menstruation selbst als solche, bei dem menschlichen Weibe einen eigenthümlichen Charakter zeigt, nämlich in dem Uterus desselben. Ich habe schon früher (Ueber Histologie, Bonn 1819. S. 32) die Ursache der Menstruation aus dem eigenthümlichen zellfasrigen Baue des Uterus des menschlichen Weibes zu erklären versucht.

Wir bemerken nämlich, dafs der Uterus des menschlichen Weibes aus einem cavernösen Fasergewebe besteht und keine deutlichen Muskelfasern zeigt, dagegen sich der Uterus der Säugethiere dadurch unterscheidet, dafs er mit starken Muskelfasern versehen ist. Es scheint also die Menstruation die Bestimmung zu haben, das Gewebe des Uterus durch den vermehrten Zufluss von Blut zu einem höhern Grad von Reizbarkeit und Contractilität periodisch zu erheben, oder die Entwicklung und Heraufbildung der Fasern des Uterus zu einer mehr irritabeln, der Muskelfaser an Vitalität und Contractionskraft näherstehenden Faser zu bewirken, wodurch der Uterus in Stand gesetzt wird, für eine gewisse Zeit oder periodisch auf eine ähnliche Weise sich zu contrahiren, als wenn er mit Muskelfasern versehen wäre, und dadurch fähig wird später die Geburt des Kindes zu vollbringen oder den Fötus durch seine Contractionen auszutreiben.

Demgemäfs scheint mir die Menstruation keine Brunst, wenigstens nur eine partielle oder blofs eine Brunst des Uterus oder das Zeichen der Erblühung und Reifung des Uterus, und nicht das der Ovarien zu sein; dagegen die eigentliche Reifung der Ovarien hauptsächlich von psychischer und physischer Geschlechtsreizung bedingt werden möchte. Hiermit stimmt auch überein, dafs man Menstruation bei Weibern fand, welchen die Ovarien ganz gemangelt haben sollen oder bei welchen dieselben doch wenigstens sehr degenerirt und verkümmert waren.

Noch müssen wir die Geschichte der Lebenserscheinungen der Menstruation vervollständigend, erwähnen, was der Verf. zu Gunsten seiner Theorie hätte anführen können, dafs sich nach *Denmann* während derselben selbst eine Membrana decidua im Uterus bilde, so wie die bei jungfräulichen Personen abgegangenen sogenannten Molen ebenfalls auf Bildung einer decidua und Ausscheidung abnormer Ovula schliefsen lassen. Unstreitig sind diese Producte aber die Folgen gleichzeitiger Geschlechtsreizung physischer oder psychischer Art.

Aus mehren Stellen der Schrift des Verf.'s scheint hervorzugehen, dafs derselbe das Vorrücken der Eier in den Eileitern als äufserst langsam vor sich gehen läfst. Wahrscheinlich glaubt er, dafs dieses Fortrücken durch die Flimmerbewegung des Epitheliums des Eileiters, — welche jedoch eben so die umgekehrte Bewegung hervorbringen kann, — vermittelt werde. Allein der Motus peristalticus der Eileiter, welcher nach dem Tode noch bei den Säugethieren und besonders bei den Vögeln sehr lebhaft vor sich geht, reicht ja völlig hierzu aus, und das verschiedene Stagniren der Eier in dem Eileiter hängt wohl blofs von den verschiedenen Perioden dieses Motus peristalticus ab, indem namentlich durch die vortrefflichen Beobachtungen von *Barry* bekannt ist, dafs man in den Ovarien sowohl, als auch in dem Eileiter, an denselben Stellen Eier von verschiedenem Grade und Periode der Entwicklung antrifft.

Wenn nach dem Obigen Ref. die Bestimmung der Menstruation hauptsächlich auf den Uterus und dessen Lebensentwickelung beschränkt, ohne gerade die Eileiter (welche ja ohnehin blofs als die Tentakeln des Uterus angesehen werden dürften) und die Ovarien von der gleichzeitigen Theilnahme an diesem periodischen Lebensturgor des Uterus ausschliefsen zu wollen, scheint ihm diese Unabhängigkeit und Trennung der Menstrualfunction von dem eigentlichen Conceptionsvorgange in den Ovarien auf einem weitern anatomischen Fundamente zu beruhen, nämlich auf der Verschiedenheit und Abtrennung der Gefäfsapparate für beide Organe, für die Ovarien und für den Uterus. Die Arterie des Eierstockes entspringt oben aus oder in der Nähe der Nierenschlagader, wogegen die Arterie des Uterus ganz unten aus dem hypogastrischen Stamme der Aorta hervorgeht. Aehnliches Verhältnifs finden wir bei den Venen. Beide in entgegengesetzter Richtung verlaufende Gefäfsströme kommen in der Area

Digitized by Google

der Ala vespertilionis zusammen, und da bilden sich mit der Entwickelung des Körpers immer zahlreichere und weitere Anastomosen. Der untere Gefäfsstamm ist aber, als seiner Natur nach dem Uterus angehörend, der Nahrungszweig des contractiven, motorischen Poles des Geschlechtssystemes, die Bewegungsfunction, das Moment der Reaction dieses Systemes vermittelnd; der obere Gefäfsstamm dagegen, dem Ovarium sich einverleibend, ist der Ernährungszweig des expansiven, sensibeln Poles des Geschlechtsorganes, die wunderbare Conceptionssensibilität, das Moment der Intussusception vorbereitend. An dem untern Gefäfsstamme sehen wir auch die Ausscheidung der elementaren Bewegungssubstanz des Faserstoffes in dem Gewebe des Uterus, an dem obern Gefäfsstamme die Bildung des Eiweisstoffes in seiner höchsten, der Gehirnmasse an organischer Dignität wahrscheinlich ähnlichen Form. Und so glaube ich die relative Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Menstruation von der eigentlichen Conceptionsfunction als hinreichend begründet halten zu dürfen.

Mayer.

LV.

***C. G. Zumpt, über den Bestand der philosophischen Schulen in Athen und die Succession der Scholarchen. Eine in der Königl. Preufs. Akademie der Wissenschaften gelesene Abhandlung. Berlin*, 1843. 95 S. 4.**

Die Abhandlung zerfällt, wie schon der Titel andeutet, in zwei Theile; der erste behandelt die äufsern Verhältnisse der Schule, d. h. die Wahl des Scholarchen, das Schul-Local und Vermögen, das Zusammenleben der Mitglieder (Tischgesellschaften), so wie das Verhältnifs zum Staat; der zweite Theil giebt die Succession der Scholarchen, d. h. derjenigen, welche an der Spitze der Schule standen, so weit die Nachrichten und Combinationen sie noch wiedererkennen lassen. Eine äufsere Geschichte der philosophischen Schulen, wie sie hier gegeben wird, war in diesem Zusammenhange und Umfange noch nicht unternommen, und es bedarf keines Beweises, wie wichtig dieselbe als Grundlage der Geschichte der Philosophie sowohl, als für Litteratur- und Culturgeschichte ist. Der Verf. beschränkt sich auf die vier Hauptschulen der Akademiker, Peripatetiker, Stoiker und Epikureer, weil sie allein sich längere Zeit behaupteten, und erweislich, wenigstens bis Christi Geburt, zum Theil darüber hinaus, eine ununterbrochene Succession in Athen gehabt haben. Es hatten auch die Megarische und Pyrrhonische Schule, doch nur eine kurze Zeit in Athen ihren Sitz, und die Kyniker knüpften sich dort auch an ein bestimmtes Local, von dem sie sich jedoch, wie es im Wesen derselben lag, bald losgesagt haben mögen.

Das Verhältnifs der Schulen zu den Localen war nicht in allen und zu allen Zeiten dasselbe. Die Peripatetiker und Stoiker lehrten in einem öffentlichen Gymnasium, zu Zeiten auch die Akademiker, und hier läfst sich kein bestimmtes Rechtsverhältnifs nachweisen. Wahrscheinlich verstand sich in Gebäuden, welche zum allgemeinen Nutzen errichtet waren, eine stillschweigende Anerkennung des Staates von selbst, welche durch Ueberlieferung zu einem Rechtsverhältnifs ward; denn offenbar fand eine Anerkennung von Seiten des Staates Statt, wie man daraus schliefsen darf, dafs die Zulassung, und also auch die Zurückweisung, von Bedingungen abhing, welche das Haupt der Schule machte.

Ein Zuhörerkreis, der sich durch Bezahlung das Recht erwarb, setzt nothwendig ein Recht des Lehrers auf das Local voraus; doch hat vor der Zeit der Besoldung durch den Staat, die in Athen erst unter dem Kaiser Antoninus Pius erwiesen ist, kein Aufsichtsrecht des Staates Statt gefunden. Die beiden vom Verf. dafür p. 18 angeführten Beispiele sind ohne Zweifel anders zu erklären. Wenn der Areopag den Kleanth aufforderte nachzuweisen, wovon er lebe, war das nur die Anwendung des Solonischen Gesetzes bei Plut. Solon. 22. καὶ τὴν ἐξ Ἀρείου πάγου βουλὴν ἔταξεν ἐπισκοπεῖν, ὅθεν ἕκαστος ἔχει τὰ ἐπιτηδεῖα. Eben so wenn der Areopag den Kratippos bat, in Athen zu bleiben, so ist dies nur ein Ausflufs seiner sittenpolizeilichen Macht. Endlich zeigt gerade der Versuch des Sophokles im Jahre vor Chr. 306 S. 17, die Scholarchen abhängig zu machen, dafs sie es nicht waren.

Wenn wir ferner hören, dafs Aristoteles andere Vorlesungen für den engern Kreis seiner Schüler, andere für ein gröfseres Publicum hielt, so mufs auch eine verschiedene Art der Bezahlung Statt gefunden

Digitized by Google

haben. Da nun gewöhnlich nur Ein Haupt der Schule war, zu dem die ältern Anhänger derselben ohne Zweifel in einem andern Verhältnifs standen, als die Anfänger, so ist wohl auch anzunehmen, dafs in spätern Jahren die Bezahlung aufgehört habe. Wie aber die Gränze bestimmt gewesen sei, wissen wir nicht. Dafs für den ganzen Unterricht auf einmal bezahlt wurde, ist, wie die Erzählungen von dem kärglichen Erwerbe des Kleanthes und des Kynikers Krates Hohn über die geringe Bezahlung des philosophischen Unterrichts (Diog. VI. 86) zeigen, wenigstens in jener Zeit nicht gewöhnlich gewesen. Genaueres wissen wir erst aus der spätern Zeit, in der beides neben einander vorkommt, s. S. 18 n. 2, womit noch die Ausleger zu Juven. VII. v. 150 sqq. zu vergleichen sind. Doch finden sich auch in früherer Zeit Beispiele von der Bezahlung, wenn nicht des gesammten Unterrichts, so doch eines bestimmten Kursus. Bei den Sophisten der ältern Zeit scheint das letztere sogar gewöhnlich gewesen zu sein; s. Herbst Protagoras in Petersens histor. philol. Studien p. 152.

Die Lehrweise wird nur beiläufig berührt, dagegen die Art, wie der Scholarch gewählt ward, als in allen Schulen übereinstimmend nachgewiesen. Es ernannte nämlich in der ältern Zeit der Scholarch seinen Nachfolger oder bestimmte, welche Anhänger seiner Schule denselben unter sich wählen sollten. War beides nicht geschehen, so wählten die Anhänger, vermuthlich nur die älteren, die keine zahlende Schüler mehr waren, und aufser dem Schulhaupt durch die Syssitien zusammen gehalten wurden. Diese wurden zum Theil durch Beiträge, zum Theil durch das Fideicommifs der Schule bestritten, wie wenigstens die Akademiker und die Epikureer schon durch das Testament ihres Stifters, die Peripatetiker auch sehr bald erhielten. Von den Stoikern, die sich in mehrere Syssitien getheilt zu haben scheinen, ist ein solches nicht gewifs, doch wahrscheinlich. Das Fideicommifs bestand in liegenden Gründen, wie eben Platos Garten bei der Akademie, und Epikurs Garten im äufsern Keramikos ihren Schülern lange Local und Einkünfte gewährte; doch ist das Schullocal beider später in die Stadt verlegt, wie S. 41 nachweist. Besondere Schwierigkeiten bietet der Wechsel des akademischen Schullocals dar. Nach Diog. III. 5. lehrte Plato zuerst in der Akademie d. h. in dem Gymnasium, welches diesen Namen führte, später in einem eigenen Garten bei Kolonos, nicht entfernt vom Gymnasium der Akademie, den der Verf., wie es scheint mit Recht für dasselbe Grundstück hält, das er in seinem Testament Diog. III. 42. als im Demos Eiresidä belegen bezeichnet, und das auf seine Nachfolger vererbte, so dafs wohl anzunehmen, dafs in unserm Text des Platonischen Testaments die namentliche Verfügung über dieses Grundstück in einer ähnlichen Formel, wie beim andern, vielleicht eben wegen der Gleichheit des Ausdrucks ausgefallen sei. Wir erfahren, dafs wie Plato, auch Xenokrates und Polemon hier wohnten, die späteren, wie auch schon Speusippos, von dem berichtet wird, er sei zur Akademie gefahren, mögen in der Stadt gewohnt haben. Ob das neue Local (Haus und Garten) welches der König Attalus I. von Pergamus (242—198 vor Chr.) eigens für den Unterricht in der Akademie neu erbauen liefs, und nach dem damaligen Scholarchen Lakydes Lakydeion nannte, auf dem Grundstücke der Schule oder des Gymnasiums anzunehmen ist, wissen wir nicht; denn auch im ersten Fall könnte es zu den Wohlthaten gegen den Staat gerechnet werden, derentwegen dieser König so sehr gerühmt wird, Polyb. XVI, 25 n. 26. Für die unmittelbare Nähe und daher auch für das Grundstück des öffentlichen Gymnasiums scheint die Anekdote zu sprechen, nach der des Karneades Vorträge im Gymnasium konnten gehört werden (Diog. IV. 63.), wenn nicht, was uns wahrscheinlicher, diese Rückkehr in das öffentliche Gymnasium nach der allgemeinen Verwüstung dieser Gegend durch Philipp II. im J. 200 eintrat. Jedenfalls mufs eine schnelle Herstellung des Gymnasiums gedacht werden, zumal da wir es nach der zweiten Zerstörung durch Sulla 88 v. Chr. in Zeiten, die viel drückender für Athen waren, sogleich wieder auferbaut und bepflanzt finden, denn schon 8 Jahr später wandelte Cicero hier wieder unter schattigen Alleen, de Fin. V. 1., obgleich damals das Schullocal in der Stadt im Gymnasium Ptolemaeum war.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 110.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

C. G. Zumpt, über den Bestand der philosophischen Schulen in Athen und die Succession der Scholarchen.

(Schluſs.)

Von dieser Verlegung kann daher nicht auch, wie der Verf. S. 44 meint, der Verfall der Gebäude die Ursache gewesen sein, denn nicht nur beiläufige Erwähnungen Cicero's und Anderer lassen die Herstellung auch der Gebäude in der Akademie annehmen, sondern wir haben in einem Briefe des Servius Sulpicius vom Jahr 45 an Cicero ein ausdrückliches Zeugniſs dafür. Dieses Gymnasium stand noch zu Pausanias Zeiten Paus. I. 29, 2. Daſs aber je die Schule wieder dahin verlegt worden, ist nicht bekannt; auſser der Ungesundheit des Orts, welche der Verf. geltend macht, mochte die Entfernung von der Stadt ein Grund der Verlegung gewesen sein.

Diese Auszüge und Erörterungen liefern einen hinreichenden Beweis von der Reichhaltigkeit der Schrift. Es würde für eine kritische Anzeige zu weit führen, alles so im Einzelnen durchzugehen. Wir begnügen uns dem ersten Theil nur noch einige einzelne Bemerkungen hinzuzufügen. Es ist bekannt, daſs Athen gegen die Zeit um Christi Geburt den Vorzug, Universität der Römer zu sein, mit andern Städten theilen muſste, unter denen S. 19. Apollonia nachzutragen ist. Dabei ist es auffallend, wie wenig Lehrer der Philosophie aus der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts vor Christo und aus dem ersten Jahrhundert nach Christo in Athen bekannt sind. Allein der Verf. zeigt, daſs Athen nichts desto weniger auch in dieser Zeit zahlreiche Schüler hatte, vielleicht noch mehr als früher, indem damals auch aus andern Theilen des römischen Reichs die Jugend zahlreicher als früher dort zusammen strömte, weil das Streben nach einer wissenschaftlichen Bildung allgemeiner verbreitet war. Was die Wissenschaft an Tiefe verloren hatte, gewann sie an Breite; daher aber auch die Abnahme, ja oft Mangel an ausgezeichneteren Philosophen, die sich berufen fühlten, als Lehrer aufzutreten, so daſs man zu Privilegien und Besoldungen greifen muſste, um zum Lehramte zu ermuntern.

Für die Geschichte der athenischen Schulen zur Zeit der Kaiser hatte der Verf. wichtige Vorarbeiten von Ahrens, Bernhardy, C. O. Müller; doch hat er auch hier manches schärfer, manches eigenthümlich gefaſst; so z. B. bemerkt er bei Gelegenheit des πολιτικὸς θρόνος, der früher von einem Lehrstuhl der Staatswissenschaften verstanden ward, von Bernhardy indeſs schon als städtischer Lehrstuhl, aber ohne Gegensatz gegen den vom Kaiser besoldeten erklärt war, daſs das adiectivum πολιτικὸς zwar mit λόγος zusammen im Gegensatz gegen θεωρητικὸς genommen, sonst aber dem βασιλικὸς entgegengesetzt werde, s. S. 25. Die Kenntniſs der wissenschaftlichen Zustände Athens in dieser Zeit wird vielleicht noch aus einigen Kirchenvätern etwas gewinnen können: da im 4ten Jahrhundert, als eben der Kampf zwischen Christen und Heiden die gröſste Heftigkeit erreicht hatte, auch Christen in Athen nicht bloſs studirten, sondern auch Beredsamkeit lehrten, wie wir namentlich von Basilius Magnus und Gregorius Nazianzenus wissen. Cf. Nic. Kriegk Diatribe de peregrinationibus Romanorum academicis. Jenae 1604. 4. p. 33—36.

Der zweite Theil, die Succession der Schulhäupter, ist das Ergebniſs von fast eben so vielen Specialuntersuchungen, als Namen vorkommen: eine umfassende Kritik müſste daher ausführlicher sein, als das Werk selbst. Was in der Art durch Monographien geleistet war, ist benutzt, und gar manches durch eigene Forschung näher bestimmt. Daſs hie und da durch umfassende Combination noch genauere Bestimmungen sich erreichen lassen, steht zu erwarten. Es

Digitized by Google

wird genügen, dies an wenigen Beispielen zu zeigen. Auf eins hat uns der neueste Band von Droysen's Hellenismus geführt. Nach den directen Ueberlieferungen liefs sich nicht bestimmen, wann der 241 gestorbene Arkesilaos den Lehrstuhl der Akademie bestiegen habe. Es wird Diog. IV. 39. erzählt, dafs Arkesilaos befreundet gewesen sei mit Hierokles, dem Tyrannen der Hafenstädte Athens; dafs, als die übrigen Philosophen dem Antigonos Gonnatas, der nach Athen gekommen, entgegen gegangen, er es nicht gethan; dafs die übrigen ihm nach einer Seeschlacht Trost- oder Ermahnungsbriefe (παρακλητικὰ) geschrieben (in ersterem Sinn denkt man an einen in der Schlacht erlittenen Verlust, im anderen mufs man wohl an die Behandlung Athens denken), er geschwiegen habe. Antigonos eroberte Athen 363; was also in Bezug auf ihn erzählt wird, mufs in dieses Jahr oder später fallen. Der Tyrann Hierokles aber spielte noch vor diesem Krieg, der 366 begann, seine Rolle, und es ergiebt sich aus der Erzählung, dafs zur Zeit dieser Freundschaft Arkesilaos schon der Schule vorstand. Es mufs also derselbe den Lehrstuhl vorher, etwa 268, übernommen haben. Cf. Droysen's Hellenismus II. p. 206 u. 218. Damit stimmt vollkommen, dafs frühere Schüler von ihm schon im Jahr 258 eine wichtige politische Rolle spielten, ibid. p. 306. Von Karneades wissen wir leider nur, dafs er lange der Akademie vorstand, Cic. Acad. II. 7. Seine Freundschaft mit dem Könige Ariarathes VI. von Kappadozien, der 163 zur Regierung kam, und 130 starb, giebt keinen sichern Anhaltspunct; doch möchte man vermuthen, dafs dieser König, der so sehr die Wissenschaften der Griechen schätzte (Diod. XXXI.), auch eine Zeitlang, bevor er zur Regierung kam, Zuhörer des Karneades gewesen sei. Dann hätte dieser vor 163 den Lehrstuhl eingenommen. Diog. L. IV. 65. Sicher ist indefs nur, dafs es vor jener berühmten Gesandtschaft 155 geschehen.

Es mögen noch einige Beispiele, wie die Combination weiter führen kann, aus der Stoischen Schule folgen. Wann Chrysippus zu lehren angefangen habe, ist unbekannt; dafs es indefs nach 241 geschehen, folgt daraus, dafs er noch die Schule des Lakydes besuchte, der in diesem Jahre Scholarch wurde. Diogenes Babylonius mufs schon vor 166 der Schule vorgestanden haben, da Karneades, der um diese Zeit schon an der Spitze der Akademie stand, bei ihm Dialektik gelernt hatte. Es mufs derselbe zwischen 155 und 149 gestorben sein, da Cato (de sen. c. 6.) von ihm, der 155 nach Rom kam, im Jahr 149 als einem Verstorbenen spricht. Die Zeit, in der sein Nachfolger Antipater aus Tarsus der Stoa vorstand, läfst der Verf. ganz unbestimmt; doch ist aus Diog. IV. 32. zu ersehen, dafs er kurz vor Karneades 129 gestorben sei. Die Lebensverhältnisse des Panätius und Mensarses lassen sich, wenn auch nicht genauer bestimmen, doch vielleicht fester begründen. Cf. Beier ad Cic. de off. III. 2. 8.

Sehr zweckmäfsig ist die zum Schlusse hinzugefügte tabellarische Uebersicht, welche in der ersten Kolonne die Jahre der christlichen Zeitrechnung von Jahrhundert zu Jahrhundert, in der zweiten die politischen Begebenheiten, in den 4 folgenden die Häupter der vier Schulen mit genauer Angabe der Zeit, welche sie an der Spitze der Schulen standen, so weit dies möglich war, und in der letzten die Angabe der den Jahrhunderten nach Christi Geburt entsprechenden Olympiadenjahre enthält. Unter den Fürsten, welche in Beziehung zu Philosophen standen, und daher für die Zeitbestimmung besonders derjenigen, über welche wir keine bestimmteren Angaben haben, von Wichtigkeit sind, vermissen wir Attalus I. von Pergamus 242—191, und Ariarathes VI. von Kappadozien, 163—130.

Wir scheiden vom Verf. dankbar für manche Belehrung, und bedauern, dafs er seine Forschung nicht auch auf die Verhältnisse der Schüler ausgedehnt hat, über die sich freilich bei Bernhardy so interessante, als gedrängte Zusammenstellungen finden, die jedoch eine weitere Ausführung wünschen lassen.

Chr. Petersen, in Hamburg.

LVI.

Báró Wesselényi: Szózat a' Magyar és Szláv nemzetiség ügyében (Stimme in der Angelegenheit der magyarischen und der slawischen Nationalität, vom Baron Wesselényi). Leipzig, 1843. 372 S. 8.

Dieses Buch ist das Werk eines der edelsten und freisinnigsten Magnaten Ungarns, eines Mannes, der, obwohl vielfach verkannt und angefeindet, für die wahre Wohlfahrt seines ihm über Alles theueren Va-

Digitized by Google

terlandes immer mit Aufopferung thätig gewesen, und noch jetzt, nach vielen harten Prüfungen, denen seine Gesundheit erlag, Alles was ihm von seiner früheren Kraft geblieben ist, dem Besten seiner Stammesgenossen und Mitbürger widmet *). In einem tiefe Schwermuth athmenden Vorworte nennt Baron W. sich einen bürgerlich Todten, dessen weiland in Ehren gehaltenes Bild jetzt der Staub der Vergessenheit überdecke. Die bedrohliche Zukunft Ungarns zwingt ihn, noch einmal das Wort zu nehmen das ihm schon nicht mehr zukommt; er hofft aber, dafs seine Stimme, wenn gleich ermattet und wie aus den Tiefen eines Grabes tönend, noch nützlich sein, dafs sie die Gedankenlosen und Fahrlässigen im Innersten erschüttern, zum Nachdenken und Handeln erwecken werde. Geisterhaft ruft diese Stimme: „Eine Gefahr droht dir, o Vaterland — eine Gefahr von solcher Gröfse, wie du sie niemals bestanden hast"!

Der reiche Stoff des Werkes ist in sieben Capitel vertheilt, die unser Verf. *sieben mitternächtliche Stunden nennt.* Im ersten Capitel geht er an die tiefste Wurzel des Uebels; er bringt den Magyaren in Erinnerung, wie sie nicht blofs ihre unterworfenen Mitbewohner von anderem Stamme, sondern auch einen Theil der eignen Nation schwer unterdrückt und bis auf den heutigen Tag unter diesem Drucke gehalten. Dieses eben so sündhafte und barbarische als höchst unkluge Beginnen der Voreltern hat den Nationalhafs der Nicht-Magyaren befestigt, die unfreien Stammesgenossen für vaterländische Interessen unempfindlich gemacht, der physischen und moralischen Fortentwicklung Ungarns unberechenbar geschadet. Die bitteren Früchte solcher Verkehrtheit sind eben jetzt zur Reife gelangt, und zwar in Folge weltgeschichtlicher Ereignisse, von denen das zweite Capitel handelt. Hier bespricht der Verf. den jedem Zeitalter eigenthümlichen Geist und definirt den Geist der neueren und neuesten Zeit als *Nationalgefühl und Streben nach constitutioneller Freiheit* (*alkotmányos szabadság*). Vornehmste Ursache dieses Strebens ist die *Civilisation*, mit der es Hand in Hand geht. Aus ihm und durch dasselbe nimmt die Nationalität ihren Aufschwung; sie ist das vornehmste Mittel zum Zwecke, aber keineswegs der Zweck selber, wie Viele irrthümlich glauben. Baron W. kommt nun insonderheit auf das Erwachen der slawischen Nationalität und die beiden Propaganda's des Panslawismus, in Rufsland und in Frankreich, von denen Erstere eine Vereinigung sämmtlicher Slawen unter russischem Scepter, Letztere aber, die *revolutionäre* (*forradalmi*) *Propaganda*, aller Slawen Befreiung von ihren respectiven Regierungen bezwecke. Eine Wirkung des nationalen Erwachens der Slawen und jener panslawistischen Umtriebe, welche Rufsland, selbst insofern sie revolutionair sind, für sich zu nützen versteht, ist schon der gegenwärtige Sprachenkampf in Ungarn; vermehrt wird aber die Gefahr noch durch den Umstand, dafs zwei nicht-slawische Völker, *Griechen* und *Wlachen*, durch die Bande eines gemeinsamen Schicksals und einer gemeinsamen Religion mit den Slawen innig verknüpft sind *).

Im dritten Capitel prüft Baron W. die verschiednen Mafsregeln, die man in einem Staate ohne nationale Einheit anwendet und anwenden kann, um den Ausbruch der einander entgegengesetzten Bestrebungen zu verhindern und das Ganze zusammenzuhalten. Diese Mafsregeln sind: Begründung der ausschliefslichen Herrschaft *einer* Sprache und Nationalität — Verhütung der Reibungen zwischen den verschiednen Nationalitäten durch bewaffnete Macht — Nutzung einer Nationalität gegen die Andere — Vereinigung Aller durch und unter gemeinsamen Interessen. Die ersten beiden Mittel können im ungarischen Lande keine Anwendung finden; das dritte aber, obwohl leider nur zu oft versucht, ist das verkehrteste und gefährlichste von Allen, weil dieses die gegenseitigen Befürchtungen der verschiednen, in demselben Staatsverbande lebenden Völker und ihre gegenseitige Feindschaft nährt und fördert. So wird ein Volk wider das andere *genutzt* und eine Nationalität der anderen zur drückenden Last gemacht. Nur von der vierten Mafsregel darf man

*) Im Jahre 1835 wurde dem Verf., weil er die Angelegenheit der freien Wohnorts-Veränderung der Bauern in Schutz nehmen *wollte*, ein Procefs auf Tod und Leben angehängt, der sich vier Jahre lang hinschleppte und 1839 mit einer Verurtheilung zu dreijährigem Gefängnifs endete. In demselben Jahre erhielt der Antrag, um dessen willen Baron W. verurtheilt worden war, durch königliche Zustimmung Gesetzeskraft!

*) Von der fast 7 Millionen betragenden Gesammtzahl der Wlachen wohnen in Ungarn und Siebenbürgen über 2 Millionen.

Digitized by Google

wahren Segen erwarten; und ist diese besonders im österreichischen Staate dringend nothwendig, dessen verschiedene Völker nicht etwa sporadisch durch einander, sondern jedes für sich, in abgesonderten Ländern wohnen, und sammt und sonders tiefe Abneigung gegen die Deutschen fühlen.

Das vierte Capitel ist dem ehemaligen und heutigen Zustande Rufslands, seinem Einflusse und seiner Politik gewidmet. Die hier zur Sprache kommenden Gegenstände sind: Rufslands Ursprung und Wachsthum; seine Ausbreitung, Bevölkerung, Kriegsmacht; die Agricultur und Industrie, das Handelswesen und die Finanzen dieses Reiches, und dann vorzüglich seine bekannten, immer den Stempel grofser Klugheit und Folgerechtheit tragenden politischen Bestrebungen, deren bisheriges Gelingen zum Theil schon mit früheren Mifsgriffen europäischer Völker und Regierungen zu motiviren sei. Eingewebt sind geistreiche Betrachtungen über die wahrscheinliche Zukunft Europa's, im Falle Napoleon die Besiegung Rufslands und die Errichtung einer Universal-Monarchie gelungen wäre. — Hieran knüpft sich im fünften Capitel ein Raisonnement über die mögliche Zukunft Europa's unter den vorliegenden Bedingungen. Der Verf. glaubt an gewissenhafte Aufrechthaltung des Friedens von Seiten der europäischen Mächte und selbst Rufslands, welches Letztere seine Zwecke im Frieden noch besser als im Kriege erreichen könne. Dies hindert ihn jedoch nicht, seine Ansichten von dem Ergebnifs einer möglichen revolutionairen Schilderhebung der Slawen, für Europa im Ganzen und für die Slawen insonderheit, zu entwickeln. Als die zuverlässigsten Schutzmittel gegen alles Unheil, mag es nun schleichend im Schoofse des Friedens wirken, oder einen neuen europäischen Krieg entzünden, erscheinen ihm: Pflege und Förderung der von Rufsland noch unabhängigen Nationalitäten und ihrer Religionen, und Begründung einer constitutionellen gesetzmäfsigen Freiheit der Völker. Eine weitere Ausführung dieser Theorie folgt im sechsten Capitel, welches die Ueberschrift führt: „Was Europa zu thun hat". Die Völker können, auch unabhängig von ihren Regierungen, für die Förderung und Pflege des Nationalgefühls sehr viel thun; ein Haupterfordernifs ist aber, dafs auch der *weibliche* Theil einer Nation an den Interessen des Vaterlandes lebhaften und innigen Antheil nehme; denn so lange die Treue gegen Vaterland und Glauben nur den Geboten des Verstandes und der Pflicht gehorcht, kann sie nicht segensreich sich verbreiten; damit dieser Zweck erreicht werde, mufs sie Sache des Herzens werden; der Schlüssel zu diesem Tempel ist aber in den Händen des zarteren Geschlechtes. Das unglückliche Polen kann schon darum nicht für immer verloren sein, weil der Busen seiner Jungfrauen der herrlichste Altar der Vaterlandsliebe ist; wo aber das schöne Geschlecht gegen Vaterland und Nationalität unempfindlich bleibt, da wird der Stern der Nation untergehen, wie stark auch ihre Verfassung, und wie milde und väterlich auch die Regierung sei. — Unter den Regierungen rühmt Baron W. besonders an der preufsischen die schonende Behandlung der nicht-deutschen Nationalitäten ihres Reiches, und erwartet den gröfsten Segen für Europa davon, wenn dieser Staat und der österreichische die Flagge einer constitutionellen volksvertretenden Verfassung aufpflanzen werden.

Das siebente und letzte Capitel, auf dessen Inhalt wir näher eingehen wollen, hat nun die Gefahr, welche insonderheit Ungarn bedrohe, und was Ungarn thun solle, zum Gegenstande. Der Verf. beginnt mit der ungünstigen *geographischen* Stellung der meisten magyarischen Bewohner des Landes zu ihren slawischen Vaterlandsgenossen. Die Magyaren wohnen gröfstentheils in den von ihren Voreltern ausgewählten fruchtbaren *Ebenen* Ungarns, und haben die Gebirge, welche diese Ebenen von allen Seiten beherrschen, den eben so streitbaren Slawen überlassen, deren Nationalhafs nur auf einen Impuls von aufsen wartet. Diese ungarischen *Slawen* halten sich für die allein rechtmäfsigen erblichen Besitzer des Landes, für ein ergänzendes Glied des slawischen Riesenkörpers, der Europa's östliche Hälfte bedecke, und behaupten, unter der angemafsten Oberherrschaft eines mit Waffengewalt eingedrungenen Volkes zu stehen. Es ist aber im Interesse des Weltfriedens und der Sicherheit der Staaten nothwendig, dafs man die Herrschbegier der Völker nicht auf dunkle und unsichere Zeiten zurückführe.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 111.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

Báró Wesselényi: Szózat a' Magyar és Szláv nemzetiség ügyében (Stimme in der Angelegenheit der magyarischen und der slawischen Nationalität, vom Baron Wesselényi).

(Schlufs.)

Wie stände es mit den meisten herrschenden Nationen, wenn jedes unterworfene Volk seine Rechtsforderungen bis dahin verfolgte, wo die Geschichte keine sichere Führerin mehr ist? Man wendet ein, dafs Menschen- und Völkerrechte nie veralten, und dafs der Zeitenlauf hier gar nichts zur Sache thue. Allerdings sind diese Rechte unveräufserlich, aber nur sofern sie die *Person*, und nicht, sofern sie den *Besitz* betreffen. Seines von Gott ihm gegebenen Rechtes, sich, unbeschadet den Rechten Anderer, zu ernähren, seine körperlichen und geistigen Kräfte zu nützen und auszubilden, darf man den Menschen allerdings nie berauben; aber die mit dem *Besitz* verknüpften Rechte kann er auch ohne Erniedrigung und ohne Vernichtung seines bürgerlichen Daseins verlieren: diese können also veralten. So ist es mit dem Rechte der ungarischen Slawen an das Land, oder an die Herrschermacht, die sie einst besessen haben. Ueberdies müfste der Slawe beweisen können, dafs seine Vorfahren, denen die Urväter der Magyaren das Land entrissen, nicht auf ähnlichem Wege in seinen Besitz gelangt seien. Dies ist aber unmöglich und kann sogar unbedenklich geläugnet werden, da man weifs, wie in jener alten Zeit ein Eroberer dem anderen folgte, wie die Völker sich unaufhörlich bekämpften, und im Besitze der Länder einander gleichsam ablösten.

Der andere von den Slawen vorgebrachte Grund, dafs sie wegen ihrer numerischen Ueberlegenheit Beherrscher des Landes sein sollten, ist ebenfalls unhaltbar. Es ist wahr, dafs Ungarn mit Siebenbürgen unter seinen 15 Millionen Bewohnern nicht volle 5 Millionen Magyaren zählt; aber auch die Zahl der ächt slawischen Bewohner beträgt höchstens 5½ Million, und der Ueberschufs ist also gar nicht so grofs, dafs er sie zu solchen Ansprüchen berechtigen könnte *).

„Es ziemt unserer heiligen Sache — bemerkt Baron W. — dafs wir in Allem, was zu ihrer Förderung abzielt, gerecht und redlich verfahren. So sollen wir auch in Betreff der Slawen nicht blofs jegliches Unrecht unterlassen, sondern alles Rechte thun. Vor Allem ist es unsere Schuldigkeit, die *gerechten* Forderungen unserer slawischen Mitbürger gutzuheifsen und zu erfüllen". — Dabei mufs jedoch zwischen den *Kroaten* und den *Slawoniern* einerseits, und den übrigen Ungarn von slawischer Zunge unterschieden werden; denn ihre bürgerlichen Zustände sind verschiedner Art, also auch ihre Forderungen und ihre Zukunft. Kroaten und Slawonier haben eine eigne gesetzmäfsige Nationalität. Diese können also mit vollem Rechte verlangen, dafs man sie in ihrer innern Verwaltung der Muttersprache, oder, wenn sie es vorziehen, des Lateinischen sich bedienen lasse, und der Pflege ihrer Muttersprache, dem Anbau ihrer Litteratur, kein Hindernifs in den Weg lege. Ihre Zukunft ist: eine constitutionelle Existenz, jedoch unter der Bedingung und dem Schutze der magyarischen Constitution. Zu verlangen, dafs Kroatien mit seiner, wenn man auch Slawonien hinzurechnet, weniger (?) als 2 Millionen ausmachenden Bevölkerung und seinen 33,000

*) In einer Anmerkung sagt der Verf., dafs eine sehr genaue Volkszählung vom Jahre 1842 ein ganz anderes Ergebnifs hinsichtlich der Slawen liefere, indem nach dieser die Zahl der Letzteren sogar fast eine halbe Million weniger betrage als die der Magyaren. Dieser Zählung zufolge sprechen *magyarisch:* 4,812,759 Individuen; *slawisch:* 4,334,411 (darunter 1,687,256 *Slawonier*, 886,079 *Kroaten*, 828,365 *Raizen*, 442,903 *Russniaken*, 429,868 *katholische Serbier*, und weniger als 60,000 *Bulgaren* u. s. w.); *deutsch*, 1,273,677.

Digitized by Google

adligen Individuen der Mutterstuat werde, und dem Magyarenstaate mit 4,800,000 rein magyarischen Bewohnern, worunter 500,000 vom Adel, *seine* Sprache, vielleicht auch seinen *Namen* gebe, wäre eine thörichte Zumuthung. Dafs die magyarische Reichsversammlung den wenigen Repräsentanten dieser beiden Länder zu Gefallen der lateinischen Sprache sich bedienen solle, welche die Slawen eben so wie die Magyaren erst erlernen müssen, oder dafs die ganze Reichsversammlung kroatisch lernen solle, und eben so die höheren Behörden des Landes, würde ein nicht minder abenteuerliches Verlangen sein.

In der Reichsversammlung und bei den obersten Behörden können nicht zwei Sprachen gebraucht werden: das würde die nothwendige Einheit behindern, den Gang der Geschäfte erschweren und babylonische Verwirrung erzeugen. Auch fragte sich's dann noch, an welchen Dialekt der zweiten (d. h. der slawischen) Sprache man sich zu halten hätte — an den kroatischen, den slawonischen oder den illyrischen? vielleicht gar an alle drei auf einmal, in welche dann — *horribile dictu* — auch alle bisherigen Verhandlungen übersetzt werden müfsten! — Also die lateinische Sprache? Aber diese müfste ja von den Slawen selbst erst erlernt werden! Sie bringt ihnen keine Erleichterung und keinen Gewinn; dagegen resultirt aus dem Gebrauche der Magyarischen ein grofser Gewinn für die Mehrzahl der Vertreter des Landes, deren Muttersprache sie ist, und für die Slawen keine grofse Beschwerde, vielmehr eine wahre Erleichterung, da man lebende Sprachen immer leichter sprechen und schreiben lernt, als ausgestorbene. — In gemeinsamen Angelegenheiten des Vaterlandes sollen demnach Kroaten und Slawonier der magyarischen Zunge sich bedienen, wie in ihrer innern Verwaltung der Muttersprache. Nur so können beide Völker constitutionell frei werden, nur so an dem bürgerlichen Sein und der Freiheit Ungarns Antheil haben. Von Ungarn abgerissen, was würde dann aus Kroatien und Slawonien? Eine österreichische Provinz unter Kreishauptleuten zu bilden, wäre schwerlich nach ihrem Sinne, und um einen besonderen constitutionellen Staat auszumachen, würden sie zu schwach sein.

Mit den übrigen ungarischen Slawen steht es anders: diese haben keine nationale Existenz, keine *besonderen* Volksrechte. Aber auch *sie* können den Schutz der Gesetze und eine gesetzmäfsige bürgerliche Freiheit verlangen; und aus diesen Rechten folgt für ihre Nationalität soviel, jedoch nur soviel: dafs es ihnen gestattet sein mufs, im häuslichen Leben und im Verkehre mit Sprachgenossen ihrer Muttersprache sich zu bedienen, und ihre Geisteswerke in derselben abzufassen.

Wenn also für die gemeinsamen Angelegenheiten Ungarns *eine* gemeinsame Sprache nothwendig ist, eine Sprache die jeder Bürger des Landes verstehe: so ist es auch Recht und Pflicht der Gesetzgebung, eine solche Sprache auf jede sichere und erlaubte Weise auszubreiten, ihre Erlernung jedem Bürger zur Pflicht zu machen, und selbst den Gebrauch der übrigen Sprachen insofern zu beschränken, als er der Verbreitung jener, also dem Erreichen der durch sie zu vermittelnden nationalen Einheit und dem Zusammenwirken der Kräfte hinderlich ist. Nur rohe Gewalt darf dabei nicht angewendet werden, indem diese weit eher vom Ziele abführt.

Der Verf. kommt nun auf alle Desiderata Ungarn's und seiner Stammesgenossen insonderheit zu sprechen. Die Magyaren sollen ihre Nationalität veredeln, und dazu ist vor Allem *geistige Cultur* erforderlich. „*Aristokratie*" — so sagt er — „heifst die *Herrschaft der Besten*, und in diesem Sinne ist sie vernünftig und recht; denn dafs die Besten, d. h. die moralisch und intellectuell Gebildetsten oben an stehen, ist eben so nützlich als natürlich. In diesem Sinne werde unser Vaterland eine Heimath der Aristokratie". — Man thue der sittlichen und geistigen Bildung in Städten wie auf dem Lande allen möglichen Vorschub, und sorge dafür, dafs die nothwendigsten Elementarkenntnisse, so wie die Kenntnifs der magyarischen Sprache und gründliche Bekanntschaft mit der Verfassung des Landes immer allgemeiner werden. Diese drei Eigenschaften besitze jeder Wähler und jeder gewählte Volksvertreter, und mit ihrem Besitze seien auch gewisse Rechte verbunden [a]).

---

[a]) Namentlich: 1) das Recht, in seinem eignen Namen Processe zu führen; 2) Befreiung von jeder beschimpfenden und erniedrigenden Leibesstrafe; 3) persönliche Unverletzlichkeit, ehe ein richterlicher Spruch gefällt ist; 4) das Recht, bei sonstiger voller Befähigung, ohne Ansehen der Herkunft, jedes Amt zu bekleiden; 5) das Recht, jedes liegende Gut zu kaufen und sicher zu besitzen, mit Ausschliefsung der zerstörenden Macht des Ahnenrechtes.

Digitized by Google

Das Wichtigste für alle diese Zwecke ist *Volkserziehung*. Viel vermag in dieser Hinsicht die Regierung, sehr viel der Einzelne; aber auch die Gesetzgebung mufs darauf Acht haben. Der Verf. hebt besonders hervor, wie würdig solche Bestrebungen des Berufes der Geistlichkeit wären, und wie gut es dem überreichen, in den raffinirtesten Genüssen sich wälzenden adligen Grundbesitzer anstände, wenn er nur einen Theil seines Ueberflusses daran wendete, seinen Untergebenen die Wohlthat einer Erziehung angedeihen zu lassen, welche sie zu gesitteten Menschen und nützlichen Bürgern machte. Die in so vielen Jahrhunderten aufgehäufte Schuld der Unterdrückung und Verwahrlosung würde dadurch einigermafsen getilgt werden. — Eine Volkserziehung ist in Ungarn noch so gut als gar nicht vorhanden. Es giebt ganze Districte, in denen man von Schulen nie etwas gehört hat, und die wirklich vorhandenen Dorfschulen sind so schlecht als nur immer möglich bestellt. Baron W. nimmt hier Gelegenheit, manche, die Einrichtung der Schulen, die Gegenstände des Unterrichts u. dgl. betreffende Vorschläge zu machen; er dringt insonderheit auch darauf, dafs man der Schuljugend bei Zeiten, versteht sich auf eine für sie fafsliche Weise, von ihrem Stande, ihrer Obrigkeit und der Verfassung Ungarns Kenntnifs beibringe; und begegnet etwanigen Einwendungen damit, dafs solche Gegenstände in keinem Falle für das jugendliche Alter abstruser und schwerer begreiflich seien als die gleichzeitigen Religions-Lehren.

Neben den Dorf- und Stadtschulen sind auch *Kinderbewahr-Anstalten* (*kisdedóvó-intézetek*) höchst nothwendig. Die möglichste Vervielfältigung und Förderung dieser wohlthätigen Institute empfiehlt der Verf. mit begeistertem Eifer. Er behauptet, dafs nichts Anderes die Ausbreitung der Nationalität und nationalen Einheit so leicht und sicher bewerkstelligen könne.

Die Förderung des Nationalsinns durch Verschmelzung aller Interessen erfordert ganz besonders, dafs ein Gesetz die *Verpflichtung des Adels zur Theilnahme an der Grundbesteuerung* ausspreche. „Unser Adel — sagt der Verf. — mufs wenigstens einen Theil der gemeinsamen Lasten auf sich nehmen, damit das schwer gedrückte Volk etwas erleichtert und somit an die Interessen des Vaterlandes enger geknüpft werde. Möchten wir endlich von der unsinnigen Ansicht abkommen, als sei das Nichtbezahlen Bedingung und Folge der *Freiheit!* Möchten wir endlich einmal selbst schauen, was in so schmähliger Nacktheit vor aller Welt Augen steht, und den bis zum Himmel dringenden Vorwurf hören, dafs bei uns nur der Schwache die Lasten tragen mufs, der Mann mit starken Schultern aber frei geht! Die Wucht dieser Schande müssen wir um des heiligen Namens der Gerechtigkeit und der nationalen Ehre willen von uns abwälzen". — Eben so wünscht er Verpflichtung aller Edelleute zu zwei- bis dreijährigen Waffenübungen.

An alle diese Wünsche und Vorschläge reihen sich Ermahnungen zur Einigkeit, Warnung vor gegenseitigem Verdachte und gegenseitiger Verdächtigung, widerlegende Bemerkungen über die Incrimination revolutionairer Absichten der Magyaren wider Oesterreich, und ein dringender guter Rath, dem österreichischen Hause innig ergeben zu bleiben, indem sonst kein Gedeihen der magyarischen Nationalität und Constitution möglich sei. Ungarn ist mit allen seinen Hoffnungen und Aussichten auf Oesterreich angewiesen, aber freilich auch dieses auf jenes: der österreichische Kaiser kann nur so lange ein mächtiger Monarch sein, als er der freien Magyaren König ist.

* * *

Eine dem Werke des Barons Wesselényi als Anhang beigedruckte Zugabe von 59 Seiten kündigt sich als die Arbeit eines Ausländers an *). Sie hat theils den Zweck, die gelegentlich von dem Verf. ausgesprochene Meinung, dafs der Franzose den Deutschen hasse, und leicht einmal, zum Verderben des übrigen Europas, mit Rufsland sich verbünden könne, als ganz unbegründet darzustellen, anderen Theils, ihm das Uebertriebene seiner Befürchtungen hinsichtlich der russischen Propaganda und ihres Einflusses auf die übrigen Slawen zu Gemüthe zu führen. Der unzweideutig wohlmeinende und durchweg freisinnige Charakter auch dieses Schriftchens läfst über die Aufrichtigkeit des Verf.'s, welcher seiner Nation nach Franzose sein soll, und in der That öfter *wir* sagt, wenn von den Franzosen die Rede ist, keinen Zweifel obwalten. Schott.

*) Ihr langer Titel ist: *Nehány észrevétel Báró Wesselényinek ezen munkájára: Szózat etc., és a' Magyar és Szlávokhoz intézett tanács egy idegen baráttól*, d. h. Einige Betrachtungen über Baron W.'s Werk, betitelt „Stimme" u. s. w., nebst einem an die Magyaren und Slawen gerichteten Rath von Seiten eines fremdländischen Freundes.

Digitized by Google

LVII.

Das Volksleben der Neugriechen, dargestellt und erklärt aus Liedern, Sprichwörtern, Kunstgedichten u. s. w., von Dr. D. H. Sanders. Mannheim, 1844.; bei Bassermann.

Das Volksleben der Neugriechen läfst sich in verschiedener Weise, allein für sich und ohne alle Rücksicht auf irgend eine andere Nationalität, also auch ohne eine jede Beziehung auf die Frage wegen der Abstammung der Neugriechen und ihrer Verwandtschaft mit den alten Griechen, es läfst sich aber auch im Verhältnisse zu Letzteren auffassen und darstellen. Kann auf der einen Seite nicht verkannt werden, dafs auch die erstere Auffassungsweise dem Interesse vollkommen genüge, welches das Volksleben der Neugriechen hat und gewährt, und dafs es dazu nicht nöthig ist, jene Verwandtschaftsfrage ebenfalls zu berühren und diese Frage geradezu bejahend zu entscheiden, so kann doch auch auf der andern Seite nicht geläugnet werden, dafs die Bejahung jener Frage und die Begründung der Annahme, dafs die, wenn auch noch so wenig unvermischte, Abstammung der Neugriechen von den alten Griechen und eine, wenn auch noch so weitläufige und durch fremde Eindringlinge äufserlich unterbrochene, Verwandtschaft Jener mit Diesen nicht zu verkennen sei, das Interesse, welches die Betrachtung des Volkslebens der Neugriechen hat, um ein beträchtliches erhöhen müsse. Daher mag es wohl auch kommen, dafs, selbst wo die Behandlung dieses Gegenstandes sich fern von dieser Verwandtschafts- und Abstammungsfrage zu halten bestimmt ist, doch dieselbe unwillkürlich sich aufdringt und der Gegenstand auf dieses Gebiet sich hinüberspielt, gleich als beruhe wenigstens ein grofser Theil des Interesses, welches man dem Volksleben der Neugriechen nicht absprechen kann, in einer gewissen Annäherung dieses Volkslebens an das der alten Griechen, die auch dann zugegeben werden müsse, wenn man der Meinung sein sollte, dafs jene Vermischung sehr zum Nachtheile des altgriechischen Elements Statt gefunden habe, und dafs des Fremdartigen in dem Volksleben der Neugriechen gar zu viel sich vorfinde. Die Sache ist einleuchtend, da wohl noch Niemand im Ernste behauptet hat, dafs zwischen dem Volksleben der Neugriechen und dem der alten Griechen nicht die geringste Aehnlichkeit, Nichts innerlich und ursprünglich Gemeinsames vorhanden sei. Es kommt nur darauf an, dies innerlich und ursprünglich Gemeinsame zu suchen und zu finden, es gehörig zu erkennen und anzuerkennen. Indefs ist und bleibt das doch immer eine Sache für sich, zumal Mancher wohl geneigt und geeignet ist, eher die Verwandtschaft der Neugriechen mit den Scythen und Sarmaten zu behaupten und mit allen möglichen, auch Scheingründen nachzuweisen, als das offenbar Altgriechische in dem Volksleben der Neugriechen zu erkennen und anzuerkennen. Im Uebrigen ist auch das einleuchtend, dafs jene ganze Frage zunächst von dieser Seite gar nicht ins Auge gefafst und entschieden werden darf; dafs sie vielmehr nur von dem reingeschichtlichen Standpuncte aus, aber auch nur aus diesem, ohne Vorurtheil, redlich und gewissenhaft betrachtet und erörtert werden mufs, und dafs man sich dabei um so mehr zu hüten habe, einseitig die Sache zu behandeln und Scheingründen irgend ein Gewicht beizulegen, je leichter es von der andern Seite ist, die durch einseitige Behandlung dieser Frage gewonnenen Ergebnisse durch Momente zu entkräften, die ihnen offen widersprechen, — durch Momente, denen, als feststehenden Thatsachen, ihr Gewicht und ein nicht geringer Einfluſs auf die Beantwortung der betreffenden Frage nicht abgesprochen werden darf.

Kann das Volksleben der Neugriechen auf die angegebene doppelte Weise aufgefafst und dargestellt werden, so sind nun auch die Wege verschieden, die man zu diesem Zwecke einschlägt. Der Herausgeber des vorliegenden Buchs, welches den offenbaren Zweck hat, das Volksleben der Neugriechen darzustellen und zu erklären, hat sich zu diesem Zwecke auf die Wirksamkeit und Thätigkeit des Volksgeistes der Neugriechen selbst beschränkt, insofern dieser Volksgeist, unmittelbar und kunstlos, in Liedern, Sprichwörtern und Räthseln sich kund giebt, oder in den künstlichen Dichtungen Einzelner im Volke sich ausspricht; und er hat demnach die Absicht gehabt, von dieser reingeistigen Seite, durch die Erzeugnisse und Bildungen des Volksgeistes der Neugriechen, die er hier zusammengestellt hat, das Volksleben derselben, und mithin von einer seiner bedeutendsten und interessantesten Seiten kennen zu lernen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 112.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

Das Volksleben der Neugriechen, dargestellt und erklärt aus Liedern, Sprichwörtern, Kunstgedichten u. s. w., von Dr. D. H. Sanders.

(Fortsetzung.)

Denn nicht nur, dafs es einen, in bunter, reicher Mannigfaltigkeit abwechselnden Genufs gewährt, dieser poetischen Ergüsse der Volkskraft und der Vaterlandsliebe, der Regungen jeder menschlichen Empfindung, der Offenbarungen des Gemüths, der Phantasie und der Laune, wie das gewöhnliche Leben des Volks oder auch ungewöhnliche, aufserordentliche Erscheinungen in demselben sie veranlassen und hervorrufen, sich zu erfreuen, daraus in manchen Beziehungen sogar die Geschichte des Volks und seine Thaten, seine Ansichten, Gefühle, Sitten und Gebräuche, unmittelbar und kunstlos, kennen zu lernen und zu beobachten, gleichsam in der Werkstatt seines geschäftigen, nie rastenden Geistes mit anzusehen, wie es, nämlich das Volk, denkt, fühlt und empfindet, und wie der Volksgeist schafft und arbeitet: es ist auch erfreulich und gewifs in hohem Grade interessant, aus allem diesen zugleich den Charakter und das ganze Wesen des Volks selbst, treu und ohne Tücke, so wie es ist, in unmittelbarer Auffassung kennen zu lernen und darauf Urtheile über Beides in der Gegenwart, so wie sichere Hoffnungen für seine Zukunft zu gründen. Dafs diese Urtheile und Hoffnungen an und für sich ebenfalls nur erfreulich sind; dafs bei der Beweglichkeit, Lebendigkeit, Elasticität und Empfänglichkeit dieses Volksgeistes, wenn er nur auf die rechte Weise und nach den verschiedenen Seiten hin zweckmäfsig geleitet wird, nicht Geringes von ihm erwartet werden kann; dafs er im Uebrigen in gewissen feineren geistreicheren Wendungen und Regungen eher an den Geist des altgriechischen Volks erinnert, als dafs man darin reine und ursprüngliche slawische Elemente erkennen könnte, — dürfte nicht minder gewifs sein, mag jedoch an und für sich hier ganz auf sich beruhen.

Nach dem Vorstehenden bot sich dem Herausgeber ein doppelter Stoff zur Benutzung dar, indem er es theils mit dem, was man im Allgemeinen *Volks*poesie nennen mag, mit dem, was der Volksgeist im Allgemeinen in unmittelbarer Auffassung und unabsichtlicher, kunstloser Darstellung, schafft und bildet, theils mit der *künstlichen* Dichtkunst, mit der Kunstpoesie Einzelner im Volke zu thun hatte. In diese beiden Hauptabtheilungen zerfällt demnach auch der hauptsächliche Inhalt des Buchs, und zwar, was die *Volks*poesie anlangt, in einer solchen Weise, dafs die Lieder, die wieder den Hauptinhalt der neugriechischen *Volks*poesie ausmachen, in vier Klassen, nämlich als historische, romantische und häusliche Lieder, so wie als Disticha, vertheilt sind, denen in einer fünften Klasse Sprichwörter und Räthsel folgen, während die Kunstgedichte die sechste Klasse ausmachen. Schon hieraus ergiebt sich die obgedachte bunte und reiche Mannigfaltigkeit der hier zusammengestellten Schöpfungen des Volksgeistes der Neugriechen, bunt und reichhaltig in Hinsicht auf den Stoff und auf die Darstellung; aber noch mehr und lebendiger stellt sich diese bunte und reiche Mannigfaltigkeit für einen Jeden ganz ungesucht dar, der sich die Mühe nimmt, diese in der That köstlichen Schätze, diese reiche Blumenlese aus dem grofsen Garten des Volksgeistes der Neugriechen näher ins Auge zu fassen und zu betrachten: es ist ein Reichthum, eine Mannigfaltigkeit, wie man sie vielleicht nicht ahnt, nicht vermuthet. Um so zweckmäfsiger war es deshalb auch von dem Herausgeber, diesen reichen Stoff so, wie er gethan, zu vertheilen, auch wenn nicht innere Gründe dafür gesprochen hätten, — zweckmäfsiger, als Fauriel in seiner, alles durch einander werfenden und zu wenig ordnenden Sammlung gethan hat; und um so weniger mag man

Digitized by Google

daher mit dem Herausgeber rechten, auch wenn man im Einzelnen mit der Vertheilung der Lieder selbst sich nicht durchgängig einverstehen kann.

Ueber das eigentliche, innere Wesen des neugriechischen Volkslieds im Allgemeinen sich zu verbreiten und durch Hinweisung auf die ihm eigenthümlichen Reize und Naivetäten, auf seinen Charakter, und sein ganzes Wesen, das Interesse daran erst noch rege machen zu wollen, ist unnöthig; denn dies Alles kann man wohl im Allgemeinen als bekannt und anerkannt voraussetzen. Aus diesem Grunde beschränkt sich daher Recensent, nach demjenigen, was er über das vorliegende Buch bereits bemerkt hat, nur darauf, die Leistungen und Bemühungen des Herausgebers bei demselben im Allgemeinen und Einzelnen näher zu betrachten und zu beleuchten, um darnach seine Verdienste bei dieser Zusammenstellung um so sicherer beurtheilen zu können.

Die Zusammenstellung selbst schon ist an und für sich ein Verdienst, wie bereits in dem Vorstehenden bemerkt worden ist. Sie ist es aber nicht blofs um des Zweckes willen, dem sie entsprechen soll; sie ist es nicht blofs, insofern man in ihr bisher schon Bekanntes findet, sondern namentlich auch deshalb, weil der Herausgeber manches neugriechische Volkslied in die Sammlung mit aufgenommen hat, was bisher ungedruckt und uns unbekannt war, was ihm erst von Griechen, die ihm überhaupt bei der Herausgabe dieses Buchs behülflich gewesen sind, mitgetheilt worden, und was die Mittheilung auch hier jedenfalls verdiente. Dafs er die Originale selbst durchgängig mitgetheilt hat, verdient Lob, auch wenn sie nicht allenthalben richtig mitgetheilt sind. Rec. könnte dem Herausgeber manche offenbare Fehler nachweisen, die stehen geblieben und in dem langen Druckfehlerverzeichnisse nicht angegeben sind. Diese Fehler, nicht blofs solche, die auf rhythmische Härten und metrische Uebelstände hinauskommen, sind immer störend, selbst wenn sie der kundige Leser leicht erkennt; aber nicht alle Leser sind der Sprache des Originals so kundig, wie der Herausgeber es vielleicht sein mag. Den Originalen stehen die Uebersetzungen gegenüber, wobei der Letztere besonders auf Treue der Form gesehen, und deshalb das Versmaafs und den Reim des Originals möglichst beibehalten hat. Er hat sich jedoch in dieser Hinsicht, namentlich was den Reim anlangt, genauer an dasselbe gebunden, als man billigen kann, indem er in Folge dessen der Form- und Worttreue nicht selten die Gefälligkeit und Verständlichkeit des Originals aufgeopfert hat, wenn nicht etwa das Ungefällige und Unverständliche desselben einen andern Grund hat. Ueberdies ist Manches in dieser Uebersetzung unrichtig, wie der Rec. weiter unten dem Herausgeber nachweisen will. Dadurch kann und soll zwar dessen Verdienst im Allgemeinen, und besonders auch in Ansehung der Verdeutschung, das dieselbe für die des Originals Unkundigen unbedingt hat, nicht geschmälert werden; indefs kann das unparteiische Urtheil einer gewissenhaften Prüfung sich nicht überheben und von der Strenge nichts nachlassen, die der Gegenstand fordert, und über die am wenigsten der Herausgeber sich beschweren kann, der sie gern, und oft nicht ganz mit Grund, gegen Andere übt, wie sich dies ebenfalls weiter unten zeigen wird. — Jeder einzelnen Abtheilung der Lieder u.s.w. hat der Herausgeber Anmerkungen beigefügt, in denen er hauptsächlich deren Verständnifs erleichtern, die Bedeutung des einzelnen angeben, schwere und dunkle Stellen und Worte des Originals erklären zu wollen, den Zweck hat. Ob er dies auch wirklich für Alle und in allen Beziehungen erreicht habe, möchte Rec. bezweifeln, dem, wie er offen gestehen mufs, Manches dunkel geblieben ist.

In die sechste Abtheilung, die der Kunstgedichte, sind, einige Ἀνώνυμα ausgenommen, nur Dichtungen von Christopulos, Salomos, Kokkinakis, Alex. Sutsos und Rhangawis aufgenommen worden. Der mit der neugriechischen Dichtkunst weniger Bekannte möge sich hüten, diese Dichtkunst nach den wenigen Proben zu beurtheilen, die der Herausgeber mitgetheilt hat. Die unter dem Titel: Νέος Ἑλληνικὸς Παρνασσός im Jahre 1841 in Athen erschienene Anthologie, über die der Unterzeichnete in No. 41. d. Bl. vom J. 1843 Einiges bemerkt hat, und die nur ein einziges Volkslied, aufserdem aber blofs Kunstgedichte enthält, ist reichhaltiger, als man denken mag, und der Herausgeber hätte sich durchaus nicht auf das Wenige beschränken sollen, was er von neugriechischen Kunstgedichten in seiner Sammlung aufgenommen hat. Denn besonders diese sogenannte Kunstpoesie der Neugriechen verdient es, auch neben der Volkspoesie, von den Deutschen mehr, als bisher geschehen ist, berücksichtigt zu werden, weil auch auf sie die obangedeuteten

Digitized by Google

Hoffnungen sich erstrecken, wenn nur sonst die neugriechischen Dichter freier von blofser Nachahmung moderner Poesieen und Poeten sich zu erhalten wissen, dagegen, weniger subjectiv und weniger von den Leidenschaften des Tages befangen, als bisher, die altgriechischen Dichter sich zu Mustern nehmen wollen.

Ehe Rec. sich zu dem übrigen Inhalte des Buchs wendet, will er folgende Bemerkungen über Einzelnes der darin mitgetheilten Lieder u. s. w. und zu den Anmerkungen zu denselben beifügen, und damit die obigen Urtheile wenigstens theilweise belegen.

Zu S. 18 u. 19. In dem Gedichte no. 17 ist V. 4 ἀποκάτω übersetzt durch: 'rauf; es bedeutet aber das Gegentheil: unten, hinunter.

Zu S. 66 u. 67. In dem Gedichte no. 22 übersetzt der Herausgeber V. 12 u. 13,

Τι τοῦ γέρου τὰ παιγνίδια
Σὰ (mufs heifen: Σὰν) νερόβραστα κρεμμύδια,

also:

's thut des Alten Spiel und Necken
Wie in Wasser Zwiebeln schmecken,

wobei das Bezeichnende in νερόβραστα, d. i. die in Wasser gekocht sind (nämlich Zwiebeln), die also schlecht schmecken, ganz verloren gegangen ist.

Zu S. 92. Die Erklärung des Lieds No. 5 S. 46, mit der Ueberschrift: Κατάρα τῆς ἀγάπης, scheint nicht angemessen. Vergleicht man nämlich mit diesem Liede das andere fast gleichlautende, welches Rec. in seiner „Neugriechischen Anthologie" (Erstes Bändchen, 1844), S. 60, zugleich mit dem hier von Dr. Sanders mitgetheilten zusammengestellt hat, so kann man wohl einen Scherz des darin vorkommenden Jünglings, der sich nur so stelle, als sei ihm die linke Hand, der linke Arm abgehauen worden, nicht voraussetzen. Vielmehr mufs man annehmen, dafs ihm der eine Arm, die eine Hand wirklich abgehauen worden war. Die Ueberschrift: ὁ χολοχέρης (der Einarmige, der Krüppel) spricht dafür, und scheint die Annahme eines Scherzes geradezu auszuschliefsen.

Die Bemerkung, die der Herausgeber S. 93 gegen den Unterzeichneten macht, als hätte ich die Reime des in meinen „Neugriechischen Volksliedern" (1822), S. 42 mitgetheilten Liedes, das Dr. Sanders hier S. 52 in seine Sammlung mit aufgenommen hat, nicht gemerkt und hätte ich sie darum nicht mit übersetzt, ist ganz ungehörig. Denn ich habe dort die Reime des Originals, wie auch bei andern Liedern jener Sammlung, gar nicht beobachten wollen, und es kann daraus, dafs ich sie dort nicht beobachtet habe, nicht folgen, dafs ich sie gar nicht gemerkt hätte. Wenn übrigens Dr. Sanders in jenem Liede S. 52, Vers 2 Zeile 8, das Wort: καθαυτό eigenmächtig in καταρό (?) verwandelt, und es S. 53 mit: schön, übersetzt, weil das: τὸ καθαυτὸ πουλί des Originals „ungriechisch und matt" sei, so kann man das wohl auf sich beruhen lassen, und braucht mit dem Herausgeber deshalb weiter nicht zu rechten, obschon ihn Rec. versichern kann, dafs er das Wort: καθαυτό bei Alex. Sutsos gefunden hat. Was aber καταρό sein soll, und wie dazu die Uebersetzung: schön, passe, das sieht Rec. nicht ein.

S. 140 meint Dr. Sanders (zu S. 110), ebenfalls gegen den Unterzeichneten, dafs χορταράκιον kein Wort sei. Er beliebe nur das Λεξικὸν τῆς καθ' ἡμᾶς ἑλληνικῆς διαλέκτου, von Skarlatos Bysantios, (Athen, 1835), S. 315 nachzuschlagen, und er wird sehen, dafs er — sich geirrt hat. Was die von ihm S. 140 versuchte Erklärung des allerdings schwierigen Wortes: Πυρπηροῦνα, anlangt, so hat zwar Rec. nirgends das Wort Πυρπηρὶς, das im Neugriechischen einen Stutzer bedeuten soll, gefunden. Da jedoch statt Πυρπηροῦνα auch die Formen Περπερία, Περπερίνα, Περπεροῦνα vorkommen, und Πέρπερος im Neugriechischen allerdings einen Stutzer bezeichnet, wie aus dem oben gedachten Λεξικόν s. v. Κεράτσα und Κυρίτσης zu ersehen ist, so läfst sich die Ableitung des Worts Πυρπεροῦνα von Πέρπερος wohl hören.

S. 119 V. 2 übersetzt der Herausgeber: νὰ βραχοῦν, durch: sich regen. Βραχοῦν kommt jedoch von βρέχω, und es war also durch: nafs werden, zu übersetzen.

S. 137 macht Dr. Sanders einem neugriechischen Volksliede den Vorwurf der Ungereimtheit. Wohl mit Unrecht. Denn das Suchen und Nichtfinden des Säuglings von Seiten der Mutter, wenn die Wärterin mit ihm ausgegangen ist, schliefst noch nicht das gänzliche Nichtzurückbringen des Säuglings in sich. Die Mutter soll sich nicht grämen, weil die Amme das Kind nicht bringt, so dafs die Erstere es suchen mufs, damit nicht durch den Gram die Milch der Mutter sauer (nicht bitter) werde. Das ist der Sinn des Wiegenlieds. Man darf nicht Ungereimtheiten und Schwierigkeiten suchen, wo sie nicht sind; sie finden sich sonst um so leichter, je mehr man sie sucht.

Digitized by Google

S. 158 steht im Original (No. 68):

Ὁ κόσμος εἶναι ῥόδα,

und der Herausgeber übersetzt es durch:

Die Welt ist rund.

Wie ist das möglich?

S. 161, No. 96, kann der erste Satz, rhythmisch betrachtet, unmöglich richtig sein. Μία φορὰ ἤμουν ἄγγελος, paſst nicht zum Versmaaſse des Ganzen. Vielleicht so: Ἄγγελος ἤμουν μιὰ φορὰ —?

Unter den Sprichwörtern (S. 220 f.) ist No. 31 (S. 222)

Ὁ ξένος ἀναπαύει, μὰ δὲν θεραπεύει,

Der Fremde findet Wohnung, aber nicht Bedienung,

nicht richtig übersetzt. Θεραπεύω hat nur die active Bedeutung: dienen, bedienen, heilen u. s. w., nicht aber die passive: sich bedienen lassen, u. s. w. Die Uebersetzung würde wohl lauten müssen: der Fremde erfreut (nämlich Andere), aber er heilt nicht.

S. 225 (No. 51) und S. 229 (No. 89) übersetzt Hr. Dr. Sanders das Wort: Πίτα, fälschlich durch: Taube. Πίτα (πήτα, πήττα) ist der: Kuchen.

Das Sprichwort No. 62 S. 224, Ἀπὸ τὸ κεφάλι βρωμάει τὸ ψάρι, wo der Herausgeber einen Reim findet (κεφάλι — ψάρι), und das er übersetzt: Vom Kopf, will mich dünken, rührt des Fisches Stinken, erklärt Roſs, in der Sammlung neugriechischer Sprichwörter an dem zweiten Bande der „Reisen auf den griechischen Inseln" (1843), S. 174 f. anders, als Sanders. Letzterer bemerkt S. 239, dieses Sprichwort werde gesagt, wenn man den Tadelnden als den Tadelnswerthesten und Schuldigsten bezeichnen wolle, oder die Vornehmsten. Wie das passen soll, ist nicht ganz klar; jedenfalls ist die Erklärung gezwungen. Dagegen findet Roſs in jenem griechischen Sprichworte unser deutsches:

Wie das Haupt, so die Glieder,
Wie der Herr, so der Knecht.

Andere Sprichwörter sind sehr frei übersetzt, andere mehr als frei, so daſs sie keinen Sinn haben. No. 113 lautet: Ἀπ' ὄζω κοῦχλα, κι' ἀπὸ μέσα πανοῦχλα, und der Herausgeber übersetzt es:

Sei draufs' das Best' auch, innen weht Pesthauch,

offenbar nur des Reimes wegen. Wörtlich heiſst es: Von auſsen Puppe, und drinnen die Pest; und jedenfalls entspricht es dem Deutschen: der Schein trügt.

No. 116 S. 230, das so heiſst:

Κατὰ μάνναν καὶ πατέρα,
Κατὰ υἱὸ (nicht υἱὸς, statt υἱὸν) καὶ θυγατέρα,

wird übersetzt:

Mutters Sinn und Vaters Trachten,
Darnach Sohn und Tochter schlachten.

Offenbar unverständlich und falsch. Was soll das: schlachten? Der Sinn des Sprichworts kommt auf das Deutsche hinaus: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, wofür die Neugriechen auch noch ein ähnliches haben: Κατὰ τὸν μάστορην καὶ τὰ κοπέλια (wie der Herr, so der Knecht).

Die Uebersetzung des Sprichworts unter No. 125: Τὰ παθήματα γίνονται μαθήματα, Leids Beschwerungen werden zu Belehrungen, ist mindestens hart.

Was die Räthsel (S. 234 f.) betrifft, so kann die Auflösung des unter No. 1 mitgetheilten:

Τὸ φίδι πίν' τὴν θάλασσα κ' ἡ θάλασσα τὸ φίδι,
Καὶ 'ς τοῦ φιδιοῦ τὸ κέρατο φεγγάρ· φεγγαρίζει,

welches Dr. Sanders so übersetzt:

Es trinkt die Schlange wohl das Meer, das Meer die Schlange trinket,
Und an der Schlange Horn erglänzt der Mond, der helle blinket,

wohl nicht: ὁ λύχνος, die Lampe (S. 243) sein; es ist vielmehr der brennende Docht in der Lampe. Rec. kennt dieses Räthsel auch noch nach einer anderen Mittheilung, wo es so heiſst:

Τὸ φίδι τρῷ (τρώγει) τὴν θάλασσαν, κ' ἡ θάλασσα τὸ φίδι,
Κ' εἰς τοῦ φιδιοῦ τὴν κεφαλὴν καράβι ἁρμενίζει.

Auch die Verdeutschungen der Kunstgedichte (S. 246 f.) geben zu manchen Bemerkungen Anlaſs. In No. 4 (S. 250) sind βραχιόλια übersetzt durch: Strümpfe; es sind aber: die Armbänder. Dagegen sind gleich darauf σκαλτσοῦλαι nicht: die Hosen, die Höslein, sondern die Strümpfe. — In No. 6 (S. 252) sind die V. 11 u. 12:

Αὐτὸ βέβαια τῇ ἀληθείᾳ
Εἶναι τρέλα καὶ μωρία,

so übersetzt:

Selbst was fest ist und beständig,
Ist wahrhaftig unverständig,

was ebenfalls falsch und noch dazu unverständlich ist. Βέβαια heiſst: gewiſs, und τῇ ἀληθείᾳ: in Wahrheit. Der Sinn des Ganzen ist: dieses Streben (wovon vorher die Rede ist) ist wahrhaftig Thorheit und Unverstand. — Eben so giebt die Uebersetzung V. 15 keinen Sinn.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 113.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

Das Volksleben der Neugriechen, dargestellt und erklärt aus Liedern, Sprichwörtern, Kunstgedichten u. s. w., von Dr. D. H. Sanders.

(Schluſs.)

In No. 7 V. 2 Z. 1 (S. 254) kann: τὰ λιγνὰ στήθη, nicht: die hohe Brust, bedeuten. Λιγνός ist zart, schwach, mager, schlank; dort bedeutet es offenbar: krank.

In No. 9 (dem bekannten, höchst witzigen und reizend-allerliebsten Gedichte des Alex. Sutsos auf die Flucht des Augustin Kapodistrias aus Griechenland) übersetzt Dr. Sanders V. 1 Z. 5 τὸ κατόπι μου, mit: mir ins Gesicht; es heiſst jedoch: hinter mir her, nach mir (κατόπι ist ein Adverbium, und τό steht πλεοναστικῶς).

In No. 11 V. 2 Z. 2 (S. 272) wird die bekannte National-Versammlung von Πρόνοια, einer Vorstadt von Navplion, im J. 1832 erwähnt. Indeſs scheint der Uebersetzer davon Nichts gewuſst zu haben, obgleich im Originale nicht πρόνοια (mit kleinem π), sondern Πρόνοια (mit groſsem Π) steht, was ihn leicht darauf führen konnte, daſs er hier ein nomen proprium vor sich habe. Vielmehr übersetzt er Πρόνοια, durch: schlaue Tücke — !! — Gleich darauf übersetzt er: μιαροὶ προδόται, durch: schmutzige Verräther. Μιαρός ist hier: gottlos.

S. 289 findet es der Herausgeber bemerkenswerth, daſs in den, S. 250 f. unter 4. 5 und 6 mitgetheilten Gedichten jeder Endvocal eines Worts vor dem Anfangsvocal des folgenden elidirt werde, und er erkennt darin ein, seiner Ansicht nach in der neugriechischen Sprache durchaus nicht begründetes Gesetz. Indeſs kommt das wohl nur auf die, in der neugriechischen Sprache und Poesie bis zum offenbaren Miſsbrauche übliche συνίζησις hinaus, und kann mithin nicht als eine so gar besonders auffallende und unerklärliche Erscheinung angesehen werden. Dagegen muſs es für mehr als unerklärlich gelten, wenn Dr. Sanders S. 288 f. und 290 dem Unterzeichneten Dinge nachsagt, die diesen ganz und gar Nichts angehen und ihn nicht treffen. Denn ein Langes und Breites hat der Unterzeichnete über die Aehnlichkeit des, S. 248 f. unter No. 3 mitgetheilten Gedichts in dem dritten Bande der Eunomia (1827), den er allein herausgegeben hat, nicht gesprochen. Das ist im ersten Bande, S. 104 f., also vom Dr. Jken geschehen. — Die Redensart, die ich nach S. 290 miſsverstanden haben soll, findet sich a. a. O. gar nicht vor. Aehnliches könnte ich auch noch in Betreff dessen bemerken, was in der, S. 331 f. befindlichen Beilage — die der Verf. selbst S. 350 für eine Art monstrum erklärt! — gegen mich und gegen meine, in den Jahrb. 1842, No. 76 abgedruckte Recension der „Neugriechischen Volks- und Freiheitslieder" von Dr. Sanders (1842), vorgebracht wird; indeſs halte ich es durchaus nicht der Mühe für werth, da dies Alles am Ende nur persönlich ist, und die Sache dabei Nichts gewinnen würde.

Dagegen will Rec. noch mit einigen Worten der, S. 301 f. abgedruckten Abhandlung gedenken: „Welchen Einfluſs haben fremde Nationen auf die heutige griechische geübt, namentlich in Bezug auf Volksglauben und Volkspoesie." Der Herausgeber hat es hierin mit der bekannten Fallmerayerschen Hypothese von der slawischen Abstammung der heutigen Griechen zu thun, welche er zwar nicht in dem Umfange, wie Fallmerayer, annimmt, doch aber als unverkennbar und als wesentlich behauptet. Er thut das jedoch nicht unmittelbar aus geschichtlichen Gründen, sondern nur mittelbar, indem er seine Behauptung auf die Aehnlichkeit stützt, welche sich zwischen Sitten, Gebräuchen und Aberglauben der Griechen und Slawen, zwischen der neugriechischen und slawischen Volkspoesie finde, und von der er meint (S. 304), daſs durch sie

Digitized by Google

die Annahme einer organischen Verbindung griechischer und slawischer Elemente, nicht blofs die Voraussetzung einer äufseren Berührung, eines gegenseitigen Entlehnens, nicht blofs eine Aehnlichkeit in Einzelnheiten begründet werde. Rec. weifs nicht, ob und welche Studien der Herausgeber gemacht habe, um zu einer bestimmten Ansicht über jene Verwandtschafts- und Abstammungsfrage zu gelangen, und ob er selbst durch Forschung zu seiner Ansicht gelangt sei. Wenn nun aber die von Fallmerayer für seine Hypothese behaupteten Thatsachen in der Ausdehnung und mit dem Einflusse, wie derselbe sie deutet, nicht wahr sind, so kann auch für die angebliche Verwandtschaft der Griechen und Slawen auf die von dem Herausgeber behauptete und nachgewiesene Aehnlichkeit der neugriechischen und slawischen Volkspoesie kein besonderes Gewicht gelegt werden; und namentlich kann dann nicht von einer organischen Verbindung jener beiden Elemente die Rede sein, da man diese Verbindung historisch doch nur auf jene Thatsachen zurückführt, und die ersten Gründe einer inneren Verwandtschaft nur von jener Zeit an datirt, wo diese Thatsachen als geschehen angenommen werden; man kann jene Verbindung, abgesehen von den hier einschlagenden localen Rücksichten und von dem localen Einflusse jener Thatsachen, nicht als eine organische betrachten, man müfste denn geradezu annehmen (z. B. mit Dankowski), dafs schon die alten Griechen mit den Slawen verwandt gewesen seien, in welchem Falle es allerdings der Fallmerayerschen Hypothese gar nicht weiter bedürfen würde. Ist nun neuerdings von Griechenland selbst aus, in der Schrift Περὶ τῆς ἐποικήσεως Σλαβικῶν τινων φυλῶν εἰς τὴν Πελοπόννησον, ὑπὸ Κ. Παπαῤῥηγοπούλου (Athen, 1843), nachgewiesen worden, dafs die angeblichen Thatsachen, wie sie Fallmerayer annimmt, nicht allenthalben gegründet seien, und eine Einwanderung der Slawen in den Peloponnes und eine Vermischung der Griechen und Slawen nicht in dem Maafse und in dem Umfange Statt gefunden habe, wie Fallmerayer behauptet, so mufs damit auch das Gewicht, das bei jener Aehnlichkeit der neugriechischen und slawischen Volkspoesie auf die gedachte Einwanderung und Vermischung gelegt wird, bedeutend geschwächt werden. Deshalb dürfte auch in der hier von Dr. Sanders versuchten Zusammenstellung neugriechischer und slawischer Volkspoesie, wenn man den hauptsächlichen Zweck ins Auge fafst, den derselbe dabei hatte, Vieles in sich selbst zusammenfallen; die Schlüsse und Folgerungen, die er auf diese Aehnlichkeit gründet, dürften als falsch und schief erscheinen, und es dürfte mithin diese Aehnlichkeit noch nicht berechtigen, eine solche Stammverwandtschaft zwischen den Griechen und Slawen anzunehmen, wie Fallmerayer und Andere thun. Aber gewifs bleibt es immer von Interesse, die gemeinschaftlichen Wendungen und Eigenthümlichkeiten der slawischen und neugriechischen Volkspoesie (jedoch mit Ausschlufs der kretischen, die ihre scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeiten hat, S. 316 f.) kennen zu lernen (vergl. S. 319 f.). Auch auf andere Nationalitäten erstreckt der Herausgeber S. 323 f. seine Bemerkungen, indem er die neugriechische Volkspoesie mit der italienischen, u. s. w. vergleicht. Wenn übrigens Recensent auch in Vorstehendem die Fallmerayer'sche Meinung von der slawischen Abstammung der Griechen bekämpft, und dafür hält, dafs auch Andere, mit Fallmerayer, dem griechischen Elemente in dem ganzen Leben und in den gesammten Zuständen der heutigen Griechen auf Kosten des slawischen zu wenig Anerkennung gewähren, vielmehr dem letzteren zu Viel zugestehen und wesentlich Slawisches da finden wollen, wo es nur um zufällige Aeufserlichkeiten sich handelt, so kann es hierbei auf persönliche Vorliebe und auf den subjectiven Gesichtspunct ganz und gar nicht ankommen. Man kann gegen Fallmerayers Meinung und dessen Uebertreibungen sein, und braucht es nicht deswegen, weil man an den Neugriechen ein besonderes Interesse nimmt, oder weil man etwa aus Gründen der Politik jedes slawische Element von ihnen entfernt wissen möchte; man kann der Meinung sein, dafs eine Vermischung der verschiedenen Racen, ja sogar mit vorherrschendem slawischen Elemente, angenommen werden müsse, und es doch mit den Neugriechen selbt gut meinen. Auf die Personen, auf persönliche Vorurtheile, persönliche Rücksichten und Vortheile kommt hierbei Nichts an. Nur jeder Einseitigkeit ist die Wahrheit feind; nur redliche, vorurtheilsfreie Forschung kann der Wahrheit nahe führen, wo sie nicht ganz erkannt und erlangt werden kann.

D. Theodor Kind.

Digitized by Google

LVIII.

Kunstwerke und Künstler im Erzgebirge und in Franken. Von Dr. G. F. Waagen, Director der Gemäldegallerie des Königlichen Museums in Berlin. Leipzig, 1843. *XII u.* 390 S. 12. (Auch unter dem Titel: *Kunstwerke und Künstler in Deutschland. Erster Theil).*

Mit dem Bewufstsein, dafs eine genügende Geschichte, sowohl der Kunst im Allgemeinen, als auch der deutschen insbesondere, für jetzt weder möglich sei, noch auch in so kurzer Zeit erreicht werden könne, als man wohl geglaubt hatte, regte sich zugleich auch eine mannigfache Thätigkeit, um diese Möglichkeit immer näher zu rücken. Der daraus hervorgehende gröfsere Eifer richtete sich zum Theil auf die Bewältigung des gesammten Materials und auf die Verarbeitung desselben zu einem grofsen und zusammenhängenden Ganzen, aus welcher Richtung wir denn gerade neuerdings unter uns so bedeutende Werke hervorgehen sahen, die für diese wissenschaftlichen Bestrebungen unsrer Zeit, das ehrenvollste Zeugnifs ablegen. Auf der andren Seite hat man es versucht kleinere Kreise des gesammten Kunstgebietes durch erschöpfende Behandlung des Einzelnen zu einer Allgemeinheit durchzubilden, die sie zu freierer geistiger Auffassung immer geeigneter und zugänglicher macht. Nicht minder verdientlich endlich ist ein drittes Bestreben, welches darauf ausgeht, die nach Ort und Räumlichkeit getrennten, hie und da zerstreuten und so der allgemeinen Kunde mehr oder weniger entzogenen Kunstwerke, mögen sie nun zufällig sich darbieten oder mag der Forscher sorgfältig ihren Spuren nachfolgen, in möglichst anschaulicher Schilderung dem grofsen Publicum vorzuführen. Denn wie dies Verfahren besonders geeignet ist, unter den Gebildeten eine lebendige Theilnahme für alle und jede Kunstbildung, und insbesondere für die des eigenen Volkes zu erwecken, so wird auch dem Forscher dadurch Gelegenheit geboten, gar manche Lücken auszufüllen, die selbst das eifrigste Bemühen oft nicht anders, als durch Benutzung solcher mit warmen Farben entworfenen Schilderungen zu ergänzen vermag, wie sie aus der lebendigen Anschauung der Kunstwerke selbst hervorzugehen pflegen. Ein ganz besonderer Werth für die Kunstgeschichte liegt ferner in dem Umstande, dafs es fast allein auf diese Weise möglich ist, die Dunkelheit zu durchdringen, die so manche vereinzelte und in ihren Werken selten anders als durch genaue locale Untersuchungen zugängliche Schule umhüllt, so wie auch die Kunstrichtung zu erkennen, die sich durch die mannigfaltigsten Umstände bedingt in manchen mehr oder weniger ausgedehnten Landschaften oft lange Zeit hindurch festhält und in jedem einzelnen Kunstwerke zu Tage tritt, ohne deshalb gerade eine eigene Schule zu bilden; wie denn namentlich für diese Puncte das vorliegende Werk mehrere augenfällige Belege liefert.

Was nun im Allgemeinen diese dritte Richtung betrifft, so ist hiebei jeder, sei es auch der geringste Beitrag, willkommen; — kann sich doch auch der gewaltigste Bau nur aus einzelnen kleinen Steinen zusammenfügen; es steigert sich aber der Werth solcher Mittheilungen in dem Maafse, als einmal der Mittheilende selbst als Kenner sich bewährt hat, und andrerseits die Untersuchungen nicht nach dem Zufall angestellt, sondern vielmehr durch genaue Orientirung und vorhergehende Bekanntschaft mit dem zu erwartenden Kunstvorrathe geleitet sind. Beiden Anforderungen entspricht nun das vorliegende Werk, welches ganz der zuletzt berührten Klasse zugehört, im vollsten Maafse und die Erfüllung dieser doppelten Bedingung ist es, die demselben nicht nur einen entschiedenen Vorzug vor ähnlichen Werken dieser Gattung einräumt, sondern uns auch alle jene Vorzüge, die wir den kunsttopographischen Bestrebungen überhaupt nachgerühmt haben, in demselben auf befriedigende Weise bestätigt finden läfst.

Der Verf. giebt uns in einer Reihe von ansprechenden, aus den lebendigen Eindrücken einer Reise hervorgegangenen Briefen die Resultate seiner mit Umsicht und Sorgfalt angestellten Untersuchungen über alle nur irgendwie bedeutenden Kunstwerke, die sich ihm in den von ihm berührten und an kunstgeschichtlichem Interesse sehr reichen Gegenden darbieten; nach diesen zerfällt nun das Werk in zwei gröfsere, obwohl der Ausdehnung nach sehr ungleiche Hauptabtheilungen, deren erste die Reise durch das sächsische Erzgebirge enthält und in diesem die Städte Freiberg, Chemnitz, Annaberg, Schneeberg und Zwickau behan-

Digitized by Google

delt; der zweite, gröfsere, Theil umfafst Franken, dessen Beschreibung wieder in drei gröfsere Massen zerfällt. Zunächst nämlich behandelt der Verf. Bamberg und Nürnberg nebst Pommersfelden, Pforchheim und Erlangen in zwei Briefen, die uns sowohl wegen der Bedeutung dieser für die fränkische Kunstübung anerkannt wichtigsten Puncte, als auch wegen der gröfseren Ausführlichkeit des Verf.'s als der Mittelpunct des gesammten Werkes erscheinen; darauf folgen die südlicher gelegenen Orte Schwabach, Heilsbronn, Anspach, Rothenburg, Dinkelsbühl und Nördlingen; endlich in gedrängterer Uebersicht die nördlichen, Würzburg und Aschaffenburg.

Um nun an einigen leicht zu übersehenden Beispielen unsre obigen Behauptungen zu erhärten, wollen wir es zunächst versuchen, einige für die Kunstgeschichte wichtige Resultate kurz anzudeuten, die sich aus des Verf.'s Beschreibung der genannten sächsischen Städte ergeben. Dieselben sind nämlich interessant einer gemeinschaftlichen Kunstrichtung wegen, die sich an Werken sowohl der Architektur, als auch der Sculptur und Malerei fast an allen Orten gleichmäfsig kund giebt. Was zuerst die Architektur betrifft, so lernen wir hier eine durch die gemeinsame Bedingung der Blüthe des Bergbaus hervorgerufene Nachblüthe des deutschen Styls im XV. und XVI. Jahrhundert kennen, die, an sich gefällig, auch wegen der consequenten Ausbildung eines und desselben Princips wohl eine nähere Beachtung verdient; die Eigenthümlichkeiten dieser Bauart bestehen hauptsächlich in einer grofsen Geräumigkeit der Schiffe und den damit zusammenhängenden leichten und schlanken Verhältnissen der Pfeiler, wie in den Kirchen zu Freiberg (S. 13), Chemnitz (S. 23. 24), Annaberg (S. 29), Zwickau (S. 62) und endlich in der von Schneeberg (S. 52), die schon die allerspätesten Formen des deutschen Styls zeigt; zum grofsen Theile verbindet sich hiemit eine eben durch die Breite der Schiffe bedingte etwas gedrückte Form des Spitzbogens im Gewölbe; aus dem Streben nach gröfserer Leichtigkeit geht ferner eine eigenthümliche Form des Pfeilers hervor, dessen acht Seitenflächen an den meisten der oben angeführten Bauten concav gearbeitet sind und so den Eindruck von Kannelirungen machen: eine Eigenthümlichkeit, von der sich eine gewisse Analogie an den Pfeilern des ebenfalls jungen Schiffes des Doms von Erfurth zeigt. Bemerkenswerth endlich ist noch die Nachahmung von Baumstämmen und deren Benutzung für architektonische Zwecke, wie z. B. am Portal der Klosterkirche zu Chemnitz (S. 21), an einem Taufbecken zu Annaberg (S. 40), an einigen Thüren der Liebfrauenkirche zu Zwickau (S. 62), wo der Verf. selbst bemerkt, dafs diese Eigenthümlichkeit für die gesammte Baukunst des XVI. Jahrh. im Erzgebirge charakteristisch sei.

Wir übergehen die Spuren des italienischen Geschmackes, der besonders bei den Fürsten im XVI. Jahrh. beliebt gewesen zu sein scheint und dessen Einfluss sich sowohl an architektonischen, als an statuarischen Werken zu erkennen giebt; wie in der ersten Beziehung besonders an einigen Denkmälern zu Freiberg (S. 16. 17), zu Annaberg (S. 36. 43) u. s. f.; in der Sculptur an der goldenen Pforte der St. Annenkirche zu Annaberg (S. 38), an Moritz' von Sachsen Grabdenkmal zu Freiberg (S. 17), welche auf Nachahmung Michel Angelos deuten, an den Sculpturen der Kurfürstlichen Begräbnifskapelle daselbst (S. 18), die an die Kunstweise des Johann von Bologna erinnern. Bei weitem reicher und bedeutender sind indefs die ursprünglich deutschen Sculpturen, sowohl die aus der Blüthezeit deutscher Kunst, wie die am Portal der Klosterkirche zu Chemnitz (S. 21), die Reliefs in der St. Annenkirche (S. 35), und der Hauptaltar ebendaselbst (S. 38), das Schnitzwerk am Altar zu Zwickau (S. 65) u. s. w.; als die aus früherer Zeit, unter denen die der goldenen Pforte zu Freiberg unzweifelhaft den ersten Rang einnehmen. Ja es ist dies Werk, dessen Entstehung mit gröfster Wahrscheinlichkeit in die erste Hälfte des XIII. Jahrh. gesetzt wird, sowohl seines Alters, als der unerreichbaren Vortrefflichkeit seiner Ausführung wegen, offenbar zu dem Vorzüglichsten zu zählen, was jemals die deutsche Sculptur hervorgebracht hat.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

№ 114.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

Kunstwerke und Künstler im Erzgebirge und in Franken. Von Dr. G. F. Waagen.

(Schlufs.)

Mit lobenswerther Genauigkeit geht unser Hr. Verf. auf die Bedeutung der zahlreichen Gegenstände aus der heiligen Geschichte ein, denen schon Stieglitz grofse Aufmerksamkeit gewidmet hat; von fast gröfserem kunsthistorischem Werthe scheinen mir die Darstellungen in den Friesen zu sein, insbesondere die unbekleideten Figuren in dem äufsersten derselben, welche die Auferstehung in einzelnen Momenten vergegenwärtigen; diese verbinden nämlich mit einer überraschenden Freiheit in der Behandlung der durchgängig volleren und schöneren Formen des menschlichen Körpers, als wohl sonst in so frühen Werken deutscher Sculptur nachzuweisen sind, eine Keuschheit und Mäfsigung, die ihnen, wie den acht Statuen in den Seiten ein ächt deutsches Gepräge verleihen, welches den Reiz dieses einzigen Werkes noch bedeutend erhöht. Was aber die seltene und bis jetzt fast unerreicht dastehende Vollendung dieser Sculpturen in einem so frühen Zeitalter betrifft, so müssen wir Hrn. W. vollkommen beistimmen, wenn er annimmt, dafs bei der grofsen Cultur, die schon um ein Jahrhundert früher die sächsischen Kaiser in diesen Ländern begründet hatten und bei dem Reichthum, den die Ergiebigkeit des Bergbaus gerade zur Entstehungszeit unseres Werkes über dieselben verbreitete, eine hohe Ausbildung der Kunst allerdings zu erwarten sei, und dafs, obgleich die Zeiten der Reformation und des dreifsigjährigen Krieges gar manches Treffliche zerstört haben mögen, es doch der jetzt einmal angeregten Aufmerksamkeit wohl gelingen würde, hie und da Werke an den Tag zu bringen, die in den Sculpturen der goldenen Pforte nicht mehr ein singuläres zufälliges Factum, sondern eine wohlbegründete und mit andern im Connex stehende Erscheinung der Kunstgeschichte erkennen lassen werden.

In Betreff der Malerei ist vornehmlich zu bemerken, dafs die fränkischen Schulen in einem auffallenden Maafse über die sonst in Sachsen heimische Kunstweise des Lucas Cranach vorherrschend sind; es sind zwar allerdings zu Annaberg (S. 48) wie zu Scheeberg (S. 54. 58) einige vortreffliche Arbeiten dieses Meisters vorhanden, indefs sind die Bilder, die entweder constatirter Weise von fränkischen Meistern herrühren oder doch auf fränkische Kunstübung hinweisen, dergestalt an Zahl, wie an Bedeutung überwiegend, dafs sie ein besonderes Hinneigen dieser Gegenden zu fränkischer Kunstweise über allen Zweifel erheben; vgl. des Verf.'s Erörterungen über die Bilder des Altars zu Freiberg (S. 18), in der Stadtkirche zu Chemnitz (S. 24), so wie in der Johanniskirche ebendaselbst (S. 26), zu Zwickau (S. 63. 66) u. s. w. Aufserdem finden sich mancherlei Nachbildungen vor, wie von Martin Schongauers Tod Marias in Kupferstich auf einem Altarbild in der St. Annenkirche zu Annaberg, deren Ausführung der Verf. dem Matthäus Grunewald oder einem Meister seiner Schule zuschreibt (S. 46); wahrscheinlich von derselben Hand, gewifs aber aus derselben Schule, sind die Darstellung im Tempel, die Flucht nach Aegypten, Heimsuchung und Himmelfahrt Mariä auf dem Altar der Bergknappschaft in derselben Kirche, deren Vorbilder in den bekannten Holzschnitten Dürers vorliegen (S. 45); an Dürer erinnern ferner einige Apostel in der Kirche von Zwickau (S. 53); Verwandtschaft mit dem jüngeren Holbein dagegen zeigen mehrere Bilder zu Annaberg (S. 48. 49). Wie sich aus allem diesem ein unzweifelhaftes Ueberwiegen der fränkischen Schule ergiebt, eben so folgt daraus, dafs man nicht dazu berechtigt ist, eine eigene erzgebirgische Malerschule anzunehmen, die nicht etwa durch die vereinzelte Thätigkeit einheimischer Künstler, sondern

Digitized by Google

nur durch eine allen einzelnen Erscheinungen gemeinsame und an und für sich selbständige und eigenthümliche Kunstrichtung als begründet erachtet werden kann.

Was nun die Kunstwerke Frankens anbetrifft, deren Beschreibung den bei weitem gröfseren Theil des Buches einnimmt, so wollen wir es zunächst versuchen, dem Leser in chronologischer Folge die vom Verf. genau untersuchten und zum Theil auch neu bestimmten Bauwerke vorzuführen. Von den Gebäuden des romanischen Styls ist das älteste das Schiff der Burkhardskirche in Würzburg, welches der Vf. wegen der schweren und plumpen Verhältnisse der Pfeiler und Kapitäler ins IX. oder X. Jahrh. setzt (S. 365), leider jedoch ohne auf die Charakteristik der Architektur näher einzugehen; dem XI. Jahrh. gehört die Margarethenkapelle auf der Burg von Nürnberg an, deren unteren Theil der Verf. zwischen 1024 und 1039, den obern zwischen 1039 und 1056 setzt (S. 154), und die namentlich wegen ihrer reichen und eigenthümlich mit Sculpturen, wie Büsten, Statuen und Thiergestalten geschmückten Façade, so wie auch wegen der reichen Profilirung der Fenstereinfassungen und der schon sehr ausgebildeten Form des Rundbogenfrieses, über welchem ein zahnschnittartig gebildetes Gesims hinläuft, eine nähere Betrachtung wohl verdient hätte. Demselben Zeitalter mufs mit Bestimmtheit die 1058 gegründete Gangolfskirche in Bamberg zugeschrieben werden, von der der Vf. S. 110 wohl mit Unrecht behauptet, dafs ihre Formen von der ursprünglichen Gründung im XI. Jahrh. keine Spur mehr zeigten, indem die Façade bis ins zweite Stockwerk der Thürme im reinsten Rundbogenstyl erbaut ist und bei der grofsen Einfachheit ihrer Formen nur dem ursprünglichen Bau, nicht aber der Erweiterung durch Otto den Heiligen im Anfang des XII. Jahrhunderts zugeschrieben werden darf, unter dessen Leitung das Ganze wohl prächtiger und reicher ausgefallen wäre. Hieher gehört endlich noch einer der herrlichsten Baureste Bambergs, der bis jetzt jedoch wenig bekannt geworden und auch unserem Verf. entgangen ist, der Kreuzgang des ehemaligen Karmeliterklosters, welcher wegen der Trefflichkeit des Baulichen, wie wegen der Zierlichkeit der Ausführung eine gröfsere Publicität verdient, als ihm bisher zu Theil geworden ist. Feine zierliche und durch reich geschmückte Kapitäle ausgezeichnete Säulen tragen auf reinem Rundbogen das unverhältnifsmäfsig dicke Gemäuer; die Anordnung ist so, dafs zwischen je zwei gekuppelten Säulen, welche die grofse Last erforderte, abwechselnd drei oder vier auf zwei oder drei einzelnen Säulchen ruhende Rundbogen enthalten sind.

Von den aus dem XII. Jahrh. stammenden Gebäuden ist es zunächst der Dom von Bamberg, den der Vf. mit grofser Genauigkeit prüft und dessen Entstehung er mit Recht in den Beginn des XII. Jahrh. setzt, während noch neuerdings behauptet worden ist, der ganze Bau, wie er jetzt erscheine, stamme von der ersten Gründung 1004—1007 her; hierin, so wie in der durch scharfsichtige Kritik gewonnenen Zeitbestimmung der übrigen Theile des Doms, die zum Theil ins XIII. Jahrh. fallen, stimmt der Vf. mit den von Heller ausgesprochenen Ansichten überein, wie denn auch nach der Anmerkung S. 76 der verewigte Schinkel dieselben getheilt haben soll. Von dem Dome zu Würzburg, der ebenfalls aus dem XII. Jahrh. stammt, ist leider nur wenig dieser Zeit angehöriges erhalten (S. 366), dagegen ein Kreuzgang daselbst aus derselben Periode von dem Vf. als besonders interessant hervorgehoben wird (S. 389). Endlich gehört in dieselbe Zeit noch das Schiff, die Façade und die Krypta von St. Sebald in Nürnberg (S. 223 f.), welche Kirche zu gleicher Zeit die hohe Vollendung des deutschen Styls in dem in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrh. erbauten Chore zeigt. Aus der zweiten Hälfte des XII. Jahrh. ist St. Lorenz zu Nürnberg offenbar das vollendetste Denkmal; und wenn gleich der im dritten Viertel des XV. Jahrh. erbaute Chor in der üppig reichen Blüthe deutscher Kunst schon Spuren des Verfalls zu erkennen giebt, so kann dies Gebäude dennoch der reineren und strengeren Schönheit von St. Sebald wohl an die Seite gestellt werden. Eines der bedeutendsten Werke deutscher Architektur, die der Vf. bespricht (S. 86), ist die obere Pfarrkirche zu Bamberg aus dem XIV. Jahrh., die, obgleich nur Chor und Thurm in der ursprünglichen Gestalt erhalten sind, als ein Muster des schönsten und, bei allem Reichthum der Formen, zugleich des reinsten deutschen Styls betrachtet werden mufs. Demselben Zeitalter gehören ferner die Liebfrauenkirche (S. 252) und St. Jacob zu Nürnberg an (S. 264), dessen besonders schlanker Chor mit seinen eigenthümlichen Fensterfüllungen wohl noch aus der oben angegebenen Zeit herstammen mag; St. Georg zu Dinkelsbühl, nach des Verf.'s Urtheil eine der bedeutendsten und prächtig-

Digitized by Google

sten Kirchen der deutschen Architektur (S. 325); die Rothenburger Stadtkirche (S. 320), die Herrgottskirche zu Nördlingen (S. 357) und endlich die Marienkapelle zu Würzburg (S. 389). Die Architektur des XV. Jahrh. wird aufser einigen schon erwähnten Kirchenbauten des Erzgebirges durch die Ansbacher Stiftskirche (S. 315), wie durch die Hauptkirchen zu Schwabach (S. 293) und Nördlingen (S. 344) vertreten; die des XVI., was zunächst die letzte Form des deutschen Styls betrifft, durch die schon oben angeführte Kirche zu Schneeberg, die Stiftskapelle zu Nürnberg (S. 219) und die Kapelle auf dem Rochuskirchhofe ebendaselbst (S. 265); was dagegen die Denkmäler des in diesem Jahrh. zur Herrschaft gelangenden italienischen Geschmackes betrifft, so wollen wir hier nur auf einige interessante Nachweise desselben aufmerksam machen, wie im Erzgebirge (S. 16. 36. 43), zu Nürnberg (S. 245) und zu Heilsbronn (S. 313), in den beiden letzteren Orten an architektonischen Grabdenkmälern; so wie auf die beiden bedeutendsten Monumente der Architektur des XVII. Jahrh., die Aegidienkirche zu Nürnberg (S. 286) und das Rathhaus ebendaselbst (S. 266), dessen zwar nicht zahlreiche, jedoch äufserst beachtungswerthe Reste aus den Zeiten des früheren Baues der Verf. leider nicht behandelt hat.

Wenn wir nun bisher den von dem Vf. berührten architektonischen Monumenten eine so grofse Ausführlichkeit gewidmet haben, so wollten wir einmal die Reichhaltigkeit des vorliegenden Werkes in einer geordneten Uebersicht anschaulich machen, andrerseits aber zugleich unsre oben ausgesprochene Behauptung erhärten, von wie ausgedehntem Nutzen umfassende Beschreibungen einzelner Bezirke für die Kunstgeschichte selbst sein könnten. Ist nun aber eine solche Uebersicht nicht ganz ohne Nutzen, indem sie das zufällig sich darbietende an dem sicheren Leitfaden der Gattungen und Zeitalter aneinanderzureihen und so dem Forscher, dem jedes Einzelne nur als Glied eines grofsen Ganzen Werth und Bedeutung hat, zur Benutzung bequem zu machen sucht, so mufs dieser Nutzen in Betreff der malerischen Kunstwerke um so gröfser sein, als es bei ihrer gröfseren Zerstreutheit schwerer ist, die reichhaltige Fülle derselben unter einem Gesichtspuncte zusammenzufassen; indefs ist es gerade diese Fülle, die es uns in dem vorliegenden Falle unmöglich macht mit derselben Ausführlichkeit auf alle einzelnen vom Verf. behandelten Werke der Malerei und Sculptur einzugehen. Dagegen sind es besonders die localen Schulen, die eine nähere Beachtung verdienen und von denen wir, nach einer kurzen Andeutung der für die Malerei wichtigsten Puncte der folgenden Briefe, einige Beispiele hervorheben wollen, während wir für die Kunstwerke der Sculptur gleich hier bemerken, dafs ihre stets sehr genaue und durch eine umsichtige Kritik geleitete Erörterung mit der Beschreibung der architektonischen Denkmäler Hand in Hand geht, zu deren näherer Bestimmung sie dem Vf. wie z. B. beim Bamberger Dome, öfter ein sicheres Hülfsmittel abgeben. — Für die malerischen Kunstwerke in Bamberg kommen besonders die Miniaturen auf der königlichen Bibliothek in Betracht, von denen der Vf. in chronologischer Ordnung — sie gehen vom IX. bis zum XIII. Jahrh. — eine eben so anschauliche Beschreibung, als unterrichtende Beurtheilung giebt (S. 89—110), die jedem künftigen Beschauer zum dankenswerthen Leitfaden dienen werden; von sonstigen Sammlungen beschreibt der Vf. nur die städtische auf dem Michaelsberge, mit Uebergehung der kleinen und allerdings aufser einem Spagnoletto, einigen Seestücken von Salvator Rosa, Blumenstücken von Rachel Ruys und einigen neueren Bildern von Beschey und Biefs wenig beachtungswerthes enthaltenden Gallerie auf der Residenz. Dagegen erfreut sich die schöne Sammlung des Hrn. von Reider einer besonderen Beschreibung; und wenn der Vf. in Betreff der ausgedehnten und gehaltreichen Hellerschen Sammlung von Handzeichnungen, Kupferstichen und Holzschnitten sich über die zu grofse Verschlossenheit des Besitzers beklagt, so sind wir überzeugt, dafs dies auf einem Mifsverständnisse beruht, indem wohl kaum in einer anderen Stadt dem, Kunstinteressen nachgehenden Fremden von Seiten der einheimischen Gelehrten ein freundschaftlicheres Entgegenkommen geboten werden kann, als in Bamberg, in welcher Beziehung denn Ref. neben den Proff. Hrn. Daumiller und von Reider gerade auch Hrn. Hellers mit dankbarer Anerkennung zu erwähnen sich verpflichtet fühlt. — Aufser der Periegese Bambergs bringt uns der dritte Brief eine äufserst dankenswerthe Gabe in der Beschreibung der berühmten Bildergallerie von Pommersfelden, die wohl nur der hinlänglich zu schätzen vermag, der inmitten jener reichen Sammlung von meist bedeutenden Kunstwerken den Mangel auch nur der flüchtigsten Angabe der Meister, geschweige denn eines Kataloges gefühlt hat; diesem Mangel nun hilft, in der Hauptsache wenigstens, das Verzeichnifs ab, welches der Vf. (S. 118—145) mittheilt und welches um so mehr Dank verdient, als es erstens die einzelnen Schulen anschaulich und übersichtlich zusammenfafst und zweitens neben einer kurzen Beschreibung der Bilder eine gedrängte Charakteristik und Würdigung derselben folgen läfst, wodurch dem künftigen Besucher so Auffinden wie Verständnifs bedeutend erleichtert werden wird. Der Vf. zählt so, nach der berühmten Madonna, welche lange Zeit für Raphael, dann für Leonardo da Vinci gegolten hatte, und welche er einem anderen Meister der lombardischen Schule, Andrea Solario, zuschreibt, die bedeutendsten Werke der venezianischen, bolognesischen, florentinischen, römischen und süditalienischen Schulen auf, geht dann zu den Franzosen, Niederländern und Deutschen über, um namentlich den Malern des XVII. Jahrh., an denen die Sammlung sehr reich ist, eine genauere Erörterung zu widmen, bei der wir noch nachträglich auf die von Winkelmann einst so hoch gerühmte Stratonice von Lairesse aufmerksam machen möchten.

Der vierte Brief behandelt Nürnberg und ist in demselben neben der Beschreibung der Sammlungen in der Moritzkapelle (S. 168—199), im Landauer Brüderhause (S. 200—219), auf der Veste (S. 133—167) und der Pri-

Digitized by Google

vatsammlung bei Hrn. Hertel (S. 289 ff.), die genaue und ausführliche Periegese unter den in den Kirchen zerstreuten sowohl statuarischen als malerischen Kunstwerken von besonderer Verdienstlichkeit, wie denn dasselbe auch von den folgenden Briefen gilt, welche in mehr gedrängter Uebersicht die Kunstwerke der schon oben namentlich angeführten Städte beschreiben; anstatt indefs diesen Beschreibungen Schritt vor Schritt nachzugehen, wollen wir schliefslich nur noch einige in kunstgeschichtlicher Hinsicht wichtige Puncte hervorheben, deren wir schon im Eingange rühmende Erwähnung gethan haben.

Es ist nämlich dem Vf. durch genaue Untersuchungen gelungen, das Bestehen einiger, wie sich aus den Werken derselben ergiebt, nicht unbedeutender Malerschulen zu Nürnberg nachzuweisen, die bisher den Forschern fast gänzlich entgangen waren. Zunächst verdient hier eine besondere Beachtung die nürnbergische Schule des XIV. Jahrh., deren äufserer Anstofs in dem Aufblühen des Handels zu jener Zeit zu suchen ist, deren innerer Charakter dagegen noch in jener Richtung begründet ist, die in damaliger Zeit fast allgemein verbreitet, in der altkölnischen Schule ihren reinsten Ausdruck findet. Der Vf. begnügt sich indefs bei der Beurtheilung der hieher gehörigen Bilder auf der Burg (S. 163—165) nicht dabei, einen solchen Einfluss im Allgemeinen anzudeuten, sondern er weist zugleich auch die Eigenthümlichkeiten nach, die, aus dem verschiedenen Charakter der Bewohner hervorgegangen und besonders durch den Einfluss der damals zu Nürnberg schon sehr ausgebildeten Sculptur bedingt, auch diesen Kunstwerken selbst einen von der kölnischen Schule abweichenden Charakter aufprägen mufsten, obwohl im Ganzen und Grofsen die Gemeinschaftlichkeit einer Richtung in beiden Schulen nicht verkannt werden kann. Vgl. damit den Christus am Oelberge, ebenfalls auf der Burg S. 159 und das Epitaphium in der Sammlung des Hrn. von Reider zu Bamberg, welches, obgleich etwas später (v. J. 1443), dennoch ganz die altkölnische Kunstweise in der zu Nürnberg im XIV. Jahrh. ausgebildeten Form zeigt (S. 116).

Wohl nicht ganz unabhängig davon möchten einige Tafeln sein, die kurz vor der Ausbildung der Wohlgemuthschen Schule eine hohe Vollendung der nürnbergischen Malerei bekunden, wie sich dies hauptsächlich aus einem Epitaphium in der Liebfrauenkirche v. J. 1430 ergiebt, welches in der Charakteristik der Köpfe, in der Farbengebung wie in der Gewandung von der, einige Jahrzehende später sich entwickelnden, Wohlgemuthschen Weise sehr abweichende Eigenthümlichkeiten zeigt; so dafs man in diesen und ähnlichen Bildern die Vorläufer einer Kunstübung erkennen möchte, die gleichzeitig mit Wohlgemuth zu Nürnberg blühte, sich aber gänzlich unabhängig von seinem Einflusse zu erhalten wufste. Die von dem Vf. erörterten hieher gehörigen Bilder gehen von der Mitte des XV. bis zum Anfang des XVI. Jahrh., liegen also gerade innerhalbdes Zeitraums, der Wohlgemuths gröfste Thätigkeit umfafst. Bald nach der Mitte des XV. Jahrh. scheint eine Tafel mit dem Tode Maria's in St. Lorenz (S. 250) entstanden zu sein, die sich durch gröfsere Klarheit des Kolorits, schlichteren Faltenwurf und lebendigeren Ausdruck der Köpfe als ein von Wohlgemuth unabhängiges Werk darstellt. Ein zweites hieher gehöriges Gemälde in Tempera, Bischöfe und Mönche vorstellend, in der Kapelle auf der Burg, setzt der Vf. um 1460 (S. 156); ein drittes in der Sammlung ebendaselbst, ein Epitaphium, ist vom Jahre 1504 und verbindet, bei gänzlicher Unabhängkeit sowohl von Wohlgemuth als auch von Dürer mit einem sehr reinen Geschmack in der Gewandung und grofsem Adel der Köpfe eine treffliche Zeichnung und namentlich eine gewisse eigenthümliche Völligkeit in den Formen (S. 166). Aus den vielen gemeinschaftlichen Eigenthümlichkeiten dieser Gemälde nun läfst sich mit vollem Recht auf eine festbegründete und durch Schultradition fortgepflanzte Kunstweise schliefsen, welche die Aufnahme fremder Gemüthsrichtungen, wie sich dieselben in der altkölnischen und späteren niederländischen Schule zeigen, mit einer sehr bestimmt ausgesprochenen Individualität glücklich zu vereinigen wufste.

Wie reiches und wie sorgfältig gesichtetes Material nun für die Kunstgeschichte in dem vorliegenden Werke geboten sei, glauben wir in den vorstehenden Bemerkungen hinlänglich nachgewiesen zu haben; was uns aber dasselbe auch für die lebendige Kunstübung unsrer Tage noch besonders erfreulich macht, ist die Hoffnung, dafs es demselben gelingen möge ein immer lebendigeres Bewufstsein von dem zu erwecken, was der Geist sowohl fremder, als auch der eigenen Nation in der Kunst Grofses und Mächtiges geschaffen hat, und, wo dies Bewufstsein schon vorhanden ist, auch die äufserlich sich bethätigende Theilnahme, wie das innerliche Verständnifs desselben zu fördern, welche allein den Boden bilden, auf dem der Baum einer zeitgemäfsen und nationalen Kunst fest wurzeln und gedeihen kann. Denn in dem ganzen Verlaufe der Kunstgeschichte sehen wir es, dafs nur da die Kunst zur Blüthe gelangt ist, wo sie ein integrirendes, nothwendiges Element des Volkslebens, ein Gegenstand nicht des Luxus, sondern des Bedürfnisses, nicht eines tändelnden Prunkes, sondern des innigsten Genusses, klaren Verständnisses und so allein sittigender Bildung gewesen ist. Dies ist uns, bei allen grofsen Erscheinungen der heutigen Kunstwelt, die Kunst nicht mehr; dafs nun aber durch wissenschaftliches Thun *ihr* jene hohe Bedeutung, und *uns* damit ein fast versiegter Quell des Genusses und der Bildung, wie es jede wahre Kunst von jeher gewesen ist, wieder zu gewinnen sei, ist eine Hoffnung, die, allerdings zwar weitaussehend, gewifs aber nicht thöricht, noch unwerth ist, um mit allen Kräften nach ihrer Erfüllung zu streben.

E. Guhl.

Digitized by Google

№ 115.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

LIX.

Wörterbuch der deutschen Synonymen. Von F. L. K. Weigand, Dr. philos. etc. 3 Bde. Mainz, 1843.; bei Kupferberg. XXVIII, VIII. und 1244 S. 8.

Der Verf. rechtfertigt in der Vorrede die Herausgabe seines Buches durch eine literarhistorische Skizze der deutschen Synonymik, welche die bis dahin unerfüllten Forderungen dieser Wissenschaft an den heutigen Stand der Sprachforschung deutlich herausstellt; Nachträge dazu s. S. 1186 sq. Aber nicht blofs für die Synonymik, sondern für deutsche Sprachforschung überhaupt dürfen wir unparteiisch dieses Werk als eines der bedeutendsten unserer Zeit hervorheben. Es gibt sehr Viel mehr, als der schlichte Titel verspricht, ohne darum die Titelrolle als Hauptzweck aus dem Auge zu verlieren. Die saubere und übersichtliche Anordnung aller einzelnen Artikel verbunden mit einem wohlausgearbeiteten Register verknüpft und scheidet zugleich in zweckmäfsiger Weise die beiden Haupttheile des Inhalts.

Den ersten derselben bildet die Erläuterung der neuhochdeutschen Synonymen aus dem Gebrauche der Gegenwart und der näheren Vergangenheit. Hier geht die Umschreibung und theoretische Erklärung der Synonymen Hand in Hand mit ihrer concreten Nachweisung bei den besten Schriftstellern der ganzen neuhochdeutschen Sprachperiode. Dieses feinste Geäder der Sprache wird einer mikroskopischen Untersuchung unterworfen, nicht einer aprioristischen Classification. Die Sprache ist etwas Gegebenes, die feinste Offenbarung des menschlichen Organismus in seiner Vermittelung mit dem der ganzen Welt; darum nennen wir sie selbst mit Schmitthenner einen secundären Organismus, dessen Betrachtung im Adyton der Naturgeschichte vorgenommen wird. Darum genügt blofse Erkenntnifs und Beschreibung der Gegenwart nicht; die *Geschichte* der Erscheinungen will verfolgt sein. Gestalt und Bedeutung der Wörter und Sprachformen wandeln sich im Laufe der Zeit; das eigenthümliche Leben der Sprache wird allmälig *geschwächt*, aber im Dienste einer höheren *Kraft*. Und weil diese Kraft des Geistes nicht despotisch, sondern organisch waltet, geht jene Schwächung auch in naturgemäfser Allmäligkeit vor sich, ja sie wird durch den herrschenden Geist als Verfeinerung des Sprachorganismus geadelt — ein Proceſs, den wir in der ganzen bekannten Natur häufig wiederholt finden. Die genannte Allmäligkeit macht dem Beobachter ein ebenfalls allmäliges Fortschreiten in die Vergangenheit hinein zur unerläfslichen Pflicht, wenn er das heutige Sprachleben in würdiger Weise als ein Erzeugnifs, nicht der Willkür und Laune, sondern einer inneren Nothwendigkeit deuten will.

In besonderem Mafse gilt dies für die tiefere Erkenntnifs der Synonymen. Für die Gegenwart, die momentane Einheit des Raumes und der Zeit gehn wir hier von dem Satze aus: duo perfecte similia non dantur. Zwei Wörter derselben Sprachperiode und Sprachzone können das Aehnlichste, doch nie Gleiches bedeuten. Aber successiv kann dies der Fall sein; z. B. das *Rofs* unserer Schriftsprache ist nicht ganz, was deren *Pferd* ist; aber es war dies einst und ist es noch in Volksmundarten. Die letzteren stehn hier theils auf gleicher Stufe mit der Vergangenheit als deren treuere Bewahrerinnen; theils gehören sie in die Kategorie des Styls. Und sofern die Abstufungen des Styls in der Schriftsprache wie in der des Umgangs je Einer Zeit angehören, könnten wir, scheint es, von völlig gleichbedeutenden Wörtern Einer Gegenwart reden. Aber die Octave desselben Tons ist nicht er selbst; der Styl bezeichnet verschiedene Stimmungen des Redenden und seiner Weltanschauung; und so wird auch das Eine Object in verschiedener Stimmung oder Färbung auf-

Digitized by Google

gefafst, ein andres und bedarf einer unterscheidenden Bezeichnung durch die Sprache. Eine Bezeichnung der Art wird wiederum nicht durch sinnlose Willkür zu allgemeiner Geltung gefördert. Selbst die wunderlichen Decrete polynesischer Könige, durch welche ein bisher geläufiges Wort aus der Sprache verbannt wird, müssen dafür ein älteres wählen oder ein neues aus schon vorhandenen Elementen in einer dem Sprachgeiste genehmen Weise formen, wenn sie zu dauernder Geltung gelangen wollen. So wird auch der geistreichste Schriftsteller ohne Sprachtakt d. h. ohne Einsicht und Empfindung der historischen Sprachentfaltung kein neues Wort in allgemeinen Gebrauch bringen. Schon dadurch straft sich Taktlosigkeit und Irrthum, dafs die beste neue Idee durch ein unpassend gewähltes oder geformtes Wort falschen Wiederhall in den Seelen der Hörer und Leser weckt und nicht richtig aufgefafst wird, wofür namentlich die Geschichte der Philosophie zahlreiche Belege bietet. Wie die neue Idee in naturgemäfser Descendenz sich entwickelte, so mufs auch ihre Physiognomie in der Incarnirung durch das Wort kenntliche Familienzüge erhalten, wenn sie nicht fremd und unverstanden sich isoliren soll.

Da nun die Mehrzahl der Wörter aus mehreren Elementen besteht, zusammengesetzt oder abgeleitet ist, so kann auch ihr und ihres Inhaltes geheimstes Wesen erst recht durch Decomposition enthüllt werden. Neue Wörterbildungen können nur auf diese Weise erkannt werden, neuer Gebrauch alter Wörter nur unvollkommen ohne sie. Diese Unvollkommenheit wird aber bei allen Fortschritten der historischen Forschung noch für eine Anzahl von Wörtern übrig bleiben, zu deren Urgrund und Genesis nur Ahnung und transcendente Forschung den Zugang versucht. Besonders gilt dies für die einfachsten Wörter, deren Bedeutung im Ganzen auch geringerem Wechsel in der Zeit unterworfen ist. Die Mifslichkeit des eben erwähnten Versuchs ist die Ursache, dafs die *Etymologie*, der jene zergliedernde Forschung überhaupt obliegt, eine nicht minder berüchtigte, als berühmte Wissenschaft geworden ist. Zumal hat sie bei ihrer Wiedergeburt in neuester Zeit durch Hypersthenie sich tadelnden Urtheilen der Aerzte, aber auch der Quacksalber alter Schule ausgesetzt.

Unser Verf. hat, wie wir im Allgemeinen behaupten dürfen, ein schönes und besonnenes Mafs in der hochwichtigen Anwendung dieser Wissenschaft gehalten. Mit Recht bildet die Erläuterung der nhd. Synonymen aus ihrer geschichtlichen Entwickelung den zweiten Hauptbestand seines Werkes. Der Vf. sieht recht gut ein, dafs dabei die gestrige Gestalt und Bedeutung eines Wortes eben so wenig, wie die heutige, ohne Weiteres als die willkürlich ausgeprägte Münze eines Gedankens angenommen werden darf, und dafs deswegen die Forschung soviel möglich Blätter, Zweige, Stamm des ganzen Baumes bis zu den unterirdischen Wurzeln hinab erkunden soll. Aber er knüpft zunächst immer an das Nächste, Sicherste und Unzweideutigste an, so dafs dem Leser die Freiheit bleibt, an irgend einem Puncte begnügt still zu stehn, ohne den weiteren Andeutungen für eine nur mögliche Vergangenheit zu folgen. Selten geht deshalb auch der Vf. selbst weit über die deutsche Sprache, den Kreis esoterischer Vergleichung hinaus, so unerläfslich für umfassende Forschung dieser Uebertritt auch ihm erscheint. Dazu ist die Art der Darstellung ohne vornehme Voraussetzung vieler Sprachkenntnisse so populär eingerichtet, dafs auch der Laie ohne Mühe Alles versteht; zugleich aber die historische Nachweisung besonders innerhalb der alt- und mittel-hochdeutschen Sprache so diplomatisch zuverläfsig, dafs das Werk auch der höheren vergleichenden Sprachforschung schon als kritisch gesichtete Stoffsammlung empfohlen werden kann. Ganz besonders heben wir die Mittheilungen aus einer bis jetzt selbst von J. Grimm noch brach gelassenen Periode der deutschen Sprache hervor: aus der des Uebergangs vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen.

In einer „kurzen etymologischen Einleitung" hat der Vf. einige grammatische Prämissen zum Verständnisse des Werkes gegeben. Er bespricht dort: Sylbe und Wort, Wurzel und Stamm, Vocale und Consonanten mit ihren Verschiebungen und sonstigen Arten des Wandels. Der Nachtrag dazu am Ende des ganzen Werkes darf eben so wenig übersehen werden, als die Nachträge am Ende des dritten Bandes überhaupt, die zugleich das beste Zeugnifs für den subjectiven Fortschritt des Verf.'s während seiner Arbeit ablegen. Natürlich kann auch das reichste und gründlichste Werk dieser Gattung in mehrfacher Hinsicht nicht abgeschlossen heifsen. Nicht blofs bildet und läutert sich die Forschung über einen gegebenen Stoff durch wachsende Kraft und Uebung des Einzelnen, durch Gedankenaus-

Digitized by Google

tausch Verbündeter; sondern auch dieser Stoff selbst wächst nach zweien Richtungen. Das Material aus der Vergangenheit häuft sich durch neue Entdeckungen, durch zunehmende Benutzung der vorhandenen Quellen; sodann wächst ja die Gegenwart sammt ihrem Inhalte mit jedem Pulsschlage der Zeit in die Zukunft hinein, und die ungewöhnliche Regsamkeit der ganzen heutigen Zeit bedingt auch raschen Wandel und Fortschritt der Sprache. Demungeachtet behält immerhin einem Werke, wie dem vorliegenden, für ziemlich lange Zeiträume die Geltung der Gegenwart; für immer aber die eines gründlichen Geschichtswerkes, das nur der Fortsetzung harrt.

Die Synonymen sind nach Nummern und zugleich alphabetisch nach je einem Worte geordnet. Zuerst ist der allgemeinere, gemeinsame Sinn ausgedrückt; dann der Unterschied der Bedeutungen, wozu Belege aus Schriften und Umgangssprache unserer Sprachperiode, darnach historische und etymologische Verfolgung der einzelnen Wörter. Wo letztere eine ausgedehntere Darstellung erfordert, wird sie in eine „Anmerkung" versetzt, wodurch sowohl sie, wie die synonymische Erläuterung in engerem Sinne als Haupttext, übersichtlicher wird; der Leser hat dadurch freiere Hand, die einzelnen Artikel nach seinem besonderen Zwecke zu benutzen, ohne viel Zeit mit Suchen zu verlieren. Ein Beispiel dieser Oekonomie sei Nr. 509. „*Eben. Flach. Blach. Platt.* (gemeinsamer Sinn:) Die Eigenschaft eines Körpers, dafs seine Ausdehnung in die Länge und Breite keine Erhabenheit und Vertiefung hat (Verschiedenheit:) Dies ist *eben*, goth. *ibns* abd. *epan*, = dergestalt übereinstimmend in Aneinanderfügung der Theile des Körpers, dafs jede Linie von einem Endpuncte desselben zu dem andern eine gerade ist. (Es folgen Beispiele) *Flach*, ahd. *vlah* (?), ist eines Stammes mit *platt* mhd. *blate*, aus der Wurzel *bla-*. Beide Wörter bedd. Ausdehnung in die Breite, aber *flach* der Vertiefung, *platt* der Erhöhung entgegengesetzt." Folgen Belege aus der nhd. und nnd. Sprache der Schrift und des Umgangs. „*Blach* ist nur eine veraltete Nebenform von *flach*" u. s. w.; folgen Belege, auch ein mhdeutscher. Die *Anm.* enthält einige exoterische Vergleichungen, an welche sich nähere Beleuchtung der Grundbedeutungen knüpft. Beiläufig ist dort dän. *flad* in ganz gleiche Kategorie mit nhd. *platt* gegenüber dem frz. *plat* gr. πλατύς gestellt, während vielmehr dän. *plat* neben nhd. *platt*, mittelbar oder unmittelbar aus dem Romanischen u. s. w. entlehnt, stehn sollte, und eben so neben dän. *flad* e. *flat* ahd. *flaz* (*flazziu hant*) u. s. w. Ueberhaupt müfsten hier bei ausführlicherer Darstellung die Nebenstämme weiter verfolgt und aus einander gehalten, die Verschiedenheit der Anlautsstufe und des Auslauts oder vielmehr Suffixes soviel möglich erklärt, das Entlehnte von dem Urverwandten oder doch sehr frühe Entlehnten und deshalb in die Lautverschiebung Eingetretenen unterschieden werden. Indessen würde Ausführlichkeit in diesem Mafse fürs Erste nicht zu dem nächsten Zwecke des Buches und dem dazu verwendbaren Raume stimmen; sodann tiefer in exoterische Vergleichungen und in immerhin hypothetische Wurzelreductionen hineinführen, als das Princip des Verf.'s erlaubt. Wie schwer aber oft die Grenzlinien zu halten sind zwischen streng historischer, auf unzweideutige Belege gestützter Forschung, und zwischen den Zonen der Hypothese, der Erschliefsung des uralten Zeugenden aus dem Gezeugten: das erfährt auch der nüchternste Sprachforscher und so auch unser trefflicher Verf. bisweilen. Ob er schon in der Vorrede eine Verwahrung gegen Potts „gewagte Behauptungen" nöthig fand, führt doch nicht selten auch ihn der Forschungsdrang in die Gebiete jenseit der geschichtlichen Sprache. Doch geht er nach seiner vorhin belobten Mäfsigung so vorsichtig, dafs nur selten der historische Boden völlig und tief unter seinen Füfsen schwindet; und da er meistentheils mit unermefslichem, nur unter Deutschen gefundenem Fleifse die gegebenen Daten in streng kritischer Sichtung zusammenstellt, so bleibt dem Leser, wie wir schon oben bemerkten, die Wahl zu folgen, so weit er Lust und Muth hat. An der angeführten Stelle der Vorrede bezeugt der Verf. seine Scheue vor den aufser den Lexikographen bis jetzt unbelegten sanskritischen Wurzeln. Gewifs aber gibt das Wiederfinden vieler unter diesen in den urverwandten Sprachen (neuerdings mitunter auch in den Veden) ihrer Wirklichkeit kein geringeres Zeugnifs, als es sanskritische Textbelege gewähren würden.

Aus dem überreichen Inhalte entnehmen wir blätternd nur noch einige Proben. Der Buchstab *W* beginnt mit Nr. 2205 „*Wabe. Roofs.* Die Zellenscheibe der Bienen" u. s. w. Der Vf. nimmt den zweiten landschaftlich gewordenen, mitunter an *Rose* und — sogar bei Gellert — an *Rôst* assimilirten Ausdruck auf, weil

Digitized by Google

er früher und namentlich auch in der Schriftsprache des nhd. Zeitraums sehr verbreitet war. Die Anmerkung zu dieser Nummer geben wir als ausführliches Beispiel für des Verf.'s Verfahrungsweise: „Die *Wabe* ist ahd. *diu wap(b)â*, mhd. *diu wabe*, neben der männlichen Form *der wap(b)o*, mhd. *der wabe* ältest — nhd. *der Wab* (Brack vocabular.), bei Kaysersberg (Postill III, Bl. 7 *b*) *der honigwab*, nach Grimm III, 463 nicht aus dem gleichbed. lat. *favus*, sondern aus ahd. *wap(b)* wob, der Vorgegenwartsform v. ahd. *wëp(b)an* weben, woher auch mhd. *diu wifl* = *Wabe* (Lohengrin 191.), *wëffel* in ältest-nhd. *hungweffel* Honigwabe. Sollte aber das Wort dennoch durch eine Versetzung aus lat. *favus* entstanden sein, so hat es doch ganz die Gestalt einer Ableitung aus *weben* angenommen, woran auch unser aus lat. *vespa* entlehntes die *Wespe* (oberd. *Webse*, *Webes*, *Wefze*) in seinen ahdd. Namen *dui wafsâ*, *wëfsâ*, mhd. *wëfse*, ags. *wäps*, litthauisch *wapsa*, angelehnt ist. Im Wirtemberg sagt man anst. *Wabe die Wafen*, und daraus scheint franz. *gaufre de miel*. [hier konnte noch Manches aus deutschen und romanischen Sprachen angeführt werden] Uebrigens bed. das ahd. Wort auch die Zellen-Wachsscheibe mit Honig, wie ahd. *seim* (Graff VI, 221) und noch bestimmter *honagseim* mhd. *honecseim* (S. Nr. 987). — In *Roofs* ist *ô* (*oo*) aus *â* verdunkelt wie in Argwohn aus mhd. *arcwân*, ohne aus ahd. *âno* u. s. w.; es sollte also eig. *Raafs* (*Râfs*) geschrieben werden. Alts. sagte man *râta* (Ps. 19, 11.), mittelniederl. die *honigrate*, neuniederl. die *raat*, niederrhein. *honichrait* (im *Teutonista*), mhd. *der râz* (Minnes. II, 154 *b*), älter-nhd. *hung raefs* Honig*râfs* neben *hungwaben* (Eychman, vocabular. pred.), *honig rafsen* (Melber, vocab. pred.), *eine Rosen* (Einzahl, i. d. *Bibelübers.* v. 1483 b. Frisch II, 126 *c*), *die rafs* mit der Mehrz. *rasen* (Alberus Wtbch.), aber auch schon bei Dasypodius (1537) elsassisch Honig*rofs*, und so hat Frisch das *Ros* und Adelung das *Roofs*. Ahd. *dui râza*, was Schmeller III, 125. anführt, habe ich nirgends gefunden. Dem Wort entspricht völlig altfranz. *rée*, neufranz. (mit ausgestofsenem *d*) *rayon* de miel, welche das lat. *radius* Strahl, was übrigens ital. *razzo* lautet, sind; diesem *rad* in *radius* aber entspricht auch nach der Lautverschiebung (Einleit. §. 23.) unser *râz*, gleichwie unser *Rad* ahd. *rad* = „ein um seine Achse beweglicher Kreis" dem lat. *rota*. Doch sind nur die Zellen der *Wabe* der grofsen Hornisse (wetterau. Gäulswespe, weil ihrer neun nach dem Volksglauben ein Pferd tödten sollen) von der mittleren die *Waben* zusammenhaltenden Säule *ausstrahlend* gebaut, fast wie ein Regenschirm. Die *Waben* der Bienen sind Wachsscheiben, wofür man im Ahd. die schöne Zusammensetzung *plaprôt* (Bienenbrot), mhd. *bîebrôt*, ags. *bëobreád* hatte; unser *Bienenbrot* aber bed. den von den Bienen feucht zubereiteten Blüthenstaub in Zellen. Die Wachsscheibe übrigens wird aus Wachsblättchen gebaut, welche die Biene von dem durch den Darmcanal in ihre Säfte übergeführten Honig aus den 8 an den untern 4 Schuppen der Bauchringel befindlichen Fleckchen ausschwitzt (s. Gundlach, Naturgesch. der Bienen S. 15 ff.)."

Wie mannigfaltig der Inhalt ist und wie vielfachen sprachlichen und historischen Interessen er Befriedigung bietet, mögen nur noch einige kurze, fast zufällig uns in die Hand fallende, Hinweisungen beurkunden. Nr. 2218 verhandelt für „anliegendes Kleidungsstück für den Oberleib: *Wamms. Collétt. Corsétt. Jacke. Juppe* (*Juppel*). *Kamisôl. Koller. Leibchen. Mieder. Schaube.*" Ein grofser Theil dieser Ausdrücke ist fremden Ursprungs sammt den Gegenständen, die sie bezeichnen. Zu den zahlreichen und vortrefflichen Nachweisungen des Verf.'s bemerken wir nur beiläufig, dafs das mlt. *bombasium* thorax, woher spät-mhd. *bombeis*, eine Anlehnung an *bombacinium* pourpoint fait de *coton* = *bombax* verräth; und dafs das mlt. *camisia* nicht der ahd. Form *hemidi* (*Hemde*) nachgebildet ist, wenn auch einem ursprünglich identischen Worte. — Viele wichtige und, wie immer, gewissenhafteste Nachweisungen für die historische Formenlehre enthalten z. B. die Nrr. 2222 über *ward* und *wurde*, 2292 *werden* und *geworden*, wo namentlich Grimms „andern überlassene Ausmittelung" Gramm. IV, 15 xx erledigt ist. Nr. 2293. *Worte. Wörter.* erläutert die Entstehung und den Gebrauch dieser und ähnlicher Doppelformen der Mehrzahl. Grimm Gr. III, 306 über *topp!* ist in Nr. 1890, wozu ein Zusatz Schmellers S. 1205, ergänzt und berichtigt; der Verf. erfreute sich mehrfach der besonderen Berathung dieser beiden Gelehrten. S. 1198 ist eine merkwürdige und ausführliche Erläuterung des Wortes Gründonnerstag auch für den Kirchenhistoriker beachtungswerth.

Wir machen zum Schlusse wiederholt auf die besondere Wichtigkeit der Verhandlungen über viele nur erst im Neuhochdeutschen auftretende Wörter aufmerksam. Der Verf. fand hier fast gar keine Vorarbeiten und verpflichtet uns um so mehr durch seine fleifsigen Angaben und scharfsinnigen Forschungen. Wenn auch allmälig erweiterte Kenntnifs der alten deutschen Sprachen und ausgedehntere Benutzung der lebenden hier noch manche Resultate umgestalten wird, bis dereinst das verheifsene Wörterbuch der Gebrüder Grimm erscheint; so verdienen doch schon diese Anordnungen eines verhältnifsmäfsig neuen Gebietes den Ruhm klassischer Gründlichkeit. Wir sehen mit wahrer Freude einem deutschen Wörterbuche des Verf.'s entgegen, das zwar in beschränktem Umfange zunächst für populäre Zwecke erscheinen soll, ohne Zweifel aber auch den Männern der Wissenschaft gar manche werthvolle neue Kunde bieten wird.

Lorenz Diefenbach, in Hanau.

Druckfehler.

In der Rec. über Madvig's Opuscula altera Nr. 94. 95 ist zu verbessern: S. 751 Z. 6 statt *Grundlage* l. *Grundsätze* S. 759 Z. 8 st. *Eifersüchtigen* l. *Ehrsüchtigen*

Digitized by Google

№ 116.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

LX.

Geschichte der bildenden Künste von Karl Schnaase. Düsseldorf, 1843.; *bei Julius Buddeus.*

Es gereicht dem Kunstsinn, wie dem wissenschaftlichen Geist der Deutschen, gleich sehr zur Ehre, dafs sie *die Ersten* sind, welche das Bedürfnifs, die zahlreichen, über die bildenden Künste der verschiedensten Völker und Zeiten vorhandenen Forschungen im Zusammenhange zu übersehen, so lebhaft empfunden, dafs sie darauf eine allgemeine Kunstgeschichte begründet haben. Besonders bemerkenswerth ist es aber, dafs zwei Männer fast zu gleicher Zeit den Gedanken gefafst, jenem Bedürfnisse zu begegnen, denn kaum ist das Handbuch der Kunstgeschichte von *Kugler* erschienen, so folgt ihm schon dieses Werk von *Schnaase*, dessen geistreiche Briefe über Belgien und die Niederlande seinen Beruf, in Dingen der Kunst zu urtheilen, hinlänglich bewährt haben, zur Freude Aller, welche an der Kunstgeschichte ein ernstes Interesse nehmen, nach. Weit entfernt aber, dafs eines dieser Werke das andere überflüssig machte, ergänzen sie sich vielmehr auf eine sehr glückliche Weise. Wenn das Hauptbestreben von Kugler darauf ausgeht, das Wesentlichste des kunstgeschichtlichen Thatbestandes kritisch gesichtet unter allgemeinen Gesichtspuncten zusammenzustellen, so ist die Hauptabsicht von Schnaase, im Einzelnen nachzuweisen, *wie die Kunst-Denkmale jedes Volks und jeder Zeit das Ergebnifs der jedesmaligen physischen, geistigen, sittlichen und intellectuellen Eigenthümlichkeiten desselben sind.* Diese Aufgabe, deren Schwierigkeit nur der gehörig würdigen kann, welcher sich mit ähnlichen Studien abgegeben hat, ist nun meines Erachtens von dem Verf. mit einer Allgemeinheit des Standpuncts, mit einem Aufwande von Geist, Scharfsinn und Kenntnissen gelöst worden, dafs ich es für meine Pflicht halte, auf diese bedeutende Erscheinung aufmerksam zu machen. Der kunstliebende Laie, für welchen das Werk besonders berechnet ist, wird daraus die mannigfaltigste Belehrung schöpfen, aber auch der Künstler, wie der Kunstgelehrte, vielfache Anregung und Befriedigung finden.

Der Vf. hat das Bedürfnifs empfunden, sich mit seinen Lesern über die wesentlichsten Begriffe, welche bei der Kunstgeschichte in Frage kommen, zu verständigen und daher in den zwei ersten Kapiteln seiner ausführlichen Einleitung, welche das ganze erste Buch einnimmt, von der Schönheit, der Kunst, der Idee des Kunstwerks und von dem Symbol gehandelt. Ref. findet dieses Bedürfnifs zwar sehr natürlich, gesteht indefs frei, dafs ihm die Art, wie demselben begegnet worden, nicht ganz befriedigt hat. Er findet hier gewissermafsen zu wenig und zu viel. Zu wenig für eine förmliche, wissenschaftliche Begründung, zu viel für den Laien, auf den das Werk eigentlich berechnet ist. Mindestens dürfte dasselbe auch ohne diese beiden Kapitel an Verständlichkeit nichts verlieren. In dem, was der Verf. über die Schönheit sagt, kann Ref. der Behauptung, dafs dieselbe in den wirklichen Dingen, vornehmlich deshalb, weil sie vergänglich sind, nicht vorhanden sei, durchaus nicht beipflichten, sondern ist vielmehr der Ansicht, dafs die Schönheit sowohl diesen, als den Kunstwerken innewohnt, nur dafs sie sich in beiden auf eine verschiedene Weise offenbart; nämlich in den Dingen der Natur unmittelbar, in den Kunstwerken durch das Medium eines bestimmten, menschlichen Geistes, woher denn auch die Philosophie die bekannte Unterscheidung zwischen dem Naturschönen und dem Kunstschönen macht. Wenn der Vf. ferner die Entstehung der bildenden Künste aus dem Bedürfnisse nach Schönheit erklärt, so ist dieses nur bedingungsweise zugegeben, indem das blofse Verlangen, einen Gegenstand für die Anschauung möglichst *deutlich* aus-

Digitized by Google

zudrücken, ohne Zweifel ebenfalls einen sehr grofsen Antheil daran hat. Dagegen fehlt es nicht an mehreren, sehr treffenden Bemerkungen. Dahin gehört z. B. die, dafs das wahre Kunstwerk nur dann entstehen kann, wenn die dasselbe schaffende Phantasie durch die Wirklichkeit belehrt und gezügelt wird. Auch was der Vf. über die Art des Bewufstseins bei dem Schaffen des Künstlers sagt, ist eben so fein herausgefühlt, als glücklich ausgedrückt. Von der Idee des Kunstwerks heifst es unter Anderem sehr gut, „dafs sie zwar der Bestimmtheit und ausschliefsenden Schärfe des Gedankens entbehrt, aber indem sie ganz die Erscheinung und ihre Mannigfaltigkeit an sich trägt, einen Reichthum von Beziehungen in ihrer lebendigen Wechselwirkung in einen Moment zusammendrängt." Auch die hohe Bedeutung der Eigenthümlichkeit des Künstlers wird gebührend hervorgehoben, wenn es heifst: „Von der Feinheit und Tiefe der Empfindung und von der Klarheit des Geistes im Künstler hängt daher auch die Tiefe und die Klarheit der Idee des Kunstwerks ab." Bei dem Symbol geht der Vf. die verschiedenen Bedeutungen durch, worin dieses Werk bisher genommen worden, und erklärt sich dahin, dasselbe nur von Kunstwerken, welche den früheren Stufen der Entwickelung angehören, gebrauchen zu wollen, welche mehr ein Zeichen der Idee, so sie aussprechen sollen, als dieselbe in vollständiger, künstlerischer Ausbildung geben.

Das dritte Kapitel, worin der Vf. von den einzelnen Künsten handelt, beginnt mit der Erörterung, dafs die Elemente, worin und woraus die Kunstwerke entstehen können, der Raum, die Zeit und das Leben sind. Ref. gesteht, dafs ihm für das Publicum, welches der Vf. besonders vor Augen hat, die Auseinandersetzung als etwas zu weitläuftig gerathen erscheint. Aus diesen Elementen bestimmen sich die Gesetze der einzelnen Künste. Was dagegen der Vf. über das Verhältnifs der Künste zu einander sagt, beweist, dafs er nicht nur in das Wesen der bildenden Künste, sondern auch in den Geist der Musik und Poesie eingedrungen ist. Hierauf kommt der Vf. auf die geistigen Eigenschaften, welche bei den Künsten thätig sind, und unterscheidet dieselben in der des Wissens und der Empfindung. Bei den bildenden Künsten waltet nach ihm das erstere, bei der Musik das letztere, bei der Poesie eine gleichmäfsige Durchdringung beider Thätigkeiten vor, so dafs die bildenden Künste vornehmlich dem objectiven, die Musik dem subjectiven, die Poesie endlich dem individuellen Geiste entspricht. Alle drei Geistesarten kommen indefs mehr oder minder deutlich wieder innerhalb einer jeden dieser drei Kunstbereiche vor, bei den bildenden Künsten erscheinen sie in den einzelnen Künsten der Architektur, der Sculptur und der Malerei, bei der Poesie als Gattungen in der epischen, lyrischen und dramatischen Poesie, selbst in der Musik lassen sie sich noch, wenn gleich minder scharf gesondert, unterscheiden.

Der Vf. geht nun zur näheren Betrachtung des eigentlichen Gegenstandes seines Werkes der bildenden Künste und zwar zuerst der Architektur über. Er weist hier nach, dafs das Wesen dieser Kunst bisher besonders deshalb nicht richtig aufgefafst worden, weil man bei ihr die Nachahmung der Natur ganz zu vermissen glaubte, während man sie bei der Sculptur und Malerei zu ausschliefslich annahm. Mit Recht bestreitet er eben so die Meinung, dafs die Schönheit in der Architektur lediglich in der Zweckmäfsigkeit der einzelnen Theile bestehe. Die Architektur ist vielmehr nach dem Vf. die Darstellung des Schönen in der unorganischen Natur, wozu sie dadurch gelangt, dafs sie dieselbe nach ihren Gesetzen der Schwere und Kohärenz zu individuellen Zwecken ausbildet. Wenn aber der Vf. fortfährt, es sei leicht zu finden, wie durch diese Verbindung sich die künstlerischen Ansprüche auf Einheit des Ganzen, auf Theilung, Symmetrie, Proportion und Harmonie der Theile entwickeln, so mufs Ref. hinzufügen, dafs dieses doch ohne ein lebhaftes Gefühl für die Schönheit der Verhältnisse, wie leider so viele Beispiele beweisen, nicht erreicht wird, mithin dieses Gefühl doch für die Architektur ein höchst wichtiger Moment und keinesweges als Erklärungsgrund der Schönheit in der Architektur so gering anzuschlagen ist, als der Verf. S. 48 dieses thut. Ja, in diesem Gefühl für die Schönheit der Verhältnisse möchte gerade der Vorzug einer gröfseren Unabhängigkeit von der Natur liegen, den der Vf. der Architektur mit Recht auf der einen Seite vor den anderen bildenden Künsten vindicirt, während sie diesen in der Abhängigkeit von bestimmten, nützlichen Zwecken nachstehen mufs.

Die Sculptur, welche der Vf. zunächst betrachtet, hat es vorzugsweise mit dem höchsten Product der organischen Natur, mit dem Menschen, zu thun, und die Schönheit, welche sie hervorbringt, ist demnach von

Digitized by Google

höherer und mehr individueller Art. Für manche Gesetze der Anordnung und der Behandlung des derben Stoffs ist die Architektur als eine Vorschule für sie zu betrachten. Da die Sculptur nur durch die Form das Leben wiedergeben kann, ist ihr jede Art von Bekleidung, welche dieselbe undeutlich macht, ungünstig. Weil sie auf das Auge als auf das Haupt-Organ des Seelenhaften Verzicht leisten muſs, legt sie ein gröſseres Gewicht als die Malerei auf die Ausbildung und Veredelung der Formen des ganzen Körpers. Daſs sie aber in unbekleideten Statuen das eigenthümlich Seelenhafte des Gesichts, weil es sonst mit jener Ausbildung der übrigen Körpertheile nicht harmonirt, um etwas herabstimmt, scheint Ref. zu jenen Sophismen zu gehören, zu welchen der Vf. an einigen Stellen von seinem Scharfsinn verführt wird. Wenn sodann dem Vf. gewiſs zuzugeben ist, daſs die eigentlichste Aufgabe der Sculptur die Darstellung des einzelnen Menschen ist, wie schon der Umstand beweist, daſs ihre höchsten Leistungen einzelne Statuen, z. B. die des Zeus von Phidias, gewesen, so muſs doch Ref. die daraus gemachte Folgerung, daſs die Gruppe und das Relief schon Uebergänge zur Malerei sind, auf die letzte Gattung beschränken.

Die Bemerkungen über das Wesen der Malerei erscheinen dem Ref. dagegen fast durchgängig eben so fein als treffend. Indem die Malerei auf Wiedergeben des bloſsen Scheines der Körperlichkeit angewiesen ist, kann sie in der strengen und schönen Durchbildung der Form mit der Sculptur nicht wetteifern, durch den Gebrauch der Farben aber ist sie ungleich mehr zum Ausdruck des Auges und damit des ganzen Seelenlebens befähigt. Sie faſst ferner den Menschen nicht isolirt, sondern in seiner Umgebung auf, ja zieht alle Gegenstände der Natur in den Kreis ihrer vergeistigenden Darstellungen. Wenn sie in der Harmonie der Anordnung und der Formen mit der Architektur verwandt ist, so setzt die Harmonie der Farben sie in Beziehung zur Musik.

In dem folgenden Kapitel spricht sich der Vf. über die geschichtliche Bedeutung der Künste auf eine sehr befriedigende Weise aus. Nach einigen Bemerkungen über den geistigen Zusammenhang aller geschichtlichen Erscheinungen, wonach auch die begabtesten Genien so Groſses nicht leisten könnten, wenn sie nicht die geistige Erbschaft der Nation überkämen, welcher sie angehören, sagt der Vf., daſs auch die Kunst eine der nothwendigen Aeuſserungen der Menschheit sei, worin sich ihr Genius vielleicht noch vollständiger und eigenthümlicher ausspreche, als in der Religion, der eigentlichen Seele des Volksgeistes, weil in dieser immer die Form des Gedankens oder doch des vergeistigenden Gefühls vorherrscht, während in der Kunst auch die sinnliche Natur vollkommen mitaufgenommen und befriedigt ist. Im Entwickelungsgange der Kunst haben wir daher auch das treueste Bild der fortschreitenden Humanität. Besonders fein und geistreich sind die Bemerkungen, welche der Verf. hierauf über die Folge macht, in welcher sich die einzelnen Künste entwickeln. Auch die Wirkung der Künste auf das politische Leben, wie auf den Volksgeist im Allgemeinen und auf die einzelnen geistigen oder äuſserlichen Thätigkeiten wird hervorgehoben und die Wichtigkeit der Kunstgeschichte, welche alle diese Wirkungen, wie die Rückwirkungen, so alle übrige geistige Richtungen wieder auf die Künste ausüben, im Einzelnen verfolgt, mit Recht sehr hoch angeschlagen.

Der Vf. beginnt im zweiten Buche seine Kunstgeschichte mit Ostindien, „welches von uralter Zeit her stets für die Phantasie der westlichen Völker das Land der Wunder, die Quelle des Reichthums und der Weisheit, ein Ziel der Sehnsucht gewesen ist." Mit wenigen Zügen wird im ersten Kapitel die wunderbare Productionskraft der Natur des Landes und die Gegensätze der höchsten Gebirge mit den von den mächtigsten Flüssen durchströmten Ebenen, der gröſsten Schönheiten und der schrecklichsten Plagen geschildert und nachgewiesen, wie die heutige Bevölkerung eben so im bunten Gemisch das Edelste, wie das Verächtlichste enthält. Zunächst kommt der Vf. auf die uralte Cultur der Inder, wie sie aus ihrer Literatur erhellt, und sehr richtig sagt er, wie die strenge Eintheilung in Kasten, obgleich ihrer augenscheinlichen Nachtheile, wohlthätig auf die Milderung der Sitten und auf die Förderung der Künste des Friedens einwirken muſste. Aber wie in der Natur finden sich auch bei den Menschen die schroffsten Gegensätze, das System der reinsten Moral, die zartesten Aeuſserungen von Sanftmuth und Mitgefühl, und die schrecklichsten und grausamsten Aeuſserungen eines blinden Fanatismus. Der Grund dieser Gegensätze ist in dem pantheistisch-phantastischen Charakter ihrer Religion zu suchen, in

Digitized by Google

welcher sich indefs wieder die Gegensätze des Brahmaismus und Buddaismus vorfinden. Bei der Betrachtung der bildenden Künste der Inder, handelt der Vf. im zweiten Kapitel zuerst von den weitläuftigen Grottentempeln. Sehr treffend sagt er von diesen im Allgemeinen, nachdem er das Zweckwidrige und Willkürliche im Einzelnen besonders an den Säulen mit feinem Gefühl nachgewiesen, wie diese schweren, schwülstigen Formen, diese dunklen Höhlen, überladen mit gigantischem Bildwerke uns empfinden lassen, dafs sie aus einem unfreien Geiste hervorgegangen sind, ein Unbekanntes und Unverständliches geheimnifsvoll und drohend andeuten, und dem dunklen, phantastisch-wilden Geiste der Religionslehren durchaus entsprechen. Die buddhistischen Dagogs, gleichsam künstliche Felsen, bilden nach der sehr wohl motivirten Ansicht des Verf.'s den Uebergang von jenen Grottentempeln zu den eigentlichen Bauwerken der Inder. In der kuppelförmigen Gestalt sieht Ritter eine Nachahmung der Wasserblase, eines bei den Buddhisten beliebten Bildes der Vergänglichkeit des irdischen Leibes, während im Innern die etagenweise aufsteigenden Kammern den Lebensstufen der aufwärtsstrebenden Seele entsprechen sollen. Da aber ähnliche Formen auch schon früher bei den Brahmanen vorkommen, ist der Vf. der Ansicht, dafs solche symbolische Deutung sich mehr der schon hergebrachten Form angeschlossen, als dieselbe hervorgebracht haben mag. Von den zahlreichen Pagoden, deren Hauptmassen sich in verschiedenen Absätzen zu pyramidaler Form erheben, deren Details aber einen überladenen Reichthum zeigen, werden nur die berühmtesten auf der Insel Ramisseram, von Tanjore, Chillambram und Jagernaut näher betrachtet, in welchen statt des Einfachen und Zweckmäfsigen das Volle und Schwülstige, statt des Geradlinigen und Rechtwinkligen üppige Fülle und pyramidalische Anhäufung vorherrschend ist.

Das dritte Kapitel über die Plastik und Malerei der Inder wird mit Betrachtungen über die körperliche Bildung und den Schönheitssinn derselben eingeleitet. Auch nach unseren europäischen Begriffen gehören sie zu den schöneren Völkern. Bei der Schönheit der Frauen wird von ihnen auf die Schlankheit der Gestalt und auf die Gröfse der Augen das meiste Gewicht gelegt und in den Vergleichungen mit denselben überall das Zarte, Pflanzenhafte hervorgehoben. Diese Richtung auf das Weiche und Weibliche ist aber bei dem Schönheitssinn der Inder entschieden vorwaltend, woher ihnen denn auch bildliche Darstellungen in diesem Kreise noch am meisten gelingen. Wenn es dagegen darauf ankommt, männliche Kraft, wie sie den Göttern im höchsten Mafse innwohnend gedacht wird, auszudrücken, vermögen sie dieses nicht mit der gewöhnlichen, menschlichen Bildung zu leisten, sondern sie greifen zur Vervielfältigung der Köpfe und Arme und schweifen dadurch aus dem Gebiete schöner Kunst in das einer willkürlichen und dem Schönheitssinn höchst widerstrebenden Symbolik über.

Bei den Bildwerken sind die Formen der Körper nicht unschön, und läfst sich auch gegen die Verhältnisse nichts erinnern, als dafs sie etwas zum Schlanken neigen. Dagegen fehlt es so sehr an der Angabe einer festen Knochenbildung, ja selbst der Muskeln, dafs die Knochen öfter wie biegsam erscheinen, welche Art der Behandlung vorzüglich bei den vielen kolossalen Gestalten den Eindruck widerlicher Schlaffheit, machtloser Sinnlichkeit oder eines gespenstischen Wesens macht. Von einer Ausbildung verschiedener Charaktere oder eines momentanen Ausdrucks kann vollends nicht die Rede sein. Der Vf. erklärt dieses, unseres Erachtens, sehr richtig aus dem Mangel an plastischem Sinn, welcher sich schon in den wenig scharf ausgeprägten Gestalten ihrer Poesie zeigt. Besonders treffend und geistreich sind die Bemerkungen, wodurch der Vf. den stationairen Charakter der indischen Bildwerke erklärt, welche wiederzugeben uns der Raum hier nicht gestattet.

Von der Malerei der alten Inder, auf welche der Verf. jetzt kommt, hat man bisher nur Wandgemälde, Vorgänge aus dem häuslichen Leben darstellend, in den Felsengrotten von Ajavanti gefunden, welche sehr gut gezeichnet sein sollen. Keinesweges aber hat diese Kunst bei ihnen die Bedeutung der Plastik.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 117.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

Geschichte der bildenden Künste von Karl Schnaase.

(Fortsetzung.)

Wenn der Verf. indefs den indischen Miniatur-Malereien, welche in neueren Zeiten dort gemacht werden, jeden Anspruch auf Charakter oder Naturwahrheit, auf Erfindung und Geist abspricht, und daraus auch auf eine fabrikmäfsige Ausübung der Malerei bei den alten Indern schliefsen will; so scheint d. R. dieses Urtheil im Allgemeinen zu hart, indem derselbe dergleichen Miniatur-Malereien gesehen, welche wenigstens die beiden ersten jener Eigenschaften in nicht gewöhnlichem Grade besitzen und eine reizende Anschauung einer fremdartigen, aber anmuthigen Eigenthümlichkeit gewähren, wonach man den Indern fast eine gröfsere Anlage zur Malerei, als zur Plastik zutrauen möchte. Inwiefern dieselbe schon in alter Zeit zur Ausbildung gekommen, ist freilich, so lange nur so spärliche Beispiele, als die oben erwähnten, bekannt sind, schwer zu entscheiden.

Am Schlusse die künstlerischen Leistungen der Inder noch einmal überblickend, bemerkt der Vf. sehr treffend, dafs darin eine Neigung zum Weichlichen und Schwülstigen, ein Mangel an gehaltener Kraft die wahre Schönheit nicht aufkommen läfst, und dafs bei diesem von den sinnlichen Reizen einer übergewaltigen Natur berauschten Volke grofse Anschauungen und Gedanken mit den wüsten Bildern einer üppigen und sinnlichen Phantasie wild wechseln.

Von Indien den Weg nach Westen einschlagend, gelangt der Vf. im ersten Kapitel des dritten Buchs zunächst zu den Babyloniern. In der grofsen Flufsebene, worin Babylon lag, hatte der Mangel an sonstigem Material zum Gebrauch der Ziegel geführt, welche, der Zeit und der Zerstörungswuth der Menschen weniger widerstehend, verursacht haben, dafs die kolossalen Trümmer von Babylon zu formlos sind, um daran eine bestimmte Bauweise zu erkennen. Aus den uns aufbehaltenen Nachrichten über Babylon, wie aus dem Material, zieht indefs der Vf. den gewifs sehr richtigen Schlufs, dafs hier im Gegensatz zu den indischen Bauten eine durchaus regelrechte Form und das geradlinige Element vorherrschend, und anstatt der Säulen und der Stein-Arbeit nur flache, farbig verzierte Mauern vorhanden gewesen. Beiden gemeinsam aber ist das Bestreben, durch grofse Massen zu wirken.

Die Kunde von der Bildnerei der Babylonier ist noch geringer. Die Darstellungen der Jagd des Ninus und der Semiramis auf den Mauern der Königsburg, von denen Meldung geschieht, ist der Vf. geneigt, für Malereien zu halten, da Reliefs von so ansehnlicher Gröfse bei einem Bau von Ziegeln nicht wohl ausführbar sind. Es ist indefs wohl die Frage, ob die mächtigen Herrscher für diesen Fall das nöthige Material von Steinen nicht auf dem Euphrat oder Tigris herbeigeschafft haben, da Malereien an dieser Stelle doch einen zu wenig monumentalen Charakter zu haben scheinen.

Bei den Persern, welche im zweiten Kapitel folgen, verweilt der Vf. zuerst bei der Religion und Verfassung, und spricht sich mit Recht dahin aus, dafs weder der scharfe Dualismus der er ersteren, noch der absolute Despotismus der zweiten geeignet waren, dem Leben eine haltbare, sittliche Gestalt zu geben, und mithin einer höheren Entwickelung der bildenden Künste eben so wenig günstig waren, als die sehr verständige, bürgerlich nüchterne Weltansicht der Perser. Weil sie ihre Opfer auf den Bergen brachten, bedurften sie keiner Tempel, da sie sich ihre Götter nicht in menschlicher Gestalt dachten, keiner Götterbilder. „Auch kann die Kunst sich nicht auf den schroffen Gegensatz von Gut und Böse anweisen lassen, sie braucht wie die Natur die heitere Mischung von Licht und Dunkel, aus

Digitized by Google

der die bunten Farben, die lebendigen Formen hervorgehen." Hierauf giebt der Vf. nach den besten Quellen Nachricht von den Denkmalen persischer Kunst. Die Grabmäler des Cyrus, wie anderer altpersischer Könige in dem heutigen Fardistan erscheinen gegen die anderer Völker, z. B. der Aegypter, kleinlich. Desto grofsartiger sind dagegen die Ruinen von Tschil-minar, dem alten Persepolis, deren Umfang 4000 Fufs beträgt. Die ganze Anlage des Gebäudes, welches sich terrassenförmig mit grofsen Prachttreppen erhebt, der Inhalt der daran befindlichen Sculpturen, sowie die darüber vorhandenen Nachrichten bestimmten den Vf. mit Recht, darin eine Art heiligen Reichspalast zu erkennen, worin die Könige von Persien durch gewisse Weihungen und Huldigungen ihrer Völker recht eigentlich mit pomphaften Ceremoniell als Herrscher gefeiert wurden. Die Schärfe und Schönheit der Technik entspricht dem Material, welches für die zahlreichen Säulen in weifsem Marmor, sonst in dem schwarzen Steine des Berges besteht. Das Ganze macht einen heiteren und freundlichen Eindruck, und steht mit dem überschlanken Verhältnifs der Säulen und sonstigen Details in einem sehr entschiedenen Gegensatz zu dem gedrückten, wulstigen und üppig Schwellenden der indischen Bauwerke. Obwohl an dem Gebälk der Grabmäler, wie in der Form mancher Säulenkapitäle eine auffallende Aehnlichkeit mit dem ionisch-griechischen Styl stattfindet, wird doch vom Vf. ein Ausflufs aus Griechenland mit guten Gründen abgelehnt, und den Persern ein eigenthümlicher Styl der Architektur vindicirt. Bei den Sculpturen, sämmtlich Reliefs, ist ein phantastisches Element nur in einigen Thierbildungen zu erkennen, bei den Menschen herrscht fast durchgändig eine höchst genaue Nachbildung der Natur, wiewohl mit mangelhafter Kenntnifs des menschlichen Körpers. Die Mehrzahl der Reliefs stellt die Deputationen der Völker des Reiches, welche dem Könige Gaben bringen, oder sonstiges Hof-Ceremoniell vor. Es ist darin der Ernst und die Würde des öffentlichen Lebens, des monarchischen Hofhalts, einfach und ohne übertriebene Steifheit aufgefafst, und die Stylgesetze des Reliefs gut beobachtet. Auch in diesem Anhalten an die Natur zeigt sich ein grofser Unterschied von den willkürlichen und phantastischen Gebilden der indischen Sculpturen.

Auf seiner ferneren Wanderung nach Westen kommt der Vf. im dritten Kapitel zu den Phöniziern und Juden. Von beiden Völkern fehlen die Denkmale gänzlich, ja bei den Phöniziern sind selbst die Nachrichten so dürftig, dafs sich daraus nicht viel mehr schliefsen läfst, als dafs sie als Material vornehmlich Holz und Metall verwendet haben. In Betreff des salomonischen Tempels begnügt sich der Vf. nicht mit dem Wiederholen der kannten Nachrichten, er weist mit Recht sowohl die Anwendung griechisch-römischer, die in den früheren, als die ägyptischer Architekturformen, welche in den späteren Versuchen einer Restauration desselben vorwaltet, zurück, und macht dagegen die Uebereinstimmung mit dem Baustyl der Phönizier höchst wahrscheinlich. Wenn schon Steine bei dem Bau des Tempels in Anwendung gekommen, ist es doch gewifs, dafs die Bedeutung des Steines, als des schönsten Stoffes für architektonische Form, den Juden völlig unbekannt war, denn daraus, dafs in der alten Beschreibung es zum Preise des Baues angeführt wird, dafs man keine Steine sah, geht unwiderleglich hervor, dafs sie durch Holzverkleidung verdeckt gewesen; ja manche Theile, wie die Thürpfosten, waren ganz von Holz.

Aus den vorhandenen Nachrichten zieht der Verf. den sicheren Schlufs, dafs der salomonische Tempel ein Gebäude von mäfsiger Gröfse, von nicht unedlen, höchst bestimmten Verhältnissen, ohne Säulenreihen und ohne eigentliche architektonische Form und Gliederung gewesen.

Sehr geistreich erscheint Ref. die Bemerkung, welche diese Art der Holzarchitektur bei den seefahrenden Phöniziern aus den Schiffen, bei den so lange Zeit nomadisirenden Juden aus dem Zelt und dem Bretterhaus herleitet und erklärt.

Dafs die Sculptur bei beiden Völkern nicht zu sonderlicher Ausbildung gelangt sein kann, wird mit Scharfsinn nachgewiesen, und dafür bei den Juden aufser der Eigenthümlichkeit ihrer Religion besonders die höchst kühne und heftig bewegte Phantasie, welche ihre Dichter zeigen, als der ruhigen Ausführung des plastischen Bildes ungünstig, geltend gemacht.

Diesem Abschnitt läfst der Vf. noch als Anhang antiquarische Bemerkungen über den salomonischen Tempel folgen, welche das Befriedigendste sind, so Ref. über diesen so viel besprochenen Gegenstand kennt. Es ist ihm indefs nicht vergönnt, sich an diesem Orte auf die Einzelheiten desselben einzulassen.

Asien verlassend kommt der Vf. im vierten Buche

Digitized by Google

auf die Betrachtung der bildenden Künste in Aegypten. Sehr treffend wird im ersten Kapitel, welches von der Natur des Landes und dem Charakter des Volks handelt, der mächtige Einfluſs nachgewiesen, den das geheimnisvolle Anschwellen des allbelebenden und allbefruchtenden Nilstroms auf die Art der Bildung des Volkes ausüben muſste. Die Zeit dieser Fluth nach dem Laufe der Sonne und der Gestirne zu bestimmen, führte früh auf astronomische, sich dagegen zu schützen und sie zugleich für die Felder gehörig auszunützen, auf geometrische Kenntnisse, welche hier in den Händen der Priester mehr als irgendwo ein religiöses Gepräge erhielten. Die Folge hiervon war ein sehr groſser Antheil der Priesterkaste an der Herrschaft und die fast ausschlieſsliche Bestimmung aller Lebens-Verhältnisse durch sie. Der Abstand des Nilthals und der Wüste, der Wechsel im Anschwellen und Sinken des Nils sind Gegensätze, welche das Volk sehr natürlich lebhaft auf den gröſsten aller Gegensätze, auf den von Leben und Tod führen muſste. Eine ungemeine Bedeutung gewann hiermit in Verbindung die Rücksicht auf die Fortdauer nach dem Tode; doch deutet die auſserordentliche Sorgfalt, welche sie auf die möglichste Erhaltung der Leiber gewendet, nach des Verf.'s sehr richtiger Bemerkung darauf, daſs bei ihrer Unsterblichkeits-Lehre mehr an eine Wiederbelebung der Körper, als an die Unsterblichkeit der Seele in einem reinen Sinne gedacht wurde. Besonders charakteristisch ist die Religion der Aegyptier durch die Verehrung so vieler Thiere als die Symbole von Göttern. Aus den Hieroglyphen der Aegyptier zieht der Vf. sehr wichtige Schlüsse auf die Literatur und die Richtung ihrer Phantasie. „Für freie geistige Mittheilungen, für individuellere Ausdruck des Gedankens, für wissenschaftliche Zwecke oder geistreiches Verständniſs war eine so schwerfällige Schrift nicht gemacht," und auch der bildenden Kunst insofern nicht günstig, als die in den Hieroglyphen verwendeten Gestalten nicht um ihrer selbst willen, um als Kunstgestalten auf die Phantasie zu wirken, sondern lediglich zu dem ihnen ganz fremden Ausdruck von Gedanken verwendet wurden. Das unablässige Verharren bei einem Hergebrachten in allen Dingen ist für die Aegyptier besonders bezeichnend, und sehr gut sagt der Vf. in dieser Beziehung: „Die Weisheit der priesterlichen Erziehung hatte den Strom des Nationalgeistes, damit er nicht austrete, wie in einen festen steinernen Kanal hinein geleitet, wo er gleichmäſsig Jahrtausende lang flosſ." Bei der hierauf folgenden geschichtlichen Uebersicht hebt der Vf. besonders den Umstand hervor, daſs eine Reihe von Königen, welche zu Memphis residirten und die Erbauer der Pyramiden gewesen sein sollen, als Feinde der Götter, als Tyrannen und Unterdrücker des Landes geschildert werden. Nach diesen einleitenden Betrachtungen giebt der Vf. im zweiten Kapitel eine vortrefflich gefaſste geographische Uebersicht der wichtigsten Gebäude im ägyptischen Styl, wobei er, von den südlichsten in der Nähe der Stadt Shendy, in dem alten Priesterstaat Meroe, anfangend, durch Nubien in das eigentliche Aegypten gelangt und von dort, von den Denkmalen der Inseln Philae und Elephantine beginnend, die von Syene, die kolossalen Paläste, Tempel und Hypogäen der Thebais, die Pyramiden bei Memphis, endlich die Denkmale in dem heutigen Thal El Fayoume beschreibt, worin die durch die neuen Beobachtungen von Lepsius als das berühmte Labyrinth auſser Zweifel gesetzten Ruinen sich am meisten auszeichnen. Aus den einzelnen, wiewohl geringen Ueberresten, welche sich in dem alten Delta erhalten haben, schlieſst der Vf. mit Recht, daſs auch diese fruchtbarste Gegend Aegyptens vordem mit bedeutenden Bauten im ägyptischen Styl geschmückt gewesen, welche indeſs von den Fluthen des Nils, den Kriegen und den Bauten der Araber zerstört sein mögen.

Das dritte Kapitel, welches von dem Styl der ägyptischen Architektur handelt, ist nach dem Erachten des Referenten eines der bedeutendsten des ganzen Werks. Der Vf. beginnt mit Darlegung der Gründe, weshalb bei dieser Betrachtung die Pyramiden von den übrigen Bauten völlig getrennt werden müssen. „Beiden liegt eine ganz verschiedene Richtung des Formensinnes zum Grunde. Die Pyramide ist abgeschlossen und finster, ohne Zugang, durch ihre Form schon aussprechend, daſs sie keine freien, zum Aufenthalte Lebender bestimmte Räume enthält, die übrigen ägyptischen Gebäude dagegen sind einladend, geöffnet, freie Höfe, Säulengänge, geschmückte weite Hallen folgen einander."

Von den Pyramiden insbesondere sagt der Verf.: „der alte Ruhm der Pyramiden, das Geheimniſs, welches auf ihnen ruht, der kolossale Luxus und der geschickte Gebrauch mechanischer Hülfsmittel, endlich

Digitized by Google

ihre wunderbare Stellung an der Gränze der fruchtbaren, bewohnten Welt und der tödtenden Wüste, alles dieses verschafft ihnen eine bleibende Bedeutung. Dieselbe darf uns aber nicht hindern, ihnen in Beziehung auf den ästhetischen Werth architektonischer Formen die niedrige Stelle anzuweisen, die ihnen gebührt. Grandiose Einfachheit ist ein Verdient architektonischer Werke, aber nur da, wo sie eine Mannigfaltigkeit von Formen zusammenfafst, nicht wo sie dieselbe ausschliefst."

Die von den übrigen ägyptischen Baudenkmalen so durchaus abweichende Form der Pyramiden sucht der Vf. mit vielem Scharfsinn daraus nachzuweisen, dafs die schon oben erwähnten Könige, welche sie erbauet, einem anderen religiösen Cultus huldigten. Nach den Pyramiden, welche sich in Aethiopien finden, vermuthet er, dafs sie von dort her eindringend sich der Herrschaft in Aegypten bemächtigt haben mögen. Hiermit stimmt allerdings das hohe Alter, welches neuere Forscher den Pyramiden beimessen, nicht überein. Hoffentlich wird dieser Punct durch Prof. Lepsius seine definitive Aufklärung finden.

Die Bemerkungen über die sonstigen Baudenkmale der alten Aegyptier, worauf der Vf. nun kommt, zeugen von seiner feinen Beobachtungsgabe in der Architektur. Die weitläuftige Anlage der Tempel mit ihren imposanten Pylonen und kolossalen Statuen, ihren verschiedenen Säulenreihen und Vorräumen, bevor man zu dem dunklen Sanctuarium gelangt, sind durchweg auf Wallfahrt, auf Erweckung und Verstärkung der andächtigen, staunenden, ehrfurchtsvollen Stimmung, auf Ernst und Schweigen berechnet, womit das Volk oder die Priester, jeder wie weit es ihm gebührt, den heiligen Stellen nahen sollen. Das Eigenthümliche dieser Anlage besteht aber darin, dafs sie nicht geschlossen ist, sondern stets Vergröfserung verträgt.

Wie einfach das Aeufsere der Tempel erscheint, so reich ist das Innere derselben, namentlich durch die vielen Säulen, in deren Bildung zwar eine grofse Mannigfaltigkeit, aber auch eine grofse Willkür herrscht, denen indefs durchgängig die Pflanze als Vorbild gedient hat, wie sich dieses besonders in den Kapitälen ausspricht. In der Art, wie die Bildung derselben wechselt, that sich nach der Bemerkung des Verf.'s sehr entschieden eine perspektivische Auffassung der Architektur kund. Die Wirkung der einzelnen Theile der Gebäude wurde noch ungemein vermittelst der durchgängigen Bemalung derselben in bunten Farben verstärkt. In Beziehung der sogenannten Typhonien, welche in der Hauptform dem griechischen Tempel näher stehen, lehnt der Vf. die Vermuthung, dafs sie letzteren nachgeahmt seien, entschieden ab, wiewohl er zugiebt, dafs sie einer späteren Zeit angehören, als jene gröfseren Tempel.

Etwas Genaueres über die Zeit zu bestimmen, in welcher die verschiedenen ägyptischen Gebäude ausgeführt worden, hält der Vf. mit Recht bei den unveränderlichen Formen der dasigen Kunst für sehr schwierig. Nur so viel scheint ihm ausgemacht, dafs die Höhlenbauten in Nubien nicht die ältesten sind, dafs die Denkmale von Theben der Zeit der höchsten Blüthe angehören, der Tempel von Edfu aus einer späteren, die von Philae und Elephantine aus einer noch etwas jüngeren Zeit stammen möchten.

Den Schlufs dieses Kapitels bildet eine ästhetische Würdigung der ägyptischen Architektur. Es ist hierbei von Anderen öfter zu viel Gewicht auf den kolossalen Mafsstab der Denkmale gelegt worden, welcher bei vielen Gebäuden noch dazu nicht einmal in Anwendung kommen darf. „Die wahre Quelle der Schönheit ist hier, wie überall der Geist, welcher sie schuf. Die kräftigen Mauern mit ihrer schrägen Richtung felsenfest in dem Boden wurzelnd, das einfache Gesims in der Rundung seiner Hohlkehle, wie ein ernstes, tiefliegendes Auge beschattet; die ungebrochenen Linien, welche sich an den einzelnen Theilen des Baues bei verschiedener Höhe und Breite wiederholen und im Innern die reichste Mannigfaltigkeit der Formen ruhig beherrschen, dies Alles giebt uns das Bild und den Ausdruck eines unerschütterlich festen, bewufsten, klar ordnenden Geistes." Wie schon für die Griechen, so hat indefs auch für uns diese Schönheit etwas Fremdartiges. Wie sie aus dem eigenthümlichen Charakter der alten Aegyptier entsprang, steht ihre Wirkung auch im innigsten Zusammenhange mit ihren natürlichen Umgebungen, dem grofsen Strom, den weiten Bergzügen, dem ungetrübten Sonnenlicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 118.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

Geschichte der bildenden Künste von Karl Schnaase.

(Fortsetzung.)

Die Gebäude der Aegyptier sind indefs noch weit entfernt, gleich den griechischen dem organischen Körper zu gleichen, dessen Glieder alle gleich nothwendig sind, weder vermehrt, noch vermindert werden können. Sie gleichen vielmehr der unorganischen Natur, wo sich immer neue Crystallisationen aneinanderfügen können. Dessenungeachtet wohnt ihrer ganz nationellen und eigenthümlichen Gestalt eine von allen Zeiten anzuerkennende, hohe architektonische Schönheit inne.

Das vierte Kapitel ist der Sculptur und Malerei der Aegyptier gewidmet. Sehr richtig bemerkt der Verf. gleich vornherein, dafs kein Volk den Luxus bildlichen Schmucks weiter getrieben hat, und dafs die Griechen ihnen in der Anzahl der Reliefs und der Kolossalität der Masse weit nachstehen müssen. In der That mufs man über den überschwänglichen Reichthum von Sculpturen, welche alle jene grofsen Gebäude bedecken, erstaunen. Nicht weniger Bewunderung verdient die technische Meisterschaft, womit sie auch in den härtesten Steinarten gearbeitet haben, und in diesem Theile dürften sie unbedingt alle anderen Völker übertreffen. Sehr charakterisch für den architektonischen Charakter ihrer Sculptur ist die Art, wie ihre Reliefs so in die Wandfläche eingesenkt sind, dafs deren Höhen nirgend darüber hervortreten, mithin das Profil der Fläche nirgend unterbrochen wird. Die Verhältnisse und die Formen der Körper, welche im Wesentlichen allen Figuren gemein sind, haben den Charakter des Kräftigen. Die Hauptheile sind zwar anatomisch richtig angegeben, doch die Durchbildung nicht gleichmäfsig, wie z. B. die Kniee stets mit grofser Genauigkeit ausgeführt, die Schenkel aber allgemeiner gehalten sind. Der Typus, welcher in den Gesichtszügen herrscht, wird von dem Vf. zwar sehr genau angegeben und dessen Unschönheit und Starrheit nachgewiesen, indefs hätte er billig der mannigfachen Modificationen desselben in den Portrait-Bildungen der Pharaonen Erwähnung thun sollen. Sehr richtig aber ist die Bemerkung, dafs durch jenen feststehenden Typus der Ausdruck verschiedener Charaktere und geistiger Affekte in den Gesichtszügen sehr beschränkt und die Kunst mehr auf eine glückliche Handhabung der Geberden angewiesen wurde. Ein anderer Mangel ägyptischer Sculptur besteht darin, dafs jede nähere Angabe von Unterschieden des Alters fehlt, indem alle Gestalten in der mittleren Reife der Jahre erscheinen und die Kinder nur durch die Verkleinerung als solche bezeichnet sind. Dagegen läfst der Vf. dem mannigfachen dramatischen Leben in solchen Reliefs, welche historische Vorgänge darstellen, volle Gerechtigkeit widerfahren, er entwirft eine begeisterte Schilderung der trefflichen Darstellung der kämpfenden und siegreichen Anführer und bewundert die Wahrheit und Lebendigkeit der verschiedenartigsten Motive bei Menschen und Thieren, deren Bildung auch dem Ref. im Ganzen gelungener erscheint, als die der Menschen.

Die Neigung zum Kolossalen wird sehr glücklich theils durch jenen festen Kanon der Verhältnisse, theils aus dem Bestreben erklärt, die Gröfse der Götter und Könige dadurch zu veranschaulichen, indem sie der Darstellung dieser Eigenschaft durch Ausbildung des entsprechenden Charakters im Gesicht nicht gewachsen waren. Wenn aber der Vf. darauf die Ansicht äufsert, dafs diese Liebe zum Kolossalen auf einen Mangel des Sinnes für menschliche Schönheit deute, da jene Darstellung über Lebensgröfse schon etwas Unförmliches habe und die feineren Züge unentwickelt lasse, so kann Ref. ihm hierin nicht beipflichten. Waren doch die gefeiertesten Werke griechischer Kunst, der Zeus und die Pallas des Phidias, sehr kolossal und lassen Werke wie die Juno Ludovisi, die Maske des Zeus von Otricoli, jene Eigenschaften gewifs nicht vermissen.

Digitized by Google

Das Urtheil des Verf.'s über die Standbilder ägyptischer Kunst scheint indefs d. R. so vortrefflich, dafs er es hier unverkürzt mittheilt. „Diese Werke imponiren uns nicht blofs durch ihre Masse, sondern auch durch etwas Geistiges, nämlich durch die schöne Regelmäfsigkeit der menschlichen Gestalt, durch den Ausdruck gehaltener Kraft und würdevoller Ruhe und durch den heiligen Ernst, der keine selbstische Regung aufkommen läfst. Diese Würde ist aber stets dieselbe, und sie wird durch den Mangel individuellen, geistigen Lebens erkauft. Während wir von einem Werke der griechischen Kunst zum anderen fortschreiten, bei jedem neue Anregung, neuen Genufs finden, gleicht hier eine Gestalt der anderen; sie ermüden, wenn man sie einzeln betrachtet, aber sie wirken in architektonischer Umgebung durch ihre Massen, entweder durch kolossale Vergröfserung oder durch reihenweise Vermehrung der Zahl."

Von der Malerei der Aegyptier wird sehr richtig bemerkt, dafs sie eine sehr untergeordnete Stellung eingenommen, indem sie mehr zu einem Anstreichen der Architektur und Sculptur gedient, als selbstständige Werke von einiger Bedeutung hervorgebracht habe.

In einer Schlufs-Betrachtung giebt der Vf. noch eine Reihe von sehr interessanten Bemerkungen. Wie die ägyptische Sculptur in ihrem Geiste und ihrer Ausführung architektonisch ist, so schliefst sich wieder die Architektur, mehr als die anderer Völker, an die Sculptur an. Ihre Architektur kennt, bei aller sonstigen Strenge, keine frei erfundenen, rein geometrischen Verzierungen, sondern hält sich immer im Kreise der Natur-Nachahmung. Dieser Satz wird noch mit vielem Geist im Einzelnen belegt und führt den Vf. zu dem Resultat, dafs die ägyptische Kunst im Ganzen einen architektonischen Charakter hat.

In der Folge wird dargethan, wie weit die Aegyptier die sämmtlichen asiatischen Völker in der Kunst übertroffen, und als die Haupt-Ursache dieser Erscheinung die Ausbildung einer Welt-Ansicht geltend gemacht, welche nicht im Gegensatz mit der Natur stand, sondern aus ihr hervorging und zugleich ihr Gebieter und Beherrscher wurde.

Den zweiten Band eröffnet im fünften Buche die Kunst der Griechen: „Dieselbe unterscheidet sich nicht allein von der der früheren Völker durch ihre hohe Ausbildung, sondern auch dadurch, dafs sie mit aller Kraft nationaler Wärme und Begeisterung dennoch wieder so frei von Einseitigkeit und Beschränkung ist, dafs sie allen späteren zum Vorbilde und zur Bewunderung dient, endlich auch dadurch, dafs sie eine Geschichte der Entwickelung hat.

Da die Kenntnifs griechischer Sitte und Geschichte ein Gemeingut unserer heutigen Bildung ist, begnügt sich der Vf. im ersten Kapitel mit einigen auf die Förderung der Künste besonders bezüglichen Andeutungen. Schon die Natur des Landes mufste hier wohlthätig einwirken. Das Klima ist südlich aber nicht erschlaffend, der Boden nicht unfruchtbar, aber doch zur Arbeit nöthigend, die vielen Gebirge begünstigten Absonderung und eigenthümliche Ausbildung der einzelnen Stämme, die vielfache Begränzung durch das Meer forderte zu mannigfacher Thätigkeit, zu Schifffahrt und Handel, zur Eroberung und Colonisation auf. Höchst wichtig für die freie Entwickelung aller Bildung und so auch der Künste war es, dafs die Priester weder einen geschlossenen Stand ausmachten, noch sonst einen grofsen Einfluss ausübten, und dafs die mythologischen Ueberlieferungen der Griechen nicht Priesterlehren, sondern Volkssagen waren, welche schon früh von ihren Dichtern in schöner, poetischer Form ausgebildet wurden. Als ein Hauptmoment, weshalb sich bei den Griechen das sittliche Gefühl, diese erste Bedingung jeder hohen geistigen Bildung, in so freier Weise und in so seltenem Grade entwickelte, macht der Vf. den Umstand geltend, dafs ihre Moral nicht von der Religion abhängig, nicht durch Vorschriften der Priester geregelt war. Was diese bei anderen Völkern bewirkten, war bei ihnen das Ergebnifs ihres *eigenen* Gefühls. Der männlich kühnen Freiheitsliebe, welche sie beseelte, war eine zarte, jungfräuliche Scheu vor allem Unreinen und Unheiligen, eine tiefe, kindlich fromme Ehrfurcht vor dem Göttlichen, Hohen, Gesetzlichen beigegeben. Ihre Weisen und Dichter, als sie Worte für jenes allgemeine Gefühl fanden, nannten vor Allem *die Mäfsigung* als das Schönste, das Mafslose, Ueberschreitende als das den Göttern Verhafste."

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen geht der Vf. im zweiten Kapitel zur Betrachtung der Architektur über. In den Tempeln, sagt er sehr richtig, entwickelte sich allein die Schönheit der griechischen Architektur. Diesen aber ist als einfacher, klarer Grundgedanke das *Säulenhaus*, oder das geschlossene, bedeckte, von

Digitized by Google

tragenden Säulen umgebene Gebäude gemeinsam. Nachdem nun dasselbe mit seinen Theilen und den Hauptmodificationen mit grofser Klarheit und Präcision beschrieben worden, stellt sich der Vf. die Aufgabe, aus den Ueberresten das Geheimnifs zu errathen, welches die Griechen zu Schöpfern der schönen Architektur machte. „Zunächst" sagt er, „war Klarheit und Deutlichkeit gewifs die Aufgabe der griechischen Architektur, wie jeder anderen Kunst, die statische Bedeutung jedes Gliedes, seine Beziehung auf die Construction mufste aus der Bildung jedes Theiles klar hervorgehen. Dieses genügt aber nicht, um höhere Anmuth und Schönheit hervorzubringen, welche vielmehr erst durch die sinnvolle Behandlung aller einzelnen Theile entsteht." Das Geheimnifs nun, welches den Griechen hier die Meisterschaft gab, scheint darin zu liegen, dafs sie, indem sie jedem Theile eine solche Gestalt gaben, welche seine Bestimmung für die Festigkeit und Zweckmäfsigkeit nöthig machte, *ihn nicht als todte Masse behandelten, sondern ihm Empfindung und Leben verliehen.* Dies aber nicht dadurch, dafs sie ihm menschliche oder ähnliche aus anderen Gebieten entlehnte Formen gaben, sondern aus seiner eigenen Bestimmung heraus, so dafs er seinem Berufe nur gleichsam bereitwillig entgegenkam und den Zweck mit Sicherheit und Leichtigkeit ausführte. Hierzu war eine *freie* Bewegung innerhalb jener allgemeinen Gesetze erforderlich. Vermöge derselben entstanden zuvörderst die drei Bauweisen, welche man gewöhnlich nach der Art der Säulen die dorische, die ionische und die korinthische nennt, und die sich im Wesentlichen so unterscheiden, dafs bei der ersten das Kräftige und Einfache, bei der zweiten das Zierliche und Zarte, bei der dritten endlich das Reiche und Prächtige vorwaltet.

Darauf geht der Vf. zu der Betrachtung der einzelnen Glieder über, um an ihnen jenes oben festgestellte Princip nachzuweisen. Nach dem Urtheil des Referenten geschieht dieses auf eine höchst befriedigende Weise, doch mufs er sich hier begnügen, beispielsweise Einiges von dem anzuführen, was er über die Säule sagt. Mit Recht wird die runde Form des Säulenstammes gegen die viereckige des Pfeilers als schöner hervorgehoben, doch findet sich diese schon bei den Aegyptiern und bei anderen Völkern. Dagegen waren es die Griechen, welche durch die Verjüngung und die Schwellung dem Säulenstamme ein frisches und elastisches Emporstreben zu ertheilen wufsten, welche denselben als tragendes Glied belebten und zugleich durch ein feines Profil ein sehr gefälliges Ansehen gewährten. Eben so dienen die Kanneluren durch das feine Spiel von Licht und Schatten, welches sie hervorbringen, das Massige und Spröde der einfachen Rundung zu brechen und zu beleben. Endlich wird auch mit Feinheit die Bedeutung der Basen und Kapitäle dargethan und das Elastische und Belebte in ihren Gliedern von geschwungener Linie nachgewiesen.

Nachdem der Vf. hierauf die Verschiedenheiten der griechischen Tempel nach den Säulenweiten und den Eigenthümlichkeiten der Säulenhalle angegeben und besprochen, kommt er auf die höchst stylgemäfse, strenge Sonderung des eigentlich architektonischen von dem bildlichen Schmuck der Gebäude, wozu vornehmlich das Giebelfeld bestimmt war; während sich die Verzierungen der architektonischen Glieder den Formen und dem Charakter derselben streng anschliefsen und dadurch die Feinheit des griechischen Gefühls und das Gleichmafs freier Heiterkeit und ernster Bedeutung in hohem Mafse bekunden.

Jeder Kenner griechischer Kunst wird dem Verf. beistimmen, wenn er, unerachtet der grofsen Schönheiten, welche die ionische und korinthische Bauweise darbietet, in der dorischen die höchste und reinste Ausbildung des architektonischen Elements, die einfachste und ausdruckvollste Gliederung der nothwendigen Verhältnisse, den reinsten Grundtypus derselben anerkennt.

Es zeigt von der Allgemeinheit des Standpuncts des Verf.'s, dafs, während er die griechische Architektur mit Recht wegen ihrer Schönheit, Reinheit und Wahrheit als ein Vorbild und Muster für alle Zeiten ansieht, er doch deren unbedingte Nachahmung, wegen eines ausschliefslich griechischen Elements, für bedenklich hält. Zu diesem Element rechnet er die mit dem religiösen Cultus der Griechen zusammenhängende Kleinheit der Gebäude, so wie den gänzlichen Mangel der Fenster.

Das dritte Kapitel über die Plastik der Griechen eröffnet der Vf. mit sehr treffenden Bemerkungen über ihre von den unsrigen abweichenden Begriffe von Sittlichkeit und Freiheit, und weist sehr richtig nach, dafs die erstere bei ihnen zugleich eine Schönheitslehre wurde, welche nothwendig auf die Entwickelung der bildenden Kunst wohlthätig einwirken und ihr eine höchst wichtige Rolle anweisen mufste. Das lebhafte Schönheits-

Digitized by Google

gefühl, verbunden mit dem tiefen Natursinn, erzeugte in ihren Kunstwerken jene wunderbare Durchdringung des ideellen und des individuellen Elements, woraus ihre Götterbilder hervorgingen, welche in ihren Dichtern schon so trefflich vorgebildet waren. Bei der Betrachtung des Götterkreises findet der Vf., dafs der Kreis männlicher Charaktere darin ungleich vollständiger ausgebildet ist, als der der weiblichen, dem namentlich eine Gestalt der eigenthümlich weiblichen Zartheit und Demuth fehlt, und erklärt dieses aus der vorherrschenden Stellung, welche dem männlichen Element nach der griechischen Sinnesweise in allen Beziehungen eingeräumt war. Mit grofser Feinheit äufsert sich der Vf. über die eigenthümliche Schönheit der Gestalten des Bacchos, der Pallas und der Artemis. Sehr glücklich wird zunächst motivirt, warum selbst die allegorischen Gestalten der Griechen etwas Lebendigeres als die meist so frostigen der neueren Zeit haben. Nirgend aber spricht sich der Schönheitssinn der Griechen vielleicht mehr aus, als in der Weise, womit sie menschliche und thierische Formen zu verbinden gewufst haben, wie in ihren Centauren und ihren Satyrn. Wenn der Vf. von der Art der Nachahmung der Natur in der griechischen Kunst sprechend äufsert, dafs die Adern wenig oder gar nicht sichtbar, die Muskeln meistens nur mäfsig stark angegeben wären, so ist dieses allenfalls zuzugeben, insofern es sich nur auf die Götterbildungen beziehen soll, welches indefs nicht recht deutlich ist; im Allgemeinen aber ist diese Behauptung, wie die Sculpturen vom Parthenon beweisen, nicht haltbar.

Die allen Göttern gemeinsamen Züge, z. B. das sogenannte griechische Profil, werden zum Theil aus Eigenthümlichkeiten der nationalen Bildung, zum Theil aus dem Schönheitsbegriffe der Griechen erklärt. Auch die sonstigen Aeufserungen über die Körperbildung der plastischen Werke verdienen Beherzigung. In geistiger Beziehung wird mit Recht die Ruhe in Ausdruck und Bewegung als besonders charakteristisch und als aus dem allgemeinen Gesetz der *Mäfsigung* hervorgehend, geltend gemacht, welche indefs immer den Charakter der zurückgehaltenen Thatkraft trägt und durch diese Vereinigung der Schönheit der griechischen Gestalten einen so hohen Werth giebt.

Nachdem der Vf. darauf die grofse Bedeutung ausgesprochen, welche der Umstand für die Kunst bei den Griechen haben mufste, dafs sie nicht jene Scheu vor dem Nackten, welche den Neueren eigen ist, hatten, und bewiesen, woher dieses gekommen, sagt er sehr wahr: „das Anstöfsige der Nacktheit ist überhaupt nur für das entwöhnte Auge oder die gereizte und verderbte Phantasie vorhanden, und wie es schon bei uns für den künstlerisch Gesinnten, der sich dazu gebildet hat, in den Formen die höhere geistige Bedeutung zu verstehen, grofsentheils verschwindet, so wurde es auch durch den Ernst und die Feier der Kampfspiele und die Strenge ursprünglicher Sitte aufgewogen."

Vortrefflich wird im Folgenden nachgewiesen, wie vortheilhaft die Tracht der Griechen für die plastische Kunst war und wie dieselbe diese Vortheile auszubeuten verstanden hat.

In dem, was der Vf. über das Relief sagt, bemerkt er zwar sehr richtig, wie diese Gattung der Sculptur ungleich mehr als die Rundwerke auf die Darstellung der That angewiesen sei, wenn er aber hinzufügt, dafs diese doch keine zu heftige sein müsse, so kann Ref. ihm hierin nicht beipflichten, indem ihm die augenblicklichsten und leidenschaftlichsten Darstellungen des Kampfes der Lapithen und Centauren in dem berühmten Fries aus dem Tempel zu Phigalia, welche mithin der schönsten Zeit griechischer Kunst angehören, immer wahrhaft hingerissen haben, ohne ihn als stylwidrig im mindesten zu verletzen.

Im vierten Kapitel handelt der Vf. von der griechischen Malerei. Dafs dieselbe bei den Griechen weder die bedeutende Rolle der Plastik gespielt, noch die hohe Ausbildung derselben erreicht hat, ist ihm unbedingt zugegeben, und die Gründe dieser Erscheinung sind auch mit mehr Feinheit entwickelt, als dieses Ref. anderweitig vorgekommen ist, dessenungeachtet möchte der Werth derselben zu gering angeschlagen sein. Die Annahme, dafs im Ganzen die Malerei in der Anordnung sich mehr dem Relief angeschlossen, als nach ihren eigenen Stylgesetzen verfahrend verschiedene Pläne ausgebildet habe, wird durch eine so seltene Ausnahme, wie die Schlacht des Alexander und Darius in der bekannten Mosaik, nicht aufgehoben. Indefs scheint Ref. die Behauptung, dafs schon daraus, dafs die Griechen die Oelmalerei nicht gekannt, erhelle, dafs ihnen das Gefühl für das Ganze des Bildes, das eigentlich Malerische gefehlt habe, etwas gewagt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 119.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

Geschichte der bildenden Künste von Karl Schnaase.

(Fortsetzung.)

Auch in anderen Malweisen läfst sich dieses sehr wohl erreichen, wofür Ref. nur die in Fresko gemalten Kuppeln des Correggio zu Parma anführen will. Vortrefflich ist, mit Zuziehung der berühmtesten Dichter, die eigenthümliche Art des Naturgefühls der Griechen als Hauptursache geltend gemacht, weshalb die Landschaft und die Darstellungen von Vorgängen aus dem täglichen Leben nie zu höherer Ausbildung und zu gröfserer Achtung gelangt sind. „Dieselbe Kraft und Richtung der Phantasie," schliefs der Vf., „welche dem Auge des Griechen überall menschliche Gestalten hervorzauberte, machte es für die Schönheit der Natur im Ganzen unempfänglich. Hier ist also ein Mangel, auch ein künstlerischer Mangel an dem so hoch begabten Volke, aber auch dieser ist nur ein bedingter. Denn jenes moderne Gefühl für landschaftliche Schönheit ist auch mit der Hinneigung zu einer weiblichen Sentimentalität verbunden, mit welcher die schönste Eigenthümlichkeit des griechischen Geistes, der männliche, thatkräftige, ich darf wohl sagen plastische Sinn nicht vereinbar gewesen wäre."

Das fünfte Kapitel ist der Betrachtung der Polychromie (Vielfarbigkeit) in der griechischen Architektur und Plastik und dem Verhältnifs der drei bildenden Künste zu einander gewidmet. Nachdem man das System der Polychromie längere Zeit zu weit ausgedehnt hatte, ist man zu der richtigen Beschränkung gelangt, welche der Dr. Kugler in seiner bekannten Schrift über diesen Gegenstand näher begründet hat. Hiermit übereinstimmend sagt der Vf. sehr richtig: „An ein durchgängiges Bemalen der Gebäude und Statuen, welches jenen einen farbigen Schmuck, diesen eine wachsfigurenartige Aehnlichkeit mit der Natur gegeben, und den edlen Marmor mit seiner lebendigen Transparenz überall verdeckt hätte, ist freilich nicht zu denken, eben so wenig aber an ein abstractes Festhalten der blofsen Form, welches jede Farben-Anwendung verbannt hätte." Bei Gebäuden aus edlem Material, wie der penthelische Marmor, diente die Bemalung nur dazu, die untergeordneten Glieder schärfer zu charakterisiren, während die bedeutenderen, ernsten und tragenden Theile die Farbe des Steins behielten. Nur bei Gebäuden von schlechtem Material, wie so viele zu Pompeji, ist allerdings, und gewifs mit Recht, eine allgemeine Bemalung üblich gewesen.

Bei dem Bemalen der Sculpturen waltete dasselbe Princip, sie diente vorzugsweise die Kleidung, Waffen, Schmuck von den nackten Theilen der Körper schärfer zu sondern. Der Vf. spricht ganz die Ueberzeugung des Ref. aus, wenn er als Beispiele für diese ganze Art des Mehrfarbigen der Sculpturen und als Vorbild für die spätere Kunst, die grofsen chryselephantinischen Götterstatuen der Zeit des Phidias anführt, an welchen die nackten Theile von Elfenbein, die Gewänder und der Schmuck von Gold waren. Die so viel besprochene Circumlitio des Plinius bestand nach der Meinung des Ref. in nichts Anderem, als dem Marmor in den Fleischtheilen vermittelst Wachsfarben einen dem Elfenbein verwandten, warmen Ton zu geben, wobei vielleicht Mund und Wangen einen zart röthlichen Ton erhielten. Dafs hierbei die transparente Textur des Marmors durchaus erhalten werden kann, beweisen dem Ref. bekannte Versuche, welche Canova an einigen seiner Marmorbüsten gemacht hat. In ähnlicher Weise mochte Haar, Schmuck und Gewänder eine leichte Tönung erhalten. Unter allen Umständen handelte es sich bei der Vielfarbigkeit der plastischen Werke nicht um eine wirkliche Nachahmung der Natur, sondern darum, die Wirkung der verschiedenen Farben derselben durch andere, rein künstlerische Mittel zu ersetzen, und so in dem Beschauer eine vielseitigere geistige Anregung hervor-

Digitized by Google

zubringen, als dieses durch die blofse Form geschieht. Wir können daher in diesem Verfahren den künstlerischen Sinn der Griechen nur bewundern.

Höchst wichtig aber ist diese Art von Anwendung der Polychromie für das Verhältnifs der drei Künste zu einander bei den Griechen. „Die Malerei blieb in Motiven und Mitteln dem plastischen Geiste treu, die Plastik verschmähete malerische Andeutungen nicht, die Architektur erhöhete ihre Wirksamkeit durch Sculptur und Farbe, und wurde dadurch fähig, mit den plastischen Darstellungen und den Gemälden, welche ihre Räume und Wände schmückten, ein höchst harmonisches Ganze zu bilden."

Das sechste Buch des Werkes behandelt die eigentliche Kunstgeschichte der Griechen.

Mit vollem Rechte sagt der Vf. in dem ersten, das heroische Zeitalter umfassenden Kapitel, dafs, obgleich wir keine Kunstwerke aus der Zeit des Homer besäfsen, wir doch mit Sicherheit annehmen könnten, dafs die bildenden Künste zu jener Zeit auf einer ungleich niedrigeren Stufe der Ausbildung gestanden, als die Poesie in den Gesängen jenes Dichters. Dieselbe Erscheinung, dafs eine hohe Ausbildung der Kunst in der Form der Sprache, d. h. der Poesie, einer ähnlichen der bildenden Künste vorausgeht, wiederholt sich im Mittelalter, wie ein Vergleich der Gedichte des Dante mit den Bildern des Giotto beweist, ja dieselbe liegt ohne Zweifel in der Natur der allgemeinen geistigen Entwickelung. Die cyklopischen Mauren, die Thesauren werden als Denkmale der Architektur, das Löwenthor von Mycenä als Beispiel der Sculptur dieser Epoche angeführt und einsichtig besprochen.

Sehr gut hebt der Vf. den wohlthätigen Einfluss hervor, welchen der Gegensatz des dorischen und ionischen Stammes, welcher sich seit der Rückkehr der Herakliden besonders geltend macht, auf die Bildung der Hellenen im Allgemeinen, wie auf die bildenden Künste insbesondere ausüben mufste. Nicht weniger fördernd hierfür war der Wetteifer, welcher unter dem unter gesetzlicher Ordnung aufblühenden Gemeinwesen entstand. In dieser Epoche entsteht der dorische und ionische Baustyl. Obgleich wir von Sculpturen nichts Sicheres haben, deuten doch schon Namen wie Daedalus, Eucheir auf einen Betrieb dieser Kunst, welcher viel Anerkennung gefunden. Eine anschauliche Vorstellung aus dieser Zeit gewähren fast nur die ältesten Vasenbilder. Bei der vielfach besprochenen Frage über den Einfluss der ägyptischen Kunst auf die griechische neigt sich der Vf. mit dem Ref. zu denen, welche denselben zwar in technischer und materieller Rücksicht annehmen, für die geistige Entwickelung aber durchaus ablehnen. Einen anderen Einfluss in jenen beiden Beziehungen nimmt der Vf. mit guten Gründen von Asien her an.

Die Epoche von der 45sten Olympiade bis zur 80sten, oder bis auf Perikles behandelt das zweite Kapitel. Es ist dieses in jeder Beziehung die Zeit eines höheren, geistigen Lebens, einer strengen Sittlichkeit, einer grofsartigen Begeisterung für das Vaterland, worin auch die bildenden Künste rasch zu einer namhaften Ausbildung gelangen.

In der Architektur, worin sich gleich zu Anfang dieser Epoche die Regeln der dorischen und ionischen Ordnung fest ausbildeten, wurde eine grofse Zahl der bedeutendsten Denkmale ausgeführt, deren wichtigste Ueberreste zu Pästum, Sicilien, in Griechenland und in Kleinasien kurz aber deutlich beschrieben und mit Feinheit gewürdigt werden.

Die Ausbildung der Plastik ist später und Denkmale wie Nachrichten sind hier ungleich dürftiger. Die Reliefs der Metopen von Selinunt aus dem Anfang dieser Epoche sind noch sehr roh und bilden einen grofsen Abstand mit den äginetischen Statuen aus dem Ende derselben, welche eine ungemeine, auf einsichtiges Naturstudium gegründete Vollendung zeigen, so dafs wenig mehr als die Belebung der typischen, maskenhaften Gesichter fehlt, um sie zu Werken ganz freier Kunst zu erheben. Auch nach Allem, was über diese merkwürdigen Bildwerke gesagt ist, wird jeder Kunstfreund die Charakteristik derselben hier mit Befriedigung lesen. Bei der Erwähnung der sonstigen Sculpturen aus dieser Epoche, führt der Vf. auch den Sturz der Pallas zu Dresden an. Hierin kann Ref. ihm indefs nicht beistimmen, denn nach der ungemeinen Freiheit, womit die Kämpfe der Götter mit den Giganten auf dem Gewandstreif erfunden und gearbeitet sind, scheint ihm dieses Denkmal zu den späteren Nachahmungen des archaistischen Styls zu gehören, von dem der Verf. selbst mehrere Beispiele anführt.

Wenn der Vf. seine Bemerkungen über die Malerei dieser Epoche mit der Aeufserung eröffnet, dafs sie in der Ausbildung mit der Plastik gleichen Schritt ge-

Digitized by Google

halten habe, so scheint dieses dem Ref. ebenfalls sehr zweifelhaft, da diese Kunst überhaupt in Griechenland später zur Ausbildung gelangte als die Plastik. Dafür scheinen mir sogar diejenigen Vasen-Gemälde mit schwarzen Figuren zu sprechen, welche dieser Epoche angehören möchten, ungeachtet Ref. das Ausdrucksvolle und Lebendige in den Motiven an denselben mit dem Verf. sehr bewundert.

Bei der allgemeinen Beurtheilung der Werke der Plastik und Malerei aus dieser Epoche, bemerkt der Vf. sehr treffend, dafs darin zwar das Steifzierliche und das Gewaltsambewegte einen auffallenden Gegensatz bildete, dieselben aber dessenungeachtet den wohlthätigen Eindruck gewährten, wie der Anblick eines Jünglings, in dessen wiewohl schroffen Aeufserungen wir den Charakter eines bedeutenden Mannes ahnden.

Wie sehr der Vf. von der Begeisterung für seinen Gegenstand durchdrungen ist, beweisen die schönen Worte, womit er das dritte, die Periode von Perikles bis Alexander behandelnde Kapitel eröffnet. „Wenn wir die früheren Entwickelungsstufen der griechischen Kunst, ihre Vorhallen durchschritten haben und nun dem Zeitpunct ihrer höchsten Gestaltung nahen, so ergreift uns ein Gefühl der Ehrfurcht, als ob wir ein geweihtes Heiligthum beträten. So würdevoll und erhaben blicken die Gestalten in ihrer ruhigen Schönheit auf uns, dafs wir mit schüchternem Fufse herangehen und das Wort sich in die Brust zurückdrängt, um nichts zu äufsern, was so hoher Gegenwart unziemlich wäre."

Mit Recht bezeichnet der Vf. den allgemeinen Aufschwung des griechischen Geistes nach der heldenmüthigen Besiegung der Perser als einen der Hauptgründe der hohen Kunstblüthe, welche sich darauf entfaltete, und sehr glücklich hebt er bei Athen, welches nun den Mittelpunct für die höchsten Leistungen in Kunst und Wissenschaft bildete, als dieselben bedingend den Umstand hervor, dafs dort der gewandte, bewegliche Geist des ionischen Stammes die feste, gediegene Form des dorischen bleibend durchdrang. Das Zusammenwirken des Perikles und des Phidias, welches die Akropolis von Athen mit solchen Wundern der Kunst schmückte, wird lebendig geschildert, die Geschichte jener Denkmale kurz berichtet und hierbei der Sculpturenraub des Lord Elgin, der doch in der That kein Königreich Griechenland voraussehen konnte, aus der zerstörenden Hand der Türken, mit der dadurch bewirkten allgemeinen Verbreitung und Zugänglichkeit dieser Meisterwerke für alle Gebildeten in Europa mit Recht entschuldigt. Von der Beschreibung und feinen kritischen Würdigung dieser Denkmale kann Ref. nur Einiges anführen. Von dem Parthenon sagt der Vf. sehr gut, dafs der dorische Baustyl darin seine höchste Ausbildung erhalten, indem er durch die Anmuth seiner schlankeren und leichteren Verhältnisse entzückt, ohne den vorherrschenden Charakter der Majestät zu verlieren. An den Propiläen weist der Vf. ausführlich nach, wie die griechische Architektur bei aller Regelmäfsigkeit und Einfachheit dennoch grofse Freiheit gewährte und sich den mannigfaltigen Bedürfnissen des Lebens und den Bedingungen des Bodens anfügte. In ähnlicher Weise werden auch die anderen Gebäude in Griechenland und seinen Kolonieen aus dieser Epoche besprochen und dabei die treffende Bemerkung gemacht, wie man in Klein-Asien zufolge der Nachrichten bei Anwendung des ionischen Styls schon von den einfachen Formen abwich, während man in Sicilien noch immer bei dem dorischen Styl in seiner schweren Form beharrte, so dafs nur im eigentlichen Griechenlande die glückliche Mitte erreicht wurde.

Die zwei Epochen des Phidias und Polyclet und des Praxiteles und Lysipp, welche dieser Zeitraum in der Plastik in sich schliefst, charakterisirt der Vf. treffend so, dafs die erste mehr eine Vollendung der vorhergehenden Richtung, die eigenthümlich griechische Kunst enthält, die zweite aber, wenngleich immer im echt griechischen Geiste, die Kunst so ausbildet, wie sie später auch zu den anderen Völkern übergehen und bei ihnen weilen sollte. Ref. bemerkt, dafs ein ähnlicher Gegensatz sich auch bei den Tragikern vorfindet, so dafs Aeschylus und Sophokles der ersten, Euripides aber der zweiten Epoche entspricht.

Wenn einerseits die hohe Bedeutung der Kunst des Phidias darin liegt, dafs sie bei ihm in allen Theilen, selbst in den Gesichtszügen, zum freien und edlen Ausdruck des Geistigen gelangt, so ist, nach des Verf.'s geistreicher Bemerkung die erhabene, religiöse Wirkung seiner Werke doch auch zum Theil darin zu suchen, dafs er, auf der Gränze der alten strengen Kunst stehend, noch ungetheilt das Gefühl derselben aus dieser auf seine Werke übertrug. Bei der Beurtheilung der Ueberreste vom Parthenon folgt der Vf. theilweise den Mittheilungen des Ref. in dessen Kunstwerken und

Digitized by Google

Künstlern in England, so dafs Letzterer hier nur seine Befriedigung aussprechen kann, mit demselben bei einem so wichtigen Gegenstande in seinen Ansichten zusammenzutreffen. Ref. mufs dem Verf. durchaus beistimmen, wenn er an dieser Stelle die Kolosse von Montecavallo als vortreffliche Kopieen von griechischen Sculpturen aus der Zeit des Phidias, wenn nicht nach Werken von diesem selbst einreiht.

Den Charakter des einerseits mehr Leidenschaftlichen, andererseits mehr Weichen und Anmuthigen der Kunstwerke aus der Epoche des Praxiteles und Lysipp bringt der Verf. mit der verschiedenen geistigen Richtung des Geschlechts in Verbindung, welches nach dem peloponnesischen Krieg aufkam und mit einer gröfseren Reizbarkeit weichlichere Sitten verband.

Mit Recht wird hier als Hauptdenkmal dieser Richtung die Familie der Niobe angeführt, welche der Vf. mit dem Ref. geneigt ist, eher für ein Werk des etwas älteren Scopas, als des Praxiteles zu halten und hierauf auch die Venus von Melos als ein Werk desselben Künstlers beschrieben. Praxiteles, von der Poesie des Genusses begeistert, wird als Schöpfer der jugendlich heiteren Götter-Ideale, der unbekleideten Aphrodite, wie des Eros charakterisirt und der muthmafslichen Nachahmungen von Werken seiner Hand gedacht, welche auf uns gekommen sind. Bei dem von der Poesie des Ruhmes begeisterten Lysipp, dessen Hauptwerke die Grofsthaten seines Beschützers, Alexander des Grofsen, verherrlichten, wird sehr richtig das im Verhältnifs zu der früheren griechischen Kunst mehr naturalistische Element hervorgehoben, wie dieses auch in den ungefähr gleichzeitigen Dramen des Menander vorherrschte.

Seinen Abschnitt über die Geschichte der Malerei in Griechenland beginnt der Vf. mit der Bemerkung, dafs diese, zufolge der Zeugnisse, wie die Sculptur zur Zeit des Cimon und Perikles, ihre höchste Stufe erreicht habe. Wenn aber hierzu die völlige Ausbildung der darstellenden Mittel gehört, so kann ich dem Vf. hierin nicht beipflichten, indem die Werke des gröfsten Malers dieser Zeit, des Polygnot, gewifs sehr geistreich in der Erfindung und Charakteristik gewesen, in der Ausbildung aber ungefähr sich auf der Stufe befunden zu haben scheinen, welche in der Geschichte der florentinischen Malerei die Malereien des Masaccio einnehmen. Erst der etwas spätere Xeuxis bildet, wie bei den Florentinern Leonardo da Vinci, die Gesetze von Licht und Schatten mehr aus, und erst dessen Zeitgenosse Pharrasius vereint mit der hieraus hervorgehenden Abrundung der Gestalten eine blühende Farbe und verräth in diesen Stücken eine Verwandtschaft zum Correggio. In Apelles aber, welcher wie Raphael die Vorzüge verschiedener früherer Richtungen in einer hochbegabten Eigenthümlichkeit verschmolz, mithin erst zu Ende dieser Epoche, dürfte die Malerei der Griechen zu ihrer höchsten Ausbildung gelangt sein.

Am Schlusse werden die Schönheiten der pompejanischen Malereien mit Liebe gewürdigt. Gewifs ist auch dem Vf. zuzugeben, dafs bei weitem die Mehrzahl derselben von handwerksmäfsigen Decorationsmalern herrührt, doch sind hiervon einige, namentlich von denen, welche schon vorher gemalt in die Wand eingesetzt worden, auszunehmen.

Das vierte Kapitel handelt von der griechischen Kunst von Alexander bis zur Unterjochung Griechenlands. Sehr treffend wird hier die grofse Bedeutung hervorgehoben, welche die griechische Kunst von jetzt an dadurch gewann, dafs sie sich durch die griechischen Fürsten, welche in verschiedenen Ländern der ausgedehnten Monarchie Alexander's herrschten, in einem grofsen Mafsstabe verbreitete. Die Nachblüthe, welche sie in dieser Zeit erlebte, läfst sich in vielen Beziehungen mit der Nachblüthe der Malerei in Italien zur Zeit der Carracci vergleichen.

In der Architektur fand der gebildete Geist der Griechen in dieser Zeit Gelegenheit, sich in durchaus neuen Aufgaben von dem gröfsten Umfange geltend zu machen. Von solcher Art war die Anlage ganzer Städte, wie Alexandrien, Antiochien, Seleucia, wie die von Königlichen Palästen. In letzteren, so wie in den nur zu vorübergehenden Zwecken bestimmten Werken, dem Scheiterhaufen des Hephästion, dem Leichenwagen Alexander's, vermählte sich griechischer Geschmack mit den Anforderungen eines kolossalen Luxus. Hiermit in Uebereinstimmung waltet in dieser Epoche die korinthische Säulenordnung entschieden vor.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 120.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1844.

Geschichte der bildenden Künste von Karl Schnaase.

(Schluſs.)

In der Plastik machte sich neben der Vorliebe für das Kolossale, wofür unter Anderem die vielen Kolosse auf der Insel Rhodos sprechen, der Sinn für Darstellung des Schrecklichen und ein Gefallen an Darlegung tiefer Natur-Studien geltend. Als Haupt-Denkmal dieser Richtung führt der Vf. die Gruppe des Laokoon an, welche er, nach der Ueberzeugung des Ref., mit Recht dieser Zeit vindicirt. Selbst nach Allem, was über diese Gruppe gesagt worden, sind die Bemerkungen des Verf.'s sehr beachtenswerth. Sehr richtig sagt er, daſs darin das geistige Sicherheben über den körperlichen Schmerz schon mehr die stoisch herbe Bewältigung desselben, als den reinen Aufschwung der Seele zeige.

Auch verschiedene andere der gepriesensten antiken Sculpturen, welche auf uns gekommen, hält der Vf. mit Recht für Werke dieser Epoche, so die Gruppe des farnesischen Stiers, so den Apollo von Belvedere, obschon wir diese Statue vielleicht nur in einer vortrefflichen Kopie aus römischer Zeit besitzen. Nachdem Winkelmann dieses Werk als das höchste antiker Kunst überschätzt hat, ist es neuerdings Mode geworden, dasselbe zu tief herabzusetzen. Es hat daher Ref. gefreut, ihm hier seinen immer sehr hohen Rang vindicirt zu finden. Als Hauptwerke dieser Zeit führt der Vf. noch die Ariadne des Vatikan, den barberinischen Faun, den Torso von Belvedere und den farnesischen Herkules an. Bis auf den barberinischen Faun ist Ref. hiermit einverstanden, dieser aber zeigt in der groſsen Auffassung der Formen, wie in der Behandlung noch so viel Verwandtschaft zu den Statuen des Theseus und Jlyssus vom Parthenon, daſs Ref. es mit Bestimmtheit für ein Werk aus der Zeit des Scopas hält, der diesen bacchischen Kreis zuerst ausgebildet hat.

Bei den Vorgängen aus dem gewöhnlichen Leben, welche in der *Malerei* um diese Zeit beliebt wurden, dessenungeachtet aber mit dem Beinamen der Rhyparographieen (Schmutzmalereien) belegt wurden, bemerkt der Vf. sehr richtig, daſs diese, obgleich mit seltenem technischen Geschick ausgeführten, Gegenstände nicht die Bedeutung der neueren Genremalerei erreichen konnten, indem den Griechen die beiden geistigen Haupt-Elemente fehlten, welche dieser Gattung Reiz verleihen, das Gemüthliche des Familienlebens und der Humor.

Das fünfte Kapitel, welches Rückblicke auf den Entwickelungsgang und die Richtung der griechischen Kunst giebt, enthält eine Reihe sehr geistreicher Bemerkungen, von denen Ref. besonders die angesprochen, worin dargethan wird, wie eine gewisse Beschränkung der griechischen Weltansicht gerade für die hohe Ausbildung der bildenden Künste höchst fördernd gewirkt hat.

Das siebente Buch handelt von der Kunstgeschichte der italienischen Völker, von denen der Vf. im ersten Kapitel die Etrusker betrachtet. Ungeachtet der Verschiedenheit ihrer Sprache von der der Griechen, scheinen sie ihm doch wegen der zahlreichen griechischen Mythen, welche sie behandeln, ein anderer Zweig desselben Völkerstammes, welcher sich nur nach Verschiedenheit von Naturell und äuſseren Bedingungen in Religion und Verfassung anders ausgebildet hat. Eine aristokratisch-priesterliche Verfassung lieſs hier das Element der bevorzugten Familien ungleich mehr hervortreten, als in Griechenland. Ihre Religion, worin ein allegorisches und moralisches Element vorherrschte, machte das Volk in allen Lebens-Angelegenheiten durch die willkürliche, priesterliche Deutung von vielerlei für göttliche Zeichen genommene Vorgänge der Natur abhängig und schüchtern, und gab ihm eine trübe Stimmung. Denselben Geist athmen auch ihre Vorstellungen von dem Leben nach dem Tode mit den Begriffen von Lohn und Strafe, worauf der weiſse und schwarze Genius sich bezieht, welche die Verstorbenen begleiten. Dabei waren bei den Etruskern die Künste der Bequemlichkeit und des Nutzens sehr ausgebildet, im Privatleben herrschte Prunk, in den Mahlzeiten Ueppigkeit. Alles dieses muſste die geistige Freiheit und mithin die Ausbildung der Kunst beschränken.

Hierdurch ist Einsicht und ein groſses Geschick in technischen Dingen keinesweges ausgeschlossen, wie sie denn schon in sehr früher Zeit den Aegyptiern und Griechen unbekannten Steinschnitt und hiermit die Kunst des Wölbens kannten, wie verschiedene Bauten, z. B. das Thor von Volterra und die Cloaca maxima in Rom beweisen. Obwohl uns von ihren Tempeln keine Ueberreste erhalten sind, erhellt doch aus der Beschreibung des Vitruv, daſs sie von den Vortheilen des Wölbens dabei keinen Gebrauch machten, sondern im Allgemeinen den Principien folgten, welche dem do-

Digitized by Google

rischen Tempel zum Grunde lagen. Wie anders und wie ungleich weniger schön dessenungeachtet ein solcher toskanischer Tempel war, macht der Vf. besonders aus dem Mangel der Säulen an den langen Seiten und der sehr weiten Stellung desselben an der Vorhalle, sehr deutlich. In den in dem Felsen ausgehauenen Grabmälern der Etrusker, welche uns erhalten sind, finden wir eine Nachahmung jener Tempel-Construction, sogar des hölzernen Gebälkes. Das sogenannte Grabmal der Horatier und Curiatier, bei Albano, sicher ein etruskisches Werk, zeigt eine willkürliche Zusammenhäufung unschöner und unbestimmter Formen.

In der Plastik waren die Etrusker sehr productiv, doch vorzugsweise in gebrannter Erde und in Bronze. Die Kostbarkeit des letzteren Materials ist Ursache, weshalb die Ueberreste darin so selten sind, wie der Vf. bemerkt. Dasselbe gilt von denen in gebrannter Erde, wegen der Zerbrechlichkeit derselben. Dafs sie auch in Stein gearbeitet, beweisen die zahlreichen Aschenkisten, doch gehören diese meist einer späteren Zeit und mit wenigen Ausnahmen einer rohen handwerksmäfsigen Kunst an.

Die ältesten Werke etruskischer Plastik, einige Arbeiten in gebrannter Erde in Neapel, wie manche geschnittene Steine haben eine grofse Verwandtschaft zu den altgriechischen Werken, in denen das Gewaltsame und Heftige vorwaltet. Ref. glaubt indefs wahrgenommen zu haben, dafs sie sich von jenen ohngeachtet eines grofsen technischen Geschicks in der Regel durch kürzere und gedrungenere Verhältnisse unterscheiden.

Hierauf unterzieht der Verf. die wenigen auf uns gekommenen bronzenen Sculpturen einer genaueren Kritik und gelangt zu dem Ergebnifs, dafs sich darin eine technisch sehr ausgebildete, verständige Richtung auf die gemeine Natur ausspricht, welcher es aber an dem höheren idealen Formensinn der Griechen und dem poetischen Schwunge der Phantasie fehlt.

Bei den Aschenkisten, deren Entstehung der Mehrzahl nach gegen das Ende der römischen Republik oder zu Anfang der Kaiserzeit fallen möchte, macht der Vf. mit Recht auf das eigenthümlich dramatische Element der Vorstellungen und die von der griechischen durchaus abweichende, malerische Anordnung nach der Tiefe aufmerksam.

Die Bedeutung der eingegrabenen Figuren auf den Metallspiegeln und den Schmuckkästchen für die Kunst der Etrusker hebt der Vf. zu wenig hervor. Sicherlich erscheint die Kunst dieses Volks nirgend so sehr zu ihrem Vortheil als in Arbeiten dieser Art, in denen man öfter eine Schönheit der Motive und der Linien wahrnimmt, welche griechischen Denkmalen nichts nachgiebt. Ja, insofern sich der etruskische Ursprung der berühmten *cista mystica* im Collegio Romano sicher nachweisen läfst, möchte kaum eine griechische Thonvase existiren, welche es in beiden obigen Beziehungen mit diesem Denkmale aufnehmen dürfte. Diese Vollkommenheit in der Zeichnung, so wie das auch hier vorkommende Princip der malerischen Anordnung sprechen ebenfalls dafür, dafs die Kunstanlage dieses Volkes von mehr malerischer als plastischer Natur gewesen ist. Dasselbe scheinen dem Ref. auch die eigentlichen Malereien in den Gräbern bei Tarquinii und sonst zu bestätigen, worüber der Vf. etwas zu flüchtig hinweggeilt, denn auch hier machen sich lebendige und schöne Motive und schlanke Verhältnisse sehr vortheilhaft geltend. Endlich hatte auch die Vasen-Malerei der Etrusker und deren Verhältnifs zu den Hervorbringungen derselben Art in Grofsgriechenland eine kurze Würdigung verdient.

Jeder wird mit dem Vf. übereinstimmen, wenn er am Schlusse sagt, dafs die Etrusker in der Kunst den Griechen nachständen; nicht so unbedingt aber ist es zuzugeben, dafs sie darin auch den Aegyptiern weichen müssen, denn wenn dieses auch in der Architektur und in der Sculptur in kolossalen Verhältnissen der Fall ist, so möchten sie schon in der Malerei, noch mehr aber im Zeichnen und in Allem, was man unter Tektonik begreift, an Kenntnifs und Geschmack den Aegyptiern weit überlegen sein. Die darauf folgenden vergleichenden Bemerkungen der Kunst der Etrusker mit der der Aegyptier und Perser zeugen wieder von der seltenen Beobachtungs- und Unterscheidungsgabe des Verfassers.

Das zweite Kapitel leitet die Kunstgeschichte bei den Römern durch Betrachtungen über ihren Charakter und ihre Sitte ein. Wiewohl in vielen Beziehungen den Etruskern verwandt, stehen sie doch von Anfang an den Griechen, sowohl in der begeisterteren Vaterlandsliebe, als in dem Begriffe von der moralischen Bedeutung der Persönlichkeit, um etwas näher. Nur tritt hier gleich der Unterschied ein, dafs das Vorbild, wonach der Grieche strebte, das Schöne (τὸ καλὸν), das, welches der Römer zu erreichen suchte, das Ehrbare (*honestum*) war. Hiermit war bei letzteren eine Vorliebe für das Starke, ja Harte, eng verbunden, welches sie z. B. an den Gladiatoren-Kämpfen so viel Gefallen finden liefs. Der den Römern mit den Griechen gemeinsamen Liebe zum Staat stand die zu seiner Familie und zur Vermehrung des Besitzes als ein sehr bedeutendes Element zur Seite. Daher bei ihnen die schärfste und vollständigste Ausbildung des Rechtsbegriffs. Auch in anderen Beziehungen weist der Vf. die durchhin verständig-praktische Richtung der Römer nach, welche der Ausbildung des Schönheitssinnes keinesweges günstig war.

Sie waren sich des Mangels der Anlage zur Kunst mit stolzem Selbstgefühl bewufst, wofür der Vf. sehr treffend die bekannten Verse Virgil's über die Bestimmung der Römer anführt. Ja, selbst *die Liebe* zu den Künsten wurde lange als etwas Unziemendes betrachtet, so dafs noch Cicero es für nöthig findet, sich gegen den Verdacht der Kunstkennerschaft zu verwahren. Und wie die Kunst aus Griechenland als ein Fremdling nach Rom eingewandert war, gelangte sie auch nie um ihrer selbst willen, sondern nur als Dienerin der Pracht und des Luxus, zu einigem Ansehen. „Jene mittlere Region des Lebens, in welcher die Kunst ihren Boden hat, die Durchdringung geistiger und sinnlicher Elemente blieb den Römern stets ein fremdes Gebiet."

Digitized by Google

Dessenungeachtet ist die Rolle, welche die Römer in der Kunst spielen, eine sehr bedeutende, indem sie theils die Form der griechischen Kunst über ihr Weltreich verbreiteten, theils in derselben nach ihrem praktischen Sinne Modificationen machten, wodurch sie fähig wurde, in vielen Theilen den Bedürfnissen und Anforderungen der Völker des Mittelalters zu entsprechen und zu ihnen überzugehen.

Letzteres bezieht sich vorzugsweise auf die Baukunst, deren Betrachtung das dritte Kapitel gewidmet ist. In dieser Kunst war ihre Wirkung am bedeutendsten, ihre Anlage vermöge der praktischen Richtung derselben am größten. Doch auch hier ist es wieder der technische Theil, worin sie sich am meisten hervorthun. Jedes Material wird von ihnen mit großem Geschick behandelt, dem, was sie bei den Griechen vorgefunden, manches Neue hinzugefügt, die von den Etruskern überkommene Kunst zu wölben, sehr vervollkommnet. In ästhetischer Beziehung stehen sie dagegen den Griechen weit nach, und ihr Tempel mit einem bloßen Portikus vor dem Eingange ist dem griechischen an Schönheit nicht zu vergleichen. Mit vieler Feinheit wird dieses im Einzelnen nachgewiesen, und auf die Sinnesweise beider Völker bezogen. Die dorische und ionische Ordnung sagten dem römischen Sinne wenig zu und die erste kam daher fast gar nicht, die letztere nur selten zur Anwendung. Von der unschönen und rohen toskanischen Ordnung gingen sie sehr rasch zur vollen Pracht der korinthischen Ordnung über, bis die zunehmende Prachtliebe sie auf die Erfindung des sogenannten römischen Kapitäls führte. Hiermit in Uebereinstimmung wurden auch alle Profile und Verzierungen schwerer und voller ausgebildet. Das häufige Weglassen der Kanneluren, die Verwendung der Säulen als bloße Wandverzierungen, die Verkröpfungen des Gebälks, die größere Höhe des Daches und mithin des Giebelfeldes, werden mit Recht als eben so viele Zeichen des für die Schönheit gröberen Sinnes der Römer angeführt. Dagegen hebt der Vf. den weitausgedehnten Gebrauch der Wölbung als die wichtigste und fruchtbarste Neuerung hervor, welche die Baukunst den Römern verdankt. Das Urtheil über die von den Römern zu so hoher Meisterschaft ausgebildeten Rundbauten erscheint Ref. indeß zu hart und die Aeußerung, daß die runde Gestalt ein dürftiges, mechanisches Wesen ausspricht, in welchem der Gegensatz, auf dem alles Leben beruht, sich nicht entwickelt hat, etwas sophistisch, indem grade die darin herrschende Einheit einen wunderbaren und erhebenden Eindruck macht. Daher kann auch Ref. dem Urtheil über die Wirkung des Pantheon, welche dem Vf. kalt erscheint, und den daraus gemachten Folgerungen nicht beipflichten. Sehr wahr aber ist die Bemerkung, daß die Römer das Princip der Wölbung nicht zu einem vollkommenen System durchgängiger Gliederung des ganzen Baues ausgebildet haben, sondern durch die Mischung mit den griechischen Säulenordnungen, welche den graden Architrav erheischen, in verschiedene constructive und ästhetische Uebelstände verfallen sind.

Hierauf kommt der Vf. auf die einzelnen Gattungen der römischen Gebäude. Was er über das Forum, die Basiliken, Triumphbögen, Ehrensäulen, Theater, Amphitheater, über die Thermen, Wohngebäude und Grabmäler sagt, dient eben so dazu, dem Laien eine deutliche Vorstellung aller dieser Bauwerke zu geben, als den schon damit Vertrauten durch neue Wahrnehmungen und feine Bemerkungen anzuziehen. So wird bei den Basiliken dargethan, daß sie ursprünglich nicht von festen Wänden umschlossen gewesen, sondern aus freien Säulenhallen, oder Bogenstellungen bestanden haben, welche erst später zu der bekannten Form ausgebildet worden sind. Mit Recht werden die Amphitheater und die Thermen als besonders charakteristisch für die kolossalen Mittel, den großartigen Sinn und die unermeßliche Prachtliebe der Römer geltend gemacht.

Bei dem Ueberblick des historischen Ganges der Baukunst bei den Römern wird sehr richtig auf den Umstand aufmerksam gemacht, daß, als bei ihnen die große Vorliebe für das Griechische entstand, sie dasselbe nicht mehr in der edlen und reinen Form der Zeit des Phidias, sondern in der dagegen schon sehr gesunkenen der Griechen ihrer Zeit überkamen. „Zur Zeit des Augustus erreichte die römische Baukunst ihr goldenes Zeitalter. Was Reichthum und Geschmack in den verschiedenen Aufgaben mit den größten Mitteln hervorbringen können, wurde geleistet." Auf dieser Höhe erhielt sich dieselbe bis zur Zeit des Hadrian, unter welchem die Sucht, durch Kostbarkeit des Stoffes zu imponiren, immer mehr zunahm und auf eine Abnahme des Sinnes für die keusche Schönheit architektonischer Form deutet. Da die Epoche des Verfalls genau mit dem Entstehen der christlichen Architektur zusammenhängt, hat der Vf. es sich vorbehalten, im folgenden Bande davon zu handeln. Vortrefflich ist, was derselbe über den Unterschied der griechischen und römischen Architektur sagt. Wie in anderen Lebensverhältnissen war den Römern auch in der Architektur strenge Regelmäßigkeit das erste Princip, während die Griechen jedes Einzelne nach dem Grundgedanken des Ganzen bestimmten und sich an keine andere Regel banden, als an die ihres lebendigen Gefühls für Schönheit. Da erstere aber mit jenem Princip griechische Anmuth verbinden wollten, so erschien dieser Schmuck immer als eine fremde Zuthat, während bei den Griechen Alles aus der einen Quelle jenes Gefühls floß und daher ein in allen Theilen durchaus Harmonisches hervorbrachte. Dessenungeachtet wird der relative Werth der römischen Architektur mit feiner Einsicht gewürdigt, und bei einem Vergleich mit der ägyptischen Baukunst die höhere Stufe des geistigen Lebens nachgewiesen, worauf sie sich derselben gegenüber befindet.

Das vierte Kapitel über die Plastik der Römer wird mit der Behauptung eröffnet, daß sie in dieser Kunst noch ungleich abhängiger von den Griechen gewesen, als in der Baukunst, und diese Behauptung auch im Verfolg durch historische Facta bewiesen. Griechen waren es, welche von sehr früher bis zur spätesten Zeit die Werke der Sculptur zu Rom ausführten. Auf wel-

Digitized by Google

cher Höhe indefs die Sculptur sich von Augustus bis Hadrian befand, dafür wird als Beispiel die berühmte Statue des Nil im Vatikan angeführt. Auch ist der Vf. geneigt, die Diana mit der Hindin im pariser Museum für ein Werk dieser Zeit zu halten, eine Ansicht, wofür sich auch schon Referent früher erklärt hat.

Die Wahrnehmung, dafs sich in der Sculptur zu Rom in vielen Fällen Eigenthümlichkeiten ausgebildet haben, welche dem römischen Geiste und Einflusse zuzuschreiben sind, führt den Vf. zunächst auf die Portraitbildungen. Diese spielten bei den Römern eine grofse Rolle, wie es indefs schon bei den Wachsbildern ihrer Ahnen, welche die Patrizier in ihren Vorhöfen aufstellten, ohne Zweifel mehr um die Aehnlichkeit als um die Kunst zu thun war, so blieb auch zur Zeit, als die griechische Kunst schon in Rom eingewandert war, in den Portraits in allen Theilen im Gegensatz der Griechen eine naturalistische, in allen Theilen auf treue Nachahmung der Natur ausgehende Richtung vorwaltend. Als eine einzelne Ausnahme, das Portrait nach Art der Griechen zu idealisiren, wird mit Recht der Antinous angeführt.

Zunächst macht sich die römische Eigenthümlichkeit in der Art der Reliefs geltend, in deren gedrängter Anordnung griechische und etruskische Elemente auf keine glückliche Weise verbunden sind. Bei Reliefs, wie die am Triumphbogen des Titus, findet dieses auf eine gemäfsigte Weise, an der Trajanssäule schon auffallender, bei den meisten Sarkophag-Sculpturen aber auf eine sehr störende Art statt. Ungeachtet der geringen Arbeit an der Mehrzahl der letzten, machen sie sich doch durch die Vorstellungen, welche häufig schöne Anspielungen auf den Tod enthalten, geltend.

Verhältnifsmäfsig Schöneres wurde in Münzen und geschnittenen Steinen geleistet, wie so viele Denkmale, vor allen die sogenannte *gemma augustea* im Kaiserlichen Antiken-Kabinet zu Wien beweisen.

Dafs die Sculptur sich von Augustus bis Trajan ungefähr auf gleicher Höhe erhielt, wie der Vf. meint, ist auch die Ansicht des Ref. Unter Hadrian bekam dieselbe einen neuen, eklektischen Charakter von äufserer Eleganz und grofsem technischen Geschick, der indefs, indem er das Stylgefühl abtödtete, nach des Vf.'s richtiger Bemerkung nur dazu diente, die Abnahme der Sculptur zu befördern, welche aber erst unter Septimius Severus in eigentlichen Verfall ausartete.

Auch in der Malerei, welcher das fünfte und letzte Kapitel gewidmet ist, waren die Römer die Nachfolger der Griechen, doch scheint diese Kunst ihrem Naturell mehr zugesagt, jedenfalls in besserem Ansehen gestanden zu haben, da sie vielfach von Römern selbst ausgeübt worden ist. Auch hier war das Portrait besonders beliebt. Für andere Gegenstände scheint die Wand-Malerei in den zierlichen, dekorativen Weise der Malereien zu Pompeji mehr im Gebrauch gewesen zu sein, als die Malerei auf Tafeln, welches für eine höhere und ernstere Ausbildung, wie der Vf. richtig bemerkt, nur nachtheilig sein konnte. Der Charakter jener dekorativen Malereien wird indefs sehr gut gewürdigt. Dem nachtheiligen Schlusse, welchen der Vf. daraus auf die Malerei der Alten überhaupt zieht, kann indefs Ref. nicht unbedingt beipflichten, obwohl er darin mit ihm einverstanden ist, dafs die Alten die Malerei nicht so in dem dieser Kunst eigenthümlichen Geist ausgebildet haben, als dieses von den Neueren geschehen ist.

Eine Schlufs-Betrachtung enthält noch sehr geistreiche Bemerkungen über die welthistorische Bedeutung der Kunst bei den Römern, von denen Ref. nur die eine herausheben will, dafs hier zum erstenmale der Fall eintrat, dafs die Kunst nicht wie bei den früheren Völkern wie ein unbewufst entstandenes Erzeugnifs des Bodens erschien, sondern gleich anfangs als eine geistige Ueberlieferung auftrat. Durch dieses Losreissen von dem Boden der Nationalität wurde sie erst zur freien und bewufsten Aufgabe der Menschheit. „Wenn aber auch für die Kunst diese Selbstständigkeit ein zweideutiger Vortheil ist, so ist sie für die Menschheit im Ganzen ein entschiedener Gewinn. Alle geistigen Functionen lösten sich dadurch von einander und schieden die fremden Elemente aus, mit denen sie bisher gemischt waren. Indem die Kunst sich ganz selbstständig ausbildete, zog sie die sinnlichen Bestandtheile an sich, welche bisher auch die Religion und die Wissenschaft getrübt hatten; das geistige Leben trat in diesen drei Formen vollständig hervor und stellte sich dem Naturleben entgegen."

Mit Verlangen sieht Ref. der Fortsetzung dieses Werkes entgegen, welche uns in die Kunst des Mittelalters ohne Zweifel mit demselben Geist und demselben Verständnifs einführen wird, als solches in den ersten Bänden für die Kunst der vorchristlichen Völker der Fall ist. Damit aber dasselbe auch an solchen Orten Eingang finden und mit Erfolg gelesen werden kann, denen es an Kunstwerken, wie an Kupferwerken darüber fehlt, wäre es dringend wünschenswerth, dafs vermittelst einer der Vervielfältigungsweisen, deren unsere Zeit so manche darbietet, ein Heft von Abbildungen dazu gegeben würde, welches Treue mit Wohlfeilheit verbände.

Prof. G. F. Waagen.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1844. (Erstes Semester.) № 2.

Bei **Ludwig Schumann** in Leipzig ist erschienen:

Elementarbuch
der lateinischen Sprache
nach Seidenstückers Methode bearbeitet
von
***Dr.* Gustav Mühlmann.**
II. Abtheilung geh. Preis ½ Thlr.

Wenn sich diese Abtheilung eines Theils durch eine neue, instruktive Theorie der Formen des Präteritums empfehlen wird, so bildet sie andern Theils durch den Anfang eine erwünschte Zugabe zu jedem andern latein. Elementarwerke. Zur Lectüre enthält sie: Eutrop. I—VII. 15, und Stücke aus *Nepos* und *Caesar* nebst Wörterverzeichnifs.

Jahrbuch
der
Pharmakodynamik für 1844
von ***Dr.* Joseph Buchner.**
geh. Preis 1 Thlr.

Indische Literatur.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Hitopadesa. Eine alte indische Fabelsammlung aus dem Sanskrit zum ersten Mal in das Deutsche übersetzt von Max Müller. Gr. 12. Geh. 20. Ngr.

Indische Gedichte in deutschen Nachbildungen von Albert Hoefer. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Das zweite Bandchen ist als Fortsetzung der ersten Lese, die im Jahre 1841 erschien, auch einzeln zu erhalten und kostet 1 Thlr.

Die Mährchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit übersetzt von Hm. Brockhaus. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 18. Ngr.

Leipzig, im Mai 1844.

F. A. Brockhaus.

Bei **L. Franke** in Quedlinburg ist erschienen:

Glossarium zu den Gedichten *Walthers von der Vogelweide* nebst einem Reimverzeichnifs von C. A. Hornig. 8. 1844. 2½ Thlr.

Bei **F. A. Röse** vorm. **G. Fincke** erschien so eben:

Nennius und Gildas ex recens. *Stevenson* herausgegeben von *San Marte (A. Schulz)* Gr. 8. 13. Bog. Geh. Preis 1 Thlr.

Des Nennius hist. Britonum und Gildas de excidio Britanniae, beide für die ältere britische Geschichte gleich wichtige Quellen, erscheinen hier, da sie den Forschern nur durch Gales kostbare Sammlung der scriptores hist. Britanniae zugänglich, und die Einzelausgaben derselben, des Nennius von Stevenson, Lond. 1819 8. (Preis 5½ Thlr.) und die des Gildas von Polydorus Vergilius, wie deren ebenso incorrecte Nachdrücke im Buchhandel längst fehlen, in einer neuen Ausgabe, für deren zweckmäfsige und tüchtige Bearbeitung der Name des Herausgebers bürgt, der aufser den Varianten den vollständigen Apparat und einen allen früheren Ausgaben fehlenden umfassenden Index giebt.

Bei **F. C. W. Vogel** in Leipzig erschien so eben:

Brückner, *Dr.* G., neues hebräisches Lesebuch für Anfanger und Geübtere mit Anmerkungen und einem Glossarium. Gr. 8. 15 Ggr.

Dietrich, *Dr.* Franz E. C., Abhandlungen für Semitische Wortforschung. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ggr.

Lieberkühn, Prof. G. E. F., Vindiciae librorum injuria suspectorum. Insunt: I. Epistola crit. de vetere diurnorum actorum fragm. Dodwelliano data ad Virum ampl. Vict. Le Clercium, Paris. II, Defensio Corn. Nepotis contra Aem. Probum, libr. 8maj. 1 Thlr. 6 Ggr.

Winer, *Dr.* G. B., Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms als sichere Grundlage der neutestamentlichen Exegese. 5. verb. und verm. Aufl. Gr. 8. 2 Thlr.

Bei **Fr. Hentze** in Leipzig ist so eben erschienen:

der deutsche Redner

oder chronologisch geordnete Beispiel- und Mustersammlung der deutschen Beredsamkeit von der ältesten bis auf die neueste Zeit; zum Gebrauch in den Oberklassen von Unterrichtsanstalten, für Studirende, Staatsbeamte, Landtagsdeputirte, Stadträthe, Stadtverordnete und den gebildeten Bürger überhaupt. Mit einer rhetorischen Einleitung. Herausgegeben von *Dr.* K. L. Kannegiefser. 30 Bog. Lex. 8. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Das Werk ist von selbstständiger Bedeutung und vom allgemeinsten Interesse!

Digitized by Google

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Abälard und Heloise. Ihre Briefe und die Leidensgeschichte, übersetzt und eingeleitet durch eine Darstellung von Abälards Philosophie und seinem Kampfe mit der Kirche. Von M. Carriere. Broch. 1 Thlr. 12 Ggr. oder 2 Fl. 42 Xr.

Baur, *Dr.* G. A. L., Grundzüge der Erziehungslehre. Broch. 16 Ggr. oder 1 Fl. 12 Xr.

Leutsch, K. Chr. Fr. von, über die Belgen des Julius Cäsar. Ein geographisch-kritischer Versuch begleitet von einigen andern dahin einschlagenden Untersuchungen: Namentlich über die Karakaten, die Gründung des Erzstiftes Mainz und die Academie Karls des Grofsen. Nebst der einzig richtigen Karte der römischen Provinzen. Belgica I. und II. und Germania I. und II. Broch. 16 Ggr. oder 1. Fl. 12 Xr.

I. Ricker'sche Buchhandlung in Giefsen.

In der **Rein**'schen Buchhandlung (K. Heubel) in Leipzig erschien:

Jahn, *Dr.* G. A., leichte und sichere Methode sämmtliche Wurzeln einer höhern numerischen Gleichung aufzusuchen und zu berechnen. Für Schüler und praktische Rechner. Gr. 8. Geh. $\frac{1}{6}$ Thlr.

So eben ist erschienen:

Zeitschrift
für deutsches Alterthum.

Herausgegeben
von
M. Haupt.

Vierten Bandes erstes und zweites Heft.
Gr. 8. Broch. Preis 2 Thlr.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung.

THUCYDIDIS
DE BELLO PELOPONNESIACO LIBRI VIII

REC. ET EXPL.
F. POPPO.

Vol. I. sect. 1. 2. à $\frac{7}{8}$ Thlr.
(Vol. II. sect. 1. u. 2. sind unter der Presse.)

Da jedes Buch einzeln bezogen werden kann, so ist auch der Minderbemittelte im Stande, sich diese, mit den Resultaten der neusten Forschungen versehene Ausgabe des so unentbehrlichen Autors anzuschaffen.

Dennoch sind wir erbötig, der Einführung in den obern Gymnasial-Klassen durch einen ermäfsigten Parthiepreis förderlich zu sein.

Mennings'sche Buchhandlung in Gotha.

Bei uns ist erschienen:

Die Römische Topographie in Rom.
Eine Warnung
von
W. A. Becker.

Als Beilage zum ersten Theile seines Handbuches der Römischen Alterthümer.

Gr. 8. Geh. Preis 10 Ngr.

Leipzig, den 20 Juni 1844.

Weidmanns'sche Buchhandlung.

Im Verlage der **Hinstorff**'schen Hofbuchhandlung in Parchim & Ludwigslust erschien so eben:

Theorie des Kultus der evangelischen Kirche. Von *Dr.* Th. Kliefoth. Geh. 1 Thlr. 8 Ggr.

Die Reformation des Kultus ist die grofse Aufgabe unserer Zeit. Soll aber der Kultus aus dem ihm bevorstehenden Verjüngungsproceſs ohne Makel hervorgehen, so müssen wir zuvor zum vollen Verständnifs desselben, seinem Wesen wie seiner Geschichte nach, durchgedrungen sein. Wie früher beim Dogma „in seiner Einleitung in die Dogmengeschichte" will der Verfasser dies Verständnifs jetzt auch beim Kultus zu eröffnen suchen.

Von demselben Verfasser erschien früher bei uns:

Einleitung in die Dogmengeschichte. 1½ Thlr.
Zeugnifs der Seele, 20 Predigten. Geb. 20 Ggr.
Predigten 2. Sammlung Geh. 1 Thlr. 4 Ggr.

Ferner ist bei uns erschienen:

Wiggers, Prof. *Dr.* Jul., Kirchengeschichte Mecklenburgs. Geh. 1½ Thlr.

Von demselben Verfasser:

Die Mecklenburgische Mission und die Concordienformel. Ein theologisches Votum über das Verhältnifs der ersteren zu der letzteren. 4 Ggr.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Aiken's (P. F.)
vergleichende Darstellung der Constitution Grofsbritanniens und der der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

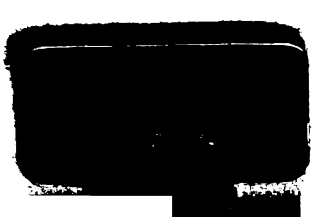
Bearbeitet von
K. I. Clement.
Mit einer Vorrede von Franz Baltisch.
Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Von Franz Baltisch erschien 1832 ebendaselbst:
Politische Freiheit. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 22 Ngr.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google